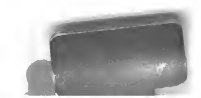





BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No.
Zwiefalten





Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das christliche Deutschland
XLVI. Jahrgang
Februar 1889.
BIBLIA
Begründet 1843 als Volksblatt für Stadt und Land.
Leipzig,
Verlag von
Georg Böhme Nachf.
(E. Ungleich.)

Inhalt.

Herausgeber:

Dietrich von Oertzen, Schwerin i. M., Klosterstr. 6, und Professor **Martin von Nathusius** in Greifswald.

(An die erstere Adresse sind alle für die Redaktion bestimmten Sendungen zu richten.)

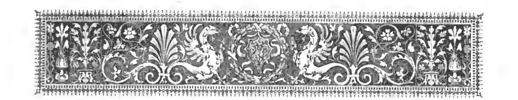
Die „Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8°. von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.

Insertionspreis für die gespaltene Petit-Zeile 0,20 Mk. **Beilagengebühr** für je 2 Seiten 20 Mk.

Georg Böhme Nachf. (E. Ungleich) in Leipzig.



Ein Vertrag.

Roman

von

Siegfried vom Hook.

(Schluß.)

Ein Krach.

Auf ihrem Heimgange nach dem Schloß fühlte die Gesellschaft sich mit ihren Gedanken und Vorstellungen völlig unter dem Bann der absonderlichen Eindrücke, welche Freisingers Schicksale hervorgebracht hatten. — Marie, zwischen diesem und ihrem Bruder, dem Rittmeister, mit kurzen ungleichartigen Schritten dahinwandelnd, ergoß ihre erregte Stimmung über die beiden Herren in Fragen, Ausrufen der Verwunderung und begeisterten Citaten aus ihrem Album, auf dessen Decke die in Gold gepreßte Inschrift „Poesie" seinen Inhalt kennzeichnete. — Henning, Adeltraut am Arm führend, folgte in einiger Entfernung. Auch den Anteil der stillbeglückten Liebenden erfüllte ausschließend Hinrichs wunderbare Lebensführung und sein seltsamer Charakter.

„Unbegreiflich!" urteilte Adeltraut; „daß die entscheidenden Momente seiner sittlichen Entwickelung überall mit einem Roß verknüpft waren."

„Spiegelbilder seiner frühsten sittlichen Eindrücke," erklärte Hoyer, „die der Knabe empfing durch die anschauliche Darstellung der Engel in der heiligen Nacht und des Erzengels Michael auf seinem weißen Pferde. Tief drang die Schilderung der Mutter in Hinrichs empfängliche Seele und ist unverblaßt darin haften geblieben. Sein ethisches Bewußtsein, getrübt von selbstgefälligen Einbildungen, erzeugte später aus jenen ersten sittlichen Eindrücken seine phantastischen Vorstellungen. Diese verdichteten sich zu einem unklaren Ideal und sein Starrsinn versteinerte dasselbe endlich zur fossilen Form einer Monomanie oder fixen Idee."

„Ach! — so wäre unser liebenswerter Freund ja partiell —" erschrocken unterbrach sich Adeltraut.

„Das Leben scheint das Krankhafte seines Zustandes doch sehr gemildert zu haben," beruhigte sie Henning. „Fernstehende werden ihn übrigens schwerlich auf seinem Steckenpferde reiten sehen. Trug er doch Bedenken vor Ihnen, Marie und dem Rittmeister, seinen Freunden, den Schleier seiner Geheimnisse zu lüften. Daß er ein naiver Optimist und verranter Ideologe sei, wird freilich ein Menschenkenner leicht durchschauen.

Doch den verständig denkenden Kopf wird auch ein geübter Seelenarzt ihm nicht absprechen können."

„Aber Thatsachen kann er sich doch wohl nicht eingebildet haben," beharrte Adeltraut; „und daß die Pferde, welche wie nach wohldurchdachtem Plan auf seine Charakterbildung einwirkten, stets gleichgestaltete Schimmel waren, erscheint unleugbar wie ein Wunder."

„Rätselhafter würde es sein, wenn die Tiere alle etwa braun mit gleichen Abzeichen gewesen wären. Schwerlich hätten aber solche Pferde ihm Aufmerksamkeit abgewonnen. Das leuchtende Weiß seines Zelters dagegen versinnlichte ihm seine eigene anima candida. Und in der Farbe wie Gestalt gleicht ein Zelter ja dem anderen. — Der dressierte Zelter in der Reiterbude und die profane Einkleidung des Ringestechens, auf Grund der Legende vom Kampf des Erzengels Michael wider den Drachen, verkörperte Hinrichs Kindheitsträume. Im Zusammenhange mit diesen erschienen ihm später Wolkengebilde des schwülen Sommertags als die himmlischen Heerscharen der Apokalypse, und Nebelgestalten, vom Herbstwinde gejagt und vom Monde bestrahlt, verdichtete seine Phantasie zum Abbilde des Pegasus, der ihn im Halbbewußtsein forttrug zum Anschauen seines verklärten Kunstideals. — Das Rennpferd „Fire-Fly" wie jenen „Amalek" hat Hinrich ohne Zweifel wirklich besessen. Und daß Fire-Fly ebenfalls zur Gattung der sogenannten Zelter gehörte, könnte mich selbst befremden, wenn ich nicht glaubte annehmen zu dürfen, daß der unbekannte Freund gerade ein solches Pferd wählte, weil er unenthüllte besondere Zwecke verfolgte, als er es dem verfehmten Künstler verehrte, dessen schwache Seite ihm ohne Zweifel bekannt war. — Doch legen wir die stumpfe rationalistische Sonde beiseite, liebe Freundin; wir zerreißen damit den zarten Faltenwurf des Mystischen, der die poetische Geschichte Freisingers umfließt."

„Poetisch?" sann Adeltraut, „ist hier nicht mehr als ein erdichtetes Sinnbild festgefahrener Ideen?"

„Gewiß, hier ist mehr, Adeltraut. — Hier vollzieht sich wieder einmal das Wunder, daß selbst krankhafte Eitelkeiten im tiefsten sittlichen Sinne fördernd auf die Richtung einer Lebensführung einwirken können. — Wer hätte indessen nicht auch seinen Schimmel! Mancher kommt aber zeitlebens nicht herunter vom Rollen-Pferde seiner Kindheit. Bei einigen entwickelt sich dasselbe später zum hinkenden lahmen Gaul — bei anderen zum bockenden störrigen Esel. Selbst unter den Großen und Unsterblichen der Welt saßen viele stolz genug auf ihren Sätteln; aber nicht jeder verstand sein edles Roß so sicher und behaglich zu reiten, als unser harmloser dichterischer Freund Hinrich Freisinger seinen Zelter. Ihn hat derselbe aus dem Götzendienst „Amaleks" gen Himmel, dann durch das Mittelreich der schönen Kunst und endlich in die Arme der herzwarmen freien Natur geläutert zurückgetragen. Der transscendentale Zelter hat ihn zum ganzen Manne gemacht."

Dieffemberg, der seine Erregtheit beim Schachspiel vollends bemeistert hatte, ergriff begierig als Mittel, die Zeit bis zum Eintreffen Trutheimbs auszufüllen, die von Lady Lucy und ihrem Gemahl unterstützte Bitte Almas um eingehendere Mitteilungen aus Hoyers gestrigen Erlebnissen und aus Freisingers amerikanischen Schicksalen. — Auf des Sängers Wunsch entwarf Henning mit klaren Umrissen den wesentlichsten Hauptinhalt der Lebensführung seines vielgeprüften Freundes, ohne dessen Zartsinn zu verletzen durch die Enthüllung seiner phantastischen Geheimnisse.

Sir Francis nahm besonders lebhaften Anteil an dem fatalen Preßprozeß, in welchem Freisinger für den unentdeckt gebliebenen Verfasser der verhängnisvollen Lügenberichte die Kastanien aus dem Feuer holen mußte. Der Baronet machte seine Lady Mac-Bell, damals noch seine Jungverlobte, dafür verantwortlich, daß seine eigenen Angelegenheiten ihm wichtiger gewesen wären, als jene Einzelnheiten des Prozesses, die er darüber völlig vergessen hätte. Nachträglich bedauerte Sir Francis, Hinrichs Besuch in Chicago verfehlt zu haben. Es ergab sich, daß Hinrichs Ankunft in dieser Stadt

am letzten Tage jenes großen Pferderennens ein Wiedersehen der Freunde sehr wohl zugelassen hätte, da Sir Francis erst einige Tage später nach Washington abreiste. — Alma erkundigte sich, ob Francis bei diesem Anlaß den Mr. Whitehorse als den ersten preisgekrönten Sportsmann kennen gelernt habe. Und als diese Frage bejaht worden, forschte Henning nach dem Namen des siegreichen Rennpferdes, ob dasselbe etwa „Fire-Fly" genannt worden sei.

„Fire-Fly?" sann Sir Francis, „ich entsinne nicht; — nein, nicht so."

„Meteor!" half Lady Lucy ihrem Gatten. „Meteor hieß das race-horse."

„So!" bestätigte er. „O ja! — Meteor — ich bin sicher."

Henning knüpfte an den Namen Whitehorse einige Mitteilungen über seinen Aufenthalt in Whitehorse-Cottage, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Nur Hinrich schien denselben wenig Geschmack abzugewinnen und lehnte Hennings Anregung, dem Mr. Whitehorse einen Besuch abzustatten, kurz ab. Vielleicht, meinte Henning, könne er dort alte Bekanntschaften erneuern.

„Ich habe zwar in Chicago von Mr. Whitehorse und seinem Meteor reden hören oder gelesen," erklärte Hinrich, „gekannt aber habe ich einen Gentleman dieses Namens nie. Seine angebliche Aehnlichkeit mit mir reizt mich auch nicht, seine Bekanntschaft zu machen. Das sind ja öfter vorkommende Zufälligkeiten. Ich habe ein solches Naturspiel doch in meinem Doppelgänger, Freund Josef Böhm, selbst erlebt. Uebrigens kann ein Mann mir keine Teilnahme abgewinnen, der so grausam ist, einen freien Indianer in die Zwangsjacke europäischer Kultur einzuschnüren."

„Schwerlich würden Sie auch den Zweck Ihres Besuches erreichen" ließ Kurd sich jetzt mit geheimnisvoller Miene vernehmen. Und als man nach der Ursache dieser Voraussetzung forschte, rieb er listig sein Ohrläppchen und erwiderte:

„Nun ja! — Vor morgen früh könnte doch die Expedition nicht unternommen werden und da würde man vermutlich den Mr. Whitehorse und seine Gesellschaft nicht zuhause treffen," wie er, Kurd, glaube mit triftigem Grunde vorhersagen zu können.

Alma fragte, ob der Fremde, dessen Besuch ihr Gemahl während des Schachspiels empfangen, mit seiner Weissagung in Beziehung stände. Aber eingehendere Erklärungen waren dem verschlossenen Propheten nicht zu entlocken. Und Trutheims Ankunft entzog diesen der Verlegenheit, mehr zu verraten.

„Nun sage mal, mein genialer Schwager, was macht Ihr jungen Leute hier für Streiche!" Mit diesem Zuruf begrüßte Trutheimb den Schloßherrn. „Wenn du deinen würdigen Oheim nicht wieder einmal hast mystifizieren wollen, könnte eine Liaison der Planeten Mars und Venus mich nicht jäher überrascht haben, als diese Verlobung. Kaum wendet man den Rücken, da erobert ein solcher Duckmäuser von Rittmeister durch einen echten Reitercoup die sicherste Festung des ganzen Kreises!"

Das Erstaunen war jetzt an Kurd. Er hatte nicht entfernt an die Möglichkeit gedacht, Adeltraut könne ihr Jawort ohne Vorwissen Trutheimbs abgegeben haben. Des Freiherrn Ueberraschung und irrige Auffassung der Sachlage regte nunmehr auch Kurds Wunsch lebhafter auf, die früher abgelehnten Aufschlüsse über den unenträtselten Hergang zu erhalten. Während die beiden Schwäger stumm und ratlos einander in die Augen schauten, erlöste Graf Hoyer sie aus ihren Zweifeln und Selbsttäuschungen. In hastigen Sätzen eilte er die Treppe hinab und streckte dem Freiherrn und seiner Gemahlin beide Hände bewegt entgegen. Trutheimb trat, abermals überrascht, einen Schritt zurück, rückte mechanisch an seinem Doppelglas und richtete befremdete Blicke bald auf Hoyer, bald auf Olga und Kurd. Dieser machte endlich dem Schweigen heiter ein Ende.

„Seht Ihr ihm denn nicht den wonnevollen Bräutigam an seinen phosphorescierenden Strahlenblicken an?" fragte er Trutheimbs.

„Wie? — Was? — Wär's möglich? — Sie, Graf Hoyer?" — riefen die Gatten umeinander in fassungslosem Erstaunen und Entzücken. Henning hatte keine kleine Mühe, sie zu beruhigen. Die Erklärungen, welche er ihnen gab, umfaßten alle

Hauptsachen seiner Beziehung zu Adeltraut von der ersten Begegnung in Jerusalem bis zum Eingriff Hinrichs am heutigen Morgen.

Die Rolle, welche Freisingers Naivetät in der Verlobungsgeschichte spielte, gab den Herren später unerschöpflichen Stoff zu Neckereien, die Hinrich sich mit olympischer Ruhe gefallen ließ. Kurd betitelte ihn beharrlich als Eheprokurator wider Willen. Und Justus versprach ihm ein ganzes Lager blauer Zobelpelze. Auch Adeltraut entging den Späßen der aufgeräumten Laune nicht; aber dieselben schienen ihr zarter zu sein, als gewöhnlich. Trutheimbs wie auch Dieffemberg begegneten ihr mit ausgesuchter Aufmerksamkeit und Hochachtung, was Adeltrauts Gefühl fast noch peinlicher berührte, als die gewohnte Rücksichtslosigkeit, mit der man sonst ihre Anwesenheit oft gar nicht wahrzunehmen schien. Trutheimb wurde nicht müde, seine Nichte mit strahlendem Wohlgefallen zu betrachten. Jedem, der es hören wollte, raunte er halblaut seine Bemerkungen über ihre Erscheinung zu.

„Verteufelt schönes Mädchen! — Junonische Gestalt! — Wie famos die goldbronzefarbene Robe ihre dunkelblauen Augen heraushebt! — Meiner Seel, solche brillante Chevelüre giebts im Himmel und auf Erden nicht zum zweitenmal! — Olga, wo hab' ich denn früher meine Augen gehabt? — Unsere Traute ist ja auf Ehre die erste Beautee ihres Zeitalters!" —

„O ja, Graf Hoyer kann zufrieden sein; wir brauchen uns seiner Wahl wegen nicht zu schämen; — eins der ansehnlichsten Paare, die man finden kann!"

So urteilten die freiherrlichen Gatten über die Verlobte des sehr bemittelten und einflußreichen Grafen. Jetzt rückte die neue Beleuchtung das Bild der beiden unterschätzten Verlobten wie mit einem Schlage ins glänzendste Licht.

„Es ist stets mein Stolz gewesen" versicherte der Freiherr, „eine Nichte zu besitzen, die sich in dieser zerfahrenen Welt den einfachen kindlichen Glauben bewahrt hat, der ihr die Kraft zu dem selbstverleugnenden Wirken einer wahrhaften Heroine verlieh. Auf Seele! — Die korrekteste Basis rechtschaffener adeliger Denkart! — Man sieht das auch aus den Thaten unseres verehrten Freundes, des Grafen Hoyer. Sie wissen, daß ich von seiner Vagabondenkolonie rede; ich glaube, er nennt sie Friedstett. — Wer wagt denn an solchen Versuch ein ganzes Rittergut? — Und wer opfert christlich-sozialen Problemen so große Summen, wie Hoyer es mit vollen Händen zum Segen Hunderter von armen notleidenden Schächern selbstlos thut? — Wer macht so etwas, frage ich? — Adeltraut kann sich wahrlich glücklich preisen, einen solchen Bewerber gefunden zu haben. Aber sie ist seiner auch wert. Dafür bürgen wir glücklicherweise ihre noblen Passionen und Gesinnungen, die sich in den beiden letzten Jahren unter Olgas und meinen Augen, wohl nicht ganz ohne unsere leitenden Einwirkungen, überraschend günstig entwickelt haben."

Ueber Ringelin, Francis und Hinrich, die der Gerechte von Trutheimb nach einander einzeln in einen entlegenen Winkel zog, schüttete er das volle Maß der Begeisterung aus, welche seine schöne Nichte und ihr Verlobter ihm plötzlich abgewonnen.

„Eine richtige Evastochter ist sie bei alledem doch" versicherte er seinem Schwager Dieffemberg, der ihn auf diese Behauptung ungläubig anstarrte. „Na, höre mal, spiele doch nicht den Naiven, verehrter Schwager. — Glaubst du denn, unser Trautchen habe — „als Tier und Menschen schliefen feste" aus purer Naturschwärmerei die Schloßterrasse abpatrouilliert an demselben Morgen, wo der Graf jeden Augenblick die Allee herauf kommen mußte?"

„Ich denke," entgegnete Kurd ausweichend, „Adeltraut hat die Gewohnheit, früh spazieren zu gehen. Aber die Imshuther Dachse werden freilich davon nichts verspürt haben."

„Krach und Bletz!" — schnarrte sich krümmend der sphärische Freiherr wie der alte Oberst Kracht. „Krach und Bletz! — Der Hieb hat gesessen."

Er hielt es für angezeigt, das Thema nicht weiter zu verfolgen. Kurd am Arm näher zu sich heran in die Fenstervertiefung ziehend, dämpfte er seine Stimme zum

Geflüster herab und fragte, ob Kurd davon unterrichtet sei, daß sich auf dem Gebiet des Vilamsdorffer Burgfriedens eine abenteuerliche Begebenheit vorzubereiten scheine.

„In der Nähe der Wegkreuzung," erzählte Justus, „sahen wir eine verdeckte Mietkutsche, einen leichten Planwagen, berittene Landgendarmen und Polizeimannschaften zu Fuß. Die sonderbare Expedition schlug den Weg nach dem Waldthal ein. — Hat Freund Hoyer etwa dem Amerikaner die Meute auf den Hals gehetzt?" —

„Meines Wissens hat er von seinen Erlebnissen in jener verrufenen Umgebung nur andeutungsweise gesprochen," erwiderte Kurd. „Der Oberst Klüber von der Polizei war heute Vormittag bei mir, um seine Absicht nicht ohne meine Kenntnisnahme auszuführen. Er unternimmt nämlich aus Diensteifer ein Kesseltreiben gegen die verdächtigen Hinterwäldler in der Meierei und hat meinen Förster mit Mannschaften requiriert, die das alte Kastell auf der einen Seite bewachen sollen, während der Oberst Klüber mit seinen Leuten es auf der anderen cernieren will. — Wir werden ja früh genug von dem Erfolg der Expedition hören. Bis dahin darf kein Wort darüber gesprochen werden. Ich habe mich dem Obersten zum Schweigen verpflichtet."

Trutheimb nickte dazu. „Das versteht sich ja von selbst" sagte er. „Heute will ich mir die Laune nicht wieder verderben lassen, wie gestern," fügte er mit Nachdruck hinzu.

Als man sich vor Tisch im Gesellschaftsanzug versammelte, hatte Hinrich durch seine elegante männliche Gestalt und seinen sicheren Anstand, eine Frucht seiner Kunstpraxis auf der Bühne und im Salon, die Aufmerksamkeit selbst der Herren gefesselt.

„Ihr Freund ist ein wahrhaft schöner Mann," flüsterte der Rittmeister dem Grafen Hoyer zu. „Schade, daß er nicht Offizier ist. Er würde eine Zierde der Garde du Corps sein."

Alma forderte ihn auf, die Gesellschaft mit einer Probe seiner Gesangskunst zu begünstigen. Die Bitte fand lebhafte Unterstützung. Hinrich erklärte sich bereit und bald trat auch der Hauskapellmeister Leopold Giese in das Musikzimmer, den Alma hatte ersuchen lassen, einige Gesangstücke am Flügel zu begleiten. Unter den Noten, die Giese vorlegte, wählte Hinrich Eichendorffs Frühlingsfahrt: „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen zum erstenmal von Haus."

Mit weichem leichtansprechenden Ton, doch von kernig-männlicher Klangfarbe, trug der begeisterte Sänger, der alle Ausdrucksmittel wie ein vollendeter Meister beherrschte, die tiefempfundene Musik Robert Schumanns vor. Er riß auch den begleitenden Giese in den Strom der enthusiastischen Vortragsweise fort, die der gemeinschaftlichen Leistung der beiden ebenbürtigen Künstler den Stempel der Vollendung aufprägte. Nach dem ergreifenden Schluß: „Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!" trat eine allgemeine Stille der Ergriffenheit ein. Adeltraut lehnte ihr schönes Haupt an Hennings Schulter. Er ergriff ihre Hand und drückte sie verständnisinnig.

„Das Lied," sagte er bewegt, „hat eine sonderbare Wirkung auf mich geübt. Ich mußte dabei an den Amerikaner in der Meierei denken, wie er wohl gleich dem einen der beiden rüstigen Gesellen, als deren zweiter mir Hinrichs Jünglingsgestalt vor Augen stand, einst mit geschwellten Hoffnungssegeln in den Strom des Lebens hineinsteuerte. Und jetzt? — „Sein Schifflein das liegt im Grunde, und über den Wassern weht's kalt.""

Bereitwillig sang Hinrich, getragen von seiner und Gieses erhobener Stimmung, nun das Waldesgespräch des im Forst verirrten Ritters mit der „Hexe" Loreley: „Es ist schon spät, es ist schon kalt." Mit wahrhaft dämonischer Gewalt charakterisierte der Sänger die teuflischen Reden des rachsüchtigen Weibes. Und beim Schluß — „Kommst nimmermehr aus diesem Wald" — schwoll der Ton seiner stets schön lautenden Stimme zu einer Macht auf, die ihn selbst, wie auch Giese und alle Hörer im tiefsten Grunde des Gefühles erschütterte.

Als Hinrich sich träumerisch zur Seite wandte, blieb sein Blick ruhen auf einer leise bebenden Gestalt in weißer Robe. — Es war Marie Ringelin. Einen Augenblick betrachtete Hinrich das anmutige Bild schweigend. Dann nahmen seine Züge einen

leuchtenden Ausdruck an. Und gedeckt von den lauten Stimmen des Beifalls und der Urteile, die sein Gesang beredt gemacht hatte, flüsterte er in Mariens Ohr das beziehungsvolle Citat:

„Weiße Kleider schimmern helle.“

„Helle rauschen goldene Flügel,“ ergänzte Marie ebenso leise. Dann bat sie um noch ein Lied. Und Alma, welche die Bitte vernommen, unterstützte sie. Auch die übrigen drangen so stürmisch in Hinrich, daß er, der sich durchaus nicht zierte, geraume Weile seine Absicht mit dem besten Willen nicht ausführen konnte. Je länger er zu zögern genötigt war, desto eifriger bat man ihn. Endlich richtete Hinrich einige hastige Worte an Giese, worauf der ganz furios über die Tasten rasete. Das half. — Es trat urplötzlich Ruhe ein und Hinrich erklärte seinem Genossen am Klavier, er habe die Stimmung zu ernsteren Gesängen verloren; ihm sei miteins „vöglifroh“ zu Mut geworden. Solcher Stimmung verlieh er Ausdruck durch Schumanns frisches Trinklied: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein.“ — Mit diesem Stücke war ein passender Uebergang zum Festmahl gemacht, welches durch die in den freudigen Tumult der sangestrunkenen Gäste hineinläutende Tischglocke angekündigt wurde.

Der Sal' a Terra prangte im Schmuck von grünen Festons und Fahnen. Blumenvasen bezeichneten die Plätze des Brautpaares an der Breitseite des Tisches. Den Verlobten gegenüber saßen Hinrich und Marie. — Passende Tonsätze der Hornmusik klangen von weitem herüber. Herzliche Trinksprüche, launige Reden würzten die Tafelfreuden. Die gewählten Schüsseln begeisterten den sphärischen Freiherrn zu dem gewagten Wortspiel, Almas kulinarische Leistungen würden einen chinesischen Kuli närrisch machen.

Der Schloßherr begrüßte seine Gäste. Er sprach von der Elastizität des Freundschaftsbandes, welches sich ausspannen konnte über Orient und Occident, ja bis zu den Urwäldern des Mississippi und Eriesees, ohne zu zerreißen, um sich endlich wieder zusammenzuziehen zu dem engen Kreise, der von den vier Kanten der Tafel begrenzt werde. „Nun hat der Freundschaftsstamm gar die Triebkraft bewährt, aus welcher vor unseren erstaunten Blicken eine Knospenkrone junger Liebe entsprossen ist. — Ich könnte nun bitten, die Gläser darauf zu leeren, „daß sie ewig grünen bliebe.“ — Aber von meiner teueren Gattin habe ich die Gewohnheit angenommen, alle Hauptsachen im Postskriptum zur Sprache zu bringen. So gestatten Sie mir denn noch ein kurzes Nachwort über den Brautstand im allgemeinen und im besonderen. — Ist der Brautstand in Wahrheit die glücklichste Zeit des Lebens? — Unerfahrene Dichter und Brautleute mögen das glauben; ich hingegen, ein wohlbestallter Ehemann, debütiere hier mit der ketzerischen Behauptung, daß die Vertreter jener schwärmerischen Ansicht dem heiligen Stande der Ehe mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, wenn sie seine Vorzüge aus eigener Einsicht zu schätzen wüßten. — Der Brautstand gleicht dem Erklimmen einer Höhe. Dieselbe zu erreichen ist sein Zweck. Und steht man oben im stärkenden Winde — wie bald überzeugt man sich da, das Ansteigen sei doch eine recht mühselige Arbeit, voll Selbstverleugnung und Entsagung gewesen. Der Gipfel und die Mittagshöhe des Liebeslebens ist die Hochzeit. — Und was nun den Brautstand im besonderen betrifft, so leeren Sie, bitte, mit mir das Glas auf ein kurzweiliges Emporklimmen unserer Verlobten zum hochzeitlichen Gipfel der freien Umschau in die Vergangenheit und Zukunft.“

Die Gläser erklangen; dazu ertönte in dem Nebenzimmer der Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, und in angemessener Ferne mischten Böllerschüsse ihre Stimmen in die allgemeine Freude. — Bei der gesteigerten Lebhaftigkeit der Unterhaltung überließ Marie Ringelin sich im Zwiegespräch mit ihrem Nachbar Hinrich jedem mutwilligen Einfall. Ihre mütterliche Absicht, seine Formen polieren zu wollen, war längst vergessen. — Hinrichs Gesang hatte sie vollends in einen schwelgerischen Zustand hineingerissen, den sie an seiner Seite nun in vollen Zügen genoß. — Er fand sich seinerseits vom

beweglichen Spiel ihres fröhlichen Geistes gefesselt, dem es gleichthun zu können, er sich neidlos unvermögend fühlte.

Was ihn besonders entzückte, war die Leichtigkeit Mariens, mit der sie bei jedem Anlaß ein treffendes Dichterwort zu citieren verstand. Als nach Dieffembergs Trinkrede die Böllerschüsse draußen krachten, deklamierte Marie, zu Hinrich gewendet, halblaut:

„Die Pauke spreche zur Trompete, die
Trompete künde es dem Kanonier,
Geschütz dem Himmel, Himmel es dem Erdball:
Der König trinkt auf Hamlets Wohl."

Ihre Uebergänge und Gedankensprünge vollzogen sich oft so blitzschnell, daß Hinrich, noch in den letzten Gedankenstoff versenkt, sich ohne Erfolg anstrengte, ihr so rasch zu folgen und sie dann mit einem leeren Blick anstarrte, der sie unwiderstehlich zum Lachen reizte.

„Was siehst du, Fernando, so finster und bleich?" fragte sie ihn bei solchem Anlaß einmal, um dann sogleich auf die feurige Lebhaftigkeit überzuspringen, mit der er vorher so himmlisch gesungen.

„Uebrigens kann ich es der Loreley nicht übelnehmen, daß sie den schmucken Ritter, der ihr ins Gehege geraten, nicht wieder aus dem Walde ziehen lassen will. — Sie haben durch die Gewalt ihrer Stimme nur das Dämonische hervorgehoben. Ich dächte, man könnte der Waldidylle wohl eine freundlichere Seite abgewinnen. — Aber ganz wundervoll haben Sie dann das Trinklied von Schumann vorgetragen. — Was trinken denn die Herren Trapper am Mississippi abends,

„Wenn die stillen Feuer nicht mehr glühn im Hottentotten-Krahle,
Wenn im fernen Schilfe blökt das Gnu" —?—"

Hinrich räumte ein, daß man auf den Luxus europäischer und amerikanischer Behaglichkeit freilich in der großen Einsamkeit der Natur verzichten müsse. „So schmackhafte Straßburger Gänseleberpasteten, wie diese hier, werden einem Trapper nicht serviert," scherzte er.

„Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern mich Pasteten!"

fiel Marie pathetisch ein. Das Gespräch hatte damit eine ihr sehr erwünschte Wendung genommen. Denn ihr lag viel daran, über Hinrichs Zukunftspläne Aufschluß zu erhalten. „Aber die Rückkehr aus den „faulen Zuständen des Staates Den'mark" in die hohe heilige Natur hat doch gewiß immer noch viel Verlockendes für einen weltmüden Europäer, der einmal aus dem berauschenden Kelch gänzlicher Unabhängigkeit getrunken hat? Ich kann mir überhaupt kaum etwas Poetischeres denken, als solch' freies Leben in der großartigen Wildnis."

Sie blickte gespannt auf Hinrichs Mienenspiel.

„Wahre Poesie," entgegnete Freisinger, „ist freilich überall da, wohin einer sie trägt. Man braucht deshalb also nicht in die Wildnis zu fliehen mit der Hoffnung, dort ganz vorzugsweise Nahrung zu finden für die Bedürfnisse des Gemütes und der Phantasie. Im Gegenteil! — Mit der Poesie eines Lebens, das niemand verantwortlich ist und keine anderen Zwecke kennt als die eigenen, sieht es doch auf die Dauer recht fragwürdig aus. — Einseitige Freiheit und zügellose Selbstgenugsamkeit vermag nicht entfernt die Reize zu ersetzen, welche gemeinnütziges Wirken im geselligen Verein gleichstrebender Kräfte und im anregenden Kreise der Liebe und Freundschaft zu gewähren hat. Gelingt es mir, in Deutschland oder in meiner schweizerischen Heimat Spielraum zu gewinnen für eine nutzbringende Bethätigung meiner bescheidenen Leistungsfähigkeit, so wünsche ich nichts sehnlicher, als meiner Mutter einen behaglichen Lebensabend zu

bereiten, zu arbeiten, im Lande zu bleiben und meine abenteuerliche Vergangenheit mit dem Goldschaum der Schönfärberin Erinnerung zu verbrämen."

„Gewiß: „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt" —"

citierte unermüdlich Marie, welcher es nicht entgangen war, daß ihr Tischnachbar eine solche mit Dichterworten gewürzte Unterhaltung liebte. Und er ergänzte jenen Schiller'schen Gedanken sogleich, ihr in die Rede fallend:

„Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönern Eigentum zurück."

„Ich bin sicher nicht die Einzige in diesem Kreise," meinte Marie, „die sich über Ihren Zukunftsplan freut und Ihnen einen Wirkungskreis wünscht, der Ihren Neigungen zusagt. Wie wärs," scherzte sie, „könnten Sie nicht auch in Deutschland sich als Pelzhändler nützlich machen? — Doch still!" unterbrach sie sich, da Graf Hoyer sich zu einer Ansprache erhob, „lassen Sie uns hören, was Adeltrauts Verlobter aus der Fülle seiner wonnevollen Gefühle ergießen wird."

Henning dankte für die anmutende Feier, welche man ihm und seiner Verlobten so liebevoll bereitet habe. In zierlichen Scherzreden erinnerte er seine drei Jugendfreunde an die altkluge Unterhaltung über das Kapitel von der Ehe, welche sie am letzten Abend ihres Zusammenlebens im Hause Pfeifersheim geführt hatten. Er erging sich dann in Erinnerungen an den Einfluß, den die Pflegeeltern auf die damalige Jugend von Pfeifersheim übten und meinte, ein glücklicher gewählter Augenblick werde sich schwerlich wiederfinden, dem verehrten Paar in einer Dankadresse das treue Andenken der vier Pflegesöhne auszusprechen. Auch regte Henning den Gedanken an, die im übernächsten Frühjahr stattfindende silberne Hochzeit des Pfeiferschen Paares mitfeiern zu helfen. Dieses Fest würde den hier versammelten Freunden die Gelegenheit darbieten, sich wiederzusehen und zwar an der würdigen Stätte, „wo die Spindel schnurrte, welche das bewährte Band gesponnen, das uns freundschaftlich verknüpft und uns hier vollzählig vereinigt hat."

Mit lebhaftem Beifall stimmte man den Vorschlägen des Redners zu und beförderte alsbald eine von Henning entworfene Depesche an die Pfeifersheimer nach der Telegraphenstation.

Die Wiedervereinigung der Freunde in Begleitung des anwesenden weiblichen Kreises gab Stoff zu allgemeiner munterer Unterhaltung. Uebrigens erklärte Henning, er habe beschlossen, schon in nächster Zeit seine Verlobte in Pfeifersheim vorzustellen und Hinrich werde das Paar als Kavalier begleiten. Der Reisetrieb regte sich nun auch in Frau von Trutheimb. Es müsse doch vor der Hochzeit Adeltrauts in der Residenz noch manches beschafft werden, erklärte sie, wozu der Rat einer erfahrenen Schloßfrau nötig sei. Marie erhob gleichfalls die Flügel ihrer Wanderlust. Sie hielt es für geboten, daß, wenn ein Kavalier in der Person des Herrn Freisinger die Reisenden begleite, ihnen auch ein Hoffräulein nicht mangeln dürfe. Ohnehin möge sie ihrem bejahrten Vater, der als Generalmajor außer Dienst in der Hauptstadt lebte, nicht länger ihre Gegenwart und Pflege entziehen.

Durch die Aussicht auf diese gesellige Reise steigerte sich die heitere Stimmung der Festgenossenschaft zu allgemeiner Lebhaftigkeit. Und das Festmahl, welches Gräfin Dieffemberg als „Verlobungsdiner" verewigte, verlief zur höchsten Befriedigung aller Beteiligten, vorzugsweis des Gerechten von Trutheimb. Er äußerte wiederholt seine Genugthuung darüber, daß die „Scharte des Geburtstagsdiners heute glänzend ausgewetzt worden sei."

Beim Kaffee, der auf der Terrasse gereicht wurde, erkundigte Sir Francis sich angelegentlich nach den Kanonen, welche mit ihren hallenden Heroldstimmen Dieffembergs Toast auf das Brautpaar verherrlicht hatten. Es seien sehr alte Erbstücke, erklärte

Kurd, die wahrscheinlich schon auf dem Hinterdeck eines Schiffes der weiland kurfürstlich brandenburgischen Kriegsflotte als Kartätschgeschütze gedient hätten.

„Kleines Kaliber, Zweipfünder," ergänzte Kurd. „Sie liegen auf eisernen sogenannten Schwanenhälsen und lassen sich leicht nach verschiedenen Richtungen hindrehen. Wir nennen sie in der deutschen Kunstsprache Drehbassen."

Francis äußerte eben den Wunsch, die Terrasse hinabzusteigen, um jene Denkmäler einer überholten Seekriegsführung in Augenschein zu nehmen, als Gottlob aufgeregt heraneilte mit der Meldung, ein Landgendarm habe soeben diesen expressen Brief abgegeben.

„Auch der Schimmel sein wieder da, den der gnädige Herr Graf nicht längst erst an den fremden Roßkamm verkauft haben. Der Gendarm läßt bitten, den Schimmel einstweilen hier einstellen zu dürfen."

Verdrossen las Kurd das flüchtige Schreiben. Dasselbe kam vom Polizeiobersten Klüber und war in der Waldmeierei verfaßt, wie das Datum zeigte. In höflichen Ausdrücken ersuchte der Briefschreiber die Herren, den Grafen Dieffemberg, den Grafen Hoyer und den Rittmeister Ringelin, sich ungesäumt nach der Kreisstadt aufzumachen. Es handele sich um eine unaufschiebbare gerichtliche Beweisaufnahme, bei welcher die Zeugenaussagen der genannten Herren von entscheidender Bedeutung zu sein schienen. Der Angeklagte, ein Sterbender, verlange auch dringend mit den drei Herren persönlich zu sprechen. Sollte ein gewisser Herr Hinrich Freisinger, der dem Anschein nach dieser Tage im Schlosse erwartet worden, inzwischen eingetroffen sein, so werde dieser vor allen dringend ersucht, unverzüglich beim Amtsgericht sich zu melden. In diesem Falle sei die Anwesenheit des Herrn Grafen Hoyer weniger dringlich.

Aergerlich mit dem Fuß stampfend, zog Kurd die im Briefe erwähnten Freunde beiseite und teilte ihnen den Inhalt des Schreibens mit. „Finis Poloniae!" sagte er mit einem nach der Gegend des Waldthals gerichteten bedeutsamen Blick.

Da erscholl von jener Gegend herüber eine dumpfe, vom Echo langhingezogene Detonation, deren Erschütterung sich im Erdboden deutlich verspüren ließ.

„Das waren nicht die Drehbassen, ich glaube —," brach Francis mit ungestörtem Gleichmut das ängstliche Schweigen.

Uebrigens gab es keine Muße mehr zum Austausch von Vermutungen. Kurd zog die Uhr und fand, daß man sogleich aufbrechen müsse, um den Anschluß an den nächsten Eisenbahnzug nach der Kreisstadt nicht zu verfehlen. Trutheimb beschloß, den angebrochenen Nachmittag, wie derselbe in unverminderter Weinlaune sich ausdrückte, „mit der „Spritze" nach der Kreisstadt abzurunden." Auch Francis — die letzte Hoffnung Almas und ihrer Leidensgefährtinnen — erklärte aufs bestimmteste, den Ausflug mitmachen zu wollen.

Nicht lange, so waren die Zurüstungen getroffen und zwei leichte Wagen mit schnellen Pferden vorgefahren, um die Herren zu entführen.

Marie stand betrübt am Schlag des Gefährtes, dessen Tritt Hinrich Freisinger eben bestieg.

„Schade!" seufzte sie, „daß der himmlische Tag so grausam gestört werden mußte — mit solchem abscheulichen Knalleffekt! — Aber leider: Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu teil!"

In der Kreisstadt.

Wie eine aufgescheuchte Fledermaus, mit unsicherem Zickzackflug unhörbar bald hier, bald dort vorüberhuschend, so erhob Frau Saga ihre Spinneweb-Schwingen über den Wald, über Berg und Thal, über Schloß und Dorf, über Stadt und Land. Unheimliche Gerüchte von wilder That, von dunkelen Ereignissen tanzten aus der

Unheilsbotin grauen Flügeln tropfenweise herab, wo sie vorüberschwebte, gleich schwälendem Nebel, der sich leise und durchdringend zu Boden senkt.

Am dichtesten troff der Niederschlag auf die Kreisstadt herunter. Er erfüllte hier Plätze und Gassen, drang in die Häuser, durchhauchte mit fröstelnden Schauern stille Gartenlauben, wo Liebende kosten, und sickerte in Dachstübchen, wo zurückgezogene Gelehrte und Poeten von einem Hafen des Glückes und Ruhmes träumten, dem sie ihren geschäftigen Kiel auf schwarzer Flut mit heißem Bemühen entgegensteuerten.

Stammgäste und eingeführte Fremde versammelte der Wissenstrieb früher und zahlreicher als an gleichförmig dahinfließenden Werktagsabenden in den Unterhaltungsräumen der Kasinogesellschaft. Dieselben lagen im ersten Stockwerk des vornehmsten Gasthofes der Kreisstadt.

Von der alten Zeit, wo dieses weitläuftige adelsfreie Gebäude im Besitz der gräflichen Familie Dieffemberg-Bilamsdorff gewesen war und derselben als Absteigequartier und Winterwohnung gedient hatte, schrieb sich der Titel her, den das nachmalige Wirtshaus führte. Es hieß „Der Bilamsdorffer Hof.“

An dem verhängnisvollen Abende des neunundzwanzigsten August drängten sich die Gäste um die langen Tafeln, welche in der Mitte des großen Saales aufgestellt waren. Die gedruckten Statuten des Kasinos gestatteten nur hier laute Unterhaltung. Verwaist stand der mit einer reichen Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften bedeckte Lesetisch. Sonst pflegte kein Abend zu vergehen, wo nicht wenigstens der Medizinalrat Sievers und der Oberst Kracht an diesem Tisch in Durchsicht der Blätter vertieft gewesen wären.

Zum Verdruß des Medizinalrats hatte der Oberst eine üble Gewohnheit: alle Blätter, die er zu lesen pflegte, sammelte er, setzte sich darauf und nachdem er sie in geregelter Reihenfolge langsam und ausführlich durchstudiert, stellte er sie erst der allgemeinen Benutzung wieder zur Verfügung.

Der Medizinalrat hatte schon des öftern eine statutarische Novelle in Anregung gebracht, um dem Unfug des Obersten — wie er dessen Verfahren ärgerlich schalt — entgegenzuwirken. Der Oberst aber blieb bei allen freundschaftlichen Mahnungen des Gesellschaftsvorstandes unbeweglich. Er gab zwar zu, daß man das Recht habe, ihn einen „Zeitungsmarder“ zu nennen. Aber er hindere keinen Gast, ihm zuvorzukommen. „Die Taktik ist die Seele des Erfolges, meine Herren,“ fügte er dann mit soldatischem Selbstgefühl gern hinzu, ein Axiom, von dem der Medizinalrat behauptete, er habe es im kleinen Clausewitz gelesen.

Beide Herren waren jetzt nur mit einem flüchtigen Seitenblick auf den unbesetzten Lesetisch sogleich an die Tafel gerückt, wo es schwer hielt, die gewohnten Plätze in der Nachbarschaft näherer Bekannten zu erlangen.

Auch die Spielzimmer standen heute leer. Sogar die übliche L'Hombrepartie des Amtshauptmanns von Burgk kam nicht zustande. Die vier regelmäßigen L'Hombrespieler saßen ebenfalls in lebhafter Unterhaltung begriffen an der Konversationstafel. Der Amtshauptmann brauchte geraume Zeit, seine üble Laune zu bemeistern. Den Fall, einen Abend ohne seine Partie beschließen zu müssen, bezeichnete er als ganz unerhört in seiner langjährigen Dienstpraxis.

Von den sechs Herren, welche die beiden Wagen des Grafen Dieffemberg der Gesellschaft im Schlosse Bilamsdorff so schnell entführt hatten, um sie nach der Eisenbahnstation zu befördern, befanden sich gegenwärtig unter den Gästen des Kasinos nur drei, nämlich der Graf von Dieffemberg, Sir Francis Mac-Bell und der Freiherr von Trutheimb.

Auch der Majoratsherr von Tschickenitz, Freiherr Köck von Küken, füllte einen ungebührlich weiten Raum an der gedrängt besetzten Tafel aus. Was ihn nach der Kreisstadt führte, betraf die Hühnerdiebstähle, die ihm andauernd so viel Verdruß bereiteten. Es war endlich gelungen, den Hauptthäter, „den ruchlosen roten Kunze-

Peter," beim Einbruch in den Hühnerstall zu ertappen und ihn dingfest zu machen. Da es immer auch mancherlei Kommissionen für Frau Klotilde von Küken in der Stadt zu besorgen gab, hatte sich ihr Gemahl persönlich aufgemacht, um zugleich „die ewigen Diebereien" und die Festnahme des Einbrechers zur Anzeige zu bringen. So erklärte der dicke Freiherr seine Anwesenheit.

„Sie haben dem roten Kunze-Peter die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und ihn in unser Backhaus gesperrt," fügte er mit fröhlichem Wiehern hinzu. „Da hat er's immer noch besser, als die Halunken — ich meine die Schurken, die den armen Willichowsky um die Ecke gebracht haben, wie man wenigstens glaubt. — So sind zusammen doch nach Adam Riese vier Spitzbuben gleichsam weniger in der Welt. Wahrhaftig! — Zur Feier des Tages — Kellner, bewilligen Sie mir — Kellner!! — hat der Kerl Bohnen in den Ohren? — Herr Oberkellner!"

Der Kellner trat auf die letzte höflichere Titulatur endlich an, um den Auftrag entgegenzunehmen.

„Bewilligen Sie mir einen kleinen Amtsrichter, Herr Oberkellner?" fragte der Freiherr von Küken sanft.

Der dienstfertige Aufwärter verschwand und erschien bald wieder mit einer gelbroten öligen Flüssigkeit in einem kleinen Glase, welches er auf das Tellerchen stellte, mit dem das Gläschen beim Herantragen bedeckt gewesen war.

„Die Mischung ist gut!" fand der Freiherr, zum Kellner gewendet. „Sagen Sie mal —" fragte er, diesen näher ins Auge fassend dann, „sagen Sie mal, wo haben wir uns denn schon früher gesehen — ich will sagen — begegnet? Hier habe ich Sie noch nicht bemerkt."

„Sehr richtig, natürlicherweise, Herr Baron," bestätigte der Angeredete. „Ich konditschonierte früher in einem Café unter den Linden. Da habe ich dem Herrn manchen Chartreuse, oder Kaffee mit Cognac und Konfekt serviert. Herr Baron verehrten mir fast allemal eine halbe Mark Douceur — das vergißt unsereiner nicht so leicht."

„Na, wie kommen Sie aber in dieses Nest von Kreisstadt?" forschte der Freiherr.

„Ja, sehen Sie, Herr Baron," antwortete der andere, „unsereiner will sich doch einmal verändern. Und da bin ich in dieses alte solide Geschäft als Oberkellner eingetreten."

„Sind Sie nicht auch heute als Zeuge vernommen, Schulz?" fragte der Amtshauptmann von Burgk.

„Um Vergebung, Herr Amtshauptmann, was mein Vorgänger war, der hieß Schulz," berichtete der Oberkellner. „Friedrich Wilhelm Schulz, hieß er. Mein Name ist, wenn Herr Amtshauptmann es nicht übelnehmen wollen, Anton Elias Biel. Freilich mußt' ich mir den kranken Herrn aus dem Walde ansehen, ob es der englische Lord wäre, den ich unter den Linden bediente. Er gab nie weniger als eine Mark, meine Herren."

„Hansnarr!" brummte der Medizinalrat. „Nun, haben Sie ihn als Lord rekognosziert, Oberkellner?"

„Natürlicherweise, Herr Medizinalrat, er war es selbst und hatte auch die Gnade, mich sogleich wieder zu erkennen. Ich sage Ihnen, meine Herren, ein thorough-Gentleman, ein nobler Lord! — Und zu solchem Malheur zu kommen! Quelle idée!"

Doktor Rosenstiel, ein junger Lehrer am Gymnasium, erzählte seinen älteren Kollegen, dem Professor Hartkuch und dem Doktor Flügel, er habe sich just auf dem Bahnhof befunden, als der Polizeioberst Klüber mit seinen Gefangenen eingetroffen, und dieselben in die bereit gestellten geschlossenen Fuhrwerke transportiert worden seien.

„Ich kann es zwar nicht beschwören," verwahrte sich Doktor Rosenstiel, „aber man zählte wohl sechs bis acht wild aussehende Strolche, darunter zwei oder drei schwer Verwundete, einen Toten, der, wie ich hörte, unterwegs seinen Wunden erst erlegen war, und einen Neger. Diesen habe ich selbst flüchtig gesehen. Ich erkannte

sogleich in ihm den echten Fellah; derselbe verdeutlichte mir lebhaft die Charaktereigentümlichkeiten der Hyksos, wie Josephus nach manethonischer Ueberlieferung sie schildert."

„Josephus vermutet, werter Kollege, daß die sogenannten Hyksos Araber oder Beduinen gewesen seien, wie schon der Name Hak Schasu oder Hak Schaus andeutet, eine arabische Bezeichnung der Könige. Der status constructus Hak Schaus heißt soviel wie „König der Araber" oder „König der Hirten."" So berichtete Doktor Flügel, eine Autorität orientalischer Sprachkunde und Altertumsforschung, die Ansicht seines jüngeren Kollegen. Seit Ostern war dessen Probejahr erst abgelaufen.

Auch der Kaufmann Grohnhals trat der Behauptung des Doktors Rosenstiel mit Entschiedenheit entgegen.

„Von einem Fellahnigger," eiferte er, „hatte der junge Mann nicht mehr als Doktor Rosenstiel. Ein Malaie oder so 'was war er. Das muß ich doch wohl wissen, denn ich machte in meinen jungen Jahren drüben in der Havanna mit dem Tabaksgeschäft Julian Alvarez, meine Herren. Sechs oder sieben Leute aber, die aus dem dichten Rumpelkasten krochen, waren es — das stimmt, Herr Doktor! Einer wurde herausgetragen, der hatte das Selbstmachen verlernt. Ein andrer, ein ansehnlicher Mann, brauchte beim Aussteigen Hülfe. Und die übrigen, müssen Sie wissen, das waren Polizisten, waren es. — Anton Elias — noch 'n Schnitt! — Ich habe alles selbst genau gesehn."

„Ob der Gefangene also wirklich in Lebensgefahr schweben mag?" fragte teilnehmend der Organist Werkmeister.

„Nun," warf der Medizinalrat Sievers mit mühsamem, nach innen gezogenen Gelächter beißend ein, „wenn Ihnen, Herr Organist, ein Stück kaltes Eisen oder Blei in den Leib fährt, so soll das immer mit einer gewissen Lebensgefahr verbunden sein."

„Entschuldigen Sie, Herr Medizinalrat," berichtigte diesen der Doktor Rosenstiel, „mir scheint in solchem Falle der Ausdruck „Lebensgefahr" nicht ganz zutreffend; ich würde es für korrekter halten, wenigstens vom philologischen Standpunkt aus, den Zustand einer so schweren Verwundung als „Todesgefahr" zu bezeichnen."

„Ich muß offenherzig bekennen, beteuern und versichern!" schnarrte Oberst Kracht. „Wird einer schwer blessiert, so ist es ihm ganz Jack' wie Hose, ob sein Leben oder sein Tod in Gefahr schwebt."

„Um Vergebung, Herr Oberst," bemerkte Doktor Rosenstiel weise, nachdem eine laute Heiterkeit sich beruhigt hatte, „fassen wir die beiden Synonyma begrifflich mit philologischer Gedankenschärfe, so dürfte sich doch ein wesentlicher Unterschied konstatieren lassen. Sie können sehr wohl sagen, Herr Oberst, mein Leben schwebt in Todesgefahr, aber nicht, mein Tod schwebt in Lebensgefahr."

„Reinführt — dazu — dabei!" wetterte der Oberst, „das kann ich durchaus nicht sagen, Herr Doktor Rosenstiel; denn ich befinde mich Gott sei Dank trotz meiner sechzig strammen Dienstjahre, die Kriegsperioden doppelt gerechnet und die Pensionsjahre eingeschlossen, den Umständen nach recht wohl."

Gewiß, Herr Oberst," fuhr Doktor Rosenstiel hartnäckig fort, „also um auf die Begriffserklärung zurückzukommen, so verwechselt man offenbar das Subjekt mit dem Objekt, wenn" — — —

Eine allgemeine muntere Bewegung unterbrach abermals die philologische Auseinandersetzung — „im blühenden Rosen-stilo," wie Professor Hartknoch dem Doktor Flügel zuflüsterte.

Eben erschien die behagliche Gestalt des Kreisphysikus Doktor Scherzer im Saal. Man begrüßte diese beliebte Persönlichkeit von allen Seiten mit Vergnügen und während der Eingetretene am Spiegel seine dünne Frisur und seinen Anzug ordnete, rief der Medizinalrat ihm belustigt zu:

„Sie kommen gerade zurecht, verehrter Kollege, um eine Kontroverse zu entscheiden, die ins medizinische Fach schlägt. Die Herren sind hier geteilter Meinung über den Unterschied der Begriffe Lebensgefahr und Todesgefahr."

„Das ist doch einfach genug, meine Herren," wandte sich der Kreisphysikus dem Tisch zu, an welchem er zur Seite des Medizinalrates Platz nahm.

„Wenn Sie zum Beispiel ein hitziges Nervenfieber kriegen, so schweben Sie ohne Zweifel in Lebensgefahr. Rufen Sie dann aber mich oder meinen Kollegen Sievers zu Hülfe, so geraten Sie wahrscheinlich in Todesgefahr."

Während stürmische Heiterkeit den Saal durchschwirrte und die Gläser wie auf Kommando geleert wurden, erkundigte sich der Medizinalrat beim Kreisarzt nach dessen gefangenem Patienten. Der Physikus zog bedenklich die Augenbrauen empor und meinte, bei äußerster Schonung der Kräfte würde der Leidende wohl durchkommen; aber die Umstände ließen es leider nicht zu, ihm Schonung zu gewähren.

„Auch im Krankenhause, wohin wir ihn aus dem Gefängnisgebäude wegen der besseren Pflege überführt haben, weil dem Amtsgericht seine Erhaltung sehr am Herzen zu liegen scheint, wird er schwerlich durchzubringen sein. Länger als bis morgen dürfte er es nicht mehr machen. Und ich habe dann das verzweifelte Glück, den Namen dieses neuen Proteus zu den übrigen in das ruhmreiche Register meiner Opera omnia einzutragen."

„Proteus?" — forschte der Medizinalrat — „warum nennen Sie ihn Proteus?"

„Weil es scheint, daß er sich in jede beliebige Gestalt verwandeln konnte und auch wie der homerische Unhold zum Wahrsagen erst zu bewegen war, als man ihm die Hände gebunden hatte. Denn, wie ich höre, hat er jetzt, wo er festsitzt und nichts mehr hoffen kann, umfassende Geständnisse abgelegt. Als Patient benimmt er sich indessen musterhaft. Bei den schmerzhaften Prozeduren, die ich mit ihm vornehmen mußte, lehnte er jedes Betäubungsmittel ab und verzog er keine Miene."

Trutheimb hatte einiges von diesen halblauten Mitteilungen aufgefangen und ersuchte den Kreisarzt, der von den Vorgängen unterrichtet zu sein scheine, die Wißbegierde der Gesellschaft zu befriedigen.

„Ich will gern versuchen," erklärte Doktor Scherzer, „die Hauptsachen, so gut ich es vermag, wiederzugeben, von dem, was mir ein unverdächtiger Augenzeuge, der Polizei-Oberst Klüber, erzählte. — Also, dem Oberst war es Herzenssache, das hinterwäldlerische Kleeblatt unlädiert zu pflücken, um es unter die Presse zu bringen und in seinem Verbrecher-Herbarium trocken zu legen. Ohne Begleitung fuhr er deshalb in einer Mietskutsche nach dem Raubnest im Waldthal. — An dem Portal empfing ihn zu seiner Ueberraschung in optima forma ein Livree-Diener. Der Mensch hatte eine wahre Galgen-Physiognomie, die den Obersten überzeugte, er sei an die rechte Schmiede gekommen. Bald aber begriff er auch, daß die Leute Lunte gerochen hätten. Klübers Hoffnung, sie zu überrumpeln, war demnach vereitelt. Mit ganz anständiger Manier fragte der Lakai nach des Obersten Namen und Begehr und verschwand, um ihn zu melden. Klüber hatte sich als Mitglied des königlichen statistischen Büreaus eingeführt. In einen etwas dürftig und kahl ausgestatteten Salon geführt, fand der Oberst hier einen stattlichen Herrn, der seinen Gast mit der herablassenden Leutseligkeit eines Prinzen empfing. Ich bezeichnete ihn als einen modernen Proteus. Er ist jetzt mein Patient und ich kann nur bestätigen, daß er den Eindruck eines vollendeten Kavaliers macht, der freilich erkennen läßt, daß er — sozusagen — mit allen Hunden gehetzt worden sein mag. Klüber blieb im Salon mit ihm allein und wurde sofort aufs ungezwungenste von ihm in eine fließende Unterhaltung gezogen, die es dem gewandten Obersten sehr erschwerte, auf den Zweck seiner dienstlichen Sendung zu kommen. Er verglich das Zwiegespräch mit einer Schachpartie wider einen geistreichen Gegner, der ihm nicht nur völlig gewachsen, sondern in manchem überraschenden Zuge überlegen war. Doch mattsetzen läßt sich ein solcher Polizeigenius nicht so leicht. Er verstand das Fahrzeug der Unterhaltung aus dem Strom landwirtschaftlicher Fragen in den Kurs socialer Zustände hineinzubugsieren, gelangte von hier in den Hafen des Raubmordes, der an dem polnischen Grafen von Willichowsky verübt wurde und als er seinen Gegner erst soweit in die Enge getrieben

hatte, warf er seine Maske, die jener indessen längst durchschaut zu haben schien, vollends ab. Er sei der Polizei-Oberst Klüber und bedauere, inkommodieren zu müssen. Die Vorverhandlung des Prozesses Willichowsky aber hätte Verdachtgründe ergeben, welche ihm die amtliche Pflicht auferlegten, ihn (den Herrn Proteus), seinen Diener und einen jungen Indianer, die Bewohner dieses einsamen Landsitzes, auf Grund eines königlichen Verhaftsbefehles zu einer Reise nach der Residenz in seiner, des Obersten, Begleitung einzuladen. — Mein Proteus hatte natürlicherweise von dem Fall Willichowsky keine blasse Ahnung. Und die angeblichen Thäter, ein Lord Shepholm und ein Sir Robert Trap, waren ihm ebenso unbekannt. Der Oberst ließ sich nicht verblüffen. Er erklärte, der erste Richter finde es besonders gravierend, daß jene beiden englischen Edelleute einen angeblichen indianischen Prinzen bei sich gehabt hätten. Daß auch hier ein solcher Indianer sich befinde, sei doch in der That auffällig genug. Nach dieser Erklärung zog Proteus andere Saiten auf. Er wolle sogleich Befehl erteilen, Reisezurüstungen zu treffen und wünsche, sich sobald als möglich von dem ehrenrührigen Verdacht zu reinigen. Die Sicherheit, mit welcher dieser Entschluß ausgesprochen wurde, machte den Oberst stutzig."

„Also ein Indianer ist es, kein Malaie, und Ihre Behauptung erweiset sich demnach als gründlicher Irrtum, Herr Grohnhals," triumphierte Doktor Rosenstiel getröstet, als Scherzer dem Kellner einen Auftrag erteilte.

„Ich sagte nur, müssen Sie wissen, Malaie oder so etwas, verstehen Sie: oder so etwas, Herr Doktor," verteidigte sich Grohnhals, „so etwas wie ein Malaie stimmt doch eher mit einem Indianer als mit einem Nigger, meine ich nur."

Der Kreisphysikus labte sich indessen mit der Mischung verschiedener Liköre, welche unter dem Titel ihres verdienstvollen Erfinders, des Amtsrichters Weinhold, bei den Herren der Kasinogesellschaft bekannt und beliebt war. Danach setzte er seinen Bericht auf vielseitig kundgegebenen Wunsch fort.

„Klüber war ganz erstaunt über die majestätische Ruhe, mit der Proteus nach der Klingelschnur langte. Was nun in blitzschneller Folge vorging, schien aber sehr geeignet, die respektvollen Gefühle des Obersten zu ernüchtern. Das Glockenzeichen nämlich war kaum verhallt, als besagter Indianer hereinstürzt und auf den Oberst Klüber einen Revolver anschlägt. Dieser hält den Ueberfall für abgekartet — erkennt aber bald seinen Irrtum. Denn noch ehe der Wilde seinen Schuß abgeben kann, hat Proteus ihm die Waffe entrissen und ihm einen Tritt versetzt. Dann erklärt er dem Anschein nach mit unerschütterlicher Ruhe, der Diener solle der wilden Bestie die Hände knebeln und darauf die notwendigen Reisezurüstungen treffen. — In demselben Augenblick aber springt der sogenannte Diener durch eine angelehnte Tapetenthür in den Raum, stürzt nach dem Fenster, reißt es auf und bevor er sich hinausschwingt, schleudert er ein scharf geschliffenes starkes Dolchmesser aus erheblicher Entfernung nach der Gruppe der drei Männer. Ob der Wurf dem Obersten galt oder dem Gefangenen, schien zweifelhaft. Gewiß ist, daß der rabbiate Gesell sein Messer mit gewaltiger Kraft zu schleudern verstand. Es fuhr unserem unglücklichen Proteus zwischen die Rippen. „Herz in der Faust," rief der Mörder, sprang aus dem Fenster und verschwand. Gleich darauf aber fielen draußen mehrere Schüsse. Der flüchtige Verbrecher hatte sie aus seinem Revolver auf Klübers Polizisten abgegeben und zwei von ihnen gestreift. Indessen auch der Mordbube erhielt eine Kugel, die ihm den Hüftknochen zerschmetterte und seine Flucht hemmte. Ohne Zweifel wäre er lebend hier in Haft gebracht worden, wenn er nicht mit katzenhafter Geschwindigkeit, bevor man es verhindern konnte, eine Dosis Gift, vermutlich Cyankali, verschluckt hätte, mit dem er stets versehen gewesen sein dürfte. — Das ist die schauerliche Geschichte von dem blutigen Ueberfall im Walde. Nächsten Jahrmarkt," schloß der Kreisarzt mit leise zwinkernden Nasenflügeln seinen Vortrag, „werden wir sie als Ballade mit schönem Oelgemälde zum Leierkasten absingen hören, eine neue Bravourarie unsrer fünfzigjährigen Straßen-Nachtigall Euphemia."

Mit dieser jovialen Wendung erreichte der Erzähler seine Absicht, die von den düstern Eindrücken bedrohte heitere Klublaune der Gesellschaft wieder herzustellen. Nur Graf Tiessemberg blieb nachdenklich:

„Die dunkle Geschichte," bemerkte er, „scheint sich übrigens noch mit einem Knalleffekt abzurunden, der unser ehemaliges Jagdschlößchen in die Luft gesprengt haben dürfte."

„Ein prachtvolles Opernfinale!" rief der Organist Werkmeister. „Nur schade, daß Meyerbeer und andere Meister solche Schlußeffekte schon verbraucht haben."

Diese Bemerkung gab neuen Anlaß zur Heiterkeit. Der größte Teil der anwesenden Gäste beschäftigte sich inzwischen mit dem problematischen Charakter des Gefangenen, den der Kreisphysikus als modernen Proteus bezeichnet hatte. Freiherr Köck von Küken verglich diesen mit dem Hühnerdieb Kunze-Peter und freute sich, daß der doch wenigstens noch keinen Raubmord begangen habe.

Der Freiherr fand einen Gegner im Erzpriester Kersting, der den Patienten des Kreisarztes mit Wärme in Schutz nahm.

„Ob Ihr Kunze-Peter ein gottloser Hallunke sei, wie Sie behaupten, Herr Baron," sagte der Erzpriester, „das weiß ich nicht. Aber der schwer verwundete Gefangene verdient doch den Ehrentitel eines Raubmörders nicht eher, bis er gerichtlich der Schuld überführt ist. Sogleich nach seiner Ankunft im Krankenhause hat er die Tröstungen der Kirche verlangt und eine umfassende Generalbeichte abgelegt. Das Beichtgeheimnis darf ich nicht verletzen. Aber die Herren können mir glauben, daß er als guter katholischer Christ sterben wird, vielleicht gerechtfertigter als mancher andere."

Die letzten Worte betonte der Erzpriester mit Schärfe.

„Nur schade," wandte der Amtshauptmann von Burgk etwas verletzt ein, „daß Ihr Beichtkind so verdächtige Komplizen zu seinem Umgang ausgesucht hat."

„Ganz Ihrer Meinung, Herr Amtshauptmann," pflichtete ihm Oberst Kracht eifrig bei, „ich muß offenherzig bekennen, beteuern und versichern! Singt doch schon jener alte deutsche Volksdichter: Sage mir, mit wem du — rrrumgehst und ich werde dir sagen, wer es ist."

„Wer du bist, Herr Oberst," verbesserte Doktor Rosenstiel.

„Erstens, Herr Doktor Rosenstiel," entgegnete der Oberst mit grimmig rollenden Augen, „müßte ich Sie doch so ebenmäßigst als ergebenst ersuchen, sich der höflicheren Wendung bedienen zu wollen: Wer Sie sind, wenn Sie mit mir reden. Zweitens aber hat es keinen Sinn, daß ich erst aus Ihrem Umgang erkennen soll, wer Sie sind, ich sehe ja deutlich genug, wer Sie sind, auch wenn Sie mir ohne Gesellschaft auf der Straße begegnen. Aber wenn Sie mir die Person nennen, mit welcher Sie Umgang pflegen, dann weiß ich, wer sie ist und kann es Ihnen und anderen Herren mitteilen, wenn ich Lust darzu habe. Reinführt — darzu — dabei — daran sieht man wieder, wie ein einfaches klares Dichterwort in seinem sinnlichen Begriff prostituiert werden kann."

In der Stadt schlug es eben auf mehreren Kirchtürmen neun Uhr. Um diese Stunde pflegten gewisse Herren die Gesellschaft allabendlich regelmäßig zu verlassen. Zu diesen gehörte auch der an militärische Präzision gewöhnte Oberst Kracht. Beim ersten Glockenschlag leerte er sein Glas, berichtigte am Büffet seine Zeche, welche den Betrag von fünfundsiebzig Pfennigen niemals überstieg und verließ ohne Gruß im strammen Paradeschritt den Saal. Ihm folgten der Professor Hartkuoch, der Doktor Flügel und der Kaufmann Grohnhals. Kurz zuvor war schon der Medizinalrat Sievers zu einer Patientin abgerufen worden. Die entstandenen Lücken wurden bald wieder ausgefüllt. Unter den neuen Gästen befand sich auch der Rechtsanwalt Kniff, der letztwillige Verfügungen des verwundeten Gefangenen von ungewöhnlichem Umfange notariell aufgenommen hatte, wie er berichtete. Bald darauf trat auch der Amtsrichter Weinhold in den Saal. Er seufzte über die soeben erst geschlossene Beweisaufnahme, die er leitete und beschwerte sich darüber, daß der blutige Zwischenfall der kreisstädtischen Behörde als nächster Gerichtstelle die Pflicht einer schleunigen Untersuchung zur Last

gelegt habe. Ohne die Verwundung des Delinquenten würde die Sache der Kompetenz des Stadtgerichts in der Residenz unterstanden haben. „Nun müssen wir uns damit plagen," jammerte der Amtsrichter, musterte den Speisezettel und verordnete sich eine schmackhafte Erfrischung.

„Sie verdienen das tiefste Mitgefühl," bemerkte der vielgeplagte Doktor Scherzer. „Das Beweismaterial soll ja ganz erstaunlich mannigfaltig angeschwollen sein. Welche herkulische Arbeit, sich da hindurch zu finden! Ich habe hier den Herren eine Skizze zu geben versucht, frei nach Klüber, die lediglich dessen Erlebnisse im Waldthal betraf. Aber meinem Laienverstande sind doch einige Punkte schon darin dunkel geblieben. Wer hat den stumpfsinnigen Indianer zu dem Attentat auf Klüber vermocht? War es der Herr oder Diener? Oder handelte der Wilde aus eigenem Antrieb? Und was die Zerstörung des Jagdschlößchens betrifft, so scheint mir diese vollends unverständlich. Die beiden Gendarmen, denen das Gebäude zur Bewachung anvertraut wurde, werden doch ihre Muße nicht zu Sprengversuchen mißbraucht haben?

„Nach meiner Privatansicht, meine Herren," entgegnete der Amtsrichter, „hat der junge Indianer im nunmehr zertrümmerten Hause nur die Rolle eines willenlosen Werkzeuges seiner beiden Tyrannen gespielt. Der Anstifter des Attentats auf Klüber war vermutlich der Verstorbene, welcher den Obersten als Diener empfing. Dieser Bursche scheint seinen Herrn, den er mit seinem Messer ohne Zweifel töten wollte, gehaßt und ihm nur wie ein bissiger Köter gehorsamt zu haben. Die saubere Gesellschaft war auf Klübers Ankunft ohne Zweifel vorbereitet und wird überlegt haben, was in solchem Falle unternommen werden solle. Ich vermute nun, daß der vorgebliche Diener zum Widerstande bis aufs Messer riet und da er mit seinem verbrecherischen Willen nicht durchdrang, auf eigene Faust handelte. Die Unternehmungen des verstorbenen Schurken deuten auf wohldurchdachte Zurüstungen hin. Wer unerachtet aller aufgewendeten Vorsicht den Leuten in ihrer abgeschlossenen Waldeinsamkeit einen verwarnenden Wink gegeben haben muß, das mag der und jener wissen. Der sogenannte Mister Whitehorse räumte selbst ein, daß er auf einen solchen Besuch gefaßt gewesen sei."

„Auch ich muß aus seinen reservierten Andeutungen schließen, daß irgend ein Unberufener ihn vorbereitet habe," schaltete hier der Rechtsanwalt Kniff mit gleichgültiger Miene ein.

„Wer ums Himmelswillen kann nun eine solche Verräterei losgelassen haben?" rief der Amtsrichter verzweifelt.

„Es ist durchaus unbegreiflich!" bestätigte der Anwalt und zerbrach in sittlicher Entrüstung einige Streichhölzer. „Uebrigens," setzte er wieder mit Seelenruhe hinzu, „scheint mir das massenhafte Material dieses Kriminalprozesses die Frage nach einer möglichen Verwarnung und ihrem unbefugten Vermittler doch als ein ziemlich irrelevantes Nebeninteresse in den Hintergrund zu drängen."

Das gab der Amtsrichter bereitwilligst zu. Man bat ihn darauf, den unterbrochenen Entwickelungsgang seiner Privatansichten wieder aufzunehmen.

„Meines Erachtens, meine Herren," willfahrte der Amtsrichter, „wird nun der Diener mit dem Indianer konspiriert haben, und zwar hinter dem Rücken des Misters Whitehorse. Ich glaube nämlich zuverlässig annehmen zu dürfen, daß dieser Herr die friedfertigsten Gesinnungen hegte und aufrichtig entschlossen war, den Organen der öffentlichen Sicherheit keinerlei Gewalt entgegenzusetzen. Das mochten schon naheliegende Klugheitsrücksichten ihm widerraten. — Der vorgebliche Diener scheint dagegen keineswegs gewillt gewesen zu sein, sich dem Schwert der Themis widerstandslos auszuliefern. Er hoffte offenbar, sich durch Flucht über die nahe Grenze retten zu können. — Nun mochte er entweder voraussetzen, der Oberst sei ohne Bedeckung gekommen und habe nur den gräflichen Förster mit Mannschaften requiriert, um das Haus von der Heerstraße zu beobachten; denn wahrscheinlich hatte er diese bemerkt; — in solchem Falle ließ sich die Flucht der ganzen Gesellschaft durch eine Hinterthür nach der entgegen-

gesetzten Richtung bewerkstelligen, wenn durch Schüsse auf den Obersten die Mannschaft des Försters verwirrt und ins Haus gelockt wurde, während die drei Komplizen dasselbe auf der entgegengesetzten Seite verließen. So erkläre ich mir das Attentat auf Klüber seitens des Indianers, der in diesem Sinne wohl instruiert worden war. — Oder der Anstifter desselben wollte sich vom gefährlichsten Zeugen seiner Schandthaten befreien, als es ihm klar geworden, daß der Mr. Whitehorse auf seinen Plan nicht einging, vielmehr ihn, den Indianer und sich selbst dem unverletzten Obersten kaltblütig ausliefern würde. Um sich also vor jenem Zeugen seines Vorlebens zu sichern, suchte er ihn durch sein Wurfgeschoß mundtot zu machen und sein eigenes Leben durch Flucht zu retten. Er schlug aber bei seiner Flucht den Weg ein, der ihn in die Hände der versteckt aufgestellten Klüber'schen Polizisten lieferte und vergiftete sich dann. — Ich vermute, daß auch er es war, der Vorkehrungen getroffen, das Jagdschloß mit Pulver und Dynamit in die Luft zu sprengen. Beides hat sich nach Aussage des Indianers im Keller des Hauses befunden, wo der verstorbene Mörder des Mr. Whitehorse es versteckt hielt. Am Vorabend der Zerstörung des Gebäudes hat der Schurke sich im Keller zu thun gemacht, während Graf Hoyer wie Whitehorse schliefen und der Indianer auf Befehl Wache hielt. Vermutlich legte der Mordbrenner einen Schwefelfaden, den er vor seiner Flucht angezündet haben wird."

Inzwischen hatte der Oberkellner die bestellte Lachsforelle serviert und der Amtsrichter widmete seine Aufmerksamkeit nun diesem Gericht, dessen Duft den Dunstkreis der Gerichtsstube ihm aufs angenehmste verflüchtigte.

Graf Dieffemberg beschäftigte sich noch mit dem früher Bilamsdorffschen Jagdschlößchen und erkundigte sich besorgt, ob bei der Zertrümmerung des Gebäudes auch keine Menschenleben verloren gingen.

„Leider doch, Herr Graf, wie es wenigstens scheint," bestätigte der Hauptmann Dorn von der Pionierabteilung, die ihre Garnison in der Kreisstadt hatte. „Eine Uebung in der Feldtelegraphie beschäftigte uns mit unseren Leuten in der Nähe der Waldlisiere gerade, während die furchtbare Explosion erfolgte. Der Luftdruck und die Erschütterung wirkte eine starke halbe Stunde weit noch betäubend. Ich machte mich mit meinem Kameraden Reuter sofort auf den Marsch nach dem Schauplatz der Zerstörung. Vielleicht konnten wir mit unseren gewandten Leuten noch Hülfe leisten. Aber es war wenig oder nichts auszurichten. Wir fanden einen Zusammenlauf von Landleuten und Weibern, auch Ihr Förster war zur Stelle. Das alte Jagdschloß ist ein Trümmerhaufe. Nur von der starken Brandmauer steht noch ein trauriger Rest. Verkohltes Ephen hängt melancholisch über die Ruine herab wie ein schwarzer Trauerflor. Völlig zerstört sind auch die anderen Gebäude des Hofes. Ihre Strohdächer schwälten noch. Meine Pioniere haben Vorkehrungen getroffen, das Feuer unschädlich zu machen, damit kein Waldbrand daraus entstehe. Das Dach des ziemlich entlegenen Pferdestalles war eingedrückt, das Mauerwerk bis zum Fundament geborsten und zerbröckelt. Von den beiden Gendarmen, die zur Bewachung des Etablissements zurückgelassen waren, befand sich der eine, Unteroffizier Hüne, eben auf dem Rückwege vom Schloß Bilamsdorff. Er hatte dahin einen Brief des Obersten Klüber und einen Schimmel zu überbringen gehabt. Andere Tiere scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Der Kamerad des Unteroffiziers Hüne, der Gendarm Lanz, war als Posten zurückgeblieben. Wir haben ihn lange gesucht, aber im Schutt nur zerdrückte Bügel von einem Helm gefunden. Wahrscheinlich ist der Vermißte durch den gewaltigen Luftdruck mit zerfetzten Gliedern fortgeschleudert, wie große Trümmerstücke, mit denen die ganze Umgegend wie übersät ist."

„Freut mich," schaltete der Amtshauptmann von Burgk ein, „daß der Unteroffizier Hüne verschont geblieben ist. Er hat eine sehr ordentliche sorgsame Frau und fünf unerzogene Kinder, die der Armenkasse zur Last gefallen wären. Hüne selbst ist übrigens ein solider und anstelliger Mensch."

„Den Lanz kannte ich," schaltete Trutheimb ein. „Er war ein gottvergessener Windbeutel, den Nemesis für jenen letzten Luftsprung aufgespart zu haben scheint."

Dann wandte Trutheimb sich an den Hauptmann Dorn mit der Frage, ob die Zeit der Verbrennung eines Schwefelfadens sich berechnen lasse.

„Annähernd gewiß, Herr Baron," erwiderte der Angeredete. „Deshalb neige ich zu der Vermutung, daß jener Mordbrenner beabsichtigt habe, die ganze Polizeimannschaft, welche das Haus durchsuchte, in die Luft zu sprengen, nachdem er selbst das Weite gewonnen haben würde."

„Apropos! — Ums Himmelswillen, wo hatte ich denn meine Gedanken?" explodierte plötzlich der Amtsrichter, seinen geleerten Teller zurückschiebend. „Man kann ja gratulieren, Herr Baron, zur Verlobung Ihrer Fräulein Nichte."

„Wahrhaftig!" fiel der Anwalt Kniff ein, „das hätte auch ich fast vergessen. Aber die letztwilligen Verfügungen des inhaftierten Amerikaners, welche ich vorher zu Papier gebracht, nahmen mich noch gänzlich gefangen. Mein Glückwunsch ist indessen sehr warm gefühlt, meine Herren," schloß er mit einer Verneigung gegen Dieffemberg und Trutheimb.

„Ich danke," entgegnete Trutheimb. „Ja, Graf Hoyer hat die schmeichelhafte Aussicht, eine Art Schwiegersohn von mir zu werden."

„Die Sache hat allgemein überrascht," bemerkte der Amtshauptmann. „Die Verlobten werden sich doch schon länger gekannt haben, als man erzählt?"

„Freilich! Nun das versteht sich ja von selbst," beteuerte Trutheimb. „Sie kannten einander schon seit Jahren. Sie erinnern sich, lieber Burgk, daß ich Ihnen einmal von dem Aufenthalt meiner Nichte Adeltraut im Orient erzählte."

„Gewiß!" bestätigte der Angeredete. „Ihre Nichte war ja wohl Hofdame oder in einer ähnlichen Charge am Hofe zu Athen?"

Trutheimb hustete und machte dabei eine Kopfbewegung, die als stumme Bestätigung aufgefaßt werden konnte.

„Im Orient," erklärte er dann, „befand sich gleichzeitig auch Graf Hoyer. Na, da hat sich denn aus der Wurzel Begegnung später das Blümlein Neigung entwickelt."

Wo bleiben aber nur die Herren Hoyer, Ringelin und Freisinger so lange," erkundigte sich Dieffemberg, seinem Schwager das Wort entziehend, beim Amtsrichter. „Ich erwartete, daß sie nach ihrer Vernehmung, also früher als Sie, Herr Richter, hierher zurückkommen würden."

„Den Grafen Hoyer," erklärte der Anwalt, „traf ich auf der Straße. Er fragte nach einem geschickten Goldarbeiter und nach einem Steindrucker, der Billetanzeigen mit Geschmack anzufertigen verstehe."

„Aha!" machte Trutheimb. „O Goldschmied, lieber Goldschmied mein, mach' mir zwei goldne Ringelein!"

„Die drei Herren," ergänzte der Amtsrichter die Mitteilung seines Kollegen Kniff, suchten auf Wunsch des kranken Arrestanten gerichtlicherseits das Zugeständnis einer Unterredung mit demselben nach. Der Sterbende wünschte dringend, den Herren Privateröffnungen zu machen. Dagegen ließ sich denn füglich nichts einwenden."

„Aber mir scheinen diese Privateröffnungen ungebührlich lange zu dauern," bemerkte Kurd unruhig auf seine Uhr sehend, „es ist bereits zwanzig Minuten nach zehn und unser Nachtzug geht elf Uhr drei Minuten ab. Da unsere Wagen nach der Station bestellt sind, wäre es höchst fatal, wenn wir den Zug fahren lassen und hier nächtigen müßten. Wir sind ja gar nicht darauf eingerichtet."

„Um Vergebung, Herr Graf," mischte sich der Oberkellner ein, „die drei Herren sind schon seit einer kleinen Viertelstunde hier im Hause. Sie haben sich ein Zimmer à part geben lassen, um dort das Souper einzunehmen. Befehlen Herr Graf vielleicht" — —?

„Ich danke Ihnen!" fiel Kurd ein. „Ich will selbst nach den Herren sehen. Zeigen Sie mir den Weg, Herr Oberkellner."

Francis schloß sich an Kurd an. Trutheimb dagegen blieb bei dem Rest der Gesellschaft bis zur Rückreise sitzen.

Enthüllungen.

Die aufregenden Ereignisse, welche der Kasinogesellschaft im Klublokal des Bilamsdorffer Hofes so vielseitigen Stoff zu ungewöhnlich lebhafter Unterhaltung geboten hatten, waren später zusammenhangend im Kreisblatt zu lesen und gewährten dem ruhigen Staatsbürger bei seinem Morgenkaffee behagliche Abhülfe für die Nahrungssorgen seiner Phantasie, welche starker Reizmittel bedurfte, um sich über die Tiefebene geschäftlichen Alltagslebens zuweilen einmal zu erheben. — Was im verborgenen Inneren des Helden jenes Trauerspiels vorgehen mochte, danach fragten weder die Leser des Kreisblattes, noch die Herren im Klub. Sie begnügten sich mit den geselligen Früchten des aufreizenden Zwischenfalles: einer fesselnden Unterhaltung und angeregter guter Laune. —

Der früh morgens aus der Residenz eingelaufene Nachtzug brachte dem Amtsgericht I. bereits einen Auszug aus den Akten der Vorverhandlung über den an dem polnischen Grafen Ladislaus von Willichowsky verübten Raubmord. Amtsrichter Weinhold instruierte sich zwar aus den Akten, hoffte aber, daß eine vorgesehene schleunige Untersuchung ihm erspart bleiben werde. Nun mußte er sich dennoch entschließen, das gerichtliche Verfahren einzuleiten. Dasselbe fand im Krankenhause statt auf Wunsch des Kreisarztes Doktor Scherzer. Derselbe legte hier dem schwer verwundeten Gefangenen die Nadeln an. Dann erteilte der Erzpriester Kersting dem Leidenden nach seiner Generalbeichte die Absolution und die letzten Tröstungen der Kirche. Endlich wurde demselben gestattet, durch den Rechtsanwalt Kniff letztwillige Verfügungen aufnehmen zu lassen, die alte Verbindlichkeiten gegen eine beträchtliche Anzahl von Gläubigern betrafen. Der Gefangene, dem nach einem starken Blutverlust langanhaltendes Reden noch schwer fiel, hatte dem Rechtsanwalt ein Verzeichnis mitgeteilt, welches dieser dem Testament in Gegenwart von Zeugen zu Grunde legte. — Erst nach allen jenen Vorgängen konnte der Amtsrichter bei anbrechendem Abend den Verwundeten vernehmen. Vorher war der Indianer verhört worden; und es ergab sich, daß er bei dem Raubmorde des Grafen Willichowsky ganz unbeteiligt geblieben sei. — Bei der Untersuchung der Leiche des Wnislaw Stux fanden sich beträchtliche Geldsummen und Wertpapiere, welche gerichtlich deponiert wurden.

Aus dem Verhör des Gefangenen ging hervor, daß derselbe mit seinem czechischen Landsmanne Wnislaw Stux schon bekannt wurde, als beide noch Jünglinge waren. Wnislaw verlor seinen Vater, den Besitzer einer Apotheke, als junger Knabe. Seine Mutter, eine schwache Frau, begünstigte mit ihrer Liebe Wnislaws einzige ältere Schwester. Den Knaben, der ihr seines verstockten Wesens und seiner abschreckenden Häßlichkeit wegen bitteres Herzeleid verursachte, verwahrlosete die Mutter. Maßloser Ehrgeiz, Habgier und leidenschaftlicher Jähzorn machten ihn zum Stichblatt des Hohns seiner Altersgenossen, die ihn haßten und mieden, dadurch aber ihn oft zu Ausbrüchen einer tierischen Wut aufreizten und seiner tückischen Rachsucht Nahrung gaben. — Sein Lerntrieb entwickelte einseitige Fähigkeiten in dem Knaben, die seine Eitelkeit weckten und seine Verachtung gegen die Kameraden steigerten, die er zumeist geistig überragte. Mit unermüdlichem Eifer war er beschäftigt, auf Mittel zu sinnen, durch die er anderen schaden und Verdruß bereiten könnte, ohne seine Person einer Gefahr auszusetzen. Seitdem er als Lehrling in die väterliche Apotheke eingetreten war, richtete er seinen rastlosen Fleiß auf das Studium offizineller Gifte, deren Wirkung er an Tieren — und dann

auch an Menschen erprobte. Menschenhaß und Weltverachtung befruchteten seinen rachsüchtigen Zerstörungstrieb. Der Dämon der Vernichtung stellte ihm endlich sein ganzes Arsenal zur Verfügung. Ein Virtuose in dem Gebrauch und der Bereitung giftiger Stoffe, ward Stux bald auch ein Meister in der Handhabung tödlicher Geschosse. — Die Kunst eines japanesischen Jongleurs, den Kopf eines Menschen aus der Ferne mit geschleuderten Messern zu umspicken, ohne seinem Zielobjekt auch nur die Haut zu ritzen, reizte Wnislaws Nacheiferung auf. Er entwickelte zuletzt solche Sicherheit und Kraft im Messerwurf, daß er sich die Freude machen konnte, eine schwärmende Bremse mit seinem scharfen Dolchmesser aus beträchtlicher Ferne unfehlbar zu töten.

Die Ausübung solcher Künste, die Stux als seinen Lebensberuf betrachtete, war von steter Gefahr für seine persönliche Sicherheit bedroht. Deshalb eignete er, dessen Mut in schützenden Hinterhalten am größten war, sich eine unglaubliche Fertigkeit an, seine Person unkenntlich zu machen und den gewagtesten Charakter-Masken den täuschenden Schein der Wahrheit zu verleihen. Er übertraf in dieser Kunst noch seinen Komplizen, den der Doktor Scherzer deshalb einen modernen Proteus genannt hatte.

Dem Richter gab letzterer sich zu erkennen als einen verunglückten Offizier, namens Josef von Mareczka, unter dem Bann eines dunkelen Verhängnisses in das Netz eines ruhelosen abenteuerlichen Lebens verwickelt, dem er sich trotz der redlichsten Anstrengungen nicht zu entwinden vermochte.

Ueber die Vorgänge bei der Ermordung des Grafen von Willichowsky deponirte der Inquirierte das Folgende.

Vor Jahresfrist etwa befand sich dieser mit Wnislaw und dem Indianer zu Paris. Der Indianer hatte dort die Rolle eines Prinzen zu spielen, den auf seiner europäischen Bildungsreise Wnislaw als dessen tättowierter Oheim und Mareczka als Gouverneur unter dem Titel eines Lord Shepholm begleiteten. Der Pseudo-Lord lernte hier den Grafen von Willichowsky kennen. Das Spiel hatte sie vereinigt, eine Tänzerin erhitzte sie zur Eifersucht, die sie entzweite. Mareczkas Eitelkeit fühlte sich tief gekränkt, und er hatte seinen Groll gegen seinen begünstigten Nebenbuhler noch nicht bemeistert, als er mit diesem nach Verlauf eines Jahres in der deutschen Residenz an einem Spieltisch wieder zusammentraf. Auch hier führte Mareczka seine Rolle als Lord Shepholm meisterhaft durch. Wnislaw Stux dagegen hatte die Spuren seiner kunstgerechten Tättowierung beseitigt, figurierte im Gasthof als Bob, des Lords Diener, und in dessen nächtlichen Spielgesellschaften als Sir Robert Trap, ein Freund des Lords, der ihm hier unverhofft begegnet sei. Wnislaw maskierte sich in einer entlegenen Trödelbude. Er erschien dort stets als Bob, der Diener, der vorgeblich des Nebenverdienstes wegen nachts den Gentleman spiele, und Gelegenheit habe, sich als Vater unbeschützter Ballschönen zu vermieten. Dem Dienstpersonal des Gasthofes gegenüber beobachteten Herr und Diener die Vorsicht, das Haus weder gleichzeitig zu verlassen, noch zusammen zurückzukehren. Den Indianer hüllten sie in den dichtesten Schleier des Geheimnisses. Man erfuhr von seinem Dasein nur im Gasthof.

Mareczka sprach mit unbefangener Offenherzigkeit von den sittlichen Kämpfen, in welche Leichtsinn und Charakterschwäche ihn von Jugend auf verwickelten. Lebhaft ergriff ihn oft das Verlangen nach moralischer Reinigung und Erneuerung. Die Erinnerung an manche gewissenlose That beunruhigte ihn mit dem Bewußtsein persönlicher Unsicherheit und steigerte dasselbe nicht selten bis zur Seelenangst. Diesen Zustand empfand er immer mehr als unerträgliche Last und sehnte sich nach Befreiung von derselben. Schon seit Jahren stand sein Beschluß fest, das Leben eines fahrenden Abenteurers aufzugeben, um in der Zurückgezogenheit von der Welt den Frieden der Seele zu suchen, den er nie gekannt habe. Er hätte aber nichts gefunden, was zur Ausführung solchen Vorhabens ihm schicklich schien, weil er nicht für sich allein nur zu sorgen hatte, sondern auch für den Indianer und Stux, mit denen er schon aus Gründen seiner eigenen Sicherheit sich unzertrennlich verbunden erklärte. Am Abende des fünfzehnten August

endlich las Mareczka die Anzeige von der Käuflichkeit des gräflich Dieffembergschen Meierhofes im Bilamsdorffer Walde an der Grenze des deutschen Reichsgebietes. Der willkommene Umstand, daß jenes ehemalige Jagdschlößchen auch mit allem beweglichen Inventar und Zubehör, wie einem nach Befund zu pachtenden Jagdrevier ausgeboten wurde, reizte des Pseudo-Lords Neigung zum Kauf schon lebhaft an. Ganz besondere Zugkraft übte darauf aber der Name Dieffemberg.

Der Angeklagte verhehlte es nicht, daß der Graf von verschiedenen früheren persönlichen Begegnungen her noch tief in seinem Kerbholz eingeschnitten stand, als jene Anzeige ihm, dem Beschuldigten, zu Gesicht kam. Jetzt habe er zwar einsehen gelernt, das Verletzende der gräflichen Handlungsweise sei nicht in dieser selbst, sondern lediglich in der gereizten Empfindlichkeit seines eigenen selbstsüchtigen Herzens zu suchen gewesen.

„Solcher versöhnlichen Auffassung“ — erklärte er — „war ich nicht früher fähig, als bis die Hand des Todesboten mir die Augen über meinen sittlichen Zustand vollends aufschloß. Dem Grafen Dieffemberg habe ich nichts zu vergeben; er mir aber leider viel. Denn ich kaufte mich in seiner Nachbarschaft nicht ohne rachsüchtige Hintergedanken an, wenngleich eine Absicht auf die Gefährdung seines Lebens nicht ernstlich in mir aufkeimte. Die erwähnte Anzeige notierte ich mir und war alsbald entschlossen, folgenden Tages meine Abreise zur Besichtigung des Gütchens vorzubereiten, um am siebzehnten August die Residenz zu verlassen. Leider beschleunigten betrübende Zwischenfälle die Ausführung dieses Entwurfs.“

Graf Willichowsky — erzählte der Verwundete — habe ihm auf den Abend des fünfzehnten August eine schuldige Revanche im Spiel gegeben. Stux, in der gewandt durchgeführten Maske des Sir Robert Trap, übernahm die Bank und spielte sehr glücklich. Jede Taille fiel auf die Karte des Lords. Da störte Willichowsky das Spiel durch die schwere Verdächtigung, Sir Robert habe kenntliche Karten untergeschoben. Es gab einen erhitzten Wortwechsel. Sir Robert beherrschte kaum seine verhaltene Wut. Der Lord machte den vermittelnden Vorschlag, Graf Willichowsky möge mit einer neuen Karte die Bank übernehmen. Es geschah. Und nun wandte das Glück sich ihm zu. Einer nach dem anderen der beteiligten Herren mußte das Spiel aufgeben. Endlich war auch der Baarvorrat des Lords bis auf wenige unentbehrliche Goldstücke erschöpft. Spät in der Nacht verließen die Spieler in verdrossener Laune das Kaffeehaus. Auf der Treppe raunte Sir Robert dem Lord zu, er möge die Abreise mit dem nächsten Frühzuge vorbereiten. Am erforderlichen Reisegeld solle es nicht mangeln. Der Lord verstand seinen mordlustigen Gesellen. Er erschrak. Aber seine tiefe, durch das Spiel und den Geldverlust noch mehr verbitterte Verstimmung gegen Willichowsky band ihm die Zunge, zumal die Umstände und die wilde Gemütsart Wnislaws einen Versuch, dessen Absicht zu verhindern, ganz vergeblich erscheinen lassen mußten. Bei der Trennung der Spieler vor der Hausthür lud der Graf den Lord Shepholm und seinen Freund, den Sir Robert Trap, auf den Mittag zum Diner arglos ein. Mit dem Schein dankbarer Freude nahmen diese die Einladung an. Darauf schieden sie in höflichster Form und schlugen verschiedene Wege ein. Sir Robert begleitete den Grafen nach dessen Wohnung, um „seinen vielgerühmten Dry Madeira“ als Nachttrunk zu prüfen. Lord Shepholm schützte Müdigkeit vor und begab sich in Begleitung einiger anderer Herren nach seiner Wohnung. Hier befahl er dem Thürhüter des Gasthofes, für einen Wagen zum Frühzuge nach Dresden zu sorgen, wohin zu reisen er jedoch keineswegs beabsichtigte. Mit derartigen Finten wollte er nur den schläfrigen Thürhüter täuschen. Nach langem qualvollen Warten erschien endlich der Gefährte, der sich wieder in Bob, den Diener, verwandelt hatte. Grinsend leerte derselbe eine mit Gold gefüllte Börse und eine mit Grafenkrone geschmückte Brieftasche, welche Banknoten erhielt, von denen der sogenannte Lord Shepholm eine Anzahl an Willichowsky im Spiel verloren hatte. Während der Mörder Börse und Brieftasche in Asche verwandelte, berichtete er zischend, der Graf sei von seinem trefflichen alten

Madeira so schläfrig geworden, daß er zu Bett gebracht werden mußte wie ein Kind. Sein Diener habe dabei geholfen und werde ihn nicht eher wecken, als bis er ausgeschlafen: „Wir haben also gemächliche Muße genug zur Abreise — brauchen auch zunächst kein Geld flüssig zu machen“ — schloß Stux seinen kurzen Bericht. Nähere Einzelheiten vermochte Mareczka nicht auszusagen. Vor sittlichem Abscheu und aus Vorsicht hatte er dem Mörder jede weitere Schilderung seines Verfahrens bei der That verboten.

Nach diesen Geständnissen fühlte Mareczka sich sehr erschöpft. Er hoffte aber seine Kräfte durch einen stärkenden kurzen Schlummer zur Genüge wieder zu beleben, um sein Gewissen noch anderweitig entlasten zu können durch Privateröffnungen, die er den Herren Graf Hoyer, Rittmeister Ringelin und vorzugsweise Hinrich Freisinger schuldig sei. Er bitte diese Herren und das Gericht, ihm eine solche Aussprache zu bewilligen, da er nicht ruhig werde sterben können, wenn diese letzte Bitte ihm ungewährt bleibe. Der Kreisarzt fand die Anstrengung zwar bedenklich, aber der Ausdruck tiefsten Verlangens, mit dem der Leidende seinen Wunsch betonte, machte ihn nachgiebig.

„Länger als 24 Stunden wird es nach allen vorhergegangenen Strapazen doch schwerlich mit ihm dauern,“ flüsterte der Arzt dem Amtsrichter zu. Und dieser erteilte dem Kranken danach seine Erlaubnis zur Unterredung.

Bei der Vernehmung der Zeugen sah der Richter sich beschränkt auf die Feststellung der Person des Beschuldigten, da sich kein Zeuge fand, der über den Kernpunkt der Verhandlung, nämlich über den Raubmord mit seinen Nebenumständen etwas Förderſames auszusagen wußte. Graf Dieffemberg und Rittmeister Ringelin deponierten, daß ihnen ein Offizier, Namens von Mareczka persönlich bekannt gewesen. Sie gaben die Möglichkeit zu, daß der Angeklagte mit jenem Offizier identisch sei, wollten sich aber zu bestimmteren Aussagen nicht verpflichten, weil sie beide jenen Premierleutnant von Mareczka seit vielen Jahren aus den Augen verloren hätten und eine äußerliche Aehnlichkeit sie täuschen könne. Graf Hoyer bestätigte, daß der Beschuldigte sich ihm in der Meierei am gestrigen Abende als Mr. Whitehorse vorgestellt und ihn mit ausgesuchter Dienstbeflissenheit gastfreundlich beherbergt habe. Als Lord Shepholm erkannte den Gefangenen der Oberkellner Biel wieder. Sir Francis Mac-Bell aber bezeichnete diesen Titel als mutmaßlich erdichtet, da derselbe in England seines Wissens nicht vorkomme. Hinrich Freisinger sagte aus, daß er mit dem Inkulpaten jahrelang nahe befreundet gewesen sei. Er könne schon aus diesem Grunde kein kompetentes Zeugnis für oder wider ihn ablegen. Das verbiete ihm auch die schuldige Rücksicht auf seinen, in das gegenwärtige Unglück geratenen alten Freund, welcher sicherlich bestimmte Beweggründe haben werde, seinen richtigen Namen zu verschweigen. Denn alle Namen, welche ihm hier von anderen beigelegt worden, wie auch der Name von Mareczka, den er sich selbst gegeben, seien unrichtig. Den nach Freisingers treuherziger Meinung richtigen Namen zu verraten, weigerte er sich standhaft, da der Beschuldigte selbst denselben nicht erwähnt haben zu wollen scheine.

Als nach Schluß der Verhandlung die Herren Graf Hoyer, Ringelin und Freisinger sich im Krankenhause wieder zusammenfanden, um auf den Wunsch des Leidenden Bekenntnisse desselben zu vernehmen, gestand Freisinger den Freunden im Vertrauen, daß der Gefangene sein amerikanischer Gefährte Josef Böhm sei und kein anderer. Selbst die Möglichkeit, daß ihn dennoch eine seltsame Aehnlichkeit täusche, müsse er für ausgeschlossen halten, wenn er auch nicht begreife, warum Böhm sich soviel verschiedene Namen und Charaktere beigelegt habe. Während Hinrich seine Ansicht begründete, daß solche Heuchelei sich sittlich nicht rechtfertigen lasse, erschien ein Krankenwärter, und bat die Herren, ihm zu folgen, da der Kranke gestärkt erwacht sei.

Die drei Freunde wurden in ein kleines Gemach geführt, welches eine von der Decke herabhängende Lampe mild erhellte. Hier ruhte in einem hochlehnigen Sessel der Kranke. Neben ihm stand ein Tisch, darauf eine Glocke, Arzeneien und eine verschlossene Mappe mit beschriebenen Heften gefüllt. Der Wärter rückte für die eingetretenen Herren

Stühle heran, auf welche sie sich niederließen. Ein Gerichtsbeamter wohnte der folgenden Unterredung als stummer Zeuge bei, um „Kollusionen" zu vermeiden, wie der Amtsrichter erklärt hatte. Der Wärter zog sich zurück. Und nunmehr dankte den drei Herren der Leidende mit etwas erkräftigter Stimme für ihre Güte, seine letzte Bitte erfüllt zu haben durch ihr Erscheinen. Er schöpfe neue Kraft aus der Hoffnung, sein Gewissen noch von manchem Druck befreien und ein Geheimnis, das ihn seit vielen Jahren belaste, enthüllen zu dürfen.

„Ist das geschehen," fuhr er fort, „dann bin ich gerüstet, meinen letzten Kampf gefaßt zu bestehen. Ich gedachte Sie, Herr Graf Hoyer, mit allerlei Vorspiegelungen zu täuschen — Sie wie viele andere. Zu derartigen Trügereien diente mir auch eine Augenbinde. Wnislaws mörderisches Geschoß hat sie zerschnitten — und mit ihr mein Nornenseil. Jetzt sehe ich alle Dinge in ihrem grausam wahren Licht. Zu spät erkenne ich auch, daß von allen Betrogenen ich selbst der am ärgsten Betrogene bin. Wie ein Gnadenwunder staune ich es an: Hier, in diesem entlegenen Winkel muß der Tod mich ereilen, wo durch scheinbaren Zufall von allen Menschen, die ich täuschte und schädigte, gerade die versammelt sind, deren Vergebung mir das Sterben vorzugsweise erleichtern wird."

„Meinerseits habe ich Ihnen nichts zu vergeben," lehnte Henning ab. „Sie aber haben mich durch Rettung aus Gefahr und Gastfreiheit zu stetem Dank verpflichtet, Mr. Whitehorse."

„Auch dieser Name belastet mich mit Schuld, die ich Ihnen abzubitten habe, Herr Graf. Gewohnter Hang — peinigende Selbstvorwürfe" — Mareczka hüstelte.

„Schonen Sie sich," unterbrach ihn Hoyer. „Glauben Sie mir, daß ich Ihre versuchten Vorspiegelungen gern vergesse. Ihre Sinnesänderung macht mir begreiflich, wie Ihre Seele im Licht der Selbsterkenntnis leidet."

„Wie sie leidet," wiederholte jener leise, den Kopf bewegend, „jawohl!" seufzte er dann tief auf mit unterdrücktem Schluchzen, „wie sie leidet!"

Nach einer Pause dankte er dem Grafen für sein mitfühlendes Verstehen und wandte sich dann zum Rittmeister.

„Die Ruine, welche hier vor Ihnen sitzt, Herr Rittmeister," sprach er bitter, „prunkte einst unter Ihren Herren Kameraden als einer der stolzesten, glänzendsten Offiziere."

„Sie nannten sich damals von Mareczka," bestätigte Ringelin mit abwehrender Kälte, „oder war das auch ein Pseudonymikon?"

„Josef von Mareczka — so hieß mein Vater — das ist auch mein wirklicher Name," versicherte dieser bestimmt.

Hinrich horchte auf und schüttelte das Haupt mit ungläubiger Miene. Der andere schien es nicht zu bemerken. Er fuhr zum Rittmeister gewendet fort:

„Ungern erinnern Sie sich unserer einstigen Kameradschaft: — begreiflich! — sehr begreiflich! Mich trifft der schwere Vorwurf, meine Soldaten-, meine Mannesehre eingebüßt zu haben — der schwerste Vorwurf, der einen deutschen Krieger treffen kann."

„Sprechen wir nicht weiter darüber, Herr von Mareczka," sagte der Rittmeister peinlich berührt und nestelte den Kragen seines Attila auf.

„Erlauben Sie mir nur eine Bitte," beharrte Mareczka. Er breitete die Hand auf seine Mappe, die neben ihm auf der Tischplatte lag.

„Aufzeichnungen und Erinnerungen aus meinem Leben," erklärte er; „sie beginnen mit der Zeit, wo ich das Fähnrichs-Patent erhielt und reichen bis zur letztverflossenen Nacht. Vielleicht versagt Ihr mitfühlendes Herz einem Sterbenden nicht die Bitte, einmal nachzuempfinden, wie tief ein ehemaliger Kamerad gedemütigt wurde, der sich geächtet sah durch eigene und fremde Schuld, der von der Höhe des stolzen Bewußtseins untadeligen Rittertums hinabsank in die Untiefen sittlicher Verkommenheit, die ihn auch gegen Schurkenstreiche endlich duldsam und willenlos machten."

„Brechen wir dieses unerfreuliche Thema ab," wiederholte Ringelin ungeduldig. „Vermag ich doch nichts zur Reparatur Ihrer — Vergangenheit beizutragen."

„Gewiß nicht — Gott sei's geklagt!" versetzte Josef von Mareczka. „Aber es würde mich trösten in meiner herannahenden letzten Stunde, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie aus der Kenntnisnahme meiner militärischen Vergangenheit ein milderes Urteil über Ihren gedemütigten ehemaligen Kameraden gewinnen könnten."

„Werden Sie in Ihrem leidenden Zustande anhaltend zu lesen vermögen?" lenkte Ringelin beruhigend ein.

„Dazu freilich reicht meine Kraft leider nicht aus," entgegnete Mareczka betrübt. „Aber ich hoffe," setzte er mit bittend auf Freisinger gerichtetem Blick hinzu, „daß mein langjähriger Fahrtgenosse Ihnen einige Mitteilungen aus meinen Blättern machen werde — eingedenk unsrer alten Freundschaft."

Hinrich warf mit aufwallendem Ungestüm seinen Kopf zurück.

„Versage mir diese Bitte nicht," flehte Josef, „und glaube mir: Josef Böhm war deines freundschaftlichen Vertrauens nie so wert, als Josef von Mareczka dasselbe zu verdienen glaubt."

„Also doch Josef Böhm!" triumphierte Hinrich mit einem Blick auf Hoyer und Ringelin, „wußte ich nicht, daß er es sei und kein anderer?"

„Das wird sich alles aus meinen Aufzeichnungen erhellen," fuhr Josef fort. „Darum bitte ich dich, Hinrich, nimm diese Mappe als Vermächtnis zum Andenken von mir an; ich bitte dich bei der Liebe deiner ehrwürdigen Mutter und deiner einzigen Schwester Dina!"

„Was weißt du von den Meinigen?" brausete Hinrich auf. „Durch mich hast du niemals etwas von meinen intimeren Familien-Verhältnissen erfahren."

„Sehr wahr!" sagte Josef mit überzeugender Ruhe; „dennoch kannte ich dich, deine Jugendentwickelung und die Deinen schon, ehe wir einander gesehen hatten und unsere Lebensseile sich wunderbar verflochten."

Erregt sprang Hinrich vom Sitz empor und schritt unruhig auf und ab. Henning besänftigte ihn endlich mit einem Hinweis auf den Zustand des Leidenden. Dieser schellte und ließ sich vom erschienenen Wärter einen erfrischenden Trank reichen. Dann sprach Mareczka mit neubelebter Kraft weiter zu Hinrich, der seinen Sitz wieder einnahm.

„Deine schwergeherzte Mutter, Hinrich," erinnerte er ihn, „verbarg dir und deiner älteren Schwester ein zartes Geheimnis. Du weißt, daß sie euch stets scheu auswich, so oft ihr nach der Ursache ihres unbekannten Leides forschen wolltet."

„Und wer machte dich zum Mitwisser dieser zarten Sorgen?" fragte Hinrich überrascht.

„Andeutungen davon machte mir als Knaben schon mein Vater, lange bevor ich deine Mutter persönlich kennen lernte," erklärte Josef. „Eingehenderes über ihre Jugendjahre teilte mir dann ein Oheim deiner Mutter mit, der Professor Johann Regedly zu Prag. Deine Mutter selbst bestätigte und ergänzte endlich meine Einsichten in ihre und deine Verhältnisse und Lebensführungen. Ich verschwieg dir bisher, wie genau ich dich längst gekannt, auf den Wunsch deiner Mutter. Sie besorgte dich unnötig zu beunruhigen, wenn du zu früh alles erführest und überließ meinem Ermessen, den geeigneten Zeitpunkt der Entdeckung zu wählen. Jetzt, wo mein Ende naht, wo du nach Ausweis meines Testamentes in den Besitz deines, unter meiner Verwaltung ansehnlich gewachsenen Vermögens als reifer unabhängiger Mann eintreten wirst, jetzt zögere ich nicht länger. Durch die Entlastung meiner Brust von jenem Geheimnis wirst du zugleich Einblicke gewinnen, die dir manches verständlich machen mögen, was dir während unseres persönlichen Verkehrs in meinem Verhalten dunkel bleiben mußte."

Henning und der Rittmeister machten Miene, sich diskret zurückzuziehen. Mareczka bat sie zu bleiben.

„Gern sähe ich Hinrichs Freunde als Zeugen dessen hier, was ich ihm zu entdecken habe," erklärte er; „es ist nichts Kompromittierendes."

Henning nahm bereitwillig seinen Platz wieder ein. Ringelin folgte zögernd seinem Beispiel.

„Ludmilla von Regedly, Hinrichs Mutter," berichtete der Kranke, „heiratete, kaum sechszehn Jahr alt, auf den Wunsch ihrer Mutter einen Offizier. Er war ein Lebemann, verschuldet, aber der glänzendste Kavalier des Regiments. Dabei galt er als guter Katholik. Zu seinen Freunden gehörten Geistliche des Jesuitenordens. Vor ihrer Vermählung nötigte man die unmündige Ludmilla, einen kirchlichen Revers zu unterzeichnen, demzufolge die der Ehe entsprießenden Söhne nach katholischen Grundsätzen getauft und erzogen werden sollten. Die Familie der Regedly konnte die Wurzeln ihres Stammbaumes bis zu den Glaubenskämpfen der Hussiten hinauf verfolgen. Dem evangelischen Bekenntnis war Ludmillas Geschlecht stets treu geblieben. In ihr selbst entwickelte das Glaubensleben die wesentlichsten Triebkräfte ihrer Charakterbildung. Ihr Gatte hinderte seine geistlichen Freunde nicht, die zarte junge Gemahlin mit den lästigsten Bekehrungsversuchen zu ängstigen. Die beiden Kapläne stärkten aber dadurch nur Ludmillas konfessionelles Gewissen und ihren Widerstand. Allein sie büßte bei diesen Kämpfen ihre fröhliche Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit ein. Zu den religiösen Gegensätzen der Gattin gesellte sich wachsende Kälte ihres Gemahls. Er ergab sich den Betäubungen einer wüsten Lebensweise. Die leidende Weiblichkeit war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Und nicht gewohnt, seine Leidenschaften zu beherrschen, verschonte er die stille Dulderin endlich auch nicht mehr mit demütigenden Ausbrüchen seines Widerwillens. Nach heftigem Ringen mit ihrem Pflichtgefühl suchte Ludmilla endlich Schutz bei ihrer Mutter. Diese bedeutete ohne Vorwissen ihrer Tochter dem zügellosen Schwiegersohn, Ludmilla werde nicht wieder in sein Haus zurückkehren. Das führte zur Scheidungsklage, in welche Ludmilla aus Gehorsam gegen den mütterlichen Willen schweren Herzens endlich willigte. Nach dem gerichtlichen Erkenntnis mußte sie sich von ihrem zarten einjährigen Knaben trennen, in ihrem stillen Herzeleid ihre einzige Trostquelle. — Nun zwang man sie, ihn dem ungewissen Schicksal hinzugeben, welches sein, im Wirbel der Welt locker dahinlebender Vater ihm bereiten würde. — Nagende Selbstvorwürfe und zehrender Schmerz haben ihre gemarterte Seele seitdem durch das ganze Leben begleitet."

„Armes, unglückliches Mütterli!" hauchte Hinrich. „So tiefes Herzeleid still zu tragen! Allein, ohne den Trost teilnehmender Herzen!"

Nach einer stummen Pause fuhr er plötzlich aus seinem Sinnen wild empor: „Ich hatte also einen Bruder? Lebt er? Ist er tot? Was ist aus ihm geworden?"

Josefs Mienen wurden finster. „Ich hoffte," entgegnete er traurig, „du hättest es längst erraten: Dieser schiffbrüchige Mann, Hinrich, der sein nahes Ende hier erwartet, ich selbst bin dein unglücklicher Bruder Josef."

Hinrich starrte ihm sprachlos mit gläsernem Blick ins Gesicht, rieb sich die Stirn, als habe er Josefs Worte nicht begriffen, stieß dann unartikulierte Klagelaute aus und versank endlich in dumpfes Brüten.

Halblaut wie im Selbstgespräch begann Josef wieder: „Das unbekannte Schicksal ihres Erstgeborenen lastete wie ein Fluch auf dem Herzen unserer teuren Mutter. Auch für mich wurde die Ehescheidung der Eltern zum schweren Verhängnis: es bezeichnete meine gewundene Lebensbahn mit Denkmalen sittlicher Kämpfe, feiger Schwachheiten, verwerflicher Gedanken und Thaten. Nie habe ich aufgehört, an eine ewige Gerechtigkeit zu glauben. Mein innerer Richter und die Todeswunde haben ihr Amt an Seele und Leib nunmehr geübt. Aber mein dunkles Verhängnis hat mir sehr erschwert, auf eine vergebende Barmherzigkeit zu hoffen. Erst jetzt, in der zwölften Stunde meines Lebens, wo es mir Unwürdigen noch vergönnt worden, mein beflecktes Gewissen zu entlasten, jetzt fühle ich etwas wie den Trost erlösender Gnade. Nur Eins fehlt mir

noch, mit Ruhe vom Leben zu scheiden: ein versöhnendes Wort meines tiefgekränkten Bruders Hinrich."

Hart und düster erwiderte Hinrich: „Ich bin nicht berufen, deine Gedanken und Thaten zu verdammen und zu vergeben."

Josef kämpfte mit einer inneren Aufwallung. Als er wieder ruhig geworden, sagte er, mit trauervollem Blick Hinrichs Augen suchend:

„In der äußeren Erscheinung gleichen wir beide unserer geliebten Mutter zum Verwechseln. Aber auch die natürlichen Voraussetzungen unserer Charaktere sind einander täuschend ähnlich. Hätte das Schicksal nun gewollt, daß die Keime deines Wesens von einem Vater wie dem meinigen entwickelt, daß dagegen meine sittlichen Begriffe und Lebensmaximen durch die treue Hand unserer glaubensstarken Mutter und unter ihrem mütterlichen Liebessegen erzogen worden wären: gar leicht, mein Bruder, hätte es alsdann geschehen können, daß ich jetzt so stolz vor dir stände, wie du vor mir, deinem zweiten Ich, dem totwunden Mann in diesem Siechenstuhl stehest."

Aus seiner hochaufgerichteten Stellung sank Hinrich schaudernd auf den Sessel. Er drückte tief atmend sein Tuch vor die Augen. Auch Josef lehnte sich ermattet in die Polster zurück.

Plötzlich vollzog sich auf seinem Antlitz ein jäher Farbenwechsel — tiefe Röte und Leichenblässe. — Henning drückte auf den Knopf der Glocke. Der erschienene Wärter träufelte dem Kranken Tropfen ein, welche bald beruhigend wirkten. Henning raunte dem Wärter zu, er möge nach dem Arzt senden. Dieser nickte und nachdem der Anfall vorüber, verließ er das Gemach.

Inzwischen hatte Hinrich sich ermannt. Er erhob sich, brach an Josefs Seite in die Kniee und seufzte: „Ach Gott, führ' uns liebreich zu Dir!" Dann erstickte leises Schluchzen seine Stimme.

Während eines allgemeinen Schweigens der Ergriffenheit ruhte Josefs Hand auf dem Haupte Hinrichs. Dann sagte er mit schwächerem Ton: „Tröste unsere Mutter, Hinrich: ich sei nicht in der Blüte ungesühnter Schuld dahingegangen. Sie möge mir auch vergeben, daß ich ihren mütterlichen Segen in meiner Unwürdigkeit hinweggenommen habe wie ein entwendetes Gut. Sage ihr, ich verdankte ihm allein meine Hoffnung auf eine erlösende Gnade. — Und nun, mein Bruder, laß uns scheiden. Ich fühle, mein Todeskampf wird kein heftiger sein; aber ich möchte nicht, daß du Zeuge des letzten Augenblicks wärest. Darf ich mich des köstlichen Besitzes deiner Bruderliebe getrösten, so habe ich nichts weiter zu wünschen."

„Dem Leben entgegensterben!" flüsterte Hinrich bewegt. „Jetzt verstehe ich das dunkle Wort. Ja, wer so wie du, mein schwergeprüfter Bruder, das Leben verliert, der wird das Leben gewinnen. Wie dem Blindgeborenen des Evangeliums das Sonnenlicht, so ist deiner suchenden Seele noch in deinen letzten Lebensstunden der Friede geschenkt worden. Welch geheimnisvolles Wunderwirken! Das glimmende Docht zur lauteren Lebensflamme entfacht! — Lodere sie denn zum ewigen Licht empor — mein Unglaube soll sie nicht mit unreinem Schatten trüben."

Josef berührte ergriffen Hinrichs Stirn mit den Lippen.

„Lebewohl, mein Bruder! — Gedenke mein in versöhnter Liebe!"

„Fahrwohl! — Helf' dir Gott, Josef!"

Ein inniger Händedruck — ein letzter Scheidegruß — auf der Thürschwelle noch ein langer feuchter Blick: dann schloß sich die Pforte hinter Hinrich und seinen Freunden. Auf dem Rückwege nach dem Gasthof citierte Henning beziehungsvoll: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" — Gedankenvoll und schweigend durchwandelten sie die finsteren Gassen der winkligen alten Kreisstadt.

In einsamer Stunde.

Dieffemberg und seine Freunde benutzten den nächtlichen Eisenbahnzug, um nach Hause zurückzukehren. Hinrich allein versagte ihnen seine Begleitung. Das Anerbieten Hennings, ihm Gesellschaft zu leisten, bis Josefs Schicksal sich entschieden habe, lehnte Hinrich dankend ab. Er bedürfe der geistigen Sammlung in abgeschiedener Stille, erklärte er. Solche fand er in einem Gastgemach des Bilamsdorffer Hofes. Hier saß er beim Schein einer Lampe, blätterte in Josefs schriftlichen Erinnerungen und Selbstbekenntnissen, und verarbeitete die empfangenen Eindrücke, indem er dann und wann das Zimmer mit langsamen Schritten durchmaß. Kein äußerer Anlaß störte ihn. Im Gasthofe herrschte bald die Ruhe der Nacht.

Der Inhalt des mit geübter fester Hand geschriebenen Heftes umfaßte neben Rückblicken auf Josefs Jugendjahre gelegentliche Notizen und Betrachtungen. Häufig fanden sich auch größere und kleinere Geldsummen verzeichnet: Darlehen von militärischen Kameraden, später von anderen Bekannten; ferner Verbindlichkeiten gegen Handwerker, Krämer, Wirte; Erträge des Karten- und Würfelspiels; Preise, die bei Wettrennen gewonnen wurden und dergleichen Geldsachen mehr. Auch Ringelins Name stand mit einer beträchtlichen Summe unter Josefs Gläubigern notiert. Nicht ohne Bewegung fand Hinrich seine eigenen, von Josef verwalteten Gelder und Andeutungen der damit unternommenen Finanzspekulationen gewissenhaft gebucht.

Diese und ähnliche Notizen umfaßten eine lange Reihe von Jahren und stammten aus verschiedenen europäischen und amerikanischen Städten. Oft waren sie von Selbstvorwürfen begleitet — zuweilen auch von Plänen und Entwürfen einer endlichen Befriedigung der zahlreichen Kreditoren.

Hinrich mußte sich gestehen, daß Josef ihn in der tadellosen Ordnung seiner wirtschaftlichen Geschäfte weitaus überrage. Er faßte den Vorsatz, diesem Muster redlich nachzueifern.

Mit wachsender Teilnehmung überflog er dann die übrigen Erinnerungen seines Bruders; besonders fesselten ihn diejenigen, welche ihm über Josefs Lebensgang und Charakterentwickelung Aufschluß erteilten.

Die frühste Auslassung trug das Gepräge einer Einleitung und war niedergeschrieben im Frühling des Jahres 1848. Als Ort fand sich eine kleine böhmische Garnisonstadt angegeben.

„Endlich habe ich das Portepee erhalten,“ las Hinrich. „Hat lange gewährt, bin ich doch schon zwanzig Jahre alt geworden, aber die Knabenstreiche und Jugendthorheiten, auch das gewohnheitsmäßige Lügen und Renommieren soll nun endlich einmal aufhören, ich will solider werden, als es mein würdiger Herr Papa ist, was nützt ihn all seine glänzende Fähigkeit! Er ringt vergeblich danach, den prunkenden Schein zu retten, bei aller Anerkennung, die ihm der Klerus und die Gesellschaft zollt, bereitete ihm seine laxe Moral doch unaufhörliche Verlegenheiten. Auf solchem kupierten Terrain werde ich dir nicht folgen, mein verehrter Alter. Das Portepee ist der silberne Schlüssel einer glänzenden Laufbahn: als musterhafter Offizier will ich die Augen der Vorgesetzten auf mich ziehen; meine jetzige Waffe, die Feldkanone, betrachte ich nur als Schwungbrett zu den höchsten Chargen. Dieses Nest von einer Garnison ist öde und langweilig genug, um meinen Eifer im Dienst und Selbststudium nicht zu stören. Oft freilich habe ich die redlichsten Vorsätze leichtsinnig verbummelt. Jetzt soll ein anderer Ernst daran gesetzt werden; dazu werden mir Tagebuchnotizen frommen, die ich zeitlebens nach Umständen fortsetzen will, was ich mir hier auf parole d'honneur heilig und feierlich gelobe.“

Das Gelübde hatte Josef nicht gebrochen, mußte Hinrich mit einem Gefühl brüderlicher Genugthuung anerkennen. Unter dem Datum des vierzehnten Mai, einige Tage später als der Eingang niedergeschrieben war, fanden sich die folgenden Sätze:

„Die Zulage zum Sold, die mir der Vater bewilligt, läuft oft recht unregelmäßig ein. Um so freudiger begrüßte ich deshalb das hübsche Sümmchen von dem Oheim meiner Mutter, Professor Johann Negedly: „Der regelmäßige Zuschuß aus dem kleinen Fond des Familienstipendiums wird nicht hinreichen zur Beschaffung deiner neuen Equipage. Betrachte das Geld als Geschenk deiner lieben Mutter; wie würde sie sich freuen über deine Beförderung zum Fähnrich," so schrieb der wackere Mann, dem ich schon gar manche freundliche Hülfe und Anregung verdanke. Es ist doch ein eigen wehmütiges Gefühl, die Mutter nie gekannt zu haben! Sie soll in der Schweiz mit einem steinreichen Kaufherrn Freisinger in glücklicher Ehe leben. Seitdem hat meines Vaters verletzte Eigenliebe auch den letzten Rest einer Beziehung mit ihr abgeschnitten. Grausames Geschick!

„Am 20. Mai.

Der Hochmut der in hiesiger Umgebung kantonnierender Kavalleristen hat mich gestern schwer gekränkt. — Wie spöttisch lächelten sie auf mich herab, als ich erklärte, nicht tempeln zu wollen, weil ich das mit meinen Ansichten von guter Wirtschaft für unvereinbar halte. — Könnte der Vater mir doch eine reichlichere Zulage gewähren! — Ich will den Großhänsen durch bessere Dinge imponieren, als durch ererbte Geldsäcke und Würden. — Warten wir's ab, meine Herren, wer zuletzt lacht!"

„Sonntag, den ?— Mai.

War ich in der Messe? — war ich im Vorhof des Himmels? — ich weiß es nicht — aber das weiß ich, daß meine leibhaften Augen einen himmlischen Engel gesehen haben, eines Engels Bild in der holdseligen Menschengestalt einer Betenden. — Verwünscht! — diese Störung. — Mein Batteriechef!

„Am 15. Juni.

Endlich konnte ich mich wieder gesund melden. Wäre ich dem Rat meines Leutnants gefolgt, meinen sanftmütigen Braunen zu reiten, dann hätte der Schimmel meine Zerstreutheit nicht benutzt, mich so ungestüm auf den Sand zu setzen. Aber meine Vorliebe für weiße Pferde ohne Abzeichen ist mir nun einmal vom Vater angeerbt. Glücklicherweise heilte das verletzte Blutgefäß am Fuß schneller, als der Stabsarzt glaubte. An dem ganzen Unfall aber ist niemand schuld, als das Engelsbild, das neben mir in der Kirche so andächtig im Gebet versunken war. Den Eindruck werde ich nie vergessen. Immer steht die minnigliche Gestalt vor mir. Sie verfolgt mich im Dienst und beim häuslichen Studium. Ich lese Buchstaben, tote Buchstaben und kalte Formeln, ohne ihren Sinn zu fassen. Ruhig kann ich nur wieder werden, wenn ich die holde Unbekannte wiedergesehen, wenn ich nähere Kunde erlangt habe, wer sie ist, wo sie lebt."

„Den 27. September.

Unsere Batterie hat Marschbefehl erhalten. Noch zittert die herzbrechende Klage Nepomuzenas mir in der Seele nach, ich fühle mich bis zum Tode betrübt, hoffentlich ereilt mich eine barmherzige Kugel aus dem Rohr eines Barrikadenhelden. Wie konnte ich mich so gar selbstvergessen der Leidenschaft meines Gefühls überlassen! Aber die seligen Stunden an der Seite des geliebten ahnungslosen Mädchens — wie berauschten sie mich! Konnte ich widerstehen, wenn in der verschwiegenen Sommerlaube die Flammen über uns zusammenschlugen? Und nun! — Verzweifelnde gebrochne Herzen! Arme, wonnige Nepomuzena! Wird deine arglose Mutter dein schweres Geschick überleben? — Ohne den nichtsnutzigen Burschen, ihren Bruder, wäre das Unglück sicher nicht geschehen. Dieser Wnislaw, kaum fünfzehn Jahre alt, und schon so bereit, die Mutter zu täuschen, die Schwester zu verkuppeln, ihre geheimen Zusammenkünfte als Wächter zu begünstigen und seine verderblichen Dienste sich mit einem Judaslohn bezahlen zu lassen! Pfui über dich, Wnislaw Stuz! — — Nein! vielmehr Pfui über dich selbst, Josef von Mareczka! Dein ist die Schuld, die du auf die Schultern eines unmündigen Knaben abzuwälzen suchst. Du bist der Schurke, du, du ganz allein! Du hast das friedliche Glück einer stillen Familie zerknickt, du hast die schlechten Neigungen eines

unreifen Knaben ausgenutzt und ihnen frühreife Früchte abgenötigt. Wozu hilft nun alles Beichten, was frommt mir die Absolution der Kirche! was nützen die Lehren meines ehemaligen Erziehers, des hochweisen, frommen Kaplans von der Gesellschaft Jesu! Kann es meine Gewissensnot und Nepomuzenas Elend heilen, wenn ich frage, ob das unbewußt oder das bewußt irrende Gewissen gefehlt, ob das vorausahnende oder nachspürende Gewissen die Schuld trifft, mich nicht rechtzeitig vor einer hitzigen That gewarnt zu haben, die mich, das holde Mädchen und dessen arme Mutter doch notwendig ins Verderben stürzen mußte? Schon einmal wurden mir die Trostmittel unserer Kirche zweifelhaft, — damals als ich in meiner Dummheit die Kassette des Vaters angegriffen und die Schuld auf seinen Burschen gewälzt hatte. Wie lange folterte mich dieser erste wahrhaft schlechte Streich! Welche Mühe gab sich der Kaplan, mich zu überzeugen, daß die überschießenden Verdienste und die Fürsprache meines heiligen Schutzpatrons völlig hinreichten, um von jeder noch so schweren Sünde zu befreien, man dürfe nur den Strafen und Vorschriften der Kirche genugthun, die Schuld gehörig beichten und bereuen. Das alles habe ich wie ein frommer katholischer Christ gethan, habe jene leichtsinnige That mit heißen Thränen hinwegzutilgen gesucht — über die Geschichte ist längst Gras gewachsen — aber dennoch fühle ich mit offenen und geschlossenen Augen noch heute die traurigen Mienen und den vorwurfsvollen Blick des armen Burschen auf mir ruhen, als der Vater ihn für einen ehrlosen Gauner erklärte und zum Hause hinausstieß. Und ich junger Feigling stand daneben und schwieg! — —

„Abends.

Die Geldspenden an Wnislaw Stux und die Angebinde an Nepomuzena haben meine Leistungsfähigkeit überstiegen. Ich sah mich leider genötigt, zwei bemittelte Kameraden um Aushülfe anzusprechen. Von der Feldzulage werde ich ja leicht so viel erübrigen, daß ich die wenigen Hundert Gulden bald wieder abtragen kann. Morgen um drei Uhr früh rückt die Batterie ab. Lebewohl — nein! — Gott helfe dir mit allen seinen Heiligen, mein unglückliches, heißgeliebtes Mädchen! — Wenn du kannst, denke mit versöhnlichem Herzen an mich! —

„27. April 1849.

Mein Vater lächelte über die unglückliche Wendung, welche mein Verhältnis zu dem beklagenswerten Mädchen genommen. „Dergleichen ist mir so häufig begegnet, daß ich längst unter dem Rasen läge, hätte ich mir solche Verlegenheiten ernstlich zu Herzen genommen; — sei froh, mein zartfühlender Sohn, daß die gefällige Kleine so gescheidt war, sich und ihrem Sprößling den Thee mit Schierling zu würzen": — durch solche frivolen Mutzsprüche dachte mein liebenswürdiger Alter mich zu trösten. „Auch des Sohnes Nachkommenschaft noch zu alimentieren" — setzte er hinzu — „dazu habe er weder Lust noch Geld." — Der Druck der heimatlichen Verhältnisse wird mir immer unerträglicher. — Der Verkehr mit den Kameraden peinigt mich — in jedem Blick, der mich trifft, glaube ich ihre Verachtung meiner Gewissenlosigkeit zu lesen. — Gern möchte ich mich damit trösten, daß Wnislaw, der neubackene Apothekerlehrling, seine verderbliche Weisheit mißbrauchte, daß er seiner verzweifelten Schwester die Wirkung eines Dekokts von Schierling zur Heilung aller ihrer Herzeleiden anempfohlen habe: — aber der Fluch, den die rasende Mutter gegen ihre Tochter und den leichtsinnigen Zerstörer ihres Friedens ausgestoßen — der gräßliche Fluch verfolgt mich wie einen Mörder. — Werde ich jemals wieder Seelenruhe finden? — Ach! — läge ich neben der Geliebten an der Friedhofsmauer! — Neben ihr und unserem armen Knäblein! —

„Den 14. Mai.

So trage ich denn unverhofft die preußische Pickelhaube, an der meine Kameraden so oft ihren stumpfen Witz geübt. — Eingedenk seiner alten Beziehungen zu meinem Vater machte mein neuer Oberst nicht die geringsten Schwierigkeiten. „Meine dienstlichen Zeugnisse," meinte er mit jovialem Schmunzeln, „wögen die tollen Fähnrichsstreiche völlig auf." Im strammeren Dienst werde ich mir die Hörner bald ablaufen.

— Strammer, ja das ist der preußische Dienst als unser heimischer — aber mir eben recht! — Ich habe unter meine trostlose Vergangenheit einen Strich gezogen — will ein ganz anderer, neuer Mensch werden — und dazu wird mir angestrengter Diensteifer und fleißiges Studieren trefflich taugen. — Hier in der preußischen Armee schätzt man Talent und Strebsamkeit.

„Den 8. August 1851.

Mein Vater schreibt mir, daß er nach Italien in die Armee Radetzkys versetzt worden sei, um dort ein Husarenregiment zu führen. Er habe die Unbesonnenheit gehabt, einen Rival im Duell niederzuschießen. Die Affaire sei zwar vertuscht worden, aber er sei doch froh, daß die Versetzung ihn nun allen Verlegenheiten entziehe. — Ohnehin hätten seine wachsenden Verbindlichkeiten eine Ortsveränderung ihm längst wünschenswert gemacht. — Ich kann solchen Kummer ihm lebhaft nachfühlen. — Wer rasch avancieren will, muß Mittel besitzen, die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten stets auf sich gerichtet zu halten und den Kameraden, namentlich auch dem einflußreichen Regimentsadjutanten zu imponieren durch ritterliches Benehmen, glänzende Lebensformen und soldatische Talente. Seit der kurzen Zeit, da ich das Offizierspatent habe, ist es mir auch nach Wunsch gelungen, eine hervorragende Rolle zu spielen durch meine geselligen Gaben. Besonders in musikalischen und dramatischen Leistungen gelingt es keinem Kameraden wie mir, überall als enfant chéri willkommen zu sein. Die Damen der Garnison überhäufen mich mit Artigkeiten. Jüngere Kameraden blicken mit Bewunderung zu mir empor und fühlen sich geehrt, wenn sie auf Wache ein jeu mit mir machen, oder mir mit Vorschüssen gefällig sein dürfen. Aber diese Verpflichtungen werden mir mit der Zeit immer lästiger. Glücklicherweise zweifelt keiner daran, daß ich ein glänzendes Avancement machen und alle meine Gläubiger zu befriedigen in die Lage kommen werde. Das ist auch meine Zuversicht, die mich tröstet. Bis dahin freilich bleibt mir keine Wahl: ich muß mich mit Anstand durchzulügen suchen und so gut es geht, den Schein retten. In der Gewandtheit, Kameraden und Halsabschneider über meine Verhältnisse durch glaubwürdige Schnurren zu täuschen, habe ich Fortschritte gemacht, über die ich selbst erstaunen muß. Man tröstet sich eben mit der philisterhaften Lebensklugheit: die Welt wolle getäuscht sein. Auf der anderen Seite aber steht die Offiziersehre mit ihrer Forderung strenger Wahrhaftigkeit: das giebt denn einen unlösbaren Konflikt. Wohin wird er mich noch führen! Wahrlich! Offizier zu sein mit dem brennenden Ehrgeiz, weiter zu kommen — dabei ohne die nötigen Mittel — es ist ein glänzendes Elend, ein Leben fort triste et — fort agréable."

„Armer Josef," seufzte Hinrich, „wie schwer ist es dir gemacht worden, ein ehrlicher Mann zu bleiben!" Dann blätterte er weiter. Die folgenden Aufzeichnungen, oft durch lange Zeiträume getrennt, enthielten nichts Bemerkenswertes. Dasselbe Thema, mannigfaltig variiert, wiederholte sich fast auf jeder Seite. Mit ängstlicher Teilnahme verfolgte Hinrich die Spuren des Weges, den Josef, ohnmächtig mit den Verhältnissen ringend, zurückgelegt hatte. Der Weg führte ihn immer näher einer schiefen Ebene entgegen; sie zu vermeiden erlahmte immer mehr die moralische Kraft.

Die folgenden Notizen fesselten Hinrichs Aufmerksamkeit lebhafter.

„Am 19. Januar 1857.

Ein Freund aus dem Militär-Kabinet telegraphiert mir meine Ernennung zum Premier-Leutnant. Wie Jakob um Rahel habe ich sieben lange Jahre um den Stern auf der Schulter geworben. Wo sind meine verwogenen Träume eines rapiden Avancements geblieben! Der beste Teil unseres Glücks ist die Einbildung."

„Den 8. Juni 1859.

Beneidenswertes Soldatenlos! Am 4. Juni ist mein Vater so glücklich gewesen, bei Magenta den Heldentod zu finden. Er war ein Offizier für „die breite grüne Heide." Im Garnison-Dienst bahnte der Ueberschuß seiner Naturanlagen sich Abzugskanäle, die ihn auf die Dauer physisch und moralisch ruiniert haben würden. Der

faule Friede, der auch meine beste Kraft verzehrt wie ein fressender Krebs, hat mir eine sehr veränderte Herzensstellung zu meinem Vater gegeben. Bewunderte ich ihn ehedem als leuchtendes Vorbild eines glänzenden Kavaliers, so verehre ich ihn seitdem längst als Muster eines vollendeten Truppenführers. Wie gern möchte ich seinem Beispiel nacheifern! Aber auf Parade, auf dem Schießstand, beim Felddübungsdienst, in der Instruktionsstunde! Hahaha! Hohngelächter der Hölle!

„Verschlaf' die Zeit, vergiß das Denken,
Mach jederzeit ein Schafsgesicht,
Laß dich von jedem Ochsen lenken
Und wenn er stößt — so muckse nicht!"

„Den 1. Juli.

Gestern ist mir der Rest meines mütterlichen Vermögens ausgezahlt worden. Bei der Scheidung der Eltern hatte die mir noch immer unbekannte Mutter das Kapital mit zarter Vorsorge für mich bestimmt. Es ist leider sehr zusammengeschmolzen. Des Vaters Verbindlichkeiten mußten gelöset werden. Auch die meinigen sind zu hoch aufgelaufen, um sie mit dem Zinsertrag zu decken. Mein Kredit aber wird sich durch das Einlaufen der Silberflotte wieder schwunghaft heben, wenn mir auch effektiv nur einige tausend Thälerchen übrig bleiben."

„10. Dezember.

Dieser Haizinger hat gestern wahrlich prachtvoll gesungen. Sein Heldentenor entwickelt sich immer schöner. Dabei ist er ein Gentleman comme il faut, nur etwas dumm und langweilig. Unsere Winkeloper ist übrigens recht mäßig, aber die kleine Lätitia Brückmann ist gut und das Leben hinter den Kulissen hat für mich den Reiz eines phantastischen Abenteuers. Entzückend war das niedliche Kind mit ihrem glockenreinen Triller aus Gounods Schmuck-Arie, den sie mir entgegenschlug, als ich ihr das Bracelet auf den runden hübschen Arm streifte."

„So lange kannten sie einander also schon," bemerkte Hinrich.

„Den 17. Februar 1864.

„Zur Dienstleistung bei den Gardehusaren abkommandiert" — wie blühte mein welkes Herz bei dieser Meldung auf! — Wenn irgendwo, mußte ich hier unter den Augen der höchsten Instanzen der Verwirklichung meines Fähnrichs-Traums von einer glänzenden Laufbahn rascher als zuvor entgegengehen. Aber täglich wird es mir klarer, daß ich vom Regen in die Traufe geraten bin. — Je mehr ich mich in Schulden stürze, um es den hochmütigen Junkern von der Garde gleichzuthun, desto spöttischer sehen sie auf mich herab, den Artilleristen, den sie wie einen leidigen Appendix ihres Offizierkorps betrachten. — Ich ertrage es nicht länger — es werden sich Mittel finden, ihnen Respekt abzuzwingen — und sollte ich mich vollends ruinieren. Der Himmel hat mich mit allen Eigenschaften verschwenderisch ausgerüstet, den höchsten Anforderungen einer vornehmen Lebensstellung gerecht zu werden. Nur schade! — die Mittel — einige Hunderttausend Thaler und eine angemessene Verwertung meiner Talente — hat er mir unbarmherzig versagt. Ich ersticke fast unter dem Druck ungelöster Verbindlichkeiten und habe es in meinem sechsunddreißigsten Lebensjahr noch nicht weiter gebracht, wie bis zur Dienstleistung bei den Gardehusaren als Premierleutnant von der Feldartillerie!"

„Den 2. Mai.

Leutnant Ringelin lamentiert über Vorwürfe seines Vaters in Betreff des Geldpunkts. Es würde ihm sehr erwünscht sein, schreibt der naive Jüngling mir, die vorgestreckten fünfhundert Thaler oder einen Bruchteil der Lumperei bald wieder zu erhalten, damit er nicht in die Verlegenheit gerate, Schulden zu machen oder seines Vaters Kasse ungebührlich in Kontribution zu setzen. Kommandierte ich Ringelins Vermögen, oder nur die Hälfte — wahrhaftig! ich hätte den bunten Rock längst an den Nagel gehängt, um meinen Neigungen zu leben und mich nützlich zu machen. Dein Geld ist dir unverloren, mein trefflicher Ringelin, weiß ich auch heute noch nicht, wie und wann

ich die Mittel finden werde, dich zu befriedigen. Zuerst aber muß ich mir die Blutigel vom Halse zu schaffen suchen. Dann folgen die armen Schlucker, die mir in ihrer jugendlichen Einfalt mit kleinen Beträgen gefällig waren, danach endlich kommt Ringelin und die übrigen an die Reihe, welche mehr besitzen, als sie bedürfen und von ihrem Ueberschuß recht wohl abgeben können, ohne den Ausfall zu empfinden. Also noch eine Weile Geduld, Herr Kamerad Ringelin! Inzwischen will ich sein edles Herz mit einer so tragischen Schnurre rühren, daß er mich mit seinen Privatangelegenheiten sobald nicht wieder behelligen wird.

„Den 5. Juli.

Der moderne Berufsmensch bewegt sich mit aufgeblasener Selbstüberschätzung in dem engen Ringe seines kleinen beschränkten Wirkungskreises gleich dem gemalten Affen an der Decke des Pavillons zu Sanssouci, der durch seinen Reifen dem Beschauer auf jedem Standort beharrlich ins Gesicht zu springen scheint. Es fiel mir schwer, einen Lachreiz zu unterdrücken, als ich gestern den Legationsrat von Trutheimb in die Betrachtung dieses geistreichen Sinnbildes vertieft fand. Er erklärte dasselbe seiner schönen jungen Nichte Alma, welche er vor kurzem in die Gesellschaft eingeführt hat und nun sehr beflissen ist, ihr seine Bildung beizubringen. Ein selbstgefälliger Schuldiplomat mit etwas weltmännischem anempfundenen Schliff, springt dieser Mensch jahrein jahraus durch den Reifen seines engen Interessenkreises den Leuten ins Gesicht — zur Bewunderung der Gesellschaftsrasse, welche seine Lebekunst in der optischen Täuschung zu erhalten versteht, als sei der Legationsrat von Trutheimb eine Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. Leute solchen Schlages sind zu allem zu gebrauchen, wenn man ihre schwächste Seite zu benutzen weiß. Jenes Zusammentreffen mit Alma von Trutheimb hat mich zum Entschluß gebracht: sie muß die Meine werden. Ueber die freiherrliche Wohlgeneigtheit ihres Oheims verfüge ich ja bereits in erwünschtem Grade."

„Neujahrsnacht 1865.

Es ist aus, alles aus! — Alma hat meinen Antrag abgelehnt und hat ihre Hand schleunig dem jungen Grafen Diessemberg gereicht, den ich von allen ihren Bewerbern für den ungefährlichsten hielt. Diese offenbare Verhöhnung meiner Ansprüche hat mein Verhältnis zu den Junkern des Offizierkorps vollends unhaltbar gemacht. Sie lachen über mich, den armseligen Stümper, der mit dem Besitzer von 20 Rittergütern um die Gunst des prüden Fräuleins zu werben wagte. Hätte Alma Herz, sie würde mich dennoch aus dem Sumpf gezogen, mich zum soliden Manne gemacht haben. Nun hat der verschwenderische Aufwand, den sie veranlaßt, mich vollends ruiniert. Wohin ich auch blicken mag, ich sehe keinen Ausweg aus diesem Elend. Nur eins bleibt mir noch — das Letzte — feige Flucht aus aller Not — die Kugel!

„Epiphanias.

„Et in terra pax hominibus bonae voluntatis". Diese oft gehörten Worte im Gloria unserer heiligen Messe wirkten nie so tief ergreifend auf mich, als beim heutigen Hochamt: Friede auf Erden! Friede den Menschen, die guten Willens sind. Wie stehts nun mit mir um diese Bedingung der Friedens-Verheißung? — Was fordert die Kirche vom Willen, um ihn „gut" heißen zu können? — Mit den besten Vorsätzen bin ich in's Leben eingetreten — täglich bete ich morgens und abends mein Paternoster — in bedrängten Lagen den ganzen Rosenkranz auf und ab, nicht selten auch das Ave Maria. Meine Schwächen und Menschlichkeiten beichte ich und führe Buch darüber wie ein Kaufmann über sein Soll und Haben; meinen heiligen Patron Josef verehre ich als meinen Nothelfer; für meinen Vater habe ich Seelenmessen lesen lassen; für mich reichliche Votiv-Opfer gebracht. Läge in solchen verdienstlich genannten Werken der Ausdruck des geforderten guten Willens, so müßte ich längst einen Ueberschuß von Seelenfrieden empfunden haben. Aber was ich mit all meinen kirchlichen Leistungen erlangt habe, das ist nicht Friede, sondern nur vorübergehende Beschwichtigung des Unfriedens meiner Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen. Ist es meine Schuld,

daß ich mein oft verpfändetes Ehrenwort jetzt nicht einlösen kann, wenn Isaak Meyer den am nächsten Dienstag fälligen Wechsel zu prolongieren sich weigert? Was hilft in solcher Lage der Verzweiflung die bona voluntas!"

„Leipzig, den 10. Januar.

So ist das gefürchtete Elend denn wirklich über mich hereingebrochen. Aus dem hochstrebenden Offizier ist ein ehrloser Lump geworden. Die Uniform hängt am Nagel einer Trödelbude. Ich brauchte Geld für ein anständiges Civil. Nun brennen mir die schlottrigen Kleidungsstücke wie ein giftiges Nessusgewand auf der Haut. Verborgen hier in dieser Herberge für Fuhrleute und Vaganten, muß ich mich selbst als einen Vagabunden verachten. In welch reinem Glanz steht jetzt dieser Opernsänger Haizinger über mir. Einst protegierte ich ihn — nun klammere ich mich wie ein Versinkender an die Hoffnung auf seine Protektion. Ein rettender Lichtblick, durchzuckte seine Anfrage aus Newyork meine Nacht der Verzweiflung. Sie gab mir den Glauben an eine Vorsehung, gab mich dem Leben wieder; es war ein göttliches Wunder! Der Briefträger, der Haizingers Schreiben brachte, trat mir auf der Thürschwelle entgegen, als ich eben das Haus verlassen wollte, um ein abgeschiedenes Plätzchen zu suchen, wo ich dem jämmerlichen Dasein ein gewaltsames Ende machen könnte. Ob er es wagen dürfe, schreibt Haizinger, den Herrn Baron mit einer Bitte zu belästigen. Mister Jamesson, der Inhaber der deutschen Oper zu Newyork, habe ihm, dem ersten Heldentenor Haizinger, den Antrag gemacht, die Regie der Oper zu übernehmen. Haizinger war vernünftig genug, die Last eines solchen Dienstes entschieden abzulehnen. Sie würde ihn in der Ausübung seiner Kunst gestört haben. Deshalb beauftragte Mister Jamesson ihn, seine Bekanntschaft mit deutschen Theater-Agenturen zu benutzen, um eine passende Persönlichkeit zu suchen. Auf eigene künstlerische Leistungen komme es weniger an, als auf organisatorisches Talent, Sachkenntnis, Energie und feine gentlemännische Lebensformen. Nun richtet man die Bitte an mich, die Wahl des Theater-Agenten zu prüfen, falls meine Neigung und Beziehung zur Oper noch die Intensität von früher bewahrt habe. Haizinger wird erstaunen, wenn er aus meiner Antwort ersieht, daß ich ihn angelegentlich ersuche, die Vakanz nicht zu besetzen, da ich sehr geneigt sei, sie selbst zu übernehmen. Zwar will Mister Jamesson den Regisseur erst mit Beginn des nächsten Theaterjahres anstellen. Doch bin ich voll gespannter Erwartung auf seine Entscheidung meines Anerbietens. Die hiesige Theater-Agentur hat den Auftrag übernommen, einlaufende Briefe mir nachzusenden. Sie kennt mich nur unter dem Namen Josef Böhm, Opernsänger aus Amerika. Auch Haizinger hat sich verpflichtet, meinen Namen aus Rücksicht für meine Familie und andere Beziehungen zu vergessen. An den ehrlichen Namen meines Vaters habe ich den Makel des Wortbruchs und der Desertion geheftet, freilich gedrängt vom unerbittlichen Verhängnis. Mit dem Namen meines heiligen Schutzpatrons, auf den ich Josef getauft und seiner Fürsprache empfohlen wurde, könnte ich nur den Ueberschuß seiner Verdienste und seine Nothülfe einbüßen. Den Namen Josef werde ich deshalb nie verleugnen. Hat doch der mächtige Fürsprecher mir in der neuen Hoffnung seine Bereitwilligkeit zu helfen gezeigt, wo die Not am größten war. Mit brünstigem Dank fühle ich den gebrochenen Mut durch diese wunderbare Manifestation neu belebt."

„Appenweier, Mitte September.

Ohnmächtiges Ringen im Kampf ums Dasein! Das ist die alte Leier, die ihre melancholisch eintönige Weise mir auf allen Blättern dieses Buches entgegensummt. Sie harmoniert nur zu gut mit der unbehaglichen Umgebung in dieser ärmlichen Dorfschenke. Von Leipzig eilte ich nach Zürich. Die Hoffnung auf das mütterliche Vermögen und die Furcht vor Verfolgung gab mir Flügel. Ich vergaß in meiner Notlage, daß bei der Scheidung meiner Eltern die Geldfrage bestens geordnet wurde. Meine Ansprüche waren erloschen. Das Kapital, welches mir nach des Vaters Ableben zufiel, war ein großmütiges Geschenk der mütterlichen Liebe gewesen. Auf der Reise erfuhr ich

belehrende Neuigkeiten von einem alten Herrn über die Verhältnisse meiner Mutter. Er hatte der würdigen Firma „Freisinger und Sohn“ ein Menschenalter lang als Buchhalter gedient. Zürich ist nicht mehr, was es war, so jammerte er, seitdem kein Freisinger mehr da ist. Schon seit der alten friesischen Einwanderung habe das Geschlecht in der Schweiz gesessen. Wie auch die Namen der beiden Kinder des letzten Freisinger, Dina und Hinrich, andeuten, habe die Familie an ihren ehrwürdigen Ueberlieferungen festgehalten. Der Schmerz über des Sohnes trotziges Widerstreben gegen den kaufmännischen Beruf brach die Kraft des körperlich noch rüstigen Prinzipals. Das Haus mußte seine Zahlungen einstellen. Herr Hinrich Freisinger senior überlebte den Krach nur wenige Wochen. Vergebens hatte die treffliche Frau, seine Witwe, weit über die Hälfte ihres Privatvermögens geopfert, um die Ehre ihres braven Gatten und der unbescholtenen Firma zu retten. Sie zog sich mit ihren beiden Kindern nach Ueberlingen am Bodensee zurück. Dort verfiel ihr Sohn Hinrich einer Gemütskrankheit. Die Mutter trennte sich von der Tochter und brachte den Kranken in einer Heilanstalt für Nervenleidende unter. Hier nahm sie selbst, die vornehme verwöhnte Dame, eine Stellung als besoldete Krankenwärterin an, um die Kurkosten für ihren Sohn zu erschwingen.

Das waren erbauliche Nachrichten! — Also auch dort Elend über Elend! — Und mein unbekannter Halbbruder geisteskrank über den Tod seines Vaters, dem er im trotzigen Ungehorsam das Herz gebrochen! —

Mit solchen Vorkenntnissen ausgerüstet, meldete ich mich unter dem Namen Josef Böhm bei der Halbschwester Dina. Sie lebte behaglich als Gesellschafterin in einer schönen Villa am Zürcher See. — Ich erkundigte mich nach ihrer Mutter. Sie befand sich noch in derselben badischen Heilanstalt als eine Art von Oberin über die Krankenpflege. So erzählte Dina und sprach von der Mutter mit so warmer Liebe und wehmütiger Begeisterung, daß es mir schwer fiel, mein Inkognito zu bewahren, das die Furcht vor Verfolgung mir aufnötigte. —

Aber meine Sehnsucht nach der unbekannten Mutter wuchs so leidenschaftlich in mir, daß ich mich unverzüglich aufmachte, sie zu besuchen.

Der Pförtner führte mich nach einem Treppenaufstieg und nannte mir die Nummer des Zimmers, wo ich erwartet würde. Auf dem stillen Korridor machte die Kokosmatte den Schritt unhörbar. Desto lauter vernahm ich die pochenden Schläge meines Herzens. — Lange stand ich lauschend an der bezeichneten Thür. Ein unwillkürlicher Druck meiner Hand öffnete sie endlich geräuschlos. Ich schaute in ein kleines behagliches Gemach. An der Wand bemerkte ich Porträts. Dinas Bild erkannte ich sogleich. Ein anderes vergegenwärtigte mir lebhaft meine eigenen Züge. Es konnte nur das Konterfei meines Brudes Hinrich sein, dem ich nach Dinas Versicherungen zum Verwechseln gleichen soll. — Unter der Familiengruppe hing ein gutes Gemälde von einem zierlichen Zelter. Auf dem Tische duftete ein blühender Moosrosenstock.“

„Mein Amalek! — meine Rose!“ seufzte Hinrich. Dann las er mit geröteten Wangen hastig weiter.

„Zu diesen Betrachtungen blieb mir Zeit genug. Denn die ehrwürdige Matrone von zartem Körperwuchs im dunkeln Hauskleide, das schwarze, grauuntermischte, noch volle Haupthaar mit weißem Häubchen leicht bedeckt, stand versunken im Anschauen eines der Bilder. Es war dasselbe, welches meine Züge zeigte. Ihre Rechte ruhte auf dem Herzen. In der Linken, welche leise zitterte, hielt sie noch meine Karte. — Mein richtiger Name mit der ehemaligen Offizierscharge stand darauf. Der Mutter konnte ich doch nicht als ein beliebiger unbekannter Abenteurer gegenübertreten. — Nach geraumer Weile wandte sie mir endlich ihr edles Antlitz zu mit dem Ausdruck stiller Ergebung. Ich trat einen Schritt näher. So standen wir einander einige Sekunden Auge in Auge gerichtet stumm gegenüber. Plötzlich breitete sie die Arme aus und eilte mir entgegen mit den zärtlichsten Ausbrüchen der langverhaltenen Mutterliebe. Sie

nannte mich ihren geliebten Josef — die Sehnsucht ihres Herzens — den Vorwurf ihres Lebens. — An meine Brust geschmiegt weinte sie ihre Erregung zur Ruhe. Zerknirscht empfand ich meine Unwürdigkeit. Ich rang mit meiner Schande. —

„Dann saßen wir Hand in Hand nieder. Ihre Herzensfreude, im endlich wiedergefundenen Erstgeborenen einen stattlichen Offizier begrüßen zu dürfen, vernichtete mich fast. Nur mit dem Aufgebot meiner ganzen Willensstärke vermochte ich mühsam meine Fassung zu behaupten. Wiederholt drängte es mich, vor ihr in die Kniee zu sinken, und ihr die ganze Wahrheit zu enthüllen. Aber den Schlag solcher herben Enttäuschung — würde ihr zarter Organismus ihn überdauert haben? — Warum begnügte sie sich nicht mit meinen ausweichenden Antworten auf ihre eindringlichen Fragen nach meinen Aussichten? — Ihr Ungestüm stellte mich vor die Alternative, entweder ihre Seelenruhe, vielleicht ihr Leben zu zerstören — oder sie mit einer täuschenden Vorspiegelung abzufinden. Sie beruhigte sich erst, nachdem ich die Ausflucht gebraucht, daß ich im Begriff stehe, in türkische Dienste zu treten, wo eine glänzende Laufbahn sich mir zu eröffnen verspreche. — Diese Fiktion sicherte mich auch vor etwaigen späteren Nachforschungen meiner zaghaften Mutter. —

„Sie hörte nicht ohne Teilnahme zu, als ich ihr vom rühmlichen Ende meines Vaters, ihres geschiedenen Gatten, einige schonende Mitteilungen machte. Ihrerseits sprach sie von ihrer Vergangenheit. Am lebhaftesten fesselte mich, was sie mir von Hinrich erzählte, von den großen Schwierigkeiten, welche seine unbändigen, selbstgenugsamen Charaktereigenheiten der Erziehung bereiteten, wie er trotz der trefflichen Anlagen seines reichen Gemütes stets seine eigenen Wege gegangen sei und allen phantastischen Einfällen unbedachtsam nachgegeben habe. — Das Bild, welches die Mutter auf meine Bitte von Hinrichs Eigentümlichkeiten entwarf, glich in seinen wesentlichsten Grundzügen so genau meinem eigenen Naturell, daß es mir zum hellen Spiegel der Selbsterkenntnis wurde.

„Die Mutter klagte sich an, daß sie vor ihren Kindern die Schuld verhehlt habe, mit welcher ihre Ehescheidung sie belastete. — Welche Stütze hätte ich, der ältere Bruder, ihrem armen Hinrich nun werden können; aber jetzt dürfe Hinrich beileibe nichts von mir und meinem Dasein erfahren. Bei seiner explosiven Natur könnte die Entdeckung ihn zu den tollsten Entschlüssen hinreißen und die Frucht jahrelanger Vorbereitungen seiner Künstlerlaufbahn wie ein Sturm vom Baum schütteln. Sollten Gottes Wege mich aber mit meinem Bruder zusammenführen, so müsse die Mutter es meiner Prüfung überlassen, ob Hinrich die Enthüllung des Familiengeheimnisses unbeschadet seiner Ruhe und seiner Achtung für die Mutter würde tragen können.

„Bei meinem letzten Besuch kam die Mutter auf mein religiöses Herzensleben zu sprechen. Mit möglichster Schonung entschleierte ich ihr das Bild meines befleckten Gewissens und verschwieg ihr nicht, daß alle vorgeschriebenen Leistungen meiner Kirche nicht kräftig genug gewesen seien, mir den ersehnten Seelenfrieden der Kinderjahre wiederzugeben. — Wie milder Tau auf dürres Land senkten sich die Trostzusprüche ihres erfahrenen Christenherzens mir da ins Gemüt. Die göttliche Gnade beurteile unsere Gedanken und Thaten anders als die menschliche Gerechtigkeit. Es scheine ihr, sagte die Mutter, vermessen, die Gnade mit Werken ertrotzen zu wollen. Eine solche Frömmigkeit habe keine bessere Grundlage als Furcht vor Strafe. Das Gesetz fordere: „du sollst“ — und verbiete: „du sollst nicht“. Die Liebe hingegen, das neue Gebot, erhebe den Willen frei über das Gesetz. Die Liebe spreche: „ich will!“ und: „ich will nicht!“ — Eines Wesens mit ihrem ewigen Urquell vermögen auch menschliche Irrtümer und Missethaten eine von selbstloser Liebe erfüllte Seele nicht dauernd von der Gnade zu scheiden. Dieses Bewußtsein ströme Trost und Frieden ins Herz und verbanne daraus die Dämonen sittlicher Selbstqual. Furcht fesselt — Liebe erlöset. — So sprach die teuere Mutter und entließ mich mit ihrem Segen — ein erschütternder Augenblick, der noch lange in mir nachzittern wird. — Nie zuvor hatte der Ton der Liebe aus

menschlichem Munde so warm mir ins Herz geklungen. — Mein Bruder genoß den Vorzug, unter diesem Segensstrom aufzuwachsen und seine sittlichen Begriffe zu klären — er, der solches Glück ebensowenig zu schätzen wußte als begriff. — Warum wurde es mir versagt, der ich als Erstgeborener doch ältere Ansprüche darauf zu erheben hatte? — Welch' unbarmherziges Verhängnis! — Die kurzen Stunden meines Zusammenseins mit der Mutter hätten ihr langes bitteres Herzeleid durch die Freude aufgewogen, in mir einen so wohlgeratenen Sohn gefunden zu haben — ich sei der Trost ihres Lebensabends: mit solchen Beteuerungen gab sie mir den letzten Scheidekuß. — Beschämt wie ein Verbrecher schlich ich mit dem erschwindelten Muttersegen die Treppe hinab; — hätte ich den Mut besessen, ihr die Wahrheit zu bekennen — sie würde mir gewiß verziehen haben. — Aber die Gefahr, ihr das Herz zu brechen, bannte meinen Fuß. Ihr Segen drückte schwerer auf mein Gewissen als der Fluch, den Nepomuzenas Mutter in ihrem gerechten Schmerz einst gegen mich schlenderte.

„Indessen aus läuterndem Kampf mit mir selbst ging dann der feste Entschluß hervor, meine Vergangenheit zu vergessen, ein neues Leben anzufangen und meine Kräfte und Gaben in tüchtiger bürgerlicher Erwerbsarbeit dem Gemeinwohl nutzbar zu machen.

„Bald nachher erhielt ich in Zürich die erwartete Antwort aus Newyork, die mir ankündigte, daß Haizinger sich von Mister Jamesson dennoch habe überreden lassen, die Regie der Oper einstweilen versuchsweise zu übernehmen. Er werde aber meiner Bereitwilligkeit eingedenk bleiben. Denn ohne Selbstvertrauen, habe er dem Wunsch des Mister Jamesson nur widerstrebend nachgegeben. — Diese Nachricht begrüßte ich damals als eine Bestätigung meines Vorsatzes, bei der Einleitung einer gesicherten Zukunft allen abenteuerlichen Lockungen zu entsagen.

„Nun bin ich monatelang umhergeschweift, in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien, am Rhein: überall vergebens! — Die Maschine bürgerlichen Geschäftsbetriebes hatte keinen Raum für den Fremdling „ohne Referenzen". Hunderte von Hungerleidern erhoben bessere Ansprüche auf Berücksichtigung als ich, den man allerorten mit Mißtrauen betrachtete und mit Achselzucken, ja hohnlachend zurückwies. Endlich gelang es mir, als Fechtmeister ein dürftiges Verdienst zu erwerben. Aber meine Schüler, junge französische Roués, verwickelten mich in das klebrige Netz ihrer Lebensgewohnheiten. Ich konnte mich dem Hazardspiel nicht entziehen und mußte zuletzt die Segel streichen. — Im Wettrennen gewann ich einige Preise — als Gesanglehrer und Zeichner verdiente ich vorübergehend Honorar. Ueberall stieß ich aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten, die mich immer wieder daran gemahnten, daß ich als Verstoßener, als ehrloser Wicht das Recht verlor, auf geebneter Straße menschlicher Ordnungen ein bescheidenes Ziel zu erreichen. — So sitze ich nun hier in dieser Dorfherberge — ein Auswurf der Menschheit — ein Raub der Verzweiflung. — Einige Gulden, der Rest des Gewinnes einer Spielhölle, halten mich notdürftig über Wasser. Sind auch diese aufgezehrt — was dann? — was dann!" —

„Den 20. September.

Heiliger Josef, nimm meinen Dank gnädig an! — Meine Existenz ist vorläufig gesichert. — Ein lustiger Bruder, der in dieser Schenke wiederholt seinen Schoppen leerte, hat sich als Leiter eines wandernden Possentheaters entpuppt. Er besucht sein Heimatsdorf, um eine kleine Erbschaft zu erheben und hat mich für sein Theatergeschäft — wie er es nennt — als Kopletsänger und Darsteller verliebter Alten angeworben. Die Gage ist verhältnismäßig hoch — mein Gesang und eine improvisierte dramatische Probe entzückten ihn. — Herr Baron von Mareczka, Sie sind ein gemachter Mann! — Morgen reise ich mit meinem lustigen Prinzipal nach Augsburg, um dort zu debütieren!" —

Hinrich schüttelte ein kalter Schauer. — Nach einer Pause der Sammlung erst fand er den Mut wieder, in Josefs Heft weiter zu blättern. Ungeduldig verfolgte er die Spuren der ferneren Entwickelung dieser Lebenstragödie.

Im Mai 1866 befand Josef sich in derselben böhmischen Stadt, wo er als Fähnrich die ersten Zeilen dieses Heftes zu Papier brachte. Dort, wo das unglückliche junge Weib gestorben, das er so heiß geliebt, das den Grund zu seinem späteren trostlosen Schicksal legte — dort unterhielt er jetzt die gaffende Menge als Possenreißer einer böhmischen Komödiantengesellschaft in einer Holzbude unter freiem Himmel.

Während derselben Zeit saß Wnislaw Stux hinter Schloß und Riegel in derselben Stadt, wo der ehemalige hoffnungsvolle Fähnrich sich einst seiner unsauberen Hehlerdienste versicherte. — Wnislaw Stux wurde in den einsamen Stunden einer langwierigen Untersuchungshaft von Dämonen seines Schuldbewußtseins mit höllischen Folterqualen heimgesucht. Sie erschienen ihm in den Gestalten Nepomuzenas und ihres kaum geborenen Knaben, Wlasta Tomischeks, seiner Verlobten, seiner alten gebeugten Mutter und anderer Personen, an denen der Apothekergehülfe die Kraft zerstörender Gifte erprobt hatte, um zur Befriedigung seines ehrgeizigen Wissenstriebes die Wirkung seiner heimlichen pharmazeutischen Versuche zu beobachten. — Nun erwartete der endlich entdeckte Verbrecher sein Todesurteil. —

Aber der Possenreißer und Koupletsänger Josef Böhm hatte den Genossen seiner verhängnisvollen Jugendliebe nicht vergessen. Selbst ein Verfehmter, beschloß er, dem Spruch des Gerichts zuvorzukommen und der Gerechtigkeit ihr Opfer zu entreißen. „Auf der Fettweide der hölzernen Schaubühne hatte sich mein Menschenhaß gemästet wie ein wütender Stier auf grüner Matte," so las Hinrich. — „Durch die gefällige Tochter des trunksüchtigen Gefängniswärters gelang es mir, dem Giftmörder Mittel zu seiner Flucht in die Hände zu spielen."

Dann rückte von Tag zu Tage der Ausbruch des langerwarteten Krieges näher. Und da laut Theatergesetz Krieg und andere epidemische Kalamitäten alle Verträge lösen, schloß der Prinzipal des Theaters seine Bude und Josef Böhm mußte wieder darauf sinnen, wie er sein verbittertes Dasein fristen möchte.

Der Krieg erneuerte ihm alle schmerzlichen Erinnerungen an seine vernichtete Soldaten-Laufbahn. „Die hochmütigen Junker", seine ehemaligen Kameraden — jetzt waren sie die Feinde seines Vaterlandes. Rachsüchtige Gedanken raunten ihm ins Herz, jetzt sei die Zeit der Abrechnung gekommen. — Mit geringem Vertrauen aber hatte er sich um eine Stellung in der österreichischen Armee beworben — sogar bereit, als gemeiner Kanonier zu dienen. Auch hier fruchtloses Bemühen! — Endlich warf er jedes sittliche Bedenken hinter sich, verkaufte sich als Kundschafter und geriet in Gefangenschaft. — Durch den auf Graf Tieffembergs Brust gezielten Dolchstoß brachte er sich, wie früher berichtet worden, selbst eine Armwunde bei. Diese Wunde rettete ihm das Leben. — Wnislaw Stux, der nach seiner Flucht aus dem Kerker hinter der Front der feindlichen Armee als Marketender in einer wohlgelungenen Verpuppung die gesuchte Sicherheit gefunden hatte, leistete seinem nunmehr verhafteten Befreier den Gegendienst. Begünstigt vom eiligen Vormarsch der Heeresabteilung und von anderen Umständen, entkamen die beiden Genossen auf Schleichwegen bei Nacht und Nebel über die Grenze. Diese Flucht kettete sie unzertrennlich für alle Zukunft aneinander.

Auf ihrer planlosen Irrfahrt erreichten sie Leipzig. Josef fand hier bei dem Theater-Agenten einen vor kurzem eingetroffenen Brief von Haizinger. Dieser erklärte sich entschlossen, die Opernregie mit Beginn der nächsten Saison niederzulegen. Im Auftrag richte er nun an Josef Böhm die Anfrage, ob er noch geneigt sei, sein Nachfolger zu werden. — Dem Briefe war ein bestätigendes Schreiben des Mister Jamesson beigelegt. Dasselbe enthielt zugleich die Anweisung auf eine reichliche Geldsumme und den Auftrag, einige Gesangkräfte für die Oper, namentlich eine Vertreterin des feinen Subrettenfachs und einen Bariton, wie auch einen gewandten Theaterarzt anzuwerben. Ueber die weiteren Vereinbarungen werde man zu Newyork leicht schlüssig werden.

Wer war froher als Josef! — Ohne zu zaudern nahm er Anerbieten und Aufträge des amerikanischen Impresario sofort an, promovierte seinen Genossen Wnislaw Stux

zum „Doktor Roberts", erhob die angewiesene beträchtliche Geldsumme und fand auch bald Gelegenheit, als tüchtige Sängerin Lätitia Brückmann, welche er zum Schweigen über seine früheren Verhältnisse verpflichtete, für die Oper in Newyork zu gewinnen. — Ueber die spätere Entdeckung seines Bruders Hinrich las dieser in Josefs Heft folgende, an Bord eines Postschiffs der Hamburg-Newyorker Linie geschriebene Auslassungen:

„Ich hatte mit innerster Erregung Hinrichs Namen kaum gelesen, als ich mich ohne Verzug aufmachte, seinem ersten theatralischen Versuch beizuwohnen, fest entschlossen, ihn mit mir nach Newyork zu nehmen, falls seine Leistungen meinen Ansprüchen nur einigermaßen genügten. — Sein Versuch mißlang zwar, aber ich erkannte sogleich, daß daran nur der völlige Mangel an Dressur und Disziplin schuld sei. Im übrigen wurden meine Erwartungen weitaus übertroffen von seiner vornehmen Erscheinung, seinem natürlichen Anstand und seiner wohlgeschulten Stimme — Eigenschaften, die in Amerika eine Goldgrube aufwiegen werden. Sein Fiasko begünstigte meine Pläne. Aber der Schreck lähmte mich, als ich nachher ihn in seiner Wohnung aufsuchte und aus den Andeutungen seiner Wirtin schließen mußte, er habe sich ein Leid angethan. Ich hoffte, da er mir auch im Wesen völlig gleicht, er werde vor einer solchen That der Verzweiflung im letzten Augenblick zurückbeben. Und glücklicherweise hatte ich mich darin nicht getäuscht. Beim Lehrer Brückmann fand ich ihn wieder und nahm ihn in seinem bewußtlosen Zustande mit mir nach der Stadt. Hier verdiente mein neubackener Theaterarzt sich durch eine gelungene Kur an Hinrich die ersten Sporen. Mit ängstlicher Sorge saß ich Tag und Nacht an dem Lager des im Starrkrampf wie tot daliegenden Bruders. Welche Flut von Gedanken, Erinnerungen, Entwürfen wogte in den einsamen Stunden durch meine Seele! — Mit welchen Empfindungen erfüllte die aufmerksame Betrachtung der teueren Züge meine Brust! — Das Bild unserer Mutter schien immer zu Häupten des Kranken zu stehen — bald flehend, bald vorwurfsvoll, bald verzeihend hielt es seine Blicke unverwandt auf mich gerichtet — auf mich, ihren unwürdigen Sohn!"

Aus dem ferneren Verlauf ersah Hinrich mit Entsetzen, daß man sein Widerstreben, den rätselhaften Josef Böhm nach Newyork zu begleiten, durch ein betäubendes Mittel gebrochen, welches ihn abermals in den Zustand eines Traumwandlers versetzt hatte. Doktor Roberts mischte ihm den verderblichen Stoff in den Wein, und als derselbe seine Wirkung zu äußern begann, legte man dem Halbunbewußten den bindenden Theater-Vertrag vor. Als Hinrich unter denselben seinen Namen schreiben sollte, kam Doktor Roberts seiner unsicheren Feder zu Hülfe.

Nur wenig Neues fand Hinrich in den Aufzeichnungen des Zeitraums der gemeinsam mit Josef zu Newyork und Baltimore verlebten Jahre. Oft aber fesselten ihn Herzensergüsse, aus denen Josefs Liebe zu ihm hervorleuchtete. Wie ein böser Geist indessen schürte der unheimliche Theaterarzt, gepeitscht von steter Angst vor Hinrichs Entdeckung seiner Unthaten, Josefs Neid und Habgier an, den Bruder zu verderben — ja gar ihn auf kürzestem Wege unschädlich zu machen. Gegen Lätitia richtete sich auch endlich Josefs Haß, als sie sich mit Hinrich verlobt hatte. Josef verhehlte sich nicht, daß sie ein wohlbegründetes Mißtrauen gegen ihn hege; und Doktor Roberts fühlte sich in wachsendem Grade von ihr gereizt, weil sie ihre Verachtung ihm immer unverhüllter offenbarte. Hinrichs Vertrauen war durch nichts zu erschüttern. Lätitias Argwohn wuchs dagegen von Tag zu Tage. Und als der Theaterarzt Roberts die Gelegenheit benutzte, seine Rachsucht an der erkrankten Lätitia zu kühlen, war Josef zu schwach gewesen, das Verbrechen zu hindern. — Josefs Erinnerungen an Lätitia schlossen mit den folgenden Sätzen:

„Schade um das talentvolle Mädchen! — Des Mordgesellen schleichendes Mittel hat ihre gesangreichen Lippen für immer geschlossen. — Gut ist es freilich, daß ihre leidenschaftliche Abneigung sie nicht mehr hinreißen kann, meinen geächteten Namen zu verraten. — Das Versprechen, welches ich zur Bedingung ihres Engagements machte, über mein Vorleben unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, hatte sie bis jetzt zwar

charakterfest genug gehalten. Doch ob sie auch für die Zukunft die Kraft besessen hätte? — Ihr Tod hat mich nun von diesem beunruhigenden Zweifel befreit und in meiner Spekulation mit Hinrichs Kapitalien kann Lätitias Argwohn mich jetzt nicht mehr hindern."

Aus der letzten Bemerkung und aus anderen Andeutungen ging verständlich genug hervor, daß Josef unter Mitwirkung seines Helfershelfers, des sogenannten Doktor Roberts, jenen Druck auf die Börse geübt hatte, der den ahnungslosen Sänger in den verhängnisvollen Prozeß verwickelte. — Ueberraschender noch als diese Entdeckung wirkte auf Hinrich eine Aufklärung, welche die Geschichte des Rennpferdes Fire-Fly betraf. Hinrich fand mehrere beträchtliche Preise verzeichnet, die Josef unter dem Pseudonymikon eines Sportsmannes Mister Whitehorse mit seinem Zelter Meteor auf der Rennbahn zu Sankt Louis und Chicago ersiegt hatte. Als Hinrich nach seiner Untersuchungshaft im Bahnhof-Hotel zu Chicago eintraf, befand Josef sich hier unter den Sportsmännern, durch deren Gedränge Hinrich sich hindurchwand, ohne seinen Freund Böhm zu bemerken. Josef aber hatte ihn sogleich erkannt und sann auf Mittel, den Verlegenheiten vorzubeugen, die Hinrich ihm bereiten konnte. Der gewesene Theaterarzt war sogleich bereit, den Gefürchteten auf kürzestem Wege zum Schweigen zu bringen. Josef untersagte ihm indessen jede Einmischung und es gelang ihm, seinen Bruder aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, indem er ihm den fingierten Brief eines ungenannten Bewunderers seiner Kunst und das Rennpferd Meteor, das er vorsichtig Fire-Fly nannte, in die Hände spielte. — So ließ Hinrich sich in die Wälder des Mississippi locken. Josef aber ahnte nicht, welchen segensreichen Einfluß der Aufenthalt in der Waldeinsamkeit für seinen Bruder gewinnen sollte. — Als die Zeit des großen Herbstrennens herannahte, regte sich in Josef die Reue, sein siegreiches Pferd verschenkt zu haben. Stux oder Robby, der bei jeder Aussicht auf eine Unthat in wilde Aufregung geriet, that das seinige, um eine Zurückeroberung des Renners zum Beschluß zu erheben. Von Hinrichs gegenwärtigen Verhältnissen hatte Josef durch dessen Nachbar, den Farmer, genügende Kenntnis eingezogen. Hinrichs Unbesonnenheit hatte den Farmer sogar bevollmächtigt, die Richtung seines Lagerplatzes zu verraten, weil er hoffte, desto eher seinen Freund Josef Böhm wiederzusehen, den er in des Farmers Bekanntem vermutete. Stux riet nun, den Ueberfall nächtlicher Weile auszuführen und den Jäger mit seinem Indianer im Schlaf — unschädlich zu machen. Josef bedrohte seinen rohen Gesellen dagegen mit dem Tode, falls seinem Freunde auch nur ein Haar gekrümmt werden würde. Aber um jede Möglichkeit der Gefährdung des Lebens seines Bruders auszuschließen, entwarf er den klug berechneten Plan, Hinrich aus dem Lager zu entfernen, um den Ueberfall in seiner Abwesenheit auszuführen. Durch den Raub einiger Biberfallen erschütterte er Hinrichs Sicherheit dergestalt, daß derselbe seine Uebersiedelung nach Sheboigan zu beschleunigen beschloß und sich zu Fuß aufmachte, um die Unterstützung des Farmers anzusprechen. — So wurde der Ueberfall erfolgreich unternommen, der Indianer Gottwalt — später James genannt — verwundet und nach heftiger Gegenwehr geknebelt, um mit dem Schimmel entführt zu werden.

Aus einer späteren Aufzeichnung von San Francisko erfuhr Hinrich mit Erstaunen, daß Josef dort Gelegenheit gehabt hätte, sich mit einem vortrefflichen und reichen Mädchen zu verloben. Dieser Versuchung aber leistete er nach schwerem Kampf gegen seine Selbstsucht Widerstand. Das Glück eines reinen Herzens wollte er nicht mit dem Schicksal eines fluchbeladenen Verfehmten verketten.

„Hätte ich jahrelang Mühen und Gefahren mir aufgebürdet, um den Kindern meiner Ehe ein beträchtliches Vermögen zu hinterlassen, das ich meinem unpraktischen Bruder entzog, um es für ihn zu retten, dazu Kapitalien, die ich auch anderen zahlreichen Gläubigern aus früheren Jahren schuldig geblieben?"

An diese Erwägung — die letzte in Amerika geschriebene Aufzeichnung — schloß sich noch der Entschluß Josefs, nach Europa zurückzukehren, um dort seine finanziellen Angelegenheiten zu ordnen und in der Zurückgezogenheit an seiner moralischen Erneuerung

mit Ernst zu arbeiten. Freilich vergingen wieder mehrere Jahre, ehe solche frommen Vorsätze der Verwirklichung näher rückten. Eine der letzten Notizen des Heftes aus der Vergangenheit lautete so:

„Am 11. August.

Des Abenteuerns in vornehmen Masken bin ich längst überdrüssig. — Der wilde Haß des Indianers und die von Jugend auf genährte bestialische Wut dieses Dämons Wnislaw gegen alle menschlichen Ordnungen — das sind eiserne Ketten, die meine Freiheit einschnüren. Könnte ich sie abschütteln, würde es mir leichter werden, in beschaulicher Stille endlich den Frieden zu suchen, wie er das Wesen meiner teueren Mutter so verklärend durchleuchtete: den Frieden mit mir selbst. Wie tröstlich klangen mir ihre Worte ins Herz: „Die göttliche Gnade beurteilt unsere Gedanken und Thaten anders, als die menschliche Gerechtigkeit." Fort! — fort aus dem verwirrenden Gedränge der großen Welt! — Wo finde ich einen stillen Landsitz, eine Waldsiedelei oder was es sonst sein möge, dort in beschaulicher Verschollenheit um den ersehnten Seelenfrieden ernstlich werben zu können!?" —

Ergriffen schloß Hinrich die Ledermappe, die in Josefs Aufzeichnungen einen kostbaren Schatz für ihn barg. Wie ein vernichtendes Urteil durchdrangen ihn Josefs Worte: „Gar leicht hätte es geschehen können, daß ich so stolz vor dir stünde, wie du jetzt vor mir, deinem zweiten Ich, dem todwunden Manne in diesem Siechenstuhl, stehest." Wäre Hinrich, erzogen in laxen Moralgrundsätzen eines frivol dahinstürmenden Vaters, geleitet von sophistischer Denkart eines jesuitischen Hofmeisters, haltlos ins Leben hinausgestoßen worden, wie sein unglücklicher Bruder — was wäre aus ihm geworden? Hinrich schauderte vor den Folgen solcher Möglichkeit; er wagte nicht die letzten Schlüsse daraus zu ziehen. Wie weit hatten ihn doch schon seine falsch verstandenen philosophischen Studien von dem klaren Wege abgeführt, den ihm von frühster Kindheit an seine fromme Mutter als einzig richtige Lebensbahn empfohlen hatte! War sie es nicht gewesen, welche den festen Grund seiner sittlichen Lebensanschauungen gelegt hatte? Gewiß nur der Mutter verdankte er den Entwickelungsgang seines inneren Lebens, nicht den eingebildeten Offenbarungen. Er gestand sich jetzt mit Beschämung, daß der Wahn, der „moralische Weltregent" habe sich ihm ganz persönlich auf wunderbare Weise wiederholt geoffenbart, nichts weiter gewesen sei, als eine phantastische Ausgeburt seiner eiteln Selbstliebe. Vor den wahrhaften Wunderwirkungen in Josefs Lebensführung und deren Ausgang zerplatzten Hinrichs Hirngespinste nun wie im frischen Lufthauch schillernde Seifenblasen eines Kindes. Das Wunderbare der erdichteten Offenbarungen lag einzig und allein darin, daß seine Phantasien hatten dazu beitragen müssen, Hinrichs stufenweise entwickelte sittliche Erkenntnis zu klären. So waren also selbst diese kräftigen Irrtümer in Mittel verwandelt worden, die seine geistige und moralische Reife fördern helfen mußten. Weiter bedachte er, wie Josef nie aufgehört habe, das Bedürfnis einer sittlichen Läuterung seines Wesens zu empfinden. Hinrich fühlte solche Antriebe nie. Er war zumeist mit sich zufrieden, und wenn er über seine inneren Zustände nachsann, so that er das gewöhnlich nur deshalb, weil ihm außer der Kunst fast nichts anderes so lebhaften Anteil abgewann, als sein eigenes liebes Ich. Das sollte fortan alles anders werden. Er wollte sich nicht mehr von Welt und Menschen abschließen; es wurde ihm sonnenklar, daß er sich mit allen Gaben und Kräften, die er empfangen, dem allgemeinen Wohl und Wehe schuldig sei. In tüchtiger Arbeit und gemeinnützigem Wirken erkannte er zu dieser einsamen Stunde die würdigen Aufgaben eines rechten Mannes; in ihrer gewissenhaften Lösung verhieß ihm seine neue Einsicht den beglückendsten Zustand des irdischen Daseins. Und diese Sinnesänderung, wem verdankte Hinrich sie zunächst sonst als seinem Bruder Josef, der ihm doch nicht geschenkt worden sein konnte, um ihm sogleich wieder spurlos entrissen zu werden? Vielmehr sollte derselbe ihn auf sich selbst zurückführen und dadurch zum Vermittler seiner Selbstprüfung und Erneuerung werden. Dieser Gedanke machte Hinrichs Herz von Dankgefühl gegen Josef hochauf-

schwellen. Nun wurde ihm auch verständlich, daß es nichts anderes als zarte Rücksicht für Hinrich gewesen sei, welche Josef zu der Bitte veranlaßt habe, der Bruder möge nicht Zeuge seines letzten Todeskampfes sein. Er wollte ihm den ohnmächtigen Schmerz eines solchen Eindruckes ersparen. Vielleicht war es noch nicht zu spät, hoffte Hinrich, dem Bruder ins brechende Auge zu schauen und ihm die Wirkungen dieser nächtlichen Stunde als letzten Trost und Dank mit auf den Weg durch das Todesthal zu geben.

Hinrich eilte nach dem Krankenhause, so schnell ihn die Füße tragen wollten. Er kam kaum noch früh genug. Der Wärter meldete ihm, daß vor einer halben Stunde ein heftiger Krampf eingetreten sei, bei welchem der Kranke viel Blut verloren habe. Dann begannen seine Kräfte langsam zu schwinden.

Hinrich blieb bei dem Sterbenden allein. Als hätten ihre Schwingen sich von der Leiblichkeit leise gelöset, schien Josefs aufwärts gerichteter Blick seine Psyche schon in reinere Sphären entschweben zu sehen. Des Bruders unverhoffte Ankunft zog das losgebundene Unsterbliche in den Bann des verweslichen Gerüstes noch einmal wieder zurück. Versiegt war der Quell tönender Rede. Aber in Josefs sprechendem Auge leuchtete dem Bruder Dank, Liebe und Frieden entgegen. Sein Haupt in Hinrichs Arm schmiegend, erwartete der Sterbende still den letzten Augenblick. So verfloß eine halbe Stunde.

Unaussprechliches wogte durch Hinrichs Seele, als er Josefs Händedruck fühlte, nachdem er ihm zugeflüstert, was ihn gedrängt hatte, hieher zu eilen. Dann nach einer kleinen Stille entrang sich der Brust Josefs ein tiefer Seufzer. Aengstlich horchte Hinrich auf des Bruders Herzschlag. — Er vernahm noch ein leises Röcheln. Bald aber verstummte auch dieses.

Hinrich lehnte das leblose Haupt in die Kissen zurück. Er betrachtete es mit feuchtem Blick. Wie schön war es im Schlummer des ewigen Friedens! Die verschlungenen Linien und Furchen, von der Pflugschar des Lebens in diese Stirn eingegraben, schien der Kuß des Todesengels geglättet zu haben. Das leidenschaftliche Auge geschlossen — die beweglichen Mienen — wie ruhig! — Die beredten Lippen — nun waren sie stumm, blaß und kalt.

Hinrich sank am Lager auf seine Kniee. Ueber Josefs Brust faltete er die Hände. Es ward so still, daß man den Knieenden leise atmen hören konnte. Endlich erhob er sich, drückte seinen Mund auf die breite kalte Stirn des Entschlafenen und verließ mit feuchten Augen zögernd das schweigende Gemach.

Ihm war es zum Tempel einer heiligenden Offenbarung geworden, welche nicht ein dichterischer Wahn ihm vorgaukelte, die vielmehr von der gewaltigen Hand dessen, der Tod und Sünde überwunden, den Augen seines Geistes entschleiert wurde.

Wie die Fluten eines verjüngenden Bades durchläuterten diese unvergeßlichen Eindrücke seine gleichsam neugeborene Seele. Als ein umgewandelter genesener Mensch stieg Hinrich Freisinger aus solchem Jungbrunnen an das Ufer des regsamen Daseins kräftiger als je zuvor wieder hinan.

Coda.

Henning und Adeltraut hatten vor einigen Monaten zu Imshuth im engsten Kreise ihre Hände still zum ehelichen Bunde vereinigt, zum Verdruß Trutheimbs, welche ihrer Nichte gern ein möglichst glänzendes Hochzeitsfest ausgerichtet hätten. Aber mit Henning war nicht leicht auszukommen. Daß die Neuvermählten sich sogar der landesüblichen Sitte einer anständigen Hochzeitsreise hartnäckig entzogen, fand der Gerechte von Trutheimb „nun geradezu geschmacklos." Es half ihm aber nichts. Denn Henning

blieb bei seinem Beschluß, seine Gemahlin unmittelbar nach der Vermählung als Herrin in Schloß Hoyershorst einzuführen.

Auf Wunsch des gräflichen Paares bewohnte Hinrich Freisinger mit seiner Mutter das Herrenhaus der Kolonie Friedstett. Als Josefs Universalerbe und im Besitz seines beträchtlich angewachsenen Vermögens lebte Hinrich hier in voller Unabhängigkeit. Das geräuschlose Walten seiner Mutter machte seine Häuslichkeit höchst behaglich. Seinen ehemaligen Gefährten Gottwalt, den er in dem Indianer James wiedergefunden, veranlaßte Hinrich zur Rückkehr in die gewohnten Verhältnisse der Heimat desselben am Eriesee. Josef hatte dem oft mißhandelten Fremdling ein hübsches Legat vermacht, das ihn in stand setzte, sich eine selbständige Stellung zu verschaffen. Diese Aussicht erleichterte den Entschluß Hinrichs, sich von dem anhänglichen Gefährten zu trennen.

Zu Hennings Erstaunen entfaltete Freisinger in seiner ländlichen Zurückgezogenheit eine vielseitige praktische Wirksamkeit. Sein Eifer schien unermüdlich. Er leitete die Verwaltung der Kolonie Friedstett, verstand die Leute geistig anzuregen durch eine Sammlung nützlicher Volksbücher und durch Heranbildung eines Singechors, der auch die Gottesdienste schmücken half; selbst in Fragen der Jagd, Forstkultur, Landwirtschaft und des Gartenbaues erteilte er manchen Rat, den Henning und dessen Gutsbeamtete gern benutzten.

Den Schimmel, welchen Josef besessen, pflegte Hinrich zum Andenken an den Verstorbenen. Mochte das edle Tier ihn in Stunden weicher Stimmung auch einmal an die Wahnvorstellungen seiner thörichten Jugend erinnern, so hatten doch die heftigen Gemütserschütterungen und die Bethätigung seines erkräftigten, auf gemeinnützige Zwecke gerichteten Willens ihn von allen phantastischen und philosophischen Hirngespinsten vollkommen befreit.

* * *

Im heiteren Glanz der Frühlingssonne, die den Garten von Pfeifersheim mit jungem Grün, mit den ersten Blüten und mit Lobliedern der Amsel schmückte, verbanden sich die Genien fröhlicher Laune und milden Ernstes, um dem silbernen Hochzeitsfest des Pfeiferschen noch rüstigen Ehepaares freundliche Weihe zu verleihen. In dem versammelten Kreise der Gäste fehlte von den vier Jugendfreunden nur Sir Francis, der in seiner diplomatischen Eigenschaft noch in Konstantinopel stand und durch einen brieflichen Gruß vertreten war. Trutheimbs glänzten durch ihre Abwesenheit. Ihr Glückwunsch traf erst eine Woche nach dem Fest ein.

Es war übrigens eine liebliche Feier, die allen Festgenossen unvergeßliche Eindrücke hinterließ. Aber alles geht vorüber: auch das Dankfest einer glücklichen Ehe von der Dauer eines Vierteljahrhunderts.

Am folgenden Nachmittage fand sich der engere Freundeskreis, unter demselben auch Ringelin und seine Schwester Marie, auf dem geräumigen Söller des Hauses zusammen. Man war noch bewegt von Hinrichs Gesang. Der Sänger hatte sich nach demselben in die Stille zurückgezogen. Adeltraut meinte beobachtet zu haben, der Vortrag Hinrichs sei nach seines Bruders Ende noch tiefer und ergreifender geworden, als er früher schon war.

„Auf Freisingers wunderbare Lebensführung hat kein Moment so vielseitigen und durchgreifenden Einfluß geübt, als die Schicksale seines Bruders Josef mit ihrer ergreifenden Schlußwendung“, bestätigte Henning.

Halblaut verallgemeinerte Marie: „Ueberhaupt muß Herr von Mareczka im Grunde genommen doch ein sehr edler Mensch gewesen sein.“

Auch der Rittmeister beurteilte den Verstorbenen in versöhntem Sinne: „Angeborener Ehrgeiz, anerzogener Leichtsinn und die Härte der Standesbegriffe des deutschen Offiziers brachten ihn um seine Soldatenehre,“ bemerkte er. „Der Verlust dieses unersetzlichen Gutes läßt sich ja nicht beschönigen. Aber man gewinnt doch eine mildere Anschauung eines Charakters durch den sittlichen Ernst, mit welchem er jahrelang bestrebt war, alle

seine erreichbaren Gläubiger zu befriedigen. Was meine Abneigung gegen ihn besonders überwunden hat, ist sein Legat für den jungen Sohn des ermordeten Grafen von Willichowsky. Die ausgeworfene Summe, verbunden mit dem zurückerstatteten Betrag des dem Getöteten geraubten Spielgewinnes, wird genügen, um dem verwaiseten Knaben eine standesgemäße Zukunft in der Armee zu sichern."

„Ein würdiges Sühnopfer für die Frevelthat," ergänzte Dieffemberg, der seinerseits dem Heimgegangenen Dank schuldig geworden zu sein versicherte für ein anderes Vermächtnis, welches bestimmt war zur wohnlichen Wiederherstellung der zerstörten Waldmeierei und zu einer kleinen Leibrente für den Wachtmeister der Gensdarmerie Hüne.

„Dieser Biedermann wohnt jetzt in der vormaligen Whitehorse-Cottage und schützt den Wald und Schloß Bilamsdorff mit seinen gewaltigen Bullenbeißern gegen das räuberische Grenzergesindel," erzählte Kurd.

Frau Pfeifer war ergriffen von der Bestimmung Josefs, nicht bloß für seinen Vater, sondern auch für seine unglückliche Jugendliebe, Nepomuzena und ihr Knäblein, sollten jährlich Seelenmessen gelesen werden und zwar in der Kapelle der Friedhöfe, welche die sterblichen Ueberreste der Verstorbenen bargen.

So wußte jedes Glied des versammelten Kreises etwas Rühmliches und Versöhnliches hervorzuheben zur besonderen Genugthuung Mariens, die darin eine Bestätigung erkannte, „der Verstorbene müsse im Grunde genommen doch ein edler Mensch gewesen sein."

Herr Pfeifer zog aus jenen Bemerkungen den Schluß, daß die wirtschaftliche Ordnung und Gewissenhaftigkeit Mareczkas ebenfalls den von Henning erwähnten Einfluß auf Hinrichs umgewandeltes Wesen wahrnehmen ließe. „In seinen Geldangelegenheiten," setzte Pfeifer hinzu, „herrschte früher das Prinzip der genialsten Künstlerwirtschaft vor. Auch darin soll er sich ja erfreulich geändert haben."

Henning nickte bestätigend und schilderte dann mit warmen Tönen seines Freundes praktische Wirksamkeit, welche der Kolonie Friedstett in umfassendster Weise zum Segen gereiche.

Frau Pfeifer erkundigte sich teilnehmend, ob nicht dennoch zuweilen Spuren seines ehemaligen krankhaften Gemütszustandes, seine nervösen Konvulsionen und dergleichen sich wahrnehmen ließen.

„Das Einzige wäre Hinrichs Hang, allein und still für sich zu träumen, wenn er sich nach anstrengender Arbeit Ruhe gönnt," meinte Henning. „Er zieht sich dann auf ein einsames Plätzchen im Park zurück; öfter auch lieset er seiner stillen Mutter aus Josefs Mappe vor und spricht mit ihr von ihm und von vergangenen trüben Tagen."

„Die Mutter erzählte mir," ergänzte Adeltraut, „am liebsten säßen sie Hand in Hand schweigend nebeneinander: weiß doch jedes, was im anderen vorgeht, sagte Frau Freisinger."

In diesem Augenblick trat Hinrich auf den Söller heraus mit der Entschuldigung, er habe einen wichtigen Brief an seine Mutter zu schreiben gehabt. Henning sah ihn forschend an. Marie behauptete später, Hinrichs Antlitz hätte von freudiger Begeisterung erstrahlt: das sei ganz deutlich zu erkennen gewesen.

„Während du den wichtigen Brief schriebst," sprach Frau Pfeifer zu Hinrich, „hat Henning uns sehr erfreuliche Einzelheiten von deiner kräftigen Wirksamkeit in der Kolonie Friedstett erzählt. Aber du wirst es deiner erfahrenen Pflegemutter nicht übel deuten — Eins fehlt dir immer noch zum rechten vollendeten Manne."

Mit gleichmütiger Ruhe, als gelte es ein Silbenrätsel zu lösen, erkundigte Hinrich sich: „Was muß ich thun, Mutter, um dein Ideal eines vollendeten Mannes annähernd zu erreichen?"

„Wirklich, das wüßtest du nicht?" entgegnete sie. „Du bereitest ja freilich deiner lieben Mutter, die wir gern auch zu unserem schönen Silberfest hier begrüßt hätten, wenn sie größere Geselligkeit nicht scheute, einen beglückenden Lebensabend. Diese Sorge macht dich zum treuliebenden Sohn. Dem Manne aber ist verordnet, einen belebenden

Mittelpunkt seines Strebens und Schaffens zu suchen. Einen solchen Mittelpunkt zu bilden, ist eine Mutter nicht berufen. Der liegt in der innigen Gemeinschaft zweier vertrauter liebender Herzen. Und so meine ich, was dir zum vollkommenen Lebensglück noch fehlt, das ist eine teilnehmende Lebensgefährtin, das Herz deines Hauses."

„O nein, Mutter! Auch solches Glück habe ich endlich noch unverdient gefunden. Ein liebes „Ringelin" besiegelt es." Er hob den Ringfinger empor, an welchem ein Verlobungsreif glänzte. Dann ergriff er die Hand der tieferrötenden Marie Ringelin und berührte sie mit seinen Lippen.

Der freudigen Bewegung des vertrauten Kreises lieh Vater Pfeifer Worte:

„Wie schlau müßt ihr es doch angefangen haben," scherzte er behaglich, „uns allen eine solche Ueberraschung zu bereiten!"

„Ihr hättet wirklich nichts gemerkt?" forschte Marie ungläubig.

„Jedenfalls habe ich nicht vernommen," erwiderte Pfeifer, „wann die Bombe platzte."

„Nun, gestern beim Hochzeitsmahl," bekannte die selige Braut. „Ach, es war himmlisch!

Die Stunden entflohen in goldenen Träumen,
Die Seele schwoll aus in unendlichen Räumen:
Wahrheit riß hier den Schleier entzwei!"

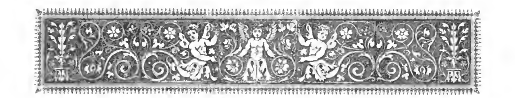
Hinrichs Blick ruhte entzückt auf den blühenden Zügen seiner Verlobten. Er zog diese näher an sich und sang leise die Verse seiner glücklichen Kinderzeit:

„Lilienschwestern singet
Nun die Engelweise,
Euern Reigen schlinget,
Schwebet lose, leise."

„Daß poetische Gemüter," philosophierte der Rittmeister lustig, „Seiner Majestät alten Offizier mit einem solchen Handstreich überrumpeln konnten!"

Während er seinem künftigen Schwager kräftig die Hand schüttelte, raunte Gräfin Alma ihrem Gemahl einige Worte zu. Kurd bewegte zustimmend das Haupt. Dann richtete er an das Brautpaar und die übrigen Anwesenden folgende Rede:

„Wenn wir die Keime der hier aufgeblühten Herzensknospe in Schloß Bilamsdorff suchen dürfen, so ist ja dort auch der gewiesene Boden, diese Verlobung feierlich zu inaugurieren. Umsomehr dürfen wir auf eine Wiedervereinigung unserer Freunde in Schloß Bilamsdorff hoffen, als sich vor bald zwei Jahren dort verwirklichte, was uns hier in Pfeifersheim ein übermütiger Jugendtraum vor sechzehn Jahren eingab. Das war unser denkwürdiger Vertrag."



Das Papsttum und Rom im Jahre 1888

von

Godofredus.

Nicht uns Deutschen allein hat die Entwickelung der letzten Jahrzehnte zu nationaler Einigung gebracht, auch Italien blickt auf die gleich große Errungenschaft derselben Zeit zurück. Wie bei uns aus dem zerfallenden Staatenbunde der norddeutsche Bund herausgeboren ward, 1870—71 zum neuen Reich emporwuchs und durch Anschluß der Südstaaten sich rundete, so ward jenseits der Alpen durch Zusammenfassen der Einzelstaaten das Königreich Italien geschaffen, und wenige Tage nach der Entscheidungsschlacht von Sedan hat es sich durch Einverleibung Roms die Hauptstadt gewonnen.

Seltsame Aufeinanderfolge der Geschicke! Am 18. Juli war der heilige Vater als der unfehlbare Mittler des göttlichen Willens allen Völkern der Erde verkündet worden, hatte die hierarchische Gliederung der katholischen Kirche hiermit ihre denkbar schärffste Spitze empfangen, und am 20. Septemler desselben Jahres hatte der Kirchenstaat aufgehört zu sein! Kurze Wochen, nachdem der Papst eine gottgleiche, geistliche Macht sich beigelegt hatte, schwanden ihm die Grundlagen der weltlichen unter den Füßen dahin. Was die Geschichte mit der einen Hand gab, nahm sie mit der andern. Eben als noch einmal die Idee der Weltkirche gesiegt hatte, mußte Rom die Hauptstadt des national geeinten Italiens werden. Der moderne Staat hatte mit den Ueberlieferungen des Mittelalters gebrochen und hat sein junges Recht der Vergangenheit gegenüber zu behaupten vermocht.

Wie ganz anders ist es seit jenem Tage in der Siebenhügelstadt geworden! Nicht allein, daß alljährlich Tausende von Händen sich fiebereifrig regen, um die Romantik der engen finstern Gassen, der wildmalerischen Tiberufer, der Unreinlichkeit und Unsicherheit des Roma papale in die gesunde, reinliche und langweilige Prosa einer heutigen Großstadt mit breiten luftigen Straßen, mit regelrechten Flußdämmen und Abladeplätzen, mit Polizei und Beleuchtungsanstalt zu verwandeln, nicht allein, daß so manche ehrwürdige Erinnerung vom Erdboden aus dem Gedächtnis der Menschen getilgt, manches Stück geschichtlicher Erde vielleicht wie die Villa Ludovisi in Baustellen zerschlagen wird, vor allen die Menschen selbst hat der gewaltige Wandel der Zeiten nicht unberührt gelassen.

Die Priester aller Ordnungen und Grade, die früher in ihren besonderen Trachten mit den Abzeichen ihres Standes und ihrer Würde, vom Bettelmönch bis zum Kardinal herauf, einen so hervorragenden Bestandteil des Straßenlebens bildeten, sind ziemlich

verschwunden, auch in den Kirchen scheint ihre Zahl nicht die gleiche wie früher zu sein. Nur die Priesterschüler, meist von Jesuiten erzogen, sieht man noch immer Paar hinter Paar mit ihren dunklen, wallenden Kleidern und den breitkrämpigen, niedrigen, seidebesponnenen Hüten über den Knabengesichtern, oft in langer Reihe daherkommen: Deutsche, Franzosen, Italiener. Auch Engländer kann man vor den Thoren, z. B. in Villa Borghese bei ihren heimischen Laufspielen bewundern.

Hier und da begegnet ein Leichenzug; wenn der Verstorbene zur Kirche hielt, schreiten singende Priester mit dem Kreuz in der Prozession, in weiße Gewänder vermummt, die auch das Gesicht einhüllen, einen bunten Umwurf um die Schultern. Nur die Augen blitzen aus dieser unheimlichen Larve heraus. Alle tragen brennende Kerzen in der Hand; oft erweisen auch Laien dem Verstorbenen in gleicher Art die letzte Ehre. In diesem Geleit wird der Tote durch die Straßen getragen, das Volk bleibt neugierig stehen, aber bei weitem nicht alle mehr entblößen das Haupt vor dem Kreuz.

Naturgemäß ist die Grundmasse der Bevölkerung dieselbe geblieben, und haben sich die Elemente, die mit dem öffentlichen Leben in Verbindung stehen, am meisten verändert. Laienbeamte haben die Klerikalen verdrängt, ein stehendes Heer, dessen Offiziere und Mannschaften überall sich zeigen und wohl aufgenommen sind, hat die geworbenen ausländischen Truppen ersetzt.

Von dem königlichen Hofhalt nimmt bei dessen außerordentlicher Einfachheit der Fremde sehr wenig wahr. Zuweilen bemerkt man wohl einen herrschaftlichen Wagen, den Diener und Kutscher in feuerroter Livree. Das ist die Königin Margherita, die zur Kirche oder in irgend einen der großen Parks mit nur einer Hofdame ausfährt, und auch der König fährt oft in Civil durch die Straßen und lenkt die Zügel seines Gespannes selbst. Der Italiener achtet diese bürgerliche Schlichtheit um so höher, als er weiß, daß der König großdenkend abgelehnt hat, die Schulden seines verstorbenen Vaters auf die Staatskasse übernehmen zu lassen, vielmehr sie selbst abträgt.

Freilich tritt durch diese Anspruchslosigkeit der Gegensatz zu den früheren Zuständen, als der Papst noch öffentlich Hof hielt, nur um so deutlicher zu Tage.

Der Papst verläßt seit dem Staatsstreich vom 20. September bekanntlich nie mehr den Vatikan. Schwerlich haben seine Vorgänger, die diesen bauten und immer aufs neue Zimmer an Zimmer, Raum an Raum fügten, bis endlich die fabelhafte Zahl von 1100 erreicht ward, vorgeahnt, daß dieser größte aller Paläste dereinst der selbstgewählte Kerker ihrer späten Nachfolger auf dem Stuhl Petri sein würde. Denn der Papst hält sich als Gefangener; mag ihm der italienische Staat alle Hoheitsrechte, soweit diese nicht an Landgebiet sich knüpfen, noch so sicher gewährleistet haben, mag ihm sogar eine Civilliste im Betrag vieler Hunderttausende immer wieder angeboten sein, sodaß es nur seines Entschlusses bedürfte, sie anzunehmen, die wohlerwogene Fiktion der Gefangenschaft wird mit folgerichtiger Strenge durchgeführt. Die Wirkungen treten namentlich an den hohen Festen auffällig hervor.

Ostern in Rom! Nicht Gläubige und Andächtige allein wallfahrteten früher zu Ostern nach Rom, Reisegäste aller Bekenntnisse kamen, um die alles überbietende Glanzentfaltung der römischen Kirche mit den eignen staunenden Sinnen zu schauen. Jetzt sind die Zeiten der hohen Kirchenfeste für jeden Uneingeweihten Zeiten größter Enttäuschungen. Denn er erwartet das Höchste und findet nichts mehr von den geträumten Herrlichkeiten, welche Vettern und Freunde, die vor 1870 in Rom waren, ihm zu schildern und zu preisen nicht müde wurden. Zwar sind immer noch alle Gasthöfe mit Fremden überfüllt, zwar ist das Werktagstreiben, z. B. am Karfreitag immer noch so störend und lärmend, und innerer Einkehr hinderlich, aber die überwältigenden Schaustellungen der Kirche finden nicht mehr statt. Nicht mehr begiebt sich am ersten Ostertage der oberste Priester der katholischen Christenheit bedient von Prälaten, umgeben von Kardinälen, von seiner Garde geleitet, unter Vorantritt der städtischen Beamtenschaft, mit all der steifen Feierlichkeit eines mittelalterlichen Festzuges, unter dem vielstimmigen Geläut aller Glocken

in die Peterskirche, um dort in selbsteigener Person das Hochamt mit allem Prunk zu halten, den seine hohe Mitwirkung erfordert. Nicht mehr erteilt er dann mittags 12 Uhr auf die Loggia von St. Peter heraustretend, der zu seinen Füßen auf dem ungeheuern Platz zu Tausenden sich drängenden Menschenmenge urbi et orbi seinen apostolischen Segen. Nicht mehr strahlt, ein unvergeßlich großer Anblick, am Peters- und Paulstag im Sommer die ungeheure Kuppel der Peterskirche im Glanz von Legionen Lichtern. Alles dies hat kein Lebensrecht mehr in der Gegenwart. Kaum, daß noch am Karsonnabend im uralten Baptisterium des Laterans ein Kardinal die hergebrachte Heidentaufe, meist an Juden oder Mohren, vollzieht, und ebenfalls ein Kardinal, wie anderswo in katholischen Domen der Erzbischof, im St. Peter am Ostersonntag die Messe liest. Wohl verrichtet der Papst an einigen hohen Festen den Gottesdienst selbst, aber nur mehr in seiner kleinen Sixtinischen Hauskapelle, mit Zulassung ganz weniger Auserwählter, in deren Kreis aufgenommen zu werden, nur die gewichtigste Empfehlung eines kirchlichen Würdenträgers, nicht schon des Gesandten, dem Bittsteller Aussicht eröffnet.

Grollend schließt sich in Rom das Papsttum äußerlich ab und vermeidet feindselig jede Gelegenheit eines friedlichen Zusammenwirkens mit dem neuen Staatswesen, dem es seine Ansprüche auf die entrissenen weltlichen Hoheitsrechte entgegenzustellen und aufrecht zu erhalten nicht müde wird. Daß es noch eine römische Frage in der Politik giebt, wird man sich erst an Ort und Stelle recht bewußt.

In erklärlichem Gegensatz zu dem bisher beliebten steht das Verhalten der Kurie in diesem, dem Jahre des fünfzigjährigen Priester-Jubiläums des gegenwärtigen Papstes Leo XIII. Es lag auf der Hand, daß ein strenges Beharren bei dem so lange behaupteten Grundsatze äußerster Zurückhaltung die Jubelfeier erheblich beschränken, wo nicht ganz unterdrücken mußte. Eine solche wollte man aber, und wie der Erfolg gezeigt hat, nicht ohne guten Grund, im vollen Umfang stattfinden lassen.

So hatte man sich denn entschlossen, für den eigentlichen Jubiläumstag, den 1. Januar l. J., etwas ganz außerordentliches zu gewähren. Zum erstenmal seit 17 Jahren trat das Papsttum in den Vordergrund der Oeffentlichkeit, indem Leo XIII. wieder das Hochamt in St. Peter hielt und von der Loggia den großen Segen erteilte. Doch wurde darum der Schein der Gefangenschaft durchaus nicht aufgegeben; die Hauptportale des Domes blieben geschlossen; durch eine Seitenthür schoben sich einer nach dem andern, die Menschen herein; zugelassen wurde nur, wer sich durch Eintrittskarte auswies. An 60 000 Billets sollen verteilt gewesen sein, ungerechnet die päpstlichen Wachen und alles, was zum Hofe gehörte. Kopf an Kopf, eine dicke schwarze Masse, bedeckten die Menschen nach Beendigung der Messe den Petersplatz und doch hatten alle reichlich Platz in den Riesenhallen des Wunderbaues gefunden, der so oft getadelt wird, weil er sich kleiner darstellt, als er ist, und dessen größte Schönheit doch gerade darin besteht. Denn nur die vollendete Ebenmäßigkeit, in der die gigantischen Glieder der Peterskirche zu einander und dem Ganzen sich fügen, vermag zu verhindern, daß bei ihren alles Augenmaßes spottenden Verhältnissen sich der eintretende Mensch von dem leeren Raum um ihn nicht erdrückt, von den himmelhohen Steinmassen nicht bedroht und zermalmt fühlt.

Noch einmal seitdem, im April hat sich der Papst zu einer Wiederholung der Messe herbeigelassen, eine ganz besondere, wie „Italie“ und „Moniteur de Rome“ schrieben, dem französischen Pilgerzug erwiesene Ehre, deren sich kein anderer zu rühmen vermag, obschon seit dem Januar d. J. Scharen katholischer Pilger ununterbrochen nach Rom geströmt sind. Noch für den Monat Mai waren neue angesagt.

Ist solch eine Pilgerfahrt überhaupt stets ein gottgefälliges Werk, wievielmehr aus einem solchen Anlaß! Freilich, der Wanderstab in der Hand ist zum Symbol geworden, und der Staub, den der Pilger von den Schuhen schüttelt, ehe er die heiligen Stätten betritt, stammt schwerlich von der Landstraße, sondern höchstens aus den Wagen

des Sonderzuges, der ihn unter den einst gefürchteten Bergen der Alpenkette bis an das Ziel getragen hat, ohne eigentliche Mühe, wenn auch vielleicht nicht nach Wunsch bequem. Doch kann ja gerade dies die Verdienstlichkeit der Reise nur erhöhen, wie eine Zeitung spöttisch auf die Beschwerde von Pilgern erwiderte, die in erschreckender Anzahl von irgend einer Eisenbahn-Verwaltung in einen Zug zusammengedrängt worden waren.

Aus aller Herren Länder kamen diese Karawanen, bis zu mehreren tausend Köpfen stark, meist von Standespersonen angeführt und von Seelsorgern gefolgt: Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Irländer, Franzosen, Spanier und andere im bunten Wechsel. Ganz Rom war von ihnen im Frühjahr überschwemmt und ein wahres Stelldichein der katholischen Völker geworden.

Es war eine goldene Zeit für die Gastwirte und alle, die vom Fremdenverkehr leben. Was ist nicht alles gegessen, getrunken, an Andenken aller Art eingekauft worden! Ja, man behauptet sogar, daß nur durch diesen lebhaft gesteigerten Handel und Wandel der Stadt der finanzielle Zusammenbruch erspart worden sei, der ihr zufolge der sehr kostspieligen Straßenregelungen und überhasteten Neubauten schon lange drohe. Denn wenn auch gar nicht ausschließlich, so gehörten die Pilger doch vorwiegend zu den wohlhabenden Klassen, die auch in Rom lebten und leben ließen. Auf Schritt und Tritt begegnete man ihnen, nicht nur in den sieben Hauptkirchen Roms, deren Besuch Pflicht ist, und in den andern Kirchen und Heiligtümern, nein auch die Museen und Galerien bevölkerten sie zum Unbehagen jedes Kunstfreundes. Man hat sich in der Sixtinischen Kapelle in die eigne Welt der wunderbar großen Gedanken Michel Angelos versenkt, oder vor der Transfiguration Rafaels entzückt die göttliche Schönheit, die der Meister gleichsam als naturnotwendig geschildert hat, oder vor dem sterbenden Fechter in der Kapitols-Sammlung lernt man verstehen, daß „in dem Maße die Schönheit, in der Wahrheit die Wirkung" liege, — da nahen jene. In wenigen Sekunden befindet man sich in der Mitte eines je nach seiner Bildungsstufe mehr oder weniger lärmenden Haufens von Menschen, die alle nur den einen Wunsch haben, daß der Cicerone, der sie führt, die Sache möglichst kurz mache. Im Halbkreis stellt die Herde sich um ihn, mit unglaublicher Geschwindigkeit zählt er Kunstwerke und Künstler her; an der Sixtina wird am meisten bemerkt, wo der Papst sitzt, wenn er dieselbe besucht, und weiter geht es alsbald im Geschäftstritt. Dieselbe Szene spielt sich in den Kunstsammlungen des Vatikans Stunde für Stunde ab, von den einzelnen ganz zu schweigen, die, wie schon Goethe damals mißmutig meinte, summenden Wespen gleich hereinflattern und an allen Fenstern die Köpfe anstoßen, die beispielsweise vor dem Apoll von Belvedere fragen, wen denn das hübsche Figürchen eigentlich vorstelle, ob vielleicht den berühmten Laokoon?

„Und kann sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären",

bis endlich zwischen 12 und 1 Uhr die gesegnete Essensstunde schlägt, wo die Pilger und alle sonstigen Inglese wichtigeres zu thun haben, als in Museen der schweren Reisepflicht des Allesehens obzuliegen.

Daß auch die religiösen Feierlichkeiten der Anziehungskraft nicht mangelten, dafür sorgte die Kirche selbst. Giebt es doch niemand, der mit einem so großartigen Aufwand von Mitteln, dabei mit einem so ausgesucht feinen Geschmack wie sie Feste anzuordnen und Räume auszuschmücken weiß.

Wen sein gutes Glück Sonntag, den 15. April, vormittags zum Gesu führte, wird das bezeugen. Der Gesu ist die Hauptkirche der Jesuiten in Rom, in Gestalt eines griechischen Kreuzes mit einer sich darüber wölbenden Kuppel erbaut und im Innern auf das Reichste nach Art des Barock ausgestattet. Hier ist geschichtlicher Boden, der heilige Ignatius ruht in ihr begraben, und von seinem Altar verkündete am 7. August 1814 Papst Pius VII. die Wiederherstellung des Ordens, alle alten Vorrechte ihm bestätigend und neue Gnadenbeweise ihm erteilend.

Staunen und Bewunderung befielen jenen Sonntag den ahnungslos Eintretenden, überrascht und geblendet mußte er den Fuß hemmen. Die Fenster waren dicht verhangen, aber die große Kirche strahlte taghell, bis in die letzten Winkel herein von einem Lichtmeer durchflutet. Ueberall an den Wänden waren in wohlbedachten Abständen Kerzen bis hoch herauf befestigt, in der Apsis des Hochaltars allein gegen fünfhundert. Von der Kuppel vor demselben hingen an unsichtbaren Schnuren kristallne Kronleuchter herab, zu feurigen Guirlanden regelmäßig aneinander gereiht. Tausendfältig brachen sich die funkelnden Strahlen, huschten in farbig zitterndem Widerschein über die mit dem kostbarsten Marmor, der schwersten Seide bekleideten Wände, glitten flimmernd über die gehäuften Massen von Gold, Silber und Erz in getriebener Arbeit und milderten all den toten Prunk zu feierlich heiterer Pracht.

In dem weiten Raum lag die Menge auf den Knieen, andächtig und neugierig zugleich: Fremde, Pilger, und die glutäugigen Römerinnen mit dem schwellenden Wuchs und der leidenschaftlichen Gebärde. Schon lange hatte man aus einer Seitenkapelle gedämpften Gesang wie von fern her vernommen, da brach auf einmal von der Höhe ein voller Männer-Chorgesang herein und von der Gegenseite antwortete es gleich stark, brausend und jubelnd. In diesem Augenblick nahte der Kardinal, Chorknaben schritten ihm klingelnd voran, eilfertig Bahn machend, die gesamte Geistlichkeit der Kirche bildete seinen Zug. Segnend schritt er durch die lebendige Gasse und nahm auf seinem erhöhten Sessel Platz, die Begleiter je nach ihrer Würde um ihn. Es begann eine jener musikalischen Messen des großen Palestrina. „Wer kann sie hören ohne Begeisterung? Es ist als ob die Natur Ton und Stimme bekäme, als ob die Elemente sprächen, und die Laute des allgemeinen Lebens sich in freier Harmonie der Anbetung widmeten, bald wogend wie das Meer, bald in jauchzendem Jubel aufsteigend gen Himmel. In dem Allgefühl der Dinge wird die Seele zu religiöser Begeisterung emporgehoben.“ (Ranke.) Bald getrennt, bald vereinigt rauschten die Gesänge der beiden Chöre hernieder, die Orgel setzte mächtig ein, dann wieder ertönte eine Knabenstimme, zwischen Sopran und Tenor die Mitte haltend, stark wie die eines Mannes, und erfüllte die ganze Kirche mit ihrem unbeschreiblich süßen Wohllaut. Inzwischen wurden am Altare Gebete gemurmelt, Kreuze geschlagen, die Kniee gebeugt, Rauchfässer verbreiteten ihren Duft, der Weihrauch wallte und hüllte alles in seinen durchsichtigen Schleier. Ein Traumbild deuchte die märchenhafte Pracht zu sein, himmlischer Engel Stimmen die Musik. Sinnberückend, berauschend schön wirkte der Zusammenklang des Ganzen.

Freilich sein religiöses Gefühl wird der ernste nordische Protestant noch nicht befriedigt fühlen, und wer kein Auge zu sehen, kein Ohr zu hören hat, den kann all dieser Mummenschanz, wie er sagen wird, nur abstoßen. Götzendienst, nicht Gottesdienst wird er in Lehre und Ritus die Sinnlichkeit des Katholizismus schelten. Für sich selbst mag er die Wahrheit reden. Aber der Südländer ist anders geartet, sein lebensfroher Sinn dürstet nach der Schönheit der Form, das Innerlich-Unsichtbare begehrt er auf Erden schon, und sei es in unzulänglicher Gestalt, zu schauen und zu greifen, das Bild soll ihm die Wirklichkeit ersetzen. So müssen sich unter einer heißeren Sonne die Gedanken des Christentums in ein anderes Gewand kleiden; auch die Religion kann in ihrer äußeren Erscheinung nicht für alle Völker der Erde die gleiche sein.*)

Verargen dürfte man es jedenfalls keinem Katholiken, wenn er in der Feier im Gesu das Ideal des Gottesdienstes erblickte.

Das lebhafteste Verlangen eines jeden Pilgers war natürlich auf eine Audienz beim Papste gerichtet. Will schon kein gewöhnlicher Reisender in Rom gewesen sein, ohne den Papst von Angesicht gesehen zu haben, protestantische Eiferer vielleicht ausgenommen, wieviel weniger alle diejenigen, welchen er wirklich der „heilige Vater“ ist. Diesen nach Ansicht der Kirche durchaus berechtigten und löblichen Wunsch nach

*) Dieser Auffassung stimmen wir keineswegs bei. Red.

Möglichkeit zu erfüllen, hat sich Leo XIII. selbst auf Kosten seiner Gesundheit bestrebt. Unermüdlich erteilte er Einzelaudienzen an besonders Hochstehende und empfing er sämtliche Pilgerzüge persönlich. Je nach der Zahl der Anwesenden stufen sich die Audienzen ab: von der kleinen, deren Teilnehmer gewürdigt werden, aus der Hand des Papstes selbst das heil. Abendmahl zu empfangen, bis zu der größeren, wo alle wenigstens zum Hand- und Fußkuß zugelassen sind und vielleicht eine geweihte Denkmünze empfangen, bis endlich zu dem Massenempfang, wo nur einige wenige mit dem Papste persönlich in Verkehr treten, während die große Menge in angemessner Entfernung gehalten wird. Ein solcher war unter andern der Empfang des österreichischen etwa 4000 Köpfe starken Pilgerzuges am 16. April d. J.

Schon vom frühen Morgen an waren die Pforten des Vatikans umlagert, bereits gegen 10 Uhr drangen die frommen Scharen in hellen Haufen ein. Am Eingang wurden die Pilgerkarten ziemlich scharf geprüft, dann ging es eine Treppe hinauf in das erste Stockwerk durch einige mächtige Vorhallen in den bestimmten Raum. Seine Form war die eines länglichen Rechtecks, an der einen Längswand lief eine starke Balustrade hin, welche einen schmalen Gang zu dem in der Mitte des Saales errichteten Thronsessel und um diesen herum eine Anzahl bevorzugter Plätze absperrte. Bald begann der Saal sich zu füllen.

Wen Glück oder Voraussicht dahin gestellt hatten, wo gegenüber einer kleinen Thür, die nach den päpstlichen Gemächern führte, eine schmale Oeffnung in jener Balustrade den Eingang zur Innenseite gestattete, hat während des Wartens nicht an Langeweile zu leiden gehabt. Zwei Schweizer bewachten jene beiden Eingänge und ließen nur die Vorstandsmitglieder des Pilgerzuges und etwa hohe Prälaten zu ihren Plätzen am Thronsessel sich begeben. Aber bald wurde dies bekannt, und nun begann ein unglaubliches Hindrängen nach jener Glückspforte. Jeder hatte ja seine Pilgerkarte und meinte, gleiches Recht müsse für alle gelten. Vergeblich war alles Abwehren des österreichischen Botschaftsrates, der mit unerschütterlicher Liebenswürdigkeit seinen wahrlich nicht leichten Dienst versah. Vergeblich, daß von Hunderten kaum einer erhört wurde, immer wieder brandete eine neue Menschenwelle heran, alle von dem gleichen Wunsch nach Bevorzugung angefeuert. Längst war von Sitzen auf mitgebrachten Feldstühlen keine Rede mehr, glücklich, wer von dem hin- und herwogenden Strom nicht mehr als einige Schritt von seinem Standort weggeschoben wurde. Die ergötzlichsten Auftritte spielten sich ab:

Ein ungarischer hoher Beamter hat sich unter den Verwünschungen seiner Nachbarn mit Händen und Füßen durchgearbeitet, „für meine Karte", mit einem kühlen Lächeln wird sie zurückgereicht, und der rücksichtslose Streber erntet nur Hohn.

In den liebenswürdigsten Schmeicheltönen fleht eine ältere Dame des böhmischen Hochadels, ihr doch Platz zu machen, sie sei Vorstandsdame und solle dem Papst vorgestellt werden. Ihre schöne Tochter empfindet das naive Vergnügen, zum erstenmal in einem wirklichen Gedränge zu stecken und fällt nicht in Ohnmacht, wenn ihr durch das boshafte Walten des Zufalls jemand an die Brust gedrückt wird, den sie eben vorher selbst durch einen leisen Fußtritt veranlaßt hatte, vor ihr zurückzutreten und die Menschenmenge für einen Augenblick dadurch noch mehr zusammenzupressen. „Wo ist die Gräfin ....?" tönt es jetzt aus dem Munde eines Zeremonienmeisters, „sie wird noch erwartet." „Hier bin ich," seufzt die Antwort, „aber ich kann nicht," sechs Reihen Menschen stehen vor der Sprecherin. Nun, wenn alles nichts hilft, helfen vielleicht die Ellenbogen, denkt die Fürstin, und mit all der Leidenschaftlichkeit, deren eine bigotte, gleichzeitig für die Befriedigung ihrer Eitelkeit besorgte Frau fähig ist, erkämpft sie sich im Laufe einer halben Stunde den drei Schritt nahen Eingang.

Ein starker Herr, die ganze Brust mit Orden bedeckt, keucht näher: „Ich muß hinein, ich bin Fürst ..., Mitglied des Herrenhauses." „Das kann jeder sagen," denkt laut irgend ein Umstehender, aber wie der Fürst sich endlich durchgerungen hat, glaubt

es ihm der Botschaftsrat, und pustend und schnaubend vor Anstrengung und Hitze, aber im Gefühl, seine Stellung gewahrt zu haben, hinkt der Fürst den langen Gang an der neidisch gaffenden Menge entlang.

So vergingen die Stunden im Fluge. Aus allen Teilen des Habsburgischen Reiches waren Männer und Frauen jeden Alters und Standes erschienen, diese durchgängig in den vorgeschriebenen schwarzen Kleidern mit Schleier, die ersteren meist in Frack, darunter starkknochige Bauerngestalten, die sich in Lodenrock und Lederhose wohler gefühlt und weniger linkisch bewegt hätten. Nur hier und dort belebten Volkstrachten das Bild, mit bunten Miedern, großen silbernen Knöpfen, steifen Hauben und Schnallenschuhen die Einförmigkeit der städtischen Kleidung durchbrechend. Rührende Gesichter voll heiliger Einfalt und dem hellen Widerschein gottseligen Friedens hoben sich ab von den verlebten Zügen solcher, die fromm geworden sind, weil die Kraft zur Sünde im Alter gebricht. Neben dem Greis stand in blühender Jugend der Enkel, neben dem Glaubenseiferer das Weltkind.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wird die Menge ungeduldiger, und wie das Meer bald stärker bald leise geht die Rede. Endlich gegen halb 1 Uhr mittags nach mehrmals getäuschter Erwartung hebt sich der rotseidene Vorhang vor jener kleinen Thür, voran gehen einige Geistliche. Noch hat die laute Mahnung nichts gefruchtet, die Unruhe in der Versammlung ist noch nicht gedämpft, da, langsam, wird sie sich der Nähe des Ersehnten bewußt, und tiefe Stille breitet sich aus. In diesem Augenblick zeigt sich der Papst selbst, die Schweizer lassen sich auf das Knie nieder, Er schreitet die Balustrade entlang, Kardinäle und Priester, einige Kammerherren und Offiziere der Garde folgen: im ganzen ein einfacher, aber nicht würdeloser Zug.

Wie die Menge des Papstes ansichtig ward, brach sie in stürmisches Jubelrufen aus. Hoch, Evviva, Zlava, dröhnte es durch die Luft. Diesen Etikettenbruch haben ungarische Pilger zuerst gewagt; da er ungerügt blieb, hat er sich jetzt eingebürgert. Die Begeisterung war groß und ungekünstelt, sie stieg noch, als der Papst, unaufhörlich den Segen austeilend, seinen Thronsitz einnahm. Die Erscheinung Leos XIII., sah man ihn langsam vorbeiwandeln, entsprach ganz der Vorstellung, die das bekannte Lenbachsche Bild von ihm erweckt. Aeußerst charakteristisch war es, wie er unter dem Vorhang hervor und in die Versammlung trat: mit geschmeidigem und doch selbstbewußten Anstand, mit der Hand das Zeichen des Kreuzes nachlässig gnädig schlagend, eine vom Alter etwas gebeugte, aber immer noch hohe Greisengestalt mit feingeschnittenen, bedeutenden Zügen, um die Lippen das beinahe sardonische Lächeln, das von Lenbach in seiner eigentümlichen Mischung von wohlwollender Herablassung und planvoller Ueberlegenheit so meisterhaft wiedergegeben ist. So und nicht anders mußte Leo XIII. sein, dieser kluge Papst einer Versöhnungspolitik, die scheinbar nachgiebig stets den eigenen Vorteil wahrt.

Auf dem Throne sitzend nahm er zunächst die Ansprache des Führers des Pilgerzuges entgegen und erwiderte dieselbe sofort auf Italienisch, aufrecht stehend, wohl über eine Viertelstunde vernehmlich, fließend und lebhaft sprechend und seine Rede mit eindringlichen Gebärden erläuternd. Gewiß eine große körperliche Leistung für einen Mann von über 70 Jahren, dessen Gesundheit zu den schlimmsten Befürchtungen auch in der letzten Zeit Grund gegeben hatte. Der Inhalt seiner Worte war der bei solchen Anlässen übliche: Ausdrücke der Freude über die große Zahl der Erschienenen, in der man eine Bürgschaft allgemeinerer Frömmigkeit sehen dürfe, Ermahnungen zur Treue gegen die Kirche, was bei dieser Weltlage besonders notwendig sei, endlich, und dies wurde als eine besondere Liebenswürdigkeit und Rücksicht der Kurie von den klerikalen Blättern angepriesen, eine Aufforderung zur Liebe für das von Gott eingesetzte Herrscherhaus.

Als der Papst schloß, erscholl abermals donnernde Zustimmung. Auch während er sprach, herrschte gerade keine mustergültige Ruhe. Gerade die Begierde aller, jedes

Wort genau zu verstehen, was doch bei den Raumverhältnissen des die 4000 Menschen bequem fassenden Saales unmöglich war, erzeugte Unruhe, ganz abgesehen von dem Wehschrei einiger Frauen, die zu arg gedrückt worden waren.

Es erfolgten noch einige Vorstellungen, dann erhob sich der Papst, erteilte den Anwesenden feierlich seinen Segen, den diese meist knieend empfingen, und verließ unter denselben brausenden Zurufen in der gleichen Ordnung, in der er gekommen, den Saal. Die Audienz war beendet.

Für den Begeisterungs-Taumel der Menge ist es bezeichnend, daß sogar, während der Papst den Segen sprach, Beifallsrufe, welche nur mit Mühe unterdrückt wurden, die heilige Handlung störten.

Nach einem kurzen aber starken Gedränge, das wohlgeeignet war, zum Bewußtsein zu bringen, wie fürchterlich Menschenstauungen werden können, zogen sich die Massen auseinander, hinunter zum Ausgang.

Nicht jeder mochte das Ziel seiner Wünsche erreicht haben. Die vielen, die durch Unglück oder Ungeschick in die Mitte des Saales verschlagen worden waren, hatten den Papst gar nicht einmal gesehen. Was er gesagt hatte, erfuhren die meisten überhaupt erst aus den Zeitungen, sei es, daß sie des Italienischen nicht mächtig waren oder auch die Entfernung, in der sie gestanden, zu groß gewesen war. Nicht wenige endlich hatten eine persönliche Begegnung mit Leo XIII. erwartet, betrübt waren auch diejenigen, welche mitgebrachte Geschenke aller Art selbst überreichen zu dürfen gehofft hatten. Und gar manchen hatte man eine Geldkassette, die von den Gläubigen seines Sprengels gefüllt worden war, oder andere, oft schlichte, aber in grobes Tuch gehüllt, mühsam mit sich tragen sehen.

Alle diese Geschenke, das baare Geld natürlich ausgenommen, sind in einer besonderen Ausstellung vereinigt worden. Ihre von Tag zu Tag anwachsende Zahl legte den Gedanken nahe, durch eine allgemeiner zugängliche Ausstellung die Jubiläumsfeier zu verherrlichen. So hatte sich aus den angesehensten Männern ein Ausschuß gebildet, welcher sich an die Spitze setzte, Auskunft und Rat erteilte, für die eingehenden Sendungen Sorge trug und die einzelnen Dinge einreichte.

Als Ort konnte nur der Vatikan in Frage kommen, und so wurde der erforderliche Platz in demselben Flügel geschaffen, in dem die bekannte Antikensammlung sich befindet. Zutritt war auch hier nur mit Permeß, d. h. besonderem vorher erwirkten Erlaubnisschein gestattet, den man jedoch anstandslos erhielt: eine unnütze und lästige Förmlichkeit, die, abgesehen von der Betonung des Verfügungsrechtes des Besitzers nur den Zweck hat, die Taschen der Unterbeamten mit unverdienten Trinkgeldern zu füllen.

Einmal in den Ausstellungsräumen angelangt, ward man ziemlich streng beaufsichtigt. „Schlüssel-Soldaten" in ihren bunten Uniformen stolzierten mit ererbt steifer Würde umher, außer ihnen achteten noch Lakaien und andere Hof-Bedienstete darauf, daß außer ihren guten Freunden niemand etwas verschwinden lasse; ja, ein Paket überhaupt nur zu tragen war verboten, und mit eifersüchtiger Strenge ward verhindert, daß jemand etwas zeichne oder male.

Der Gesamteindruck der Ausstellung selbst ist schnell zusammengefaßt: daß die ewige Stadt nichts Kleines duldet, vielmehr den Stempel ihrer eigenen Größe allem aufdrückt, was auf ihrem von der Geschichte geweihten Boden Daseinsberechtigung behaupten will, ist auch in diesem Falle eine Wahrheit geworden. Eine Kunst- und Industriesammlung aus allen Teilen der civilisierten Welt war aus dem Stegreif entstanden, vom Wertvollsten bis zum Nichtigen, vom Scherflein der armen Witwe bis zur Hunderttausend-Spende des Millionärs, vom künstlerisch Vollendeten bis zum abgeschmackt Häßlichen fand man die Stufenleiter ganz durchlaufen. Ein flüchtiges Durchwandern der Ausstellung bestätigte dies, eine einigermaßen erschöpfende Kenntnis wäre nur in Wochen zu erreichen gewesen.

Man durchschreitet das mit Blumen und Blattpflanzen geschmückte Vestibül und gelangt zuerst in die österreichisch-ungarische Abteilung. Die einzelnen Länder haben jeder für sich eine besondere, angemessen große. An Oesterreich schließt sich Deutschland, an dieses in friedlichem Wettstreit Frankreich, dann Italien an. Die Geschenke von England, Irland, Schottland, Spanien, Portugal und einigen überseeischen Missionen sind in einem etwa 300 Schritt langen, 15 Schritt breiten Holzsaal untergebracht, der in den Vatikanischen Garten herein angebaut ist. Im ersten Stock gelangt man durch die galleria dei candelabri in eine etwa 400 Schritt lange Flucht von Gallerien, wo Belgien, Holland, die Türkei und die Länder des asiatischen Erdteils einander ablösen.

Am freigebigsten sind wohl Italien und Frankreich gewesen, Deutschland steht entschieden zurück, am dürftigsten sind vielleicht die nordischen Königreiche mit einigen einfach gebundenen Büchern vertreten. In sämtlichen Abteilungen hat das Komitee mit ungemeinem Geschick verstanden, aus entgegengesetzten Elementen ein farbenprächtiges Ganzes zusammenzusetzen, das durch Anordnung und Ausschmückung das Auge befriedigt und lebhaft auf den Beschauer einwirkt.

Wer hat nun dies alles geschenkt? Zunächst und zumeist natürlich der Klerus, sowohl einzelne Prälaten, als die Geistlichkeit der verschiedenen Sprengel, ferner die Orden, Kongregationen, Klöster, Stifter und die Unzahl anderer geistlicher Genossenschaften, das Kardinals-Kollegium und die sonstigen Beamten-Gruppen der Kurie. Indem sie alle dem Oberhaupt der Kirche den Zoll ihrer Ergebenheit darbrachten, ehrten sie sich selbst. Die Zahl der schenkenden Privat-Personen ist Legion, überraschend groß auch die der Monarchen. Von den bedeutenderen fehlen nur Schweden und wohl auch Rußland, Italien natürlich gleichfalls. Was der Anstand fordert, die politische Klugheit erheischt, ist auch an den nicht katholischen Höfen sorgsam erwogen worden. Die prachtvolle Mitra des verewigten Kaiser Wilhelm thront in der Mitte des von einer Glasglocke bedeckten Aufbaues von Sammetkissen, auf denen die von Fürstlichkeiten gestifteten Kleinodien ausgebreitet liegen. Eine derartige Fülle von Juwelen wird manche königliche Schatzkammer nicht aufzuweisen haben. So haben unter andern der Kaiser von Oesterreich und der König von Württemberg wundervolle goldene Kruzifixe, der Kaiser von Brasilien ein Diamantkreuz mit Saphiren überreichen lassen, der Präsident von Colombien ein Diamantkreuz von selten großen Steinen, der Sultan einen prächtigen Solitär, die Königin von Spanien einen Ring mit großem Saphir. Die deutschen Bundesfürsten, die Königin von England, die österreichischen Erzherzöge sind sämtlich auf das Glänzendste vertreten, desgleichen viele Mitglieder des hohen österreichischen, englischen und französischen Adels. Die vornehmen Familien Roms und Italiens: die Borghese, Aldobrandini, Salviati, Barberini, Orsini, Pecci und wie sie alle heißen, aus deren Schoß so oft die Päpste hervorgegangen sind, haben eine fürstliche Freigebigkeit bewiesen, und zwar nicht nur insoweit sie zu den „Schwarzen“, d. h. der streng päpstlichen Partei gehören. Fürst Doria Pamfily widmet ein mächtiges silbernes Kruzifix, Fürst Torlonia einen ausgesucht kostbaren Marmor-Altar. Dieser Fürst Torlonia ist der frühere Bürgermeister Roms, welcher die Unbefangenheit hatte, Leo XIII. die Glückwünsche der Gemeinde ohne jeden Auftrag zu übermitteln. Es blitzt von Edelsteinen, es funkelt von Gold in dem brachio nuovo, einem berühmten Saal der Antikensammlung, in welchem alle diese Herrlichkeiten, eine die andere in den Schatten stellend, vereinigt sind. Lächelnden Mundes schaut der „Nil“ mit seinen spielenden Zwergen aus zwei Teppichen hervor, die der Sultan von Marokko geschickt hat, und der „Apoxyomenes“ schabt sich den Schweiß der Palästra auf einem Platz zwischen einem Porzellan-Schreibzeug mit der Statue Frankreichs, von Grévy noch gestiftet, und einer Standuhr des Grafen von Paris. Die Orléans und Napoleons sind nicht zurückgeblieben, sich als würdige Bewerber um die Krone der „ältesten Tochter der Kirche“ zu bethätigen.

In dem bunten Durcheinander der in den anderen Räumen aufgespeicherten Geschenke scheiden sich rasch einige Gruppen heraus. So tritt vor allen Leo XIII. selbst dem Betrachter immer wieder entgegen: sitzend, stehend, überlebensgroß oder in genauer Wiedergabe, bald als Bild, bald in Marmor gemeißelt oder in Erz modelliert. Besonders fällt durch seinen Vorwurf ein Bronzerelief auf: der Papst als Mittelfigur wendet sich gnädig lächelnd an Bismarck, der sich unterwürfig vor ihm verneigt, die Rechte dem Ministerpräsidenten Spaniens entgegenstreckend. Im Hintergrund reichen Kaiser Wilhelm und König Alfons einander die Hand zur Bekräftigung des soeben in der Karolinenfrage gefällten Schiedsspruches. Das Ganze ist jedenfalls eine sehr geschickte Huldigung, die Leo XIII. an einen Höhepunkt seines politischen Lebens angenehm erinnert.

Von sonstigen Kunstwerken sind namentlich Heiligen-Darstellungen in der verschiedensten Ausführung häufig, von der zierlichen Statuette bis zum getreuen Abguß der gewaltigen Gestalt des Apostelfürsten aus der Peterskirche. Auch aus der biblischen Geschichte ist der Stoff nicht selten entnommen worden, so für das prachtvolle Bild einer Judith, die in leidenschaftlicher Erregung dem Volke das abgeschlagene Haupt des Holofernes vorweist. Daß der Christus- und Marien-Typus in allen denkbaren, zuweilen tiefen und schönen, oft auch in nicht glücklichen Auffassungen auftritt, bedarf kaum der Erwähnung. Geradezu abstoßend wirkte unter andern in der spanischen Abteilung die Statue eines kreuztragenden Christus, dessen halbgebrochener Leib von prunkenden Gewändern eingehüllt war.

Zu kostbaren wie einfachen Altären werden weder die Decken noch die schweren Leuchter und armsdicken Wachskerzen vermißt; Brokat- und sammetbedeckte Betpulte, bunte Fenster mit sinnreichen Glasmalereien helfen die Ausstattung der Kirche vollenden. Mehr als zwanzig Glocken harren ihres Berufes, die Gläubigen zum Gottesdienst zu laden.

Besonders zahlreich sind natürlich die Gegenstände, die dem Papste bei seinen geistlichen Verrichtungen zu dienen bestimmt sind. Alle die seidnen, in Gold und Silber gestickten Meßgewänder könnten die Päpste der nächsten Jahrhunderte nicht aufbrauchen. Welche Summe liebevoller Arbeit, welcher Schatz von Geschmack und Fleiß ist in diesen Hunderten von Stücken niedergelegt! Mancher Nonnenkonvent, der monatelang an dem einen sich gemüht und der frommen Hoffnung geschmeichelt hat, den Preis mit seiner Gabe davon zu tragen, würde vor der Unzahl gleicher oder noch schönerer erschrecken, die aus den Klöstern nah und weit hierher gesendet sind.

Und wollte man alle die vorhandenen silbernen und goldenen Meßgerätschaften in die Münze schicken, so würde der Erlös wohl eine Jahres-Einnahme von vielen Tausenden gewähren. In der ersten Abteilung ziehen die schimmernden Kelche und das andere edle Gerät sofort die Blicke auf sich, aber das Auge ermüdet und gleitet zuletzt gleichgültig über die Berge von Gold und Silber hinweg.

Unter all diesen gleichartigen Prachtstücken des europäischen Kunsthandwerks erfrischt sich die Aufmerksamkeit an den Seltenheiten ferner Zonen. Hier schaukeln sich ausgestopfte Affen auf den Zweigen eines nachgemachten Baumes, nicht weit davon rollt sich eine sechs Meter lange Boa drohend zusammen, ein Jaguar kauert zum Sprunge, ein 20 Schritt langes Walfischgerippe lenkt die Gedanken nach den Polargegenden. Eine ganze Sammlung närrischer kleiner Figuren versetzt den Betrachter nach Indien, Holz- und Lederarbeiten, getriebenes Silber, Elfenbeinschnitzereien stammen von ebendaher; Elefantenzähne, Federwedel, Diamantschmuck berichten von dem Reichtum Ceylons, Teppiche mit seltsamen Webereien von der Zeichenkunst Chinas; ein mit Perlmutter eingelegter Holztisch kommt aus Tonking, Seidenmalereien mit den bekannten Vogel- und Blumenmustern aus Japan, Sansibar sendet Waffen, Geweihe und Felle, ein wilder Tartar in Kriegstracht zu Pferde weckt allgemeinen Abscheu.

Namentlich die überseeischen Missionen sind es gewesen, die vorzugsweise aus Asien naturgeschichtlich oder ethnographisch interessantes Material in großer Fülle zusammengetragen haben.

Der Unruhe aller dieser von Schritt zu Schritt wechselnden Eindrücke fühlt man sich mit Behagen in dem geräumigen Saal enthoben, wo an 30000 Flaschen Wein lagern: Flasche an Flasche und Faß an Faß, daß dem trinkverständigen und trinklustigen Deutschen in diesem Oberweltskeller das Herz schwer werden mag, daß von all diesem Segen kein Tröpfchen für ihn fließt. Die besten Weine des Südens kann man hier kennen lernen: Orvieto, Genzano, Marino, Toscaner, Syracuser, Lipari und wie sie alle heißen, die dunkelglühenden Bacchuskinder des rebenreichen Italiens. Schwindelnd hoch sind französischer Bordeaux und Champagner übereinander getürmt, daneben Xeres und seine feurigen Brüder aus Spanien. Verhältnismäßig karg ist Deutschland gewesen, aus der vernünftigen Erwägung, daß der greise Leo XIII. schwerlich viel von Weinen selbst genießen wird. Mitten unter den altersgrünen Rheinweinflaschen prangt groß wie ein Rad ein Marzipankuchen, zum Anbeißen verlockend, und wer sich an ihm den Magen verdorben, hätte nur eine Auswahl unter den vielen holländischen Liqueurs, den Magenbittern, Kirschs, Cognacs und sonstigen heilbringenden Essenzen zu treffen, die manches Kloster so vorzüglich bereitet. Für den Durst ist somit gesorgt, und Dutzende von Fässern mit Makaroni, Reis, Zucker und allen möglichen anderen Eßwaren würden auf Wochen hinreichen, um den Hunger der päpstlichen Garde zu stillen.

Und doch erregen diese Massen-Aufstapelungen ganz und gar nicht die gewöhnliche Langeweile von Lebensmittel-Magazinen, jeder wird gern in dieser Vorratsstube eigener Art zwischen den so gefällig sich anbietenden guten Dingen verweilen.

Aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der in keine bestimmte Gruppe einzustellenden Gegenstände sollen nur noch wenige der auffallendsten herausgegriffen werden. Ganze Bibliotheken stehen bereit, die Gläubigen zu erbauen, die Ketzer zu belehren und zu bekehren. Miniaturmodelle berühmter Kathedralen, in Holz geschnitzt oder Metall angefertigt, gestatten Vergleichungen der verschiedensten Bauarten. Zeichenvorlagen und Studien, Köpfe, Genrebilder, Landschaften in Aquarell und Oel verheißen Gutes für die Zukunft. Ueberall ticken Uhren: wissenschaftliche Chronometer, Standuhren, einfache Schwarzwälder, Genfer Taschenuhren, und das Schlagen der Mittagsstunde überhört gewiß niemand. Befremdend wirken ein paar wohlausgestattete, zum Ablaufen fertige Ruderboote, da doch der Papst kaum auf dem Tiber lustfahren wird, auch die schönen Remington-Gewehre scheinen neben Mitra und Abendmahlskelch nicht ganz an ihrem Platz zu sein, denn seit den lustigen Zeiten eines Alexander II. haben sich die Sitten geändert, und man nimmt es mit dem kanonischen Verbot geräuschvoller Vergnügungen etwas genauer. Geradezu Heiterkeit erregt ein paar ansehnlicher Kanonenstiefel und eine Apotheke von Zahnmitteln mit der italienischen Aufschrift: Kein Zahnschmerz mehr.

So und noch mehr ist auch zum Lachen Stoff vorhanden, aber der Spott muß bei verständiger Ueberlegung verstummen. Nicht nur vor der Riesenhaftigkeit der Summen: 60 Millionen Fc. in Wertgegenständen und 30 Millionen baar, auf welche Höhe man die Geschenke insgesamt schätzt. Diese fast unglaublichen Ziffern sprechen für sich selbst. In Pfennigen wie in Millionen ist das Geld eingegangen; so langte im April d. J. ein scheinbar mittelloser französischer Geistlicher in Rom an und legte, nachdem er sich eine Audienz verschafft, nicht weniger als 2½ Millionen Fc., die er vor kurzem unverhofft geerbt hatte, zu den Füßen Seiner Heiligkeit nieder. Dieser möge die Sorge und Last eines so großen Vermögens ihm, der mit ein paar tausend Francs jährlich zu leben gewohnt sei, in Gnaden abnehmen. Man kann sich denken, daß der abbé aux milions, wie ihn seitdem die französischen Zeitungen nannten, mit Wohlwollen gehört und seine Bitte bereitwilligst gewährt wurde.

Bereits eine Million hat der Papst der Congregation de propagande fide (für Ausbreitung des rc. katholischen Glaubens) zufließen lassen, aber ganz abgesehen davon, daß dieser ungeheure Reichtum im Augenblick wenigstens für die Zwecke des Papsttums verwendbar geworden ist — ob er es ferner sein wird, oder nicht nach dem Tode Leos dessen Erben zufällt, ist noch nicht bekannt — besteht die Thatsache, daß Opfer, schwerwiegende Opfer an Zeit, Arbeit und Vermögen in unerhörter Ausdehnung gebracht worden sind, um das päpstliche Jubiläum zu verherrlichen, daß viele, viele Tausende die Reise nach Rom nicht gescheut oder wenigstens nicht darauf haben verzichten wollen, Leo XIII. ihre Verehrung zu bekunden. Mit gutem Sinn ist auch das dargebracht und angenommen worden, wofür der Papst, kurz ausgedrückt, keine Verwendung unmittelbar haben kann. Der Handwerker, der wenig Vermögende genießt nicht die Freiheit des Reichen, auszuwählen, was dem Beschenkten an sich schon Freude macht. Er schenkt was ihm selbst lieb ist als bestes Stück der eigenen Arbeit oder Frucht seiner Ersparnisse, und darf erwarten, daß sein Opfer es dem anderen lieb machen wird. Gar köstlich erscheinen in diesem Lichte die ärmlichen Silberlöffel eines alten Mütterchens, das ihres letzten Schatzes sich großmütig entäußerte. Wieviel mag wohl bei solchen gläubigen Gemütern die weitverbreitete Vorstellung mitgewirkt haben, daß der arme heilige Vater von den verruchten italienischen Ketzern bei Wasser und Brot, auf faulem Stroh gebettet, gefangen gehalten werde!

Zwischen all' den Schenkgebern und Pilgern einerseits und dem Papsttum andererseits hat sich das Band persönlicher Beziehungen zweifellos fester geknüpft, denn gerade das, wofür er freiwillig Opfer bringt, wird dem Menschen nur um so teurer. Nun ist es ihm nicht mehr fremd, es ist Leben von seinem Leben geworden. Vornehmlich in dieser Wechselwirkung persönlicher Anteilnahme liegt aber die Stärke aller Institutionen, die, wie die katholische Hierarchie, in so hervorragender Weise, auf dem monarchischen Prinzip beruhen.

Es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß auch rein weltlicher Eigennutz einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt hat. Die Ausstellung wurde von betriebsamen Fabrikanten benutzt, um die gelungene Probe irgend einer Ware vorzuführen, für sich selbst erhofften die Schenkgeber noch Titel, Orden, Belohnungen, grade wie die Führer von Pilgerzügen vielfach nach Auszeichnungen haschten und mancher Pilger die Reise nach Rom nur als Vergnügungsreise unternahm. Solche Umstände vermögen wohl den inneren Wert der gebrachten Opfer im einzelnen aufzuheben, nicht aber in Frage zu stellen, daß die Jubiläumsfeier in ihrer Gesamtheit als eine wahrhaft großartige Selbstbethätigung des katholischen Gedankens angesehen werden muß. Eine Erstarkung desselben wird die nächste Wirkung sein. Die Bewegung, die alle Kreise der katholischen Welt ergriffen hat, wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit der rechtgläubigen Genossen gegenüber den Abtrünnigen neu beleben und den Gegensatz verschärfen. Das stolze Bewußtsein, daß kein Volk, kein bedeutenderer Herrscher Europas sich der Notwendigkeit hat entschlagen können, über sein Verhalten zur Jubiläumsfeier wenigstens Entschließung zu fassen, noch mehr, daß sehr viele auch der nichtkatholischen Prinzen sich zu Huldigungen herbeigelassen haben, wird den Glauben an die weltumfassende Macht dieser Kirche nähren und festigen und damit diese selbst erheblich unterstützen. Wenn also in einem nicht katholischen Land warm evangelisch gesinnte Unterthanen die Glückwünsche und Geschenke ihres Fürsten an Leo XIII. mißbilligten, so hatten sie zwar insoweit unrecht, als sie darin eine Herabsetzung des eigenen Bekenntnisses erblickten, irrten aber gewiß darin nicht, daß jede Anerkennung eine Förderung der katholischen Kirche, also mittelbar eine Gefährdung der evangelischen bedeutet. Ein Rückblick in die letzten Jahrzehnte kann sogar Befürchtungen für die Zukunft der letzteren wecken. Die Autorität des Papsttums erhebt stolz das Haupt. Sie hat die verwegene Lehre von der Unfehlbarkeit ausgesprochen und allen Widerstand

der Vernunfsgründe gebrochen. In diesen Tagen erfährt man, daß der ohnehin nur glimmende Funke des Altkatholizismus bald ausgelöscht sein wird. Sie hat mit dem sieghaften Preußen und dem großen Kanzler gerungen und Schritt für Schritt den ihr so heiß bestrittenen Boden behauptet, ja sie hat zwischen Kaiser und König des Schiedsamtes gewaltet. Ihren jüngsten Ausspruch begrüßt das protestantische England als beste Waffe im Kampf mit dem irischen Feinde. Bei ihr suchen alle monarchischen Regierungen, in einem alten historischen Irrtum befangen, Beistand gegen die aufrührerischen Gährungen der Zeit. Ueberall stellt sie den Protestantismus in den Schatten. Sollte es wahr werden, was selbst auf protestantischen Lehrstühlen vorgetragen wird, daß in der Gedankenwelt der Gegenwart kein Platz mehr sei für die Lehre der Reformation, und daß, wenn nicht völliger religiöser Unglaube die Völker verderbe, einst alle abgefallenen Kinder wieder in den Schoß der Mutterkirche zurück sich retten werden?

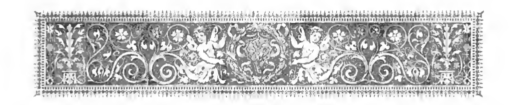
Aus der Geschichte schöpfen wir die Hoffnung. Kaum ein Jahrhundert nach der Reformation hatte das Papsttum das verlorene Gebiet in West-, Süd- und Mittel-Europa wiedererobert, aber allen Erwartungen weiser Tagespolitiker zum Trotz haben die noch nicht zurückgewonnenen Kleinstaaten Deutschlands und der übrige Norden sich seiner Alleinherrschaft nicht gebeugt. Denn der abermalige Umschwung ist nicht ausgeblieben und eine tiefere Betrachtung lehrt seine Notwendigkeit.

Die katholische Kirche gleicht einem Baumeister, der dem heiligen Talisman seines Volkes eine würdige Stätte, vor aller Unbill gesichert, errichten soll, daß an seinem Segen sich alle erquicken. Nun hat der Meister gebaut, höher und höher, aus dem Tempel wird eine Festung mit Wällen und Gräben, hinter Schloß und Riegel, unnahbar in festem Schrein geborgen, hütet er den Schatz. Sein Herz hat die Herrschsucht verblendet, von seiner Zwingburg bedrückt er weithin das Land, kein Freier wird eingelassen. Zu Ehren des Talismans müssen alle ihm opfern und dienstbar werden, von ihm den Segen erflehen und aus seinen Händen, was ihm gut dünkt, empfangen. Der Hort scheint vergessen, das Elend wird groß. Nur eine dunkle Kunde schleicht umher, daß es einst anders war und jeder frei zum Heiligtum wallte. Und die Sehnsucht wacht auf nach dem verlorenen Erbe, die ungestillte Gewissensnot pocht leise, dann immer lauter an die verschlossenen Thore, bis endlich in übermächtigem Drang die Wälle erstürmt, der Tyrann verjagt, dem Volke der Talisman zurückgegeben wird. Die Reformation ist gekommen.

Am eigenen inneren Zwiespalt krankt unheilbar der Katholizismus. Wie seine Kirche sich thatsächlich entwickelt hat, steht in unversöhnlichem Widerspruch zu dem, was sie nach ihrem besten Kern, nach den anerkannten Lehren ihres Gründers sein soll. Sie ist geworden eine weltliche Macht durch die Kraft des im Laufe der Jahrhunderte gepflegten und ausgebeuteten Glaubens, daß in ihr allein der christliche Gedanke sich darstelle. Darauf hat sie ihre Herrschaft über die Menschheit gegründet, die Gewissensfreiheit des Einzelnen vernichtet. Unausbleiblich muß immer aufs neue der christliche Gedanke seine Spitze gegen diesen Mißbrauch seiner selbst kehren. Denn wie jede Religion bedeutet auch die christliche nicht Verhälnis des Menschen zum Menschen, sondern zur Gottheit. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" sagt Christus. Wie will eine Kirche, die sich die seine nennt, in seinem Namen sich ein Weltreich gründen dürfen? Von der Knechtschaft der Sünde will Er nach den Worten der Bibel die Menschen zur Freiheit der Kinder Gottes erlösen, aber nur selbstgewählte Hingabe des Herzens nimmt er als Opfer an, nicht Werkdienst, von dem die Seele nichts weiß. Daß er für alle gestorben ist, nichts vermag es dem einzelnen zu helfen, der nicht durch Buße, Heiligung und Glauben sich die Gnade zu eigen gemacht hat. Wie will eine Kirche dies erzwingen? Wie dürfen ihre Diener zu vermeinen wagen, nur durch ihre Teilnahme könnten die tiefinnerlichen, höchst persönlichen und in diesem Sinne

incommensurabeln Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen geregelt oder auch nur vermittelt werden?

Dreimal hat Rom die Kulturwelt geeinigt: ein Reich, ein Recht, eine Kirche ihr gegeben. Es konnte keinen Bestand damit haben. Nie wird die römische Kirche die Menschheit dauernd umfassen, es sei denn, daß sie zu der evangelischen Wahrheit sich bekenne, daß die Seelen selig zu machen — nicht durch Zwang, sondern in der Gewissensfreiheit — ihr alleiniger Beruf. Dann aber, indem sie so zu begehren aufhört, die Menschen auf Erden in ihre Kreise zu bannen, hört sie auf, römisch-katholische Kirche zu sein: Die Reformation hat sich erfüllt.



Englische Stimmen über Deutschland.

Von

Rev. C. A. Schleicher.

(Schluß.)

Der folgende Auszug ist einem Briefe entnommen, den der bedeutende Humorist de Quincey (Verfasser der „Bekenntnisse eines Opiumessers“) von seinem Landhause an den schönen Ufern eines der nordenglischen Binnenseen an einen Freund in London schrieb.

„ . . . . Komm denn, mein lieber F. . . . , laß mich dein häßliches Gesicht hier an den Ufern des Sees erblicken, und ich werde auf deinen englischen Stamm soviel deutsche Kraft und Jugendfrische pfropfen, daß du in Zukunft die schönsten Früchte zeitigen sollst. Du weißt wohl, daß man bei uns in England den Goldapfel kaum noch antrifft. Und warum? Offenbar, weil man ihm kein fremdländisches und doch gleichartiges Gewächs hat einpfropfen können. So geht es auch mit der Litteratur eines jeden Landes: kreuzt man sie nicht mit einer anderen von verschiedenem Schlage, so geht sie leicht aus Altersschwäche ein. Daher kommt es, daß die französische Litteratur sich jetzt im letzten Stadium der Auszehrung und Geistes-Lähmung, ja im erbärmlichsten Zustande altweiberischen Stumpfsinns befindet. . . . Was sollen nun wir Engländer mit diesem abschreckenden Beispiele vor Augen thun? Nun, wir müssen fleißig diejenige Litteratur studieren, welche die größeste Jugendfrische besitzt. Und das ist doch unter den europäischen Litteraturen unbestritten die deutsche. Ich bestehe nicht so sehr auf der gegenwärtigen Vortrefflichkeit der deutschen Litteratur, obgleich auch diese bei weitem die beste in Europa ist; die Originalität und männliche Kraft, welche seit Kant Eigentümlichkeiten des deutschen Geistes gewesen sind, lassen mich noch weit mehr von der Zukunft erwarten. Vor 1789 waren gute Schriftsteller in Deutschland eine Seltenheit. Jetzt aber giebt es deren so viele, daß in einer kurzen Uebersicht jede individuelle Berücksichtigung unmöglich ist; man muß sich auf seine Lieblingsschriftsteller beschränken und die übrigen kategorienweise aufzählen. . . .

Aehnliche Urteile finden sich bei Sir Walter Scott, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Browning, Hemans, Hallam, Arnold, Thackeray, Lewes, Lyndhurst, Stanley, Kingsley, Buckle, Fronde, Seeley, Stubbs, Bulwer, Matthew Arnold und vielen anderen der ersten englischen Schriftsteller. Alle diese müssen sich durch zwei Citate, eines aus Bulwer und eines aus Matthew Arnold vertreten lassen. Das erste ist Bulwer Lyttons „Pilgern am Rhein“ entnommen.

„Hier am Rhein lernt man erst recht das eigentümliche Gepräge der deutschen Litteratur verstehen. Der Strom ist ein Abbild ihres Reichtums, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer romantischen Schönheit. Deutsche Landschaften sind die beste Anleitung zum Verständnis des deutschen Geistes. Die düstere Majestät des Harzes, die Burgruinen, welche über Weinberge und ein tiefes Thal auf den sagenumworbenen Rhein hinabschauen, die gewaltigen Ueberreste der Vorzeit, welche auf den Bergen und im Thale umhergestreut liegen, die unzähligen Erinnerungen tausendfacher Art, die den Boden weihen — der stolze Römer, der gewaltige Gothe, der geharnischte Ritter, die in feierliches Dämmerlicht gehüllte Welt des Ideals — alle haben sie hier ihr Gedächtnis und bleibende Gestalt. Durch diese Landschaften wandert nun der junge deutsche Student. Er weiß nichts von den luxuriösen Reisegewohnheiten des Engländers, sondern er schreitet daher, das Buch in der Hand, den Tornister auf dem Rücken. Von diesen Landschaften nimmt sein Geist alle jene Eindrücke auf, welche dann die Zeit allmählich zur Reife bringt und schöpferisch gestaltet. Daher kommt auch die blühende Mannigfaltigkeit der deutschen Muse — ihre Klassizität, ihre Romantik, ihr Zug zur Beschaulichkeit und Philosophie und zum märchenhaft Wunderbaren . . . . . Wie der Rhein dahinströmt, so flutet auch das Nationalgenie vorbei an Berg und Thal, an wildromantischer Einöde, an den plötzlich auftauchenden Türmen altertümlicher Städte, an zerfallenen Burgruinen, am stattlichen Kloster und an der niedrigen Hütte. Fürstliche Pracht und bürgerliche Einfachheit, Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Sage gehen so eins in das andere über, daß sie ein Ganzes zu bilden scheinen . . . . Doch jetzt hört das Ideale allmählich auf, Hauptmerkmal des deutschen Geistes zu sein. Der Geist der That und eines nüchternen Realismus fängt an, sich in der deutschen Litteratur geltend zu machen. Die geistige Umwälzung schreitet lawinenartig vorwärts und läßt stürmische Ereignisse ahnen: die geschichtlichen Erinnerungen, welche die Väter zur idealen Beschaulichkeit führten, werden die Söhne zur kühnen begeisterten That anspornen" (1840).

Das andere Citat ist aus dem Buche des bekannten Dichters und Kunstkritikers Matthew Arnold über „Keltische Litteratur".

„Diejenigen unter uns (und es giebt deren viele), welche dem deutschen Geiste und der deutschen Litteratur zu großem Danke verpflichtet sind, lieben es nicht zu hören, daß sie irgend welcher Eigenschaften entbehre; wir sind wie die Pensionsfräuleins, welche glauben, daß der Held ihres Romans nur ein halber Held sei, wenn er nicht alle Vollkommenheiten in sich vereinigt. Aber die Natur schafft weder große Männer noch große Völker nach den Vorstellungen des sentimentalen Pensionsfräuleins. Wir alle sind, was wir sind, der große Mann und die große Nation sind, was sie sind — durch unsere Beschränkungen nicht minder als durch unsere positiven Eigenschaften, sowohl dadurch, daß uns etwas mangelt, als dadurch, daß wir etwas besitzen. Es ist nicht immer ein Gewinn, diese oder jene Gabe zu haben, oder ein Verlust, dieser oder jener Gabe zu ermangeln. Die größte Litteratur unseres Zeitalters, die einzige Dichterschule vom ersten Range, welche die Neuzeit hervorgebracht hat, ist die d e u t s c h e (our great, our only first-rate body of contemporary poetry is the German). Die große Aufgabe der modernen Poesie, nämlich die sittliche Deutung des Menschen und der Welt von einem selbständigen Gesichtspunkte aus, ist seit der Zeit der Griechen nur in der deutschen Litteratur ihrer Lösung um ein Beträchtliches näher gerückt worden. Der kraftvolle Stil unseres Campbell, der mächtige Zauber unseres Keats und Wordsworth und die titanenhafte Persönlichkeit unseres Byron mögen dieser Poesie abgehen — aber was hat sie nicht Alles auch ohne diese Eigenschaften erzielt. Wie klein erscheinen doch neben ihr Campbell und sein kraftvoller Stil, Keats und Wordsworth mit ihrer bezaubernden Kindlichkeit, oder Byron mit seiner titanischen Persönlichkeit! In der That, die Solidität der deutschen Poesie, ihr niedriger Flug, ihre geduldige Naturtreue, die große Einfalt ihrer Sprache, wiewohl sie in einer Hinsicht als Mängel gelten könnten, sind ihr doch

in anderer Hinsicht wieder die besten Schutz- und Beförderungsmittel bei der Ausführung ihrer ernsten und unermeßlich großartigen Aufgabe gewesen."

Daß wir Deutschen in der Musik allen anderen Völkern der Jetztzeit weit voran sind, ist ein Satz, der sich wohl kaum bestreiten läßt und den die Engländer mit Worten sowohl als auch mit der That offen und rückhaltslos anerkennen — mit Worten, indem sie unser Vaterland in diesem Zusammenhange fast nie anders als das musikalische, das sang- und melodienreiche Deutschland (musical Germany, tuneful and melodious Germany), das Land der Sänger und Komponisten (the land of singers and composers) oder das melodische Deutschland (sweet-voiced germany) nennen — mit der That, indem sie bei ihren Opern und Konzerten fast ausschließlich deutsche Kräfte verwenden. Die Leistungen unserer bedeutenden Bildhauer sind nur einer sehr kleinen Anzahl urteilsfähiger Engländer bekannt; und in der Malerei thun sie sich auf ihre eigenen Leistungen zu viel zu Gute, um uns auf diesem Gebiete den Siegespreis ohne weiteres zuzuerkennen. Die „Philister" meinen, daß es unseren Landsleuten in den bildenden Künsten an Geschmack mangele. Gegen dieses oberflächliche Urteil verwahrt sich aber die „Edinburgh Review" im Namen aller Gebildeten mit den Worten:

Unsere Kunstkritiker wollen die Deutschen im Alphabet des Geschmackes unterweisen, und unterdes sind die Deutschen schon mit der höheren Grammatik desselben beschäftigt. Dieselben sind in der Kunstkritik durchaus nicht hinter anderen Völkern zurück, sondern sie sind ihnen entschieden um ein ganz beträchtliches Stück voraus. Wir buchstabieren immer noch an den mechanischen Elementen der Kunst herum. Aber bei den Deutschen hat die Kunstkritik schon längst eine höhere Laufbahn beschritten; dort hat sie ein tieferes Prinzip und ein höheres Ziel: sie beschäftigt sich nicht mit dem äußeren Gewande, sondern mit dem inneren Wesen der Kunst."

Auch spricht Charles Kingsley (Life and Letters II. 92) die Gefühle einer großen Anzahl seiner Landsleute aus, wenn er sagt:

„Der vollendete Künstler muß die griechische Reinheit und Genauigkeit der Form mit deutscher Kühnheit der Phantasie verbinden. Die griechische Kunst und die deutsche Kunst während des 15. und 16. Jahrhunderts sind die einzigen zwei Grundschulen der Welt; und ich kenne keine so vollkommene Verbindung der beiden wie bei Kaulbach. Seine Illustrationen zu Reinecke Fuchs sind nach meiner Ansicht die besten Desseins, die ich je gesehen habe. Jeder Maler, der auf diesem Gebiete für die Nachwelt etwas schaffen will, muß sie studieren, nachahmen und womöglich übertreffen."

Wenn nun zwar über die Stellung des modernen Deutschlands im Bezug auf die bildenden Künste bei den Engländern verschiedene Meinungen herrschen, so wird uns dagegen in den Wissenschaften mit der größten Einstimmigkeit der Preis zugesprochen. Bei uns konzentriert sich (nach John Sterling) der größte Teil des ernsten Forschens und der freien Wissenschaft, welche es in der Welt giebt. Nach George Eliot benutzt jeder Engländer, der irgend einen Gegenstand von Grund aus studieren will, fast ausschließlich deutsche Bücher, und jedes gute wissenschaftliche Werk, welches in England herauskommt, reproduziert die Resultate deutscher Forschungen. Professor Stubbs sagt seinen Oxforder Studenten, daß heutzutage das Hauptrüstzeug für einen angehenden Gelehrten in einer gründlichen Kenntnis der deutschen Sprache bestehe, da er ohne eine solche von der Quelle alles wissenschaftlichen Fortschrittes abgeschnitten sei. Professor Seeley läßt dieselbe Mahnung an die Studenten von Cambridge ergehen: „Denn," sagt er, „der Gelehrte muß zu den besten Werken, die sich auf sein Fach beziehen, Zugang haben — und die besten Werke sind gewöhnlich in deutscher Sprache geschrieben (as a rule, good books are in German). „In der Geschichtsforschung," so sagt ein anderer, „sind die Deutschen weit voran, und den anderen Völkern schon außer Sicht" (as historians, the Germans are easily first; the rest are nowhere). „Die Deutschen allein," heißt es wieder in der „Edinburgh Review" (1862) „besitzen in außerordentlichem Grade jene Gründlichkeit und ins Kleinste gehende Genauigkeit, jenen eisernen Fleiß,

jene universelle Kenntnis und jenen großen Blick, welche den wissenschaftlichen Gelehrten ausmachen."

Aber einen fast noch imposanteren Eindruck als die Gelehrsamkeit unserer Gelehrten macht auf den Engländer die allgemeine Bildung aller Schichten unseres Volkes. Ein kürzlich verstorbener hochgebildeter Brite erzählte oft, wie während des französischen Krieges der erste deutsche gemeine Soldat, den er angeredet, ihm auf französisch und gleich darauf auf englisch geantwortet habe; und er konnte nie Worte genug finden, um sein Erstaunen und seine Bewunderung auszudrücken. Etwas ähnliches passierte dem schon mehrfach erwähnten Charles Kingsley. Während einer Fußreise am Rhein kehrte er in einer Dorfschenke ein und wurde zu seinem sprachlosen Erstaunen von dem Wirte in ein Gespräch über die Kunst gezogen. „Dieser Schenkwirt," schreibt Kingsley, sprach über Kaulbachs Glasmalereien im Kölner Dome und sagte im Bezug darauf wörtlich folgendes: „Man sagt, daß die Kunst im Verfall begriffen sei, aber nach meiner Meinung erweitert und vertieft sie sich von Tag zu Tage" (!!!) Dieses Deutschland ist doch wahrhaftig ein wunderbares Land (really this Germany is a wonderful country), obgleich seine Bewohner nicht zur Kirche von England gehören, und kindlichere, intelligentere, edlere, freundlichere Menschen, wie man sie hier trifft, kann man sich gar nicht wünschen."

Mit diesem Ausspruche Kingsleys stimmt auch das, was ein Mitarbeiter der „Saturday Review" (1878) über den Eindruck schreibt, den er von den deutschen Touristen in der Schweiz und anderswo empfangen.

„Wir geben gerne zu, daß unter den deutschen Touristen, mit denen wir Engländer in der Schweiz zusammenkommen, ganz entzückende Reisegefährten zu finden sind. Sie sind meistens höflich, liebenswürdig und wahrhaft rücksichtsvoll. In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich sehr zu ihren Gunsten von unseren reisenden Landsleuten, die zwar voller Neugier über andere sind, aber trotzdem vorgeben, nur für ihre eigenen allwichtigen Angelegenheiten Sinn zu haben und gegen Fremde eine verächtliche Gleichgültigkeit zur Schau tragen, welche sich höchst lächerlich ausnimmt. Der gebildete Deutsche dagegen weiß alles Nötige über seine Reiseroute und besitzt dabei auch jenes freundlich entgegenkommende Wohlwollen gegen Fremde, welches jeden zufälligen Gefährten zu einem angenehmen Reisegesellschafter macht. Wenn du seiner Sprache unkundig bist, so ist er nur zu gerne bereit, sich der deinigen zu bedienen. Bietet sich die Gelegenheit dazu, so unterhält er dich mit den mannigfaltigen Schätzen seines reichen Wissens und Denkens. Er entwickelt jene genaue Kenntnis der Geographie, der Geschichte und der sozialen Zustände des Landes, in welchem du reisest, welche seinem Volke in ihrem letzten Kampfe gegen Frankreich so sehr zu statten kam. Du mußt selbst außerordentlich wohl unterrichtet sein, wenn die Berührung mit seinem feingebildeten Geiste deinen Ideenkreis nicht bedeutend erweitert. Jedenfalls wirst du den Genuß haben, die Ansichten eines intelligenten Ausländers über unsere innere Politik zu hören — und du hörst wohl auch eine verständnisvolle Kritik unserer sozialen und litterarischen Zustände. Kurz, wir kennen keinen nützlicheren oder angenehmeren Reisegefährten, als einen gebildeten Deutschen. Wir haben sie erprobt als Wanderkameraden bei einer Fußreise durch die entlegensten Gegenden von Tyrol und können wohl sagen, daß trotz einiger unerheblicher Schwierigkeiten, welche sich dann und wann in folge der Bedeutungsverschiedenheit der Wörter „Frühstück" und „breakfast" erhoben, wir an ihnen ausgezeichnete Gesellschafter gefunden haben. Sie entwickeln unter diesen Umständen ein erstaunliches praktisches Talent, und ihre Gemütstiefe, ihr bewegliches Temperament und ihr Hang zur Schwärmerei, der fast immer von einem klaren Verstande und feinen Takte in Zaum gehalten wird, macht ihre Gesellschaft nur um so interessanter. Wir können uns gar nichts besseres für die beiden Völker denken, als eine recht weite Ausdehnung dieses freundschaftlichen Verkehrs inmitten der ungezwungenen Umgangsfreiheit, welche unter Reisenden herrscht."

Uebrigens gilt der allgemeine Satz, daß wir anderen Nationen in der Volksbildung weit voraus sind, in England für so selbstverständlich, daß er jetzt bei den meisten Besprechungen deutscher Verhältnisse als bekannt vorausgesetzt und deshalb nicht noch besonders ausgesprochen wird. In manchen anderen Fragen, die sich auf die Stellung Deutschlands in Europa beziehen, herrscht bei den Engländern große Meinungsverschiedenheit. Aber wo es sich um die Ueberlegenheit deutscher Bildung handelt, stimmt alles ein in den Ausspruch Carlyles: „Wenn wir (Engländer) in der Volkserziehung hinter ganz Europa zurück sind, so läßt es sich noch mit viel größerem Rechte behaupten, daß die Deutschen auf diesem Gebiete dem übrigen Europa weit voraus sind (If we are the worst educated nation in Europe, they are much more unquestionably the best)."

Natürlich bezieht sich dieser Beifall nicht nur auf die Erziehungsresultate, sondern auch auf die Erziehungs**methode**. Denn die früher allgemein verbreitete Ansicht, daß den Deutschen als Wirkungssphäre das Reich der Lüfte zugehöre, daß sie aber zu den praktischen Aufgaben des Erdenlebens keine Veranlagung hätten, ist allmählich einer den Thatsachen etwas genauer entsprechenden Anschauung gewichen. Nicht nur im Denken, Dichten und künstlerischen Schaffen heißen die Deutschen jetzt die Lehrer Europas, sondern auch auf mehreren großen praktischen Gebieten. Man sagt, daß es kein aufrichtigeres Kompliment gebe, als die Nachahmung; und dies Kompliment wird uns fortwährend auf dem Gebiete des Volksschulwesens, der höheren und technischen Erziehung, des Militärwesens und neuerdings sogar auf dem Gebiete des — Handels gemacht. Die **Idee** des allgemeinen Schulzwanges und die praktische Ausführung dieser Idee ist zum großen Teil unverändert aus Deutschland herübergenommen worden; und wo eine bedeutendere Abweichung stattgefunden, murren jetzt schon viele, daß man sich nicht mit größerer Treue dem deutschen Muster angeschlossen hat. Die Konservatorien, die Zeichenschulen und die technischen Institute sind genau den unsrigen nachgebildet. Sogar das englische Universitätssystem hat man durch eine den deutschen Universitäten entnommene Einrichtung zu beleben versucht. An den beiden großen Hochschulen Englands wurden vor nicht gar langer Zeit eine ganze Reihe neuer Professuren errichtet. Leider hat man es aber versäumt, zu gleicher Zeit auch die deutsche Denk-, Lehr- und Lernfreiheit einzuführen. Infolgedessen ist es den neuen Professoren auch nicht gelungen, das geistige Leben von Oxford und Cambridge aufzufrischen; sie sind vielmehr selbst von der allgemeinen Schläfrigkeit angesteckt worden und der Einzige von ihnen, der sich einen Weltruf errungen, ist der Deutsche **Max Müller**. Es kann aber doch keinen deutlicheren Beweis britischer Bewunderung für das deutsche Universitätssystem geben, als eben diesen verunglückten Versuch, es an der Isis und der Cam, wo es ja durchaus nicht hinpaßt, wenigstens teilweise zu akklimatisieren. Uebrigens hätte sich das Ergebnis wohl auch ganz anders gestellt, wenn man es nicht versucht hätte, einen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu flicken, sondern unser ganzes akademisches System in seinen Hauptzügen den englischen Verhältnissen angepaßt hätte. Deshalb streben jetzt eine große Anzahl gerade der hervorragendsten Engländer auf eine gänzliche Umbildung der Hochschulen von Oxford und Cambridge im deutschen Sinne hinaus. Diese akademische Reformpartei weist mit Recht auf die Thatsache hin, daß die englischen Universitäten den Anforderungen der Zeit schon lange nicht mehr genügen, und daß die wirklichen Studenten, d. h. diejenigen, denen am Studium wirklich gelegen ist, sich in Leipzig und Berlin die geistige Nahrung holen müssen, welche ihnen die stolzen Kollegien der Heimat nicht länger zu bieten vermögen.

„An den verschiedenen Universitäten Deutschlands", so heißt es in einem auf diesen Gegenstand bezüglichen Artikel in „Fraser's Magazin" (1881), „findet man ganze Scharen englischer und schottischer Baccalaureen und Magister, welche dort ihre Studien fortsetzen von dem Punkte an, wo unsere eigenen Universitäten sie im Stich gelassen haben. Daß aber auch nur ein Deutscher, nachdem er in seiner Heimat das Doktor-

examen bestanden, nach Oxford oder Cambridge gekommen wäre, um dort seine Erziehung zu vollenden, ließe sich wohl kaum nachweisen. Hätten unsere Hochschulen den Fremden etwas zu bieten, so würden doch die Amerikaner wenigstens zu uns kommen. Aber gerade die Amerikaner sind unter den Ausländern, welche deutsche Vorlesungen hören, am zahlreichsten vertreten. Für jeden Amerikaner, den das Streben nach höherer akademischer Ausbildung zu uns führt, gehen vielleicht dreihundert nach Deutschland. Es ist eine Thatsache, daß die strebsameren Studenten Amerikas ihre Erziehung erst dann als vollendet ansehen, wenn sie ein oder zwei Jahre an einer deutschen Universität zugebracht haben. . . . ."

Besonders wird darauf gedrungen, daß man sich in der Philologie und namentlich auch in der Theologie mehr nach dem deutschen System richte. „Unsere Theologie, betrachtet als wissenschaftliche Theologie" — so klagt die „Academy" (1885) — steht auf einem sehr niedrigen Standpunkte. Könnten doch wenigstens die hoffnungsvollsten unserer jungen Theologen nach dem Abschlusse ihres Oxforder Lernkursus noch einige Jahre an einer der größeren deutschen Universitäten ihr Fachstudium fortsetzen, welch' unermeßlicher Gewinn würde unserer Theologie daraus erwachsen!"

Diese ungeheure und allgemein anerkannte praktische Ueberlegenheit der deutschen Universitäten sucht Matthew Arnold, der in England wegen seiner eingehenden Kenntnis deutscher Schulverhältnisse als die höchste Autorität in Schulsachen gilt — in seinem Buche über „Deutsche Schulen und Universitäten" (1874) durch die größere Wissenschaftlichkeit der deutschen Lehrmethode zu erklären. Am Schlusse des Buches faßt er seine Ergebnisse in den folgenden Worten kurz zusammen:

„Hiermit muß ich meine in den knappsten Umrissen gezeichnete Beschreibung des deutschen Universitätssystems abschließen. Lehrfreiheit, Lernfreiheit und Wissenschaftlichkeit — ein systematisches Streben nach der Erkenntnis um der Erkenntnis selbst willen (knowledge systematically pursued and prized in and for itself) — sind die drei Grundgedanken jenes Systems. Den Franzosen mit ihren Ministerialprogrammen für die höhere Erziehung und den ministeriellen Erlaubnisscheinen, welche jeder braucht, der bei ihnen eine Reihe öffentlicher Vorlesungen halten will, fällt besonders die Freiheit der deutschen Universitäten auf; und in dieser Beziehung hat Frankreich noch viel von Deutschland zu lernen. Uns sind ministerielle Programme und Autorisationen unbekannt; und wenn unser akademisches System an der Routine leidet, so ist es unser Mangel an Wissenschaftlichkeit und nicht unser Mangel an Freiheit, welcher an dieser Routine Schuld trägt. Wir haben es sehr not, Wissenschaftlichkeit von den deutschen Universitäten zu lernen. Die französische Universität hat keine Freiheit; die englischen Universitäten haben keine Wissenschaftlichkeit: die deutschen Universitäten aber haben beides."

Auch auf militärischem Gebiete ist das praktischste Volk der Welt es zufrieden, den Deutschen als Schüler zu Füßen zu sitzen. Denn seit 1870 denken nicht nur die Franzosen, sondern auch die Engländer, daß sie erst dann vollkommen sein können, wenn sie ihre Armee möglichst nach dem deutschem Muster gestaltet haben. Leider ist aber die Nachahmung meistens eine ganz äußerliche: den Geist, der die deutschen Einrichtungen beseelt und ihnen erst das rechte Leben giebt, wird nicht mit hinübergenommen. Nichtsdestoweniger zeigt sich gerade in dieser sklavischen Nachahmung die grenzenlose Bewunderung, welche unser Heerwesen den Engländern einflößt. Würden sie denn sonst im blinden Glauben, daß alles, was deutsch ist, auch überall gut sein muß, die Einrichtungen einer durch allgemeine Wehrpflicht rekrutierten Armee ohne weiteres auf ihr Söldnerheer übertragen? Die Folge dieser Handlungsweise ist, daß die englische Heeresleitung der deutschen von Zeit zu Zeit mit Reformen, welche oft für England gar nicht passen, nachhinkt, und daß im Kriegsfalle alles sich in einer noch größeren Konfusion befindet, als früher. Den Bemühungen des Generals Wolseley ist es übrigens in letzter Zeit doch gelungen, das deutsche Mobilmachungssystem in einer den englischen Verhältnissen vortrefflich angepaßten Form einzuführen, sodaß bei einer Kriegserklärung England jetzt

schneller als früher sich in Bereitschaft setzen könnte. Aber trotz aller den Deutschen abgelauschten Reformen wissen einsichtsvolle englische Offiziere nur zu gut, daß zwischen der deutschen und der englischen Armee immer noch ein gewaltiger Unterschied besteht; und besonders beneiden sie uns um „jenen Geist der prompten praktischen Pflichterfüllung, welcher mehr noch als das Genie der Feldherren die Größe und Stärke des deutschen Heeres ausmacht." Diesem „Geiste der praktischen Tüchtigkeit und peinlichen Pflichttreue, der von Moltke bis herab zum Unteroffizier und gemeinen Soldaten die ganze deutsche Armee beseelt," schreibt ein Mitarbeiter der „Nineteenth Century" die unbestreitbare Ueberlegenheit der Deutschen über jede andere europäische Armee zu:

„Woher kommt es denn," fragt er, „daß die englische Armee im Krimkriege ein so miserables Fiasko machte, während der preußische Feldzug von anno 1866 von so glänzendem Erfolge gekrönt war? Woher kommt es, daß britische Truppen in Südafrika regimentweise von nackten Wilden hingeschlachtet wurden, während die Heerscharen Deutschlands gleich einer Sturmflut unaufhaltsam durch Frankreich vordrangen und Paris, „den Mittelpunkt der europäischen Kultur" mit einem Gürtel von Eisen und Feuer umringten? Woher kommt es, daß zur heutigen Stunde, während im britischen Heere überall Ungewißheit, Unschlüssigkeit und Verwirrung herrscht, und nichts von Dauer zu sein scheint, als die Veränderlichkeit selbst, in der deutschen Armee organisatorischer Fortschritt und militärische Verbesserungen mit mathematischer Sicherheit und mechanischer Präzision vor sich gehen? Es ist der Geist der prompten Diensttreue und vollständiger Hingebung an eine große Aufgabe, welcher das deutsche Heer zum Ideal militärischer Vortrefflichkeit herangebildet hat. . . . . Möchte doch auch unter uns ein Scharnhorst oder Roon erscheinen, um den dürren Gebeinen unserer Heeresorganisation frisches Leben einzuhauchen! . . . ."

Sonst hört und sieht man wohl auch die Ansicht ausgesprochen, daß die praktischen Erfolge der Deutschen gerade auf die Ueberlegenheit ihrer wissenschaftlichen Bildung zurückzuführen seien, wie ja überhaupt nur der im Praktischen wahrhaft und dauernd groß sein könne, dessen Handeln auf der sicheren Grundlage klarer theoretischer Erkenntnis beruhe. Die Engländer seien wohl praktisch, soweit ihr Wissen reiche; aber ihre Praxis sei zu sehr auf der bloßen Erfahrung und zu wenig auf unfehlbaren wissenschaftlichen Prinzipien begründet. Zwischen der wissenschaftlichen und praktischen Größe Deutschlands existiere daher nur ein scheinbarer Widerspruch; vielmehr habe dieselbe Gründlichkeit — derselbe Drang, einer Sache wirklich auf den **Grund** zu gehen — welcher die deutschen Denker auf den Lehrstuhl Europas erhoben habe, auch den deutschen Männern der That zu ihren Erfolgen verholfen — und die militärische Größe Deutschlands fließe aus derselben Quelle, wie seine wissenschaftliche Größe.

Aber wie man sich auch die Vortrefflichkeit des deutschen Heerwesens erklärt, die Thatsache selbst wird in englischen militärischen Kreisen unverhohlen zugegeben. Die bedeutendsten militärischen Fachzeitungen Englands, die „United Service Magazine" und die „United Service Gazette" berufen sich fortwährend auf „die Deutschen, welche in militärischen Angelegenheiten einen tieferen und weiteren Blick besitzen, als alle anderen Völker" (the Germans who in all matters military see far ahead of other nations).

Denn „der beispiellose Erfolg, dessen das deutsche Heeressystem sich zu erfreuen gehabt hat, hat die deutsche Armee zum Muster für die Nachahmung von ganz Europa hingestellt. Die Demütigung Frankreichs wäre eine Lektion für unseren ganzen Erdteil." Kurz, „es wird in England, wie auf dem Kontinent allgemein zugegeben, daß die deutsche Armee durch ihre treffliche Organisation und allgemeine Tüchtigkeit den Landtruppen jeder anderen europäischen Großmacht durchaus überlegen sei."

Daß der praktischen Tüchtigkeit unseres Schul- und Heerwesens von den praktischen Engländern solch aufrichtiges und ungeteiltes Lob gespendet wird, dürfte jedoch den

Leser nicht so sehr überraschen, als die weitere Thatsache, daß neuerdings auch unsere kaufmännische Tüchtigkeit von dem ersten Handelsvolke der Welt anerkannt und mit nicht gerade sehr freudigem Beifall bedacht wird. Am 7. Mai 1885 erschien in der „Daily News“ — demjenigen von allen Londoner Zeitungen, welches den Deutschen am wenigsten gewogen und dem Prinzip des Freihandels am unerschütterlichsten zugethan ist — ein längerer Artikel über die deutsche Industrie, welcher den beifälligen Ton anderer Organe in etwas gedämpften Lauten wiedergiebt. Da heißt es:

„Bei weitem den wichtigsten Abschnitt des zweiten Berichtes der königlichen Handelskommission liefern die Mitteilungen über Deutschlands Fortschritte auf diesem Gebiete. Da wird berichtet, daß „von einer Depression des Handels und der Industrie in Deutschland nicht wohl die Rede sein kann,“ daß es aber nur durch strengste Sparsamkeit und genaue Befolgung gründlicher und vernunftgemäßer Geschäftsprinzipien gelungen sei, die Krise zu überstehen. Will man verstehen, warum die Deutschen nicht in gleichem Maße wie wir unter der nun seit Jahren andauernden Handelskrise gelitten haben, so hat man die Erklärung in diesen Worten zu suchen. . . . . Man hat den Grund in der Bismarckschen Schutzzollpolitik zu finden gemeint. Aber auch Schutzzöllner können wohl kaum behaupten, daß es in der Macht irgendwelcher Zollpolitik liege, eine große nationale Industrie zu schaffen; die Hauptsache bleibt doch immer technische Tüchtigkeit und eiserner Fleiß. . . . Vor nicht langer Zeit wurde hier ein langer amtlicher Bericht über den Handel Deutschlands von der Feder des Mr. Strachey veröffentlicht und erregte allgemeines Aufsehen. Besonders nehmen ihn Schutzzöllner als einen Beweis für die Vorteile ihrer Lieblingstheorie in Anspruch. Es ist eben schlimm, daß man heutzutage keine industrielle Frage ohne vorurteilsvolle Beziehung auf die beiden großen nationalökonomischen Systeme zu erörtern vermag. Während der kurzen Zeit, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit den großen industriellen Fortschritten Deutschlands zugewandt hat, ist dieser Gegenstand fast ausschließlich auf Grund freihändlerischer oder schutzzöllnerischer Theorien zur Sprache gebracht worden. Erst ganz kürzlich ist unseren Kaufleuten ein Licht darüber aufgegangen, daß die Hauptursache dieser ungewöhnlichen Fortschritte der deutschen Industrie in der Energie, der praktischen Tüchtigkeit und der haushälterischen Sparsamkeit des deutschen Volkes zu suchen sei. . . . . Wer zum Beispiel die Geschichte der deutschen Eisenindustrie während der letzten vierzig Jahre betrachtet, wird finden, daß sie unter den verschiedensten Zollsystemen sich stetig gehoben hat. Die Schwankungen der Zollpolitik bilden nur die äußere Geschichte des Handels, wie die Regierungsperioden der Könige die konventionelle Geschichte der Völker ausmachen — und dies gilt besonders von der neueren deutschen Industrie. Unter den mannigfaltigsten äußeren volkswirtschaftlichen Systemen haben die deutschen Industrieprodukte in einer von dem Schutze und der Unterstützung des Staates fast ganz unabhängigen Weise sich durch stetige Vervollkommnung fortwährend neue Absatzgebiete gewonnen. . . . Auch in neuester Zeit würden die Schutzzölle, die Verstaatlichung der Eisenbahnen und die dadurch herbeigeführte Ermäßigung und Ausgleichung des Frachttarifs, die Ausgrabung neuer Kanäle, die Kolonialbewegung und die an neue Dampferlinien gezahlten Subsidiengelder dem deutschen Handel wenig nützen, wenn nicht die deutschen Industriellen der deutschen Regierung auf mehr als halbem Wege entgegenkämen. Sogar die eifrigsten Verfechter des Schutzzolls geben zu, daß die Staatshülfe nur darum dem deutschen Handel soviel Segen gebracht hat, weil sie durch den Unternehmungsgeist, die Energie und kaufmännische Tüchtigkeit des deutschen Volkes aufs äußerste ausgenützt wird.

Auf finanziellem Gebiete ist Deutschland während der letzten fünf Jahre mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts geschritten. Dauernder Friede, eine gute Regierung, eine solide Währung und ausgedehntere Handelsverbindungen mit dem Auslande haben Berlin und Frankfurt zu internationalen Finanzmittelpunkten gemacht. Besonders ist Berlin

die große Zwischenstation zwischen Rußland und dem westlichen Europa. Die russischen Anleihen des letzten Jahrzehnts sind fast ausschließlich durch Berliner Firmen vermittelt worden. Auch mit Italien ist Deutschland jetzt durch den St. Gotthardtstunnel in engere Beziehungen getreten. Oesterreichische und ungarische Sekuritäten haben auf den deutschen Geldmärkten festen Fuß gefaßt; ja zuweilen sieht man dort sogar amerikanische Papiere. Nicht durch Zufall, sondern durch den Erfolg der militärischen, politischen und industriellen Bestrebungen Deutschlands ist Berlin ein internationaler Finanzmittelpunkt geworden; und an diesen erfolgreichen Bestrebungen hat sich nicht nur die deutsche Regierung, sondern auch das deutsche Volk beteiligt. Politische Erfolge haben in Deutschland, wie einst in England, dem Handel einen mächtigen Anstoß gegeben; und die Blüte des Handels wieder hat Mittelpunkte des Kapitals und der Finanz geschaffen. Eifrige Schutzzöllner schreiben natürlich die große industrielle Entwickelung Deutschlands der Wirkung ihres Lieblingsheilmittels zu. Die Vertreter des Doppelwährungssystems (bimetalism), welche die meisten Uebel unter der Sonne der Goldwährung (monometalism) zuschreiben, möchten den Grund dafür gerne in der deutschen Doppelwährung finden. Den wahren Grund jedoch hat man in keinem „—ismus," keinem besonderen System zu suchen, sondern nur in jenem Zusammenwirken von technischer Bildung, praktischer Tüchtigkeit und thatkräftiger Energie, welches nicht das Monopol eines einzigen Volkes bilden sollte (There is no „ism" in the matter however; only the cooperation of training, energy, and skill which ought to be the monopoly of no single nation)."

Ich habe bisher versucht, durch möglichst kurze Citate die englischen Schriftsteller und Organe, welche die große Mehrzahl der Gebildeten des Landes vertreten, ihre Anschauungen und Urteile über den Nationalcharakter, die Litteratur, Philosophie, Kunst und Wissenschaft, über das Schul- und Heerwesen und die praktischen Leistungen Deutschlands überhaupt, soweit es ging, in ihren eigenen Worten aussprechen zu lassen und jeder wird zugeben, daß diese Urteile nicht nur von unserer eigenen Tüchtigkeit, sondern auch von der Großmut der englischen Preisrichter beredtes Zeugnis ablegen. Ist es doch außerordentlich schwer für ein Volk, oder auch nur für die Gebildeten eines Volkes, einem anderen strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, besonders wo das den fremden Leistungen gespendete Lob eine Herabsetzung der eigenen Leistungen bedeutet; und gerade dies haben diejenigen Engländer, welche eine höhere Bildung von der natürlichen Beschränktheit eines abgeschlossenen Inselvolkes freigemacht hat, uns Deutschen gegenüber gethan und thun es noch. Ja, vielleicht werden wir gestehen müssen, daß manche von ihnen in ihrem Urteil über uns mehr als gerecht sind. Dieser mit voller Hand gespendete Beifall ist leicht erklärlich durch die innige Geistesverwandtschaft, welche diejenigen Engländer, die uns wirklich kennen, unsere Eigenart aus vollstem Herzen würdigen lehrt. Alle tief und gemütvoll angelegten Engländer fühlen sich in Deutschland heimisch; die freundliche Einfachheit, das wohlwollende, warme Entgegenkommen, die wohlthuende Gemütstiefe unseres Volkes thut es ihnen an; und sie bewahren sich durch ihr ganzes Leben eine begeisterte Vorliebe für deutsche Art.

„In ganz Europa" — so heißt es in der „Saturday Review" — „giebt es kein Land, wo man einen so angenehmen, Leib und Seele erfrischenden Sommeraufenthalt haben kann, als „das Vaterland" (the Fatherland — so heißt Deutschland bei unseren englischen Freunden). Man findet dort die allergrößte landschaftliche Mannigfaltigkeit, welche zwischen abschreckender Wildheit und flacher Eintönigkeit einen lieblichen Mittelweg einschlägt. Man kehrt in entzückenden ländlichen Gasthäusern ein, wo man sogleich mit warmer Herzlichkeit wie ein längst erwarteter Freund aufgenommen wird. Macht man Ausflüge, so sieht man überall freundliche Gesichter und erhält den Eindruck, daß man sich unter einem warmherzigen und liebenswürdigen Volke bewegt. . . . So oft wir über die deutsche Grenze fahren, haben wir das wohlthuende Gefühl, das wir in einem

freundlichen Lande und bei einem freundlichen Volke Einkehr halten (Somehow, when we cross the German frontier, we always feel ourselves among a friendly people, as in a scenery that is most impressively 'freundlich')."

Kurz, wir Deutsche haben viel mehr warme Freunde und Bewunderer in England, als wir glauben. Dies zeigte sich besonders während unseres letzten Krieges mit Frankreich. Die englische **Politik** ließ allerdings damals viel zu wünschen übrig — denn Gladstone war am Steuer. Aber es gab doch in England eine große Minorität — die Aristokratie des Geistes und des Herzens — welche über Gladstones Politik ebenso tief entrüstet war, als wir Deutschen selber. Die Stellung dieser Minorität zum deutsch-französischen Kriege sprach der edle Charles Kingsley zur Zeit in einem längeren Briefe an einen Freund aus:

„. . . Und nun noch einige Worte über diesen furchtbaren Krieg. Ich muß gestehen, daß, wenn ich ein Deutscher wäre, ich es für meine Pflicht gegen das Vaterland halten würde, meinen letzten Sohn, meinen letzten Pfennig dahin zu geben, ja selbst in den Krieg zu ziehen, damit das, was gethan werden muß, so gethan werde, daß man es nicht noch ein zweites Mal zu thun braucht. Ich hoffe, es würde mir gelingen, jeden Rachegedanken aus meinem Herzen zu verbannen und alles das zu vergessen, was Deutschland während der letzten zwei Jahrhunderte von jener eitlen, gierigen, streitsüchtigen Nation zu leiden gehabt hat, ja das, was seine Frauen sowohl wie seine Männer unter Napoleon erduldet haben — obgleich die Deutschen dies begreiflicherweise nicht vergessen haben. Aber jeder Deutsche hat ein Recht zu sagen: „Das Eigentum, das Leben und die Freiheit sind während der letzten zwei Jahrhunderte in Deutschland unsicher gewesen, weil es uneins war. Diese Zersplitterung haben zuerst die französischen Könige, sodann nach der Revolution das französische Volk unheilbar zu machen gesucht. Jetzt aber wollen wir dieser Einmischung Frankreichs in Deutschland ein für alle Mal ein Ende machen. Es soll für die Franzosen (wie Alfred de Musset in seinem brutalen Liede von den Deutschen sagt) ein Verbrechen sein, auch nur den Rhein zu erwähnen. Was den jetzigen Krieg betrifft, so war er früher oder später unvermeidlich. Die Franzosen wollten ihn. Sie wollten Revanche für 1813—15, und vergaßen dabei, daß Deutschland damals — und zwar auf höchst milde Weise — das Jahr 1807 an ihnen rächte. Wie oft habe ich Bunsen mit Thränen im Auge sagen hören, daß dieser Krieg kommen müsse — und daß sein einziges Gebet sei, daß er nicht kommen möchte, bis Deutschland bereit sei. Er ist gekommen und Deutschland ist bereit — und wollte zu Gott, daß der alte Mann noch lebte, um zu sehen, wie „die Schlacht von Harmageddon" nicht, wie er befürchtete, auf deutschem, sondern auf französischem Boden ausgefochten wird. Er mußte kommen. Die Deutschen durften ihn nicht erklären; aber als ihn die Franzosen erklärten, wären sie auf immer Neidinge gewesen, wenn sie die Herausforderung nicht angenommen hätten. Wenn einer jahrelang fortwährend die Faust vor deinem Gesichte ballt und dir sagt, daß du zu feige bist, dich mit ihm zu schlagen, und daß er dich eines Tages tüchtig durchprügeln wird — so wirst du weise daran thun, wie die Deutschen, zu schweigen, bis er dich wirklich schlägt, aber auch, wie Deutschland, auf das was kommen muß, vorbereitet zu sein. Wenn Deutschlands Kriegsbereitschaft als eine Art Verbrechen und ein Beweis, daß es einen Angriff auf Frankreich beabsichtigte, angesehen wird, so beweist diese Ansicht nichts, als jene grobe Unwissenheit der Geschichte, welche bei gewöhnlichen Engländern nur zu allgemein ist. . . . Die Franzosen hatten den Deutschen deutlich zu verstehen gegeben, daß sie diesen Schlag im Schilde führten. Ihn nicht zu erwidern, wäre wohl „christlich" für ein beleidigtes Individuum gewesen — aber höchst unchristlich, ehrlos und selbstsüchtig, wo die Ehre und die Freiheit deutscher Frauen, deutscher Kinder und kommender Geschlechter auf dem Spiele stehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Franzosen durch diesen Krieg Deutschland wieder zu zersplittern und sich dienstbar zu machen gedachten. Also durften die Deutschen, die das

wußten — und alle Deutschen wußten es — nicht an den Spruch denken, der die Privatrache verbietet, sondern an den Spruch: „Die das Schwert ergreifen, sollen durch das Schwert umkommen;" nicht an die leiblichen Leiden und Verheerungen des Krieges, sondern an die Worte: „Fürchtet nicht den, der nur den Leib töten kann, und dessen Macht damit zu Ende ist — sondern fürchtet den Teufel der Selbstsucht, der Faulheit, der sklavischen Anarchie, der Leib und Seele in der Hölle sittlicher und politischer Verkommenheit zu töten vermag." Wenn wiederum gewisse kindische Arbeiterführer, in deren Köpfen noch die alte abgedroschene Ansicht, daß nur Könige Kriege führen, herumgespukt — behaupten, das dies ein „dynastischer Krieg" sei, so ist das ganz unwahr. Auf deutscher Seite ist es kein dynastischer Krieg. Es ist die Erhebung eines ganzen Volkes vom Höchsten bis zum Niedrigsten, welches ein Volk sein will in einem tieferen Sinne, als dem der Demagogen und Republikaner. Und es ist auch auf französischer kein dynastischer Krieg. Napoleon unternahm ihn, um seinen Thron zu retten — aber eben diese Thatsache beweist, daß das ganze Volk ihn wünschte. . . . . Er hat jetzt seine wohlverdiente Strafe erhalten, und Gottes Gerichte sind, wie immer, gerecht und wahr."

In einem zweiten Briefe an einen deutschen Freund schreibt Kingsley nach der Schlacht von Sedan:

„Aus vollstem Herzen heraus bringe ich dir und deinem Volke meine freudigen Glückwünsche dar. Der Tag, im Bezug auf den unser teurer Bunsen zu beten pflegte, daß er nicht kommen möchte, bis das deutsche Volk bereit sei, ist gekommen, und das deutsche Volk ist bereit. Wahrlich, Gott ist gerecht und lebt immer noch, was auch die Presse dazu sagen mag. . . . Jetzt aber müssen die Deutschen Elsaß (das ihnen ja gehört) wiedernehmen und nicht ein Fußbreit rheinischer Erde in französischen Händen lassen. . . . . Voll herzlichen Entzückens und freudiger Hoffnung für Deutschland verbleibe ich dein C. K.

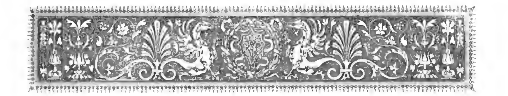
Zu derselben Zeit richtete der greise Carlyle „im Namen all der Gebildeten seines Volkes" unter anderem die folgenden Worte an einen Freund in Deutschland und durch ihn an das deutsche Volk:

„So weit meine Geschichtskenntnis reicht, hat die Welt nie einen so großartigen Krieg oder ein so plötzliches Zusammenstürzen schamloser aufgeblähter Eitelkeit erlebt. Schlag ist auf Schlag gefolgt wie von dem Hammer des Thor. . . . Ganz Deutschland darf jetzt auf bessere Tage im politischen Sinne hoffen, als es seit dem Hinfahren Barbarossas erlebt hat. Meine persönliche Freude über alles dies ist groß, und ganz England, ich kann wohl sagen, alle vernünftigen Engländer — rufen dem heldenmütigen alten Deutschland zu seiner nationalen Einigung ein aus tiefstem Herzen kommendes Glückauf zu (All England, I can say all the intelligent in England, heartily wish good fortune to brave old Germany in what it has accomplished — a real transformation into one nation). . . . Während meines ganzen langen Lebens hat sich nichts in Europa ereignet, das mich mit so inniger Herzensfreude erfüllt hätte. Fürwahr, ein tapferes Volk, wie euer Goethe es nennt — und auch ein friedliebendes und tiefsittliches Volk!"

Nur noch eine Stimme aus jener großen Zeit möge hier einen Wiederklang finden. Der unter seinen Landsleuten weitbekannte und hochverehrte Professor Blackie, welcher auch eine große Anzahl deutscher Studentenlieder trefflich übersetzt und unter dem Titel „Musa Burschikosa" herausgegeben hat, veröffentlichte i. J. 1870 eine Uebersetzung der auf den Rhein bezüglichen deutschen Volkslieder, welche, wie er sagt, „der Ausdruck nicht nur patriotischer Begeisterung, sondern auch einer geschichtlichen Thatsache, eines natürlichen Rechtes und einer weisen Politik sind." Das letzte Lied

in der Sammlung ist dasjenige, welches mit den Worten schließt: „Der freie deutsche Rhein," und auf diese Schlußworte Bezug nehmend ruft Blackie seinen Landsleuten zu:

„So geschehe es! Und mögen die Lieder, welche die Deutschen gesungen, das Blut, das sie dahingegeben, und der Mannesmut, mit dem sie Frankreichs Angriffe zurückgewiesen, uns Engländer mit tiefer „unauslöschlicher Bewunderung erfüllen für ein Volk, dessen geistigen Leistungen Europa so großen Dank schuldet, und das nun auf dem Gebiete der That uns als ebenbürtig zur Seite tritt und unwiderstehlich unseren höchsten Beifall erzwingt."



Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

(Fortsetzung.)

---

10. Bürger an Philippine.

W. den 11ten Juli 1778.

Liebe Schwester im Apollo

Sie haben mich in meiner unbehaglichen Lage herzlich mit Ihrem Briefe erfreut, und damit fast mehr ausgerichtet, als mein Leibarzt Weiß mit seinen Recepten. Alle mein Kopf- und Halsweh, allen meinen Prügelschmerz in allen Gliedern meines Leibes, kurz meinen ganzen Rheumatismus der mich seit 8 Tagen gequält hat, haben Sie fortgejagt. Sogar die unerträgliche Hitze um mich her haben Sie gemildert, und die schändlichen Fliegen, die mich auffressen wollten, haben Sie von mir abgezaubert, oder vielmehr mich solchergestalt stichfest gemacht, daß ich ihre Angriffe nicht fühle. Für das alles sollen Sie denn auch einen schönen großen Dank und dieses schlechte gerechte Brieflein haben.

Wie gern wäre ich, wie vorigen Sommer, auf ein 14 Tage in Göttingen! und wie noch lieber tränke ich den Brunnen mit Ihnen auf Ihrem Garten aus einer Flasche! Aber leider! bin ich dies Jahr mit zu vielen Plackereien umgeben, als daß ich hinlänglich Muße, Ruhe des Geistes und des Leibes zu dieser Cur finden könnte. O es ist ein elend jämmerlich Ding um des Menschen Leben! Man hofft und hofft immer es soll besser werden, man hofft endlich einmal ein trockenes Fleckchen zu erreichen, aber siehe da! man watet immer tiefer in den Sumpf hinein und watet und watet — und watet und watet so lange bis man vollends gar in den Styx hineinplumpt. Wie gesagt: Es ist ein elend jämmerlich Ding! Warum bin ich denn doch wohl nicht der Robinson Crusoe, einsam, ungeschoren und glücklich auf einer anmutigen Insel auf tausend Meilen rund umher umrauscht von tausend Meereswogen? Ringsumher gesichert mit Brandungen, daß kein Ueberlästiger alle minuten anpoche und mir mit seinen nichtswürdigen Angelegenheiten Ruhe und Muße raube? —

O wenn Sie doch einmal kämen, liebste Philippine, daß man sich über so vielerlei die Brust reinschwazen könnte! Es ist zwar hier umher nichts anmuthiges, wenigstens für mich nichts; Sie indessen fänden dann dochwohl wenigstens der Schönheit wegen an Diesem und Jenem einiges Behagen. Ja, wenn man hier leben könnte, ohne daß

sich die Leute um einen bekümmerten — ich meine die Leute von denen mir das Bekümmern entweder gleichgültig, oder lästig und unangenehm ist — ja! so könnte es auch hier ganz anmuthig seyn. Aber das Bekümmern! Das verdammte Bekümmern der Leute um einen macht, daß ich kaum weiß ob der Frühling des Jahr 1778 schon dagewesen ist, oder noch kommen wird!

Was die liebe Poeterei betrifft, so ist mirs in diesem Jahre wohl schon zehnmal aus Herz getreten, sie abzuschwören. Sie in allem Ernst vor dem Himmel in meinem Herzen abzuschwören! Der Himmel verzeihe mirs! ich habe manchmal dafür mit ihm gezankt. Lieber Gott, sprach ich, wenn Du mirs verliehen hast, die Herzen und Sinnen der Menschen mit Gesang zu vergnugen, so solltest Du mir auch die Plackereien abnehmen, die mit Jenen immer in die Haare liegen. Dein Trödel ist ja so wol Menschengesichter, die sich den Plackereien fürwahr mit weit mehr Pünctlichkeit unterzögen, als ich; warum ordnest Du denn nun grade mich zu so tausenderlei Dreiersgeschäften? Willst Du damit, daß ich die unglückliche Leier zerbrechen und ins Feuer werfen sol? Gut! so gieb mir wenigstens würdige Geschäfte, die der Aufopferung werth sind. Aber lieber Gott! sind denn etwa die Geschäfte des Opfers werth wenn Hinz den Kunz nachgesagt hat: Er sey ein Flurschüze geworden; und dann Kunz den Hinz verklagt; einer um den andern mich überläuft, und ich mich dann anstatt eine Männerkeuschheit zu singen, hinseze, Nichtswürdigkeiten anhöre, Nichtswürdigkeiten aufschreibe, über Nichtswürdigkeiten Zeugen abhöre und über Nichtswürdigkeiten Urthel sprechen mus? Geschieht das nun etwa nicht, so heißts: der Herr thut nicht, was seines Amts ist; er treibt Lappalien — Verslein — im reellen ist nichts mit ihm anzufangen u. s. w. Kurz, liebste Philippine, ich bin nicht in meiner Sphäre. Bewahre mich der Himmel, daß ich damit sagen wollte, die Verslein wären meine Sphäre. Denn man könnte mich zum Hofpoeten mit einem Gehalt von mehr als einem Tausend unter dem Bedinge berufen, daß ich dann nichts als Verse machen sollte und ich würde schönstens dagegen protestiren. Aber Geschäfte die der Fähigkeiten und Kenntnisse, die mir Gott gegeben hat, werth sind, die sind mein schmachtender, höchster Wunsch. —

Wie ist das mit Ihren Gedichten? Sind sie schon ganz heraus? Mich verlangt herzlich danach. Ich wollte, daß ich vorher mehr Gelegenheit gehabt hätte, Ihnen meine zwei Augen noch zu den Ihrigen hinzuzuleihen. Denn, liebes Kind, ich fürchte, Du bist mit manchem zu rasch gewesen und wahrlich! Wahrlich! Ich sage Dir, es wird eine Zeit kommen, da Du manches wieder auskrazen zu können wünschen wirst. Geht es mir doch schon ebenso, der ich nicht geeilt habe. Es gehen einem nicht eher die Augen auf, bis das Ding erst ein paar tausendmal abgedruckt ist. Ach! um einen treuen, sichern, kritischen Freund, der kein Blat vor das Maul nimmt, ist es eine herrliche Sache! Doch wir wollen das Beste hoffen und ich will mir selbst aufs Maul schlagen, wenn meine Besorgnis ungegründet ist.

Gott behüte Sie, meine liebe Philippine, sich und

Ihrem

G. A. Bürger.

Der unselige Almanach ist Schuld, daß ich noch ein zweites Blat anfange. Sie glauben nicht, mit wie vielen gottesjämmerlichen Reimen ich übersündfluthet werde. Einen Folianten könnten Sie in gespaltenen Kolumnen mit Nomparol (nonpareil) füllen; aber . . . . . . noch kan ich keinen Almanachsbogen nur erträglich damit volmachen. Daß ich unglücklicher Mensch mich doch habe mit dem Almanach befassen müssen! Ich werde alle Ehre und Reputation dabei verlieren. Sie Unglückliche, müssen nun auch grade Ihre Gedichte herausgeben, so daß ich auch von Ihnen kaum Trost erwarten darf. Wenn Sie mir aber dennoch mit etwas aus der Not helfen können, so thun Sie's doch aus Barmherzigkeit. Dafür wil ich denn auch zu Schuz und Truz mit

Ihnen den Helikon hinauf wandern und Ihr manhafter Ritter seyn gegen alle Diejenigen, die es wagen zu Ihrem Lorbeer scheel zu sehen, oder Ihnen heimtückisch auf die Schleppe zu treten. Nochmals Gott befohlen! G. A. B.

---

11. Philippine Gatterer an Bürger.

Göttingen, den 15. Febr. 1779.

Lieber Bürger! lang hab ich geschwiegen — ich kann nicht länger! Es thut mir zu leid, daß unser Briefwechsel — durch Sie — aufgehört hat, daß unsere Freundschaft, die ein herrliches Ganzes werden sollte, von der ich für meine ganze Lebenszeit mir Freude versprach; unangenehmes Fragment geworden ist. Es thut mir zu leid, daß jeder ungebeten mir höhnisch sagt: Bürger, den Sie so ehrten, und der Sie ja sonst besuchte, ist schon wieder in Göttingen gewesen; hat er Sie nicht besucht? — Ich erröthe und gebe keine Antwort; oder sage: Er wird viel zu thun gehabt haben — seine Zeit wird zu kurz geworden seyn.

Mehr als halb traurig, komme ich jetzt und frage Sie: Was ists was uns so scheidet? Ich will Antwort haben! Sey's Verleumdung, sey's ungegründeter Verdacht, oder sey's Grille, was sich zwischen unsere Herzen drängte, die eben sich recht nahe kamen; ich will's wissen! — Weiß Gott im Himmel; nicht aus Stolz wünsch ich Ihren schriftlichen und mündlichen Umgang; ich habe viel Correspondenz, und wegen meiner eingeschränkten Zeit kann ich sie nur schlecht abwarten. Auch hoff' ich jeder der vielen großen Männer Deutschlands würde mir antworten, wenn ich ihm schriebe; aber ich danke schön. Aber Sie sind mir lieb wegen Ihrer Talente, Ihres Herzens, Ihres Originalgangs in der Poesie; wegen mancher Gleichheit unsrer Gemüther, und wegen unsrer Nachbarschaft. Und dann — wer fieng unsern näheren Briefwechsel an?

Vielleicht waren meine Briefe Ihnen langweilig. Ich erinnere mich; ich war damahls sehr kränklich und verdrießlich. Aber über ein halb Jahr war ich fast immer gesund, ungeachtet der fürchterlichen Aussicht meinen Vater zu verliehren. Also würd' ich auch wohl zuweilen poßierlich gewesen seyn. Jezt ist mir wieder elend zu Muth! Ich habe einen schlimmen Hals, Kopfschmerz und üble Laune. Drum wird auch Witz und Verstand meinen Brief nicht sehr illuminiren.

Noch eins, lieber Bürger! Erstlich weil ich gern alle meine Sachen ordentlich habe; und zweytens weil ich nicht die stärkste Gesundheit habe, halte ich meine Schreibereyen sehr in Ordnung. Jezt hab' ich endlich alle auswärtigen zusammen, nur die welche Sie haben, fehlen mir noch. Sie würden mich verbinden, wenn Sie sie mir schickten. Es sind schlechte Dinger, das glaub ich wohl; aber dem Armen ist ein Groschen so werth als dem Reichen ein Goldstück. Und Sie wissen ich habe immer nur eine Abschrift. So wie ich in glücklichen Augenblicken auf unbeträchtliche Zettelchen, bald mit Röthel, bald mit Bleystift, bald mit Tinte, einzelne Gedanken aufzeichne und sammle; so schreib ich, sobald das Geschmier vollendet ist, es ab, weil ausser mir niemand draus klug werden könnte; und die Abschrift hab' ich denn allemal nur. Denn in der Zeit daß ich das zu meinem Eckel noch einmal kopiere, schreib ich was neues; oder einen lang versäumten Brief. Also meine Gedichte bitt ich mir bald aus. Und bey der Gelegenheit statt ich meinen aufrichtigen Dank ab, für die Veränderungen am einen Gedicht des Almanachs.*) Ich seh's ein daß diese Versart feuriger ist als die meinige. Es würde mir sehr lieb seyn, die Urtheile, die Erinnerungen der Kenner für ungedruckte Gedichte zu sammeln; aber eh ich sie zweymal schreibe; oder lange Zeit in fremden Händen lasse — und auf Posten sie in Gefahr des Verlierens gebe; mögen sie und ich unberühmt leben und sterben. Aber Sie zuweilen bei mir zu sehn, Ihnen

*) „Die strafende Stimme". Göttinger Musenalm. für 1779, S. 57.

allerley lesen zu lassen; und, Ihnen gegenüber, mein Urtheil in Ihren Blicken zu lesen, oder es aus Ihrem Munde zu hören; das wäre trefflich.

Ihre kleine Frau kann in der ewigen Zeit wo ich nichts von Ihnen sah und hörte, Ihre Familie vermehrt haben. Wenigstens ist die Stelle des verlohrnen Kindes ersetzt; ob durch einen Sohn oder eine Tochter, weiß ich nicht. Wenn Sie sichs nicht anders für Schande halten, eines Briefs von mir zu erwähnen; so mögen Sie ihr, nebst einem freundlichen Gruß sagen: Auch von ihr wär es kein bischen hübsch, andre Leute in G(öttingen) zu besuchen und uns nicht. Leben Sie wohl! Antwort erwart ich von Ihrem zu leben wissen: sollt auch die Freundschaft hin seyn.

Ph. G.

---

12. Bürger an Philippine.

W. den 19ten März 1779.

Meine gute liebe Philippine,

Wenn ich Ihnen alle Woche wenigstens zweimal schriebe, so könten Sie sicher daraus schließen, daß ich ein glücklicher Man seyn müsse. Wer aber das leckerhafteste Gericht neben sich stehn lassen, kalt werden und verderben lassen kann, der mus wol sehr krank seyn.

Meinen Sie denn, daß ich nicht lieber an Sie mich froh und gesund, als an andern tausend Nichtswürdigkeiten finster und krank schriebe? — O was für ein geplagtes lastbares Thier bin ich! Ich schwimme in einem unabsehlichen Meere herum, und erreiche schwerlich ein anderes Ufer, als das, welches an mein Grab gränzt.

Ich komme wunderselten nach Gottingen; und wenn ich hinkomme, so ists nur auf kurze Zeit. In solcher kurzen Zeit aber werde ich gemeiniglich so viel hinundher gezerrt, daß ich mir nicht zu raten und zu helfen weis. Seit Försters Anwesenheit bin ich in G. nicht gewesen.

Ihr Brief, meine liebe, hat mir wehe gethan. Wie konten Sie nur einen Augenblik argwonen, als ob eine Sie kränkende Ursache mein langes Stilschweigen, oder mein Nichtkommen veranlasset hätte? Was mus ich nicht alle in meiner Lage unterlassen, was ich sonst so gern thun würde? Ich bin an die funfzig Antworten an gute Leute schuldig, die ich mit Freuden schriebe, wenn ich könte.

Glauben Sie mirs, ich kan es noch nicht verschmerzen, daß ich nicht, vor der Ausgabe Ihrer Gedichte, mich weitlaufiger über Dies oder Jenes mit Ihnen habe unterhalten können, wofür Sie mir über kurz oder lang gewis gedankt haben würden. Aber es war, ist, und bleibt unmöglich, das alles in Briefen hinlänglich abzuhandeln. Eine mündliche Conferenz von 2 Stunden richtet mehr aus, als zehn bogenlange Briefe. Indessen habe ich mich dennoch an Ihren herlichen Talenten ergözt. O daß ich Sie nicht alle Woche wenigstens einmal sprechen kan! Mädel! Mädel! Was solte aus Dir werden, wenn Du einen Geliebten hättest, der recht quid juris verstünde! Doch nein! — Der wäre wol zu nachsichtig. Ich müste nur recht quid juris verstehen, und dann täglich um Dich seyn können, denn ich habe die schöne Gabe, in solchen Dingen, bei denen, wo sichs der Mühe verlohnt, kein Blat vors Maul zu nehmen. Und so einer gehört für meine Philippine. Ach! was soltest mir an manchem Deiner kleinen Bären noch leiden! — Dann, ist es lecken nicht Jammer schade, daß so mancher Deiner schönen Amoretten noch einen kleinen Pferdefus haben mus?

Doch — es ist gar kein Zweifel, daß Sie nicht ohne alle die leidige Schulmeisterhülfe von selber dahin gelangen solten, wohin ich Sie wünsche. Nur wird es Ihnen hernach bitterlich weh thun, die Pferdefüßchen publiciert zu haben. Vor dieser Reue mögte ich meine rasche Philippine gern verwahren.

Hier überschicke ich, weil Sie es verlangen, die Gedichte, die ich noch in Händen habe. Hätte ich vorigen Sommer Zeit gehabt, mich über einige Veränderungen, die ich

im Sinne hatte, mit Ihnen zu besprechen, so würden auch diese in den M. A. 1779 schon eingerückt seyn. Denn, als diejenigen, die eingerükt sind, schon abgedrukt waren, kam Einer, ich weis nicht mehr wer? welcher wuste, wie despotisch ich mit den meisten Beiträgen umsprang, und fragte: Verändern Sie denn auch an der G. ihren Gedichten was? Ich antwortete: Warum nicht? Mitgegangen mit gehangen! Und wenn es die Kaiserin wäre. Er erwiederte: Ei, da werden Sie schön ankommen. Sie hat neulich gesagt: Wenn sich Bürger unterstünde, auch was an ihren Gedichten zu verändern, so solte ihn Dieser und Jener holen. So wolte sie — — ja dann wolte sie — — und wolte — — — und wolte — — — u. s. w.

Das muste mich den freilich ins Bokshorn jagen, daß ichs nicht wagen wolte, an die Andern, ohne Ihr Vorwissen, meine mörderische Hand zu legen. Aber, wie gesagt! Ich hatte keine Zeit mich darüber mit Ihnen zu besprechen. Und wegen der Sünden, die ich schon begangen hatte, habe ich mich denn auch, die rechte reine Wahrheit zu sagen, so halb und halb nicht recht wieder zu Ihnen getrauet. Aber nunmehr Du gutes Kind, bitte ich Dich um Verzeihung, daß ich Dir Unrecht gethan habe.

Wie sol es den nun aber mit den Beiträgen zum künftigen M. A. werden? Wollen Sie alle Ihre Künstlein unter Ihre Fittige versammeln, und kein einziges der Gesar meiner Klauen wieder aussetzen? Wenn ich das wüste, so wolte ich denn doch diese hier nicht weggeben. Daß Sie mir je wieder ein Päärchen geben! Aber hübsch geleckt! Oder ich lecke. Und weil meine Zunge nicht so sanft, als die Ihrige ist, so mögte es den armen Kindlein zu sehr schmerzen.

Aber — soeben werfe ich den ersten Blik auf das Datum Ihres Briefs. Den 15. Febr. 1779; und heute, da ich ihn erhalte, schreiben wir Gottlob den 19ten März! Wenn unsere Briefe so lange unterweges bleiben, so ists um unsre Korrespondenz treflich bestelt! Haben Sie etwa Ihren Brief bei Dietrich abgeben lassen? Denn ich erhalte ihn neben andern Briefen von daher. Bei so gestalten Sachen wolte ich wol bitten, so wol meine Freundschaft, als mein zu leben wissen ungepurrt zu lassen, wenn ich erst heute antworte. Was „Du kleines Ding", einen doch manchmal mit Deinen zarten Fingerchen zu kneipen weist! —

Meine kleine Familie hat sich schon seit Jahr und Tag mit einem kleinen Mädel wieder vermehrt, welches mich nach und nach so zu täuschen anfängt, als ob es das verstorbene selber wäre. Ist es denn schon so lange her, daß unsre Commercia nicht florirt haben? Gott! wie fliegt die Zeit dahin!

Sobald ich nach G. komme, wil ich gewis auch zu Ihnen kommen. Da wollen wir die Räder wieder in ihr altes Gleis haben und sehn wie lange der alte Rumpelwagen wieder fortrollen wil. Werden Sie unterdessen hübsch gesund und frölich. Ich wil auch sehen, ob ich gute Laune mitbringen kan. Doch — was wünsche ich Gesundheit? Ihr Brief, der von Krankseyn meldet ist ja schon am 15ten Febr. geschrieben; und ich bilde mir alle Augenblike ein, er wäre erst von heute. Wie lange werden Sie wieder gesund und frölich seyn! Ich wünschte mal recht von Ihrem Wize gekizelt zu werden, damit mein Hypokonder auf eine Zeitlang Reißaus nähme. Halten Sie den hübsch fertig, wenn ich komme.

Noch eins, liebe! Können Sie mir nicht die Bibliotheque des Romans schaffen? Wenn Sie Ihrem, lieben HErrn Vater, dem ich mich herzlich empfele und zu seiner Wiederherstellung freudig Glük wünsche, ein gutes Wörtchen gäben, so verschafte sie mir der wol von der Bibliothek. Ich möchte dann zugleich wissen, wie lange ich sie behalten dürfte und dann könte sie nur bei Dietrich abgegeben werden, daß der, ohne sie zu lange liegen zu lassen, mir sie zuschikte. Sie solte unversehrt zu bestimter Zeit wieder da seyn, wenn keine Befristung weiter Stat fände. Es gehört zwar nicht zu meinem zu leben wissen, daß ich die Dame Philippine mit solchen Kommissionen behellige.

Allein was sie alle von Ihrer Freundschaft spricht, wird ja hoffentlich kein tönendes Erz und keine klingende Schelle seyn.

Leben Sie wol, und seyn Sie von meiner warmen Hochachtung und Freundschaft versichert. Kein Mistrauen, keine Nasen mehr! Meine Frau grüst u. s. w.

G. A. B.

---

13. Bürger an Philippine.

W. den 20. Mai 1779.

Meine gute Philippine

Glauben Sie künftig nicht mehr, was die Treiber sagen. Es giebt eine Art Postläufer, von denen so wenig der Fürst von Thun und Taxis, als irgend eine andre Regierung was weiß. Sie raffen und packen in ihr Felleisen zusammen, was sie nur erwischen können. Der Brief mag ganz oder halb fertig geschrieben, trocken oder naß, zugesiegelt, oder offen seyn, so gehts damit fort. Was wunder, wenn er ganz unförmlich, unleserlich, verkehrt u. s. w. überbracht wird. Mündlich davon einmal mehr!

Daß ich vortheilhaft von der W., mit Zusammennehmung aller Umstände, geurtheilt habe, das ist wahr. Daß ich aber Vergleichungen angestellt haben solte, die Ihnen, oder irgend einer andern zum Nachtheil ausgefallen wären, das ist erstunken und erlogen. Ich möchte doch wol wissen, was die Postläufer von solchen Dienstleistungen hätten? Und wer sie dafür bezalte? — Wie gesagt, sobald wir uns mündlich sprechen, sol alles das ausgeglichen und aufs reine gebracht werden.

Von allen dem, was Sie wähnen, das ich in dem schönen Frühlinge gethan haben mögte, ist nicht ein Wörtchen geschehen. Ich weiß kaum von Hörensagen, das wieder Laub an den Bäumen ist. So sehr muß ich zwischen bestäubten und halb verwesten Papieren kramen. Dennoch geschieht alles das, um mir gegen die Mitte dieses Sommers einige freie ruhige Wochen zu erarbeiten.

Den ganzen Monat April bin ich in Geschäften verreist gewesen. Als ich auf meiner Rückreise durch Göttingen ging hielt ich mich nur so lange auf, als ausgespannt und wieder angespannt werden konte. Denn es war schon spät, und ich kam erst um 11 Uhr Abends zwischen meinen Vier Pfälen an, wonach mich herzlich verlangte. Nur auf 2 Minuten sprang ich nach Dietrichs Hause. Sie thun mir also Unrecht, wenn Sie mirs zur Achtlosigkeit auslegen, daß ich nicht bei Ihnen gewesen bin. Indessen thun Ihre Vorwürfe meinem Herzen ganz behaglich, eben so behaglich, als es mir zu des uralten Olims Zeiten, da ich noch verliebt war, zu thun pflegte, wenn ein Mädel, das ich meinte, sich über meine Kälte beklagte, wiewol ich allerdings wie ein Backofen glühte. Die alten Fuhrleute, wie das Sprüchwort sagt, hören immer noch gern klatschen. So mag ich mich auch gar zu gern noch ein bissel minnen lassen. Aber minnst Du mich denn wirklich, kleine Philippine? Habe immer geglaubt, Du minnetest nichts, als wie Dich selbst. Na! Wenn Du mich denn minnest, so will ich nächstens kommen, mit allen meinen eheleiblichen sowol, als zugesandten Kost- und Pflegekindern, worunter aber großentheils sehr ungezogene Rangen sind.

Das Gedicht, welches Sie noch von mir zurückfordern, lief mir durch die Hände, als ich meinen neulichen Brief schon fortgeschickt hatte. Ich legt es bei die Hand, aber — so gut bei die Hand, daß ichs alleweile nirgends zu finden weiß. Vorhanden aber ists noch, darauf können Sie sich verlassen. Ob ichs aber innerhalb Jahr und Tag wiederfinden werde? Das ist eine andere Frage. Denn eben darum, weil ichs bei die Hand legte, kan ichs nun in meinen poetischen Schnapsak nicht finden.

Das Gedicht, die Porzellänlotterie mus natürlicher weise meinen alten Herzensadam kitzeln. Ich selber aber mögt' es doch nicht publiciren. Die Leute habens gleich ihr großes Geschrei, wenn man selber das Räucherfaß hält, worauf ein andrer den Lobweihrauch streuet.

Apropos! Sie fragen mich: Ob denn kein einziges Leibstückchen für mich unter Ihren Gedichten sey? — Wenn mich sonst die Mädel, die ich meinte, aus verliebten Verdrus fragten: Aber gefält Dir denn gar nichts mehr an mir? so pflegte ich wol aus Herzensschelmerei und Bosheit ein kaltes Nein! zu antworten. Schier mögt' ichs meiner so de- und wehmütig fragenden Philippine auch so machen, um sie ein bischen auf die Probe zu stellen, wie viel ich wol über sie vermögte, und wie arg ichs wol erst machen könnte, ehe sie mir Wasser und Weide aufkündigte. Aber ich wil Dich denn doch nicht foppen, gutes Ding, sondern ehrlich gleich antworten und bekennen: daß mehr als ein Leibstückchen für mich drunter ist. Ich habe die Samlung lange Zeit ungebunden vor meinem Bette liegen gehabt, und alle Abend ein Maul vol vor Schlafen gehen davon genommen. Nun ist sie gerade bei dem Buchbinder, und ich habe sie noch nicht wieder zurück. Unter meine Leibstückchen gehört vornehmlich das: Der künftige Gemal; wiewohl der ehrsame Janhagel das als ein unziemliches Verlangen nach einem Manne aufmuzen wollen. — Im Vorbeigehn, was den ehrsamen Janhagel betrift, so ist dessen in keinem Städtlein und keiner Stadt so viel, als in dem weitberühmten G. —

Aber um wieder auf den künftigen Gemal zu kommen, so krabbelte mir dies edle treffliche Lied so lieblich um mein Herz herum, daß ich mir schier hätte einbilden mögen, es gälte keinem — Menschen, als mir selber; und als ob ich der künftige Gemal wäre. Noch eins meiner Lieblingsstücke ist das an Charlotte: Jezt schwebt nicht mehr. Die großen und kleinen Nasengedanken haben mich auch sehr ergözt; so wie verschiedene andere, die mir auswendig nicht beifallen. Colibri und Wilibald aber, einzelne gute Stellen abgerechnet, haben mir — viel Langeweile gemacht, und der Idyllenkram ist auch meine Liebhaberei nicht. Mehrere einzelne Stellen der weiblichen Zärtlichkeit haben mir sanft und lieblich ums Herzchen gekrabbelt, wiewol Janhagel ..... Inzwischen er ist auch des lieben Gottes Gemächt. Wer kann ihn ändern? —

Die vorrätigen Stücke von E., wenn deren noch sind, wil ich aufsuchen. Sag mir doch, Mädel, liegt der Fuchs noch immer in diesem E. begraben? Beiträge davon werden mir sehr wilkommen seyn.

Aber, liebe Philippine, Sie geben mir keine Antwort auf meine lezte Bitte, wegen der Bibliotheque des Romans. Ich möchte gern nach und nach von denenjenigen Theilen haben, welche die alten Ritterromane enthalten. Das werden, glaub ich, ohngefähr die ersten 12 Theile seyn. Das ganze Werk mus, wo ich nicht irre, wol an die 30 8° Bände enthalten. Ich habe eine gewisse Rittergeschichte auf dem Korn, die ich darin aufsuchen und zu etwas modeln mögte, woran sich Männlein und Weiblein ergözen solten.

Übrigen sei Friede, Freude und aller Segen des Himmels mit Ihnen und den Ihrigen, meine beste! Ihr Hauskreuz geht mir um so mehr zu Herzen, als nicht allein die Kranken, sondern auch die Gesunden zugleich mit leiden. Indessen ist doch Gott nicht genug zu preisen, daß Er Ihren würdigen Vater Ihnen und unserm Vaterlande noch hat lassen wollen, da doch schon alle Hofnung aufgegeben wurde. Er ist einer von denjenigen Gelehrten, die ich ausser der grossen Hochachtung auch mit der herzlichsten Liebe umfasse. Er ist ein ganz vortreflicher Mann. Sol ich an Ihrem Gedicht auf ihn nicht etwas ändern, wegnehmen, oder hinzuthun? — Sie sollen es aber vor dem Abdruck erst billigen. — Apropos! Ich bekomme doch noch Beiträge von Ihnen zum M. A.? Daß Sie mir ja nicht zurückbleiben! Sonst ....

Adio! meine Liebe! Wenn Ihnen was dran gelegen ist, daß ich Sie lieb und wehrt habe, so empfangen Sie hiermit die ungeheuchelte herzlichste Versicherung von

Ihrem

G. A. B.

N. S.

Meine liebe Philippine mus künftig ihre Gedichte hübsch abschreiben und Exemplare behalten. Das nicht zu thun, ist eine Gemeinsünde. Zum Henker! ich bin denn doch

auch kein Kazenkopf, aber wieviele nichtswürdige Dinge schreibe ich nicht ab. Ein hübsches und vollends ein eignes Gedicht abzuschreiben, ist noch lange das lästigste Geschäft nicht. Wie solte Dir zu Mute werden, Mädel, wenn Du solche Armseligkeiten abschreiben müstest, als ich fast täglich zwischen durch thun mus.

14. Bürger an Philippine.

Daß ich kommen und mich dergestalt zu entschuldigen wissen werde, daß die traute Philippine mir die Backe streicheln und sagen muß: Du bist doch mein Herzens-Gold-Zucker-Bürger!: Das alles und mehr noch versteht sich ohne weitere Frage von selbst.

G. d. 15. Aug. 1779. Eiligst G. A. B.

15. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 15. August 1779.

Mit einem — lieber Bürger! — wollt' ich meine Epistel anfangen; aber ich wills lieber nicht thun — will Sie nicht mehr Bruder nennen, denn Sie beweisen Sich nicht so. Ey ey! wie eifrig! hör ich ihn deucht mich sagen, den spöttischen Bürger. Aber hab' ichs nicht Ursach? — Als Bruder in Apollo hätten Sie mich besuchen müssen, da Sie mit mir in luogo sind. Aber prosit die Mahlzeit! da fallen vernünftigere Leute für Sie vor! — Als Freund musten Sie mich besuchen da sie hörten ich sey krank; und ich wars recht sehr! Aber ob ich krank oder gesund war — was kümmert den großen Bürger die kleine Philippine. — Als Almanacher hatten Sie mich um Gedichte gebeten — konnten sich nun aus meiner neuen Sammlung einige wählen; vielleicht hätt' ich Ihnen noch einige fremde dazu geschenkt. Aber selbst Eigennutz konnte Sie nicht herbringen.

Ich war zu schwach zum schreiben, sonst hätt' ich schon einen Fehdebrief vor Ihnen niedergeworfen — noch jezt da ich mit Mühe schreibe, zittert meine Hand wie Espenlaub. Auch war ich zu stolz; aber da findet sich unvermuthet eine Ursache zum schreiben. Man schickt mir dieses Stück, ich möchts an Bürger schicken weil ich mit ihm Briefe wechselte. Ich wollts denn doch nicht so stumm herschicken. — Kann nicht sagen daß mir das Ding bas behagte. Ob gleich der Verfasser von der Romanze Lenardo und Blandine ein rechter Sünder ist auf tausendfältige Art! so ist eine Zeile seines Gedichts doch mehr werth als alle die Discurse. — Leben Sie wohl, und sagen Bürgern: Er möchte artiger gegen seine Freundinnen seyn.

Philippine Gatterer.

16. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 25. Nov. 1779.

Das sollte man doch von Bürgern nicht denken, daß er mit süßen Worten einem armen Mädchen ihr ganzes Bischen Gedichte abschwazen könnte, und nach einem Vierthel-jahr sie ihr noch nicht wieder gäbe, statt nach einigen Tagen, wie er versprochen hatte. Ich zeigte Ihnen die Briefe die ich dazu angefangen habe, seitdem ich die Gedichte nicht habe hab ich manche freye Viertelstunde müssen hingehn lassen und konnte sie nicht fortsezen. Papa frägt auch immer darnach. Ich verlangte sie aber mit Fleiß nicht. Neulich kommen die Bibl (iotheks-) Bücher — ohne Brief, ohne Gedichte! — so viel bin ich werth! Ich erbitte sie mir jezt, ich habe sie nöthig und ich muß glauben Sie haben sie nur aus Scherz behalten, bis ich sie forderte. Ich wünschte ich kriegte auch das Gedicht auf meinen schlafenden Vater und die anderen wieder, die Sie von mir

zum Almanach erhalten haben. Ich habe von keinem Abschrift; und wie ich schon einmal gesagt habe, meine schlechten Gedichte sind mir so lieb als Ihnen Ihre herrlichen!

Ich fürchte Sie lesen nicht gerne Briefe von mir, sonst würden Sie mir wohl zuweilen ein paar Zeilen schreiben; drum schließ ich. Schützen Sie ja keine Geschäfte vor, das kenn ich. Ich habe für 2 Coll (egia) des Papaes zu arbeiten, und viel viel weibliche Arbeit; aber zu einem lieben Brief stiehlt man sich gern vom Schlaf oder vom Essen die Zeit. Weiß Gott! ich bin ordentlich traurig, daß es mit unsrer Freundschaft nicht fort will. Denn ich seh wohl, ich bin nicht mehr Ihre liebe

Philippine Gatterer.

17. Bürger an Philippine.

Zu Göttingen d. 28. Novbr. 1779.

Ach Pine, liebste Pine mein!
Wer wolte wol flugs so grämlich seyn?
Hab gestern dero Epistel erhalten;
Das Leben wolte mir schier erkalten,
Aus Angst, vor Ihren Brummerei'n;
Und, wie geahndet, so trafs ein.

Ich konte kein lautes Wörtchen sprechen,
Und wagte den Brief kaum aufzubrechen;
Guck' anfangs erst durch einen Riz;
Da las ich denn, Sie schrieb sehr spiz.
Zuerst erblickt' ich das drollige Wort:
Es wolle mit unsrer Freundschaft nicht recht fort.
Ob diesem Einfall, sol Sie wissen,
Hab' ich von Herzen lachen müssen.

Was Ihre Gedichte nun anbelanget
Wornach Ihr so herzlich und schmerzlich verlanget,
So kann Sie ja leicht von selber ermessen:
Ich werd' Ihre Kindlein nicht braten und fressen.
Sie liegen recht sorglich und sauber verwahrt,
Auch warlich nicht mit dem Scheffel gepaart.

Im übrigen, Pine, ist Sie nicht — klug;
Wenn Sie meint, ich ehrte Sie nicht genug.
Denn Sie bleibt stecken mit ihrem Beweise,
Wenn daraus, daß ich vor neulicher Reise,
Da der Kopf mir war von Geschäften verrükt,
Ihr blank und baar die Bücher geschikt,
Und ohne mit Briefen sie zu begleiten,
Wenn da raus, sag ich, Sie her wil leiten:
Ich venerirte Sie nicht genug.
Drum sing ich und sag ich: Sie ist nicht klug. —

Doch um Sie nun wiederum gut zu machen,
So schick' ich ein Briefel, darob Sie wird lachen.
Das Briefel hat geschrieben mein Weib;
Drin kan Sie zu Ihrem Zeitvertreib,
Was manche Pastöre für großes Wesen
Aus Philippinen machen, lesen.

Auch kann ich Ihr mit der Nachricht dienen:
Man spricht sehr löblich von Karolinen,
Vergleichet sie gar mit Philippinen
Und läßet sie neben ihr blühen und grünen.

Mit diesem schönen Epistelein
Kan Sie für heute zufrieden seyn.
Ob vielem andern Herumscharlenzen
Kan ich Sie nich bereverenzen.
Von Ihren Gedichten nur noch dies Wort:
Sie kommen nicht eher Ihr wieder in Port
Als bis Sie selber sie wieder wird holen,
Und hiermit dem lieben Gotte befohlen!

Dies hat erdacht,
Und zu Papier gebracht
Kein Liederfresser oder Würger,
O nein! Ein allerliebster Man
Dem man nicht böse werden kann,
Kurz, Philippinens holdseeliger

Bürger.

18. Philippine an Bürger.

W. B. 23. Jan. 1780.

Meine Herzens Goldzucker Philippine

Ich habe Ihnen einen ganz schnurrigen Vortrag zu thun. Nach der letzten Vorstellung von Eulalia ließ ich mich gegen einige meiner Freunde unter den dortigen Schauspielern verlauten, wenn die Sache durchaus vorher verschwiegen bliebe, so wollte ich auch wohl einmal mitspielen. Ohne daß ich selbst weiter darauf dachte, wurde dies Wort ergriffen. Herr Nissen und Herr Küster dringen seit dem in mich, daß ich das Wort wahr machen sol. Glauben Sie es wohl von dem alten grämlichen Bürger, daß er

gar nicht abgeneigt dazu ist? Kurz, vorbenannte beide Herren, die mich heut besucht, haben es soweit gebracht, daß ich versprochen habe, binnen 14 Tage, den Odoardo in der Aemilia Galotti zu machen. Daß Project gehet dahin, daß die Damenrollen durch wirkliche Damen besezt werden mögten. Da ist denn nun die Rolle der Orsina der wilden Philippine, die der Emilia der dem. Hambergern und die der Mutter Claudia der theuren Helena Gatterer zugetheilt worden. Philippine, was sagst du dazu? die Herrn meinen, wenn ich, ein alter ehrbarer Philister mitspiele, wenn wir alles geheim vorherhalten, wenn wir nur für eine auserlesene Gesellschaft guter Freunde und Freundinnen, die wir uns selbst wählen spielen, und nur einmal spielen, wenn ich theuer und heilig verspreche, daß künftig meine Frau selbst einmal mitspielen soll, wenn dadurch ohnstreitig das steife Vorurtheil geschmeidig gemacht werden und in der Zukunft noch manche andere Gottingische Dame dahin gebracht werden wird, es sich zur Ehre und zum Vergnügen zurechnen, mitzuspielen, so werde Ihr Herr Vater und Frau Mutter nicht abgeneigt seyn, darein zu willigen.

Was sagst Du dazu närrische Philippine? Einer und Eine müssen einmal das Eis brechen. Wer kann das besser, als wir zwei beide weltberühmte Leute. Von da an wird eine ganz neue glänzende Epoche des Gottingischen Theaters anheben.

Wenn Sie es für möglich halten, auf meine Proposition hineinzugehen, so machen Sie sich gleich an die Orsina, und die traute Helena mache sich an die Claudia! Ich wil meinen Odoardo lernen. Binnen 8 oder 14 Tagen muß alles im Schuße seyn. Aber Verschwiegenheit!!!!

Lassen Sie ihren Entschluß der dem. Hambergern und durch diese mir auf das baldigste wissen. Meinen Sie auch, daß ich an Ihren HErrn Vater darum schreiben soll?

Lebwohl, liebste Philippine

Ich bin

Dein scharmanter

G. A. Bürger.

---

19. Bürger an Philippine.

Appenrode, den 17. Februar 1780.

Gott grüße Jungfer Philippine!

Hat Sie was neues und hübsches für den M. Almanach? So wird Sie hiermit, bei Strafe der Ausschließung und des Stilschweigens auf ein ganzes Jahr, citirt und geladen, längstens binnen 8 Tagen a dato damit zu erscheinen. Von dem Vorrathe zwar, den ich noch in Händen habe, kan ich manches wälen, allein unter wenige oder gar keins Ihren liebwerthen Namen sezen. Es ist fast eitel Carolinenzeug und ich wolte denn doch um des Respects willen auch ein bissel Philippinenzeug. Unter dem einzigen Todtenkopfe könte zwar wol Ihr Name figurieren. Das Stück kömt mir aber nur halb drollig und hübsch vor. Der moralische Schwanz ist schon zu sehr ausgesogen. Von C. kan ich keins brauchen. Warum nicht? Das ist viel zu weitläufig zu sagen. Freilich ließen sich viele Goldkörner ausbrennen. Aber so ein Chymischer Prozeß ist mir zu weitläufig und beschwerlich. Sie, meine scharmante Jungfer, mag sich nur auch hübsch bestreben, einerlei Flug halten zu lernen. Denn nach wie mancher Stelle, so schön, daß der Beste sie nicht besser sich wünschen mögte, klappt es so fatal wieder ab, daß man sie prügeln mögte. Vor allen Dingen gewöhne Sie, meine wehrte Jungfer Elster, sich die Schwazhaftigkeit in Ihren Versen ab.

Auf die Art ist, mit Gunst,
Das Verse machen keine Kunst,
Wenn man so ohne viel Besinnen
Die Verse läßt wie Wasser rinnen.
Dann mach' ich in einem Odemzug
So viel dahin, daß Sie genug
Vom Geboren werden bis zum Begraben
Soll Tag und Nacht zu lesen haben.
Wenns damit ausgemacht nur ist,
So wil ich ihr zu jeder Frist,
Ohn im geringsten zu erblöden,
In Versen ein langes und breites reden

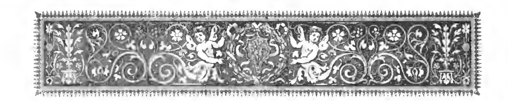
Und jährlich marschiert ein dicker Band
Voll Verse durch das ganze Land.
Man muß nur frisch ins Reimfaß tappen
Es mag nun klingen oder klappen!
Man greife zu wenig, man greife zu viel,
So kümmert man sich darum nicht viel.
Da wimmert sich denn bald was von Thränen,
Bald seufzt sich was von Liebessehnen,
Bald trillert sich was von Nachtigall,
Dazwischen murmelt der Wasserfall,
Dazwischen blöken die satten Heerden,
Nun reimt man darauf den Herrn der Erden,
Der alles mit so viel Wunderpracht
Nur uns dabei hat elend gemacht,
Und das kömt her vom süßen Triebe,
Der hinten und vorn sitzt, der Liebe.
Spaziert man etwa auf Frühlingsflur
So ist dann auch nicht weit die Natur
Die nennt man denn seine liebe Mutter,
Die einen speist mit Brod und Butter.
Dafür sagt man ihr herzlichen Dank
Aus vollem Herzen vol Liebesdrang.
Und komt man dann aufs Herz zu sprechen,
So pflegt das wohl bisweilen zu brechen.
So schwazt und reimt man immer fort
Und schwärmt bald hier, bald da, bald dort
u. s. w.

Lerne Du hübsch, mein Herzenspüppchen, an einen Paar Zeilen ganze Tage, an einer Strophe ganze Monate und an einem Liedlein, das sich in einem Athem weg singet, ganze Jahre machen und ahme nicht den Shakespeare nach, der in seinem ganzen Leben keine Zeile ausgestrichen haben sol.

Da! da hab ich mal eins herausgeschüttelt, daß du es sobald nicht wieder vergessen wirst. Allein es konte nicht anders seyn. Die Kindlein, die man lieb hat, hält man sein unter der Ruthe, wenn sie gleich ein bissel darüber schmollen. Das läßt man denn aber die fremden Leute nicht gewahr werden. Die mögen und sollen allerdings vor allem was an und um Philippinen ist, ja selbst vor demjenigen tiefen Respect haben, weßfals sie unter vier Augen curanzt wird, daß ihr die Augen übergehn mögten.

Adies, mein Herzchen, behalt den Papa lieb

G. A. B.



Monatsschau.

Politik.

Das Jahr 1888 hat über unser deutsches Volk tiefe Trauer gebracht. Doch aber war es ein Jahr der Gnade, für das wir zu danken haben. Es will uns aber fast scheinen, als ob über der Trauer und über dem Kummer der Dank nicht zu seinem Recht gekommen wäre. Tiefe Wolken lagerten über dem politischen Horizont, als wir an der Schwelle des Jahres 1888 standen. Der Ausbruch des Weltkrieges schien in diesem Jahre unvermeidlich. Gar mancher, der als Landwehr- und Reservemann beim Schall der Trommel zur Verteidigung des heimatlichen Herdes Haus und Hof, Weib und Kind verlassen und in Reih und Glied treten muß, bestellte vorsorglich sein Haus, um bereit zu sein, wenn der Kriegsruf erschallte. Das Jahr aber ist trotz allen Kriegsgeschreis vergangen ohne Krieg. Ist der politische Horizont heute gewiß nicht rein und wolkenlos, müssen unsere Staatsmänner auch immer auf der Wacht und unser Heer gerüstet sein, so sind die Wolken doch nicht so schwer und dunkel, erscheint der Ausbruch des Kriegsgewitters nicht so nahe bevorstehend, wie vor einem Jahr. Wissen wir freilich nie, welche Ueberraschungen der nächste Tag uns bringen kann, so scheint doch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, in den Beziehungen der Völker zu einander etwas Ruhe und Stille eingetreten zu sein. Selbst unsere Nachbarn im Westen haben gegründete Veranlassung, im Jahre 1889 sich friedlich zu verhalten, damit die von ihnen geplante Säkularfeier der „großen Revolution“ und die zu Ehren derselben veranstaltete Weltausstellung in der beabsichtigten großartigen Weise verlaufen können.

Blicken wir nach Deutschland, so hat die beiden ersten Kaiser des wiederhergestellten Reiches Gottes Hand im entwichenen Jahre uns genommen. Lange haben die Totenglocken geklagt, und die Wunden, die ihr Tod uns gerissen, sind noch nicht vernarbt. Und doch giebt uns auch der Tod dieser Kaiser Anlaß zum Danken. Oder ist es nicht etwas Großes, Erhabenes, des Dankes Wertes für die gegenwärtigen und folgenden Geschlechter, zu wissen, **wie** unsere Kaiser gestorben sind. Sie sind nicht als antike Helden, nicht als heidnische Philosophen gestorben, die ohne Hoffnung sind, sondern als geduldige, demütige Christen, deren Heimat der Himmel ist. Kaiser Wilhelm, an Jahren alt, an Ehren reich, wird unter gläubigem Gebet zu seinen Vätern versammelt, Kaiser Friedrich, der schwer Heimgesuchte, hat ohne zu klagen und ohne zu murren, in christlicher Geduld getragen, was Gott ihm auferlegt, und hat getreu bis in den Tod, bis zur Stunde, wo Gott ihn von seinem Leiden erlöste, seine Pflicht als Kaiser und Herrscher gethan. Das Reich aber ist nicht verwaist. Das Szepter, das den Händen des Vaters entfiel, ergreift mit fester Hand sein jugendlicher Sohn. In den wenigen Monaten

seiner Regierung hat er sich als rechter Schirmherr des Reiches und Führer seines Volkes erwiesen. „Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer, guter Hoffnung erweckt." Dies Wort Luthers in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation über Kaiser Karl V. hat dieser nicht gerechtfertigt. Mit mehr Recht und größerer Hoffnung können wir es anwenden auf Kaiser Wilhelm II., doch nur dann mit Recht, wenn sich unser Volk auch die Mahnung Luthers, die derselbe daran anschließt, gesagt sein läßt: „Daneben will sich's ziemen, das Unsere zu thun und der Zeit und Gnade nützlich zu brauchen". Unsere Zeit hat überhaupt viele Aehnlichkeit mit der Zeit zum Beginn der deutschen Reformation. Wie jene, so ist unsere Zeit eine Werdezeit, eine Sturm- und Drangperiode. Wie damals, so treten uns heute auf allen Gebieten eine Unzahl von Fragen entgegen, die der Lösung harren, und nicht gelöst sind, an deren Lösung sich berufene und unberufene Ratgeber und Heilkünstler abmühen. Berechtigte und unberechtigte Ansprüche tauchen auf, die beide Befriedigung heischen, die zu scheiden, recht zu befriedigen oder fest zurückzuweisen eine der schwersten Aufgaben unserer Staatsmänner ist. Im Zeitalter der Reformation macht sich zum erstenmal, indirekt durch die Kirchenbesserung veranlaßt, in den Forderungen der Bauern die soziale Frage geltend. Heute macht die soziale Frage umgekehrt den Kampf um die rechte Verfassung der Kirche zu einer brennenden. Die Frage nach der politischen Gestaltung des Reiches, die auch in dem Reformations-Zeitalter aufgeworfen und nicht gelöst wurde, ist heute als gelöst anzusehen. Der Bau des Reiches hat, wie die große Fürstenversammlung in Berlin, wohl der historisch wichtigste Moment des Jahres 1888, bewiesen, die Probe bestanden und sich als fest und dauerhaft gezeigt. Im übrigen aber ist alles noch im Fluß und in Bewegung. Wir wollen nur an die drei wichtigsten und mit einander in Verbindung stehenden Fragen erinnern: an die soziale Frage, die Judenfrage und die Kirchenfrage. Keine derselben ist gelöst. Obwohl Vorschläge zu ihrer Lösung von allen Seiten gemacht, Resolutionen schon in vielen Versammlungen gefaßt, Bücher und Broschüren in Massen geschrieben, Reden noch viel mehr gehalten, auch sogar praktische Maßregeln z. B. zur Lösung der Arbeiterfrage bereits ergriffen sind, so macht doch alles, was bisher geschrieben, geredet und geschehen ist, noch den Eindruck des Halben, des Unklaren, des Unreifen. Wäre die soziale Frage z. B. in der That nur „Magenfrage", wäre sie wirklich gelöst, wenn zur Wahrheit geworden wäre, was Fürst Bismarck einst im Reichstage zu ihrer Lösung verlangte: „Gebt dem Arbeiter, wenn er gesund ist, Arbeit, Verpflegung, wenn er krank, Versorgung, wenn er alt und schwach ist", so wären wir in der Lösung dieser Frage bereits ein gutes Stück vorwärts gekommen, denn dies Programm wird bald verwirklicht sein. Aber daß dies irgend einen Eindruck auf unsere Arbeiterbevölkerung gemacht, daß die von den sozialdemokratischen Lehren ergriffenen Arbeiter irgendwie in größeren Scharen die Reihen der Sozialdemokraten verlassen, davon ist nichts zu bemerken. Sie nehmen, was sie bekommen können, und bleiben, was sie waren. Dies kann auch nicht anders sein. Denn die Magenfrage ist nur ein Teil der sozialen Frage. Dies wird selbst von liberaler Seite zugestanden. Darum fordert eine im letzten Monat von dieser Seite ausgegangene Schrift: „Die Vorgänge der inneren Politik seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelm II.", eine übrigens den maßlosen Dünkel der Nationalliberalen von neuem bekundende Schrift, Bildung. Doch Bildung schafft zwar nach bekanntem Ausspruch: „kluge Schurken", aber keine zufriedene Leute. Die soziale Frage wird nicht eher ihre Lösung finden, als bis sie auch als eine sittlich religiöse anerkannt wird. Ist dies aber geschehen, so wird sie nur gelöst werden können mit Hülfe der evangelischen Kirche. Die Mitwirkung derselben wird freilich zur Zeit noch vom Staate verschmäht, und sie erfreut sich nicht der Achtung des leitenden Staatsmannes. In der That ist sie allerdings in ihrem jetzigen Zustande an erfolgreicher Thätigkeit vielfach gehindert. So lange die evangelische Kirche wie die preußische Landeskirche — und in den anderen Staaten ist es nicht viel anders —

wesentlich als eine Veranstaltung des Staates erscheint, zum mindesten als eine solche behandelt wird, wird sie den Beweis ihrer Kraft nicht führen können. So lange wird aber auch die soziale Frage immer das drohende Gespenst bleiben trotz Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung.

Die Vorlage über die Versicherung der Arbeiter gegen Alter und Invalidität ist die wichtigste, welche dem Reichstage im verflossenen Monat zugegangen. Sie ist von demselben in mehrtägigen Debatten verhandelt und endlich an eine Kommission von 28 Mitgliedern verwiesen. Es ist ein gewaltiges Vorhaben, 12 Millionen deutscher Arbeiter im Alter und bei Invalidität zu pensionieren, so gering die Pension auch nur ist. Große Lasten werden damit dem Reiche, den Arbeitgebern und den Arbeitern auferlegt. Selbst die formellen Schwierigkeiten sind nur schwer zu überwinden. Die Verhandlungen des Reichstages ergaben, daß kaum über einen der wesentlichen Punkte unter den maßgebenden Parteien Einigkeit besteht. Völlig ablehnend, wie gewöhnlich, verhielten sich allerdings nur die Sozialdemokraten, deren Vertreter es für das beste erklärte, die Vorlage im Hause selbst kurzer Hand abzulehnen, und die „Freisinnigen", die den Meister der nörgelnden Kritik, den Abg. Schrader, zu ihrem Mundstück erwählt hatten. Bei den übrigen Parteien besteht der entschiedene Wille, etwas zu stande zu bringen, aber nicht um jeden Preis muß es sein und nicht gleich heut. Hat es drei Jahre gedauert, bis ein brauchbares Unfallversicherungs-Gesetz vereinbart werden konnte, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn die ungleich schwierigere Alters- und Invaliditäts-Versicherung noch mehr Zeit in Anspruch nimmt. Da noch gar keine praktischen Erfahrungen haben gesammelt werden können, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn ein jeder an seinen besonderen Ideen zäher festhält, als es vielleicht der Fall sein würde, wenn sich auf bedeutsame Vorbilder hinweisen ließe. Um so weniger, das muß wiederholt werden, haben wir Grund, zu schleunigem Abschlusse zu drängen. Ein mangelhaft ausgearbeitetes Gesetz würde die stärkste Waffe sein, deren sich die Sozialdemokratie bei den nächsten Wahlen bedienen könnte. Die Vorlage hat eine ungeheure Tragweite für die Zukunft des gesamten deutschen Arbeiterstandes.

Zu sozialpolitischen Debatten hatte der Reichstag außerdem noch zweimal Veranlassung, einmal bei der ersten Lesung der Regierungsvorlage betreffend Abänderung des Genossenschaftsgesetzes, und sodann bei dem bekannten, ständig wiederkehrenden Antrage der Abgeordneten Ackermann und Buol auf Einführung des Befähigungsnachweises für die Handwerker. Ueber den Befähigungsnachweis hat sich Neues natürlich nicht sagen lassen. Darauf kommt es aber auch gar nicht an. Die Aufgabe ist, wie der Abg. Ackermann hervorhob, vielmehr die, zu zeigen, daß die Freunde des Handwerkes allen Widerwärtigkeiten, mit denen sie fortdauernd zu kämpfen haben, ungeachtet, Mut und Geduld nicht verlieren, sondern immer wieder von neuem Zeugnis dafür abzulegen entschlossen sind, daß sie für eine gute und gerechte Sache kämpfen.

Der Entwurf zu dem neuen Genossenschaftsgesetz fand bei allen Parteien eine wohlwollende Aufnahme. Die wichtigste Neuerung in demselben ist die Zulassung von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht. Als die konservative Partei im Jahre 1881 die Zulassung derselben beantragte, scheiterte sie damit an der lebhaften Opposition der Linken unserer Führung von Lasker und Rickert. Heute aber hat das praktische Bedürfnis über die theoretischen liberalen Bedenken gesiegt, so daß der Anwalt der Genossenschaften, der freisinnige Rechtsanwalt Schenk, diesen Teil der Vorlage freudig begrüßte. Doch wurde von verschiedenen Seiten dagegen Widerspruch erhoben, daß der gesamte Geschäftsbetrieb der Genossenschaften von Zeit zu Zeit einer amtlichen Revision unterzogen werden soll. Wenn auch der Staatssekretär v. Schelling es bestritt und diese Maßregel nur als eine im Interesse solider Geschäftsführung notwendige bezeichnete, so wird man doch wohl diese Bestimmung in der That als eine Art Mißtrauensvotum für die Genossenschaften ansehen müssen. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, in wieweit die praktische Erfahrung, namentlich die Konkurse von Genossenschaften, die auf

weite Kreise kleinerer, unselbständiger Leute auf Jahre hinaus vernichtend wirken, diese Maßregel als notwendig erscheinen lassen. Das aber dürfte unzweifelhaft sein, daß diese amtlichen Revisionen, wenn sie in büreaukratischer Weise vorgenommen werden, für die Selbständigkeit und freie Entwickelung der Genossenschaften von unheilvollem Einfluß sein würden. Schlimmer als die Wechselfreiheit für unselbständige unerfahrene Leute, an die bisher doch leider noch nicht gerührt werden soll, wird die Freiheit von amtlichen Revisionen doch nicht für die Genossenschaften sein. Diese werden in der Regel von geschäftskundigen Leuten geleitet, welche allerdings unehrlich sein können, es aber doch nicht notwendig zu sein brauchen. An der großen Etatsrede des Frhrn. Maltzahn-Gültz hatten die liberalen Blätter allerlei zu tadeln, z. B. daß dieselbe matt und großer „Gesichtspunkte entbehrend“ gewesen sei, als ob die Etatsrede für den Effekt da wäre. Wir hoffen aber, daß Herr v. Maltzahn zu einer solchen bald Gelegenheit finden wird. Am 1. Januar 1890 läuft das Privilegium der Reichsbank ab, gilt aber als stillschweigend für 10 Jahre verlängert, wenn bis dahin keine Kündigung erfolgt ist. Es steht zu wünschen, daß der Bundesrat von dieser Befugnis mit Zustimmung des Reichstages Gebrauch machen und diese Gründung der Aera Delbrück-Kamphausen einer gründlichen Umgestaltung unterziehen wird.

Die Beratung des Militär-Voranschlages gab den Freisinnigen und Sozialdemokraten erwünschte Gelegenheit, an den ihnen unbequemen Militär- und Kriegervereinen Kritik zu üben, indem sie einmal behaupteten, daß die Vereine unter die Aufsicht der Bezirksoffiziere gestellt seien und zum anderen, daß in den Vereinen entgegen ihren Statuten Politik getrieben würde. Die Beantwortung der Frage, ob in Sachen der Kriegervereine eine Allerhöchste Kabinetsordre ergangen sei, lehnte der Kriegsminister als in die Prärogative des Königs eingreifend ab, hat aber demnächst im Privatgespräch einzelnen Abgeordneten gegenüber den Erlaß einer solchen Kabinetsordre in Abrede genommen. Allerdings sind im Laufe des letzten Jahres viele ehemalige Offiziere, Landwehr- und Reserveoffiziere den Kriegervereinen beigetreten, diese Thatsache, vielleicht in Verbindung mit ungewandtem Auftreten einzelner dieser Herren, hat wohl die Anfrage der Freisinnigen hervorgerufen, eine Thatsache, die sich aber ebensogut, wie durch höhere Anregung, auch dadurch erklären läßt, daß die Vereine sich vielfach bemüht haben, die in ihrem Bezirk wohnhaften Offiziere zum Beitritt zu bewegen. Politik darf und wird in den Vereinen nicht anders getrieben als soweit dies die Statuten der Vereine von selbst mit sich bringen. Denn da dieselben als erste Pflicht die Pflege der Treue zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Vaterland hinstellen, so ist damit von selbst gegeben, daß Sozialdemokraten überhaupt nicht und Freisinnige nur mit Auswahl, sofern sie nur Verführte, nicht Führer sind, in die Vereine aufgenommen werden können. Indirekt bilden die Krieger- und Militärvereine soweit allerdings einen Schutzwall gegen die Weiterverbreitung des Freisinns und der Sozialdemokratie. Doch will es uns bedünken, als ob diese heilsame Wirkung der Vereine auf der Rechten vielfach überschätzt und dabei manche Schattenseite übersehen wird. Es fehlen den Vereinen größtenteils feste greifbare Ziele, deren Verwirklichung sie erstreben. Die Pflege patriotischer Gesinnung und der Kameradschaft allein genügt nicht. Es werden daher häufig Kriegervereine nur ein Mittel, um der Sucht unserer Zeit nach Gründung von „Vereinen“ zu genügen, um erneut Gelegenheit zu haben, ein Stiftungsfest oder an einem patriotischen Gedenktage einen Kommers oder ein Tanzfest zu veranstalten.

Die verhältnismäßig kurzen Erörterungen über den schweizerischen Handelsvertrag, die mit der unveränderten Annahme der Vorlage endeten, haben wieder einmal gezeigt, daß die vollendete Thatsache eine ungeheuere Macht ist. Obwohl nicht nur ultramontane, sondern auch nationalliberale Redner auf die bedenklichen Folgen dieses beginnenden Abbröckelungsprozesses für das bestehende Zollsystem hinwiesen, und Dr. Windthorst keinen Anstand nahm zu sagen, daß uns das bei dem Handelsvertrage

mit der Schweiz eingeschlagene Verfahren über kurz oder lang zum Freihandel zurückführen müsse, lehnte das Haus die Beratung der Vorlage im Ausschusse ab und nahm dieselbe unverändert an. Niemand wollte die Verantwortlichkeit für das Scheitern des Vertrages auf sich nehmen, so unangenehm derselbe einem großen Teil des Hauses war.

Der wichtigste Tag der Reichstagssession war der letzte Verhandlungstag vor den Weihnachtsferien. Nachdem das Haus fast einstimmig die Vorlage des Bundesrates wegen Ausschreibens einer Preiskonkurrenz für das zu errichtende Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. angenommen hatte, ging dasselbe zur Beratung der von Windthorst mit Unterstützung des Centrums eingebrachten kolonialpolitischen Resolution über, die mit Annahme derselben durch eine überwältigende Mehrheit — nur die Freisinnigen und Sozialdemokraten stimmten dagegen — endete. Windthorst hat hierbei wiederum einmal bewiesen, daß er früher aufgestanden, als die übrigen Parteiführer und verstanden, aus der gegenwärtigen kolonialpolitischen Situation, die wohl gar nicht seinem Herzenswunsch entspricht, soviel Kapital für seine Partei zu schlagen, wie nur möglich. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die konservative und nationalliberale Partei die Centrums-Resolution miteingebracht hätten oder selbständig vorgegangen wären. Während diese aber noch ratschlagten, hatte der kluge Centrumsführer schon gehandelt.

Ein Teil des Centrums — dem auch Windthorst zugehört — stand bisher den kolonialpolitischen Bestrebungen ablehnend gegenüber. Jetzt aber ist der Papst für die Bestrebungen des Kardinals Lavigerie, der sogar Freikorps zur Bekämpfung der Araber ausrüsten will, fest eingetreten, hat selbst große Summen zu diesem Zweck gespendet und die Katholiken zu einem Gleichen ermahnt. Diesen Mahnungen des Papstes zu entsprechen, konnte Windthorst sich um so weniger entziehen, als gerade in dem katholischen Deutschland eine mächtige Bewegung für diese vom Papste begünstigten Bestrebungen sich geltend macht. Es kann dem erfahrenen Politiker hierbei aber nicht entgangen sein, daß hiermit auch die auf Vermehrung und Vergrößerung des Kolonialbesitzes des Reiches gerichteten Bestrebungen einen großen Vorschub erhalten, und daß die Bekämpfung der Sklaverei, ohne daß das Reich in Afrika festen Fuß faßt, gar nicht möglich ist. Dies ergiebt sich aus der Rede des Staatssekretärs Grafen Bismarck deutlich genug, und die angekündigten, im Januar zu erwartenden Vorlagen des Bundesrates werden dies noch weiter klar stellen. Mit der Seeblokade allein lassen sich die Sklavenhändler nicht bezwingen. Auch verursacht dieselbe zu große Kosten und legt unserer Marine zu große Opfer auf. Deshalb soll sie ersetzt oder doch wenigstens ergänzt werden durch eine Landblokade. Nur vier Plätze sollen vorläufig von etwa 1000 Mann afrikanischer Soldaten unter Führung deutscher Offiziere besetzt werden. Es ist dies nur ein kleiner Anfang, aber immerhin ist es ein Anfang einer Kolonialarmee. Damit wird die bisherige Grundlage unserer Kolonialpolitik, die nur in dem Rahmen des Schutzes kaufmännischen Erfolg verheißender Unternehmungen sich halten sollte, prinzipiell verlassen. Nicht nur die ostafrikanische Gesellschaft zu schützen, wenigstens nicht deswegen in erster Linie, sondern zwecks Erfüllung des civilisatorischen Berufes, das Uebel der Sklaverei, auszurotten, stellt das Reich eine Reichstruppe auf und faßt damit selbst in Ostafrika festen Fuß. Was aus der ostafrikanischen Gesellschaft wird, ist schließlich für die weitere Entwickelung der Dinge ziemlich gleichgültig. Manche Fehler scheinen die Leiter derselben gemacht zu haben. Das dem Reichstag zugegangene Weißbuch tadelt das Verhalten derselben zum Teil sehr scharf. Inzwischen hat die Seeblokade unter Mitwirkung von England, Italien und Portugal ihren Anfang genommen. Außer der Wegnahme einiger mit Sklaven angefüllten Hulks durch die deutschen Schiffe und eines mit Unterstützung deutscher Schiffe geführten Kampfes um Bagamoyo, einer Station der ostafrikanischen Gesellschaft, die mit dem Rückzug der Araber in das Innere endete, ist nichts von Belang zu melden.

Im deutschen Damaralande scheinen die Dinge gleichfalls nicht so zu stehen, wie

sie sollten. Der Engländer Lewis ist mit seinen früheren Ansprüchen auf die Minendistrikte im Damaraland wieder hervorgetreten. Hierbei hat er die Unterstützung von Maherero, dem Oberhäuptling der Herero, gefunden. Infolgedessen haben die deutschen Behörden mit dem Reichskommissar Dr. Göring an der Spitze sich nach der englischen Walfischbai zurückgezogen. Zu dieser „Rückwärtskonzentrierung“ wird sie wohl mehr die Not, als der eigene Trieb veranlaßt haben. Bei Suakim haben die vereinten Engländer und Aegypter einen großen Sieg über Osman Digma davongetragen. Ob dieser Sieg wirklich so groß ist, wie der englische Telegraph meldet, und ob die Ausnutzung desselben nicht sofort durch den Saum der Wüste gehindert wird, steht dahin.

Ueber Stanley und Emin liegen sichere Nachrichten noch nicht vor. Zwar wurde im englischen Parlament als beglaubigt mitgeteilt, daß beide am oberen Kongo wohlbehalten angelangt seien. Aber so unerwartet die Nachricht kam, so schnell ist sie auch wieder in Frage gestellt worden. Sicher ist im gegenwärtigen Augenblick nichts. Auch nicht, ob eine deutsche Emin-Expedition überall noch unternommen werden wird oder nicht. Aus Berlin verlautet neuerdings, Wißmann werde keine neuen Fahrten in das Innere unternehmen, sondern in amtlicher Stellung langsam von der Küste aus vorzuschreiten und zu kolonisieren berufen werden. In erster Linie solle es sich um Herstellung und Sicherung von Straßen durch Forts handeln. — Man kann nur wünschen, daß dies Programm und kein anderes verwirklicht werden möchte.

* * *

Am 2. Dezember feierte Kaiser Franz Joseph von **Oesterreich-Ungarn** sein 40jähriges Kaiser-Jubiläum. Regierungsjubiläum darf man nur als Deutsch-Oesterreicher sagen. Denn die heißblütigen Ungarn wollten dies Regierungsjubiläum kaum mitfeiern, weil für sie die Regierungszeit des Kaisers erst von seiner Krönung als König von Ungarn datiert. Was dieser vorangegangen, kommt für sie nicht in Betracht oder erscheint ihnen sogar nur als eine Zwingherrschaft. Kaiser Franz Joseph hatte jede offizielle Feier seines Jubiläums untersagt. Nur durch zahlreiche wohlthätige Stiftungen wird das Gedächtnis dieses Tages kommenden Geschlechtern überliefert werden. In der That ist diese vierzigjährige Periode an traurigen Erinnerungen reicher, als an freudigen. Auch der gegenwärtige Zustand des österreich-ungarischen Reiches ist nicht geeignet, ein Gefühl der Befriedigung hervorzurufen. Der Streit der Nationalitäten dauert unaufhaltsam fort und droht das Reich auseinanderzureißen. Der einzige feste Turm, der noch Halt und Sicherheit gewährt, ist das Kaiserhaus. Wie lange aber wird dies selbst noch von Angriffen verschont bleiben? Nachdem es dem Kaiser Franz Josef mit Hülfe tüchtiger kräftiger Männer in jungen Jahren gelungen war, die Revolution niederzuwerfen und die habsburgische Kaiserkrone in altem Glanz wiederherzustellen, hat er in reiferem Alter, beraten vom Grafen Andrassy, die Krönung des Gebäudes vollendet durch das von größter Hochherzigkeit zeugende Bündnis mit seinem Besieger. Das deutsch-österreichische Bündnis ist eine große That des Kaisers. An diesem Bündnis, das gleich segensreich für beide Länder ist, ist leider im letzten Monat wieder genagt und gerüttelt. Eine lebhafte Preßfehde hatte sich in der sonst für offiziös geltenden Presse beider Reiche gegen einander entwickelt. Gelegentlich der Verhandlungen über die Verstärkung der Wehrmacht sind scharfe Worte gegen Deutschland im österreichischen Reichsrat gefallen, die Zeugnis davon ablegen, daß Mißstimmungen in weiten Kreisen gegen Deutschland vorhanden sind. Worauf die scharfe Preßfehde zurückzuführen ist und was sie eigentlich bezweckt hat, ist für den nicht Eingeweihten schwer zu sagen. Die Blätter, die dieselbe mit besonderer Lebhaftigkeit führten, dienen aber nicht bloß offiziösen Mitteilungen, sondern sie gehören — dies trifft namentlich auf die in Betracht kommenden österreichischen Blätter zu — Mitgliedern des internationalen Judentums, oder sie sind doch der Beeinflussung der goldenen Internationale zugänglich. Dem internationalen Judentum ist das deutsch-österreichische Bündnis jetzt ein großer Stein des Anstoßes, nachdem dasselbe

erfahren, daß in Deutschland unter der Regierung Kaiser Wilhelm II. wenig für dasselbe zu holen ist. Erfreut sich doch Kaiser Wilhelm II. der Auszeichnung, bei dem internationalen Judentum der bestgehaßte Mann zu sein. Daß die offiziellen Kreise dieser Preßfehde ferngestanden, daß das Verhältnis der beiden Kaiser zu einander ein ungetrübtes ist, beweisen die anläßlich des Jubiläums gewechselten besonders herzlichen und warmen Telegramme, die sofort zur Veröffentlichung gelangten, sowie mehrere der Wiener „Politischen Korrespondenz" aus Berlin zugegangene hochoffiziöse Artikel. Das Bündnis zwischen den beiden Reichen beruht nicht auf Gefühlen, die schnellem Wechsel unterworfen sind, sondern auf gemeinschaftlichen Interessen, von deren Verteidigung die Wohlfahrt beider Reiche abhängt. Sollten daher wirklich gewisse Seiten in Oesterreich, die sich mit dem Bündnis mit Deutschland nie haben befreunden können, einer Annäherung an Rußland und Frankreich das Wort reden, so werden sie damit schwerlich Erfolg haben. Die vitalsten Interessen Oesterreichs selbst würden dabei geschädigt werden.

Oesterreich hat immer Wert darauf gelegt, daß sein Einfluß in Serbien dominiere. Gerade jetzt ist derselbe aber bedroht. Schon wird der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Rußland und Serbien gemeldet. Mag diese Meldung auch ganz unrichtig sein, fest steht jedenfalls, daß die Russen in Serbien mächtig an der Arbeit sind. Der von dem König eingesetzte Verfassungsausschuß hat eine sehr radikale Verfassung ausgearbeitet, welche die Vorrechte der Krone sehr erheblich einschränkt, so daß es wohl zweifelhaft ist, ob mit derselben überhaupt regiert werden kann. Die Wahlen zur Landesvertretung sind ganz radikal ausgefallen. Die Königin Natalie ist in Rußland mit königlichen Ehren empfangen.

Die Montenegriner, die Pioniere Rußlands auf der Balkanhalbinsel, haben in der letzten Zeit wieder vielfach von sich hören lassen, so daß wohl etwas im Werke ist, was König Milans Thron zu einem sehr gefährdeten macht.

Zwischen **Rußland** und **England** drohte Persiens wegen ein Konflikt auszubrechen. Die englische Regierung hat vom Schah die freie Schiffahrt auf dem Karun erworben, sie hat in Persien eine englische Bank errichtet und sie hat in Mesched, der Hauptstadt der Provinz Chorassan eine bedeutende Militär-Agentur neben ihrem Konsulate etabliert. Als Gegenleistung für diese Begünstigung seines Nebenbuhlers verlangte Rußland zunächst die Befugnis, in Mesched eine Gegenagentur zu errichten durch Umwandlung seiner bisherigen einfachen kaufmännischen Vertretung in ein Generalkonsulat mit national-russischer Besatzung. Als der Schah dies ablehnte, wurde die Sprache der russischen Blätter gegen Persien und England eine drohende. Dies in Verbindung mit anderen Pressionsmitteln veranlaßte den Schah zum Nachgeben. Damit ist die mittelasiatische Frage, soweit sie persisch ist, bis auf weiteres wieder zur Ruhe gebracht.

In **Frankreich** ist der Krach des Panamaunternehmens das wichtigste Ereignis des Monats, dessen Bedeutung sich nicht allein auf Frankreich beschränkt. Ein Land, in welchem die Reblaus allein einen Schaden von 10 Milliarden verursacht hat, welches Milliarden für Kriegszwecke ausgegeben und zu verzinsen hat, kann nicht plötzlich aufs neue 1½ Milliarden entwertet sehen, ohne die ökonomische Schädigung zu empfinden, und ohne daß seine Kriegsbereitschaft beeinträchtigt wird. Die Panama-Gesellschaft ist thatsächlich fallit und nur dem Spruch des Pariser Handelsgerichts hat sie es zu danken, daß sie dem offenen Konkurse noch entgangen ist. Wäre derselbe eröffnet worden, so würde der Staat Columbien in der Lage gewesen sein, die der Gesellschaft erteilte Konzession zurückzunehmen. Dann hätten die Amerikaner sich des längst mit Mißtrauen betrachteten Werkes bemächtigen und den französischen Einfluß auf dasselbe beseitigen können. Nachdem aber der von der französischen Regierung gemachte Versuch, die Gesellschaft zu retten, an dem Widerspruch der Kammer, welche die politischen Gründe nicht gelten ließ, sondern auf dem Rechtsstandpunkte verharrte, gescheitert ist, wird der formelle Konkurs wohl unabwendbar sein.

Auf dem rein politischen Gebiet ist die wichtigste Thatsache, daß der lang verschollene Ferry seine Stunde für gekommen hält und wieder auf der politischen Bühne erschienen ist. Unter seiner Führung scheint sich nach Neujahr ein Ansturm auf das Kabinet Floquet vorzubereiten. Dieser sucht seine Stellung zu befestigen durch Abschaffung der Listenwahl und Wiedereinführung der Arrondissementswahl. Die Boulangisten und die Rechte verdanken ihren Erfolg — so meint man — allein der Listenwahl. Flugs schafft man sie ab, während man sie vor wenigen Monaten noch für heilig und unantastbar erklärte. Variatio delectat!

Wirtschaftspolitik.

Die erste Lesung des Gesetzentwurfs über die Alters- und Unfähigkeits-Versicherung hat die Hoffnungen auf das Zustandekommen einer grundlegenden Arbeit gefördert. Die meisten der von uns hervorgehobenen Bedenken sind auch im Reichstag zur Geltung gelangt. Mancherlei der dort außerdem gemachten Einwendungen haben für uns weniger Gewicht — insbesondere die gegen die Reichsversicherung und die gegen eine gewisse Centralisierung erhobenen. Die Besorgnis, daß durch die Centralisierung allzu bedeutende Kapitalbeiträge auf einen Punkt zusammengezogen werden würden, was von gefährlicher Wirkung sein könnte, muß sicher sehr zusammenschrumpfen im Hinblick auf die Kapitalzentralisation der Börse und den durch die Reichsbank jener dafür geleisteten Vorschub. Wir würden im Gegenteil ein derartiges Kapitalgegengewicht als sehr praktisch und sicher segensreich betrachten; und wie wenig Befürchtungen vor der Kapitalkonzentration durch den Staat gerechtfertigt sind, beweist die Eisenbahnverstaatlichung, von der man sagen kann, daß sie die Grundlage ist für den Wall, den wir gegen die Bildung französischer Zustände aufzurichten haben. In Frankreich, wo auch die Eisenbahnen in den Händen der Börse sind und wo auch keine Aussicht ist, sie ihr zu entreißen, hat jene das ganze Land in der Hand und ein Widerstand gegen sie ist kaum noch möglich. Selbstverständlich bleibt ja immer für uns die Voraussetzung, daß die großen Kapitalsummen, welche bei etwaiger Einführung des Deckungsverfahrens, oder die kleineren, welche beim Umlageverfahren in Reserve gelegt werden, nicht beliebig kapitalisiert, sondern immer wieder zu entsprechenden Zwecken angelegt werden. Hier könnten sich z. B. Mittel finden für Förderung des Gedankens des Pfarrers von Bodelschwingh, den Arbeitern in den Fabrikdistrikten und den Umgebungen der großen Städte die „Scholle" zu erwerben — eines Gedankens, der mit Alters- und Unfähigkeitsversicherung so gleichbedeutend erscheint, daß man seine Verwirklichung durch die Mittel jener geradezu als selbstverständlich bezeichnen könnte. Wenn sich die Sozialpolitiker des Centrums gegen den Reichsbeitrag erklärt haben, so ergiebt sich dies aus den alten manchesterlichen Neigungen seiner Führer und aus dem leider auch in konservative Kreise hineinreichenden Vorurteil, daß der Staat sich nur um Produktion und Konsumtion, aber nicht um Verteilung der Güter kümmern dürfe.

Einen starken Stein des Anstoßes und der praktischen Schwierigkeiten bilden die Versicherungsbücher. Die Zentrumspolitiker, welche das Reich aus der Beziehung zur Versicherung ausschließen wollen, und dafür umsomehr für den Anschluß an die Berufsgenossenschaften sind, kommen über die Frage durch jenen Anschluß leicht hinweg; sie brauchen dann gar kein Quittungsbuch. Will man aber die freiwillige Erhöhung des Beitrags und der Rente, so kommt man auch beim Umlageverfahren und wenn die Wartezeit vollständig beseitigt wird, nicht über das Quittungsbuch hinweg. Die Rente, sei sie nun Unfähigkeits-, sei sie Altersrente, soll thatsächlich für den Einzelnen ein

Ergebnis der Ersparung sein. Der Rentenempfänger empfängt diese Rente nicht (und darüber muß er sich vollkommen klar sein) nicht, weil er unfähig oder alt geworden ist, sondern weil er sich das Anrecht darauf durch seine Beiträge erworben, weil er sich jenes erspart hat. Daß man aber das Beitragsbuch zu einem Kontrollbuch machen müßte, ist nicht nötig. Da jeder Betriebsunternehmer verpflichtet ist, seine Arbeiter bei der Krankenkasse anzumelden, so kann von dieser aus die Kontrolle der Beitragsfächer ohne die Mitwirkung Jenes leicht bewirkt werden. Da übrigens das Recht auf die Rente nur durch die Beiträge vom beitragspflichtigen Alter an erworben werden kann, so liegt es im Interesse eines jeden Pflichtigen, sein Beitragsbuch in Ordnung zu halten, da andernfalls Nachzahlung der fehlenden Beiträge zu fordern sein würde. Beim Umlageverfahren fällt auch der Streit wegen der Wochenzahl des Jahres hinweg. Es wird einfach das Jahr selbst berechnet. Bei der Kontrolle des Arbeitsbuches beim Eintritt in einen Betrieb durch die örtliche Kassenverwaltung hat diese festzustellen, wie viel und wie hoch zu zahlen ist und der Unternehmer hat nach entsprechender Weisung die Lohnabzüge zu machen, dagegen aber die entsprechenden Marken zum Einkleben in das Quittungsbuch auszuliefern. Die Hauptsache bleibt indes, daß überhaupt die Versicherung angeregt ist und zustande kommen wird. An Mängeln wird es dabei nicht fehlen. Aber an der Wirksamkeit wird man diese Mängel erkennen und man wird sie beseitigen können. Bei den Berufsgenossenschaften sind die Mängel ebenfalls bei der Wirksamkeit hervorgetreten; und ist es denn auch nur noch eine Frage der Zeit, daß dieselben beseitigt werden.

Inzwischen hat auf dem internationalen Finanzgebiete ein interessantes Schauspiel die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen. Eine neue russische Anleihe war schon seit drei Jahren die Sehnsucht der Börse. Dieselbe sollte indes in Form einer „Konversion" vor sich gehen, dergestalt, daß man die sämtlichen russischen Staatsschuldtitel in Rententitel verwandelte. Für spätere russische Geschäfte mußte dies von außerordentlicher Bequemlichkeit sein. Man brauchte dann nicht bei jedem Geschäft eine auffällige Emission zu machen; man konnte dies ganz nach Bedürfnis und Bequemlichkeit machen; wie dies z. B. geschieht in Ungarn, wo man auch die neuen Rententitel einfach freihändig verkauft.

Diese große russische Konversion, mit der eine Anleihe von nicht weniger als 2000 Millionen verbunden sein sollte, wurde besonders von Berlin aus nachdrücklich betrieben. Auch nach dem Eintreten der politischen Spannung setzte die Börse ihre Versuche, die Konversion und die russische Anleihe zu betreiben, fort, bis die Träger dieser Versuche von anderer Seite her Anlaß erhielten, sich zu mäßigen. Seitdem versuchte man das Geschäft über Paris zu machen; zunächst, indem man von einer Konversion ganz absah. Indes waren die französischen Banken wohl bereit, eine russische Anleihe an den dortigen Börsen aufzulegen — aber ohne Verbindlichkeit. Man wollte das Geschäft nur kommissionsweise machen. Daran konnte natürlich dem russischen Finanzminister nichts liegen; er fürchtete mit gutem Grund, daß sein Kredit durch das Liegenbleiben eines Teiles der Anleihe eine starke Erschütterung erfahren werde. Die Verhandlungen zogen sich darüber Jahre lang hin und die russische Anleihe wurde nach und nach gerade so zur Seeschlange wie die kolossalen chinesischen Geschäfte, an deren Prospekt sich die Börse ebenfalls ziemlich geraume Zeit Vergnügen gönnte. Erst vor wenigen Wochen wurden die Meldungen so bestimmt, daß man nicht mehr am Abschluß der Anleihe zweifeln konnte. Nun hatten zwar die französischen Banken, welche den Abschluß gemacht hatten, diesmal die Anleihe scheinbar fest übernommen; aber doch nur zu einem mäßigen Teil. Der Gesamtbetrag der Anleihe war 500 Millionen. Aber um sich für alle Fälle zu decken, bedang das französische Konsortium sich aus, einen Teil des Betrages in Titeln einer älteren Anleihe zurückzuzahlen, nämlich in denen der fünfprozentigen Anleihe von 1877, die aber vertragsmäßig durch Auslosung in 37 Jahren zurückzuzahlen ist. Es kam also eine neue Art von Konversionsanleihe zum

Vorschein. Die Anleihe wurde auch gekündigt, aber dem russischen Staate liegt gar nichts an der Annahme der Konversion seitens der Inhaber der Anleihetitel. Denn wenn die Inhaber derselben sie sämtlich zur Konversion einreichen würden, so erhielte der russische Staat nicht mehr als 98 Millionen Fr. baar. Da nun die Gebühr, welche die französischen Banken bezogen, auf 3 Prozent angegeben wird, so hätte der russische Staat um 90 Millionen Francs baar zu erhalten, eine Provision von 15 Millionen, also 16⅔ Prozent bezahlt!

Von deutschen Firmen wagte, nachdem Hansemann sich veranlaßt gesehen hatte, seine Petersburger Reisen einzustellen, keine sich unmittelbar an dem Konsortium zu beteiligen. Nur zur Anmeldung für die Konversion traten einige Firmen hervor. Der Erfolg ist auch ausgeblieben, trotzdem man aus Paris eine Ueberzeichnung um das Zweiundeinhalbfache erwartete. Außerhalb Frankreichs ist baar nur eine Kleinigkeit gezeichnet worden, während es sicher ist, daß seitens der eigentlichen Börsenkreise weit beträchtlichere Summen übernommen worden sind. Die Börsenkalkulation ist auch die, die neuen russischen Titel in Deutschland unterzubringen, da garnicht daran zu denken ist, daß dies in Frankreich der Fall sein wird.

Dort sind die Börsenverhältnisse gegenwärtig fast noch kritischer als anderwärts, indem das größte Börsenunternehmen dieses Jahrzehnts, die Panamakanalgesellschaft, zusammengebrochen ist, nachdem es nicht möglich gewesen war, die letzte Anleihe, eine Lotterie-Anleihe, vollständig unterzubringen, obgleich unverkennbar die kleinen Leute in Frankreich dafür sehr tief in ihren Beutel gegriffen haben; denn sie brachten immer noch über 200 Millionen Fr. auf. Aber es war der Tropfen auf dem heißen Stein. Die Angelegenheiten der Kanalgesellschaft sind so verfahren, daß kein Ausweg als der Bankerott mehr möglich ist. Auf Betreiben der Großfinanz, die freilich schlau im Hintergrund blieb, verwarf die französische Kammer den Antrag, der Gesellschaft ein Moratorium auf drei Monate zu verleihen. Dies waren dieselben Leute, welche den Rahm abgeschöpft haben und nun ein zerbrochenes Gefäß zurücklassen. Wie arg bei diesem Unternehmen gehaust worden ist, sieht man daran, daß Herr von Lesseps beim Beginn des Unternehmens, das in weniger als zehn Jahren fertig sein sollte, die Kosten auf 600 Millionen Fcs. angab und berechnete, daß die jährlichen Einnahmen des fertigen Kanals 90 Millionen Fcs. betragen sollten. Aber bevor zwei Jahre vergangen waren und bevor noch ernstlich am Kanal gearbeitet wurde, waren bereits fast die veranschlagten 600 Millionen verbraucht und das Unternehmen mit 725 Millionen belastet. Gegenwärtig beträgt die Belastung des unfertigen Unternehmens bereits über 2000 Millionen, wovon über 700 Millionen offenes Agio (also mehr als der Kanal überhaupt kosten sollte), mehr als 1300 Millionen Fcs. aber sind baar in die Kassen der Gesellschaft geflossen. Selbst aber wenn es gelungen wäre, die Losanleihe vollständig unterzubringen, so konnte man nicht daran denken, das Unternehmen zur Vollendung zu bringen; schon hat Herr v. Lesseps erklärt, daß er damit den Kanal nicht in der ursprünglichen Projektierung herstellen könne und daß nun ein Schleußenkanal gebaut werden solle. Damit ist auch praktisch der Stab über das Unternehmen gebrochen. Denn ein Schleußenkanal vermindert die Leistungsfähigkeit um mindestens dreiviertel; und wenn Herr von Lesseps im Jahr 1880 den Ertrag auf 90,000000 annahm, so wird er sich bei dem Schleußenkanal mit 22½ Millionen begnügen müssen, während schon jetzt das Unternehmen eine jährliche Last von 70 Millionen auf sich hat. Jetzt sind zwar die Aktionäre aufgefordert worden, auf die Zinsen während der noch ausstehenden Bauzeit zu verzichten, allein dies dürfte sich von selbst verstehen. Ohnehin ist das Geld für diese Verzinsung in den letzten Jahren nur durch die Anleihen herbeigeschafft worden.

Seitens der Börse und des Börseneinflusses wird nichts geschehen, um die alte Gesellschaft zu retten. Diese hat ihre Dienste gethan und kann nun gehen. Nachdem

man bereits den Löwenanteil des dem Unternehmen zugeflossenen Kapitals an sich gezogen hat, will man jetzt das ganze haben — nur billig. Man wird daher die Gesellschaft ihrem Schicksal überlassen; es wird zum Konkurs und zur Versteigerung des Unternehmens kommen. Dann wird sich eine neue Gesellschaft zur Vollendung des Unternehmens bilden. Und die Börse hat sich schlauer Weise schon ausgedacht, daß, da die französischen Kapitalisten nun einmal gründlich geprellt sind, sich eine „internationale“ Gesellschaft sehr gut machen würde, besonders wenn sie seitens der Großmächte Kapitalgarantie erhielten. Die Angelegenheit kann also noch interessant werden. Bereits jetzt beginnen die Börsenblätter, die öffentliche Meinung auf diese Börsenschlauheit vorzubereiten. Rechnet sie nicht falsch, dann wird sich allerdings derselbe Brunnen zum zweitenmal öffnen. Da anscheinend nur etwa der fünfte Teil der Arbeiten am Panamakanal gethan ist und nach einem Geldverbrauch von mehr als 1000 Millionen noch vier Fünftel zu thun sind, so könnte sich die Sache ins Unabsehbare hinausspielen.

Jedoch ist die Lage der Agiotage gegenwärtig überhaupt kritisch. Fast unmittelbar nach dem Ausbruch der Panamakatastrophe brach auch ein Pariser Börsenmakler zusammen. Die Passiven desselben, worunter zahlreiche Veruntreuungen, betragen, soweit sie bis jetzt bekannt sind, 8,000000 Fr. An der Londoner Börse aber sah man sich veranlaßt, gegen einige Makler exemplarisch vorzugehen und sie zeitweise von der Börse auszuschließen, weil sie Geschäfte für den Commis einer Börsenfirma gemacht hatten — was weislich verboten ist (aber doch, wie alles Unerlaubte an der Börse, weidlich getrieben wird). Der Jüngling, der hier in Frage kam, berechtigte freilich zu den allerbesten Börsenhoffnungen. Seine Passiven, denen gar keine Aktiven gegenüberstanden, betragen mehr als 1,500000 Mark.

Eigentümlich berührt, daß trotz der ungeheuerlichen Ausbeutung des Nationalvermögens durch die Börse, die Blätter derselben das tägliche Lied von der Grausamkeit des Staates singen, der „das Brot des armen Mannes“ verteuere. Immer wird dabei zurückgegriffen auf die Behauptung, daß die gegenwärtige mäßige Getreide- und Brotpreiserhöhung ihren Grund habe in den deutschen Schutzzöllen.

Aber es giebt schlagende „ziffermäßige“ Beweise dafür, daß nicht der Getreidezoll der Grund jener Steigerung, sondern daß derselbe anderswo zu suchen ist. Es waren z. B. die Weizenpreise Ende September

	1887:	1888:
in London	28 sh. 8 d.	38 sh. 1 d.
in Danzig	141 M.	180 M.
in Stettin	153 M.	186 M.
in Berlin	156 M.	186 M.
in Köln	163 M.	190 M.

Demnach **betrug die Preissteigerung des Weizens in London**, wo weder Getreidezölle bestanden noch auferlegt wurden, **vom September 1887 bis 1888 nicht weniger als 32¾ Prozent**. Dagegen stieg der Weizenpreis innerhalb der deutschen Zolllinie binnen derselben Zeit in

Danzig	um 27⅔	Prozent,
Stettin	„ 21½	„
Berlin	„ 20⅓	„
Köln	„ 16½	„

Ein Blick auf diese Nebeneinanderstellung zeigt, daß die Behauptung der Börsen- und Freihandelspresse, die Brodverteuerung bez. die Steigerung der Getreidepreise in Deutschland werde durch die landwirtschaftlichen Zölle bewirkt, einfach ein demagogisches

Manöver ist. Selbst die stärkste Steigerung des Getreidepreises im schutzzöllnerischen Deutschland bleibt um **mehr als fünf Prozent gegen die Steigerung im freihändlerischen England zurück.** Und im Durchschnitt wird das Verhältnis für das freihändlerische Land noch bei weitem ungünstiger.

Recht bezeichnend ist gleichwohl, daß im deutschen Reichstag die sozialdemokratische Fraktion in Verbindung mit der „deutsch-freisinnigen" einen Antrag auf Beseitigung der landwirtschaftlichen Schutzzölle eingebracht hat. Schlagend ist durch die obige Nebeneinanderstellung erwiesen, daß die Getreidepreiserhöhung in Deutschland eine um den dritten Teil geringere geblieben ist, als in England. Zugleich erscheint erwiesen, daß da, wo der Staat keinen Zoll erhebt, derselbe vom Zwischengeschäft sicher eingestrichen wird.

Wenn eine nach den Wünschen der Börse eingerichtete Gesetzgebung die Völker glücklich machte, so müßten **England** und **Belgien** die glücklichsten Länder der Erde sein. Aber grade diese Staaten erscheinen augenblicklich als glimmende Herde der sozialen Revolution. Die furchtbaren Zustände in Belgien sind bekannt. Aber auch in England häufen sich die Klagen über Ausbeutung. Von den 100 000 Dockarbeitern Londons erscheinen stets 40 000 beschäftigungslos; infolgedessen sind sie der schamlosesten Ausbeutung preisgegeben. Ein „Unternehmer", der für die Entladung eines Schiffes auf die Tonne 20 Pence erhält, zahlt seinerseits an die Arbeiter 4½ Pence, steckt also mehr als drei Viertel des Lohnes in die Tasche und kann damit bald Kapitalist werden. In den königlichen militärischen Werkstätten erhalten die Arbeiter und insbesondere die Arbeiterinnen 30—50 Prozent Lohn weniger als für sie berechnet wird. Diese Zustände haben bereits öffentlicher Erörterung unterlegen, indes kümmert sich darum maßgebenderseits niemand mehr. Das durch Lord Herrschell herbeigeführte Gesetz, wodurch Werkzeuge und Hausrat bis zum Betrag von 75 Lstl. auf keinen Fall, auch nicht für rückständige Miete, gepfändet werden dürfen, ist nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Was aber den Liberalismus betrifft, so ist er sich überall gleich. Als kürzlich eine Abordnung der Arbeiter in Ostlondon dem Führer der englischen Liberalen, Gladstone, eine Denkschrift über die dortige traurige Lage überreichte, erklärte er, mit den Verhältnissen nicht bekannt zu sein; er meinte dann, „erleuchtete Wohlthätigkeit" könne hier viel helfen, und entließ die Abordnung mit der Bemerkung, daß bessere Zustände anbrechen würden, wenn London gemeindliche Selbstverwaltung erhalten würde.

Man sieht also nicht nur, das liberale Aktiengesellschaftswesen macht bankerott, sondern auch die Staatsmänner desselben. Spaßhaft ist es aber, einen Engländer seine Hoffnung auf die zukünftige Selbstverwaltung setzen zu sehen, wo der deutsche Liberalismus seine ganze Weisheit aus der englischen Selbstverwaltung saugen will. Wir können uns über die Richtigkeit seiner Erfolge nicht wundern.

Kirche.

In die großen politischen Fragen, welche im abgelaufenen Monat die Gemüter in Deutschland bewegt haben, spielt vielfach auch das kirchilche Interesse mächtig hinein.

Dies gilt, so wenig es den Anschein haben mag, auch von den Ereignissen und Zuständen in **Ost-Afrika.** Es ist bekannt, daß gleich im Beginn der ostafrikanischen Kolonisation auf evangelischer Seite Stimmen laut wurden, welche den katholischen Missionaren, als den unablässigen Störern des kirchlichen und politischen Friedens, das

Niederlassungsrecht dort gänzlich versagt und dadurch die innere und äußere Ruhe gewahrt wissen wollten. Aber nichts in dieser Richtung geschah.

Die Sorge vor solchen Absichten spornte im Gegenteil den Eifer der Katholiken, der evangelischen Konkurrenz zuvorzukommen, auf das Aeußerste an, und sie verstanden es, mit ihrem Gelde und der ihnen eigenen Weltklugheit nicht nur, wohl ausgerüstete Missionskolonnen in größter Eile mobil zu machen und zu entsenden, sondern auch in ihrem Sinne zuverlässige Leute in die Verwaltung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hineinzuschieben. Erhebliche finanzielle Beteiligung ebnete ihnen hier ohne weiteres den Weg zu beinahe maßgebendem Einfluß; speziell dem vielgenannten Doktor Peters wird nachgesagt, daß er demselben mehr als gut nachgegeben habe.

Wir unsererseits stehen nun nicht auf dem Standpunkt, daß wir den katholischen Missionen überall den Eintritt in die uncivilisierten Gebiete gewehrt wissen wollten. Gegenüber dem Islam der Araber, dem Fetischismus der Neger und dem Nihilismus der „christlichen" Schnapshändler stellt ohne Zweifel auch das korrumpierte Christentum der Römer einen Fortschritt dar. Ueberdem stehen die Geldmittel, welche die Missionen aufwenden, nicht nur im Dienste des Papstes, sondern auch in demjenigen der Kultur und Civilisation. Andererseits aber hat es auch niemand so nötig wie die Katholiken, kurz gehalten zu werden. Nur, wo es ihnen schlecht geht — es liegt das im Prinzip — sind sie erträglich; sobald sie zu Macht und Einfluß kommen, mißbrauchen sie dieselben allemal.

Inzwischen haben sich nun auch die Dinge thatsächlich so entwickelt, daß ein Rückgängigmachen dessen, was geschehen ist, ausgeschlossen scheint. Und die Sache hat insofern ihr Gutes, als jetzt der Reichstag für Kolonisationszwecke größere Summen bewilligen soll, zur Bewilligung dieser Mittel aber die Stimmen der Katholiken wenn nicht unerläßlich, doch dringend wünschenswert sind. Entschließen sich dieselben, Ostafrika zu halten, so verteidigen sie eben auch schon ihr eigenes Interesse. Und zu Hülfe kommt diesem Stande der Dinge noch der Umstand, daß nicht ohne Geschick von seiten der deutschen Regierung die Interessenfrage, um welche es sich zunächst handelt, mit einer humanitären, und wenn man will, religiösen, mit der Sklaverei frage verquickt worden ist. Hinsichtlich derselben aber dürfen die Katholiken erst recht nicht zurückbleiben, da Rom sich fortwährend als die Macht aufspielt, die eigentlich auf dem Gebiet der „Antisklaverei" alles mache. Jedes Zögern würde als Bruch mit der vielgepriesenen Mission der „Kirche" von den Gegnern ausgelegt werden. Man macht also gute Miene zum bösen Spiel, obschon Herrn Windthorst so klar ist, wie uns, daß im Interesse der Sklaverei vorläufig wenig oder garnichts zu machen ist. Der Sklavenhandel wird in den ungeheuren Gebieten, welche zu kontrollieren bis auf weiteres völlig unmöglich ist, immer Mittel und Wege finden, sich aller Blokade zum Trotz weiter zu vollziehen. Es bleibt also auf dem Grunde des schäumenden Bechers der Antisklaverei-Begeisterung doch nur das materielle Interesse übrig. Als Schlimmstes aber bei der Sache kommt endlich hinzu, daß wir Deutschen vorläufig, wenn wir vorwärts kommen wollen, ein gewisses Maß von verschämter Sklaverei garnicht entbehren können. Die Berichte aller Reisenden stimmen darin überein, daß auch der wohlwollendste und gutmütigste Europäer ohne den emsigen Gebrauch der Reitpeitsche mit den Negern, wie sie jetzt sind, garnicht fertig werden kann. Und da nun die Europäer im dortigen Klima nicht angestrengt arbeiten können, notwendige Arbeit aber doch gethan werden muß, so bleibt eben nichts anderes übrig, als die Neger zu ihrem und unserem Besten solange mit Gewalt zur Arbeit anzuhalten, bis sie imstande sind, sich ihrer Freiheit entsprechend zu bedienen. Daß es noch lange dauern wird, bis sie soweit sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. In Deutschland haben wir seit 1000 Jahren das Christentum, und wer möchte sagen, daß unser Volk im großen und ganzen in seiner Denkweise und Weltanschauung

wirklich christlich geworden sei? Die große Masse denkt und handelt in unzähligen Fällen naturalistisch und verbindet nur zu oft mit diesem Naturalismus altheidnischen Aberglauben.

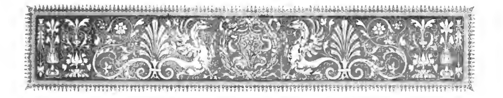
Wenn man jetzt damit vorgeht, offiziell die gefangenen Sklaven und namentlich Sklavenkinder den Missionsgesellschaften zur Erziehung zu überweisen, so thut man alles, was nach Lage der Dinge gethan werden kann. Aber es ist klar, daß die Wirkung dieser Maßregel nicht von heute auf morgen fühlbar werden wird. Der evangelischen Mission für Ost-Afrika in Daressalam, welche übrigens alle Wechselfälle der letzten Wochen glücklich und unangefochten überdauert hat, eröffnet sich so ein großes Arbeitsfeld.

Sehr viel weniger gesichert als in dem wilden Afrika erscheint der Bestand und das Leben der evangelischen Kirche in Rußland. Rußland hat jetzt das Vorrecht, auf der ganzen Erde so ziemlich das einzige Land und Volk zu sein, welches keine Religionsfreiheit gewährt. Der Staat ist dort mit der orthodoxen Kirche so eng zusammengewachsen, daß es als politisches Verbrechen gestraft wird, diese Kirche zu verlassen. Ein evangelischer Geistlicher, der den Uebertritt eines Gliedes der Staatskirche in die evangelische Kirche vollzieht, wird nach Sibirien deportiert. Dieses Verbrechens hat sich nun im abgelaufenen Monat der Pastor Ruckteschell in St. Petersburg schuldig gemacht, als er seinen Freund, den Maler Woronow, dem die Verderbtheit des griechischen Popentums zum Ekel geworden war, in die lutherische Kirche aufnahm. Der Fall hat überaus tragisch geendet: Woronow ist in das Ausland geflohen und Ruckteschell hat über der Aufregung, welche der Fall ihm verursacht hat, den Verstand verloren, ist mithin nur durch die Einsperrung in ein Irrenhaus der Verschickung nach Sibirien entgangen.

In der That kann es nicht befremden, wenn die Folgen der inneren Kämpfe, welche die Behandlung eines solchen Falles bedingt, sich in schärfster Weise geltend machen. Wer ökumenisch gesonnen ist, wer zugiebt und glaubt, daß das Heil nicht an irgend eine konfessionelle Formulierung gebunden, sondern daß es, wenn auch mehr oder minder verdunkelt, in allen christlichen Konfessionen zu finden sei, der wird nicht immer gleich zu der Forderung kommen, daß jemand notwendig die eine Gemeinschaft verlassen müsse, um die andere aufzusuchen. Eine solche Forderung ist aber auch hier nicht gestellt worden, sondern umgekehrt allem Abraten und aller Abweisung zum Trotz hat Woronow von seinem Freunde das Abendmahl in beiderlei Gestalt nach lutherischer Ordnung verlangt. Und da wäre es in der That eine Fahnenflucht und ein Mietlingsstandpunkt gewesen, wenn Ruckteschell aus Furcht vor den gerichtlichen Folgen die geistliche Gabe einer verlangenden Seele versagt hätte. Er hat korrekt gehandelt, aber dank dem barbarischen Rechtszustande in Rußland — selbst in China ist das Evangelium frei – seine Treue mit geistiger Zerrüttung gebüßt.

Was in Rußland zu viel vorhanden an kirchlicher Disziplin, ist in manchen deutschen Landeskirchen leider zu wenig bemerkbar. Hier kommen immer wieder Fälle der größten Disziplinlosigkeit vor. So hat in Baden ein evangelischer Pfarrer der Landeskirche eine Jüdin, zwar ohne Talar, aber mit Schriftverlesung und Gebet beerdigt. In der Theorie ist es ja gewiß keine Sünde, daß ein Geistlicher, sofern er den eigenen Glauben nicht verleugnet, am Grabe von Mitgliedern anderer Konfessionen erbaulich redet und betet, in der Praxis aber liegt auf der Hand, daß solches Verfahren zu vollständiger Begriffsverwirrung im ungebildeten Volke führen muß. Hier wäre ein Fall gewesen, um die kirchliche Ordnung energisch geltend zu machen. Wenn irgend einmal ein Geistlicher im Interesse der evangelischen Kirche sich politisch weiter vorwagt, als vorsichtigen Leuten gut scheint, so pflegt die Geltendmachung der kirchlichen Rücksichten

nicht auf sich warten zu lassen. Sehr viel weniger ist das meistens der Fall, wo es sich um Willkürlichkeiten und Eigenmächtigkeiten der Kirchendiener nach der linken Seite hin handelt. Was unseren evangelischen Landeskirchen fehlt, sind Aelteste und Bischöfe, welche stramme Disziplin halten und Chorgeist und Ehrgefühl zu wecken im stande sind. Daß es aber dahin komme, muß freilich die Kirche, aus der staatlichen Schale herausgeschält, wieder kirchlich muß vor allen Dingen das fürstliche Oberbischofsamt, das Notdach aus schwerer Zeit, durch ein neues und schriftgemäßes Obdach endlich ersetzt werden.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die deutschen Standesherren und ihre Sonderrechte** von O. Hammann, Dr. jur. (Donaueschingen, O. Mory's Hofbuchhandlung. 1888. 138 S.)

Der Verfasser dieser Schrift steht auf geschichtlichem Standpunkte, er tritt daher, frei von aller Leidenschaft, für die deutschen Standesherren und ihre überkommenen Vorrechte ein. In fünf Abschnitten erörtert Dr. Hammann den Ursprung der standesherrlichen Rechte, die bestehenden standesherrlichen Häuser, die Lage der Standesherren unter dem Bundesrecht und im neuen Reich und die Standesherren in Preußen, insbesondere ihre Steuerfreiheit. In einem Anhang werden das Preußische Edikt von 1815, die Preußische Instruktion von 1820, sowie zwei Reichsgerichts-Entscheidungen über Mißheirat und Steuerfreiheit in Preußen mitgeteilt. Gemeinübliche Unwissenheit teilt die teilweise in Preußen bestehende Steuerfreiheit ohne weiteres den außerpreußischen Standesherren zu, während diese Herren hie und da Grund- und Einkommensteuern in der Höhe von einem Drittel des für sie und ihre Familie übrig bleibenden Einkommens bezahlen müssen. Wo werden reiche Bankiers und Geldaristokraten in solcher Weise für die Staatskasse in Anspruch genommen? Ich kann auf die klar und besonnen geschriebene Schrift nicht näher eingehen, aber einzelne Bemerkungen will ich doch derselben zu Nutz und Frommen der Leser entnehmen. Das Emporkommen der kleinen Landesherren unter dem alten Kaiser und Reich erfolgte vielfach in eigensüchtiger, widerrechtlicher Weise; dieses Unrecht ist reichlich durch die Mediatisierung gesühnt worden. Nur 5 standesherrliche Häuser waren Werkzeuge des Rheinbundes, alle übrigen Häuser, über 70, waren Opfer jenes Bundes. — Auf dem Wiener Congreß haben sich die deutschen Großstaaten, voran Preußen, der Mediatisierten am meisten angenommen. Je kleiner der Souverän war, um so erhabener dünkte er sich über die, welche vormals seinesgleichen waren. — Die große Mehrzahl der Standesherren besaß zur Zeit des alten Reiches Reichsstandschaft mit Landeshoheit, die zweite Classe besaß keine Landeshoheit, die dritte (Personalisten) besaß Stimme auf den Reichstagen, aber keinen reichsständischen Besitz. — Der Name Standesherrschaft wurde schon seit dem 14. Jahrhundert gebraucht, es ist also verkehrt, sich an diesem vermeintlich modernen, auf partikulare Quasi-Standesherren angewandten Ausdruck zu stoßen. — Der Gegensatz, in welchen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten teilweise zu den deutschen Standesherren gekommen sind, ist wesentlich eine Folge der wenig umfangreichen Bildung der deutschen Bureaukratie. In dieser Hinsicht sagt Zöpfl in seinen Grundsätzen des gemeinen deutschen Staatsrechts, 5. Aufl. 1863 II, S. 151: „Die große Bedeutung einer in ihren historischen Rechten sicheren Aristokratie für die Sicherheit der Krone und die Festigkeit der Regierung, welche namentlich in England so sehr erkannt wird, scheint die Staatsweisheit der deutschen Bureaukratie nicht würdigen zu können, sondern vielmehr nur darauf hinarbeiten zu wollen, die Krone als einzigen Gegensatz dem demokratischen Elemente gegenüberzustellen."

Durch Bundestagsbeschluß vom 18. August 1825 und 13. Februar 1829 ist den fürstlichen Familien das Prädikat „Durchlaucht" und den Häuptern der gräflichen Familien das Prädikat „Erlaucht" beigelegt worden. — Das in Arbeit begriffene bürgerliche Gesetzbuch beabsichtigt der Autonomie der Standesherren „gewisse Schranken" zu ziehen, dagegen das Privat-Fürstenrecht der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten zu entziehen. Mit Recht, denn die Standesherren sind den souveränen Häusern ebenbürtig. (Die Kaiserin Victoria Augusta ist die Tochter eines Standesherrn, eines mediatisierten Herzogs.) Der verstorbene Rechtslehrer Beseler sagt: „Es entspricht doch gewiß nicht der Aufgabe einer nationalen Politik, eine Rechtsbildung, welche sich über die territorialen

Grenzen hinaus auf gemeinsamer Grundlage entwickelt und selbst die Zeit deutscher Zerrissenheit überdauert hat, ohne eine sachliche Begründung, blos der äußeren Gleichförmigkeit wegen aus dem Kreise des gemeinen Rechts zu verdrängen und in das Landesrecht zu verweisen. Es geziemt sich vielmehr, daß der alte Reichsadel unter das Reichsrecht gestellt bleibt." Nur roher Radikalismus kann sich gegen solche Rechtsanschauung auflehnen. — Die Steuerfreiheit in Preußen ist längst kein Standesvorrecht als solches mehr, sondern ein Vorrecht Einzelner, das am besten durch Ablösung beseitigt wird. Mit dieser Beseitigung wird viel Odium wegfallen, unter dem der gesamte hohe Adel zu leiden hat. O. K.

— Welches ist der erste Stand? Beantwortet im Geiste des humanen Sozialismus von Dr. H. Wehberg. (Berlin, Elwin Staude.) Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die von den Herren Dr. med. et phil. Stamm und Rittergutsbesitzer O. von Helldorff-Baumersrode begründete „Landreform" hat lange nichts von sich hören lassen. Jetzt tritt sie mit der gewandt und gut geschriebenen Broschüre „Welches ist der erste Stand?" wieder an die Oeffentlichkeit. Welches ist der erste Stand im Sinne der Landreform? Der Arbeiterstand, aber nicht der jetzige, sondern der Arbeiterstand im Zukunftsstaat der Landreform. Denn „die neue Ordnung der Dinge in diesem Staat umfaßt alle, vom geringsten Tagelöhner bis zum Lenker des Staatswesens mit dem gemeinsamen Bande der nur erst geadelten Arbeit. Es wird dann in Wahrheit nur einen großen Stand zufriedener und glücklicher Menschen geben, der zugleich der erste ist, der Arbeiterstand! Faulenzer aber und Diebe, welche ohne Arbeit von dem Schweiße anderer leben wollen, werden als Parias den zweiten Stand bilden und der höchsten Verachtung anheimfallen!" Zu diesem glückseligen Stande der Dinge gelangt unser Geschlecht nach Meinung des Verfassers mit Leichtigkeit, wenn es nur die Grundanschauung desselben vom Wesen der menschlichen und gesellschaftlichen Entwickelung zu der seinigen machen und darnach handeln wollte. Seine Grundanschauung faßt Verfasser, wie folgt, zusammen: „Indem wir uns von der Anschauung leiten lassen, daß ein Eigentumsrecht nur an dem begründet sein kann, was man durch eigene geistige oder körperliche Thätigkeit geschaffen oder gegen Erzeugnisse anderer eingetauscht hat, die Mutter Erde aber in ihren eigentümlichen, ewigen und unzerstörbaren Kräften keines Menschen Produkt ist, sondern von Anbeginn vorhanden und allen Menschen zu gleichem Nießbrauch gegeben ist, so halten wir den Anspruch aller an dieselbe für ein natürliches ewiges Menschenrecht, das durch keine Gesetze, keine Gewalt vernichtet werden konnte. Wir fordern daher die Einziehung der Grundrente für die Gemeinschaft der Bürger, sei es durch eine Grundsteuer, sei es durch eine allmähliche Ueberführung des Bodens in das Gemeintum des Volkes, und verstehen unter Grundrente das Einkommen, welches den Eigentümern des Landes für die Ueberlassung desselben an andere von diesen empfängt." Ist so der gesamte städtische und bäuerliche Grundbesitz Eigentum des Staates geworden, so wird derselbe meistbietend in größeren und kleineren Stücken auf Zeit verpachtet. Die meistbietende Verpachtung soll angeblich die Gewähr bieten, daß der Grundbesitz immer in den Händen der Besten und Tüchtigsten ist, während er jetzt zum größten Teil im Besitz von untüchtigen Edelleuten oder kouponschneidenden Kapitalisten oder von überschuldeten, dem Kapital frohnenden Bauern sich befinde. Mit Einziehung des gesamten Grundbesitzes werde auch die Macht des Großkapitals gebrochen. Ohne Grundrente gebe es keine Kapitalrente. Hiermit sollen aber alle Uebelstände unserer Zeit, insbesondere die Armut mit allen ihren Folgen, beseitigt sein. Wie aber diese allgemeine Expropriation des Grundbesitzes zu Gunsten des Staates ohne Rechtsbruch und ohne Revolution, die Verfasser nicht will, vor sich gehen soll, was mit den überschuldeten Grundstücken der sinkenden Grundwerte gemacht werden soll, davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Auf ein „bischen Gewalt", auf ein „sanftes Ueberplündern" wird es ihm aber schließlich wohl so genau nicht ankommen. Die „Landreformer" unterscheiden sich von den „Sozialdemokraten" darin, daß sie nicht die Verstaatlichung aller Produktionsmittel wie diese, sondern nur die des Grundbesitzes fordern, daß sie ihr Ziel nicht auf dem Wege der Republik, sondern „unter dem glorreichen Banner der Hohenzollern", die — des Reiches erste Diener sind, deren Regierung auch durch die Kaiserliche Botschaft in den Kampf gegen den Kapitalismus eingetreten ist, zu erreichen hoffen, und daß sie auf religiösem Gebiet nicht ausgesprochene Materialisten, wie jene, sind, sondern zur Zeit wenigstens noch einen jeden nach seiner Façon selig werden lassen und ihm hierin keine Hindernisse in den Weg legen wollen. Sie stimmen mit ihnen darin überein, daß sie selbst das Heil der Menschen nur in dem diesseitigen Leben suchen, daß sie daher alle Not, die auf Erden ist, nur als eine Folge verkehrter wirtschaftlicher und rechtlicher Einrichtungen einsehen und meinen, daß die Glückseligkeit auf Erden einziehen wird, wenn diese in ihrem Sinne richtig gestellt werden. Der „Landreformer", der „Sozialdemokraten" und auch mancher anderer „Sozialreformer" Hauptirrtum liegt aber eben darin, daß sie die soziale Frage nur als eine wirtschaftliche, nicht auch und hauptsächlich als eine religiöse und sittliche auffassen, daß sie nicht wissen oder aber, wenn sie es gewußt, doch vergessen haben, daß die Sünde der einzelnen Leute, aber auch der ganzen Völker Verderben ist. L. v. O.

— Die Hausindustrie in Thüringen. Nebst einer Darstellung der Korbflechterei in Oberfranken. Wirtschaftliche Studien von Dr. Emanuel Sax. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.)

Mit dem jetzt erschienenen dritten Teil hat diese umfangreiche, mühsame und gründliche Arbeit, deren erster Teil bereits im Jahre 1882 erschienen

war, ihren Abschluß erreicht. Der jetzt vorliegende dritte Teil ist der Darstellung der Korbflechtwaaren-Industrie in Oberfranken und Koburg, der Phosphor-Zündhölzchen-Industrie in Neustadt am Rennsteig und der Töpferei in Bürgel gewidmet. Traurig sind die Bilder, die hier den Lesern vorgeführt werden. Besonders in der Korbflechtwaaren- und Zündhölzchen-Industrie herrschen Notstände, von denen sich die Bewohner wohlhabenderer Gebiete Deutschlands wohl kaum einen Begriff machen können. Die vielgerühmten Vorzüge der Hausindustrie bestehen leider nur zum größten Teil in der Einbildung, hingegen sind die Nachteile nur zu traurige Wahrheit. Unkontrolliert und unkontrollierbar fristet hier der Truckunfug der Unternehmer und Kaufleute ungestört sein Leben. Die größte Ausdehnung des Arbeitstages geht mit Anspannung der ganzen Familie (schon sechsjährige Kinder müssen Stunden lang arbeiten) und besonders niedrigen Löhnen Hand in Hand. Hier steht dem staatlichen Eingreifen und der Sozialreform ein weites reiches Gebiet offen, da von diesen armen Leuten eine eigene Initiative nicht erwartet werden kann. Doch scheint es auch an ersterem wesentlich zu fehlen. Dies muß man wenigstens daraus entnehmen, daß gegen den Truckunfug in der Korbflechtwaaren-Industrie behördlicherseits erst dann mit Energie eingeschritten ist, nachdem der „sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Grillenberger" denselben öffentlich besprochen hatte. L. v. O.

2. Kirche.

— Christus das Licht der Welt. Betrachtungen von Ernst Stähelin, weil. Doktor der Theologie und Hauptpfarrer an St. Theodor in Basel. (Basel. Verlag von Spittler.)

Das sind Predigten eines im Anfang dieses Jahres 1888 Heimgegangenen, dessen Name auch vorhin schon einen guten Klang in Deutschland hatte. Der Sohn hat sie für die Gemeine herausgegeben, welcher der Vater durch 27 Jahre das Evangelium hatte verkünden dürfen. Sie sollen zunächst ein Andenken an den verstorbenen Seelsorger sein. Da er aber die Auswahl so getroffen hat, daß er Predigten aus verschiedenen Zeiten nahm, kann man zugleich die Entwicklung des Verfassers daran verfolgen, was freilich mehr nur ein theologisches Interesse hat. Eine kurze Lebensskizze ist vorangestellt. Bekanntlich ist die Schweiz ein Feld, auf dem die Geister gewaltig auf einander platzen. Der alte Glaube und der neue Glaube ringen fast um jede einzelne Pfarrstelle, zumal in den Städten. Eine schützende Lehrordnung scheint es nicht zu geben. Die Gemeinen wählen. Da ist es kein Wunder, wenn der neue Glaube vordringt. Die Stellung eines Predigers der Wahrheit in solcher Umgebung ist eine überaus schwierige, und die Versuchung zu Apologetik und Polemik in der Predigt liegt nahe. Stähelin hat ihr nicht nachgegeben. Seine ganze Weise ist positiv, lehrhaftig. Und merkwürdig, die ersten Predigten tragen noch mehr dies Gepräge, später tritt eine größere Bewegung hervor. Sonst ist es wohl umgekehrt: die Jugend ist lebendig, das Alter ruhig, geklärt, voran auf Grundlegung und Erbauung bedacht. Nun, das bleibt Stähelin auch. Es ist nur ein mehr oder minder, aber im Grunde ist er kein Erweckungsprediger, sondern ein Erbauungsprediger. Der reformierte Typus macht sich kaum bemerklich. Stähelin hat ja auch seine theologische Bildung meist aus Deutschland geholt. So können diese Vorträge ernsten Christen zur Förderung ihrer Erkenntnis und ihres innern Lebens aufs wärmste empfohlen werden. D.

— Christliche Bedenken über modern christliches Wesen. Von einem Sorgenvollen. (Gütersloh. C. Bertelsmann.) 1888. 147 S., broschiert 1,80 M., geb, 2,50 M.

Wir haben eine Schrift vor uns, die allen denen, welche sich mit dem Leben unseres christlichen Volkes, dem vornehmen und dem geringen, beschäftigen, viel Stoff zur Besprechung bieten wird. Voraussichtlich wird man den Verfasser einen Theoretiker, einen Pessimisten nennen. Wir selbst, die wir für das Erscheinen dieser Schrift sehr dankbar sind, weil wir sie für außerordentlich zeitgemäß halten, für so wichtig, daß wir sie in allen Predigerkonferenzen durchgesprochen wünschten, wir selbst sagen, daß hier und da übersehen wird, daß manche unserer modern christlichen Zustände, z. B. die Art der Arbeit auf dem weiten Gebiete der Mission unmittelbar mit den Verhältnissen des modernen Volkslebens zusammenhängt. Wenn nach dieser Seite hin Kritik geübt wird, ohne zugleich positive Vorschläge daneben zu stellen, so ist Gefahr vorhanden, daß man den unbekannten Tadler beiseite schiebt. Zwar ist sein Tadel in milde Form gekleidet; er bittet, zu prüfen; zu fragen, ob unser modern christliches Wesen mit dem übereinstimme, was die Apostel als im Sinne ihres Meisters verlangen und wir geben dem Verf. unbedingt recht, wenn er darauf dringt, daß alles was sich christlich nennt, immer wieder am Probierstein der heiligen Schrift geprüft werden soll, und daß man nach dieser Seite hin viel mehr thun sollte; aber auf der andern Seite müssen wir doch sagen: andere Zeiten, andere Sitten, andere Art. Ob St. Paulus in unserer Zeit, wie seiner Zeit Bischof Kettler behauptet hat, unter anderen Zeitungsredakteur geworden sei, wollen wir nicht sagen, aber wir dürfen nicht erwarten, bei ihm Fingerzeige zu finden, wie man die den Zeitungsjuden unserer Tage anheimfallenden Glieder unserer Kirche aus ihren Klauen reißen und dem einfallenden Wolfe des glaubenslosen Liberalismus wahren muß. Daß dies nicht durch die Predigt, Seelsorge und Vereine allein geschehen kann, ist klar und ob daher ein Prediger nicht unter Umständen auch zu anderen Mitteln greifen soll, kann unseres Erachtens kaum zweifelhaft sein. — Indessen wollten wir uns hier nicht mit dem Verf. auseinandersetzen über Punkte, wobei wir Fragezeichen gemacht haben, vielmehr ist es unsere Absicht, die Schrift dringend zu empfehlen und zu bezeugen, daß wir fast überall zustimmen, wo er redet, z. B. über den „Niedergang des alten Pietismus", „das weibliche Wesen im Christentum", „der Riß zwischen den Alt- und

Neugläubigen" (ganz vorzüglich!), „die weltfreudige Ethik", „Kultur und Christentum", „die christliche Vereinsthätigkeit" und vieles andere.

Wir freuen uns, daß wir einen Theologen begegnen, der, fest auf Schrift und Bekenntnis stehend, die Hand auf viele tiefe Wunden unserer evangelischen Kirche und des christlichen Lebens legt, der sich in warmer Liebe an die Genossen wendet und dessen Bitte: prüfet, prüfet! von keinem ernsten Christen überhört werden kann. — r.

— Deutsch-protestantische Kämpfe zu den Baltischen Provinzen Rußlands. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1888. 409 S. 8 M.

Diese, zum großen Teil auf bisher nicht zugänglich gewesenen archivalischen Quellen beruhende, von einem Anonymus herausgegebene Schrift bietet Beiträge zur Geschichte des eben jetzt wieder hell entbrannten Kampfes gegen die deutsch-protestantische Kultur in den Baltischen Provinzen, der vor 50 Jahren eingeleitet wurde. Wie es damals in erster Reihe galt, das deutsche Bildungswesen im Lande zu zerstören, so sind in der Folge die Vernichtungsversuche auch auf die lutherische Kirche und auf andere von den Vätern vererbte Kulturgüter ausgedehnt worden, bis endlich mit dem Regierungs-Antritt Kaiser Alexander III. die Entwurzelung alles dessen angestrebt wird, was sieben Jahrhunderte deutschen Lebens an der Ostsee geschaffen. Das wird in der neun Kapitel umfassenden Schrift deutlich und in authentischer Form, ohne jede Leidenschaftlichkeit, Schwarzseherei und Uebertreibung gezeigt. Wir erfahren da manches aus der Praxis der geheimen Polizei in Liv-, Est- und Kurland, über die Anfänge der Russifizierung des baltischen Schulwesens, über die religiösen Wirren der 40er Jahre, über die Belagerung Riga's durch die Stückelberg-Cantkow'sche Kommission, aus den ersten Jahren der Suworow'schen Aera, über die Rückbewegung der Konvertiten, dem Kampf um das Baltische Schulwesen rc. Besonderes Interesse erregen die Kapitel „Zur Geheimgeschichte des Jahres 1812", „Die Prophetin der heiligen Allianz in Kurland und Livland (Juliane von Krüdener, 1818—1823), „Das geheimnisvolle Grab (der Prinzessin Augusta Karolina Luise von Württemberg, geb. Herzogin von Braunschweig-Lüneburg) in der Kirche zu Goldenbeck". Angesichts der gegenwärtigen Wirren, Bedrängungen und Gefahren citiert der Verfasser an der Spitze des Buches das Wort C. Schirrens in dessen „Livländischen Antwort" vor zwei Dezennien: „Ob eine Menschengemeine, groß oder klein, vor dem Forum der Politik und der Geschichte das Recht hat, fortzubestehen, das entscheidet sich am allerentschiedensten gerade in solchen Zeiten, wo jeder herkömmliche Schutz, jede gewohnte Stütze versagt und jedermann auf sich allein angewiesen ist und selbst für sich und sein angeborenes Recht zu behaupten hat, das Recht, von welchem alle Kultur anhebt und auf welcher alle Kultur hinausführt: Das Recht, sein Gewissen nicht zwingen zu lassen und seinen Platz zu behaupten. Gerade was bestimmt schien, alle Aktion zu zerstören, ruft die wahre, die ernste, die würdigste Aktion vollends ins Leben." .. Und selbst fügt der Verfasser des Buches hinzu: „Schrankenlos herrscht russische Bureaukratie und griechisches Popentum in Liv-, Est- und Kurland; was ihnen beliebt, suchen sie zu zerstören und umzuwandeln, Recht und Gesetz gelten nicht mehr im Lande. Das politische Leben der Provinzen, das fleckenlos dasteht, wird in ein verbrecherisches Schwarz gekleidet. Gerechte Beschwerden dringen nicht an den Thron, es ist eine solche Kette um die tiefgekränkten treuen Provinzen gezogen, daß über sie hinaus keine Klage an den berufenen Wahrer und Hüter ihrer Rechte dringt. . . . Ihren Willen, deutsch zu sein und zu bleiben, haben die baltischen Lande unter allen Verhältnissen energisch bekundet. Und wenn „die Ungewißheit schlägt uns tausendfältig die dunklen Schwingen um das bange Haupt", dann schöpfen sie zu ihrem Kampfe gegen mächtige Gewalten, welche das geistige und sittliche Leben des Landes untergraben wollen, neue Kraft aus ihrer Geschichte, welche sie ausharren lehrt." — Dem instruktiven Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

3. Länder- und Völkerkunde.

— Mekka von Dr C. Snouck Hurgronje. Mit Bilder-Atlas I. Die Stadt und ihre Herren. Groß-8° XXIII u. 228, herausgegeben von „Het koninklijk Instituut voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië de 's Gravenhage"

Ein Werk des Dozenten der Universität Leiden und tüchtigen Orientalisten Dr. C. Snouck Hurgronje, welches auch über den Kreis der Gelehrten hinaus großes Aufsehen schon jetzt erregt hat. Dr. C. S. H. hat, die Schrift- wie die Landessprache des Arabischen völlig beherrschend, sich ein Jahr in Djiddah und Mekka (1884—85) aufgehalten und dort Gelegenheit gehabt, Quellen für die Geschichte dieses Mittelpunktes des Islam einzusehen und zu benutzen, welche bisher keinem Europäer zugänglich waren. Der vorliegende erste Teil bringt eine auf Augenschein beruhende, sehr anschauliche Schilderung der Stadt (durch einen Grundriß von Mekka, einen ebensolchen der Moschee und — im Bilder-Atlas — 3 Photographien: die Moschee und den nordwestlichen Teil der Stadt, die Ka'bah erläutert). Der folgende Abschnitt behandelt Mekka unter den Khalifen, Entstehung des Scherifats und die Scherife bis zum Jahre 1200; im dritten wird die Periode Mekka's unter den Söhnen Quatâdah's bis zur Wahhabitenzeit (1200—1788) und im letzten vierten das Scherifat im letzten Jahrhundert (1788—1887) dargestellt. Die drei Abschnitte über die Geschichte der Stadt (2^e—4^e) schildern den fast 1000jährigen Kampf zwischen den einheimischen Herren von Gottes Gnaden, als welche sie sich wenigstens gebärden und den auswärtigen Beschützern; in denselben steht die Bevölkerung in letzter Instanz fast regelmäßig auf seiten der Scherife. Vom „Sultan al-Islam" sagt niemand übles, er wird allgemein geehrt, aber kein Mekkaner kann den Saum seines

Gewandes ehrfurchtsvoll berühren, weil er in unerreichbarer Ferne thront; die von ihm gesandten Vertreter, die türkischen Oberbeamten aber sind dem konservativen Mekkaner verderbte Leute, von denen der eine zerstört, was der vorhergehende eingerichtet hat. „Unsere Herren die Scherife" sind den Hidjazeuern in Tugenden und Fehlern durchaus gleich, ihre Herrschaft ist für das Volk so alt wie die Schöpfung; ihre Familie ist eine sehr große, weit verbreitete und endlich kennen sie die geheimsten Triebfedern des Lebens — was Wunder, daß das Volk sie weit über den Wali, den türkischen Generalgouverneur stellt, der jeden Augenblick ein Homo novus ist, welcher nur den Tarbusch (Fez) und die Unkenntnis des Arabischen und der Ortsverhältnisse mit seinem Vorgänger gemeinsam hat? Neben dem Großscherif von Mekka giebt es noch eine große Anzahl von durch ihn beeinflußten Scherifen im Hidjâz, sodaß er in der That dasselbe beherrscht; daneben giebt es in den Städten die Adelskorporationen der Sejjids (Husainiden), die Benê Schêbah, deren Adel aus vorislamitischer Zeit datiert, von Muhamed durch die Bestätigung im Amte der Ka'bahhüter neuen Glanz erhielt; die verschiedenen Zünfte mit selbstgewählten Zunftmeistern, die Fremdenkolonien, die Stadtviertel, deren Pöbel unter Führung eines Schêch des Viertels ein geschlossenes Ganze bildet — alle diese Korporationen stellten ebensoviele Imperia mit mehr oder minder großer Machtvollkommenheit dar, über welche die Großscherife eine Oberherrlichkeit ausübten; sie alle halten zusammen gegen die Türken — daß letztere nicht längst mit diesem Rattenkönig aufgeräumt, in die verworrenen Verhältnisse Mekka's Ordnung gebracht, liegt hauptsächlich an der traurigen Finanzlage, die durchgreifende Maßregeln nicht erlaubt. — Ein Anhang enthält I. einen (arabisch und deutsch mitgeteilten) Bericht über eine Razzia Abd-el-Mutta-libs, des vorigen Großscherifs und seine daraus entstandenen Differenzen mit dem türkischen Gouverneur; II. (auch arabisch und deutsch) eine Bittschrift der Mekkaner um Absetzung dieses Großscherifs; beide gewähren einen Einblick in schreckliche Mißregierung — III. (nur Uebersetzung) ist amtlicher Bericht über eine Züchtigung der Beduinen in der Nähe von Jamba, März 1886, IV. (arab. und deutsch) ein aufrührerischer Anschlagzettel gegen Osman Pascha, den türkischen Generalgouverneur, Ende 1885 — III. und IV. sind aus der Zeit dieses energischen Beamten und datieren aus der Periode seines Streites mit den Großscherifen; er setzte den alten Abd-el-Muttalib ab und mit beschränkter Machtvollkommenheit Aun an seine Stelle. Den Schluß des Anhangs V. bildet ein Trauergedicht (arabisch), das im Hidjaz große Berühmtheit erlangte, auf den edlen Großscherif Abdallah († 1877 in Taif), von dem seit dem auch gestorbenen Beduinendichter Bedeivi. — Außer den schon erwähnten 3 Abbildungen der Moschee enthält der Bilderatlas noch sehr charakteristische Photographien des türkischen Paschas, des Großscherifs, einiger Mitglieder seiner Familie, anderer Scherifenfamilien, vornehmer Kaufleute, des Thorhüters der Ka'bah ꝛc. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Herr Dr. C. S. H. sein Werk deutsch geschrieben hat, obgleich er ein Holländer ist und sein Buch von einer holländischen gelehrten Gesellschaft herausgegeben wird. Der Herr Verfasser meint, da man jetzt für nicht klassische Gegenstände nicht mehr Latein gebrauchen könne, wie unsere Väter, so habe er dieses moderne Kommunikationsmittel benutzt, um gelesen zu werden.

C. M. Ss.

— Kennst Du das Land? Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift von L. Schneller, Pastor in Bethlehem. In Kommission bei der Buchhandlung des Ev. Vereinshauses in Leipzig. 1889. XIII u. 386 S. Br. 5 Mk., eleg. geb. 6,20 Mk.

Die Frage: Kennst Du das Land? werden viele Leser beantworten: ja, sattsam aus Reisebeschreibungen! Trotzdem raten wir ihnen dies schöne Buch zu lesen, sie dürften darin manches finden, was ihnen noch nicht begegnet ist. Ein Mann, der in Jerusalem geboren, in Deutschland erzogen und in Bethlehem sein Amt führt, wird, man kann sich's denken, seine Sache anders angreifen, als alle Reisenden, die Palästina sehen und vieles darin nie zu sehen und zu hören bekommen. Eigentliche Beschreibungen im gewöhnlichen Sinne finden wir nicht viele in diesem Buche: der Jordan und das tote Meer, ein Sonntag am See Genezareth, eine Nacht in Nain, durch die Wüste Peran — das ist alles. Seine eigentliche Kraft hat der Verf. daran gewandt, uns die biblische Geschichte, die Geschichte unsers Heilands und des Volkes Israel im Spiegel der Gegenwart zu zeigen. Da fällt auf manches ein ganz neues Licht, da tritt uns die alte Zeit, z. B. die Geschichte des Propheten Elias, ganz anders nahe, wenn Land und Volk, Haus und Feld des Orients uns Kindern eines ganz andern Volkes, mit so ganz andern Sitten und Gewohnheiten, vor die Augen gemalt wird, wie es heute zum Teil noch ist, wie es vor zwei Jahrtausenden und länger war. Amt und Beruf haben mich, sagt der Verf., den ersten deutschen Theologen, mitten in das arabische Volk, in eine arabische Gemeinde hineingestellt. Da war es mir eine liebliche Aufgabe, Palästina mit seinen Bergen und Menschen, welche gewissermaßen Modell gestanden haben für das Gemälde des himmlischen Reiches und seiner Wahrheiten, zu beobachten, den Spuren biblischer Vergangenheit nachzugehen... Das Land mit seinen Menschen und Sitten habe ich befragt und manche überraschende Antwort gefunden. Denn in hundert Fällen handelt der heutige Palästinenser noch genau so, wie vor Jahrtausenden der Hetiter, Kanaaniter, Israeliten. Was die Schrift berichtet, hält er für gewiß, was sich auf Ueberlieferungen stützt für unsicher und für des Mißtrauens würdig. So will er keine phantasiereichen Vermutungen geben, sondern gewissenhafte Beobachtungen der heutigen Verhältnisse. Wenn er nun z. B. findet, daß Josefs Wohnort Bethlehem war und er als Maurermeister (!) nach Nazareth zieht und dort Marie kennen lernt, so gewinnt das: „ein jeglicher zog in seine Stadt", Luc. 2, 3, einen ganz andern Sinn, als wir bisher gewohnt waren, diese Worte auszulegen und

wir können nicht leugnen, daß die Ausführungen uns als sehr wahrscheinlich anmuten. Was über die Jahreszeiten, Land- und Feldbau, Wiesen, Volksmund u. s. w. mitgeteilt wird, stellt manches Wort der h. Schrift in neues Licht und regt zum Nachdenken an. — Kurz, das Buch sei warm empfohlen, niemand wird bedauern, dasselbe gekauft zu haben. —r.

4. Dichtung.

— Im Heiligtum. Lieder und Gedichte zu Jesu Preis. Gesammelt von Dora Rappard, geb. Gobat. (432 Seiten.)

Gedichte von Otto Ernst. (Norden. Henricus Fischer.) 200 Seiten. Pr. 3 Mk.

Letzte Jugendlieder von Ernst Rethwisch. (Norden. Henricus Fischer.) 58 Seiten. Pr. 1,20 Mk.

Kornähren der Poesie von Otto E. Ehlers. Dritte Auflage. (Norden. Henricus Fischer.) 210 S. Pr. 3 Mk.

Wandergrüße von Saxen-Hausen. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.) 176 S. Pr. 4 Mk.

Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo. (Wismar. Hinstorff.) S. 196. Pr. 4,50 Mk. geb.

Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung von A. Leschivo. (Wismar. Hinstorff.) 60 S. Pr. 3 Mk. geb.

Ulrich von Hutten. Heldengedicht von Carl Preser. (Kassel. Ernst Hühn.) 187 S.

Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. (Leipzig. Hirzel.) 142 S.

Die sämtlichen hier genannten Dichtwerke sind uns im Laufe der letzten zwei Monate zugegangen, und da sie ohne Zweifel nur einen ganz geringen Bruchteil dessen darstellen, was überhaupt zu gleicher Zeit dem deutschen Dichterwalde gedichtet und gesungen ist, so hat, wie man sieht, die realistische Zeitrichtung wenigstens der Fruchtbarkeit keinen Eintracht gethan. Daß die Güte der zahlreichen Dichtungen mit ihrer Menge auf gleicher Stufe stände, läßt sich leider nicht behaupten. Unter den genannten Büchern sind manche, deren Nichterscheinen durchaus keinen Verlust für die deutsche Litteratur bedeutet haben würde.

In diese Kategorie gehört nicht, um damit zu beginnen, „Arabella Stuart von Hr. Kruse." Kruse ist ein gewiegter Dramatiker, und man kann sicher sein, nichts Stümperhaftes von ihm zu bekommen. Das vorliegende Trauerspiel ist die wohl durchdachte und kunstvoll aufgebaute Behandlung eines tragischen Vorwurfs in edler Sprache lebendig durchgeführt. Der Dichter verwahrt sich im Vorwort mit einiger Lebhaftigkeit gegen den von seiten der Kritik ihm gegenüber häufiger erhobenen Vorwurf, daß er nicht neue, sondern alte, schon benützte Stoffe behandle. Dieser Vorwurf ist unseres Erachtens kein Vorwurf und der dichterische Wettstreit, einen geeigneten Stoff möglichst wirksam dramatisch zu behandeln, scheint uns ein vollauf berechtigter Sängerkrieg zu sein. Wenn wir an dem vorliegenden Stück etwas ausstellen sollten, so wäre es nicht die Wiederaufnahme eines älteren Stoffes, sondern der Umstand, daß Kruse etwas zu sehr dramatischer Techniker wird. Ueberall sieht man dem Drama die sorgfältige, feine Arbeit an. Aber man vermißt hier und da die Poesie. Man könnte dies Trauerspiel ein Schillersches nennen, nur daß im besonderen das Allgemeine zu spärlich eingestreut ist, nur daß die Sentenzen und großen Perspektiven rar sind, mittelst derer Schiller so häufig den Leser aus der Wirklichkeit entrückt und ihm bedeutungsvolle und erhebende Wahrheiten mit auf die Reise giebt.

Gleichfalls einen historischen Stoff — Ulrich von Hutten — hat Carl Preser nicht dramatisch, sondern episch behandelt. Es ist dem Dichter hohe Begeisterung für seinen Helden nicht abzusprechen, und ebensowenig die Fähigkeit, hier und da wohlklingende und wirklich schöne Verse zu machen. Aber andererseits läuft auch viel unpoetische Reflexion und viel prosaische Reimerei mit unter. Man lese z. B.:

Der Weg zur Wahrheit ist der Widerspruch,
Begreifender Erkenntnis erster Bruch
Mit aller Dinge trügerischem Scheine,
Der uns verbirgt das Wahre und das Reine.
Und ob der Mensch in seinem Erdenglück
Verblendet oft die Wahrheit giebt verloren:
Es führt der Augenblick sie stets zurück,
Der ihr als Freund den Widerspruch geboren.
Und ist im Schönen alles, alles wahr,
Dann, im vollendet Wirklichen des Schönen,
Im Glauben, wird der Menschheit offenbar,
Um voll in Harmonieen auszutönen. — — —

Der prachtgewohnte Bau der Hierarchie
Auf seiner Selbstsucht wohlgewählten Säulen,
Er strahlt nach außen glüh'nde Phantasie,
Doch drinnen wohnen, lichtscheu gleich den Eulen,
Nur Männer, die ins Aeußerliche ziehn, — — —

Beispiele dieser Art lassen sich beliebig vermehren. Dazu kommt, daß v. Hutten im Grunde kein glücklicher, siegreicher Held ist, der sich zur Verherrlichung in einem Heldengedicht eignet, sondern ein Märtyrer, wenigstens im profanen Sinn des Wortes, ein Unglücklicher, der tragisch endet und von seinen Idealen kaum etwas verwirklicht sieht. Seine Thätigkeit läßt sich in der That kaum darstellen, ohne daß man auf seine litterarischen Fehden eingeht. Litterarische Fehden aber und prinzipielle Streitigkeiten sind nicht gerade poetisch. Auch Episoden, wie diejenige vom Raubzug der Lötze, sollten lieber fehlen, denn von Heldentum ist nichts in dem Umstande zu finden, daß der fahrende Dichter von Strauchrittern überfallen, ausgeplündert und nackt auf die Straße geworfen wird. Ein aktenmäßiger Geschichtsschreiber darf ja dergleichen nicht auslassen, für den Dichter ist nichts damit anzufangen.

Das Buch „Liebe und Leidenschaft", von einer uns bisher unbekannten, wahrscheinlich pseudonymen Dichterin, bezeichnet sich als „phantastische" Dichtung. Das ist sie ohne Zweifel. Es unternimmt Jemand — man weiß nicht wer — einen unheimlichen Lenorenritt zu phantastischen Zielen. Es scheint, daß dargestellt werden soll, wie Liebe und Leidenschaft um die Herrschaft in einer Seele ringen. Indessen ist das ganze so

schwer verständlich und dunkel, daß es nur denen empfohlen werden kann, die gern litterarische Rebus raten.

Von derselben Verfasserin liegt ein Band Gedichte vor unter dem merkwürdigen Namen „Hochsommer", und merkwürdig dunkel, unverständlich ist vielfach der Inhalt auch dieser Gedichte. Man liest und liest und dringt doch nicht zum Verständnis durch. Auf Seite 80 findet sich ein Gedicht „Mein Loos", dessen beide erste Strophen wie folgt lauten:

Was Liebe sich geweigert mir zu geben —
Erobre mutig sich mein Geist!
Ich weiß, daß ich Idyllen nicht kann leben,
Wenn mein Gemüt um Sterne kreist!

Wen Geistesschwingen auf zur Sonne tragen —
Gar leicht Bewund'rung nach sich zieht!
Doch weiches Glück, das muß der sich versagen,
Dem Lorbeer, nicht die Myrthe blüht!

Wir lassen die Myrthen aus dem Spiel, die den Kritiker nichts angehen. Daß aber die Dichterin mit diesen Sommerliedern sich viel Lorbeer erringen wird, bezweifeln wir. Die Dichterin stellt uns in der poetischen Einleitung noch gereifte Herbstfrüchte in Aussicht; wir können in der That nur wünschen, daß nach Form und Inhalt in ihnen eine größere Reife zum Ausdruck kommen möge, als in den vorliegenden enthalten ist. Die Ausstattung ist hoch elegant.

Ein Dichter von einigem Talent ist Otto Ernst. Aber auch hier findet sich viel Unreifes im Inhalt, viel Unausgegohrenes in der Gesinnung und viel Saloppes in der Form. Der Dichter ist ein gründlicher Sozialdemokrat, er verherrlicht die Gerechtigkeit des Neides, macht ein großes Loblied auf den Agitator und Rädelsführer, der bei einem Streik die Arbeiter aufwiegelt, und hat auch sonst allerlei gegen die Despoten und Tyrannen auf dem Herzen mit Anklängen an die Freiligrat'schen Revolutionslieder vom Jahre 1848, wenn er auch an den Geist und die poetische Kraft seines Vorgängers nicht heranreicht — Geradezu trivial ist z. B. das Gedicht, welches die Ueberschrift trägt: „Den Männern der Opposition".

Euch möcht' ich preisen und erheben
Mit meiner Seele hellstem Ton,
Euch, starke unerschrock'ne Männer
Der kühnen Opposition,
Ob ihr als Denker oder Dichter
Der Freiheit Heiligtum bewacht,
Ob ihr mit stolzer Rede streitet,
Ob mit dem Schwert in wilder Schlacht.

— — — — — — — — — — — — —

Und doch! Trotz nie belohnter Mühe,
Ob viel verleumdet und verkannt,
Das heil'ge Recht des Widerspruches,
Ihr haltet's fest mit starker Hand.
Ihr haltet fest am freien Worte,
Selbst noch, von Kerkernacht umgraust
Und schleudert fort vom Recht der Völker
Die lastende Despotenfaust.

In gewissem Sinne übertrumpft hier der Dichter die Revolutionssänger früherer Zeiten. Diese begeisterten sich doch sonst nur für den bestimmten Widerspruch gegen bestimmte Mißstände; Otto Ernst aber spricht den Widerspruch als solchen heilig und erhebt das bloße Neinsagen zum Ideal. Wenn Eugen Richter in Berlin noch einmal in maßgebende Aemter einrückt, so muß Herr Otto Ernst sein Hofpoet werden!

Eine neue christliche Anthologie ist der Band „Im Heiligtum", gesammelt von Dora Rappard, geb. Gobat. Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob eine solche Sammlung gerade dringendes Bedürfnis ist. Das Bedürfnis zugegeben, so läßt sich gegen die vorliegende Sammlung nicht viel einwenden. Die meisten Gedichte sind den bewährtesten geistlichen Dichtern der Gegenwart entnommen, z. B. Gerok, Sturm, Spitta, Meta Heuser, Albert Knapp, Wackernagel u. A. m., aber auch eine ganze Reihe Lieder der Herausgeberin finden sich eingestreut. Der Form nach lesen sich dieselben glatt und leicht, dem Gehalt nach verraten sie ein wenig englisch gefärbtes Christentum.

Ein Band lyrischer Gedichte, in welchen sich hier und da Wohlgelungenes findet, sind die Wandergrüße von Saxen-Hausen. Der Dichter widmet dieselben seiner Gattin mit den Worten:

Ich schuf sie dir und mir zur Lust
Auf stillen Wanderfahrten,
Und eben, wo die Muse just
Zu Gaste mich geladen.
Nimm, was ich so zusammen trug,
Denn heut als Herzens eigen.
Mög's meiner Seele liebsten Flug,
Geliebtes Weib, dir zeigen.

Dagegen kann ohne Zweifel niemand etwas einwenden, und für den Familien- und Freundeskreis kann ein poetisches Talent, wie das hier zu Wort gekommene, ohne Zweifel viel Freude verbreiten. Warum aber gleich an die große Oeffentlichkeit und in einem so eleganten anspruchsvollen Gewande, daß man das Höchste zu erwarten sich berechtigt glaubt. Eins der gefälligen Gedichte ist überschrieben:

Der Glocke Mahnruf.

Die Münsterglocke läutet
Weit in's Gethäl hinein;
Ihr ernster Klang bedeutet
Das Werden und das Sein.

Herüber und hinüber —
Und eine Welt erstand;
Hinüber und herüber —
Und eine Welt entschwand.

Und eh' in Süd und Norden
Noch das Getön verhallt,
Sind schnell wir jung geworden
Und wurden wieder alt.

Ganz böse ist Ernst Rethwisch. In seinen Gedichten ist wenig oder nichts von Poesie, aber außerordentlich viel Trivialität. Man lese z. B. folgende Betrachtung über die Antisemitenbewegung:

Es soll der Christ vom Juden lernen
Den unermüdlich strengen Fleiß,
Der führt auch ohne Geistesgaben
Unfehlbar zu dem Siegespreis.

Der Jude aber überlege,
Ob's nicht viel glücklicher ihn macht,
Wenn er zuerst denkt an die Andern,
Und dann an sich bei Tag und Nacht.

Doch will ich's keinem Juden wehren,
Wenn er mit uns sich nicht versöhnt,
Solang ein Christenpriester Wahrheit
Und Liebe und Kultur verhöhnt.

Sapienti sat!

5. Litteratur.

— Calderon und seine Werke. Von Engelbert Günthner. Prof. in Rottweil. 2 Bände mit Calderons Bildnis. (Freiburg i. B.) 1888. XL. u. 336 S.; VIII u. 437 S.

Das Werk eines deutschen Gelehrten, in welchem mit Bienenfleiß von allen Seiten, teilweise aus weiter Ferne, der Stoff zusammengetragen ist, um den berühmtesten spanischen Dramatiker der deutschen Lesewelt näher zu bringen. Wer liest Calderon? Und doch verdient der Dichter von „Das Leben ein Traum", „Der Richter von Zalamea", „Der wunderthätige Magus", „Der standhafte Prinz", daß man ihn im evangelischen Deutschland liest und lieb gewinnt. Auch die zur Verfertigung des Altarsakraments geschriebenen autos verdienen gelesen zu werden, wenigstens von den lutherischen Deutschen. Ich habe hier den konfessionellen Gegensatz hereingebracht, weil sich dieser bei keinem Dichter in dem Maße aufdrängt als bei Calderon. Ob Shakespeare evangelisch oder katholisch gewesen, darüber streiten sich die Litterarhistoriker, obschon die Möglichkeit dieses Streites beweist, daß er kein in der Wolle gefärbter Römer gewesen sein kann. Dantes Katholizismus wird von seinen Konfessionsgenossen nicht unbemängelt gelassen. Aber Calderons römisch-katholischer Glaube steht unantastbar da. Ja man wagt in seltsamer Befangenheit nicht einmal das Fremdartige des spezifisch spanischen Katholizismus zu betonen, der doch auch dem deutschen Katholiken aus dem entsetzlichen Drama „Die Andacht zum Kreuz" entgegenstarren muß. Bouterweck hat mit Bezug auf dieses Stück geäußert: „Die Vernunft und das moralische Gefühl werden durch den phantastischen Glauben in diesen Schauspielen so mißhandelt, daß man den Nationen Glück wünschen muß, denen ihr besseres Schicksal eine solche Geistesergötzung versagte!" Leopold Schmidt, der vor Ketteler von der Kurie zurückgewiesene Kandidat für den Mainzer Bischofsstuhl, nennt in dem vortrefflichen Calderon-Buch seines Vaters W. Schmidt „Die Andacht zum Kreuz" das „für uns fremdartigste" Schauspiel. Karl Hase sagt in seinem bekannten Buch über das geistliche Drama: „Der christliche Sinn des Stückes ist die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes; aber sie wird nur mit flüchtiger Vermittelung eines Inneren, Sittlichen, durch jenes Aeußerliche erworben (das Zeichen des Kreuzes), es ist eine mit hoher poetischer Kraft vollzogene Verherrlichung des Heidentums, ja des Fetischismus innerhalb der katholischen Kirche." Auch der sonst im höchsten Grade günstig und mild über Calderon urteilende Graf v. Schack sagt: „Die Religiosität des Dichters, die sich in anderen Werken als so lauter und recht christlich zeigt, erscheint hier auf's Seltsamste durch Aberglauben und Fanatismus getrübt." Gegen diese Vorwürfe hat der evangelische Ludwig Giesebrecht in seiner im ersten Band leider wenig bekannt gewordenen Zeitschrift „Damaris" (Stettin 1860) den großen Spanier vergeblich verteidigt." Die von Günthner angeführten Protestanten Ulrici und Julian Schmidt haben mit ihrer jenes Stück verabscheuenden Entrüstung ganz recht. Hier ist nichts zu beschönigen. Die Katholiken würden klug thun, wenigstens bei solchen Gelegenheiten, wo es sich doch nur um eines Priesters Dichtungen handelt, unleugbare Auswüchse einzugestehen, denn innerlich verabscheuen sie seinen widerwärtigen Fetischismus ohne allen Zweifel. Von dem Verdachte des Liebäugelns mit Rom werde ich hiernach frei sein. Aber auch der Verdacht, Calderon mit protestantischer Befangenheit zu beurteilen, soll nicht auf mir sitzen bleiben.

Dem Verfasser des vorliegenden Werkes hat als Hauptzweck vorgeschwebt, die vorzüglichsten Werke des Dichters durch ausführliche, den Gedankengang und die Schönheiten des spanischen Originals getreu wiedergebende Analysen des Inhalts samt den notwendigsten Erläuterungen, namentlich in ästhetischer Hinsicht und in Bezug auf die Entstehung und geschichtliche Grundlage des betreffenden Stückes, weiteren Kreisen zugänglich zu machen." Von den 108 Comedias sind die 16 religiösen und symbolischen Dramen und die 10 Dramen aus der spanischen Geschichte oder Sage, von den übrigen Dramen aber und von den 73 autos ist eine Auswahl der hervorragendsten Werke ausführlich behandelt, von den Mantel- und Degenstücken, „Die Dame Kobold", „Hüte dich vor stillem Wasser" und „Es ist besser als es war". Von den comedias sind 59 Stücke ins Deutsche übersetzt (Schlegel 5, Gries 16, Malsburg 12, Bärmann und Richard 13, Martin 9, Lorinser 14, übersetzt, aber noch nicht veröffentlicht sind von Professor Pasch 7 Stücke.) Die 73 autos sind sämtlich übersetzt von Lorinser. Eichendorff hat 12, Diepenbrock hat 1 auto übersetzt. Charakteristisch ist, daß eine neuere Gesamtausgabe der autos nicht einmal in Spanien erschienen ist, ja daß selbst der für die beste Studie über diese Stücke gelegentlich des Calderon-Jubiläums (1881) ausgeschriebene Preis nicht vergeben werden konnte. Wie Shakespeare, so wird auch Calderon in Deutschland höher geschätzt als in des Dichters Vaterland. — Vor seinen Erläuterungen giebt der Verfasser eine von außerordentlichem Fleiß und echtdeutscher Gründlichkeit zeugende „Bibliographische Uebersicht". Unbekannt sind dem Verfasser geblieben eine Reihe von Aufsätzen der „Ev. K.-Z." in den Jahrgängen 1865 (der standhafte Prinz), 1868 (der wunderthätige Magus), 1870 (das Leben ein Traum), 1872 (die Locken Absalons) und 1873 (die Sibylle des Orients). Zu letztgenanntem Stück soll dem Verfasser auch ein Aufsatz im 2. Band der bereits erwähnten „Damaris" über die „Sibyllen in der Romanischen Kunst" genannt werden. Neben Michel Angelo und Rafael wurden Gil Vicente und Calderon

besprochen. — Von Calderons Leben weiß man ebenso wenig als von dem Shakespeares. Was Günthner an lebensgeschichtlichem Material zusammengetragen hat, übertrifft alles bisher von Calderon-Erklärern Gelieferte. — Die Darstellungsweise des Verfassers ist bei aller Sympathie für den spanischen Dichter doch frei von blinder Lobsucht. Auf mancherlei Schattenseiten und Schwächen wird aufmerksam gemacht, dabei aber immer in billiger Weise betont, daß Calderon ein Sohn seines Volkes, ein Kind seiner Zeit war. Wir Evangelische müssen dazu ein Drittes im Auge haben: Calderon war spanischer Katholik des 17. Jahrhunderts und ein Zögling der Jesuiten, der die scholastische Theologie mit der Poesie zu verschmelzen unternahm. — Wer Calderon noch gar nicht kennt, wird gut thun, zuerst eines der oben genannten Meisterwerke zu lesen, dann sich bei einem Erklärer wie Günthner Rat zu holen und, von diesem geleitet, zu den minder vortrefflichen oder schwachen und anfechtbaren Stücken überzugehen. Erst am Schlusse einer längeren Beschäftigung mit Don Pedro, Calderon della Barca wird man im stande sein, einzelne autos zu verstehen und zu würdigen.

O. K.

— **Litteraturgeschichte der Renaissance** von Dante bis Luther. Von **Marc Monnier**. Deutsche autorisierte Ausgabe. (Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.) 1888. 422 S.

Wir haben hier die Uebersetzung des ersten Teiles einer auf vier Bände berechneten allgemeinen Geschichte der modernen Litteratur, von der nur die beiden ersten, der vorliegende und der aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegebene zweite, die Litteraturgeschichte der Reformation enthaltende, erschienen sind. Der dritte Band, an dessen Ausarbeitung der Verfasser durch den Tod verhindert wurde, sollte die Litteraturgeschichte der Revolution, von Milton bis Goethe, der vierte die der Romantik, von Goethe bis Viktor Hugo, enthalten. Der Verfasser beabsichtigte die verschiedenen Litteraturen nebeneinander vorzuführen, ihre gegenseitigen Einwirkungen zu erweisen und so „allenthalben die Bewegung des Gedankens und die der künstlerischen Gestaltung zugleich zu verfolgen." Es ist lebhaft zu bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, seinen ganzen Plan zu verwirklichen, da er dazu nach allen Richtungen hin befähigt war, wie kaum ein anderer.

Marc Monnier ist 1829 zu Florenz geboren, studierte in Paris, Genf, Berlin u. Tübingen. Dann lebte er fast zwanzig Jahre in Italien, bis er 1870 an die Genfer Universität als Lehrer der vergleichenden Litteraturgeschichte berufen wurde. Die gründlichste Kenntnis der französischen und italienischen Litteratur und Sprache, ebenso wie die des Deutschen — übersetzte er doch Faust ins Französische — und des Englischen, mit dem er gleichfalls vertraut war, ermöglichten ihm die Ausführung seines Vorhabens, das, wenn es zur Vollendung gekommen wäre, der Aufgabe der folgenden Generation, die der Uebersetzer seinem Werke als Motto mitgiebt, wesentlich vorgearbeitet haben würde: aus den französischen, deutschen &c. Litteraturgeschichten sich zur Darstellung der litterarischen Entwickelung innerhalb der Gesamtheit der europäischen Völker zu erheben, auf deren in einander verzweigten geistigen Produkten der Weltfortschritt beruht.—Von besonders interessanten Einzelheiten machen wir auf die Schilderung Dantes, Erasmus' und vor allem Machiavellis' aufmerksam. Selbstverständlich bei dem gedrängten Gange der Darstellung setzt der Verfasser bei seinen Lesern diejenigen Kenntnisse voraus, die allein zu dem Genusse seiner feinsinnigen Deduktionen berechtigen.

Die Uebersetzung des Buchs ist vorzüglich. Nur an sehr wenigen Stellen wird man leise daran erinnert, daß man überhaupt eine Uebersetzung vor sich hat. So am Anfange des 8. Abschnitts des ersten Kapitels S. 40: „Das war die Liebe, die Gelehrsamkeit, die Theologie und die Politik Dantes, worin er überall das Kind seiner Zeit blieb." Diese Stellung ist französisch, aber nicht deutsch. S. 378 handelt es sich um den nüchtern erzählten Hergang bei einer Trauung. Es heißt da: „Man hat gesagt, ein Staatsbeamter könnte die Sache nicht anders erzählen." Offenbar ist statt „Staatsbeamter" Standesbeamter zu setzen. „National" S. 287 ist wohl nur verdruckt für Nationalität. „Man ist nicht gewiß, aber beschuldigt den berühmten Gelehrten, daß er käuflich gewesen sei" S. 161 wäre leicht besser auszudrücken.

Wenn der Uebersetzer S. 116 zehn Seiten des französischen Textes nicht wiedergiebt und auf das Original verweist mit der Bemerkung: „Die Vergleichungen von Lafontaine, Alfred de Musset und anderen Schriftstellern mit Boccaccio haben im deutschen keinen Wert", so ist uns diese Kürzung auffallend. Mit demselben Rechte hätte er schließlich noch manches andere weglassen können, jedoch steht der dadurch gewonnene Nutzen in keinem Verhältnis zu der Thatsache, daß damit seine Uebersetzung eben keine ganz vollständige Arbeit ist und sie das Original, bis auf die Sprache, nicht völlig ersetzt. Trotzdem sind wir für seine sorgfältige, geschmackvolle Arbeit dem Uebersetzer von Herzen dankbar.

Sch-K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— **Zweimal gestorben.** Erzählung aus dem russischen Leben von **Ernst Schrill**, Verfasser von „Ein Fahrenhöft". (Leipzig, Verlag von Georg Böhme.)

Verfasser ist durch „Fahrenhöft" und „Sein Erbe" als tüchtiger Schriftsteller bereits bekannt. „Zweimal gestorben" kommt vielleicht den genannten Erzählungen an Wert nicht gleich, aber ein gesundes, lauteres Christentum giebt auch diesem Buch sein Gepräge und einen Vorzug, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Es fehlt nicht an packenden, spannenden Situationen, und ebenso wenig an ansprechenden Schilderungen. Die Häuslichkeit des Schlossermeisters Balthing in Reval, die in diesem Hause wohnende Frömmigkeit ist mit solcher Wärme, solcher Wahrheit und Lebendigkeit geschildert, daß man diesen kernhaften, prächtigen Mann beim Lesen fast vor sich zu sehen glaubt. Aber die beiden Hauptpersönlichkeiten der

Erzählung, der Sohn des alten Schlossermeisters Balthing, Otto, und Anna Fallberg, sind doch etwas unwahrscheinliche Charaktere. Ein Schlossergeselle, der seinen Eltern entläuft, dann durch Betrug einen falschen Namen annimmt, dessen Herz so verhärtet ist, daß er es ruhig mit ansehen kann, wie seine Mutter an dem Grabe weint, von dem sie glaubt, daß es seine Gebeine umschließt, ein Mensch, der vollständig den Glauben seiner Jugend verloren hat, der bleibt im übrigen doch schwerlich so rein, so edel und hülfreich, wie Otto Balthing in dieser Erzählung, und leidet auch wohl kaum an unvermittetten Geistererscheinungen. Anna Fallberg, die ihn bekehrt und mit seinen Eltern aussöhnt, ein junges Mädchen von noch nicht 20 Jahren, spricht und handelt, wie die erfahrenste, in mancher Versuchung und manchem Kampf erprobte Christin. Freilich werden, um ihr Gelegenheit zu Ermahnungen, zu Trostsprüchen oder zur Verteilung von Traktaten zu geben, manche Begegnungen herbeigeführt und Scenen eingeschoben, welche mit dem Fortgang der Handlung in sehr losem Zusammenhang stehen. Mögen sonstige kleine Ausstellungen auf sich beruhen bleiben. Die erwähnten Fehler beeinträchtigen in etwas den Wert der Erzählung, deren Schluß übrigens von ergreifender Wirkung ist.

L. v. O.

— Anastasia. Ein historischer Roman aus dem Mittelalter von C. Beyer.

Verf. hat eine sehr romantische Episode der Mecklenburgischen Geschichte mit viel Geschick, freilich in recht behaglicher epischer Breite, verarbeitet. Fast könnte es dem Nichtkenner jenes Abschnittes der mecklenburgischen Geschichte scheinen, als ob für die Hauptheldin die Schicksale zu sehr gehäuft wären. Indessen sind die 27jährige Gefangenschaft Heinrichs des Pilgers bei den Sarazenen, die während dieser Abwesenheit standhaft bewahrte Treue seiner Gemahlin Anastasia, die Bedrängnisse derselben durch räuberische Ritter, die Zurücksendung des Lösegeldes durch den Deutschorden, als die Befreiung ganz sicher von der Fürstin erhofft war, das Auftreten zweier falscher Heinriche — Schicksale einer und derselben Frau und alle historisch begründet. Einzelne vorhandene Lücken haben natürlich mit der Phantasie ausgefüllt werden müssen.

Was die Sittenschilderungen des Romans, auf welches Gewicht zu legen die deutsche Lesewelt sich gewöhnt hat, anlangt, so mögen nur selten kleine Lücken sich zeigen, im Gegenteil hat der Verfasser fast zu genau das Leben und Treiben jener Zeit abgebildet. Er hatte einen guten Führer an Gustav Freytag und ist so verständig gewesen, ihn zu benutzen, obschon überall auch seine eigenen fleißigen Quellenstudien hervortreten. Irre ich nicht, so hat er auch, bevor er an die Schilderung des morgenländischen Lebens sich machte, sich in die Märchenwelt von 1001 Nacht vertieft. Daß er nicht die Rücksicht auf die Dichtung hintenansetzte und die kulturgeschichtlichen Einzelheiten mit gelehrter Breite behandelte — der Fehler mancher Gelehrtenromane, welche dem Leser einen Kursus über Kulturgeschichte anscheinend ersparen wollen — beweist z. B. der Umstand, daß er das Klagetied einer Nonne, welches aus dem 14. Jahrhundert stammt, schon im 13. bekannt sein läßt, offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil es ihm gefallen hat und für seine Dichtung paßte. Der Leser wird ihm dafür Dank wissen.

Die eigenen Uebersetzungen, die der Verfasser von Liedern der Minnesänger bringt, sind glatt und gewandt, nach Form und Inhalt dem Urtexte möglichst entsprechend. Fraglich mag es sein, ob man die Sprüche des Freidank damals sang, aber der kecke Jakob Windelmod mag ja das Recht haben, sich nicht immer an den Brauch zu binden. Zum Spottlied auf die Mönche (von Reinmar von Zweter) sind vom Uebersetzer die vier in dem Bruchstück fehlenden Verse nach freiem Ermessen ergänzt.

Die auftretenden Personen sind im ganzen und großen Kinder ihrer Zeit nach Anschauung und Sitte, Tracht und Neigung. Wenn hier und da eine moderne Empfindung und Redewendung unterläuft, so fällt das nicht ins Gewicht. Der ideale Ritter der Romantiker fehlt, dem Charakter jener Epoche entsprechend, ganz, dafür treten einerseits friesröckige Raubgesellen auf ihren schmutzigen Burgen in ihrer ganzen Verkommenheit hervor, andererseits z. B. der ehrliche und ehrenhafte Hermann Ribe, der uns in seinem geraden Wesen so zusagt, wie der treuherzige Götz von Berlichingen.

In der Hansestadt sieht man die Wenden unterdrückt, so daß die letzten Reste des einst so edlen, freiheitliebenden Volkes zur tückischen Verschwörung, zum feigen Mord greifen, um sich oben auf zu bringen; die selbstbewußt emporstrebenden deutschen Kaufherren, die das Stadtregiment allein halten wollen, müssen schon jetzt den trotzigen Widerspruch der Gewerke erfahren. Die Stärke der Hansa zeigt sich jedoch darin, daß in der Stunde der Gefahr alle sofort vereint sind. Aus dem Bauernstande strebt mancher, der sieht, daß Gewalt vor Recht geht, darnach, dem Ritter gleich zu werden und bringt frisches Blut in den Stand oder verkommt und wird dann der Schlimmsten einer.

Aus diesen kurzen Andeutungen mag man entnehmen, daß der Verfasser manches getreue Bild aus jener Zeit entrollt. Wie warm die Herzen schlagen, wie weit die Leidenschaftlichkeit sich verirrt, wie mannhaft für Wahrheit und Recht gestritten wird, wie furchtbar eine Menschenseele ringen muß, um unter schwerem Schicksale nicht den Halt zu verlieren, und vor allem wie auch der einzig wahre Halt der Menschen, der für jene wie für unsere Zeiten und für alle Ewigkeit derselbe ist, erkannt und hervorgehoben wird, läßt sich nicht einmal mit Worten andeuten, daß muß der Leser selbst empfinden, wenn er das Buch vor Augen hat.

Die auftretenden Personen sind in scharfen Umrissen klar gezeichnet, kein einziger Charakter ist undeutlich oder verschwommen gehalten. Obwohl der Verfasser es nicht vermeiden konnte, verkommene Menschen und gemeine Leidenschaften zu schildern, so hat er es doch verstanden, so zu schreiben, daß man das Buch im Familienkreise lesen kann. Der Verfasser hat in Mecklenburg bereits eine große Zahl dankbarer Leser gefunden. Wir halten den

litterarischen Wert des Buches für hoch genug, daß es auch da sich Beifall erringen wird, wo kein Lokalpatriotismus der Teilnahme zu Hilfe kommt.

— Bauernstudenten. Erzählung von Arno Garborg. Aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisierte deutsche Ausgabe (Budapest, G. Grimm 1888. 378. 3 M.

Ein Landsmann des Verfassers hat dieser Erzählung nachgerühmt, sie sei „durchaus unparteiisch, gerecht und ohne Nebenabsichten." Ich kann dieses Lob nur für wohlbegründet erkennen. Es ist mir noch niemals ein Buch bekannt geworden, welches in dem Maße wie das vorliegende den Leser so vollständig darüber im Unklaren läßt, ob der Verfasser zu den Konservativen oder zu den Radikalen gehört. Jedenfalls ist er, wenn ein Parteimann, unbefangen genug, die Gebrechen seiner Partei nachsichtslos zu kennzeichnen. Kurz gesagt, behandelt das Buch „Jung-Norwegen". Grundtvig, Björnson u. a. sind die geistigen Führer einer Richtung, welche in der Politik in der letzten Zeit entschieden Fiasko gemacht hat, und im Gebiet der kirchlichen und sozialen Bestrebungen, bei allen Anregungen zu einzelnen Besserungen, kein goldenes Zeitalter herbeiführen wird. Der Verfasser führt uns in eine wild durcheinandergährende Gesellschaft. Dem schlichten Bauernvolk wird geschmeichelt, daß die Rettung nur durch das Volk kommen könne. Was wir aber im Felde der niederen und hohen Schule kennen lernen, sieht keineswegs hoffnungsreich aus. Als Vertreter der „Bauernstudenten" erscheint Daniel Sörbraut, der Sohn eines wenig bemittelten Ackerknechts, nicht übel beanlagt, darum vom Kaplan seiner Pfarrei zum Studium bestimmt. Nach dem in neuen Bahnen gehenden Privatunterricht kommt die Lateinschule in der Stadt, dann die wissenschaftliche Schnellbleiche„Studentenfabrik" genannt, in Christiania und zuletzt die Hochschule. Wie es dem charakterlosen, bald rechts, bald links hingetriebenen, aus der Liebe zur reizenden Suga (in der Heimat), zur Liebe gegen ein Dienstmädchen (in der Stadt) und zuletzt aus Spekulation, mit den ordinärsten, wenig „Geist" verratenden Bauerngedanken, zur förmlichen Verlobung mit der alternden heiratslustigen Tochter eines reichen Gutsbesitzers gelangten Daniel in- und außerhalb der Schule ergeht, wie er die Thaten der Radikalen mit halbem Mute mitmacht, wie er aus Hunger und Armut sich genötigt sieht zu betteln, all' das wird meisterhaft erzählt. Die Macht der Presse, der Wirtshäuser, der Wissenschaft, des Volks wird in den üblichen Phrasen lebhaft erörtert, meist genau so wie der deutschfreisinnige Lügengeist zu räsonnieren pflegt. Die Clique der Radikalen Fram, der Fuchskommers, sind Kapitel, welche mit unübertrefflicher Realistik geschrieben sind. Daß der Verf. auch zarte Dinge zu behandeln weiß, ergiebt sich nicht bloß aus den Schilderungen der Begegnungen Daniels und Sugas, sondern auch aus dem in wenigen Sätzen geschilderten, wahrhaft ergreifenden Abschied der Mutter Daniels von ihrem in die große Stadt ziehenden Sohn. — Das Buch fordert übrigens gereifte Leser, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen und mit einiger Kenntnis norwegischer Zustände ausgerüstet sind. Auch so wird ihnen noch manches dunkel bleiben. Die Uebersetzung ist, im Ganzen genommen, gut zu nennen, doch scheint der Uebersetzer der deutschen Sprache nicht völlig mächtig zu sein. Auffallend ist die stiefmütterliche Art, mit welcher der Konjunktiv unterdrückt wird, bisweilen mitte zwischen zwei befreundeten Konjunktiven. „Auf den Spieß gespickt" (S. 52) ist wohl nur ein Druckfehler. Aber die Ausdrücke „sich prahlen", „'rankommen", „jens" (für jenes), „ähnen" (statt ähneln), „unverbrüchliche Augen" sind offenbare Sprachfehler. Ebenso die in Deutschland unerhörte Schreibung „Horats" statt Horaz. Nicht aufgeklärt wird der Leser über Ausdrücke, wie „Bibi", „Lorbas", „Labommel". Auch der Pluralis „Fräuleins" in der eigentlichen Erzählung ist falsch. Im Gespräch darf ein vielgeübter, falscher Plural u. a. vorkommen. Seine Hauptsorgfalt hat der Verfasser auf seinen schwachmütigen Helden verwandt, darüber sind die zahllosen Nebenfiguren etwas zu kurz gekommen. Es ist von Anfang bis zu Ende nur von den Meinungen, Thaten und Schicksalen des Daniel Sörbraut die Rede, gleichwohl ist der Titel „Bauernstudenten" darum der rechte, weil Sörbraut als Repräsentant der bäuerlichem Blute entstammenden Studenten erscheint, deren Treiben den Gegenstand des Buches ausmacht. Hochbefriedigt über die Darstellung, wenigbefriedigt über das Dargestellte wird der Leser die „Bauernstudenten" aus der Hand legen. Wer Liebesscenen sucht, lasse das Buch unberührt. O. K.

— Aus der Zerstreuung gesammelt von N. Fries, Hauptpastor in Heiligenstedten. (Itzehoe. Verlag von Ad. Nusser.) 11. und 12. Bändchen.

Geschichten von Fries braucht man in gewissen Kreisen nicht zu rezensieren, sondern nur anzuzeigen. Freilich gefallen sie nicht jedem Publikum. Sie enthalten keine die Aufmerksamkeit des Lesers fesselnde feine Pointen, keine die Phantasie reizende spannende Schilderungen und Begebnisse. Sie sind einfach und schlicht, gleichsam an der Landstraße und hinter den Zäunen aufgesammelt und reden nur zum Gemüt. Fries führt uns nur Gestalten aus dem Bauern- und Arbeiterstande vor die Augen in ihrem Denken und Fühlen, in ihren guten und schlechten Eigenschaften. Die christliche Farbe ist sehr stark aufgetragen. Die einen finden den Weg zum Himmel, die anderen gehen in ihren Sünden ins Verderben. Das 11. Bändchen enthält: „Des Trotz-Bauern Jüngster" und „Uns' Herrgott un de Nimod'schen"; das 12. Bändchen: „Auf der Himmelsleiter" und „Von der Landstraße und hinterm Zaune".

— Ein Jahr im Bergschlößchen. Blätter aus einem Mädchenleben von Fidelis. (Verlag von Georg Böhme.)

In Tagebuchform wird hier eine überaus köstliche Backfischgeschichte geboten. Der pseudonyme Verfasser bietet in anziehender, gefälliger

Form mit feiner psychologischer Kenntnis und frischem Humor nahrhafte und schmackhafte Kost. Die Zahl der Bücher, die für junge Mädchen im Alter von 14—16 Jahren passen, ist nicht groß. Dies Buch werden sie gern und auch mit Nutzen lesen. Sie finden sich selbst darin, die ganze Welt ihrer Gedanken und Gefühle, ihrer Freuden und Leiden, daneben aber an einer älteren Schwester ein gutes Vorbild und eine treffliche Führerin. tz.

— Schwester Phoebe. Ein Bild aus den Tagen der Apostel von Hans Tharau. (Verlag von Georg Böhme.)

Ein Buch, das besser ungedruckt geblieben wäre. Unser Mißtrauen wurde schon erweckt, als wir beim ersten Aufschlagen des Buches lesen mußten: „Als Vorwort ein Empfehlungsbrief: „Ich befehle Euch aber unsere Schwester Phoebe." Korinth A. D. 58 Paulus ein Apostel Jesu Christi." Das Buch besteht wesentlich aus einem Briefwechsel zwischen den beiden Freundinnen Phoebe in Corinth und Julia in Rom, derselbe ist ganz im methodistischen Sinne gehalten. Die Bekehrung der Phoebe und der Durchbruch der Gnade bei ihr erfolgt genau in derselben Weise wie heute die Erweckungen bei den Methodisten. Die Versammlungen, die der Apostel Paulus, die Silas und Timotheus in Korinth abhalten, sind nichts anderes, als methodistische Gebetsversammlungen unserer Tage. Es redet, betet jeder der Anwesenden, dem es der Geist eingiebt; selbst Frauen. Letzteres sucht die pseudonyme Verfasserin sogar noch durch eine besondere Anmerkung unter Hinweis auf Apostel-Geschichte 1, 14 und Galater 3, 28 zu rechtfertigen. Der Apostel Paulus wird als ein schwacher, alter, fast erblindeter Mann geschildert, der nur, wenn der Geist ihn ergreift, seine körperliche Gebrechlichkeit und seine Schüchternheit zu überwinden vermag. Er leidet nach Meinung der Verfasserin an „manchen Wunderlichkeiten." Wir unsererseits finden zwar keine Wunderlichkeiten bei dem Apostel, aber recht viele bei der Verfasserin. Woher weiß z. B. die Verfasserin, daß der Apostel eine „besondere Abneigung gegen lange Haare" gehabt? Daß schließlich auch noch ein kleiner Liebeshandel zwischen Phoebe und Timotheus in die Erzählung eingeschoben ist, macht das Buch nicht besser. Wenn auch beide Liebende auf die Verwirklichung ihrer Wünsche verzichten müssen, um ganz dem Herrn zu dienen, so hat Verfasserin doch Gelegenheit genommen, dem Apostel einige Verhaltungen über seine Stellung zu den Frauen und zu der Wiederverheiratung der Witwen insbesondere zu machen. L. v. O.

7. Lebensbilder.

Voran stellen wir die Gestalt, die als „Kronprinz Friedrich Wilhelm" ein populärer Held unseres deutschen Volkes bleiben wird und dem die tiefe Tragik seines Ausgangs auch jenes Mitgefühl zuwenden muß, welches die höchsten Stufen menschlicher Herrlichkeit mit dem tiefsten Elend der Menschheit verbindet. Die altgriechische Tragödie würde einen neuen Philoktetes aus solch einem Leben und Leiden hervorgehen lassen. Aber auch als einfache Geschichte wird es seinen Reiz nicht verlieren. Wir können den Lesern der „Konserv. Monatsschrift" zwei solcher Lebensbilder, beide auch durch ihre äußere Ausstattung zu Geschenken recht geeignet, zur Wahl stellen:

Kaiser Friedrich von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe. 1888.) 151 S. 8°. 1 Mk. und: Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild. Jung und Alt gewidmet von B. Rogge, D. theol. und königl. Hofprediger. Mit zwei Bildnissen des Kaisers und vielen anderen Abbildungen. (Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn. 1888.) 165 S. 8°. Gebunden 3 Mk.

Beide gehen nur bis zur Thronbesteigung des Kaisers Friedrich und seinen ersten Erlassen: „An mein Volk" und an den Kanzler. Die erste Biographie giebt aus der Feder des durch seine populäre Darstellung des Lebens Bismarcks und Moltkes (beide in 10000 und mehr Exemplaren ausgegangen) bekannten Schriftstellers eine in schöner Sprache geschriebene, aus warmer Bewunderung des tapferen Kriegshelden und humanen Menschen quellende Lebensgeschichte Friedrich des Dritten, zuerst als Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (1831—61), sodann als Kronprinz von Preußen (1861—1871), innerhalb welchen Abschnittes seine Teilnahme an den Siegen von 1866 und 1870/71 volle Würdigung finden, auch seiner Reise nach Palästina gedacht wird. Der dritte Abschnitt zeigt ihn dann als Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches (1871—88). Hier wird gedacht seiner Reisen in Süddeutschland, seines Aufenthalts in Wien (Ausstellung), seiner Anwesenheit bei dem Begräbnis Viktor Emanuels in Rom, seiner Stellvertretung des kaiserlichen Vaters bei so vielen Anläßen, in Spanien, Italien, England, woselbst er, schon erkrankt, noch einmal die Engländer zu heller Begeisterung hinriß, um alsdann in das dunkle Thal der Leiden hinabzusteigen. Rogges Biographie, schon verfaßt als ein Lebensbild des deutschen Kronprinzen, infolge dessen Erkrankung zurückgestellt und erst nach dem Tode des Kaisers Friedrich III. als ein dem Gedächtnis des Verstorbenen geweihtes Zeugnis dankbarer Liebe und Verehrung erschienen, geht mehr ins Einzelne. Stand doch gerade Hofprediger Rogge zu solch einem Buche vorzugsweise viel Material zur Verfügung. Mit gesundem Takte wird in beiden Schriften des traurigen Streites, welcher sich an den Namen Mackenzie knüpft, nicht gedacht. „Vergeßt der treuen Toten nicht" mahnt ein Lied. Wenn wir heute in ganz Deutschland der Errungenschaften von 1870/71 froh sind, so soll man neben den noch lebenden Beratern Bismarck und Moltke auch des Mannes nicht vergessen, der in schwerer Zeit sein Teil der Last getragen und des Reiches Gründung mit vorbereitet und ausführen geholfen hat.

— General-Feldmarschall Albrecht Graf von Roon. Ein kurzes Lebensbild. (Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann.) 1888. 107 S. kl. 8°.

Das Büchlein ist nur ein Wiederabdruck aus dem Reichsboten, verdient aber in weiten Kreisen verbreitet zu werden, um zu zeigen, welch eine Fülle von Treue, Kraft und Bescheidenheit in diesem jedem christlich-konservativen Manne sympathischen preußischen Kriegsminister gelegen hat. Gott schenke uns stets in schweren Zeiten solche selbstlose Männer, die auch ohne Anerkennung von seiten der Massen in energischem Pflichtgefühl weiter arbeiten. v. Roon und v. Manteuffel, seiner Zeit die von dem Liberalismus und der Demokratie bestgeschmähten Männer — was wäre ohne ihre Arbeit für die Armee heutzutage Preußen und Deutschland? Ob nicht dem Präsidenten des Reichsgerichts in Leipzig neulich bei der Einweihung des Gerichtspalastes die Erinnerung an jenen Tag kam, an dem er im Landtage zu Berlin sich bedeckte, um dem Minister das Wort abzuschneiden. Bekannt ist, wie rasch der Umschwung in den liberalen Kreisen war, als der Erfolg für die Armee-Reorganisation gesprochen hatte. Auf die maßlosen Angriffe gegen den Minister (dessen Werk Gneist bekanntlich in einer Rede vom 5. Mai 1865 das Kainszeichen des Eidbruches auf die Stirne drücken wollte) folgt jetzt endloser Beifallsjubel. Die „verbrecherischen“ und „unfähigen“ Ratgeber der Krone wurden plötzlich bewundert. Und wenn auch sofort nach recht demokratischer Art der Schulmeister von einzelnen als Sieger von Sadowa hingestellt wurde, das preußische Volk wußte es besser, wem derselbe zu verdanken war.“ (S. 76.) Dabei blieb von Roon der demütige Mann, der gern statt eigener Ehre nachzujagen das „non nobis“ und „Te Deum“ mit seinem Kriegsherrn betete. Denn Roon war wie ein ernst konservativer, so auch ein ernst christlicher Mann! Das brachte ihm trotz der Dotation und Ehren, mit welchen sein dankbarer und, wie er sich nannte „treu ergebener“ König ihn begnadete, schwere Kämpfe. „Die unverkennbare Hinneigung des leitenden Staatsmannes zu der Partei, deren Mitglieder ehemals die Regierung befehdet hatten, war durchaus nicht nach dem Sinne des in harten Kämpfen ergrauten Kriegsministers. Andererseits wurde das Drängen des Liberalismus nach Zugeständnissen auf den verschiedenen Gebieten der Politik immer stärker. Es war kein Geheimnis, daß Roons Ansichten denen des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten in manchen Punkten gegenüberstanden.“ „Wie viele Konservative und treue Patrioten, konnte auch Roon nur mit schwerem Herzen gesetzgeberischen Maßregeln seine Zustimmung geben, welche keineswegs allein gegen die katholische Kirche gerichtet und weiten evangelischen Kreisen unbegreiflich schienen. — — Der Kulturkampf hat jedenfalls die letzten Tage Roons ruhmreicher Dienstlaufbahn wenig angenehm gestaltet.“ Roon war aber auch ein treuer evangelischer Christ. An ihm zeigte sich so recht, wie wahre Königstreue nur auf dem Boden wahrer Gottesfurcht gedeihen kann. Die Bibel blieb ihm ein steter Begleiter sein Lebenlang, und je größer die Wirren in seinem Beruf, je schwieriger ein Ausweg aus denselben wurde, um so mehr suchte er Trost in Gottes Wort. Mit dem General-Superintendent Büchsel war Roon und seine Familie seit lange befreundet. Er besuchte meist die Gottesdienste in der Matthäi- und Garnisonkirche. Regelmäßig ging er mit den Seinen zum hl. Abendmahl.“

Seines Königs Wunsch hielt den abgearbeiteten Mann noch im Amte; aber endlich mußte auch er einsehen, daß „der schwere Augenblick der Trennung“ da sei. Unter allem dem Großen, was Kaiser Wilhelm zierte, hat Schreiber dieses immer am tiefsten ergriffen die Treue bis an das Ende, die er seinem „Feldwebel“ bewahrt hat. Als dieser 1879 auf das Krankenlager zu Berlin sank, welches sein Sterbelager werden sollte, erschien am 21. Februar sein 82jähriger König und Kaiser selbst ohne Begleitung in dem Hotel de Rome, wo er Nr. 89 und 90 bewohnte, und stieg die drei Treppen empor, um von seinem treuen Diener Abschied zu nehmen. Am 23. Februar 1879 rief Gott den treuen Mann heim.

In eine ganz andere Zeit führt uns die Schrift: Ulrich von Hutten. Zur Erinnerung an die Feier seines 400jährigen Geburtstages am 21. April 1888 dem deutschen Volke dargestellt von Dr. Adolf Lange. (Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann.) 1888. 130 S. kl. 8°.

Das 400jährige Jubiläum wäre ein geeigneter Zeitpunkt gewesen, ein Bild Huttens, dieses Typus einer Uebergangszeit traurigster Art, für unsere, eine zu Ende gehende Periode bezeichnenden Zeit als Vorbild, zu entwerfen. Ein solches müßte sich freilich gleich fern von den gangbaren Legenden protestantischer wie römischer Art halten. Daß D. Strauß in seinen, nach manchen Seiten recht verdienstlichen Arbeiten (Ulrich von Hutten. Uebersetzung der Dialoge) in seinem Helden doch in erster Linie den Gesinnungsgenossen feierte und den um seiner politisch-kirchlichen Richtung willen Verfolgten sah, dürfte jedem Unbefangenen klar sein. Die vorliegende Lebensbeschreibung stützt sich fast ganz auf Strauß' Charakterbild. Die religiös-sittliche Stellung des Ritters kommt nicht zur richtigen Entwickelung. Janssenscher Geschichtsschreibung gegenüber ziehen wir aber auf diesem Weg den kürzeren. Die Zeit ist vorbei, wo man mit überliefertem Schlagbaum Geschichtsbilder abschließen konnte. Wollte man indes glauben, Schreiber dieses halte es nicht für richtig, daß auf der Ebernburg Sickingen und Hutten das schöne Denkmal gesetzt werde; so antworten wir: Hutten hat es verdient durch seine warme Liebe zu seinem deutschen Vaterland Rom und römischer Aussaugung gegenüber. Kein deutscher Schriftsteller (und ein solcher ist Hutten, wie Strauß ganz richtig bemerkt, trotzdem er lateinisch geschrieben hat) hat das System römischer Auspressung so klar und entschieden — und hier gewiß unabhängig von Wicliff — hinausgerufen, wie Hutten, der freilich dabei sich ganz wohl als Beamter des Erzbischofs von Mainz befand. War er in diesem Nachweis ein Helfer Luthers: so war

ihm dessen positiver Aufbau — aus der Rechtfertigung aus dem Glauben — absolut unverständlich; wie dies Luther auch alsbald mit Sicherheit heraus fühlte. Mit fast moderner Begeisterung schwärmt Hutten für Reich und Kaiser und jede diesen beiden angethane Kränkung findet bei ihm scharfe Ahndung. Da er dabei mit dem ganzen Humanismus die maßlose Eitelkeit und das enorme Selbstbewußtsein teilt, passirt es ihm freilich, daß er Dinge mit seiner Feder zu bewirken droht, zu welchen ihm gänzlich die Macht fehlte. Er gerät geradezu ins Aufschneiden, wie wenn er die Gefangennehmung Aleanders auf das Gewisseste in Aussicht stellt u. s. w. Wir hoffen, daß auch nach der populären Darstellung, welche uns obiges Lebensbild giebt, bald eine der ganzen politischen, humanistischen, socialen und kirchlichen Weltlage des Reformationszeitalters Rechnung tragende Biographie Huttens aus evangel.-konservativer Feder erscheinen wird.

— D. **Ludwig Adolf Petri**, weiland Pastor zu St. Crucis in Hannover. Ein Lebensbild von **E. Petri**, Pastor, Geistlichem des evang. Vereins zu Hannover. Erster Band mit dem Bildnisse Petris und einem Facsimile seiner Handschrift. Hannover. (Verlag von Heinrich Feesche.) 4,50 M.

Wie habe ich mich gefreut, als ich die Anzeige dieses Buches las! Ein Mann wie Petri mußte ein solches Denkmal haben. Er gehört ja zu den bedeutendsten pastoralen Persönlichkeiten der hannoverschen Landeskirche, ja des ganzen evangelischen Norddeutschlands. Seine Predigtweise hat für mich immer etwas von einem Ideal gehabt. Diese tiefe Auslegung, diese reiche Anwendung, diese gesunde Erfahrung und darauf gegründete Seelenführung; diese edle schöne Form, das sind Vorzüge, die man wohl nur selten so vereinigt findet wie bei ihm. Freilich, populär war er nicht eigentlich. Seine Weise setzte nicht bloß eine christliche Gemeine, sondern auch schon eine gewisse Reife voraus. Aber auch heute noch bewähren sich seine Predigten in Wahrheit als Licht des Lebens und als Salz der Erde. Und sie verlieren nichts, wenn sie gelesen werden, was man nicht von allen gedruckten Predigten sagen kann. Als Liturg ist Petri ja wohl durch die nachfolgende Arbeit der Kirche überholt. Aber jedenfalls gehört er zu denen, von welchen mächtige Anregung zur liturgischen Arbeit ausgegangen. Und seine Agende behält durch ihre Erklärungen und Anweisungen einen bleibenden Wert. Ebenso hat der Katechet sich ein ihn überlebendes Zeugnis in seinem Religionsbuch gesetzt, welches noch immer im Segen fortwirkt. Für seine Seelsorge spricht eine Reihe von köstlichen Briefen. Sonst entzieht sich dieselbe ja der Oeffentlichkeit. Denn die meiste Seelsorge will im Beichtgeheimnis geübt sein. Dagegen gehört Petri als Kirchenmann wiederum der hannoverschen Landeskirche, aber auch der allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirche an. Denn beiden hat er zu großer Förderung gedient. So sind wir gewiß berechtigt, uns des Buches zu freuen, welches von ihm handelt. Eins aber hat mir an demselben nicht gefallen: daß der Verfasser die Vollendung des Werkes so ins Ungewisse und Weite hinausschiebt. Löhes Leben hat eine traurige Verzettelung erleiden müssen. Das soll keine Anklage sein, — ich weiß ja nicht genau, welche Gründe dafür vorlagen — aber eine Klage. Ich wünsche, daß Petris Leben nicht einem gleichen Geschick erliege. Der erste Band reicht bis 1847. Diese Zeit liegt für die meisten unseres Geschlechts schon weit zurück. Mit 1848 beginnt die neuere und neueste Zeit, der wir als Miterlebende angehören. Es würde von großem Interesse sein, einen Mann wie Petri in den Bewegungen und Umstürzen dieser Zeit zu sehen. Möchte darum der Verfasser unsern Wunsch freundlich aufnehmen: bald, recht bald den zweiten vollendenden Teil seines Werkes darzugeben.

Dem norddeutschen Lebensbilde lasse ich ein süddeutsches folgen, ein ganz andersartiges, aber doch auch in seiner Weise erweckliches und erquickliches.

Es ist die **Lebensgeschichte von Martin Boos**, welche die Buchhandlung der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart in vierter Auflage darbietet. (1,60 Mk.) Die Grundlage für das Buch bildet Goßners größeres Werk. Man darf annehmen, daß die Schicksale dieses treuen Zeugen Christi und seiner Gnade in der evangelischen Kirche bekannt sind: wie er als frommer römisch-katholischer Priester in Süd-Bayern seinen Lauf beginnt, wie er zu Christo bekehrt wird und von ihm zeugt, wie aber die römisch-katholische Kirche das Zeugnis des Evangeliums damals ebensowenig ertragen und annehmen wollte wie 300 Jahre zuvor, wie er nach Oesterreich weichen mußte, aber dort auch bald ein Gegenstand der Verfolgung wurde, bis er endlich am Rhein eine neue Heimat und verhältnismäßige Ruhe fand. Das alles wird uns ganz einfach und schlicht, untermengt von vielen Zeugnissen dieses evangelischen Katholiken erzählt, und kann auch heute noch für viele zur Erbauung und Stärkung ihres Glaubens dienen, besonders solchen, welche die Schmach Christi tragen müssen. Den Schluß des Buches bilden Briefe von Boos, schöne Zeugnisse eines lebendigen Glaubens, wenn schon die Form vielfach fremd für uns erscheint. D.

8. Verschiedenes.

— **Unsere lieben Lieutenants.** Zeitgemäße Charakterbilder aus deutschen Salons von **Emil Roland** (Ottilie M. C.). (Leipzig. Verlag von Rauert und Rocco.) Geb. 3,50 Mk.

Ja, ist das nun ein Mann oder ist das eine Frau, welche das Buch geschrieben hat? Ich dachte nach der Titelangabe an eine Frau. Und ich ärgerte mich über diese unpassende Verkleidung. Frauen sollten als Frauen schreiben. Was würde man sagen, wenn Männer als Frauen schrieben? Später ist es mir freilich wahrscheinlich oder richtiger gewiß geworden, daß wir es doch mit einem Mann zu thun haben. Aber lassen wir diesen Zwiespalt der Natur auf sich beruhen und halten wir uns an das Buch. Indem Emil Roland sich unsere Leutnants zum Gegenstande seiner Charakterbilder erwählt, versichert er, daß seine

Jeder die wärmste Freundin und Verehrerin ihrer Helden sei, daß es dem Autor darauf ankomme, den Offizieren die erste Stellung in der Gesellschaft zu erhalten, und daß es nur diesem Zwecke dienen solle, wenn er einige Typen des Leutnantslebens unter die Lupe gesellschaftlicher Kritik nehme. Gut. Glauben wir ihm das. So müssen wir aber doch sagen, daß die Ausführung nicht ganz der Absicht entspricht. Ich gebe ja zu, daß in den von ihm gezeichneten Typen Wirklichkeitsbilder durchscheinen. Gewiß, man findet solche Offiziere, wer wollte es leugnen? Aber der Verfasser hat eine Neigung zu übertreiben und ins Karrikatürliche hinüber zu zeichnen, die mir überall unangenehm ist, nicht bloß da, wo es sich um Leutnants und soldatisches Wesen handelt. Man schmückt diese Weise gern mit dem Namen Humor! Aber Humor und Karrikatur sind zweierlei. Stünden nun diesen Bildern andere gegenüber, in welchen, wie im „jüngsten Bruder", auch das Licht zu seinem Recht käme, so ließe sich das ja noch eher tragen. Aber die Schatten herrschen vor. Die einzelnen Bilder sind dabei wenig abgerundet. Wie das ganze Buch mit einem Wenn — — endet, so die meisten Abschnitte auch mit einem Fragezeichen in die Zukunft. Häßlich ist der Gebrauch, den der Verfasser von dem Worte fast und auch sonst von Fremdworten macht. Haben wir auch das Unglück, daß der Offizier und der Leutnant bei uns fremdnamig benannt werden — und da wird sich wohl nichts ändern lassen —, brauchte man doch nicht noch ein Uebriges zu thun in der Verunreinigung der Sprache. Den traurigen Ernst, den der Lady Killer in sich schließt, verkenne ich nicht. Ich wollte nur, daß diese ernste Frage auch mit dem rechten Ernst behandelt wäre. Den rechten Ernst giebt freilich nur das göttliche Gebot. Davon scheint aber der Verfasser wenig zu ahnen. Zum Schluß die Bemerkung, daß ich kein Leutnant bin, also auch nicht aus irgend welcher Verstimmtheit heraus geurteilt habe. Und zum Trost für den Verfasser das Versprechen, daß ich sein Buch wenigstens etlichen von unsern lieben Leutnants in die Hand geben werde, damit sie selber entscheiden, ob die Porträtierung richtig ist oder nicht.

D.

— Aesthetische Studien für die Frauenwelt von Otto v. Leixner mit dem Bildnis des Verfassers. 4. Aufl. Leipzig 1888. Hermann Dürselen. 250 S.

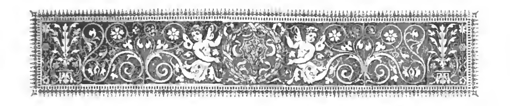
Gesammelte Aufsätze, niedergeschrieben „aus Liebe zu den ernsten Zielen der echtmenschlichen Erziehung, in welcher der Frau eine so große Macht gegeben ist." In der Menge der Realisten und Naturalisten einem Idealisten zu begegnen, ist immer eine Freude. — Christlich ist der Verf. nicht. Er redet vom Schicksal und sagt mit gesperrter Schrift: Alleinseligmachend ist weder eine Religion, noch ein Kunstprinzip. Gleichwohl ist zu wünschen, daß in unchristlichen und widerchristlichen Kreisen Bücher wie das vorliegende Eingang finden, wenn auch nicht die volle Wahrheit, so wird doch viel Wahres geboten. Unwahr ist, daß die Phantasie der Sprache, die Religion und die Götter habe bilden helfen. Unwahr ist, daß es ohne Leidenschaften kein volles ganzes Dasein gebe. Unwahr ist, daß es Menschen gebe, die keine Pflichten haben und daß sich solche Menschen Pflichten machen müssen, um dem Leben einen Inhalt zu geben. Unwahr ist, daß der „schwärmerisch-übertriebene" Marienkult „erst am Beginn der neueren Zeit seine Krankhaftigkeit" verlor. Es giebt überhaupt keinen gesunden Marienkult. Nach oben läßt der Verf., wie diese Citate beweisen, manches zu wünschen übrig. Nach unten ist durchgängig alles vortrefflich, was er zur Bekämpfung des Materialismus im Leben und in der Kunst beibringt. Die mehr theoretisch gehaltenen Abschnitte sind weniger gelungen, als die Kapitel, in welchen der Verfasser aus seiner reichen Lebenserfahrung die Gegenwart in greifbaren Bildern darstellt. Die Stücke „Bühne und Sittlichkeit", „Die Frauen in der Kunst", Hinter den Kulissen", Die ästhetische Tapete" (hier ist nur die Ueberschrift verfehlt), „Die Hauptrichtungen der modernen Darstellungskunst", Die „Schwierigkeit des Kunsturteils" verdienen alles Lob. Fr. Vischers treffliche Schrift „Mode und Cynismus" wird nach Verdienst gewürdigt und bekämpft. „Die litterarische Schwindelära" weiß der Verf. an den Pranger zu stellen, leider nur in diesem Abstraktum. Wirksamer wäre gewesen, wenn er einzelne Autoren gezüchtigt hätte. An Auswahl fehlt es wahrhaftig nicht. Auch unter den Malern hätten einzelne herausgegriffen werden sollen. Wenn Gabriel Max teilweise gelobt wird, so hätte Fritz von Uhde von der Hand eines Idealisten als ein abschreckendes und Böcklin als ein geradezu scheußliches Exempel künstlerischer Verirrung dargestellt werden müssen. — Der Verf. lebt in Berlin, auf Schritt und Tritt muß ihm nicht bloß die litterarische, sondern überhaupt die künstlerische Schwindelära, die im Jahrhundert eines Goethe und Cornelius emporgekommen ist, mit ihren völlig hohlen Leistungen und Redensarten entgegentreten. Möchte es ihm, dem Jünger Schillers und Lessings, gefallen, einmal ein Buch zu schreiben, in welchem die Schwindler selbst in ihren Werken gebührend gekennzeichnet werden. An Mut wird es dem Verf. hoffentlich nicht fehlen. O. K.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Das Wesen der persönlichen Bekehrung zu Christo und ihre Notwendigkeit. Vortrag von Th. Schmalenbach. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1888. Pr. 0,30 M. 15 S.
Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 6. Aufl. (Heidelberg, Karl Winter.) 268 S. eleg. geb. 5,— M. (Früher bestens empfohlen in der „A. konservat. Monatsschrift.")
Schulandachten von Lic. theol. W. Bornemann. (Berlin, Reuther.) 1889. 196 S.
Hausmärchen aus Altgriechenland von Gotthold Klee. 1888. (Gütersloh, Bertelsmann.) Pr. 3,60 M. 344 S.
Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten. (Heidelberg, C. Winter.) 360 S.
Für Geist und Herz. Eine Gabe für Deutschlands Töchter. Unter Mitwirkung von Ad. J. Tüppers, Prof. H. Groß, Hr. Seidel, Hr. Steinhausen, Prof. K. Weiß-Schrottenthal, Anna Ritschle u. A. von Anna Conwentz. (Berlin, L. J. Münnich.) 225 S. 1889.
Geschichte, Wesen und Weihe der evangelischen Sonntagsschule. 3 Vorträge von Hermann Dalton. (Kassel, Ernst Röttger.) 1887. 61 S.
Kirchliche Fragen der Gegenwart von Chr. Dietrich. Mit einem Vorwort von Th. Schmalenbach, Superintendent. (Kassel, Ernst Röttger.) 130 S.
Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort! Neue Sammlung von Casualreden von Dr. Ludwig Eduard Suppe, Archidiakonus zu St. Thomas in Leipzig. 3. Heft Beicht- und Abendmahlsreden. (Leipzig, Theodor Rother.) 248 S.
Der Hebräerbrief von Martin Kaehler. (Halle, J. Fricke.) Pr. 1,00 M. 39 S. 1889.
Berechtigung und Zuversichtlichkeit des Bittgebets von Martin Kaehler. (Halle, J. Fricke.) Pr. 0,50 M. 32 S. 1888.
Die hauptsächlichsten Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen und römisch-katholischen Kirche. 7 Vorträge geh. v. Dr. Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum; Dr. Th. Hoppe Pastor zu Barkhausen; L. H. Ihmels, Pastor zu Detern; Wilhelm Walter, Pastor zu Cuxhaven; Stölting, Superintendent zu Diepholz; A. Crome, Pastor zu Müden. (Braunschweig, Hellm. Wollermann.) Pr. 2 M. 244 S. 1888.
Lichtstrahlen in dunkle Bibelstellen von Ernst Mühe. (Leipzig, Georg Böhme.) 1889. 177 S.
Der Brief an die Römmer von F. E. Kleinschmidt. (Gütersloh, K. Bertelsmann.) 1888. 189 S.
Reformationsgeschichte der Stadt Herford. Im Anhang: Die Herforder Kirchenordnung von 1532 von Prof. Dr. L. Hölscher. (Gütersloh, K. Bertelsmann.) 1888. 108 S.
Vergangenheit und Zukunft der Kirche Christi von H. Geyer. I. Von der Gründung und Ausrüstung der Kirche. II. Von der Hoffnung der Kirche. (Hamburg, H. W. Lehsten.) 1889. 30 S.
Die Herbart-Ziller'schen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht von Pfarrer Dr. Herm. Berger. (Altenburg, Victor Dietz.) 1888. Pr. 50 Pf. 28 S.
Iphigenie in Delphi. Schausp. in 4 Akt. v. Karl Wilh. Geißler. (Leipzig, Dr. phil. R. Carl.) 56 S.
Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte v. D. Paul Kleinert. (Berlin, H. Reuther.) 1889. Pr. 4,50 M. 327 S.
Katholische oder evangelische Sittlichkeit? von Pastor Wilhelmi. (Güstrow, Opitz & Ko.) 1888. 40 S.
Luise, Königin der Preußen von Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) Pr. 40 Pf. 32 S.
Kirchengeschichte für das evangelische Haus von Friedr. Baum. II. Aufl. in vollständiger Neubearbeitung herausgegeb. v. Christian Geyer. (Nördlingen, C. H. Beck.) 1889. Pr. 3,60 M. 224 S.

Ed. Herberger's Buchdruckerei. Schwerin i. M.



Das Testament meiner Mutter.

Von

Pontus Wikner,

† Professor in Christiania.

(Ins Deutsche übertragen von F. E.)

Wir befinden uns in der berühmten Stadt Ephesus im Jahr 85 nach der Geburt Christi.

Es war ein Regentag gewesen gegen Ende des Sommers. Der Südwestwind hatte auf dem zwischen Samos und dem gegenüberliegenden Festland sich einschiebenden Golfe gewaltige Wogen aufgetürmt. Jetzt hatte der Wind sich gelegt und es hatte aufgehört zu regnen, aber noch ging die See hoch und wälzte sich schäumend gegen den Strand.

In der Stadt war der Göttin Artemis zu Ehren ein Fest gefeiert worden. Man hatte sich nicht durch den Umstand abhalten lassen, daß die Gottheiten der Winde und des Regens ein ungnädiges Gesicht machten. Die Göttin der Jagd hatte sich nie durch dergleichen schrecken lassen, warum sollten ihre Anbeter es thun?

Jetzt aber war alles still. Die Tempelhallen hallten nicht mehr wider von den Hymnen festlich gekleideter Scharen. Bald grüßte die Göttin selbst als Salem durch zerstreute Wolken vom Gipfel des dunklen Messagis die unten liegende Stadt und den berüchtigten Tempel, dessen Marmorkolonnen mit einem magischen Schimmer aus ihrem träumerischen Auge übergossen waren.

In diesem Augenblick näherte sich Adeimantos, der Sohn des Paralos, dem Tempel von dem Stadtteil aus, der dem Meere zu gelegen war und setzte sich auf die Stufen. Adeimantos war ein Jüngling von kaum 17 Jahren, mit reinen, offenen Zügen und lichtblonden Locken, aber es lag ein Etwas von träumerischer Wehmut in seinem Blick, das man bei dieser geschmeidigen und harmonischen Gestalt von echt hellenischem Typus kaum gesucht hätte. Diejenigen, die seine Mutter gesehen hatten, die vor elf Jahren in Alexandria starb, pflegten zu sagen, er hätte den Ausdruck in seinen Augen von der Mutter geerbt, während im übrigen sein Gesicht und seine Gestalt ihn zu einem getreuen Abbild seines Vaters machten. Dieser, Paralos, entstammte einer alten, atheniensischen Familie, die in den Tagen der Republik Namen von großer Bedeutung aufzuweisen gehabt hatte. Besonders hatten Wissenschaft und Kunst in dieser reichen und angesehenen Familie hohe Gönner und zum Teil auch eifrige Jünger gehabt. Einer der gleich-

namigen Ahnen des Paralos hatte der Umgebung eines Sokrates und Plato angehört. Der gegenwärtige Paralos, der Vater des Adeimantos, war ein Sohn des Aristogenes, welcher ein Jahr vor dem Tode des Tiberius von Athen nach Alexandria gezogen war. Paralos war damals erst sechs Jahre alt. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studierte in Alexandria unter den vorzüglichsten Lehrern, die diese glänzende Stadt aufzuweisen hatte und brachte auch einen Teil seiner Jugend auf Reisen zu, wobei er seine Vaterstadt Athen, sowie die große Weltstadt Rom besuchte. In letzterer Stadt hatte er Gelegenheit gehabt, Senekas hohe Moral zu bewundern und die Lasterhaftigkeit der vornehmen Römer zu verabscheuen. In Athen hatte er mit mehreren Philosophen der jungen Akademie freundschaftliche Verbindungen angeknüpft und ihre lehrreichen Mitteilungen aus einer bereits alternden Weltanschauung zu belohnen gesucht durch gierig aufgenommene Berichte über den merkwürdigen Denker Philo, der zu dieser Zeit in Alexandria die Aufmerksamkeit auf sich zog. Paralos hielt sich auch eine Zeit lang in Ephesus, der ersten Stadt Kleinasiens, auf und führte von dort die milde Diotima, die Tochter des Ephikrates als Braut heim, die ihm in dreizehnjähriger Ehe vier Söhne und eine Tochter schenkte. Unter diesen Kindern war Adeimantos das jüngste und zugleich das einzige, das seine Mutter überlebte. Diotima starb im siebenten Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch Titus. Adeimantos war dazumal erst sechs Jahre alt. Bald darauf hatte sein Vater Alexandria verlassen und sich in Ephesus niedergelassen, wo der mutterlose Knabe eine Art Ersatz fand in der Zärtlichkeit, mit der seine Großeltern, besonders seine Großmutter Potone ihn umfaßten.

Adeimantos hatte nur eine schwache Erinnerung an seine Mutter. Das Einzige, was er sich von ihrem Aussehen erinnern konnte, war der schöne, tiefe Blick, der so oft in dem des kleinen Knaben geruht hatte, wenn er von seinen Spielen an dem plätschernden Springbrunnen im Hofe des väterlichen Hauses in Alexandria oftmals zu der Mutter Schoß zurückzukehren pflegte, um ihr den Fund einer schönen Muschel oder eines glänzenden Käfers zu verkünden, oder den Verlust eines nach seiner Meinung schon halb gefangenen Schmetterlings zu betrauern. Da pflegte sie ihre Hand auf seine Stirn zu legen und ihm in die Augen zu blicken und da war in ihrem Blick etwas so strahlend Reines und zugleich so unerschütterlich Treues, daß Adeimantos gewöhnlich an diesen Blick denken mußte, so oft er einen besonders hellen Stern sah, oder von einer edlen und großen That reden hörte.

Die verhältnismäßig deutlichste Erinnerung, die Adeimantos an seine Mutter hatte, war die Erinnerung an das letztemal, wo er sie gesehen hatte. Es war an einem naßkalten Regentage zu Anfang des Winters. Auf dem Herd flackerte ein lustiges Feuer, um welches Adeimantos spielte, auf einer Art Steckenpferd reitend, indem er einen der zehn das Urfeuer umkreisenden Himmelskörper vorzustellen meinte, von denen der Vater kürzlich geredet. Diotima saß ganz oben im Zimmer, an einem neuen Gewand für ihr sechsjähriges Söhnchen nähend. Es war dies eigentlich die Arbeit der soeben hinausgegangenen Sklavin, allein die Mutter fand ein leicht begreifliches Vergnügen darin, auch selbst Hand an die Arbeit zu legen. Diotima war bleicher als sonst. Sie war vor kurzem von einem längeren Krankenlager erstanden. Jetzt, da sie mit ihrem Sohn allein war, entnahm sie einem Schrein eine kleine Pergamentrolle, worin sie eine Weile las. Adeimantos konnte sich noch gut erinnern, wie ihr umflorter Blick anfing in hellen Thränen zu schimmern und wie sie, nachdem sie die Pergamentrolle neben sich auf den Tisch gelegt, den Knaben rief, um das beinahe vollendete Kleidchen anzuprobieren. Gerade in diesem Augenblick trat ihr Gatte ins Zimmer. Adeimantos konnte sich noch erinnern, wie seine Mutter hastig ihre weiße Hand auf das Pergament legte, dieselbe aber wieder zurückzog. Paralos, der vermutlich diese Bewegung merkte, nahm die Schrift in die Hand, las den Anfang, erbleichte und sagte einige abgerissene Worte, deren er sich nicht mehr entsann. Sodann ging er heftig ein paarmal um den Feuerherd herum, wobei Adeimantos dachte, er wolle gewiß den Planeten Pyronis vorstellen, oder

vielleicht Antikton; darauf warf er die Pergamentrolle ins Feuer und verließ hastig das Zimmer. Adeimantos sah, daß die Wangen der Mutter bald die Farbe des flammenden Feuers trugen, bald diejenige der weißen Leinwand, die auf dem Tische lag. Sie winkte den Knaben zu sich und er entschlummerte bald darauf auf dem Schoß der Mutter. Er wachte dann davon auf, wie seine Mutter den Schlaf von seinen Lidern küßte und, indem sie ihn auf das weiche Kissen neben sich legte, sich von dem Platz erhob, wo sie gesessen. Was er dann sah, konnte er sich nicht mehr deutlich erinnern, noch es von den Traumbildern unterscheiden, mit welchen der Schlummer ihm aufs neue nahte. Aber er dachte, die zehn Himmelskörper tanzten um die Feuerstätte in der Mitte des Zimmers, die natürlich wie zuvor das Centralfeuer vorstellen sollte. Eine der tanzenden Gestalten, die vermutlich den bleichen Mond vorstellen sollte, trug die Züge seiner Mutter, und wie sie sich auch bewegte, schien sie ihre schönen Augen auf ihn zu richten. Zuletzt waren alle die himmlischen Gestalten verschwunden und sie blieb allein zurück. Das Feuer war beinahe verkohlt. Da schien es ihm, als ob die weiße Gestalt, die vorhin der Mond gewesen, plötzlich ihre kreisende Bahn verließe und direkt auf den Mittelpunkt zusteuerte, wo sie aus der verglimmenden Glut etwas Graues oder Gelbes hervorzog, das an den Rändern verbrannt war, es sachte an ihre Lippen führte, sich dem Tische näherte, auf welchem der beinahe fertige Knabenanzug lag, worauf sie die Nadel ergriff und anfing zu nähen, nachdem sie vorher ein paar Minuten lang mit wehmütigem Lächeln den graugelben kleinen Lappen zwischen den Fingern hin- und hergedreht hatte. Nachher war es Adeimantos, als sei alles blendend weiß geworden, hin und wieder in Purpur und Gold schimmernd; er hatte lange den Blick auf einen Punkt geheftet, der heller leuchtete als das übrige. Derselbe vergrößerte sich und flammte endlich auf in einem hell leuchtenden Feuer. Es war das Urfeuer, welches die Planeten aufs neue in bestimmten Bahnen umkreisten. Der Mond war die bleichste, aber schönste Figur; sein träumerisches Antlitz trug die Züge der Mutter. Das war das letzte, was Adeimantos zu sehen glaubte.

Als er später erwachte, saß die Sklavin Kleo an seinem Bett und erzählte ihm, daß seine Mutter sehr krank geworden und zwei geschickte Aerzte berufen worden seien. Adeimantos durfte seine Mutter nicht mehr sehen; sie starb am andern Tage. Kleo erzählte ihm, sie sei die ganze Zeit bewußtlos gewesen und hätte nur ein paarmal einige sonderbare Reden geführt, von einem weißen Lamm, das geschlachtet worden sei — Kleo meinte, sie werde wohl dabei an irgend ein Opfer für Asklepios gedacht haben — sowie daß man dafür sorgen solle, daß ihr kleiner Knabe den neuen Menschen anziehe, womit sie wahrscheinlich das neue Kleidchen gemeint haben werde, an welchem sie unmittelbar vor ihrer Erkrankung gearbeitet habe.

An all dies dachte Adeimantos, als er auf den Marmorstufen des Tempels der Artemis saß. Er blickte auf das Meer hinaus, das noch im Mondschein glänzende Wellen schlug und er fühlte etwas im eigenen Busen, was der Unruhe der brausenden Woge entsprach, wie tiefer angelegte Naturen es oft im siebzehnten Jahre ahnungsweise empfinden. Er wandte Kopf und Auge der milden Selene zu und dachte aufs neue an seine Mutter, an die Reinheit ihres Auges, an die Reinheit der keuschen Göttin und an jene Reinheit der Seele und des Gemüts, die er seit einigen Jahren als eine unabweisbare Forderung erkannt hatte, die an jeden Menschen und nicht am wenigsten an ihn selbst gestellt sei.

Es ist auch wohl möglich, daß seinem inneren Auge hin und wieder etwas anderes vorschwebte, was er vor wenigen Wochen zum erstenmal gesehen und was ihm damals wenn nicht noch reiner vorkam, als die Erinnerung, die er an seine Mutter bewahrte, so doch eben so rein, nur in etwas anderer Weise. Dieses andere war die fünfzehnjährige Arete, die Tochter des Philippos. Er hatte sie bei seinem Oheim Aristagoras getroffen und er wußte nicht wie es kam, daß sie ihm seither so oft in den Sinn kam. Heute war sie eine der weiß gekleideten Jungfrauen gewesen, die bei dem Artemisfest

den Altar der Göttin bekränzt und ihr zu Ehren Lobgesänge gesungen hatten. Adeimantos erinnerte sich jetzt deutlich, wie sie aussah, als sie gerade den Punkt bei der vierten Säule betrat, in dessen Nähe er jetzt Platz genommen. Gerade von da aus war ihr Blick über die versammelte Menge dahingeschweift und eine Sekunde lang an ihm haften geblieben. Adeimantos hatte geglaubt, eine zarte Röte an den Schläfen zu bemerken und warum sollte er nicht denken dürfen, daß die kleine Bewegung in ihrer Seele, die sich in dieser Röte abspiegelte, in besonderer Weise mit ihm im Zusammenhang stand? Und wenn dem so war, warum sollte dieser Zusammenhang ein anderer als ein glücklicher sein??

Der schwärmende Jüngling hatte wohl eine gute Weile so in Gedanken da gesessen, als er Schritte in seiner Nähe hörte und seinen Vater, Paralos, an seiner Seite stehen sah. Dieser hatte einen halb strengen, halb unruhigen Ausdruck in seinem Gesicht. Adeimantos stand auf.

„Mein Sohn," sagte Paralos, „ich bin seit einiger Zeit in Sorge deinetwegen."

„Wieso, mein Vater?"

„Du bist zu schwärmerisch und träumerisch. Zwar steht es einem Jüngling wohl an zu denken und den Weg der Forschung einzuschlagen sowohl nach außen als nach innen; aber eins ist es, mit wachendem Auge zu sehen und ein anderes ist es zu träumen."

„Ist es so gefährlich zu träumen? Haben nicht ja zuweilen Träume geoffenbart, was das wache Auge niemals hätte sehen können?"

„Allerdings! aber ein zu weit getriebenes Traumleben hat nicht selten damit geendet, daß man im Schlaf gewandelt ist und sich Schaden gethan hat. Ich habe gesehen, zu welch bedauerlichem Ende das Uebergewicht des schwärmerischen Gemütes führen kann."

Paralos sah aus, als ob eine tief schmerzliche Erinnerung ihm bei diesen Worten die Seele durchblitzt hätte. In Adeimantos stieg plötzlich ein Verdacht auf.

„Du meinst meine Mutter?" sagte er hastig.

„Deine Mutter? still Knabe, deine Mutter ist tot."

„Ja, zwiefach tot."

„Was willst du sagen?"

„Ich will sagen, daß derjenige zwiefach tot ist, dessen Schatten in der Nacht des Hades wohnt und dessen Gedächtnis auf Erden ein Schatten ist. Mein Vater, warum ist es mir verweigert worden, mit dir und anderen von meiner Mutter zu reden? Warum soll ihr Andenken für mich ein Schatten bleiben, der an dem Ufer des Stromes der Vergessenheit dahinschleicht?"

„Weil es für dich und für uns beide am besten wäre, sie hätte jenen Strom bereits überschritten. Weißt du nicht, daß die Schatten dort hinüber verlangen?"

„Mir kommt es im Gegenteil vor, als wünsche dieser Schatten statt dessen ein lebendes Wesen zu werden. Mir ist als möchte sie Lippen von Fleisch und Blut haben und eine menschliche Stimme, um mit mir zu reden. Sage mir, mein Vater, du, der du die Gedanken der Weisen kennst, giebt es denn kein Fahrzeug, auf dem man von dem Lande der Schatten in das Land der Wirklichkeit herüberfährt und giebt es keinen Strom, aus dem man nicht Vergessenheit sondern Leben trinkt?"

Paralos lächelte bitter bei dieser Frage seines Sohnes. „Ich weiß" — sagte er zögernd — jemand, der aus einem solchen Strom getrunken zu haben wähnte."

„War es ein Mensch?"

„Ja, ein Mensch; es war ein Weib, das ich vor langer Zeit sah."

„Und wurde sie in der That unsterblich?"

„Die Worte von dem Leben gebenden Wasser waren ihre letzten; der Tod stand damals bereits an ihrem Lager."

„Also getäuscht?"

„Ja, getäuscht."

„Die Arme! Und doch wünschte ich fast, ich wäre wie sie; denn es ist ein schöner Gedanke, aus dem Strom des Lebens zu trinken."

„Du wirst wahrscheinlich diesen Wunsch zurücknehmen, wenn du erfährst, daß dieses Weib eine Christin war."

„Wehe über die Christen, diese lichtscheuen Lästerer der Heiligen! Weißt du, Vater, ich hörte heute während des Festes einige dieser Elenden Lästerungen ausstoßen gegen Artemis und die reine, himmlische Jungfrau eine Hure nennen."

„Fluche ihnen nicht, mein Sohn, es sind größtenteils unwissende, betrogene, schwärmerische Menschen, die eher unser Mitleid verdienen. Und selbst wenn ihnen für das Unheil, das sie in der Welt gestiftet, Fluch gebührte, du und ich wir dürfen ihnen doch nicht fluchen."

Aufs neue flog ein Verdacht durch die Seele des Adeimantos, diesmal ein dunkler, schrecklicher Verdacht. Der eigentümliche Nachdruck, den sein Vater auf das du und ich gelegt hatte, war ihm nicht entgangen.

„Solltest du meine Mutter meinen?" sagte er mit bebender Stimme.

Paralos lehnte an einer der höchsten jonischen Säulen. Sein Antlitz war stark beschattet. Adeimantos konnte den Ausdruck nicht sehen.

„Ist es denkbar, daß meine Gattin, die mir teurer war als das Leben, daß deine Mutter, Adeimantos, könnte eine Christin gewesen sein, eine Gottesleugnerin, eine Abtrünnige von dem schönen Glauben der Väter, eine Lästererin des Heiligen? Hältst du das für möglich?"

In dem Tone des Paralos lag etwas von gekränkter Hoheit, das den Jüngling irre führte.

„Nein, du hast recht, mein Vater," sagte er, „es ist unmöglich. Ein Glück, daß der Lethe seine Wogen zwischen meiner Mutter und mir wälzt, so daß sie meine Gedanken nicht weiß. Aber sage mir, mein Vater, ist meine Mutter sehr rein und gerecht gewesen?"

„Rein und gerecht? Warum frägst du so? Ja, sie war rein wie die hohe Göttin selbst, deren Auge in diesem Augenblick auf uns ruht."

„Ja, so habe ich sie mir gedacht," sagte der Jüngling eifrig, „sah sie nicht Areten etwas ähnlich ... ja, ich meine" setzte er errötend hinzu „hatte sie nicht blondes Haar und dunkelblaue Augen?"

„Still, Knabe, deine Mutter ist tot."

Mit diesen Worten pflegte Paralos gewöhnlich alle Fragen des Sohnes nach der verstorbenen Mutter abzuschneiden. Adeimantos, welcher gehofft hatte, das Herz des Vaters erweicht zu haben, daß dieser den Schleier etwas lüfte, der das Andenken seiner Mutter verhüllte, fühlte sich schmerzlich getäuscht. So war er schon tausendmal getäuscht worden. Sein Vater, sein Großvater, seine Großmutter, alle hatten dieselbe Art, seine Fragen abzuschneiden. Am mitteilsamsten pflegte Potone zu sein, indessen gab es stets einen gewissen Punkt, wo ihre Mitteilungen aufhörten. Sie pflegte von Diotimas Kindheit, ihrer töchterlichen Liebe, ihrer Mildthätigkeit zu erzählen. Sie pflegte die Augen ihres Enkelsohnes zu küssen und zu sagen, aus denselben blicke ihr Diotimas Scheidegruß entgegen. Von Diotimas letzten Tagen jedoch redete sie nie. Und die alte Kleo war schon lange tot; sonst hätte sie gewiß noch mehr zu berichten gewußt über die letzten Tage in Alexandria, als sie ihm in seinen Kinderjahren erzählt hatte.

Die Strenge, mit welcher Paralos die letzten abweisenden Worte gesprochen, machte bald einem tief traurigen Ausdruck Platz und Adeimantos bereute es beinahe, einen Gegenstand berührt zu haben, von dem, wie er wußte, der Vater ungern sprach.

„Mein Vater," sagte er nach kurzem Schweigen, „du nanntest vorhin die hohe Artemis; weißt du, daß sie mir als die schönste aller Götter und Göttinnen erscheint? Ihr möchte ich am liebsten meine Verehrung weihen."

„Warum das?"

„Um ihrer Reinheit willen."

„Es ist wahr, das ist eine schöne Eigenschaft."

„Es scheint mir die schönste unter allen zu sein. Wenigstens ist es die Eigenschaft, die ich mir selbst am meisten wünsche."

„Man braucht nicht zu wünschen, was man schon besitzt. Den Göttern sei Dank, daß mein Sohn sich ein reines und unbeflecktes Gemüt bewahrt hat; er wird es auch fürderhin behalten."

„Mein Vater, ich finde nicht, daß ich so rein bin; zwar ist mein Leben untadelig, denn du hast mich auf die Wege der strengen Dike geführt, aber" — fügte der Jüngling errötend hinzu — „meine Gedanken sind nicht immer so rein, wie ich es wünschte."

„Mein Sohn, du bist ein Mensch und bei dir wie bei anderen ist der göttliche Gedanke noch durch die Bande des Staubes gefesselt, deren Druck er fühlen muß, um sich nach seinem Ursprung zu sehnen. Du mußt deine Gedanken aufwärts richten zu der Welt der ewigen Ideen."

„Ich habe es versucht; und da geschieht es mir immer, daß die jungfräuliche Artemis mir vor die Seele tritt. Ich habe mir gerne die hohe Reinheit der Ideen in ihren strengen Zügen gedacht. Ich habe gedacht, die Idee der Reinheit und der Unschuld sei dasselbe wie sie, und offenbare sich unter den Menschen gerade wie Artemis. Und dann habe ich gedacht — aber du darfst nicht über mich lachen, mein Vater."

„Fahre fort, Adeimantos."

„Ich habe gedacht, so wie Artemis eine Tochter des Zeus ist, der der Vater der Götter und Menschen und der weise Lenker aller Dinge ist, so ist auch die Idee der Reinheit ein Ausfluß der höchsten Vernunft, des ewigen Gedankens, der alles durchdringt, bewegt und ordnet. Und wie die Mutter der Artemis Leto ist, die stille, geheimnisvolle Göttin der Nacht, so muß auch die Idee der Reinheit in einem Gemüt geboren werden, das von all den wechselnden Bildern der Endlichkeit sich frei gemacht hat, in einem auf stille Betrachtung gerichteten Gemüt, in welches die himmlische Welt bereits die glänzenden Umrisse ihrer herrlichen Gestalten eingezeichnet hat. Und wie Leto Länder und Meere durchirrte, ehe sie einen Platz fand, wo sie das Götterkind in Ruhe gebären konnte; wie der Sternenhimmel sich in rastloser Bewegung um die Erde dreht, so sehnt sich die Menschenseele, auf deren geheimnisvollen Grund ewige Mächte ihre Sternenschrift geschrieben, die Lösung dieser rätselhaften Schrift zu finden, den zwischen schimmernden Umrissen schwebenden Gestalten eine vollständige und lebendige Form zu geben. Und wie — aber mein Vater findet mich zu einfältig."

„Weiter, Adeimantos."

„Es wird gesagt, Leto habe vergeblich eine Ruhestätte gesucht, bis die kleine Insel Delos sich willig fand, sie und das Kind, dem sie das Leben geben sollte, aufzunehmen. Delos war zuvor eine hin- und herschwimmende Insel gewesen, die erst jetzt sich befestigte, nachdem Artemis und ihr Bruder Apollo auf ihrem Boden das Tageslicht erblickt hatten. Da entsprangen dem Meer vier Pfeiler und auf diesen ruhte fortan die Insel. So ist auch das Menschenherz eine auf dem Strom des Lebens dahintreibende Insel, bis die stille Nacht der Betrachtung sich herniedersenkt und auf dem Boden derselben die Idee der Reinheit und Heiligkeit gebiert. Da faßt das Herz Grund in der Tiefe des unendlichen Alls und die vier Pfeiler, auf welchen es dann trotz Wogen und Sturm stille ruht, sind es nicht die vier Kardinaltugenden, die, wie du mir gesagt, von den Alten angenommen wurden und die nur vier verschiedene Seiten der Vollkommenheit sind, die der gereinigten Seele eignet?"

„Du hast wahrlich recht, Adeimantos, fahre fort!"

„Apollo wurde zugleich mit Artemis geboren. Er war der Gott der Dichtkunst und der Weissagung und sein Pfeil und der der Artemis war es, der den augenblicklichen, von der Qual langer Krankheit freien Tod schenkte. So wird auch nur in der reinen und heiligen Seele Gegenwart und Vergangenheit von dem rosigen Licht der Poesie verklärt; nur für eine solche Seele wird der Schleier gelüftet, der die Zukunft

verhüllt; und obgleich auch das gereinigte Herz von den Pfeilen des Todes getroffen wird, so werden ihm doch die Schrecken desselben erspart, denn nicht einmal der Tod kann dem schaden, der reinen Herzens ist."

„Mehr, Adeimantos!"

„Auch an das Leben der heiligen Göttin denke ich. Sie liebte die Städte nicht, sondern war am liebsten auf dem Lande, wo die Jagd ihre Hauptbeschäftigung war. So fühlt sich das reine Gemüt von der hohen Einfalt der Natur am meisten angezogen und scheut das gekünstelte und stürmische Leben. So ist auch das reine Gemüt stets auf der Jagd, um all die unreinen Gedanken und Begierden zu vertilgen, die gleich den leichtfüßigen Tieren des Waldes an ihm vorübereilen. Ich denke an die Geschichte von Akteon, welcher eines Tages die keusche Göttin im Bade überraschte und zur Strafe dafür in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerfleischt wurde. So geht es auch dem, der sich an der Idee der Reinheit und Heiligkeit vergreift. Mit seiner Reinheit opfert er zugleich seine Menschenwürde; er wird zu einem von seinen eigenen Leidenschaften gehetzten und zerfleischten Tier."

„Da hast du wohl auch an die Geschichte von Endymion gedacht?"

„Allerdings, mein Vater; du sollst hören, was ich gedacht habe. Was dem Akteon nicht geglückt ist, von der Göttin geliebt zu werden, oder dieselbe ungestraft zu lieben, das ist dem Endymion geglückt. Aber die Göttin war damals nicht mehr die in den irdischen Wildnissen herumstreifende Artemis, sie war die milde Selene, die ihren Platz am Firmament erhalten hatte. Man sagt, Selene habe den schönen Jüngling geküßt; aber dies geschah nur, während er ermattet von den Mühsalen der Jagd schlief. Darüber habe ich folgende Gedanken gehabt. So wie Akteon dem Reinen und Heiligen zu nahen, so lange es mit der Gestalt des Endlichen bekleidet ist und in letztere sich zu verlieben, geschieht nicht ungestraft; das Reine und Heilige will um seiner selbst willen geliebt sein, nicht um die der Endlichkeit entlehnten Formen willen, worin es sich offenbart. Erst dann wird das Ideal ungestraft gesucht und gewonnen, wenn es für uns seinen Platz in den himmlischen Regionen hat und somit über jede Beimischung irdischer Art erhaben ist. Und wie Endymion von den Mühsalen der Jagd ausschlief, als Selenes Kuß seine Lippen berührte, so wird auch die Liebe der Reinheit und Heiligkeit einzig dem geschenkt, der, nach ehrlichem und siegreichem Kampf gegen die niederen irdischen und tierischen Begierden, sich von der äußeren Welt zurückzieht und in stiller Betrachtung seine Seele himmlischen Einflüssen öffnet. Dies waren meine Gedanken, mein Vater, und ich habe zu der hohen Göttin gebetet, sie möge mich rein machen wie Endymion; allein ich fürchte, ich gleiche mehr dem Akteon, denn ich liebe wohl das Reine und Zarte, aber ich kann es nicht von seiner irdischen Umhüllung trennen. Meine Selene — setzte der Jüngling zögernd hinzu — trägt allzu sehr menschliche Züge. Sie gleicht sehr meiner Mutter, so wie die blasse Erinnerung sie abbildet, aber sie gleicht auch einer anderen . . . , mein Vater, sie gleicht Areten."

Das Gesicht des Adeimantos glühte, als er dasselbe nach diesem Geständnis an der Brust des Vaters barg.

„Mein Sohn," erwiderte dieser, indem er ihn auf die Stirn küßte, „die Augenblicke, die ich hier verlebt, haben mich zugleich beglückt und erschreckt. Sie haben mich beglückt, denn ich finde, daß es wahr ist, was Damis von Ninive, der Gefährte des großen Apollonius, dieser Tage zu mir gesagt hat, nämlich daß die Götter dir die Gabe der Philosophie verliehen haben."

„Hat Damis dies wirklich gesagt?"

„Ja, deine Gedanken über Artemis scheinen heute nicht zum erstenmal zum Ausdruck zu gelangen."

„Verzeihe mir, mein Vater, ich habe sie allerdings zuvor niedergeschrieben und dem Damis gezeigt."

„Und er dann dem Apollonius."

„Was sagst du? Es ist nicht möglich.“

„Damis hat es mir gesagt. Der große Seher hat gegen Damis geäußert, es möchte wohl mit der Zeit ein großer Philosoph aus dir werden.“

„Mein Vater, mein guter Vater.“

„Beruhige dich, Adeimantos. Es freut mich für dich, aber es beunruhigt mich zugleich. Deine Gedanken sind schön, aber es sind nicht die eines gesunden, harmonischen siebzehnjährigen Jünglings. In deinem Wesen liegt etwas Ueberspanntes: der allzu straff gespannte Bogen kann leicht brechen.“

„Vielleicht wäre es das Beste.“

„So sagt man nicht mit siebenzehn Jahren. Zeus behüte dich, mein Sohn. Noch etwas macht mir Sorge.“

„Was denn, mein Vater?“

„Die Art, wie du von Arete sprichst, läßt mich verstehen, daß du sie liebst.“

„Vielleicht . . . ja, ich glaube es.“

„Dies bekümmert mich, denn sie paßt nicht für dich. Sie soll eben so schwärmerisch sein wie du und dies kann nie zum guten Ende führen. Außerdem hast du wohl bemerkt, daß ein anderes Mädchen dich liebt?“

„Meinst du vielleicht Ismene?“

„Ja, deine Base Ismene. Ich glaubte auf Grund der Vertraulichkeit, die stets zwischen euch geherrscht hat, daß sie dir mit der Zeit mehr werden würde. Ich kann nicht leugnen, daß mir dies ein lieber Gedanke war, wie ich auch weiß, daß es ein Lieblingsgedanke deiner Großeltern, sowie deines Oheims Aristagonas selbst ist.“

„Ich weiß vielleicht noch nicht recht, was Liebe ist; etwa Ismene liebe ich so, wie ich mir denke, daß ich eine Schwester geliebt haben würde, falls ich eine hätte. Arete ist mir in anderer Weise teuer, ich weiß nicht wie; ja wie Selene dem Endymion möchte teuer gewesen sein, falls er in seinem Schlummer hätte sehen können, wie sie ihn küßte und falls sie die Gestalt eines fünfzehnjährigen Mädchens angenommen hätte und zur Erde herniedergestiegen wäre.“

„Da wäre sie ja irdisch geworden!“

„Ach ja, mein Vater, das ist mein Unglück.“

„Du schwärmst, Knabe. Dies sind vielleicht bloß schwebende Träume, welche vorübergehen, wenn du ein Mann wirst. Du mußt ein Mann werden, mein Adeimantos.“

„Ja, mein Vater, ich muß ein Mann werden.“

„Versprich es mir.“

„Ja, ich verspreche es.“

„Wir müssen jetzt nach Hause gehen; der Abend ist schon sehr vorgeschritten. Komm.“

„Laß mich noch eine Weile hier, bis der Mond auch jenen Platz zwischen mir und der vierten Säule beleuchtet.“

„Warum das?“

„Erlässest du mir nicht es zu sagen?“

„Gern, wenn dir daran liegt; versprich mir nur, dann gleich zu kommen.“

„Das verspreche ich dir. Aber ehe du gehst, möchte ich dich gern noch etwas fragen.“

„Ich höre.“

„Was ist es wohl für ein Schriftsteller, der davon redet, den neuen Menschen anzuziehen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit?“

„Ich kann mich nicht erinnern, jemals diese Ausdrücke gehört zu haben. Sie sind nicht von Plato; vielleicht sind sie von Philo; warum frägst du mich so?“

„Ich habe sie irgendwo gelesen. Aber ich halte dich auf mit meinen Fragen, mein Vater. Ich werde dir bald nachfolgen.“

„Lebe wohl, Adeimantos.“

„Lebe wohl, mein Vater.“

Paralos ging. Adeimantos sah ihm lange nach.

„O mein Vater," sagte er halblaut, „warum wage ich es nicht, dir alles zu sagen, und dich alles zu fragen, wenn es sich um meine Mutter handelt? Warum wagte ich es nicht, dir diesen merkwürdigen Fund zu zeigen, der vielleicht zum Leitfaden dienen könnte in dem Dunkel, das über dem Andenken meiner Mutter schwebt?"

Adeimantos zog aus seinem Busen ein kleines vergilbtes Stückchen Pergament mit verbraunten Rändern, hielt es gegen das Mondlicht und las noch einmal die wohlbekannten Worte: „Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit."

„O, meine Mutter, meine Mutter, deine Hand war es, die dies Stückchen Pergament in den Gürtel meines Knabenanzuges eingenäht hat. Ich habe es nicht geträumt. Aber, was hast du damit gewollt, was hast du gemeint? Daß ich rein und heilig werde — ja freilich — und daß ich ein neuer Mensch werden soll — allerdings — aber wie?"

Adeimantos versank aufs neue in schweigendes Sinnen. Das Pergament entfiel seiner Hand und blieb auf dem Marmor liegen.

Es war zum Vorschein gekommen, indem eine arme Frau, deren kleiner Knabe vor etlichen Jahren das Gewand des Sechsjährigen erhalten hatte, am vorhergehenden Tage auf der Straße an Adeimantos herangetreten war und gebeten hatte, etwas zurückgeben zu dürfen, was in dem Gürtel des Röckchens eingenäht gewesen sei. Sie hatte diesen Fund schon vor mehreren Jahren gemacht, allein da sie sich an einem anderen Orte aufgehalten, hatte sie denselben nicht eher zurückerstatten können. Sie hatte bei der Zurückgabe etwas von einer erfahrenen segensreichen Wirkung des kleinen Zettels geäußert, und den Wunsch daran geknüpft, er möge Adeimantos gleichen Segen bringen.

So verflossen einige Augenblicke. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel und ergoß eine Flut von Licht über den Platz bei der vierten Säule, den Adeimantos seinem Vater bezeichnet hatte. Adeimantos hob still das zur Erde gefallene Pergament auf, küßte es und verbarg es in seinem Gürtel. Seine Augen verweilten träumend auf dem Punkt, auf dem Arete bei dem Fest am Vormittag sich befunden hatte, als ihr Blick dem seinigen begegnet war. Darauf beugte er seine Kniee und betete:

„Heilige Artemis, milde Selene, mache mich rein und heilig, wie du mich haben willst; mache mich zu einem neuen Menschen, du kanntest gewiß meine Mutter und liebtest sie um ihrer Reinheit willen. Mache mich ihr ähnlich. Vergieb mir, daß ich an dieser Stelle auch an Arete denke. Du mußt sie lieben, denn sie gleicht dir. Warum solltest du nicht auch mir erlauben, sie hoch und teuer zu halten? Kannst Du mir dies nicht gestatten, forderst du, daß ich wie Endymion meine Augen vor den Reizen der Welt und vor Aretens Liebreiz verschließe, so geschehe dein Wille; aber sende mir dann bald einen deiner milden Pfeile, daß er mein aufrührerisches Herz zur Ruhe bringe. Denn, möge kommen, was da wolle, das habe ich mir vorgenommen, daß deine hohe Reinheit das Vorbild meines Lebens, meiner Gedanken werden soll. Dir, du Heilige, Reine, schwört Adeimantos ewige Treue."

Gerade zehn Jahre sind verflossen seit dem vorhin beschriebenen Abend in Ephesus. Wir befinden uns an Bord eines jener zahlreichen reich belasteten Handelsschiffe, die zu jener Zeit das Meer zwischen Ephesus und Alexandria durchfurchten. Das Schiff, welches nun für eine Weile unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll, ist auf einer Reise von letzterer Stadt nach Ephesus begriffen. Das Schiff führt den stolzen Namen Titaneia und trägt als Gallionbild einen Artemiskopf, beides vermutlich um seine Herkunft aus der reichen Stadt der Göttin anzuzeigen.

Es ist ein heißer, schwüler Tag und beinahe vollkommene Windstille. Der Horizont ist im Osten durch die Ufer von Kalymnos begrenzt, mit ihren Weingärten und Olivenhainen, zwischen denen weiße, einladende Wohnhäuser hervorschimmern. Im Westen zeichnen sich die phantastischen Umrisse der Berge von Lebimthos an dem glühenden Himmel ab, im Norden bezeichnet ein schwacher Rand die Ufer des felsigen Leros mit seinen umherliegenden Inseln, während sich im Süden das unbegrenzte weite Meer ausbreitet, das bald in Grün und Blau, bald in Purpur und Gold schimmert.

Der Befehlshaber des Schiffes, ein wettergebräunter alter Seemann, aus dem kontensischen Kydonia gebürtig, geht ungeduldig auf dem Deck auf und ab und schwört bei Poseidons Dreizack, daß er schon vor zwei Tagen hätte bei der großen Stadt, jenseits der Insel Samos angelangt sein sollen. Wenig beschäftigt, denken die Schiffsleute nur jeder an seine Bequemlichkeit. Einer von ihnen liegt ausgestreckt auf einem geflickten Segel und singt schläfrig eine der Weisen, die er zuletzt in der Stadt der Ptolemäer gelernt und ein paar seiner Kameraden lauschen mit halb geschlossenen Augen seinem Gesang, während einige andere auf einer umgestürzten Tonne mit Würfeln klappern.

„Ich wette den doppelten Gewinn," sagt der eine zum andern," und die graue Katze noch dazu, die ich im letzten Monat in Heliopolis gestohlen habe und die jetzt als Schiffskatze den Dienst versieht, obschon sie vorher eine Art Gott gewesen ist, ich will wetten, daß ich ihn früher auf den Straßen von Ephesus habe lavieren sehen."

„Wen, den Schiffskater?"

„O nein, den Herrn, der so eben hinunterging in die Kajüte.

„Das glaube ich schon, es ist der Sohn des Paralos, jenes vornehmen Herrn, du weißt, der neben Theodoros wohnt."

„O, nenne den Namen nicht; er reißt die alte Wunde wieder auf, die gerade am Vernarben ist."

„Ja so, Prokne; sie diente bei Theodoros."

„Schweig', sage ich; das war dazumal; einst war einst und jetzt ist jetzt, sagen die Philosophen."

„Ja, es ist Weisheit in dieser Rede. Er soll ein großer Philosoph sein."

„Wer?"

„Der, von dem du so eben geredet, Adeimantos, der Sohn des Paralos."

„Glück zu: da kann er wohl auch zaubern, denn das kann Apollonius und der soll der größte Philosoph der Welt sein."

„Hör' einmal, das weiß niemand besser als ich, der ich meine leibliche Base habe von den Toten auferstehen sehen; das heißt, ich sah sie frisch und gesund auf den Markt gehen am Tage nachdem sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte; und das war das Werk des Apollonius von Tyana."

„Altweibergeschwätz."

„Wenn du meine Base Atossa ein altes Weib nennen willst, so steht es dir frei, aber wer es in Zweifel zieht, daß Apollonius sie von den Toten erweckt hat, kriegt es mit mir zu thun."

„Ich wünschte, der Philosoph, den wir an Bord haben, könnte den Wind zu einigem Leben erwecken, denn der scheint seinen letzten Atemzug gethan zu haben."

„Ja, wenn die alte Titaneia halb so viel Luft in ihre Lungen bekäme, als meine Base Atossa in der letzten Zeit hatte, so wären wir morgen um diese Zeit daheim. So aber ist nicht daran zu denken. — Schau einmal den an, der bedeutet Unglück, da er von der rechten Seite kommt."

„Der Rabe? O, es ist kein so großes Wunder, daß er von rechts kommt, da wir Land im Steuerbord haben."

„Es bedeutet jedenfalls Unglück. Sieh hin; er hat etwas Rotes im Schnabel; das bedeutet Blut oder Feuer."

„Die Artikel sind billig heutzutage, dank den Christen."

„Warum seufzest du so tief? Hast du im Sinn ein Christ zu werden?"

„Ich seufzte nicht, aber auch ich hörte so etwas."

„Es war in der Luft. Es ist Pan selbst, der geseufzt hat."

„Es ist etwas nicht richtig. Sieh, da ist er wieder und noch einer und noch einer; jetzt kriechen sie hervor, die Landratten."

Die letzten Worte bezogen sich auf drei Passagiere des Schiffes, die jetzt auf dem Deck erschienen.

Der eine von ihnen war ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, mit echt hellenischen Zügen, aber einem etwas melancholischen Ausdruck, der wie ein leichter Schatten über seinen Augen lag. Er war es, von dem die Matrosen gesprochen hatten: Adeimantos, der Sohn des Paralos.

An seinem Arm hing eine Dame von ungefähr demselben Alter. Ihre Tracht war die der vornehmen Griechinnen. Aber ihr Gesicht war von einem Schleier verhüllt, durch dessen leichtes Gewebe man ihre dunklen Augen blitzen sah.

Die dritte Person war ein Mann in den Fünfzigern. Sein Haar war bedeutend ergraut und seine Gestalt gebeugt; aber auf seiner Stirn und seinen Lippen lag der Ausdruck ungebrochener Kraft, gemildert durch die treuherzige Offenheit des freundlichen Blickes.

„Unsere Reise scheint sich in die Länge zu ziehen," sagte der jüngere Mann, „noch dieselbe Regungslosigkeit bei den luftigen Mächten, die uns vorwärts bringen sollten. Siehst du, Ismene, das dort ist Kalymnos und was wir hier vor uns haben, ist Leros; und wenn wir etwas weiter kommen, werden wir die zackigen Felsen von Pathmos zur Linken auftauchen sehen."

„Ich sehne mich gar nicht so sehr nach dem Ende dieser Reise," antwortete Ismene. „Ich liebe Seereisen und meine Heimat ist überall, wo du bist, Adeimantos."

„Schmeichlerin," antwortete Adeimantos halb lächelnd, „sowohl ich als meine Gattin" — fügte er hinzu, indem er sich an den Alten wandte — „haben alle Ursache, den Besuch in Kreta zu preisen, der uns den Gewinn deiner Gesellschaft eingetragen hat."

„Schmeichler," antwortete dieser mit Lächeln, „ich für meinen Teil muß jedoch gestehen, daß ich um meiner Nichte willen das Ende dieser Reise herbeisehne. Sie dürfte schwerlich im stande sein, noch viele Tage auf der See zu ertragen."

„Ist sie in der That so schwach?" sagte Ismene teilnehmend, „ich hatte gehofft, wenigstens heute ihre Gesellschaft genießen zu dürfen, nachdem mir dies gestern und vorgestern verweigert worden ist."

„Es wird kaum möglich sein. Sie ist in der That sehr schwach."

Ein kleines braunes Mädchen, Ismenens Dienerin, kam in diesem Augenblick und flüsterte ihrer Herrin etwas ins Ohr. Ismene ging fort.

Im selben Augenblick zog ein leichter Windzug über das Schiff hin und füllte die Segel. Der Kapitän unterbrach seinen gemessenen Schritt und blickte nach Westen, indem er die Hand über das Auge hielt. Der Wind verzog sich wieder und der Kapitän nahm seine Wanderung wieder auf, indem er etwas zwischen den Zähnen murmelte.

„Endlich sind wir allein," sagte Adeimantos, indem er Kallias beim Arm ergriff, „laß uns dort drüben Platz nehmen, wo uns niemand hört; ich kann nicht länger in dieser Ungewißheit leben."

Die beiden Männer setzten sich auf den von Adeimantos bezeichneten Platz.

„Es glüht wie Feuer in meiner Seele," fuhr Adeimantos fort, „sag' mir, Kallias, ist sie es, oder ist sie es nicht?"

„Sei ruhig, Adeimantos," antwortete der Alte, indem er seine beiden Hände in die seinigen nahm, „sie ist es, Arete, die Tochter des Philippos. Meine Schwester Eunike war ihre Mutter."

„Ihr himmlischen Mächte! tief verschleiert wie sie war, als sie im Hafen an Bord

geführt wurde, erkannte ich sie doch. Ich habe Arete gesehen! Dieser Anblick, der einst die Seligkeit meiner Augen war, ist mir jetzt das Entsetzlichste von allem, denn ich fühle, daß sie mir teurer ist als das Leben."

„Junger Mann, jeder derartige Gedanke ist jetzt für dich ein Verbrechen. Arete hätte einst die Deine werden können, du selbst bist es gewesen, der sie zurückgestoßen hat. Trage jetzt wie ein Mann, was sich nicht mehr ändern läßt."

„Wie ein Mann, was ist ein Mann?"

„Einer, der, ohne sich dadurch beugen zu lassen, auch die schwerste Last der Pflicht trägt."

„Aber wenn die Last zu schwer wird?"

„Dann mag dein Rücken brechen, sich beugen darf er nicht. Du bist ja Philosoph?'

„Man sagt so."

„Und ein großer Philosoph?"

„Man hat es vielleicht gesagt."

„Dem, der als Philosoph das Haupt hoch halten kann, daß er die Luft der reinen Ideen atmet, muß es leicht sein es zu ertragen, wenn eine Bürde seine Schultern drückt."

„Ja, du hast recht, Kallias, wenn sein Herz rein ist. Aber sage mir, wie ist Arete hieher gekommen, wie kommt es, daß sie lebt? Giebt der Hades seine Toten wieder?"

„Und das frägst du, der Jünger des Apollonius, und wie man sagt, der Erbe seines Scepters?"

„Dieses Scepter herrscht nicht im Hades, wenn auch die lebendigen Naturkräfte seinem Wink folgen. Wer spricht übrigens von Apollonius? Meine Frage galt Areten."

„Nun gut, ich will dir ihre Geschichte erzählen. Sie ist lang. Das erste Ereignis, das der Erinnerung wert ist, ist das, daß sie den Adeimantos liebte."

„O ja, und von ihm geliebt ward, wie keine andere auf der Welt."

„Das glaube ich kaum. Er verließ sie."

„Das ist nicht wahr: Adeimantos opferte sie."

„Ja, seiner Unbeständigkeit und seinem schwärmerischen Leichtsinn."

„Hat Arete das gesagt?"

„Nein, aber alle anderen sagen es."

„Nicht alle."

„Nein, Adeimantos selbst dachte wohl anders darüber."

„Ja, sein Gewissen, Kallias. Gilt dir ein Eid als heilig?"

„Ja."

„Nun gut; ich schwor vor zehn Jahren der hohen Artemis, der himmlischen Jungfrau, einen Eid, daß ihre Reinheit das Vorbild meines Lebens und meiner Gedanken werden solle. Arete wurde der Artemis geopfert."

„Das verstehe ich nicht."

„Jetzt verstehe ich es selbst kaum; aber Thatsache ist, daß ich es dazumal verstand. Artemis war für mich die Reinheit und Heiligkeit selbst, auf dem Gebiete des Willens das reine unvermischte Licht, in welches das Farbenspiel der Endlichkeit und der irdischen Begierden nicht hineinspielen durfte."

„War denn Arete nicht rein?"

„Tausendmal reiner als ich; aber eben deshalb wäre sie ja verunreinigt und das Abbild der hohen Göttin in ihr verdunkelt worden durch eine Verbindung mit mir. Dies erschien mir als ein Verbrechen gegen beide, das abzuwenden ich durch meinen Eid gebunden war. So opferte ich Arete und schwelgte eine Zeit lang in dem seligen Gefühl einer heroischen Handlung. Aber ich rede von mir selbst und es war doch Arete, die . . . ."

„Ja, so ist es, Adeimantos. Weißt du, was ich glaube?"

„Sag' an."

„Daß, wie du jetzt die Rede auf dich selbst brachtest in dem Augenblick, wo du vor Ungeduld branntest, Aretens Geschichte zu hören, so hat stets dein eigenes Ich, deine eigene Größe, oder, wenn du so willst, deine eigene Größe in Gestalt von Seelenreinheit in deinen Gedanken den ersten Platz eingenommen, und du hast weder Areten noch die Göttin um ihrer selbst willen geliebt."

Adeimantos führte die Hand an seine Stirn und antwortete nichts.

In diesem Augenblick sah man den Kapitän abermals seine einförmige Wanderung unterbrechen und seine grauen Augen aufmerksam gegen Südwesten richten. Nach dieser Seite hin konnte man am Himmel eine kleine gräuliche Wolke bemerken, einem Schatten gleich, der auf der schimmernden Flut lag. Der Kapitän ging darauf hinüber auf die andere Seite und sprach einige Worte mit einem von der Besatzung, worauf er seine vorige Beschäftigung wieder aufnahm.

Kallias hatte die Bewegung des Kapitäns bemerkt.

„Adeimantos," fuhr er fort, „deine Seele ist weit und tief wie das Meer, über welches wir segeln; wie in diesem, so spiegelt sich in ihr ein hoch über uns sich wölbender und im Sonnenglanz glühender Himmel; aber es ist eine Wolke an diesem Himmel, dem unbewaffneten Auge nur als leichter Schatten bemerkbar, und doch kann aus dieser Wolke ein Sturm hervorbrechen, der Maste zersplittert und Fahrzeuge in die Tiefe schleudert. Du sagst, du habest der Artemis Treue geschworen. Weißt du, warum der Pfeil der Artemis die Kinder der Niobe traf?"

„Weil Niobe stolz war auf dieselben."

„So ist es. Und nun will ich dir Aretens Geschichte erzählen. Arete war siebzehn Jahre alt, als du ihr deinen Entschluß mitteiltest, sie dem Eid zu opfern, den du der Göttin der Reinheit und Heiligkeit geschworen. Sie hat mir oft gesagt, wie hoch und schön du ihr in diesem Augenblick vorgekommen seiest, und wie sie einen schmerzlichen Genuß darin gefunden habe, ein Opfer zu sein für die Hoheit deiner Seele. Aber sie, die dich über alles liebte, was auf Erden und im Himmel ist, verlor alles, indem sie dich verlor. Ihre Kraft war gebrochen und sie siechte sichtlich dahin. Ihr Vater, dessen einzige Freude nach dem Tode seiner Gattin die Tochter war, sah mit Verzweiflung ihren stummen Schmerz und — du weißt es schon — fluchte dem Urheber desselben. Die Aerzte rieten zu einem Wechsel des Aufenthaltsortes, und so wurde beschlossen, daß sie einige Zeit bei mir zubringen sollte, zu Antiochia, wo ich damals wohnte. Sie wurde in dieser Absicht einer Familie anvertraut, die gerade zu jener Zeit von Ephesus nach Salamis auf Cypern übersiedelte, wo ich mich dann einfinden sollte, um sie abzuholen. Diese Familie hatte eine arme Witwe in Dienst genommen, die den einzigen Fehler haben sollte, Christin zu sein. Ihr fiel besonders Aretens Bedienung zu. Nachdem sie in Salamis angekommen waren, wurde diese Frau krank, und die weichherzige Arete that nun alles, um die Schmerzen der Alten zu lindern. So wurde sie auch Zeugin vom Tode derselben. Die Todesstunde war für die arme Dienerin eine Stunde der Siegesgewißheit und des Jubels und dies machte auf Aretens vorbereitetes Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Als ich nach Salamis kam, um meine Nichte zu holen, fand ich in ihr eine Jüngerin des Propheten von Nazareth. Sie erzählte mir offen, wie alles gekommen sei, und sagte mir auch, daß die alte Frau auf merkwürdige Weise zum Christenglauben geführt worden sei. Sie habe einst in dem Gürtel eines Anzugs, den ein vornehmer Herr in Ephesus ihr für ihr Söhnchen geschenkt hatte, ein Stückchen Pergament eingenäht gefunden, auf dem die Worte des Paulus geschrieben standen: „ziehet den neuen Menschen an, der . . . . .""

„Was sagst du?" unterbrach ihn Adeimantos, indem er erbleichte, „so bestätigt sich meine entsetzliche Ahnung. Sind diese Worte von Paulus?"

„Ja, Paulus, der sich den Apostel der Heiden nannte, schrieb diese Worte in seinem Sendschreiben an die Christen zu Ephesus."

„Wehe mir, so war meine Mutter eine Christin! Siehst du, Kallias, hier sind die Worte des christlichen Apostels.“

Und Adeimantos zog aus seinem Gürtel ein Stückchen vergilbtes Pergament.

„Siehst du, Kallias, dies ist seit meinem siebzehnten Jahre mein Begleiter gewesen. Ich erhielt es damals von der Frau, die du nanntest.“

„Ich weiß es; sie hat es Areten erzählt.“

„Die, die das Pergament in den Gürtel meines Röckchens eingenäht hat, war meine Mutter, und sie that es am Tage vor ihrem Tode. Es war ihr Testament an mich, ihren Sohn. Ja, mein Vater, jetzt verstehe ich dein schmerzliches Schweigen über die letzten Lebenstage meiner Mutter. Du wolltest mir die Schmach ersparen, eine Christin zur Mutter gehabt zu haben.“

„Eine Christin,“ wiederholte Kallias.

„Ja, es ist mir jetzt klar. Ich habe eine Ahnung davon gehabt, daß es sich so verhalten werde; aber ich habe dieser Ahnung nicht Raum geben wollen in meinen Gedanken. Deshalb habe ich auch nicht gewagt, dieses Pergament einem Menschen zu zeigen; mußte ich doch befürchten, daß es das Urteil über meine Mutter enthalte, deren Andenken mir teuer war. Dieses Urteil ist jetzt gefällt und außerdem erfahre ich auch noch durch dich, daß die trügerischen Netze des Christentums auch sie umgarnt haben, die die Braut meiner Jugend war. Wahrlich, Kallias, jetzt möchte ich fast wünschen, dich nicht getroffen zu haben.“

Kallias lächelte wehmütig und drückte väterlich die Hand des jungen Mannes. Nach kurzem Schweigen nahm er wieder das Wort:

„Die alte Frau hatte durch die auf dem Pergament geschriebenen Worte, die ein schriftkundiger Sklave ihr verdolmetschte, einen Stich ins Herz bekommen, der nicht eher aufhörte zu schmerzen, als bis sie eine Dienerin Christi geworden war.“

„Ich habe Aehnliches selbst erfahren,“ fiel Adeimantos ein, „sie haben eine wunderbare Kraft, diese Worte vom neuen Menschen. Mich haben sie zehn Jahre lang verfolgt. Tag und Nacht haben sie mir im Sinn gelegen und meiner Seele keine Ruhe gelassen. Vielleicht werden sie jetzt ihren Stachel verlieren, seit ich erfahren habe, daß sie von einem Christen herstammen.“

„Sie enthalten nichtsdestoweniger eine göttliche Wahrheit, Adeimantos. Die alte Dienerin hatte es erfahren und ihre Erfahrung ist auch diejenige Aretens. Meine Bestürzung über Aretens Bekehrung war keine geringe. Ich bemühte mich, die Sache so geheim zu halten als möglich. Am meisten war ich um ihres Vaters willen bekümmert. Ich kannte seine grenzenlose Liebe zu seiner Tochter und seine womöglich noch grenzenlosere Verachtung gegen das Christentum. Arete selbst erbebte bei dem Gedanken an den Schmerz, den sie ihrem Vater bereiten mußte. Verschiedenemale suchte sie nach unserer Ankunft in Antiochia Gelegenheit, ihn schriftlich von ihrer Bekehrung zu benachrichtigen und ihn zu beschwören, an seine eigene Seele zu denken. Ich gestehe, daß ich derjenige war, der im geheimen ihre Pläne zerstörte, da ich die Hoffnung, Arete für den Glauben ihrer Väter zurückzugewinnen, noch nicht aufgegeben hatte. Ich kannte die Macht der neuen Religion nicht genug. Darüber kam die Pest und durcheilte mit verheerenden Schritten Egypten, Syrien und Asien. Da brachte ein Reisender aus Ephesus die Kunde, daß Aretens Vater als einer der ersten der Seuche zum Opfer gefallen und daß er als Christ gestorben sei. Aretens Freude über die Bekehrung ihres Vaters besiegte den Schmerz über seinen Tod. Indessen war die Gemütsbewegung zu viel gewesen für ihre schwachen Kräfte und sie verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. Da kam plötzlich ein Brief aus Ephesus von ihrem Vater, den ich vorsichtigerweise für mich behielt, und aus welchem ich ersah, daß das Gerücht von seiner Bekehrung und seinem Tode falsch gewesen war. Im Gegenteil redete er mit entsetzlicher Strenge von den Christen als der Ursache des Zornes der olympischen Götter über die schwer heimgesuchte Welt. Ihm war das Gerücht zu

Ohren gekommen, daß Arete zu den Lehren des Christentums hinneige. Er beschwor sie, der Irrlehre kein Gehör mehr zu schenken und erklärte ihr, daß, wenn sie eine Christin würde, er von Stund an keine Tochter mehr hätte: sie würde dann ewig verstoßen sein. Er sei vorläufig durch sein Amt in Ephesus gebunden; so bald er jedoch frei werde, würde er nach Antiochia eilen, um wo möglich sein Kind zu retten. Ich dachte mit Schrecken an die Stunde, die Vater und Tochter zusammenführen sollte. Das schwache Mädchen würde nimmermehr im stande sein, den Fluch ihres Vaters zu ertragen. Der Vater würde sein Kind töten und damit vermutlich sich selber. Da kam mir ein Gedanke, allerdings nicht der der strengen Wahrhaftigkeit, aber, wie ich meinte, der der Barmherzigkeit. Von den Briefen, die Arete an ihren Vater begonnen und niemals beendigt hatte, hatte ich zwei in Händen. Der eine sprach in Ausdrücken der innigsten Kindesliebe von einer möglichen baldigen Trennung. Arete hatte die Trennung gemeint, die ihr veränderter Glaube mit sich bringen würde, aber der Brief brach ab, ohne daß davon bestimmt die Rede war. Dies beschloß ich zu benutzen. Ich schrieb an Philippos, sagte ihm, seine Tochter sei tot, und fügte ihren Brief bei als letztes Lebewohl an ihren Vater, mit dem Bemerken, derselbe sei unmittelbar vor ihrem Tode geschrieben worden. Ich hielt dies für eine erlaubte Notlüge, indem ich dadurch Vater und Tochter den größten Schmerz ersparte, der sie hätte treffen können. Philippos hatte ja ohnedies gesagt, von der Stunde an, wo sie eine Christin werde, habe er keine Tochter mehr. So glaubte man in Ephesus Arete tot. Vier Monate später kam nach Antiochia die Nachricht, daß die Pest nicht nur Philippos, sondern auch deinen Vater, deine Großeltern und deinen Oheim, Ismenens Vater, dahingerafft habe. Diesmal beruhte es nicht auf Irrtum."

„Weißt du," sagte Adeimantos, „daß diese Notlüge, die du eine Barmherzigkeitslüge nennst, mich das Teuerste gekostet hat, was ich auf Erden besaß, die Braut meines Herzens?"

„Ich weiß," antwortete Kallias, „daß ich unrecht gehandelt habe; aber daß du dadurch deine Braut verloren haben sollst, das begreife ich nicht. Wenn du mit dieser Braut Arete meinst, so wist du dich erinnern, daß du sie geflohen hast und nicht sie dich."

„Das ist schon wahr, Kallias, so war es einst. Aber nicht lange nach Aretens Abreise machte ich die Erfahrung, daß, was ich brauchte, um mir die Herzensreinheit zu bewahren, gerade eine Braut sei. Ich brauche dir diese Erfahrung nicht näher zu erklären."

„Nein, Adeimantos, es ist die Erfahrung von tausenden von Jünglingen."

„So war ich eben im Begriffe, mich auf den Weg zu machen nach Antiochia, um mich ihr zu Füßen zu werfen und sie zu bitten, wieder die meinige zu werden, als die Kunde von ihrem Tode eintraf. Ich will nicht viele Worte vergeuden, meinen Schmerz zu beschreiben. Ich dachte, ich hätte alles verloren, und das Bewußtsein, daran selbst schuld zu sein, trug nicht dazu bei, meinen Schmerz zu mildern. Nach und nach verfiel ich in eine vollständige Apathie; ich lebte und bewegte mich, redete und antwortete wie ein anderer Mensch, aber mein Herz war nicht bei dem, was ich redete und that. Darüber kam die reiche Ernte, die der Tod in unserer Familie hielt. Wäre es bei einem Todesfall geblieben, so würde mich möglicherweise der Schmerz aus meiner Apathie aufgerüttelt haben, die wiederholten Todesbotschaften hatten die entgegengesetzte Wirkung. Als ich endlich an dem Sterbebette meines Vaters stand, hatte mein Auge keine Thränen, mein Herz keine Gefühle mehr. Ismene, die binnen vier Tagen Vater und Mutter verloren hatte, war völlig darniedergeschmettert. Sowohl mein Vater als der ihrige hatten mich beschworen, Ismene nicht zu verlassen, und ich hatte es versprochen. Ich wußte, daß sie mich liebte; bei mir war allerdings das Gefühl der Liebe tot, aber Ismene hatte je und je meinem Herzen nahe gestanden; es kam mir vor, als seien wir zwei allein auf der Welt: und so verlobten wir uns. Als das Gefühlsleben in meiner Seele wieder anfing, die Bande zu sprengen, da

geschah es nicht selten, daß Aretens Bild mir vor die Seele trat; aber lange durfte ich dabei nicht verweilen, gehörte ich doch jetzt Ismenen. Unsere Hochzeit wurde gefeiert — es sind jetzt fünf Jahre her — und ich kann nicht anders sagen, als daß unsere Ehe eine glückliche war. Ismene giebt viel und fordert wenig. Einen Sohn hat sie mir geschenkt: er war meine Freude und mein Stolz, allein der Pfeil der Artemis traf ihn. Ihr hatte ich meine Jugendliebe geopfert; sie nahm jetzt mein Kind. Ich murre nicht: die hohe Göttin hat ein Recht, alles von mir zu fordern, hat ihr doch mein Herz seinerzeit Treue geschworen. Wenn es einmal ganz rein sein wird, dieses Herz, dann wird die heilige Artemis kein Opfer mehr von mir verlangen."

Adeimantos bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als wolle er eine gewaltige Gemütsbewegung verbergen. Kallias warf einen Blick auf das Meer hinaus. Das schimmernde Farbenspiel desselben begann zu verblassen und in Grau überzugehen. Ueber das Firmament zog ein dunkler Schleier und selbst die glühende Sonne verhüllte darin ihr Gesicht. Es ging nun dem Abend zu. Die Titaneia hatte endlich Lebinthos passiert und zur Linken schmolzen Meer und Himmel in einander.

Nach einer Weile ergriff Adeimantos wieder das Wort:

„Du sprachst vorhin davon, Kallias, daß ich Philosoph sei. Schon frühe zog mich diese Wissenschaft an. Du erwähntest die reine Luft, die der Philosoph atmet. Damit hast du gerade die Seite bezeichnet, die mir die Philosophie teuer gemacht hat. Ich hatte das Bedürfnis, eine reine Luft zu atmen, und darum suchte ich mein Haupt zu der Welt der Ideen zu erheben. Mit welch' unnennbarem Entzücken lauschte ich nicht schon als Knabe der Stimme meines Vaters, wenn er mir aus dem Plato vorlas, von dem vorirdischen Leben der Seele im Kreise der hohen Götter; wie wünschte ich nicht, unter der Zahl derer sein zu dürfen, vor deren Auge die Herrlichkeiten des überhimmlischen Ortes in unverhülltem Licht sich erschließen. Da fühlte ich, es müsse eine Wahrheit darin liegen, daß ich selbst einst, wenn auch nur für die Dauer eines verschwindenden Augenblickes, solchen Glückes teilhaftig gewesen sei. Schlummerte doch in der Tiefe meiner Seele die Erinnerung an eine frühere Reinheit, die ich wiedergewinnen mußte. So begann ich für das Reine zu schwärmen und mich darnach zu sehnen, wie nach dem verlorenen Kern meines Wesens. Da trat mir das Bild der Tochter des Zeus entgegen, Artemis, die heilige Göttin der jungfräulichen Reinheit. Ihr Tempel in unserer Stadt sprach durch seine edlen und gewaltigen Formen meine Seele an. Ich beschloß, für sie und ihre Anbetung zu leben und zu sterben. Aber ich wollte ihr nicht nur mit äußerlichen Opfern dienen, sondern mit der Gabe eines goldreinen Herzens. Ich wollte ihr Liebling werden wie Endymion. Ich beschloß, gleich ihm meine Seele zu verschließen gegen die verwirrenden und verunreinigenden Einflüsse der Welt und mich in die Welt der Selbstprüfung und des stillen Denkens zurückzuziehen. So wurde ich schon frühe eine Art Philosoph. Durch Damis von Ninive, dessen Aufmerksamkeit ich durch ein paar schwache Jugendversuche in philosophischer Richtung auf mich gezogen hatte, kam ich mit dem großen Apollonius in Berührung, der nicht lange vorher nach Ephesus gekommen war. Ich war wie jedermann von diesem außerordentlichen Mann hingerissen. Am allermeisten zog er mich jedoch an durch die zugleich feste und milde Reinheit seines Charakters. Mein Reinheitsideal fand ich hier verwirklicht, so weit dies bei einem an den Staub gebundenen Menschen möglich ist. Die Lehre und das Exempel des Apollonius hatten eine wohlthätige Wirkung auf meine Seele. Dieser Mann besitzt, wie du wohl weißt, nicht nur einen die Geheimnisse der inneren Welt aufdeckenden Blick; vor seinem Auge liegen auch alle Geheimnisse der äußeren Welt klar und offen zu Tage, und nicht nur das Licht seines forschenden Geistes fällt da hinein, sondern auch die Kraft seines mächtigen Willens. Zwar ist nicht all' das Wunderbare wahr, was von ihm erzählt wird, aber bewundernswerte Thaten des großen Sehers habe auch ich gesehen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß er Wunder gethan hat, indem er die Naturgesetze aufhob. Aber die Gesetze der

Natur sind der Ausdruck ihres Wesens, und ihr Wesen ist, wie schon Plato lehrt, ein Abbild, ein Schatten, ein Spiegelbild der ewigen Welt zu sein, die niemals von der Befleckung der Materie angesteckt worden ist. Derjenige nun, der sich in das materielle Leben einlebt, in sinnliche Genüsse, oder in träge Schläfrigkeit, der wird ein Sklave der körperlichen Welt: sie befiehlt und er gehorcht. Aber der, der in seinem Leben der Reinheit der himmlischen Welt teilhaftig wird, der wird auch ihrer Kraft teilhaftig, und deshalb fallen für ihn immer mehrere von den Schranken, die ihn innerhalb dieses irdischen Lebens fesseln. Der Inhalt seines Willens sind die ewigen Ideen in ihrer Reinheit und Wahrheit, in welche die Wurzeln des endlichen Daseins eingesenkt sind, und deshalb kann sein Wille besser und tiefer als der der anderen eingreifen in die Entwicklung dieses Daseins. Das heißt nicht die Natur verderben, das heißt nur ihr inneres Wesen, ihren eigentlichen Kern aufdecken. Ich blieb mehrere Jahre lang sein treuer Zuhörer und zwar auch nach meiner Verheiratung. Mehrere von mir verfaßte Aufsätze gewannen seinen besonderen Beifall und er zeichnete mich zuletzt immer mehr aus unter seinen Jüngern. Es ist in der That wahr, daß er einmal geäußert hat: „du wirst einmal den Scepter aufnehmen, den ich niederlege." Diese Worte des großen Mannes sind mein Stolz und meine Freude gewesen und ich habe eifrig daran gearbeitet, mich dieser Ehre einigermaßen würdig zu machen. Vor zwei Jahren reiste ich nach Indien, um die orientalische Weisheit gründlicher zu studieren. Apollonius gab mir selbst diesen Rat. Zwei andere seiner Jünger begleiteten mich. Ismene wollte sich nicht von mir trennen, deshalb nahm ich sie und unseren kleinen Paralos mit. Diese Reise ist für mich von großem Nutzen gewesen und war auch vom Glück begünstigt, den Tod unseres kleinen Knaben, der in Kasi eintraf, abgerechnet. Wir haben, wie du schon weißt, die Rückreise über Alexandria gemacht, woselbst meine beiden Reisegefährten zurückgeblieben sind, um die Philosophie des Philo zu studieren. In Alexandria hatte ich beabsichtigt, Untersuchungen anzustellen in Betreff meiner Mutter. Es gelang mir, eine Familie aufzufinden, die in dem Hause meines Vaters verkehrt hatte; allein eine befriedigende Antwort wurde mir nicht auf meine Fragen. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Ephesus, wo ich mich sehne, vor meinem großen Lehrer das Resultat meiner auf dieser Reise gemachten Studien niederzulegen. Ueber vieles, was mir zuvor dunkel gewesen, ist mir, wie ich glaube, ein Licht aufgegangen. Ob freilich Apollonius alles billigen wird, was ich ihm vorzulegen beabsichtige, unterliegt noch einigem Zweifel; jedenfalls aber wird es mir von Wert sein, sein Urteil zu hören. Ich habe meine Ansicht in einem Buche zusammengefaßt, das ich jetzt fertig habe, und dem ich den Namen: „Artemis, oder über die Reinheit der Seele", zu geben beabsichtige. Ich hege die Hoffnung, durch dieses Buch der Menschheit wirklich nutzen zu können, oder doch wenigstens demjenigen Teil derselben, der für etwas anderes Sinn hat, als für das Blendwerk des flüchtigen Augenblicks. Es wird eine Zeit kommen, Kallias, wo die Menschheit im Großen der himmlischen Stimme Gehör schenken wird, die in ihrem eigenen Innern redet und sie einladet, das Vergängliche, Wechselvolle und Unzuverlässige gegen das reine in die Gottheit versenkte Leben einzutauschen. Wie nahe oder wie fern diese Zeit sein mag, weiß ich nicht; allein die Annahme scheint mir nicht ungereimt, daß die gegenwärtigen Zeiten der Zerrissenheit, des Kampfes und Blutvergießens bloß die stark purpurgefärbte Morgenröte bilden, die den reinen Tag jener Zeit ankündigt. Wohl dem, dem es beschert ist, dazu beizutragen, daß dieser Tag näher rückt. Daran haben die großen Denker der Vorzeit gearbeitet: ein Pythagoras, ein Sokrates, ein Plato, ein Zoroaster, ein Sakyamuni. Dazu hoffe auch ich in meiner Unbedeutendheit einen, wenn auch noch so bescheidenen Beitrag geliefert zu haben durch das kleine Werk, das ich nannte, und das die Arbeit mancher durchwachten Nacht ist. Unter den Palmen Indiens, an den Ufern des heiligen Stromes, da wo derselbe sich lautlos einen Weg bahnt zwischen der Ueppigkeit eines verschwenderischen Erdreichs, um im Schoße des großen Ozeans zu verschwinden, habe ich manche sternenflimmernde Nacht

hindurch gesessen, versenkt in stille Selbstbetrachtung, und ich glaube nicht, daß diese Gedankenarbeit ohne Frucht gewesen ist. Ja, Kallias, es ist eine Arbeit in Reinheit und Frieden. Manchesmal, wenn die milde Salem, die ich von meiner Kindheit an geliebt habe, über duftenden Wäldern aufging, und ihre Strahlen sich brechen ließ in den Wellen des Ganges, um dann mein Auge zu treffen, dachte ich in den Küssen der reinen Göttin das Glück eines Endymion zu genießen. Da glaubte ich schon der neue Mensch zu sein, von dem das Testament meiner Mutter geredet, da glaubte ich mich bereits nach Gott geschaffen in Wahrheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit."

Der junge Mann hatte mit Begeisterung gesprochen; Kallias betrachtete ihn mit einer Mischung von Bewunderung und Wehmut.

„Junger Freund," sagte er, „ich danke dir für das, was du gesagt. Ich finde, daß ich dich lieben muß trotz dem Schmerz, den du derjenigen zugefügt hast, die nun mein Kind ist. Aber gerade weil ich dich liebe, kann ich nicht ganz ohne Sorge für dich sein. Glaubst du nicht, daß der tötende Pfeil der Artemis noch etwas treffen kann, was dir teuer ist?"

„Was könnte dies sein, Kallias?"

„Deine Vaterfreude, dein Schoßkind, die hohe Schöpfung deines Gedankens — mit einem Wort, die Weltanschauung, die du in dem besprochenen Buche niedergelegt hast."

„Warum das, Kallias? Es ist ja beinahe, kann ich sagen, das eigene Werk der Göttin."

„Vielleicht hast du darin recht. Vielleicht giebt es auch noch eine andere göttliche Macht, die Pfeil und Bogen besitzt."

„Ja, Apollo; aber er ist der Bruder der Artemis."

„Richtig, und er wird deshalb verschonen, was sie liebt. Ich kenne den Inhalt deines Buches nicht, aber wie, wenn der Inhalt desselben so wäre, daß der, der sich darnach richtet, niemals zu einer wirklichen Reinheit der Seele käme, was dann?"

„Das ist unmöglich; es ist ja gerade die Reinheit der Seele, auf die das Buch hinaus will. Es will den nächsten Weg dazu zeigen."

„Es will dies; ja. Aber gelingt es ihm auch?"

„Ich glaube es."

„Ich glaube es nicht."

„Aber warum?"

„Das kann ich dir erst sagen, nachdem ich das Buch gelesen habe."

„Du mußt es sofort lesen."

„Ich werde es lesen, sobald wir nach Ephesus kommen."

„Nein, du mußt es sogleich lesen. Du mußt es anfangen, ehe die Sonne untergeht."

„Wie du willst. Ich werde mir einen Bundesgenossen anwerben in der Person meiner Nichte. Sie hat ein scharfes Auge für solche Fehler, wie ich sie in deinem Buch zu finden glaube."

„Arete — ja einst; jetzt ist Arete eine Christin. Ja, Kallias, laß Arete das Buch lesen! Vielleicht," fügte Adeimantos mit strahlendem Angesicht hinzu, „wird sie auf diesem Wege wieder zurecht gebracht. Ich werde das Mittel werden zu Aretens Rettung. Das wäre doch eine himmlische Aufgabe. Aber sag' mir, Kallias, weiß Arete, daß ich auf dem Schiff bin?"

„Ja; hauptsächlich deshalb zeigt sie sich nicht."

„Haßt sie mich, Kallias?"

„Sie liebt alle Menschen, somit auch dich."

„Nur so, wie sie alle Menschen liebt?"

„Ismene liebt dich über alles in der Welt."

„Ja, — Ismene liebt mich — Kallias, es liegt in deiner Rede etwas von dem Silberklange der Bogensehne der Artemis.“

„Da wird wohl der Bogen gespannt sein, Adeimantos.“

„Und der Pfeil aufgelegt, ja. Ich fühle, wie dessen Spitze gegen mein Herz gerichtet ist.“

„Mit Gottes Hilfe wird sie es treffen.“

„Du sprichst in Rätseln. Aber ich werde siegen, Kallias. Ich gehe, das Buch zu holen.“

Adeimantos ging und war in wenigen Sekunden wieder da, eine kleine, mit goldenen Spangen versehene und mit einem Purpurband umwundene Pergamentrolle in der Hand tragend. Es war das Meisterwerk des jungen Philosophen: „Artemis oder über die Reinheit der Seele“. Es war die Schrift, die dazu beitragen sollte, den neuen Tag heraufzuführen. Kallias nahm das Buch entgegen und sagte:

„Danke, Adeiamntos. Morgen werden wir über die Sache weiter reden. Sollte es sich jedoch herausstellen, daß der Weg, den du in deinem Buche vorgezeichnet, niemals zum Ziele führt, wäre dann deine Liebe zur Reinheit und Heiligkeit so groß, daß du ihr dein Buch opfern könntest?“

„Im selben Augenblick, wo ich zu dieser Ueberzeugung käme, würde ich es ins Meer werfen und mir einen neuen Weg schaffen und ein neues Gedankengebäude aufführen.“

„Gut; wenn aber auch dieses sich als untauglich erweisen sollte, ein Tempel zu werden für die Gottheit der Reinheit und Heiligkeit?“

„Dann würde ich noch ein anderes bauen.“

„Gut, aber wenn auch dieses unbrauchbar wäre, oder wenn gar schon ein anderer einen Tempel aufgebaut hätte . . . .“

„Kallias, solltest am Ende du selbst . . .?“

„O nein, Adeimantos; aber gesetzt den Fall, ein anderer hätte schon einen Tempel aufgebaut, in welchem die Kinder Gottes im Geist und in der Wahrheit anbeten können, wärest du bereit, alle eigenen Tempelbauwerke aufzugeben und in diesem Tempel deine Kniee zu beugen, obgleich deine Weisheit zu demselben nichts beigetragen, ja nicht den allerkleinsten Stein herzugetragen hätte?“

Der junge Philosoph schwieg eine Weile, dann sagte er mit leiser aber fester Stimme:

„Ich hoffe es.“

„Gut, Adeimantos. Dies dürfte jedoch für dich das Allerschwerste werden. Und jetzt will ich dir sagen, was dir allem nach noch unbekannt ist: Apollonius von Tyana ist tot.“

„Große Götter, was sagst du?“

„Apollonius ist tot. Ich erhielt die Nachricht auf Kreta. Dort lag ein kürzlich angekommenes Schiff von Milet, das die Todesbotschaft brachte. Der Scepter des Apollonius ist niedergelegt und es steht dir frei, denselben aufzunehmen. Du bist ja der auserkorene Erbe dieses Scepters?“

„Heilige Artemis!“

„Noch eins habe ich dir zu sagen, ehe ich dich für heute verlasse. Wir redeten von einem Tempel, in welchem man im Geist und in der Wahrheit, in Reinheit und Gerechtigkeit anbeten könne. Dieser Tempel, Adeimantos, ist bereits erbaut. Auf dem Boden des jüdischen Landes wurde der Grund zu demselben gelegt, und bald werden seine Zinnen in der Sonne glänzen, so daß der Wiederschein derselben die ganze Welt erhellen wird. Erst dann, Adeimantos, wird der Tag kommen, von dem du geredet hast, der reine, der heilige Tag, der Tag Jesu Christi.“

„So bist auch du . . . .“

„Ja, auch ich bin ein Christ. Das Stückchen Pergament, das deine Mutter in

deinen Gürtel eingenäht hat, wurde für die alte Dienerin das Mittel der Bekehrung, diese wurde das Werkzeug für diejenige Aretens und Arete für die meinige. Lebewohl, Adeimantos. Gott segne dich!"

Kallias ging. Adeimantos stund eine Weile betäubt. Endlich sank er zurück auf den Platz, wo er zuvor gesessen, und lehnte die Stirn gegen die Brüstung. Nachdem in dieser Weise Minute auf Minute verstrichen war, stand er heftig auf, zog das kleine vergilbte Pergamentstückchen hervor und reckte die Hand über die Brüstung, als wollte er es ins Meer werfen. Im selben Augenblick rollte über die Wogen ein dumpfes Dröhnen, gleich einem fernen Donner. Adeimantos zog die Hand zurück und lauschte.

„Bist du feig, Adeimantos," sagte der junge Philosoph zu sich selbst, „daß du ein Stückchen Pergament fürchtest, du, der du den Scepter des Apollonius aufnehmen sollst? Nein, Adeimantos, du wirst dennoch siegen. — Heilige Artemis, steh' mir bei!"

Und Adeimantos ging mit festen Schritten ab.

„Hast du ihn gesehen," sagte der eine der beiden Matrosen, die vorhin mit einander gesprochen hatten, zu seinem Kameraden, „hast du gesehen, wie er Beschwörungen über das Meer aussprach?"

„Meinst du, ich habe keine Augen? Der wird uns ins Unglück bringen. Er läßt uns alle umkommen und reitet selbst ans Land auf einem Delphin. Meine Base Atossa hat es selbst erzählt, wie Apollonius es einmal so gemacht habe, als er auf dem indischen Ozean schiffte und die Schiffsleute sich an etwas vergriffen hatten, was heilig sein sollte; ich erinnere mich nicht genau, was es war, aber vieles ist heilig für andere Leute, was wir nicht dafür ansehen. Apollonius gehört eigentlich zu gar keiner Sorte von Leuten, und deswegen hat er seine Religion für sich."

„Schwarze Styx, sollte es möglich sein?"

„Ja, das ist sicher. Wenn meine Base Atossa es gesagt hat, so ist es so, und wenn es nicht gleich so ist, so kommt es bald so weit."

„Nein doch, ich meine Anaximander; könnte es möglich sein?"

„Was soll denn möglich sein? Anaximander, wer ist das?"

„Die Katze, weißt du, die ich in Heliopolis genommen habe. Es war eine heilige Katze, und der Mann, der in Alexandria an Bord gekommen ist, soll ein Jünger des Apollonius und noch dazu in Egypten geboren sein. Er hat von dem Heiligenraub Wind bekommen und uns deshalb ins Unglück gebracht."

„Unglücklicher, warum mußtest du auch?"

„Weißt du nicht, daß keine Katze so gut maust, wie eine gestohlene, und keine ein zäheres Leben hat, als eine heilige?"

„Du mußt mit dem Philosophen reden."

„Eher springe ich ins Meer. Sahst du nicht, wie seine Augen sprühten?"

„So mußt du die Katze opfern."

„Ja, ich werde sie dem Poseidon opfern. Hu! es ist ja schon halbdunkel und ich höre, wie es braust im Meer. Wir bekommen eine greuliche Nacht. Nun, Anaximander, sollst du Salzwasser trinken."

„Wo hast du das Tier?"

„Hier im Schiffsraum, glaube ich; aber dort ist es jetzt finster, wie im Hades. Es ist mir ein bischen unbehaglich zu Mute und Anaximander ist nicht leicht zu fangen."

Ungefähr zwanzig Minuten später wurde eine graue Katze, der man einen Metzstein an den Hals gebunden, ins ägeische Meer versenkt, unter eifrigen Beschwörungen und Gebeten zu Poseidon. Es war Anaximander, der noch vor wenigen Wochen den Rang einer Gottheit eingenommen hatte.

„Diese Beschwörung half," sagte der eine der Matrosen. „Ich habe sie von meiner Base Atossa gelernt und ihre Lehren sind unfehlbar."

„Aber schwer war es, das Vieh zu fangen," sagte der andere. Die Laterne zerbrach mir und das Licht ging aus und ich ließ alles fallen, nur die Katze hielt ich fest, obschon sie mir das Gesicht zerkratzte."

„Es sind egyptische Hieroglyphen," antwortete der erstere, „und die bringen Glück."

Zwei Stunden später war der Sturm in vollem Gang und Poseidons Zorn durch das Opfer der Schiffskatze sichtlich nicht beschwichtigt. Eine Welle wuchs über die andere und die Titaneia hatte einen heftigen Kampf auszustehen. Sie kämpfte siegreich und der alte Seebär von Kydonia schien ganz in seinem Elemente zu sein. Die Nacht war sehr finster, aber die grauen Augen schienen alles durchdringen zu können und die Stimme des Alten klang hell und ruhig, wenn er den Schiffsleuten Befehle erteilte. Es war jetzt vor allem wichtig, sich auf offener See zu halten, deshalb wurde der Kurs geändert und eine fast entschieden westliche Richtung eingeschlagen. Artemis, die stolz und schaumbedeckt am Vordersteven thronte, wandte ihr Antlitz dem weiten Meere zu in der Richtung gen Delos, der fernen, geliebten Insel, wo sie geboren.

Die Titaneia hatte in dieser Richtung ungefähr eine Stunde zurückgelegt, als einer der Schiffsleute Rauch zu riechen glaubte und dies dem Kapitän anzeigte. Dieser ließ sofort Untersuchungen anstellen und bald fand es sich, daß im Schiffsraum Feuer ausgebrochen war, denn von dort drang ein starker Rauchgeruch herauf. Nun begann eine eifrige Löschthätigkeit, woran auch Adeimantos und Kallias sich beteiligten. Die Frauen hatte man nicht erst durch Mitteilung der drohenden Gefahr beunruhigen wollen. Als man schon glaubte des gefährlichen Elementes Herr geworden zu sein, stellte es sich heraus, daß auf einer anderen Seite des Schiffsraumes, wo eine Menge Ballen mit kostbaren indischen Stoffen ihren Platz gefunden, das Feuer aufs neue ausbrach. Eine neue verzweifelte Anstrengung wurde gemacht, aber diesmal wurde das Feuer Herr. Nun ließ der Kapitän schleunigst den Kurs ändern. Zur Rechten hatte man die Insel Pathmos, und sie konnte nicht besonders weit entfernt sein. Dorthin galt es nun zu eilen mit all der Schnelligkeit, der die Titaneia fähig war, während alle dienstbaren Geister des Sturmes ihre Segel blähten.

Jetzt wurde den Frauen mitgeteilt, was bevorstand. Ismene stand bald zitternd an der Seite ihres Gatten. Das kleine braune Mädchen sprang unter lautem Wehklagen hin und her. Der Arm des Kallias stützte Arete, die sich still an die Brust des Alten lehnte. In ihrer rechten Hand hielt sie das Buch des Adeimantos, das zu ergreifen wahrscheinlich ein Gefühl der Verantwortlichkeit für anvertrautes Gut und vielleicht auch noch ein anderes Gefühl sie veranlaßt hatte, als sie die Kajüte verließ.

Schon begann das Feuer das Verdeck zu durchbrechen, als ein entsetzlicher Stoß zu erkennen gab, daß man fest saß. Die Titaneia krachte in allen Fugen und jetzt loderte die Flamme hoch auf, nachdem sie mit dem Winde in Berührung gekommen. Beim Schein derselben konnte man deutlich in einiger Entfernung das felsichte Ufer von Pathmos unterscheiden. Aber zwischen diesem Strand und der Titaneia tobte die wilde Brandung.

Die Schiffsboote wurden eiligst in Bereitschaft gesetzt. Niemand außer dem Kapitän sprach mehr ein Wort. Sogar das braune Dienstmädchen gab keinen Laut mehr von sich, nur ihr flammendes Auge maß unaufhörlich die Entfernung bis zum Land und der kleine Fuß stampfte fieberhaft das Verdeck.

Jetzt wurde Befehl gegeben, in die Boote hinabzusteigen. Dieses Manöver wurde mit bewundernswürdiger Ordnung bewerkstelligt. Die Stimme des Kapitäns war beim Austeilen der Befehle ruhig und unwiderstehlich. Zuerst wurden die Frauen hinuntergehoben. Adeimantos kam seine Gewandtheit und Stärke sehr zu statten. Ismene war bereits unten und jetzt kam die Reihe an Arete, die auf diese Weise noch einmal

auf einen Augenblick an die Brust des Adeimantos zu ruhen kam. Es war das erste Zusammentreffen nach langer Trennung. Keiner hatte unter der fürchterlichen Spannung der letzten Stunde den andern angeredet. Der junge Philosoph erblickte noch sein Buch in Aretens Hand.

„Ich will dir dies aufheben, bis du ein besseres findest,“ sagte Arete hastig.

„Kannst du mir verzeihen, Arete?“

„Gott segne dich, Adeimantos!“

Im nächsten Augenblick saß sie an Ismenens Seite.

Als das Boot voll war, standen auf dem Schiff noch außer dem Kapitän Adeimantos, Kallias, ein Kaufmann aus Alexandria, ein Matrose und ein Schiffsjunge. Diese hatten freiwillig begehrt, die letzten zu sein. Das Boot sollte zurückkommen, um sie zu holen, so bald es seine wertvolle Ladung ans Land gesetzt. Es war Grund vorhanden zu der Vermutung, daß die Titaneia den Zurückbleibenden noch eine Weile Schutz gewähren könnte; im widrigen Fall wollten sie sich ins Meer stürzen und schwimmend das nahe Ufer zu erreichen suchen.

Die Zurückbleibenden hatten ihren Platz beim Bugspriet genommen. Die Titaneia war nämlich durch eine mächtige Welle so gedreht worden, daß der Bug dem Wind direkt entgegenstand, wodurch die Richtung des Feuers und Rauchs eine entgegengesetzte wurde.

Mit gespannter Aufmerksamkeit wurden die Bewegungen des Rettungsbootes verfolgt. Die Ruderer suchten die Brandung zu umschiffen, die zwischen dem Schiff und dem Lande toste. Es war deutlich, daß starke und geschickte Arme die Ruder führten. Allein man hatte sich in der Richtung verrechnet. Das Boot hatte sich zur Linken gewendet, wo die Beschaffenheit des Strandes eine Landung unmöglich machte. Der Irrtum wurde in dem Augenblick entdeckt, als die Flamme des brennenden Schiffes höher emporloderte; zugleich gewahrte man jenseits der Brandung einen möglichen Landungsplatz. Diesen galt es nun zu erreichen. Das Boot machte eine glückliche Wendung und auf seinem Wege um die von Wellen bedeckten Scheeren näherte es sich noch einmal dem Schiffe. Bald erblickte man es, einem Delphin gleich, auf dem Rücken einer mächtigen Welle, bald schien es verschwunden hinter den dunklen Massen derselben. So kam Woge auf Woge, bis eine derselben das umgestürzte Boot auf seiner feuerschimmernden Spitze trug.

Adeimantos sah und hörte nichts mehr. Im nächsten Augenblick umschloß ihn die salzige Flut. Er war ein geschickter Schwimmer und die Verzweiflung verdoppelte seine Kräfte.

Ob er gerade Arete suchte, oder ob der Zufall sie ihm in die Hände führte . . ., er wußte es wahrscheinlich selbst nicht. Aber sie war es, die er eine Minute später in seinem starken Arm hielt. Auf Aretens Angesicht lag die Ruhe des Todes, doch konnte man nicht wissen, ob sie lebte oder tot war. Ihre rechte Hand umschloß krampfhaft die Pergamentrolle, die die Lehre des Adeimantos von „der Reinheit der Seele“ enthielt.

In diesem Augenblick hörte Adeimantos sich mit einem durchdringenden Schrei der Verzweiflung beim Namen rufen. Es war Ismenens Stimme. Adeimantos wandte den Kopf und sah, auf welchem Punkt sie sich befand. Sie schien sich an dem umgestürzten Boot gehalten zu haben und nun durch eine Sturzwelle von demselben losgerissen worden zu sein. Bald darauf hörte er noch einen Ruf und sah dann das dunkle Haupt verschwinden. Nach einer Weile tauchte es wieder auf und Adeimantos hörte seinen Namen mit schwacher, röchelnder Stimme.

Durch das Gehirn des Adeimantos schoß ein Gedanke an Pflicht, die ihm vor allem gebot, sein Weib zu retten, aber auch ein Gedanke daran, daß sein rechter Arm das Teuerste umschloß, was er in der Welt gehabt, die Braut seiner Jugend und seine Philosophie. Auch ein Gedanke an seine Mutter und an Reinheit und Heiligkeit durchblitzte ihn.

„Rette dein Weib! Lebewohl, Adeimantos," flüsterte eine schwache Stimme an seiner Seite.

„Lebewohl, Arete!"

Und der Arm des Adeimantos ließ seine kostbare Last los; die mutwilligen Kinder Poseidons sollten sie in Schlummer wiegen.

Als Ismene zum drittenmal auf der schaukelnden Oberfläche dahintrieb, da war Adeimantos bei seiner Gattin. Noch hatten seine Kräfte ihn nicht verlassen, und er hegte die halb bewußte Hoffnung, das schwimmende Boot zu erreichen, um mit demselben ans Land zu treiben. So arbeitete er eine Zeit lang mit verzweifelter Anstrengung, allein das Boot entwischte ihm beständig.

Dort war das brennende Schiff und ganz nahe der ersehnte Strand mit seinen in Feuerfarbe glänzenden Felsen. Alles dies sah Adeimantos. Er sah auch ein schwarzlockiges Haupt und ein bleiches Angesicht an seiner Seite und er verstand, das es seine Ismene, die Mutter des kleinen Paralos war. Aber bald sah er nichts mehr, als einen vielfarbigen Schimmer. Derselbe zog sich immer mehr zusammen und bildete zuletzt eine Feuerkugel. Diese schien ihm das göttliche Centralfeuer zu sein, der heilige Altar des Zeus, und um dasselbe kreisten die fünf Planeten und die übrigen Himmelskörper und unter ihnen der Mond, die himmlische Selene, deren Angesicht die Züge eines fünfzehnjährigen Mädchens in Ephesus trug, nein, jetzt diejenigen der Mutter des sechsjährigen Knaben an jenem längstvergangenen Tage in Alexandria. Sie deutete still und schweigend auf ein Pergament, worauf mit purpurroten Buchstaben geschrieben stand: „ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit."

Mehr sah Adeimantos nicht. Aber er hörte einen zischenden Laut und dann wurde es schwarze Nacht, in welcher seine Seele keine Bilder mehr zu unterscheiden vermochte.

Als er erwachte, ruhte er auf einem Bett von Gras und Blumen, im Schatten eines wilden Oelbaumes. An seiner Seite kniete ein alter Mann, mit einem Ausdruck wunderbarer Milde und Reinheit auf seinem Angesicht.

„Wo bin ich?" sagte Adeimantos.

„Auf Pathmos, mein Sohn, der einzige Gerettete nach einem Schiffbruch. Der, der die Wege des Menschen lenkt auf dem Meer und auf der grünenden Erde, und der sie alle zu sich ziehen will, hat mich dir in den Weg gesandt."

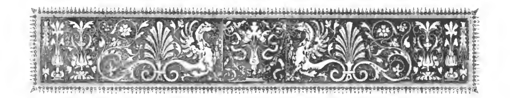
„Wer bist du denn, mein Vater?"

„Ich bin der Bote des Gottessohnes, hieher verwiesen um des Wortes Gottes und um des Zeugnisses Jesu Christi willen. Ich bin Johannes, Zebedäi Sohn von Bethseida."

Weiter wissen wir nichts Gewisses von Adeimantos, dem Sohn des Paralos.

Aber als später die trajanische Verfolgung über die Christenheit hereinbrach, war unter denen, die standhaft den Märtyrertod erlitten, auch ein gewisser Adeimantos, Presbyter in Ephesus, in dessen abgetragenen Kleidern man einen Pergamentstreifen fand, auf welchem mit verblaßten Buchstaben die obengenannten Worte des Apostels Paulus geschrieben standen und auf dessen Rand eine andere Hand die Aufschrift gesetzt hatte: „Das Testament meiner Mutter."

Um diese Zeit hatte das ägeische Meer schon lange jede Spur der Weisheit weggespült, die der Jünger des Apollonius in seiner Artemis, oder dem Buch von „der Reinheit der Seele" niedergelegt hatte und die einmal das Licht eines neuen Tages in der Welt hatte anzünden sollen. Und Adeimantos, der Sohn des Paralos, hat niemals einen Platz erhalten in der Reihe der großen Denker der Menschheit.



Ueber Bluntschli.

Von

Ernst August Freiherrn von Göler.

Was soll Bluntschli, der Vorsitzende des Protestantenvereins und der Ehrenpräsident der Großloge zu Bayreuth, in einer konservativen Monatsschrift? Vielleicht erweist sich eine eingehendere Betrachtung der religiösen Anschauungen dieses Mannes auch für den konservativen und orthodoxen Leser ergiebiger, als derselbe zunächst annehmen mag.

Bluntschli war ein gewaltiger Geist. Wo er auftrat, übte er einen mächtigen Einfluß aus. Wie ein Löwe unter der Tierwelt herrschte er unter den Liberalen der 60er und 70er Jahre. Sein Wort gab jederzeit auf politisch und kirchlich liberalen Versammlungen den Ausschlag, er schrieb den deutschen Freimaurern neue Satzungen vor, wie ein ihm selbstverständlich gebührendes Recht fiel ihm der Vorsitz bei kleineren und größeren Konferenzen und Kongressen zu. Seine Bedeutung geht weit über die deutschen und schweizerischen Grenzen; seine Werke sind in zehn Sprachen, sogar ins Chinesische und Japanische, übersetzt; er stand in persönlichem Verkehr mit den größten Geistern aller Nationen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus verdient Bluntschli trotz seiner gegnerischen Richtung eine Besprechung in dieser Zeitschrift. Es treten aber noch andere Momente hinzu, welche mich veranlassen, ihn den verehrten Lesern vorzustellen, und zwar nicht als den berühmten Staatsrechtslehrer und Politiker, sondern in seiner weniger bekannten Eigenschaft als Religionsphilosophen.

Bluntschli hat in drei Bänden „Denkwürdiges aus meinem Leben“ hinterlassen. Memoiren erfreuen sich stets einer gewissen Beliebtheit; Memoiren eines so hervorragenden Mannes, der in die politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen seiner Zeit so tief wie Bluntschli eingegriffen hat, müssen doppelt anziehen. Man sollte annehmen, daß vor allen seine eigenen Parteigenossen ein solches Werk als ein teuer wertes Vermächtnis hochachten und immer wieder auf dasselbe zurückgreifen müßten, weil in den Worten und in dem Leben eines Parteihauptes sich die Grundsätze und Ziele einer Richtung am klarsten abspiegeln und hierdurch eine solche Selbstbiographie eine gewisse klassische Bedeutung für die Epigonen zu gewinnen pflegt.

Bluntschlis Denkwürdigkeiten erschienen 1884. Wenige Bücher sind aber gegen alle Erwartungen so gründlich tot geschwiegen worden als diese drei Bände, und zwar nicht etwa von den Gegnern allein, sondern gerade von seinen früheren Gesinnungsgenossen. Beginne mit einem Liberalen über dieses Werk dich zu unterhalten, und du

wirft alsbald ein gewisses unbehagliches Gefühl und das Streben bei ihm wahrnehmen, den Gegenstand der Konversation zu wechseln.

Zwei Umstände veranlassen die Liberalen bewußt und unbewußt zu dieser Zurückhaltung. Zunächst sind ihnen manche ungünstige, ja! wegwerfende Urteile, welche dieser hochbegabte Gelehrte über verschiedene Männer seiner Partei fällt, mindestens unbequem. Dahin sind vor allem Bemerkungen zu rechnen, welche Bluntschli im augenblicklichen Mißmut über zu schanden gewordene persönliche Hoffnungen in sein Tagebuch niederschrieb, und welche der Herausgeber der Denkwürdigkeiten, Dr. Seyerlen, unbegreiflicher Weise zu veröffentlichen nicht durch ein natürliches Taktgefühl verhindert wurde. Es sind Bemerkungen, welche nicht allein ohne jeden Nachteil hätten unterdrückt werden können, sondern welche das Gedächtnis Bluntschlis schädigten. Nach manchen Erfahrungen, welche man in ähnlicher Richtung machen konnte, glauben wir aber, daß diese Taktlosigkeiten nicht in erster Reihe das hinterlassene Werk ihres Meisters den Liberalen zu einem Steine des Aergernisses stempelten. Wir suchen die Ursache hierfür tiefer und glauben sie in jenen religiös-philosophischen Bekenntnissen zu finden, welche Bluntschli in seinen Denkwürdigkeiten niedergelegt hat, und welche der Herausgeber aus denselben nicht streichen konnte, ohne dem Entschlafenen seine innerste Seele zu rauben. Seine Begriffe über die höchsten Dinge, über Gott und die Menschheit, über Geist und Körper, über Leben und Unsterblichkeit sind die Gedankenkinder seines früh verstorbenen Freundes Friedrich Rohmer; aber indem er sie mit zur Welt fördern half und nach dem Tode Rohmers niederschrieb und herausgab, sind sie auch sein Eigentum und bilden sie ein gutes Stück seines Ichs, nach seinem eigenen Dafürhalten sein bestes Teil. Sagte er doch am Schluß seines Lebens wenige Monate vor seinem Tode: „Man schätzt mich als Lehrer des Staatsrechts, ich habe einen Namen erworben, der auch im Ausland bekannt und geehrt ist; was aber das Bedeutendste in mir ist, das kennt die Welt nicht, und das ist, daß ich Friedrich Rohmer und seine Lehre verstanden habe." (Denkw. III. 491.)

Wer wie der Verfasser dieses häufig Gelegenheit hatte, sich von Bluntschlis selbständigem Geiste, tiefem Verstande und großer Objektivität zu überzeugen, der muß wohl staunen, wie dieser Mann sich in solchem Maße zum Jünger eines Rohmers machen ließ; den muß es aber auch locken, den Fußspuren in den Denkwürdigkeiten zu folgen, auf welchen Bluntschli zu jener Gottes- und Weltanschauung gelangt ist, und wir laden den Leser ein, uns auf diesen Wegen zu folgen. Für den denkenden Geist erscheint uns ein solcher Gang dankbar und lohnend genug.

Bluntschli wurde seinem Vater, der Seifenfabrikant und ein Mann ohne höhere Schulbildung war, am 7. März 1808 in Zürich geboren. Schon bei dem Knaben, noch mehr bei dem Jüngling tritt uns ein überraschend klarer, sich und seine Umgebung scharf beobachtender und beurteilender Verstand entgegen. Er liefert sich über alles Rechenschaft, seziert gleichsam unter seinem geistigen Mikroskop seine eigenen Gefühle, das Wesen seiner Freunde, sogar in wunderbar objektiver Weise seine Jugendliebe. Dennoch erscheint er nichts weniger als ein kalter Verstandesmensch. Bei einem kräftigen Körper und gesundem Geist genießt er die Jugend und ihre Lust, das sprudelnde Universitätsleben in Berlin und Paris in vollen, häufig an Goethes Jugend erinnernden Zügen; legt aber immer wieder sich und die Welt um ihn her unter die scheidende Lupe seines Verstandes. Sein Herz schlug warm für höhere, geistige Ideale; ja! er war im tiefsten Grunde schon damals und blieb bis zu seinem Tode eine religiöse, freilich keine christlich-religiöse Natur nach orthodoxem oder gar pietistischem Muster. Er war nicht in einem bibelgläubigen Hause aufgewachsen und beugte sich niemals unter die heilige Schrift — (die Bezeichnung „Wort Gottes" für dieselbe tadelte er) —, sondern er unterwarf auch sie der Sonde seines Verstandes, wie er alles derselben zu unterwerfen gewohnt war. Aber ebenso entfernt blieb er jederzeit von einer ober-

flächlichen oder gar materialistischen Auffassung der höchsten Begriffe; vielmehr war es ihm von Kindheit auf bis zu seiner letzten Stunde tiefstes Bedürfnis wie für den Geist, so auch für sein Gemüt, sich in die heiligsten Fragen über Gott und den Menschen vom Standpunkt einer praktischen Naturbetrachtung aus zu versenken.

Einen hervorragenden Einfluß übten auf den Jüngling Schleiermachers Monologen. Er schreibt darüber: „Die kleine Schrift zündete in die jugendlichen Geister hinein, weckte die Selbstprüfung und die psychologische Beobachtung und erhellte das keimende Selbstbewußtsein. Das Büchlein war mein steter Begleiter auf einsamen Spaziergängen und das tägliche Gespräch der Freunde. Die einzelnen Betrachtungen derselben wurden durch die eigene Erfahrung und die eigenen Kämpfe unter den Freunden erst recht lebendig. An die Monologen wurde geglaubt, wie an eine göttliche Offenbarung, und Schleiermacher wurde mit wahrer Inbrunst verehrt. Auch andere Werke wurden gern gelesen, manche gemeinsam. An Platon erfreuten sich die Jünglinge; Schiller begeisterte sie; sie wurden durch Klopstock gehoben, durch Wieland anmutig gereizt, durch Goethe und Shakespeare, die ihnen noch ferner standen, zur Bewunderung angeregt. Mit der Bibel war ich weniger vertraut, von ihr nicht ergriffen." Wir heben diese letzte Bemerkung hervor, weil sie für Bluntschlis Geist auch in seiner späteren Entwickelung kennzeichnend bleibt. Er wollte sich im Stolz seines Menschengeistes, um biblisch zu reden (1. Mosis 6, 3), durch Gottes Geist nicht strafen, d. h. nicht unterrichten lassen, und verfiel deshalb in jene armseligen Spielereien der Rohmer'schen Psychologie, über welche wir zu berichten haben werden.

Auf der Universität Berlin, wo er hauptsächlich Savigny hörte, lernte er Schleiermacher persönlich kennen. Er hörte bei ihm Dialektik und besuchte regelmäßig seine Predigten. „Schleiermachers Reden über die Religion eröffneten mir den Weg in das Gebiet des religiösen Geistes. Seine Predigten erwärmten mein Gemüt und schlossen mir die christliche Gedankenwelt auf. Ich war überzeugt, daß in der Tiefe und auf der Höhe des Geisteslebens harmonische Einheit sei von Religion, Kunst und Wissenschaft, die nur auf den Zwischenstufen, zur Zeit ihrer besonderen Entwickelung auseinandergehen. . . . Ich betrachtete daher die Kämpfe zwischen Glauben und Wissen in unserer Zeit nur als Entwickelungsmomente und war überzeugt, daß schließlich eine Versöhnung kommen werde." Daß ihm bei dieser Richtung die rationalistische Auffassung nicht genügen konnte, ist verständlich; er spricht sich über dieselbe folgendermaßen aus: „Sie erschien mir zu oberflächlich und zu dürftig. Aber die orthodoxe Ansicht mißfiel mir ebenfalls als unnatürlich und daher unwahr. Ich fing an, es besser als früher zu verstehen, daß viele Protestanten in Christus, und daß viele Katholiken selbst in der Maria die Gottheit gleichsam verkörpert zu sehen glaubten und ihre Gebete zu diesen richteten. Ich hatte eine sehr hohe Meinung von der weltgeschichtlichen Größe von Jesus. Ich verehrte ihn als den „Gotterfüllten Menschen", aber es widerstrebte meinem Wahrheitssinn und meinem religiösen Gefühle entschieden, ihn als Gott zu denken." Er schrieb damals in sein Tagebuch folgende, durch ihre Offenheit beachtenswerte Notiz: „Paulus' Brief an die Kolosser ist das Schönste, was ich bis jetzt von christlichen Ideen kenne. Er ist so ganz durchglüht von der Hoheit des Christentums und voll tiefer Begeisterung für das Heil, welches durch Jesus der Welt zu Teil ward. Aber gerade hier sehe ich, daß ich kein Christ bin. Der Glaube an Versöhnung im christlichen Sinne ist mir völlig fremd, ebenso wie der Glaube an die Gottheit Jesu." In diesen Stücken hat er niemals seinen Glauben geändert; aber weit entfernt davon, auch später den gleichen ehrlichen Schluß daraus zu ziehen, trat er sogar als ein Meister in Israel auf, ließ sich nicht nur in christliche Synoden wählen, sondern leitete dieselben sogar als Präsident.

Von der Universität heimgekehrt, verlobte er sich mit seiner Jugendgeliebten Emilie Vogel und trat als Regierungssekretär in den Staatsdienst. In den politisch revolutionären Bewegungen, welche damals den Kanton Zürich erschütterten, griff der

kaum 22jährige Mann mit Selbstbewußtsein und großer Thatkraft durch Schrift und Wort ein. Von der Prinziplosigkeit und Unselbständigkeit der meisten Männer angewidert, ruft er aus: „Die meisten Menschen haben keine Grundsätze, sondern bloße Manieren. Die Angewöhnung, nicht die Erziehung hat sie gebildet"; er, der junge Schweizer, blickt in dieser demagogischen Gährungszeit (1831) mit Trost auf Preußen: „Ich hoffe von Preußen eine neue, volksgemäße Staatenbildung. Preußen entwickelte sich allmählich von innen heraus, geleitet von dem Licht der Wissenschaft. Seine Beamtung ist die gebildetste und seine Armee die bestorganisierte und volkstümlichste."

An seinem 24. Geburtstage verheiratet er sich, wird zum Professor an der Universität seiner Vaterstadt ernannt und bereits mit 28 Jahren in den großen Rat des Kantons gewählt, wobei er sich zur konservativen Gruppe der Reformfreunde im Gegensatze zu den Radikalen hält, einer Richtung, welche man heute konservativ-liberal nennen würde. Wie die engen und ängstlichen Formen des Pietismus namentlich in seiner damaligen Gestalt schon viele denkende, klare und energische Köpfe zu unbilligem Urteil über diese Richtung reizten und ihnen das positive Christentum überhaupt unschmackhaft machten, so fühlt sich auch Bluntschli vom Pietismus gründlich abgestoßen, der ihm in seinem Jugendfreunde, dem Pfarrer Zeller, entgegentrat. „Alle diese Eigenschaften und Merkmale machten mir den Pietismus geradezu verhaßt."

In wunderbarer Weise sind bei ihm in dieser Zeit wahre und unwahre, positive und radikale Anschauungen über religiöse Fragen vermengt. Seine Stärke ist die Kritik, die er in gleicher Schärfe gegen Orthodoxe wie gegen Rationalisten walten läßt. So finden wir in seinem damals geführten Tagebuch folgende Sätze:

„Der Geist, der sich in der Geschichte als Geist der Völker und Staaten geoffenbart hat, hat einen reicheren Inhalt als der Geist einzelner Menschen. — Wie thöricht sind jene Weisen, die sich einbilden, Gott und Welt entstehen erst durch sie und ihre Gedanken. Sie gleichen den Kindern, welche die Bilder ihrer Phantasie höher schätzen, als die riesige Wirklichkeit. Gegenüber dem von Ewigkeit her lebendigen Gott sind sie doch nur wie unscheinbare Stäubchen, die im Lichte glänzen."

Gleichzeitig schreibt er aber über Gott, Christus und den Menschen, indem er keine göttliche Offenbarung in der Schrift zugiebt: „Auch in der Menschheit äußert sich das Wesen Gottes. Aber es ist Thorheit zu glauben, der ganze unbegrenzte Gott könne in der beschränkten Gestalt eines Menschen dargestellt werden, selbst wenn dieser Mensch das verwirklichte Ideal der Menschheit wäre; und es ist Vermessenheit zu wähnen, irgend ein Sterblicher habe Gott völlig erfaßt. Auch der beste und größte Mensch, selbst Christus, konnte doch nur eine mangelhafte Anschauung Gottes haben. — Der Glaube an Gott war in Christus vollkommener und wirksamer geworden, als in irgend einem anderen Menschen. Aber die Erkenntnis Gottes kann und muß noch wachsen. — Sokrates faßte Gott mehr vom Standpunkte des Erkennens und Wissens auf, Christus mehr vom Standpunkte des Glaubens und Lebens. Eben deshalb eignete sich Christus mehr als Sokrates zum Religionsstifter. — Sokrates war vielleicht weiser als Christus; aber Christus war sicher religiöser als Sokrates." (!!) Dann beachte man aber wieder folgenden Ausspruch: „Wer Christus für einen Schwärmer hält, muß Raphael für einen Pfuscher halten."

Neben diesen theosophischen Spekulationen muß er als Mitglied des großen Rats auch praktische Kirchenpolitik treiben und in der großen Frage, welche damals den Kanton bis in den tiefsten Grund bewegte, ob Dr. David Strauß als Professor der Dogmatik an die Universität zu berufen sei, Stellung nehmen. Seine Entscheidung gegen die Berufung zeigt uns das Bild des billig und ruhig denkenden Kirchenpolitikers, welcher er auch später blieb. Die Frage, welche damals von der Regierung in der Erinnerung an die von Zürich ausgehende schweizerische Reformation dem Züricher Volke vorgelegt wurde, hieß: „Wollt ihr nochmals in der heutigen Reform des Christentums vorausgehen? Wollt ihr den Dr. Strauß zum Führer aus der alten in die neue

Religion erwählen?" In einer Versammlung des großen Rats, bei welcher für und wider glänzende Reden gehalten und in hoher Erregung gekämpft wurde, führte Bluntschli aus, daß seine Bedenken gegen die Berufung nicht von dem wissenschaftlichen Gebiete herkämen. Er habe sich überzeugt, daß es neben dem Gebiete des Wissens noch ein höheres Gebiet, das des Glaubens, gäbe. Er kenne Männer, deren Verstand und Wissenschaft er höher als seine eigene stelle, die aber einen Glauben pflegten, der manchen als Ueber- oder gar als Aberglaube erscheine. Zugleich kenne er schlichte Männer, die in ihrem Glauben einen Halt fänden, den ihnen das Wissen niemals zu bieten vermöchte. Die Geschichte habe ihm außerdem gelehrt, daß das wesentliche Element der ganzen europäischen Staatenentwickelung, die Seele der modernen Kultur das Christentum sei. Der Grund dieses Christentums liege nicht im Wissen, sondern im Glauben, der dort anfange, wo jenes aufhöre. Seine Gegner wollten freilich nicht den Glauben, sondern nur den Autoritätsglauben verwerfen, und um diesen zu brechen, Strauß berufen; aber eine Autorität müsse bestehen bleiben, die Autorität von Christus selbst. Strauß sei ein Jünger Hegels. Wenn Hegel gesagt habe, Gott komme durch das Denken der Menschen zum Selbstbewußtsein, so habe dies ihm, dem Redner, immer für Blasphemie gegolten. Und wenn Hegel sich selbst mit Christus verglichen und sich sogar über diesen gestellt habe, so sei ihm dies als ein widerwärtiger Uebermut erschienen. Dieselben Gedanken habe er in den Schriften von Strauß gefunden. Wie solle aber das Volk im stande sein, daran seinen Glauben zu prüfen und zu reformieren? Strauß habe den bisherigen Glauben nur negativ bekämpft, nicht positiv aufgebaut; er besorge deshalb, daß alle, welche im Glauben ihr Heil fänden, sich von Strauß wegwenden, ja, mehr und mehr alles Denken zurückweisen würden, wodurch der Aberglauben befördert werde; während andere in Unglauben geraten müßten. Also nicht Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, sondern das Gegenteil würde durch die Berufung von Strauß befördert. Man solle doch denselben in Deutschland wirken und kämpfen lassen, wo der wahre wissenschaftliche Kampfplatz liege, nicht in der Schweiz. Endlich befürchte er, daß mit Erschütterung der Glaubensgrundlage die Sittlichkeit im Volke schwer geschädigt werde. Er müsse aus diesem Grunde gegen die Berufung von Strauß sich erklären.

Wir sehen hier den liberalen, aber objektiv urteilenden Mann vor uns, der nicht heiß, nicht kalt, an keine geistige Revolution glaubt, sondern den Fortschritt der Menschheit und die Versöhnung von Wissen und Glauben in ihr durch die stete, aber langsame Wirkung der Wissenschaft erwartet. Jeden gewaltsamen Druck fürchtet er als diese Entwickelung störend und hemmend. Von Interesse ist es, aus den „Denkwürdigkeiten" zu entnehmen, daß er, als dieselbe Frage nach 30 Jahren in Heidelberg infolge des Werkes von Dr. Schenkel spielte, wohl dieselbe Auffassung hegte, aber aus Parteirücksichten diese seine Meinung nicht öffentlich aussprach und noch weniger sie zur Geltung zu bringen suchte. Erst in seinen letzten Jahren drang mehr von dem Gegensatz beider liberalen Männer in die Oeffentlichkeit. Daß Bluntschli in seinen Memoiren Schenkel in so gering schätzender Weise als einen Mann schildert, der aus kleinen persönlichen Rücksichten „tief verhetzend" wirke, hat nicht wenig dazu beigetragen, diese Schrift bei den Liberalen unpopulär zu machen. Wir heben in dieser Beziehung namentlich folgende Stelle heraus (III, 284): „Schenkel hatte sich auch an dieser Intrigue beteiligt. Mein Vertrauen zu ihm ist erschüttert. Meine Neigung treibt mich zu brechen und zu erklären, daß ich mit ihm nicht mehr zusammen in engerer Verbindung arbeite. Aber mich hindert die Rücksicht auf die gemeinsame Sache, für welche ein solcher offener Bruch höchst nachteilig wäre." Wie ist es doch zu beklagen, daß gerecht und billig denkende Männer so oft ihr Bestes aus Parteirücksichten zurückhalten; während ein offenes Wort von ihnen klärend wirken würde!

Bluntschli blieb in jener Verhandlung des großen Rats von Zürich in der Minderheit. Die radikale Regierung hatte gesiegt und berief Strauß; aber alsbald

erfolgte von der Mehrheit der Bürger der entschiedenste Widerspruch und Widerstand. Alle Gemeinden des Kantons erhoben sich und nun beschloß derselbe große Rat die Pensionierung des kaum berufenen Dr. Strauß. Der Kampf zwischen der radikalen Regierung und der konservativen Bevölkerungsmasse war aber einmal wach gerufen; es kam zu einer förmlichen Revolution, in deren Folge eine neue, konservative Regierung erforderlich wurde und Bluntschli in einem Alter von nur 31 Jahren in den Regierungsrat erwählt wurde. Mitten in dieser Zeit politischer, praktischer Thätigkeit fällt seine erste Begegnung mit Friedrich Rohmer, jenem Manne, der wie sein böser Geist sich an ihn ankrallt und von seinem tiefsten Denken selbst über seinen — Rohmers — Tod hinaus Besitz ergreift. Wir müssen uns diese absonderliche Gestalt etwas näher betrachten, und wollen es zunächst an der Hand von Blunschlis eigenen Aufzeichnungen thun.

„Friedrich Rohmer lebte seit dem Frühjahr 1841 in Zürich. Er suchte da in der schönen Natur die angegriffene Gesundheit seines Körpers zu stärken und sich von der schweren aufregenden Denkarbeit zu erholen, in welche er sich vertieft hatte. Er war in der fränkischen Stadt Weißenburg in Bayern geboren, am 21. Februar 1814, der Sohn eines dortigen Pfarrers, eines geistig hervorragenden Mannes. Er hatte auf dem Gymnasium in Ansbach und später auf der Universität München studiert, aber sehr frühe, dem Triebe der inneren Natur folgend, die gebahnten Wege der akademischen Wissenschaft verlassen und eine ihm eigene neue Methode wissenschaftlicher Erkenntnis gewählt. Anfangs mit spekulativen Problemen beschäftigt, hatte er in der Definition des Seins als der Verbindung von Unterlage und Eigenschaft eine gewisse Befriedigung gewonnen. Dann hatte er sich den psychologischen Studien zugewendet, überzeugt, daß er in der Betrachtung seiner eigenen Natur die Gesetze der menschlichen Seele auffinden werde. . . . Er hatte einen kleinen Kreis begeisterter Freunde und Schüler um sich gesammelt, die ihn wie einen modernen Messias der Wissenschaft verehrten und von ihm die Stiftung einer neueren, vernünftigeren und besseren Weltordnung erwarteten. Es waren das keineswegs einfältige Schwärmer, sondern scharf denkende junge Männer von reichen Kenntnissen und bedeutenden Talenten, die Friedrich Rohmer als den Meister und Führer ihres Lebens erkoren hatten."

Daß ein Kopf, wie Bluntschli selbst, sich unter diese Jüngerschar stellte, spricht am Lautesten von der Bedeutung Rohmers. Letzterer hatte eine Schrift „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" geschrieben, welche die deutsche Nation aus ihrer ästhetischen und litterarischen Träumerei aufrütteln und derselben ihre welthistorische Bestimmung vor die Seele stellen sollte. Bluntschli las dieses Buch mit steigendem Interesse. „Einiges blieb mir unverständlich. Einiges kam mir phantastisch und abenteuerlich vor; aber der Gesamteindruck war bedeutend."

„Erst um Weihnachten 1841 lernte ich Friedrich Rohmer persönlich kennen. Er war damals ein Mann von 27 Jahren. Seine äußere Erscheinung hatte für den ersten Blick nichts Auffälliges; erst der längeren Beobachtung fiel der heftige Wechsel auf zwischen heitern und düstern Zügen, zwischen Licht und Schatten. . . . Sehr bedeutend war das Antlitz. Das bräunlich schwarze dichte Haupthaar schützte das unruhige Gehirn. Auf der schönen Stirn spielten glänzende Lichter mit feinen Linien und deuteten auf geistreiche Gedanken. . . . Das Gesamtbild wechselte sehr in seiner Erscheinung. . . . In den einen Momenten konnte seine Erscheinung einen unheimlichen, dämonischen Ausdruck bekommen, vor dem sich die Menschen scheu und erschreckt zurückzogen, oder der sie auch zum Haß und zur Wut reizte. In andern Momenten, und vorzüglich in den glücklichen Stunden, in denen sein Geist zu freier Aeußerung des verborgenen Wesens gelangte, war sein Antlitz wie von göttlichem Lichte umstrahlt, und er wirkte dann bezaubernd und beseligend ein auf die, welche ihm nahe standen. . . . Es war sehr schwer, lange mit ihm zusammenzuleben. Ich habe niemand gekannt, der nicht von Zeit zu Zeit gänzlich ermüdet und erschöpft worden wäre durch einen fortgesetzten Verkehr mit dieser

seltsamen Persönlichkeit. . . . Viele betrachteten ihn mit Mißtrauen und sogar mit entschiedener Abneigung und Haß. Einige Wenige verehrten und liebten ihn als einen Geist ersten Ranges."

Unter diesen Wenigen war Bluntschli, dem man einen scharfen Blick für Menschengeister nicht absprechen kann und welcher später einmal über Rohmer äußerte: „Ich muß jetzt am Schluß eines bewegten Lebens, das mich mit vielen Menschen in Berührung brachte, hinzufügen: Ich habe auch später niemanden gesehen, der mir den persönlichen Eindruck des einzigen Genies so entschieden gemacht hätte, wie er. Ich nehme nicht einmal den Fürsten Bismarck aus, der an Genialität etwas Verwandtes mit ihm hat, in der Praxis ihn übertrifft, aber als Denker doch sehr hinter ihm zurück bleibt." Rohmer selbst sagte über sich vielleicht das treffendste Wort: „Ich mache den Menschen einen dämonischen Eindruck, weil Gott und Teufel in mir ist." Mit diesem durchaus absonderlichen und geistesgewaltigen Mann schloß Bluntschli eine förmliche Allianz ab, welche zunächst politische Zwecke verfolgte, namentlich Bekämpfung des Radikalismus, Anbahnung einer aus Liberalen und Konservativen bestehenden Mittelpartei und dergleichen, aber auch die Wiederbelebung der gesunkenen Achtung der Gebildeten vor dem Christentum sich zum Ziele setzte. Was aber beide Männer dabei unter Christentum verstanden, gleicht wenig der biblischen Auffassung desselben und werden wir aus dem Folgenden kennen lernen.

Die Rohmersche Philosophie oder seine „Wissenschaft der Welt", wie er sich stolz ausdrückte, beruhte im Wesentlichsten auf seiner Psychologie. Nach seiner Spekulation beruhte alles Sein in der Verbindung von Unterlage und Eigenschaft. Obwohl diese Definition zunächst nur eine formal-logische war, so wendete Bluntschli sie im Leben bei der Erklärung von Dingen und noch mehr bei der Beurteilung von Personen stets praktisch an und fand sie äußerst fruchtbar zur richtigen Erkenntnis. Ferner nahm Rohmer 16 Grundkräfte der menschlichen Seele an, die auch in der Natur wieder zu finden seien. Die Gruppierung dieser Grundkräfte ist eine so eigentümliche und griff in das praktische Denken und Handeln Bluntschlis, namentlich bei der Prüfung seines eigenen Ichs und Anderer, wie auch ganzer Völker und ganzer Zeitepochen, so tief und bestimmend ein, daß wir sie etwas genauer ins Auge fassen müssen. Er teilt sie zunächst in Geisteskräfte, welche dem Kopf zukommen, und in Gemütskräfte des Leibes ein. Beide Arten unterscheiden sich je in 4 äußere Kräfte, die in den äußeren Sinnesorganen des Körpers ihren Sitz haben, und in die entsprechenden 4 inneren Kräfte, welche im Innern des Kopfes und Leibes wirken. Es ergeben sich so:

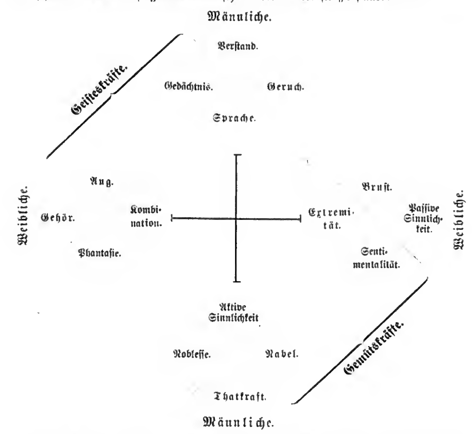
4 innere Geisteskräfte: Phantasie,
Kombination (Fassungskraft),
Gedächtnis,
Verstand (Denkkraft, Logik);

4 äußere Geisteskräfte: Aug = Anschauungskraft,
Ohr = Auffassungskraft,
Geruch = Spürkraft,
Sprache;

4 innere Gemütskräfte: Sentimentalität (das aktive Gefühl, welches Gefühle erzeugt),
passive Sinnlichkeit (die Reizempfänglichkeit, welche äußere Eindrücke nachgestaltend aufnimmt),
Noblesse (Gemüt im Unterschied von Gefühl, Widerstandskraft),
aktive Sinnlichkeit (Entschlußkraft, sittlicher Wille);

4 äußere Gemütskräfte: Brust = Gefühligkeit,
Extremitäten (Leidenschaftsvermögen, welches den empfangenen Impuls in Handlung umsetzt),
Nabel = Ahnungsvermögen,
Geschlechtssinn = Thatkraft.

Nun wurde unter diesen Geistes- und Gemütskräften wieder zwischen männlich- und zwischen weiblich-gearteten, und ebenso zwischen passiven und aktiven Kräften unterschieden. So kam folgendes Grundschema der 16 Kräfte zu stande:



„Die Bewegung des Lebens und demgemäß die Altersentwickelung beruhten nun darauf, daß eine der 16 Grundkräfte nach der andern in geordneter Reihenfolge und in geregeltem Wechsel von Geistes- und Gemütseigenschaften gleichsam sich an die Spitze stellte und die Führung übernahm." Daraus entstand folgende Aufeinanderfolge der Kräfte:

Kindheit:	1. Aug,	Gereiftes Alter:	9. Geruch,
	2. Phantasie,		10. Gedächtnis,
	3. Brust,		11. Ahnung,
	4. Sentimentalität;		12. Noblesse;
Jugend:	5. Aktive Sinnlichkeit,	Höheres Alter:	13. Passive Sinnlichkeit,
	6. Thatkraft,		14. Extremitäten,
	7. Verstand,		15. Kombination,
	8. Sprache;		16. Gehör.

Ferner wird angenommen, daß zwar jeder Mensch als Mensch die 16 Seelenkräfte in der normalen Ordnung in seinem Körper trage, daß aber in jedem Menschen

ein von dieser körperlichen Seele verschiedener Individualgeist wohne und lebe. Wie es hiernach Geistes- und Gemütsmenschen giebt, so auch Phantasiemenschen, Verstandesmenschen, Ahnungsmenschen u. s. f., je nachdem die allgemein-menschliche, in Allen identische seelische Unterlage individuell geeigenschaftet ist.

Auf diesen psychologischen Grundlagen baute Bluntschli auch seine Lehre von den *politischen Parteien* auf, die er als ein besonderes Buch herausgab, die aber trotz mancher vortrefflicher Gedanken nicht den von ihm erwarteten Eindruck machen konnte, weil eigentlich ein Verständnis der Rohmer'schen Psychologie vorausgesetzt wird, das nur in kleinsten Kreisen zu treffen war; hauptsächlich aber weil das ganze System viel zu mechanisch gedacht ist. In diesem nach den *Altersstufen* aufgebauten Parteisystem wird zunächst der *Radikalismus* nicht ungeschickt mit dem *Knabenalter* verglichen, weil in ihm mehr die weiblichen Seelenkräfte bestimmend wirken: das *Auge* (Anschauungskraft), die *Phantasie*, die *Sentimentalität* und die *Brust* (Gefühligkeit). Der *Liberalismus* wurde aus der bewußteren Periode des *jungen Mannes* erklärt, weil in ihm die jugendlichen männlichen Kräfte, *Thatkraft*, *active Sinnlichkeit* (Mut), *Verstand*, *Sprache* die geistige Leitung übernehmen. Der *Konservatismus* trug sodann die Züge des *reiferen Mannes* an sich. „In den Konservativen von echtem Schrot und Korn zeigt sich jene durchdringende Fähigkeit des Spür- und Scharfsinns, der auch die verborgenen Verhältnisse richtig ergründet, von der Psychologie *Geruch* genannt, ebenso das Vermögen, die Dinge zu merken und im *Gedächtnis* festzuhalten, weiter die rücksichtsvolle, edle *Noblesse* und die tiefe *Ahnung*, welche unter den männlichen Gemütskräften dieselbe Stellung einnimmt, wie der Geruch unter den männlichen Geisteskräften." — Endlich der *Absolutismus* zeigte die Herrschaft der Grundkräfte des *alten Mannes*, „den Wechsel zwischen einem nach außen leidenschaftlich um sich greifenden Sinnesleben, den *Extremitäten*, und der jedem Eindruck nachgiebigen *passiven Sinnlichkeit*, wie zwischen berechnender Schlauheit der *Kombination* und der feinen Gewandtheit in den Formen, welche als *Gehör* bezeichnet wurde."

Trotz des mechanischen Zwanges, welcher dieser Parteien-Charakterisierung zu Grunde liegt, läßt sich eine innere Wahrheit derselben kaum bestreiten. Neu dabei war, daß während man bisher die Radikalen als die „konsequenten Liberalen" betrachtete und die Liberalen als schwächliche Leute bezeichnete, welche auf halbem Wege stehen bleiben, dieses Verhältnis nun umgedreht wurde und das liberale Prinzip als das höhere und männlichere erschien. Für die Neuzeit mit ihren Bestrebungen einer Mittelpartei durch eine Annäherung der Liberalen und Konservativen ist die Verbindung beider Richtungen in diesem System von Interesse; wie Bluntschli überhaupt in dieser Charakterisierung der Parteien ein inneres Verständnis für den Konservatismus wie auch sonst bekundet.

Nicht nur der Charakter und der Geist der Parteien, sondern auch der einzelner Völker und hervorragender Männer wurde nach diesem psychologischen System bestimmt. Ferner wurde die Geschichte großer Völker nach der neuen psychologischen Altersentwickelung erklärt, wie es schon der alte Florus that. Vor allem suchten aber Rohmer und Bluntschli die *Weltgeschichte* nach dieser Lehre zur tieferen Erkenntnis zu bringen und erstaunlich genug sind die Resultate, zu welchen sie dabei gelangten, um hier etwas näher betrachtet zu werden. Sie gingen von dem Satze aus, daß die Menschheit eine Gesamtentwickelung wie der einzelne Mensch habe und deshalb dieselben Altersstufen im Großen wie dieser im Kleinen durchzumachen habe. Die Kindheitsperiode wurde in den Orient nach Asien und Aegypten verlegt. Die Jugendzeit begann mit den Griechen und Römern und entfaltete ihre Geisteskräfte im europäischen Staatenleben. Neu an dieser Auffassung war die genaue Zeitbestimmung der einzelnen Weltalter, welche, je durch das Vortreten einer der 16 Grundkräfte bestimmt, auf je 800 Jahre angenommen

wurden. Innerhalb eines jeden dieser 16 Weltalter wiederholte sich diese Auseinanderfolge der 16 Grundkräfte in Perioden von je 50 Jahren, und innerhalb jeder dieser 50jährigen Perioden kehrte die Reihenfolge wieder im Kleinen, so daß dann je in Zeitabschnitten von etwas über 3 Jahren das psychologische Rad sich wieder drehte.

Die beiden Väter dieses wunderbaren, in einander geschachtelten Karoussels, auf welchem sich die einzelnen Menschen und ganze Völker und die ganze Menschheit alle 3 Jahre um sich selbst drehen und in 50 Jahren um die Achse ihres Wagens und in 800 Jahren um die des Karoussels selbst bewegen sollen, haben die Weltgeschichte auf diese ihre Entdeckung angesehen und dabei letztere bewährt gefunden. Sie nehmen selbstverständlich an, daß das moderne Weltalter von der höchsten männlichen Geisteskraft, der Sprache oder der Sprachkraft, bestimmt werde. Den Beginn der Neuzeit legen sie dabei in das Jahr 1740, als dem Regierungsantritt Friedrich des Großen. Es ergab sich hiernach die 50jährige Epoche von 1740—1790 als die erste radikale Entwickelungsstufe, in welcher die Geisteskraft des Auges dominierte, in der That die Zeit der Aufklärung. Das zweite Zeitalter der Phantasie ging sodann von 1790—1840. Mit letzterem Jahr beginnt das dritte Zeitalter, in welchem nicht mehr der radikale Geist, sondern die radikale Gemütskraft, die Gefühligkeit der Brust, die Führung hat. Hieraus schlossen sie, daß in unserem Zeitalter die religiösen Strömungen mächtiger werden müßten, was ja auch unbestreitbar der Fall ist.

Von Interesse ist die Durchführung ihres Systems innerhalb des Zeitalters der Revolution 1790—1840, welches klar und vollendet vor uns liegt. Dieser Zeitabschnitt muß nach Obigem wieder in 4 Altersstufen oder in eine radikale, eine liberale, eine konservative und eine absolutistische Epoche von je 12½ Jahren teilen und man erhält folgenden Entwickelungsgang, vom 21. Dezember 1790 beginnend.

I. Radikales Kindheitsalter.

1. Auge (mithin Aufklärung). Dez. 1790—1794. Prinzipien und Verfassungen der Revolution. Gironde und Jakobiner.	Revolutionäre und republikanische Staatenbildung.
2. Phantasie bis 1797. Ausbreitung der Revolution in Europa. Italienischer Feldzug Bonapartes.	
3. Brust bis 1800. Aegyptischer Feldzug. Konsulat.	
4. Sentimentalität bis 1803, 20. Juni. Friede von Luneville. Napoleons Konsulat auf Lebenszeit. Mediation Deutschlands und der Schweiz.	

II. Liberale Jugend.

5. Aktive Sinnlichkeit (Entschlußkraft) bis 1806. Napoleon Kaiser. Besiegung der Koalition.	Neue Monarchie Napoleons.
6. Geschlechtssinn (Thatkraft) bis 1809. Rheinbund. Fall Preußens. Sekularisation des Kirchenstaats.	
7. Verstand bis 1812. Napoleonische Vasallenkönige.	Erhebung Europas.
8. Sprache (höchste männliche Geisteskraft) bis 1815, 20. Dezember. Erhebung Europas wider Napoleon. Sturz desselben. Neugestaltung Europas. Französische Charte.	

III. Konservatives Mannesalter.

9. Geruch (Spürkraft) bis 1819. Historische Rechtsschule. Deutsche Bundesversammlung. Europäische Pentarchie.	Restaurationsperiode.
10. Gedächtnis bis 1822. Karlsbader und Wiener Konferenzen. Preußisches Zollsystem. Interventions- und Legitimitätspolitik.	
11. Ahnung bis 1825. Emanzipation der südamerikanischen Staaten. Monroeprinzip.	
12. Noblesse bis 1828, 20. Juni. Anerkennung Griechenlands.	

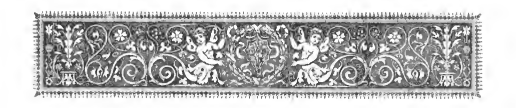
IV. Absolutistisches höheres Alter.

13. Passive Sinnlichkeit (welche äußere Eindrücke weiter gestaltet) bis 1831. Französische Juli-Revolution. Belgische, Schweizerische und Polnische Revolutionen.	Abgeschwächte Revolutionen und Reaktionen.
14. Extremitäten (Leidenschaftsvermögen, welches den empfangenen Impuls in Handlung umsetzt) bis 1834. Deutsche Reaktion.	
15. Kombination bis 1837. Höhe der Politik Ludwig Philipps.	
16. Gehör bis 20. Dez. 1840. Kirchliche Kämpfe in den Rheinlanden. Die 4 europäischen Mächte gegen Mehemed Ali und Frankreich.	

Uns erscheint der ganze Versuch, die Geschichte der Menschheit in dieses sogenannte psychologische System einzuzwängen, als eine Spielerei, die, wenn man sie mit einem schönen Eigenschaftswort beehren will, vielleicht noch als eine geistreiche Spielerei bezeichnet werden kann; weiteres ist aber an der ganzen Sache kaum. Der Zwang und die Willkür, mittelst welcher obige Einteilung der Jahre 1790 –1840 unter die 16 Grundkräfte vorgenommen wurde, liegt am Tage. Wahr dabei ist nur, daß in der Geschichte des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker und der gesammten Menschheit eine gewisse Abwechslung zwischen Aktiva und Reaktiva, zwischen Vorstoß und Rückstoß, zwischen Geistes- und Gemütsströmungen vorhanden ist, und daß diese Wellen wesentliche zusammenhängen im einzelnen Menschen mit seinen Altersstufen, bei einem Volke mit dem Wechsel der Generationen. Wir haben versucht, obige Geschichtscharakteristik von 1840 bis 1890 fortzuführen und es ist nicht zu leugnen, daß ohne Zwang manche überraschende Uebereinstimmung zwischen dem System und der Wirklichkeit dabei hervortrat. Wir haben bereits oben gesehen, daß diese 50 Jahre die Epoche der Gefühligkeit umfassen, in welcher religiöse Strömungen vorwalten müßten, und in der That haben religiöse Mächte in diesem Zeitabschnitt eine vorher nicht für möglich gehaltene Bedeutung und zwar in stets wachsendem Verhältnis gewonnen. Bringt man sodann diese 50jährige Epoche in die vier Altersstufen von je 12½ Jahren, so entspricht die Zeit vom Dezember 1840 bis Juni 1852 ziemlich dem radikalen Kindesalter, indem sie die Revolutionen in Deutschland und Frankreich bis zum zweiten französischen Kaiserreich umschließt. Nicht mit weniger Recht kann der weitere 12½jährige Abschnitt bis Dezember 1865 als die Zeit des Liberalismus bezeichnet werden, in welcher die liberalen Lehren im Staatsleben regierten. Mit 1866 tritt ein urkonservativer Umschwung ein, und, wenn man will, kann von 1878, vom Jahre der Attentate an, eine absolutistische Strömung erkannt werden, indem eine royalistische Gesinnung sich der Geister bemächtigt und im politischen Leben Platz greift, wie sie seit Ludwig XIV. geschwunden war.

Unrichtig ist es aber, aus solchem Zusammentreffen — welches übrigens doch sehr häufig äußerst künstlich konstruiert werden muß — auch ein Naturgesetz folgern zu wollen, welches mit Notwendigkeit die inneren Wandlungen des einzelnen Individuums und die Entwickelung der Völkerwelt vorschriebe. Dies wäre eine kleine und kleinliche Auffassung der Weltgeschichte, in welcher wahrlich andere Momente als Triebräder arbeiten, als ein so langweiliges Register von immer wiederkehrenden 16 Grundkräften. Der Menschengeist und der Geist der Völker sind gottgeboren und frei von solchen Fesseln, und auch Gott der Herr selbst „wendet die Gedanken der Völker", ohne fragen zu müssen, ob 3, 12½, 50 oder 800 Jahre auf der Weltenuhr wieder abgelaufen. Was die Geschichte macht, ist der innere Herzensstand einst des israelitischen Volks, heute der Christenheit, vielleicht vornehmlich des deutschen Volks, als dem Hauptträger des Evangeliums, zu Gott; denn Weltgeschichte ist im tiefsten Grunde Reich-Gottes-Geschichte. Wozu der Kampf der Geister und das Ringen und Streben, wenn das Rad sich nach unabänderlichen Gesetzen dreht?

(Schluß folgt.)



Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen von **Robert Hamerling.**

Hamburg und Leipzig. Verlag von J. F. Richter.

1888. 8°. 320 S.

Längst ist Robert Hamerling einer unserer gefeiertsten Dichter; die leidenschaftliche Glut seiner Lieder, die kühnen Bilder und gewaltigen Gedankenverbindungen seiner Oden, der warme deutsche Patriotismus seines „Schwanenliedes der Romantik", die farbenprächtigen Schilderungen des kaiserlichen Roms, wie die Todessehnsucht des vom schwersten Fluche getroffenen Ahasverus, der mächtige Schwung und die philosophische Tiefe des „Königs von Sion", die siegreiche Kraft, mit der die Fürsten des Lichts über die „sieben Todsünden" triumphieren — diese ganze reiche Fülle dichterischen Schaffens hat diesen Dichter längst hochgefeiert werden lassen. Da erscheint eine neue Dichtung voll genialer Züge, reich an Gedanken, eine Satire unserer Zeit und uns selbst treffend, in so grimmigem, großartigem Humor uns unsere Schwächen zeigend, alle Probleme der Neuzeit umfassend und durchdringend, in reicher Phantasie schier überschäumend und zugleich voll markiger Kraft — — und sie wird totgeschwiegen. Hamerling weiß genau, weshalb sein Homunculus mit verlegenem Schweigen aufgenommen wurde. Im fünften Gesange, der litterarischen Walpurgisnacht, warnt ihn der Teufel

— vor allem, Bester, hüte
Dich, der Schlechtigkeit, Verderbtheit,
Schwäche, Thorheit an und für sich
Allzudämlich nahzutreten.
Kein Pedant, mit einem Wort, kein
Sittenprediger, kein Swift sei
Und kein Juvenal! Denn diese
Art Humors ist gar nicht lustig!
Ein Humor, bei dem man ernst bleibt,
Nicht in heller Lache losplatzt,
Ist langweilig wie die Tragik,
Die nicht wirkt auf Thränendrüsen!

Aber der stolze Ernst, der sittliche Mut, die Sicherheit des großen Geistes schreckte vor solcher Ueberlegung nicht zurück. Der Dichter antwortet auf des Teufels Warnung:

— — In jedem Falle
Laß ich bald ein Büchlein drucken:
Lachen wird es keinen machen,
Und sehr Viele werden's lästern,
Und nicht Viele werden's lieben,
Und nur Wen'ge werden's loben,
Aber lesen — werden's Alle! —

Einen kurzen Auszug lassen wir folgen: Die Inhaltsangabe wird genügen, erkennen zu lassen, wie sehr es lohnt, Hamerlings Homunculus zu lesen!

(Gesang 1.)

Nach unsäglichem Bemühen hat ein hoch- und tiefgelehrter Doktor und Magister aus den ersten Elementen in riesiger Retorte den „Homunkel" dargestellt, ein zwerghaft kleines Wesen mit klugen, schlaffen, übernächt'gen Zügen, dessen erste Regung Rezensieren ist, und zwar wendet er seine Kritik gegen die Leistung, der er sein Dasein verdankt; nicht ohne Grund: denn seine Nerven quälen ihn, Wallungen und Blutarmut und rasend-wilder Kopfschmerz. Der Erzeuger sieht ein, daß die Bildung „forciert" durch den Hitzegrad des Herdes und den Ueberfluß der Zufuhr; er wirft ihn also in die Retorte zurück, „reduziert ihn auf das erste Urprinzip eitelen Daseins" zu einem rationell gemischten zarten Protoplasma-Klümpchen, und auf geheimnisvolle Weise wird Homunkel das Kind eines armen Dorfschulmeisters Munkel.

(Gesang 2.)

Es war dem Knaben pilzkeimartig angeflogen ein Etwas, das, als er herangewachsen und Gehilfe war des Vaters, sich verriet durch Versemachen. Da man ihm bedeutet, daß die Themen seiner Lieder, Maienlust und Liebeswonne, abgedroschen, so gilt's eine neue Poesie zu erfinden. Er bringt die sozialen Uebel, an denen die Menschheit krankt, in Reime — die Welt gähnt; er schreibt „allerneu'ste Nibelungen": nach einem Jahre sind dreizehn Exemplare verkauft. Da wird Munkel Reisebegleiter eines jungen Kavaliers, besucht mit ihm Modebäder, „wo so recht behaglich plätschert einer in dem Schmutz des andern" und kommt nach Tarteiffelburg, dem Badespielort; er sieht dort den kecken Abenteurer „Hahn im Korb der gall'schen Hennen". Im Spielsaal, „wo aufgeschichtet auf dem Tische hohe helle Haufen Goldes", befällt ihn ein flimmernd-gelber Schwindel — der Magister hatte sich bei Mischung der Elemente vergriffen, statt des Eisens Golderz genommen: und so lag ein rätselhafter Durst nach Gold in Munkels Blute; er führt ihn an den Spieltisch. „Als der Morgen angebrochen, findet er sich reich, wie Krösus", findet Aufnahme in die Gesellschaft, schöpft keck den Schaum der Welt ab im Geleite einer Schönen — sie und seine Schätze nimmt auf einer Ungarreise ihm ein wilder Räuber, ein Enkel Rosza Sandors. Arm stürzt er sich von neuem in das bewegte Meer des Lebens;

So im Lauf der nächsten Jährchen
War er viel nicht stets, doch Vieles:
Volksmann, Wühler, Freischaarführer,
Polizeispion, Major dann
In dem Gardekorps des Papstes,
Börsenjobber, Spielbankhalter,
Bauernfänger, Wunderdoktor,
Vortragsbummler, Taschenspieler,
Medium, Gedankenleser,
Hungerkünstler, Feuerfresser,
Unterschriften-, Wurzel-, Kräuter-,
Lumpen-, Abonnentensammler . . .
— — — — — — — — —
Schließlich bracht ihn ein verdrießlich
Böser Handel vor die Schranken —
Er verschwindet einige Jahre —
— — — Die Weltgeschichte
Hat hier eine ihrer vielen,
Sehr bedauerlichen Lücken.

Aus dem Dunkel tritt aufs neue Munkel mit der Gründung einer Zeitung hervor: „Blatt für Alles und für Alle", kostenfrei geliefert, mit kostbaren Prämien 2c.; nur eine Bedingung ist gestellt: Der Abonnent muß die Inserate lesen! Der Erfolg ist ein riesiger, Munkel zahlt keine Honorare, läßt sich vielmehr die Ehre, mitzuwirken, hoch bezahlen.

Um die Ehre, mitzuwirken
An dem Blatt für Alle, stritt sich
Die Elite der Gesellschaft.

Das innere Redaktionsbureau zählt vier „interne" Kräfte.

Anvertraut den beiden ersten
War das Werk des Redigierens.

Dies würdige Paar sind Rotstift und Scheere; die dritte Kraft ist ein Bullenbeißer, die vierte hatte ein Organ besonders entwickelt, das der Verantwortung, auch Sitzorgan genannt; dazu kam eine Riesentonne mit groben und feinen Süßigkeiten. Verbunden mit dem Blatte ist ein großes „Meinungspensionat", wo jede Meinung groß gefüttert und an den Mann gebracht wird. Alles Käufliche, Leckere, die Sinne reizende

Gab bei Munkels Blatt die Karte
Höflich ab und die Adresse.

Ihm selbst stand natürlich alles zu Gebote,

Keine Thür war ihm verschlossen
Und kein Ohr, kein Herz, kein Beutel.
— — — — — — — — — —
Käuflich immer fand er Alle,
Weil er käuflich war für Alle.

So kam Munkel zu hohem Glanz und Ehren und als wieder einmal eine Zeit volkswirtschaftlich hohen Aufschwungs eintrat, verkaufte er um ein Heidengeld sein Journal an eine Aktiengesellschaft, er wurde Gründer — (Gesang 3) zunächst eines Unternehmens,

Welches großen Ausfuhrhandel
Trieb mit frischen Regenwürmern
Nach dem steinigen Arabien.

Bald spielt er eine ungeheure Rolle als Geldmann; eine große dampfgetriebene Couponsschnittmaschine ist rastlos Tag und Nacht für ihn thätig;

Mit verschwenderischem Aufwand
Ueberstrahlend aller Fürsten,
Aller Höfe Prunk und Prächte,
Trank und aß er nur aus Gold.

In seinem Hühnerhofe hat er den Vogel Phönix, in seinem Marstalle den Pegasus. Hochgefeiert ob seiner patriotischen Gesinnung ist er, da er eine Aktiengesellschaft gründet

Zur Behebung des versenkten
Nibelungenhorts im Rheine,

er wird Ritter, Freiherr; Straßen, Schiffe, Kravatten werden nach ihm benannt, auf Lebkuchen, Zündholzschachteln, Bierdeckeln steht sein Bild — doch fühlt er sich elend, von unheimlich wunderlichen Geistern geplagt. Die Aerzte können nur

Ihm ins Griech'sche seine Leiden

übersetzen. Einen Scheffel Goldes bietet er dem, der ihn verstände. Da naht sich ihm sein Erzeuger, der bisher aus tiefster Verborgenheit seinen Lebensgang verfolgt. Munkel klagt ihm sein Leid: „Die Welt ist mein Eigentum: nur der Schlaf fehlt mir." Er zeigt ihm seine Schätze, seine Raritätensammlung, den Stein der Weisen zerbröckelnd, Faustus' Mantel verschlissen, die „blaue Blume der Romantik" duftlos, getrocknet, Oberons Horn dumpf und heiser, Fortunatus' Wünschhütlein nur noch als Schlafmütze zu brauchen; sein Schloß durchwandert er mit ihm, welches elektro-thermisch von duft'ger Wärme durchhaucht wird — er aber ist elend. Sorgsam prüft der kluge Greis des Armen Zustand, dann spricht er gewichtig: „Nur ein Arzt kann dir helfen; er, der das

Geheimnis deines Daseins kennt.“ Staunend hört Munkel zu, vertrauend läßt er sich mit Goldtinktur, Goldpillen die rätselhaften Schwankungen des kunstgeschaffenen Organismus behandeln. Inzwischen hat sein Reichtum die Schwindelhöhe einer Billion erreicht, dies Ereignis

Anlaß wird's zu einem Feste,
Wie noch keines ward gefeiert.

Der Czar, der Schah, sogar der Dalai-Lama senden Festgeschenke und ungeheure Mengen Leckerbissen; die Bewunderer erschöpfen sich in Huldigungen, es giebt allein dreihundert

Reich gestickte Perlenbänder
Für den Hals von Munkels Hund.
— — — — — — — — — —
Die Berliner physikalisch-
Geographische Gesellschaft
Thut den Vorschlag, daß den ersten
Meridian man künftig ziehe
Durch die Billionenkasse.

Abends lodert ihm zu Ehren eine ungeheure Stadt- und Höhebeleuchtung, ein unerhörter Riesenfackelzug. Im Wirbel der unerhörten Strapazen dieses Festtages wird Munkel verrückt und ins Irrenhaus gesperrt. Am Morgen nach dem Hochfest

Kommt ein nie vorher erlebter
Ungeheurer Krach zum Ausbruch.

Der große Munkel büßt seine Billion ein, und die Schreckenskunde giebt ihm den Verstand wieder; er flüchtet. An Bord eines Rheindampfers überfällt ihn Verzweiflung, er stürzt sich in die Wogen,

Aber hinter ihm her gleitet
In die Flut ein Frauenwesen

und rettet ihn. Diese Retterin von wunderbarer Schönheit ist Lurlei;

In die Welt hinaus gewandert
Ist sie, Menschenlos zu kosten.

(Gesang 4.)

In glänzender Mondnacht am Rheinesstrande erzählt sie von ihren Irrfahrten. Das leidlos schöne Dasein der im Mondschein singenden, ihr goldenes Haar kämmenden Nixe war freudlos geworden; die heiseren Bierbaßkehlen, Heines Lurlei singend, die reisenden Philister mit rotem Bädeker in Händen wurden ihr zuwider; als endlich gar ein Steinbruch ihren Berg eröffnete — suchte sie das Weite. Als Theaterdame

Heut ein Roß im Zirkus tummelnd,
Morgen wild den Cancan tanzend,

als beliebter Blaustrumpf, politische Agentin, schließlich als dottoressa versuchte sie sich — alles wurde ihr zuwider;

Nicht befriedigt, nicht gesättigt,
Lebensmüd', doch lebenssatt nicht.

Oft versuchte sie zu lieben,

Unglück hatt' ich — Unglück bracht' ich.

Der Banquier ward bankerott, der General geschlagen, der Minister gestürzt, der Freiheitsheld gehangen, ein Fürst, ein kluger, schönheitskund'ger Feinheitsschmecker in ästhetischen Dingen von seinen Unterthanen verjagt. Mit Schiffsherren, Poeten, Luftschiffern, selbst mit einem Naturkinde versucht sie ihr Glück — sie findet es nirgends; doch

Sie gehörte nicht zu Jenen,
Welche sterben, wenn sie lieben —
Nein, sie lebte von der Liebe.

Während solches die Nixe erzählt, fühlt Munkel einen immer peinlicher werdenden flimmernd-gelben Schwindel; er erklärt der Lurlei, seine Unruhe verrate Goldesnähe, und erfährt von ihr, nah' zu ihren Füßen ruhe der Hort der Nibelungen; aber nur einer vermöge ihn zu heben, ein Mensch, der gezeugt von keinem Vater. Munkel verrät nun hastig flüsternd von dem Kunststück, das ins Leben ihn gerufen — und jubelnd ruft die Nixe: „wir teilen!" Tief in den Schoß der Erde führt sie ihn zu einer goldglänzenden Urne; um dieselbe ringelt sich ein mächtiger Drache mit kleinem Kopf und sechsunddreißig Schwänzen; altersschwach, halbblind und blöde scheint er, doch er züngelt bedrohlich. Die 36 Schwänze ihm auszuziehn bahnt den Weg zum Horte — Lurlei hypnotisiert das Ungetüm durch ihren Gesang, und der Schatz wird gehoben von uralten Königskronen, Monstranzen, Bechern, Steinen, Perlen unschätzbaren Wertes. In jedem der beiden erwacht die Gier, den Schatz allein zu heben. Ein Fischerboot liegt am Strande. Mit süßschmeichelnden Worten bittet Munkel die Nixe, ihm oben vom Felsen herab ein Lied zu singen, damit er sich inzwischen mit den Schätzen davon machen könne — sie gewährt seinem Drängen, nimmt aber die Urne mit sich. Sich gegenseitig durchschauend, erkennen sie die Notwendigkeit, zusammen zu gehen und vermählen sich. Ein Fest von märchenhafter Pracht findet seinen Abschluß in einem „Maskenfestspiel-Bachanale", betitelt: „Litterarische Walpurgisnacht des laufenden Jahrhunderts". Da, in Gesang 5, läßt der Dichter feinem Humor und seinem Spotte die Zügel schießen. Alle führt er uns vor: die Wasserdichter, die Wein-, Bier-, Schnaps-, Absinthpoeten, die deutschen Perser, welche Rosen, Früchte aus dem Gartenhain von Schiras stehlen, und dann „Gaselen vomiren", mittelalterlich-maskierte, kostümierte Minnesänger und im Gegensatz zu ihnen die lyrische Kohorte, welche, schier die eigenen Kleider abgeworfen, die „nackte Wahrheit" zum Wahlspruch hat, den litterarischen Kinder-Kreuzzug, die blauen Strümpfe, die Schaar trübseliger aber selbstbewußter Käuze, welche in großen Portefeuilles Wechsel auf die Nachwelt tragen, kraftgenialische Philister und litterarische Strolche, Seelenriecher und vegetarianische Wagnerianer, Medien und Spiritisten — den ganzen Hexensabbath modernen Schriftsteller- und Dichter-Unwesens führt er an uns vorüber. Dann (Gesang 6) zieht Munkel mit der nun gewonnenen Gattin und den Schätzen nach dem goldenen Eldorado, welches noch in paradiesischem Urzustande sich befindet.

Milch und Honig floß in Bächen;
Stürme gab es nicht im Lenze;
Katzen hatten keine Krallen,
Esel keine langen Ohren.
Keine Maden gab's im Käse,
Keine Flöhe in den Ohren,
Keine Würmer in den Nasen,
Keine Steine auf den Herzen.
Keine Fliegen im Getränke,
Und kein Haar im Suppentopfe.

Friedlich lebten die Bewohner
Ohne Habgier, ohne Hoffart,
Ohne Stelzen und Kothurne,
Ohne falsche Zähne, ohne
Falsche culs und falsche Waden.
Keinen Antisemitismus
Gab es hier und keine Juden.
Die Bewohner dieser Gaue
Drehten niemals einen Sandstrick,
Faßten nie beim Schwanz den Aal —
Und ein schönes Weib beim Worte.

Munkel ging nun an's Werk, auf diesem jungfräulichen Boden einen Musterstaat zu gründen; oberste Macht im Staate war das Gesetz, als Symbol wurde aufgestellt ein riesiges Paragraphenzeichen aus Kautschuk — biegsam und schmiegsam, sogar auf den Kopf zu stellen. Die 32 Parteien des Parlaments nannten sich nach der Windrose, eine Süd-Süd-Ost-Partei ꝛc. Klein das Ohr und groß die Zunge galt als erstes Merkmal des ächten Volksvertreters. Stimmen wurden nicht gezählt, — in kolossaler Wage mit ungeheuren Schalen gewogen. Höchste Instanz war des souveränen Volkes Stimme, das in den Schenken sich zu endgültiger Entscheidung sammelte. Alle Fest- und Feiertage waren abgeschafft bis auf das große Affenschwanzfest. Glänzend war besonders der Fortschritt in der Rechtspflege; bei Bestrafung der Verbrecher gab stets das Naturgesetz den Ausschlag, wie es längst die Statistik ermittelt;

Laufen ließ man so an jedem
Tage von den Taschendieben
Zehn, weil dieses die Normalzahl,
Doch der elfte ward gehangen.

Die Wehrverfassung war gestützt auf chemisch-physikalisch-physiologische Prinzipien; Mechanik lehrte die Heeresmassen abstoßen; elektrische Schläge, Cholerabazillen &c. erwiesen sich sehr nützlich. Im Handelsverkehr war Jeder sich selbst der Nächste;

Uebervorteilung vermied man
Dadurch, daß gefälschte Waren
Man mit falschem Geld bezahlte.

Froh des Seinen ward der Bürger; keine Steuern gabs noch Zölle, und der Staat bestritt die Verwaltungskosten incl. Schulden. In religiösen Dingen herrschte Duldsamkeit; aber strenge Polizei wurde über die Tagesmeinung in den Wissenschaften gehalten.

Lurlei war nicht minder rührig; zunächst erkämpfte sie den Frauen gleiche Rechte mit den Männern; alle Berufsarten standen ihnen dann frei, besonders zeichneten sie sich in der Kriegskunst aus.

Die höchste Blüte erreichte in diesem neuen Staate das Parteileben durch musterhafte Disziplin. Unter den Straßenrednern, welche das Volksurteil lenkten, gewann bald eine Art von Strolch den größten Einfluß, zwerghaft an Körper, doch riesenköpfig, löwenstimmig, redemächtig, grob wie ein Genie, galant wie ein Gorilla — Leo Hase war sein Name. Gegen die über ihm stehenden donnerte er: „Gleich sind wir Alle!" Die unter ihm herrschte er an: „Wicht, du willst dich mir vergleichen?" Für das Recht der Minderheiten trat er ein mit der Parole: „Wir lassen uns nicht majorisieren!" Mit Windeseile wächst sein Einfluß; ohne Mühe überwindet er im Aufstande Munkel; nur Lurlei tritt mit einer Amazonenschaar seinem Haufen entgegen. Beide beziehen Lager und beobachten sich scharf. Lurlei ist unermüdlich, überall; in freien Stunden entwirft sie Vorposten-, Angriffs-, Abwehr-, Fühlungs-, Hinterhalts- und andere Toiletten. Wieder ists Abend; in ihrem Heere haben die Meisten die Haare schon gewickelt und sitzen in blankem Negligée — da kriecht Hase mit einer Meute dunkler, bärtiger Gesellen heran: der Ueberfall gelingt völlig! Lurlei, da Munkel gestürzt ist, lernt in Hase den Mann von Energie und gewaltigen Gaben schätzen und folgt ihm. Im glänzenden Zuge gehts siegestrunken in die Hauptstadt hinein — da wird durch einen fürchterlichen Vulkanausbruch das ganze Reich vernichtet; Munkel entrinnt in einem winzigen Boote.

(Gesang 7.)

Mit der Menschheit weiß er nichts mehr anzufangen, die welk, abgestanden, verderbt bis in die Knochen; er sucht unverdorbene, bildsame Lebewesen und — gründet eine große Affenschule! Schnell lernen sie sprechen, lesen, turnen, tanzen. Ohne Gleichen sind sie als Bühnenkünstler, befähigt durch angeborenes Nachahmungstalent; weit berühmt werden die Liedertafeln, in denen Brüllaffen die Solisten; andere schreiben Bücher, rezensieren, redigieren; selbst an hohen Schulen lehren sie; ja einer, namens Krallfratz, brachte es vom Privatdozenten zum Rector magnificus. In demselben Maße, wie die Affen stiegen, sanken die Menschen. Besonders, seitdem ein gelehrter Orang-Utang nachgewiesen, daß die Affen von jeher durch hohe Geisteskraft sich ausgezeichnet, kannte ihr Hochmut kein Maß mehr. Die Menschen drückten sie in niedrige Stellungen und begegneten ihnen mit Hohn und Ueberhebung; zuletzt wünschten sie, um den stolzen Sieg über alle Erdenkinder zu krönen, Flügel zu haben. Der große Krallfratz vereinigte einen Orang-Utang im Ehebund mit einem Drachenweibchen; zum Jubel des gesamten Affenreiches entsproß ein Flügeläffchen, drollig-possierlich mit Flügeln und Schwänzchen — aber bald erwuchs es zu einem tückisch-wilden Drachen, dessen Rachen giftigen Geifer und Flammen ausspie. Da er seinen Erzieher Krallfratz mit sich in die Höhe nimmt

und dann auf Felsen niederwirft, verjagen ihn die Affen in fernste Wildnis. Ein wohlgenährter heiliger Affe aus Benares predigt nun einen Feld- und Kreuzzug zur Unterjochung der verachteten Menschen — sie wären verloren gewesen, hätte nicht Indianerlist Rettung gebracht. Als König Langhand — so nannte sich jener heilige Affe — seine Truppen zur entscheidenden Schlacht geordnet hatte, rollten jene plötzlich unzählige Körbe, mit Mandeln, Datteln, Feigen, Kokosnüssen gefüllt, den fletschenden Feinden entgegen: im Nu ist alles über die verlockenden Früchte hergestürzt: aber scharfe Säfte, Koloquinten, waren den Leckerbissen beigemengt — und da die edlen Affen sich vor Leibweh krümmen, werden sie von den Wilden mit Stöcken erschlagen — die Menschen waren frei!

(Gesang 8.)

Wieder war einer der übergroßen Pläne Munkels gescheitert; schon fühlte er sich ermattet in dem Ringen nach Uebermenschlichem — da gab ihm noch einmal eine große Wendung im jüngsten Völkerleben Gelegenheit, kühn nach dem Höchsten zu trachten. Wieder einmal geschah es, daß den Christen

> Nicht gefiel der Juden Nase;
> Gegen den bekannten foetor
> Judaeorum war man plötzlich
> Außerordentlich empfindlich
> Wieder und nervös geworden.

Endlich stieg der Unmut gegen Israel im Westen so hoch, daß man sie feierlich durch Parlamentsbeschlüsse für Heloten erklärte, um sie zur Heimkehr nach dem Stammlande Palästina zu zwingen. Munkel, der mit geheimen Sympathien zur

> Jüdischen Verstandes-Schärfe,
> Aetzender, wie Scheidewasser,
> Jüdschen dreist-verschlagenen Thatkraft

sich hingezogen fühlte, predigte ihnen Heimkehr nach dem schönen Osten, in dessen Tracht schon ein krummgenaster Jüngling,

> Welcher schlottrig-unbeholfen
> Hin im europäischen Leibrock
> Torkelt und in knappen Hosen,
> Wird als Märchenprinz erscheinen.

Dem schon schwankenden Israel spielte der Westen schließlich den letzten Trumpf aus: er erklärte sich insolvent — und nun wurde der Auszug beschlossen. Munkel ließ sich beschneiden und wurde Auszugsführer,

> Zwar nicht Fleisch von ihrem Fleische,
> Aber Geist von ihrem Geiste.

Tausend Wimpel flattern, tausend Lastfahrzeuge schleppen hinterher alle unbezahlten Wechsel. Glänzend ist der Einzug in Jeruscholayim. Auf geschmücktem Dromedar reitet an der Spitze Munkel, ihm zur Seite Ahasver

> Als das Bild, das fleischgewordne,
> Der Unsterblichkeit der zähen
> Kraft des Stammes Israel.

Hinter ihnen schön geschart und schön gesondert die Schacherjuden, schwere Bündel auf dem Rücken, dann der Schwarm der Wucherjuden, in lichtem Banner als Emblem

> Shylocks Fleischpfund in der Wagschal'

führend, die Börsenjuden, ihr Emblem die Kugel Fortuna's

> In Gestalt von einer Bombe,
> Welche platzt mit einem Krach;

dann die glanzvoll-stolze Gruppe mauschelnder Finanzbarone, die Zeitungsjuden, Kunstsemiten, Litteraturhebräer

All' die Gold- und Silbermänner,
Lilien- und Rosenzweige,
Und die Pinkeles und Pork'les,
Hündchen Reis und Vögle-Ochs,
Schnapper-Elle und dergleichen.

Folgenden Tages besteigt Munkel den Königsthron — und sieht sich nach einer Königin um.

Da naht eine Pilgerschar dem heilgen Grabe; unter ihnen ein schönes blasses Frauenbild, mit seegrünen Nixenaugen. Lurlei ists, die bei dem vernichtenden Vulkanausbruch mit dem Volksschreier Hase geflohen; bald war sie seiner überdrüssig geworden, obgleich er Aussicht hatte, Präsident des Yankee-Freistaats zu werden. Dann hatte sie sich als erste Frau des vielbeweibten Mormonen-Häuptlings versucht — ein paar Jährchen, da war sie des Sklavenlebens müde und trat nun kühn in die Schranken für Frauenrechte; auch diese Mühe scheiterte — am rohen Eigennutz der Männer. Nun war sie fromm geworden. In stiller Nachtstunde erzählte sie Munkel die Odyssee ihres Abenteurerlebens; und noch einmal fügen sie ihre Schicksale aneinander; Lurlei wird Judenkönigin.

Munkel will Messias seines Volkes werden, Messias des Verstandes, und hofft besseren Erfolg als Christus,

Der Messias war des Herzens
Und den Lohn am Kreuz gefunden.

Eine hohe Schule gründet er echter Lebensklugheit, den eklektisch-kritisch-praktischen Sinn der Juden zu nie erreichter Blüte zu bringen. Es gelingt, aber dem ungeheuern Können fehlt die Bethätigung, denn gleich pfiffig waren Alle

Und die beißendsten der Spötter

hatten nichts zu spotten, nichts zu beißen;

Heller gähnte, Spitzer nagte
An der Feder; Herrn Fritz Mauthner
Fehlt es an „berühmten Mustern"
Und in rasender Verzweiflung —
Parodierte er sich selber.
So zu einem großen Ghetto
Ward die Stadt Jernscholayim,
Allwo käuferlos ein Weltmarkt
Schimmelte von alten Hosen.

Der Langenweile zu begegnen gründet Munkel eine „Waren- und Reellitätenbörse," wo täglich neue Werte spielballgleich von Hand zu Hand fliegen; da es sich nur um Hausse und Baisse handelt,

Wurden schließlich Knöpfe, Scherben,
Rattenschwänze, rostge Nägel,

ja sogar die mitgebrachten unbezahlten Wechsel an den Markt und in Kurs gebracht; schöne „Manoeuvres" werden erdacht, aber es giebt nur Sport, Zerstreuung, nicht Förderung des Nationalwohlstandes. Immer höher steigt die Unzufriedenheit, alles murrt. Andrerseits begann der Westen allmählich die Juden zu vermissen, es schien allenthalben am rechten Sauerteig des Völkerlebens zu fehlen; öde stehen die Börsen, den Zeitungen mangeln die unverfrorenen Reporter, entsetzlich nimmt Kunst und Poesie überhand — da die krit'schen Katzen fehlen, tanzen Mäuse auf dem Musenberge. Inzwischen ist die Judenschaft aus Langeweile und Unmut zu offener Empörung übergegangen; Munkel wird außerhalb der Stadt an hochgelegenem Orte gekreuzigt. Dichte Scharen umdrängen das Gerüst: da verbreitet sich die Nachricht: eine Gesandtschaft vom Westen sei gekommen; schreiend, kreischend, krächzend, tobend, drängen die Juden zur Küste: wirklich bietet Europa ihnen Heimkehr, Gleichberechtigung an; einzige Bedingung ist, daß alle noch in ihren Händen befindlichen Christenwechsel vertilgt seien.

In tollem Rasen des Jubels, springend, tänzelnd, macht sich das Judenvolk auf die Heimreise. Am Strande lodert ein Riesenfeuer; es sind die zerrissenen Wechsel. Auch Lurlei macht sich aus dem Staube mit einem schönen und überreichen Muhammedaner, den sie am heiligen Grabe getroffen und durch ihre Nixenschönheit bezaubert. Einsam bleibt Munkel zurück, Verzweiflung im Herzen. Da naht ihm Ahasver, hilft ihm von seinen Fesseln und führt ihn zum leer und tot daliegenden Strande; ein einziges Fahrzeug mit schwarzen Segeln, schwarzem Mast liegt dort, auf ihm steht ein schwarzer, schattenhafter Mann — sie besteigen das Geisterfahrzeug und segeln in die graue Dämmerung hinein.

(Gesang 9.) Munkel sinnt auf fürchterliche Rache für den Verrat, mit dem ihm die Menschheit all' sein Streben gelohnt habe. Er zieht von Land zu Land und wirft zündend in die Menge den Alarmruf, die düstre Schreckensbotschaft des unversöhnten Leids — als große Völkerseuche greift alsbald um sich der Pessimismus; allverhaßt wird das Dasein, jeder wirft hinweg das Leben, welches wertlos ihn bedünkte. Selbst die Tiere werden schließlich angesteckt von der Blasiertheit und Nervosität der Menschen; Hunde werden hypochonder, Katzen hysterisch, die Fische leberkrank, und das Rindvieh wiederkäut — Schopenhauer. Riesig wuchs der Kreaturen Harm, Unseligkeit, Ermattung, aber die schwärzesten Schatten ruhen auf Munkels Geist; in ihm zeigt sich das Leid der Welt schauerlich auf seinem Gipfel. Da rafft er sich zu titanischem Entschlusse auf, der öden Existenz ein Ziel zu setzen — er will das Leid durch Weltvernichtung enden. Ein Weltkongreß der Seinsverächter debattiert den Plan, das Ziel der Seinsbeendigung. Ein deutscher Gelehrter weist seine therm-elektrisch-phonographisch konstruierte patentierte Lust- und Unlustwage vor; gründlichst zeigt sie das unzweifelhafte Defizit der Lust. Ein spleeniger Brittenlord jammert über die unerträglichen kleinen Lebensärgernisse, abgerissene Knöpfe, Langeweile. Ihm folgt ein Moskowiter, Prophet des Nihilismus; nur wenige Worte spricht er, scharf, hart, kalt wie Dolche: „Alles muß vernichtet werden." Diesen Gedanken führt ein deutscher Doktrinär weiter aus; er bestreitet die Zuverlässigkeit der Weltvernichtungslosung „Dynamit-Petroleum." Das Leben kann nur enden durch alleines Wollen; so muß denn zu bestimmter Stunde die ganze Menschheit einstimmig den Willen aussprechen, nicht mehr zu leben. Riesiger Beifallsjubel wird dem Rat zu Teil; auch die Tiere erklären durch Dolmetscher, Elstern, Papageien, Staare, ihre Zustimmung. Des ersten Aprils zwölfte Stunde wird festgesetzt für diese Willenserklärung „nicht mehr zu wollen." Die Sonne verfinstert sich, Fledermäuse schwirren, Totenwürmer picken,

Alle Unken in den Weihern,
Alle Eulen in den Wäldern
Und Rohrdommeln in den Sümpfen
Stöhnen, ächzen.

Gespenstig erdröhnt die geheimnisvolle Stimme, die man nachts vernimmt auf Ceylon — die Stunde der Verwüstung ist da. Aber siehe da: statt des in titanischem Rasen gesuchten Weltunterganges lacht plötzlich golden die Sonne, die Winde kichern, blumenüberstreut glänzt fröhlich der Frühling, denn — ein junges Liebespaar traf plötzlich nach trüber Trennung in dieser Stunde zusammen, und ihr glückstrahlender Gruß und Kuß rettete die Welt!

Munkel wendet verzweifelnd der Schnöden den Rücken, überläßt sie dem verdienten Elend des Weiterlebens und sucht die tiefste Wildnis!

(Gesang 10.) Im fernsten Innern eines Felsgebirges bieten ihm

Klüfte voll von Urweltsknochen
Und verlassenen Drachennestern,

ein noch nie betretenes Asyl. Zu Menschen hat er jede Beziehung abgebrochen; er wendet sich dem einzigen Felde zu, auf dem er seine Kräfte noch nicht erprobt, der

Natur; seinem Geiste die Gewaltge zu unterjochen, ist sein Ziel. Rastlos studierend, meditierend, sitzt er ein Loch in den Steinsitz seiner Felskluft, kümmert sich nicht um Welt und Menschen; sie aber, die rastlosen, durchbohren das Gebirg mit einem Tunnel und sprengen ihn mit seiner Kluft in die Lüfte. Als er nach langen Tagen aus seiner Betäubung erwacht, kauert vor ihm grinsend ein Scheusal; Drako ist's, der Mischling von Affen und Drachen, in dessen Zufluchtsort die Explosion ihn hinein geschleudert. Tief in eine unterirdische Höhle bergen sich beide; mit Hilfe des riesenstarken Flügeldrachen unterwirft sich Munkel die ganze grause Fauna der Wildnis

Alle Wald- und Bergkobolde,
Gnome, Greife, kluge Raben;

auch Drakos eigene Anverwandten, welche von Urzeit her Unheil brütend, träumend lagen auf den langen Wickelschwänzen. Alle helfen ihm, eine ungeheuere Werkstatt im Erdinnern auszurichten, um auszuführen, was sein Geist ersann von hohen Wundern der Naturbeherrschung. Karg genährt — denn alle Schätze spart er für den hohen Zweck — und alle Gebresten des Homunkeltums tragend, ist Munkel zum zwerghaft welken Gnomen eingeschrumpft, aber zaubermächtig hält er durch Verjüngungstränke seine Glieder fiebrisch regsam, schärfer und spitzer wird Verstand und Scharfsinn — in demselben Maße, wie ihm des Gemütes Leben abstirbt. Ein „Dianoetikon" erfindet er, klein wie eine Taschenuhr, aber nur aufzuziehen und zu stellen braucht sie, wer die bündigste, beste Lösung eines Problems erhalten will. Mit einer anderen „Riesendenkmaschine" dringt er in die Tiefen der Natur und zwingt ihr alle Künste und Erfindungen ab. Ein Universal-Heilmittel, ein Vergnügungsmittel, das alles Dasein zur Lust macht, erfindet er, erzeugt mit Hilfe der Magnet-Elektro-Technik spielend Ungewitter, Hagel, Nordlicht, Erdbeben. Alle ungenutzten Kräfte der Winde, Wolken, Sterne, das nutzlose Streben der Dichter, Künstler, den übermäßigen Pulsschlag der Verliebten, die Rührigkeit der Pflastertreter — alles setzt er in Bewegung zum Betriebe von Maschinen;

Was schon Büchner wußte, daß man
Heizen könne Wohngemächer
Auch mit einem Wasserfalle,

führte er aus; ries'ge Wärmekraft-Vorräte stellte er her aus der Reibung der Geister und Parteien — ein Hörrohr für die fernsten Töne, ein Sehrohr für endlose Weiten — grübelnd schuf er Riech- und Schmeck- und Tastgeräte. Den keckften Luftsprung seines Genius gründete er auf dem wunderbaren Umstand, daß das Licht manch' Jahrtausend braucht, von fernsten Sternen zu uns zu kommen; so wollt' er denn ein Luftvehikel bauen, dessen Schnelligkeit unendlich, um damit den nötgen Vorsprung vor dem Lichtstrahl zu erringen und zu schauen, was schon vor Jahrtausenden geschehen. Lenkbar war es, tausend Menschen hatten in sechs Stockwerken Raum; für den Luftball, der es tragen sollte, hatten Seidenwürmer, welche Munkel (nach neuesten Darwinistisch-Häckelischen Prinzipien) gezüchtet, einen Faden geliefert, der ein an Feinheit und Stärke unglaublich tüchtiges Gewebe abgab; ebenso waren die Riesenspinnen aufgezogen, von denen Riesentaue geliefert wurden, dick und stark und weder durch Sturm noch Feuer zerstörbar. Im untersten Schiffsraume war das Gelaß der Luftbereitung, über ihm die Küche für „Ernährungs-Grundstoff-Mischung." Auch das Riesen-Seh- und Hör- und Riechrohr befand sich unter dem Schiffsgerät, alle Winkel des Weltraums zu durchstöbern. Allein, nur von Drako begleitet, der in keckem Flügelschlage das ungeheuere Luftschiff umkreist, erhebt sich Munkel zur Probefahrt in die Höhen: Und da mit Entsetzen eines Erdhalbrundes Menschenwelt den Koloß betrachtet, donnert der Lenker durch sein Riesensprachrohr höhnend hinab: Seht das Werk des von Euch Verbannten! Fort von Euch, den Sklaven der Scholle, fliegt er ins schrankenlose All!" Reiche Schätze der Erfahrung, des Wissens sammelt er; durchdringt die fernsten Fernen der

Schöpfung. Wie arm erscheint ihm die Erde, wie winzig der Mond, wie erbärmlich die Erde. In stolzen Höhen jagt er durch die Welten —

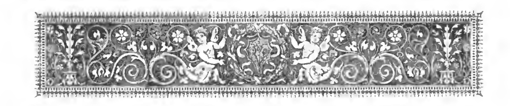
Aber wehe dir, Gigant!
In die Ferse sticht wohl einmal
Dich ein Schlänglein! — So geschah's!
Und der giftige Biß der Schlange
War ein Blitz aus tück'scher Wolke!

Hochauf schlug die Flammenlohe; zwar die Taue und der Stoff des Luftballs waren unverletzlich, aber Steuer und die übrigen Holzteile verkohlten, und steuerlos jagte der Riesenbau über die Erdoberfläche dahin: Städtezinnen, Königsburgen, Dome loderten im Nu in Brand auf. Durch den furchtbaren Luftdruck, den die dahinrasende Maschine erregte, wurden Felshöhen, Gletscher, ganze Wälder fortgerissen, Bergesgipfel ins Meer geschleudert, daß es hochaufspritzte — und nachdem Todesschrecken und Grauen der Verzweifelung auf der Erde verbreitet ist, jagt die nun fessellose Kraft der unzerstörbaren Teile das Ungetüm in endlose Fernen —

So entlang Milchstraßen schweifend,
Scheint der Fremdling, der Gigant
In dem rasend wilden Fluge
Selbst ein Staubgewölk von Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und sein ird'scher Eigner
Ward zum fliegenden Holländer,
Ward zum Ahasver des Weltraums
— — — — — — — — — —

Sonntagskinder noch erblicken
Manchesmal in Sternennächten
Jenes Wrack als dunklen Irrstern
Hoch in unermessner Ferne,
Und das Schicksal ahnen schaudernd
Sie des ewig Ruhelosen.

C. M. Ss.



Eine deutsche Dichterin vor hundert Jahren.

Von

Martin von Nathusius.

V.

Herausgabe der Gedichte. Verheiratung. Bürger.

Der Briefwechsel mit Bürger hat uns schon hinausgeführt über ein Ereignis, das in dem Leben eines Schriftstellers, besonders einer Schriftstellerin, und noch dazu eines jungen Mädchens, eine ganz hervorragende Rolle spielt, nämlich die erste gesonderte Ausgabe einer Sammlung ihrer Gedichte. In unserer Zeit mag das freilich nicht mehr so einschneidend erscheinen, wo die Gedichtsammlungen zu Hunderten an den Markt kommen, die von vornherein das Motto an sich tragen: Fordere niemals mein Schicksal zu hören! Aber damals war es etwas anderes. Denn was wir in den Rezensionen unserer Dichterin hören werden von „dichtenden Frauenzimmern", könnte ja wohl auch noch heute gesagt werden, galt doch aber damals in viel geringerem Umfang. Ich denke, daß es zur weiteren Charakteristik jener Litteraturepoche dienen wird, wenn ich die Aufnahme, welche die erste Gedichtsammlung von Philippine fand, in einigen Zügen beschreibe.

„Ein bischen Eitelkeit mag wohl mit im Spiele gewesen sein, aber was den Dichter zur Veröffentlichung treibt, ist der Instinkt des Genius. Er trägt seine Früchte für sich allein wie der Apfelbaum, aber giebt sie aller Welt hin." (Ph. N. 1840.) Die Gefühle, womit Philippine dies ausspricht, sind eigentümlich ausgedrückt. Ich gebe einige Stellen davon wieder. Zuerst eine solche aus dem Gedicht „An die Muse". Nach der Schilderung, wie sie durch dieselbe angeregt sei, die künstliche Elfenbein-Leyer zu schlagen, heißt es:

> Dann weiht' ich mit furchtsamer Hand, der Lieb' und der Freundschaft Gesänge,
> Und sang sie mir selber, von dir nur behorcht.
> Doch heimlich erwachte der Stolz, versteckt in mittheilende Neigung:
> O sängen doch mehrere Mädchen mein Lied!
>
> Verlängern die Parzen auch nur, mit ihren oft drohenden Händen
> Den Faden des Lebens, der kaum erst entstand,
> So tret' ich, voll Schüchternheit, einst zur hohen Versammlung der Dichter
> Und weihe den fühlenden Schwestern mein Lied.

Ein zärtliches Mädchen, dem die Empfindung des Guten und Schönen,
Und nur nicht die Gabe der Dichtkunst verleiht,
Singt dann ihrem Jüngling vielleicht, mit alles verschönernden Lippen,
Mein Lied — und sie lieben sich feuriger dann! —

Und in dem an der Spitze der Sammlung stehenden Gedicht: „Mein poetischer Lebenslauf" spricht sie von ihrem Empfinden in folgenden Versen:

In Kinderjahren schon fühlt' ich Beruf zum Dichten
Und hohe Gluth in meiner Brust;
Kein Spiel, kein Puppenland konnt ihn in mir vernichten,
Den Trieb zu edler, beßrer Lust.

Las ich dann Dichter — Wie, dacht' ich, in lauter Reimen?
Und doch bemerkt man keinen Zwang. —
Und schon versucht' ich's selbst, am besten ging's in Träumen;
Denn wachend — dacht' ich nur Gesang.

Kaum wuchs ich auf, und sah in mannigfachen Bildern
Die immer wechselnde Natur,
So seufzt' ich: Könnt ich sie wie meine Dichter schildern!
Doch noch blieb es beim Wunsche nur.

Schon wagt' ich's! — Unschuldsvoll sang ich geheime Lieder
Dem silbertönenden Klavier;
Sang edler Freundschaft Glück, und, kam der Frühling wieder,
Der Blumen sanft erneute Zier . . . . .

. . . Nur werd' in süßes Gift ich nie den Pinsel tauchen
Nie frischen Reiz der Wollust leihn,
Nie heimlich glühend Feu'r in junge Seelen hauchen;
Mein Lied sei, wie mein Leben, rein.

So wird man den Gesang in keuschen Zirkeln ehren,
Wenn ein bescheid'ner Jüngling liest,
Und zärtliches Gefühl, nicht Scham, sich unterm Hören
Sanft über Mädchenwangen gießt . . . . .

Allein so klein ich bin, werd' ich doch selten sinken
Zum nachgeahmten Lied herab;
Nie singen, wenn mir nicht die Musen selber winken —
Gestohl'ne Federn rupft man ab.

Nachdem sie dann noch abgewiesen, daß sie um Ehre sänge, und versichert, daß sie sich weder um das Urteil der Knaben, noch der Prüden und Koketten kümmern würde, schließt sie diese Einleitung zur Sammlung:

Der Edlen Beifall nur such' ich mir zu erwerben,
In denen Geist und Tugend wohnt;
Und wär's der Lieder Loos, mit mir zugleich zu sterben,
Bin ich durch ihn genug belohnt.

Die erste Sammlung erschien nun also unter dem Titel: „Gedichte von Philippine Gatterer", mit Kupfern von Chodowiecki, und 4 Kompositionen von Dreßler, 1778 in Dietrichs Verlag in Göttingen und fand eine außergewöhnliche Aufnahme, so daß sie gleich beim ersten Auftreten als die erste deutsche Dichterin neben der Karschin[1]) anerkannt war. In einer sehr einsichtigen Rezension vom 15. Nov. 1778 heißt es: „Nachdem man sich den Namen der Dichterin, welche schon zu mehreren Musenalmanachen Beiträge geliefert, schon einige Jahre ins Ohr gesagt hatte, tritt sie nun selbst mit einer

[1]) Anna Luise Durbach, geb. 1722 als Tochter eines Bauern und Schenkwirts in der Gegend von Schwiebus, von ungewöhnlichen dichterischen Gaben, die sie zuerst beim Viehhüten offenbarte. Nachdem sie von der schlechten Behandlung ihres zweiten Mannes, eines Schneiders Karsch, durch Gönner gerettet war, lebte sie von 1755 an in Glogau, später in Berlin, wo ihr Fr. W. II. ein Haus geschenkt hatte, und wo sie 1791 starb.

Menge ungedruckter Gedichte hervor, und jetzt, da es gar keine Seltenheit mehr ist, Frauenzimmer zu sehen, welche Verse machen, ist es desto erfreulicher, einmal wieder eine wahre Dichterin zu sehen . . . Wir haben mehrere Dichterinnen gehabt, die sich an die höhere Poesie wagten, und, wie die Karschin, Oden auf Könige und ihre Schlachten sangen; es fehlt uns nicht an solchen, die die Empfindung der Zärtlichkeit in ihren Gedichten ausdrückten, und Nantchen[*]) übertrifft darin alle andern. Aber noch keine darunter hatte sich der Naivetät in der feinen Laune gewidmet, die ihrem Geschlecht so vorzüglich eigen ist. Viele Dichterinnen waren sonst weder Maus noch Vogel, aber diese wird nicht allein den Mannspersonen gefallen, sondern auch Volksdichterin für ihr Geschlecht werden. Weibliche Beschäftigungen, Spinnen, Spiegel, Fächer, sind von ihr neu benutzt, und weibliche Gesinnungen sind so gut getroffen, daß vielleicht manche Leserin über allzu große Offenherzigkeit zürnen wird, wenn sie z. B. sieht, daß die ledige Dichterin sich so ohne Scheu einen Mann und Kinder wünscht. Die weibliche Plauderhaftigkeit ist, besonders in den Erzählungen, getreulich beibehalten, aber die Verf. weiß angenehm zu plaudern" u. s. w.

In einer anderen Rezension (Reichspostreiter vom 3. März 1779) wird gesagt: „Wir würden unserer jungen Dichterin eben kein Compliment, deucht uns, machen, wenn wir ihr sagten, daß sie eine deutsche Sapho ist; wenn wir aber behaupten, daß wahres dichterisches Genie ihr beiwohnt, daß ein heiliges Feuer in ihrem Busen glüht, so behaupten wir nichts, als die reine Wahrheit. Diese ihre ersten Versuche sind zum Theil schon Meisterstücke und prophezeien, was sie einst noch werden kann, wenn sie die Natur und Vater Hagedorn fleißig studiert." —

Interessant ist die Art, wie ihr väterlicher Freund Kästner in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen (1778. 40) über sie urteilt: „Unter so vielen guten Aufsätzen hält Rez. für die besten, die die Verf. selbst und Umstände, die sie betreffen, zum Gegenstande haben. Ueberhaupt aber glaubt er, diese Gedichte brauchen nicht gelobt, nur gelesen zu werden. Was er mehr davon sagte, würde durch das Geschlecht und den Namen der Dichterin doch dem Verdacht der Parteilichkeit ausgesetzt sein, und gegen ihn wäre dieser Verdacht desto gegründeter, weil er sich ihrer noch so erinnert, wie Chodowiecki sie auf einem der 4 Kupferstiche abgebildet hat" (nämlich als kleines Mädchen).

Wenngleich auch im allgemeinen das Lob ganz entschieden war so wurde Philippine doch nicht überall so galant behandelt. So heißt es in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Bd. 37, S. 476 ff.): „Die Leichtigkeit, mit der unserer Dichterin die Verse fließen, ist ungemein. Die kleinen zweifüßigen Verschen laufen als wenn sie nach dem Takte des Spinnrades gemacht wären. Sagt sie doch selbst:

Ich sitz' und spinne
Den Flachs so fein,
Dabei ersinne
Ich Reimelein.

Allein manchmal verführt sie doch die Leichtigkeit zu reimen zu prosaischer Stellung und bei der Flüchtigkeit ihrer Feder ist sie auf Sprachunrichtigkeiten oder harte Konstruktionen nicht aufmerksam genug. Bei dem großen Zufluß der Ideen und der Sprachfertigkeit hätte sie diese kleinen Fehler leicht vermeiden können. Es hat freilich nicht viel mehr zu sagen, als wenn ein Frauenzimmer eine Schleife schief gesteckt hätte; es ist nur, daß beides so sehr in die Augen fällt und so leicht zu vermeiden wäre" u. s. w.

Ihre Leichtigkeit zu produzieren war allerdings außerordentlich; selten ist in ihren Konzepten etwas geändert, und wenn dies geschehen, so ists nur eine kleine Zurechtrückung, namentlich ein engeres Zusammenschürzen, wobei sie sich aber die ursprüngliche

*) Nantchen, Gödingks Geliebte und nachherige Frau; obgleich die „Lieder zweier Liebenden" wol von ihm allein herrühren.

Stimmung oder den ersten Gedankengang zu verletzen wohl hütete. Diese Leichtigkeit streift freilich zuweilen noch an Leichtsinn, so wenn sie z. B. eine Anmerkung drucken läßt wie diese: „Nicht wahr? der Ausdruck ist gestohlen? Aber wenn man es selbst gesteht, so kann es stehen bleiben?" — Oder wenn sie sagt:

„An Regeln werd ich mich im Schreiben wol nicht binden
Nie konnte meine Flüchtigkeit in sie sich finden."

So konnte sie sich auch selten entschließen, ihre ersten Konzepte abzuschreiben und der Setzer mußte, corrigirt wie sie waren, sich herausfinden.

Bürger hatte es ihr wohl vorausgesagt, daß sie manche Schlappe bekommen würde; doch gings noch gnädig ab. Bei ihm war das unablässige Nachfeilen eine wahre fixe Idee geworden, und es hat allerdings seinen Liedern jenen seltenen Fluß der Rede gegeben, der kaum je einen kleinen Anstoß heraushören läßt.

„Eine gewisse Sorte," heißt es in der Besprechung eines anderen Werkes in der Erf. Gel. Zeitung vom Jahre 1779, „die durch Schwärmerei und Karikatur von Pathos in Entzückung gesetzt werden kann, verargte es nicht nur dem natürlichen Bürger, die einfältig schönen Gedichte der Gattererin zum Drucke befördert zu haben, sondern legte es auch der vortrefflichen Dichterin als eine weibliche Eitelkeit aus, daß sie sich dazu bereden lassen. Man darf aber nur das Buch der G. selbst lesen, um anders von ihrem Charakter zu denken."

In einer anderen Rezension wurde sie scharf mitgenommen und ihr geradezu gesagt, daß nur weniges Vortreffliches unter einem Wust von Mattem und Nachgeahmtem wäre. Philippine machte sich aber wenig aus dem Tadel. Sie sah, gestützt auf die überwiegenden Stimmen der Anerkennung, sogar mit heiterer Ironie darauf, wie manche ihrer Gedichte davon zeugen.

Doch der Verkehr mit Bürger sollte noch zu ganz anderen Folgen für Philippine führen, als in ihrer poetischen Anregung und Bildung lagen. Sie wurde angegangen, für den 1781 zu erscheinenden Musenalmanach ihr Porträt stechen zu lassen. So etwas schlägt eine jugendliche Dichterin wohl nicht gern aus. Und so reiste sie im Sommer 1781 nach Kassel zu einer befreundeten Familie, um sich dort von dem Direktor der Akademie, Joh. Heinrich Tischbein (d. Aelteren), der ein geschätzter Künstler war, malen zu lassen.

„Viele preisen unaussprechlich glücklich den, dem seine erste Liebe schon zum schönen Besitz des ganzen Lebens wird, der nie berührt wird von den Schmerzen der Entsagung. Andere verlangen, der Mensch solle erst durch mannigfache Erfahrungen und Verhältnisse lieben lernen, um dann der unverkennbaren Stimme des Herzens, wenn's Gott selber zu dem gesundenen Rechten bewegt, sich völlig hinzugeben. Ist das wahr, so hat Philippine wohl lieben gelernt; es wahr ihr immer deutlicher geworden, wessen sie bedurfte, es fehlte ihr nur noch der, in dem es sich erfüllte." (Ph. N. 1840.)

Noch immer hing ihr ihre erste Liebe kränkelnd nach. So in dem Gedicht „Im Garten zu N." (1780), mit dem Schlußvers:

Mir droht das Grab!
Zwar hab' ich Herzensgüte —
Doch meiner Jugend schönste frische Blüte
Fraß früh geheimer Kummer ab.

Doch war die erste Heftigkeit zurückgetreten und das Herz vielleicht um so empfänglicher für die Aufnahme eines neuen Reimes.

In Kassel fand Philippine überall freundlichste Aufnahme, teils durch ihren schriftstellerischen Ruf, teils durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit.

Zum Geburtstag des Vaters singt sie deshalb aus Kassel:

Ach wie feurig dank ich jetzt
Euch, die mich erzogen!
Würd' ich sonst wohl hochgeschätzt?
Edle mir gewogen?

Mann und Weib und Mädchen drängt
Sich um Philippinen,
Die den Blick zur Erde hängt
Mit beschämten Mienen.

Schon so manches edle Herz
Schloß sich an das meine!
Sanfter Ernst und weiser Scherz
Sind um Eure Kleine.

Selbst der große Tischbein malt
Gern an ihren Zügen;
Und aus seinem Lächeln strahlt
Freundschaft und Vergnügen.

Wirklich hatte Tischbein an seiner Arbeit und an seinem Gegenstande so großes Wohlgefallen, daß er das gelungene Bild, das mit zu den schönsten Werken seines Pinsels gehört, für sich noch einmal malte und behielt. Nach dem anderen erschien wirklich in dem Almanach 1781 das von Weiß in Kassel gestochene Bild, das aber von der Anmut und Jugendfrische des Originals nichts an sich hatte.

Auch in Tischbeins Hause war sie freundlich aufgenommen; er bemühte sich ihr alle Merkwürdigkeiten der damals hoch interessanten Stadt zu zeigen und sie herumzuführen. So verging ihr der Aufenthalt gar heiter. Ein mir noch vorliegender Zettel mit vielen Notizen über die Ereignisse des Tages beweist den lebhaften geselligen Verkehr, den sie dort gepflogen. In denselben kommt auch die flüchtige Bemerkung vor: „Herr Sekretär Engelhard war auch da." Und diese erste flüchtige Berührung sollte zu einem Wendepunkt von Philippinens äußerem Leben führen. Er selbst hatte einst in Göttingen studiert, war oft an ihrem Hause vorbeigegangen, ohne zu ahnen, was sie ihm einst werden sollte. Jetzt sah er sie bei Tischbeins mehrmals, lernte sie schnell kennen und war in seinem Herzen entschieden. Auch Philippinen sprach er mit jedem Male, das er sie sah, mehr an. Unter einer gewissen steifen Hülle sah sie die innerste Gediegenheit, das beste und beständigste Herz. Ihr viel besungenes Ideal schien sich plötzlich zu verwirklichen.

Mit diesem Eindruck kehrte sie nach Göttingen zurück. Heiterkeit erfüllte wieder ihr Wesen und in guter Laune schrieb sie das Gedicht „Bekenntnis," in dem sie ihrem Geliebten ihre eigene Beschreibung, wie er sie etwa einem Freunde machen würde, in den Mund legt, welche schließt:

Willst du auch ihre Seele kennen?
So will ich Dir ein Büchlein nennen
Das meine Auserwählte schrieb.
Geh hin, lies Philippinens Lieder —
Was gilts, du sagst mir, kommst du wieder:
Auch mir ist deine Kleine lieb!

Nicht lange, so kam Engelhard auf hohem Roß nach Göttingen geritten, warb bei den Eltern und erhielt das Ja. Am 24. September 1780 verlobten sie sich, am Nachmittage mußte er noch heim und sie auf einen Ball. — Mit neuem Strom kam nun die Poesie in das Herz und strömte in vielen Liedern aus. „Das Jawort," — „Eine Parodie auf „den künftigen Gemahl"" — u. a. entstanden in diesen Tagen. Die Tage der Brautzeit waren aber gezählt. Wie sie selbst im Alter rät: „das Beste ist, wie wir alle wissen, kurz bekannt und bald verheiratet zu sein" — so hat sie es gehalten.

Schon am 23. Nov. desselben Jahres war die Trauung bei einem befreundeten Paare auf dem Lande in R., von dem der Mann selbst die Trauung vollzog, wo so manches ihrer Gedichte entstanden war. Nun sang sie „Nach der Trauung“:

Es ist geschehen! Er ist mein!
Der Tod nur soll uns scheiden!
Gern will ich immer um ihn sein,
In Freuden und in Leiden.

Im Tempelchen ward ich getraut,
Wo ich oft Tröstung hörte,
Wann mich — von Red' und Sang erbaut —
Kein eitler Städter störte.

Oft wünschte meines Freundes Blick
Und Wort mir frohes Leben —
Jetzt hat er selbst mir Lust und Glück
Im Gatten übergeben.

Zwar hört ich Fluch für Weib und Mann —
Und bebt' — und schwamm in Zähren!
Doch faßt ich mich, denn Tugend kann
Auch hier uns Trost gewähren.

Drückt saure Arbeit meinen Mann
Mit Zentnerschwere nieder
So scherz ich mit ihm, lach' ihn an —
Und sieh — er lächelt wieder.

Mein Fluch war Unterwürfigkeit —
Zwar will er's nie begehren —
Auch würde seine Billigkeit
Mir nie das Loos erschweren . . . .

Nachdem wir so Philippinen in den Hafen der Ehe geleitet haben, gebe ich an dieser Stelle im Zusammenhange die noch übrige Korrespondenz mit Bürger, die sich zunächst auf die Verlobung und Verheiratung, dann darüber hinaus auf das Einleben in die neuen Verhältnisse in Kassel und die Herausgabe einer zweiten Gedichtsammlung bezieht, und uns so überleitet in die spätere Zeit ihres Lebens, über welche wir uns viel kürzer fassen werden als über die Jugendzeit. Ich numeriere die Briefe in fortlaufender Reihe mit den in den früheren Abschnitten mitgeteilten:

20. Philippine an Bürger.

Göttingen, den 27. Sept. 1780.

Lieber Bürger!

Eine wundersame Neuigkeit! Ich bin Braut!!! Dießmahl im Ernst. Oft sollt ichs und oft wollt' ichs seyn. Dieß eine mal traf beydes zusammen. Wenn mein Herzenskäfer in 14 Tagen wieder her kömmt, so will ich mit ihm vielleicht auf einen Tag zu Ihnen hin. Meine Zeit ist kurz — drum hören Sie nur, daß der Mann Kriegssecretair in Cassel ist, Engelhard heißt und eine herrl(iche) Familie hat; und daß meine Aeltern äußerst vergnügt sind und ich ihn liebe mit ruhiger Liebe und der Ueberzeugung, daß er mich glücklich machen wird. Es solls hier in G(öttingen) noch niemand wissen bis die Ringe fertig sind. Am Sonntag den 24. Sept. ward sie vergeben, die Hand Ihrer Freundinn.

Nun eine Bitte an Sie, ich möchte gern auf den Sommer Gedichte auf Subscription heraus geben. Es wäre Unrecht wenn ichs nicht thäte, da ich viel Geld brauche und keines habe; und viele Freunde die mir sammeln wollen. Auch viele, zum Theil schöne Gedichte, hab ich schon und werde mehrere noch machen. Schon die ausſden Allmanachen sind viele. Da ließ ich mir nun heut früh aus Spaß ein Av(ertissement) von meinem Bruder aufsetzen. Wollt's abschreiben und das Liedchen hinzufügen, das mir heut früh schnell einfiel. Alles beydes wollt' ich verbessern und Ihnen dann schicken, daß Sie mir Rath dazu geben wie ichs am besten einrichte, und daß Sie mirs feilten. Und schon hatt ich dem Doktor Weiß Comm(ission) gegeben, wenn 1 Bothe von App(enrode) käme, ich müste an Sie schreiben — mir ihn zu schicken. Da kömmt nun Nachricht er sey da und gienge gleich wieder. Also schnell schreib ich Ihnen diese Nachrichten, und bitte Sie mir als Dichter, als Gelehrter, und vor allen als edler Freund Rath zu geben. Aber, Lieber! Antwort muß ich noch in den nächsten Tagen haben. Verschiedener meiner reisenden Freunde wegen, vor allen wegen Einem, dem ich das Av.

auf die Leipz. Messe schicken soll, die schon angegangen ist. Bester Bürger! Erfüllen Sie meine Bitte. Am liebsten wäre mirs Sie kämen selbst. Ich bin Ihnen ja so gut und muß bald aus Ihrer Gegend weg, sehe Sie folglich noch selten. Auf Weihnachten heiß ich vermuthlich schon nicht mehr

Philippine Gatterer.

Gruß und Kuß für das schöne Geschlecht in Ihrem Haus. Will damit nicht sagen, daß Er häßlich wäre, Seine Augen sind ganz genießbar! — Bringen oder schicken Sie mir doch auch die Lieder alle, die Sie noch von mir haben.

Lächerlich, daß ich das Lied auf so ein Spirchen Papier schrieb. Schreiben Sie doch das Av. und das Lied ab. Ich will Ihnen alles was ich kann dafür zu gefallen thun. Sagen Sie aber Dietrichen nichts!

---

21. Bürger an Philippine.

A. d. 28. Septbr. 1780.

Von Herzen, liebste Philippine, wünsche ich Ihnen Glück und Segen zur Brautschaft. Meine heutige Eile aber verbietet mir ein so Langes und Breites hierüber mit Ihr zu köhnen, als ich wohl Lust hätte, das ist indessen nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Vorläufig nur etwas auf Ihr Vorhaben, Ihre Gedichte auf Subscr. herauszugeben.

Vor allen Dingen bleibt das beliebte und belobte Lied bei dem Avertissement weg und wird mit Haut und Haaren dem Vulcan geopfert. Man hat Beispiele das oft aus Brautleuten keine Eheleute werden. Das wollen wir nun zwar im gegenwärtigen Falle gar nicht besorgen. Indessen wer weiß alle, wie der Teufel sein Spiel haben kan. Gesetzt nun er hätte es, und Philippine hätte sich als Braut annoncirt, welches ja ohnehin zur Güte der Gedichte nichts beiträgt, und es würde hernach entweder so oder so aus dem Handel nichts, so lachte man Philippinen hübsch was aus. Übrigens ist, mit Permiß, die letzte Strophe eine . . . und Pracherstrophe. Ob nun gleich jedem Christenmenschen die Subscriptions Thälerchen gar glatt zu Halse gehn, so läßt man sich doch das vor dem Publicum nicht so sehr von Herzensgrunde merken. Uebrigens muß sowol die Bogenzahl, als der Subscriptionspreis b e s t i m m t angegeben werden. Auf das ungewisse mögten sich sonst viele zu Ihrem Schaden nicht einlassen. Auch in Ansehung der Kupfer muß was bestimmtes gesagt werden. Übrigens rathe ich, wie ich, 15 P. Cent Rabbat anzubieten. Die Meisten nehmen diesen Rabbat doch ohnehin nicht an, und mancher der sonst wohl nicht colligirt hätte, wird doch durch dies Vortheilchen bewogen, es zu thun. Das Avertissement muß übrigens ganz kalt und simpel, ohne alle poetische Schnörkel abgefaßt seyn.

In einigen Tagen hoffe ich Sie in Göttingen zu sehen und weitläufiger mit Ihnen zu sprechen.

Adio! Viel Grüße und Küße von hier aus. Meine Augen bedanken sich übrigens.

G. A. B.

---

22. Philippine an Bürger.

(Göttingen,) den 13. Nov. 1780.

Lieber Bürger! Auf den Freitag kommt mein Bräutigam mit seiner ganzen Familie, und den Montag ist der feyerliche Hochzeittag angesezt. Einige Tage drauf, wenigstens den andern Montag, aber ich glaube schon vorher, sag ich Göttingen: Lebe wohl! und wer weiß wann und ob ichs wieder sehe!

Wenn Sie nun wirklich mein Freund sind, wie ich mir schmeichle, so schicken Sie mir erstlich in großer Eil, alle meine Papiere. Oder bringen Sie selbst; denn Sie, den ein rüstiges Pferd durch dieses Wetter leicht durchträgt, noch einmal zu sehn, war mein

zweyter eifriger Wunsch! Ich werde sehn wie Sie sich bey dieser feyerlichen Gelegenheit bezeigen und mich entweder unsinnig freuen oder innig betrüben!

Ihre liebe Frau grüßen Sie herzlich von der kleinen Dichterin die nun auch in ihren ehrwürdigen Orden tritt. Und Sie, mein Bester! bitt ich nicht schriftlich um die Fortsezung Ihrer Freundschaft, und um Briefwechsel, denn ich hoff es mündlich zu thun und Sie beym Abschied zu umarmen; denn ich bin auch als Madame Engelhard noch immer so sehr die Ihrige als jezt als

Philippine Gatterer.

---

23. Philippine an Bürger.

Cassel, den 8. Jan. 1781.

Ich muß glauben, lieber Bürger! daß mein Brief nicht in Ihre Hände gekommen ist, den ich Ihnen zu Ende meines Brautstandes schrieb. Sonst hätten Sie doch wohl mir schriftlich oder mündlich Glück gewünscht; Abschied von mir genommen; und mir alle meine Schmiralien geschickt oder gebracht. Ist er in Ihre Hände gekommen — was soll ich dann denken? Ich habe nie etwas gesagt oder geschrieben das mir den Verlust Ihrer Freundschaft verdient hätte. Gieng ich doch erst kürzlich um Sie zu sehn, mit schwacher Gesundheit den weiten Weg, auf dem ich noch dazu hin und her irr geführt wurde. Und das ist mein Lohn!

Seyn Sie doch so gütig und schicken mir jedes Gedicht das Sie von mir haben. Ich habe noch nicht viele Neue wieder und mein Mann läse gern alles was ich je auffezte. Das ist eine Ursache, und die andre ist auch ganz natürlich: daß ich nähmlich nicht gern, nur ein mal geschriebene Sachen, nach Jahrelangem behalten, Tagereisen weit von mir weiß.

Ich möchte Ihnen so gern recht böse seyn — wenn ich nur könnte. Ich bin Ihre Freundin in so hohem Grade — und in welchem Grade Sie mein Freund?

Meine Ehe ist außerordentlich glücklich. Engelhard ist fromm, hat viel Kopf und Geist, und sein Äußres ist mir angenehm. Er hat viel Geschäfte aber doch noch Zeit genug oft um sein junges Weib zu seyn das er zärtlich liebt. Auch mein poetisches Talent schäzt und ermuntert er. Auch in Ihren Gedichten ist er sehr bewandert; hat oft durch eine Citation der losesten Stellen derselben, bey vorfallender Gelegenheit, sich eine leise Ohrfeige verdient. Er empfiehlt sich Ihnen, und wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft. Empfehlen Sie mich Ihren lieben Angehörigen, und erfüllen Sie doch bald die Bitte Ihrer Freundin

Philippine Engelhard.

---

24. Bürger an Philippine.

Appenrode, den 18. Januar 1781.

Meine traute Philippine — oder darf ich nun nicht mehr so sagen, nachdem Sie, mit Winny Jenkins an Miekchen Jones Humphry Klinker zu reden, en bischen was mehr zu Ehren gekommen ist, mithin auf Ihren Respekt halten muß? — Ich kann Sie allenfals auch Hochzuverehrende Matrone nennen. Indessen wirds Künste kosten, mir das „traute Philippine, Jungfer Philippine, und alle die Hundert Haus- und Garten-fleuretten der Tage die vorüber sind, wie Ossian sagt, abzugewöhnen, und solte Ihr Herr Gemal der Haare seyn, dabei zu ergrimmen und seitwärts auf sein schweres Mord-gewehr zu blicken, so mag ich mir nur die Lust vergehn laßen, Sie einmal in Cassel in Ihrer neuen Herlichkeit zu besuchen und so einen der alten St. Veistänze mit Ihr zu tanzen.

Daß Sie auf mich nicht böse werden kan, meine traute Philippine, das habe ich lange gewust, daher habe ich mir denn auch schon so manches liebes mal die Freiheit

genommen, Ihre gnädigen Befehle nicht auf das allerpünktlichste und schnellste zu befolgen. Es steht auch dahin, ob Sie heute und mit diesem Briefe Ihre Gedichte erhält. Denn diese aus dem Ozeane der Papiere um mich her aufzufischen, ist wahr und wahrhaftig keine Kleinigkeit. Indessen um Sie von Ihrer mütterlichen Angst für Ihre poetischen Kindlein endlich einmal zu befreien, werde ich mich wol in das Wasser hineinstürzen müssen. Wird Sie dereinst für die durch die Kraft der Gnade Gottes und Ihres Herrn Gemals zu erlangenden leiblichen Kinder eben so bekümmert seyn, so darf man Ihr den Namen einer guten Gluckhenne nicht streitig machen.

Uebrigens muß ich fast lachen, wenn Sie so jammert und winselt und argwohnt, als ob wir Ihr nicht mit Hulden und Gnaden mehr zugethan wären, wenn wir etwa eine Zeitlang keine Notiz von Ihr nehmen, oder zu nehmen scheinen. Ich hab's Ihr ja, deucht mir, schon hundertmal gesagt und sag's Ihr hiermit ein und für alle hundert und noch mehr künftige male, daß es die Weise des großen Bürgers nicht anders mit sich bringt. Ich bin ja doch zum Henker! auch ein Genie, daß ich wohl etwas geniemäßiges an mir haben mag. Sieht sie bisweilen wandelt mich der Fleiß an, dann sehe ich mich, weder zur Rechten noch zur Linken, nach irgend einer lebendigen Seele um. Wiederum gelüstets mir zu einer andern Zeit, ganz excessiv faul zu seyn, und dann trage ich einen solchen Abscheu vor dem Dintenfasse, als ein Wasserscheuer vor dem Wasser. Wiederum und abermals reist eine Flut von Berufsgeschäften mich nolens volens so mit sich fort, daß ich nicht so viel Athem übrig behalte ein einziges „traute Philippine," auszusprechen. Wiederum und abermal bin ich bei so grämlicher Laune daß ich die ganze Welt inclusive der trauten Philippine auf den Blocksberg wünsche. Wiederum aber und endlich kömts mir auch wohl an: Ei, solst doch einmal mit der schnurrigen Philippine ein bissel narriren, und Hui! seze ich mich dann und schmiere so was hin, das sich gar erbaulich lesen laßen solte, wenns gedruckt würde. Aus allen diesen Wiederum und abermal wird sie nun, meine liebe Jungfer Frau, leicht von selbst abzälen können, daß es gerade kein Mangel an meiner Ihr, wie ich merke, so unschätzbaren Huld gewesen zu seyn brauche, wenn ich nicht hinter Kulenkamp und Dietrich mit einem Gratulationszettel hergezettelt bin. Indessen kan Sie ja leicht denken, daß ich ein Behemoth, Leviathan, oder Rhinoceros seyn müste, wenn ich mich nicht Ihres ehelichen Glücks freuen wolte. Versteht sich im Herzen, — aber da kan Sie nun gar gewaltig oft blind ankommen, wenn Sie verlangt, daß ich diese Freude zu allen Zeiten zu Papier, oder wol gar in Verse bringen soll. Ueberhaupt hat sichs mit mir ausgeverst; ich lese nicht einmal mehr Verse, außer denjenigen, die ich für den Almanach ex officio lesen muß. So sehr ekelt mir tagtäglich immer mehr vor dieser losen Speise.

Wenn Sie daher, meine gute Philippine, dennoch will, daß ich etwas von Ihr lesen soll, so muß es für den Almanach bestimt seyn.|

Das hat mich fast gelächert, daß Sie, Madonna Angelica, Ihres Herrn Gemals Frömmigkeit so andächtig preiset. Sie hat doch wol meiner armen Sündlichkeit dadurch keinen Hieb geben wollen? Ei nun! Dank Sie dem Himmel für den lieben frommen Mann. Je weniger Schläge kriegt Sie.

Uebrigens und zum Beschluß auch von meinen häuslichen Affären ein bischen was zu erwähnen, so dient Ihr zu wissen 1) daß ich mit Frau und Kind ziemlich gesund bin. 2) daß Gustchen Krankenwärterin bei ihrem Bruder ist, der sich bei mir aufhält und von Baldingern entweder zum Leben oder zum Tode curiren laßen will. 3) daß ich eine Kindermörderin jezt in Inquisition habe, die ohngeachtet der Christmenschenfreundlichen Luft, die alleweile über den Erdboden wehet, dennoch vermuthlich, sich zur wohlverdienten Strafe, andern Gleichgesinnten aber zum Abscheu und Exempel mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und ihr Cörper auf das Rad geflochten werden dürfte.

Für diesmal kan Sie sich mit meinem Brieflein wohl begnügen. Es ist doch ziemlich lang. Wer weiß, wenneher Sie wieder eins kriegt. Aber besuchen will ich

Sie denn doch wahrhaftig sobald die schöne Jahreszeit wieder komt. Nur das wird bei Ihrem Eheherrn vorher ausbedungen, daß man noch ein bissel mit Philippinen narriren darf. Halte Sie ihm den Spruch des Weisen vor:

> Glaubt's nur, ihr gravitätischen Herrn,
> Gescheidte Leute narriren gern.

Wenn nun ihr Gemal kein gravitätischer Herr ist, sondern einer von den schnurrigen Knaben, wie Unsereiner, so empfehle Sie mich seiner Gewogenheit bestens, sonst aber komme meine Seele nicht in seinen Rath. Und hiermit sey Sie unserm Herrgott empfohlen von Ihrem

G. A. Bürger.

A. d. 5. Febr. 1781.

Ich ahndete wohl recht, daß dieser Brief so geschwind nicht fortkommen würde. Ich konte Ihre Gedichte nicht gleich finden. Diese die hier überkommen, hatte ich zwar bald bei der Hand, allein es kam mir vor, als müste noch ein ganzer Stoß da seyn. Ich suchte und suchte, aber fand nichts weiter. Da fiel mir denn endlich ein, daß ich Ihnen bereits eine gute Anzahl zurückgegeben und nur diese beikommenden zu allenfalsigen Gebrauch für den M. A. ausgesondert und zurückbehalten hatte. Eines an die Hofnung wolte ich, wie aus dem Fragment zu ersehen ist einmal umkneten. Ich kont' es aber nicht zu Stande bringen. Machen Sie damit, was Ihnen beliebt.

Übrigens, Frau Genie, muß ich Sie noch bei dieser Gelegenheit über etwas ein bissel curanzen. Sie giebt vor, daß Sie von Ihren Gedichten immer nur eine Abschrift habe, und ist deswegen so ängstlich hinterher, wenn ich ein Blättchen von Ihr habe. Entweder ist dies Vorgeben wahr, oder nicht wahr. Ist es nicht wahr, so verdiente Sie für solche Ziererei eine tüchtige Tracht Hiebe mit der Geißel der Satyre. Ist es aber wahr, so verdient Sie nicht weniger Hiebe für so ein Aftergeniemäßiges Beginnen. Ich habe es gar keinen Hehl, daß ich die meisten meiner Gedichte, wohl 10 und zwanzig mal abgeschrieben habe. Was sie an Präcision des Ausdrucks, Leichtigkeit, Wohlklang kurz an jeder Art politischer Vollkommenheit, es sey nun viel oder wenig, an sich haben, das rührt lediglich von diesem öftern Schreiben und abschreiben her. Den Laien läst sichs allenfals wohl weiß machen, daß man in poetischer Begeisterung ein schönes Gedicht, so wie es dasteht, ohne ein Wort nachher zu ändern, auf das erste Blättchen Papier hingeworfen habe. Allein die Geweihten wissen, was sie davon halten sollen. Welch ein Widerspruch ist es, für die Erhaltung seiner Gedichte besorgt zu seyn und doch nicht die gehörigen Maasregeln zu nehmen! Wie wenn nun die Ihrigen bei mir verloren gegangen wären? Wäre es dann nicht gut gewesen auf so einen Fall, der sich so leicht zutragen kan, eine Abschrift zu Hause behalten zu haben? Geschähe dies hübsch, so hätte die theure Philippine auch nicht nöthig, ihre Gedichte so oft, und oft vergeblich, zurückzumahnen; und der theure Bürger hätte nicht nöthig so schweiß- und angstvolle Nachsuchungen anzustellen.

Kurz, meine traute Philippine, schicke Sie sich für die Zukunft drauf, daß Sie von allen dem, was Sie mir mittheilen wird, nichts wieder zurückbekömt. Halte Sie sich hübsch zu Haus ein eignes Buch, wie ich, worin Sie alle Ihre Gedichte für sich ins reine schreibt. Ich habe noch ein anderes Buch zur Kladde. Hierin steht alles, was ich von Jugend auf geverset habe. Dieses Buch ist mir theurer und wehrter als irgend ein andres. Denn ich kan draus ersehen wie die anfangs rohen Bären nach und nach geleckt und endlich das, was sie nun sind, geworden. Und das sind mir bisweilen sehr interessante Rück-Erinnerungen.

Nun lebe Sie wohl, bessere Sie sich hübsch und behalte Sie lieb

Ihren

herzallerliebsten
G. A. Bürger.

---

25. Philippine an Bürger.

Cassel, den 19. Febr. 1781.

Ihr lieber närrischer Brief hat mir viel Freude gemacht. Und nun — um bald wieder einen zu erhalten schreib ich gleich wieder Ich bin nicht so elend mehr als ich lange Zeit war, aber denken kann und darf ich nichts — mir ein großer Jammer! Es ist doch ein eignes Ding um weibliche Autorschaft . . .

Mein Mann hat wenig Einnahme — und überhaupt wirds bey verschiedenem in meiner hiesigen Lage mir gut seyn wenn ich eignes Geld habe. Nun noch mehr da ich dann viel Ausgaben habe und wie ich merke keine Sarah noch Hanna werde. Nun sehen Sie lieber Bürger! Ueber einen Spaß in meines Bruders Stube wer von uns dreyen das beste Avertissement aufsezen könnte, entstund dieses. Christoph trugs ohne mein Wissen in die Druckerey und schon da behielt man einige — wie ich glauben muß. Nun fällt mir ein, daß ich mir, albern genug, die Sache aufgeladen habe. Wie soll ichs machen? Sie in Zeitungen abdrucken lassen — oder in den vornehmsten Städten an Gelehrte schreiben die gewöhnlich sammeln. Nennen Sie mir welche, lieber Bürger. Es ist nur noch ein Vierteljahr Zeit gesezt. Also wenn Sie mein lieber Bürger noch sind so antworten und helfen Sie mir!

Und wie standen Sie sich mit Dietrich? Bezahlte er den Chodowiecky und nahm dafür die übrigen Exemplare — oder wie war es? Ich schrieb vor einem Vierteljahr an Chodowiecky und er antwortete mir gleich in den verbindlichsten Ausdrücken. Aber es wäre nun Zeit Bilder zu bestellen — muß ich das thun? und wie viel kam das Stück? Antworten Sie mir **bald** bester Bürger! Man kann nicht weniger Gelehrte, vor allen Dichter kennen als ich — und wen ich nicht bitte der denk ich sammelt nicht.

Eben schickt die Kammerherrn von Schenk wieder und läßt mich bitten. Schon einmal mußt' ich zu ihr — viele vornehme Damen schätzen und lieben mich schon und ich muß sie besuchen. Diese ist die unzertrennliche Gesellschafterin der Landgräfin und ihr Liebling. Ich fürchte immer ich treffe sie mal da an. Zwischen den hohen Bürgerlichen und dem Adel merk ich wohl herrscht hier Antipathie und anstatt daß mir der Umgang lauter Freude machen sollte, hör ich zuweilen, daß es Mann und Schwiegermutter nicht ganz recht ist. Ist doch alles gemischt! Von fremden Leuten wird's nun Neid zuziehn. Antworten Sie mir hierauf und noch auf einiges nicht. Meinen Mann freute Ihr Brief so, daß er gewiß den Nächsten wieder erbittet. — Leben Sie wohl! Gott gebe Ihnen Gesundheit und Munterkeit — ich fühle wie schrecklich es ist oft beydes beraubt zu seyn?

NB. Ich hatte wirklich von den Gedichten keine Abschrift; aber verdiene drum die Nase, nur die viele Arbeit für Papa entschuldigt mich.

---

26. Bürger an Philippine.

A. den 12. März 1781.

Meine theure Philippine.

Ihren Brief mit den beigefügten Avertissements hätte ich eher beantwortet, wenn ich nicht an die 24 Tage lang eine lahme zum schreiben ganz untüchtige Hand gehabt hätte. Nach deren Genesung aber will ich Sie nun nicht länger warten laßen, da Ihnen vermuthlich an meiner Antwort gelegen seyn wird.

Wenn ich Ihnen aufrichtig sagen und rathen soll, so werden Sie ohne Beihülfe eines Buchhändlers mit Ihrem Subscriptionswerk schlechte Progressen machen. In kaufmännischen Affären komt der Gelehrte gemeiniglich zu kurz. Ich halte die Weise für die beste, welche ich bei der Herausgabe meiner Gedichte befolgt habe. Dietrich besorgte Druck, Papier Kupfer, Verschickung und alles, was dem ähnlich ist und gab mir eine Quantität Freiexemplare, für die ich von meinen Subscribenten das Geld erhob. Von

den Kupfern zu meinen Gedichten kostet jedes Blatt bei Chodowiecki baare 8 schreibe Acht Louisd'or pränumerando. Übrigens habe ich leider! die Ehre aus der Erfahrung zu versichern, daß man bei weiten nicht so viel Thaler in die Tasche, als Subscribenten Namen auf das Papier zu bekommen pflegt. Es lasse sich also Niemand aus den reichhaltigen Subscribenten Verzeichnissen von Klopstocks Gel. Repl. oder Bürgers Gedichten zu übertriebenen glänzenden Hoffnungen verleiten. Es ist nicht alles Gold was glänzt. Viele subscribieren, aber bezalen nicht.

Ich weiß zwar eigendlich nicht, wie Sie es mit Ihrer Subscription im Sinne haben mögen, indessen, so viel ich aus dem Avertissement argwöhne, so hat meine gute Philippine eigentlich — noch gar nichts im Sinne, sondern wartet, nachdem das Avertissement schon vor einem halben Jahre gedruckt ist, nun erst darauf, daß ich Ihr was ersprießliches in den Sinn legen soll. Zum Henker Sie werden doch wol nicht Druck, Papier, Kupfer, Emballage, Verschickung u. s. w. aus Ihrer Tasche vorher bestreiten und dann Jahrelang nachher die Subscriptionsthalerchen kümmerlich einsammeln wollen? Gestehe Sie mir nur aufrichtig, mein gutes Kind, weder Sie noch Christoph haben zuvor nachgedacht und nachgefragt, wie es eigentlich bei den so beliebten und belobten Subscriptionen herzugehen pflegt, sondern haben geglaubt, es sey alles damit abgethan, wenn man nur ein Avertissement drucken und für das übrige unsern Herrgott und das Publicum sorgen laße. Allein damit reicht man noch nicht aus.

Wenn ich Ihr rathen soll, meine traute Philippine, so mache Sie hübsch mit Dietrich, der doch nun einmal schon den ersten Theil der Gedichte im Verlage hat, einen Contract, daß derselbe Druck, Papier, Kupferstiche, Emballage, Versendung u. s. w. übernehmen und ihr dagegen einige hundert Frei-Exemplare für ihre besten und sichersten Subscribenten, von denen Sie das Geld einnimmt überlassen müsse. So hat Sie weiter keine Schererei, als blos mit ihrem Manuscript. Jedoch muß Sie das Avertissement hübsch im wehrten Teutschen Vaterlande ausbreiten lassen. —

Adio! Ich habe heute keine Zeit mehr. Der Postbote will fort.

Ewig der Ihrige

G. A. Bürger.

---

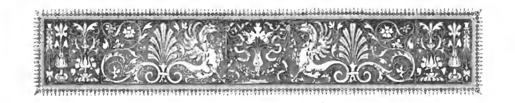
27. Philippine an Bürger.

Cassel, den 31. Aug. 1781.

Schon so sehr lange wollt' ich an Sie schreiben, lieber Bürger! recht weitläufig mit Ihnen schriftlich schwatzen, weil Sie noch immer nicht hergekommen sind, wie ich so lange hoffte; und nun muß ich sehr eilig, folglich kurz schreiben. Sprickmann hat mich heute Morgen sehr angenehm überrascht und soll Ihnen dieß Briefen bringen, das außerordentlich geschwind geschrieben werden muß, weil es schon gleich 3 ist und um oder nach 4 besucht mich eine Generalin, die zwar edel und gut, allein doch über mir ist, und ich muß mich putzen. Ich wollte Sie auch bitten mir einige Subscribenten zu verschaffen, ich habe so wenige Leute die sich für mich interreßiren. Bitten Sie doch auch Sprickmann drum. Der Mann gefällt mir sehr gut. Sein Gesicht (ist) so offen und doch zeigts den Denker, und seine Rede ist so ungezwungen und gut.

Lieber Bürger! Gern schrieb ich doch noch etwas — allein das Sitzen wird mir gewaltig sauer. Nach einer Empfehlung an Ihre liebe Frau, bitte ich Sie, ja befehle ich Ihnen, sich wohl zu befinden, und mich lieb zu behalten.

Ph. Engelhard.



Die Goßfelder Lisbeth.

(Aus dem Tagebuch „Vor sechzig Jahren.“)

Eine vortreffliche Frau, die Frau Pfarrer, und wohlbeleibt, in der That, denn als ihr zu Ader gelassen werden sollte, konnte der blutdürstige junge Doktor am schöngerundet präsentierten Arme nicht das kleinste Aederchen finden.

Wir hatten von ihr ein still aufrichtiges Genüge, und dachten, dachten wir überhaupt was, mit dem Herrn Pfarrer wärs von Ewigkeit her auch so gewesen.

Solch' liebe gesunde Mutter — das Aderlassen mehr diätetische Herkömmlichkeit — von zwölf eigenen, augenfällig springlebendigen, sowie unter der Hand über einhundert und achtzig anderer Leute Kindern! Nicht gerade immer die besten!

Unser Pfarrer — Bang hieß er, nicht Pang, wie laut Briefwechsels des Herrn von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm der edle Freiherr den Mann geschrieben hat, „der sich am Schlegel ärgert“ — brauchte sich vor dem Clemens Brentano noch lange nicht zu genieren.

Gegen den Clemens und für die behaglich resolute, mit aller Arbeitslast sich vertragende, bescheiden fröhliche Frau mit dem sanften untadelig schönen Aeginetengesicht hätten wir Goßfelder Jungen all' miteinander energische Front gemacht.

Unserthalb mochte der Clemens schreiben, dazu ohne Datum, der Faselant, — ich hab's da vor mir liegen, im Original — nämlich so: „Aufrichtig, wenn ihr eine gemeine Frau nehmt“ —

Anmerkung. Die Romantiker „ihrzten“ sich untereinander. Hat was für sich, denn als in unserer Konfirmandenstunde ein Bauerjunge gefragt wurde: „Was heißt das, du sollst Vater und Mutter ehren?“ antwortete der: „Ei, man soll Ihr zu ihnen sagen.“

— „die ich nicht lieb haben kann.“

Anmerkung. Wer hat denn das verlangt?

— „so werdet ihr ein gemeiner Kerl.“

Anmerkung. Hätte zarter ausgedrückt werden können.

Hierauf schlägt Clemens dem Freunde Sannchen, des Spritzenmachers zu Butzbach Tochter, zum Weibe vor. Warum nun gerade Butzbach? Und eines Spritzenmachers Tochter?

— „ich habe sie gesehen.“

Anmerkung. So?

— „sie trägt eines Engels Bild."

Anmerkung. Folgt Signalement.

— „Es ist mein blutiger Ernst, sonst schrieb ich euch nicht um Mitternacht, wo mir die Augen zufallen."

Anmerkung. Zu Münster in Westfalen.

Nunmehr werden Sannchens seelische Qualitäten der Reihe nach verzeichnet. Der Mund wässert einem ordentlich.

— „ich gönne Euch den Engel."

Anmerkung. Gar zu aufopfernd.

— „ich bitte euch, legt diesen Brief nicht bei Seite, Bang! Bereut es nicht, wann es zu spät ist, ich mache euch unglücklich durch Verachtung, nehmt ihr ein schlechteres Weib als Sannchen."

Anmerkung. Schauderhaft!

Was den Schreiber dieses anlangt, so hat er Sannchen, das Engelsbild, von Person nicht gekannt, vermag daher über solches und die Frau Pfarrer keine synoptische Arbeit zu liefern, will gläubig im Subjektionsverhältnis verharren, in welchem er seine fünf Goßfelder Jahre zu letzterer gestanden.

Sie hatte auch die herrliche, für ein Knabeninstitut fast unschätzbare Gabe, nicht zu denunzieren. Sah doch der Alte selbst schon was er sehen wollte. Ein Erzieher sollte nicht Alles sehen wollen. Gegebenen Falles konnte die Frau Pfarrer schon selbst eingreifen. Zum Beispiel als Bruder Julius in den Hühnerstall gekrochen war. Als er jetzt laut Ortsgelegenheit mit dem gestohlenen, warmfrischen Ei — noch stolzierte laut gackernd das glückselige Hinkel im Hofe und kraftvoll sekundierte der Hahn — rückwärts, die Füße voran, zum engen Flugloch sich wieder hinaus zu winden im Begriffe stand, eigentlicher lag oder schwebte, — wie da die Gute mit überwältigender Behendigkeit just zum Punkte herbeieilte, in welchem nur erst sein unterster Mensch und einiges darüber das Tageslicht erblickt hatte! Ich kann's nicht leugnen, die Gelegenheit günstig, in gewissem Sinne unwiderstehlich, und unter dem Zuruf: „Hab' ich dich, du Eierdieb, du Eierdieb!" fielen die Hiebe mit dem aufgerafften stumpfen Reiserbesen kräftig und millionenweise, wie Antolicus im Wintermärchen von sich rühmt, auf das bereits entwickelte Terrain.

Ja, Eier und Pfannkuchen! Gabs Pfannkuchen zu Abend, auf den Mann ein Vogel, große, dicke, schwammige, denn Eier und Butter, von Mehl gar nicht zu reden, waren im allgemeinen, insonderheit im Goßfelder Pfarrhaus in der gesegnet wohlfeilen Zeit anfangs der Zwanziger Jahre, kein besonderer Gegenstand hausmütterlicher Kümmernisse — da verlohnte es, an der Küchenthüre zu stehen. Entzückendes Schauspiel! Die Frau Pfarrer selbst, ihr Töchterlein Marie und zwei Küchenmägde, jedes hält eine langgriffige Pfanne über das prasselnd offene Herdfeuer. Ist der Pfannkuchen unten schön dunkelgoldig, ein kühner Schwung! er fliegt, er fliegt, überschlägt sich, und fällt mit der bis dahin bleich verbliebenen Fläche, auch auf dieser der Vollendung entgegen zu reifen, geschickt in die Pfanne zurück. War das ein Fliegen und Fangen, einer, zwei drei, in höchster Extase vielleicht alle vier gleichzeitig in der Luft, zauberhaft!

Nur in den Ferien — die waren kurz, weil weder für Lehrer noch für Schüler die Nerven schon erfunden waren — fand sie einen Ausspann und durfte zur Kirche, die liebe fromme Frau.

Aesthetische Gerichte ihre Sache nicht.

Ihr Herr und Gemahl nicht ohne Schuld. Wäre seine Pflicht gewesen, den Wildling, den er sich einst aus dem einsamen Försterhaus des Kloster-Hainaischen Urwaldes geholt, auf die Höhe eigner Bildung zu heben.

Eine Sage ging. Bald nach der Heimführung habe Er auch Sie in das Altertum einführen wollen.

Das modern Klassische, auch das Romantische, das in der Zeit und besonders im Goßfelder Verkehre lag, würde nachkommen. Also, nach Schlafengehen aus der Johann Heinrich Voß'schen Odyssee vorgelesen, und er las wunderschön! Habe selbiges Exemplar einmal in der Hand gehabt: grün brochiert, unbeschnitten. Wie er so im besten Zuge ist, und begeistert eine Pause macht, um sich am Entzücken der jungen Frau zu weiden — siehe da schläft sie, auf Ehre, sie schläft wie ein Murmeltierchen. Ein bischen ärgerlich löscht er die Lampe: „Nun, nun, fast den ganzen Nachmittag im Lahngarten Krautpflanzen gesteckt, da bist du recht müde geworden, du schönes fleißiges Kind. Hätte das bedenken sollen!"

Anderen Abends sonder Krautpflanzung mit der klassischen Bildung fortgefahren. Nausikaa!

Ach, nur zu bald, abermals, bezeugen der lieblichen Gattin süße, gleichmäßig tiefe Odemzüge deren felsenfesten Schlummer.

Auch heute soll der Herr Pfarrer die Lampe gelöscht, aber Vater Homer nie wieder in die Schlafstube mitgebracht haben.

Treten Sie ein wenig zurück, meine Herren und Damen! Heute schreiben wir 1794 und unser Johann Heinrich Christian Bang studiert in Göttingen. Das Jahr war gut, die Zwetschen geraten, ausgezeichnet der „purinzige" Honig.

Zwetschenmußkochen — nationale Festfreude im Hessen-Kasselschen. Wir Mannsleute wollten als mitthun. Es gab „Plätz" die Nacht durch zum Schlückchen alten Nordhäusers, und häufiger gediehen in der Asche des Reißigfeuers unter dem eingemauerten kupfernen Kessel gebratene Kartoffeln. Unsere Hülfe jedoch, besonders war ein anerkannter Schelm und Necker dabei, wurde scheinbar ungern angenommen, meist knapp von der Hausfrau abgelehnt. Zu kurz für solch nachtlanges Rühren der brodelnden spritzenden Masse der männliche Geduldsfaden.

Damit jedoch die jungen Dinger in ihrem standhaften Ankämpfen gegen das Anbrennen, den lauernden Erbfeind alles Mußes — mit dem langen Stiel und dem halbmondförmigen Brettchen unten dran wird dreimal rechts, dreimal links um die innere Wandung des Kessels, dreimal gradaus über den Boden gefahren — einer kleinen anregenden Abwechslung nicht durchaus ermangeln möchten, haben die Bursche des Dorfs seit Wochen und Monden an Irdengeschirr: Töpfen, Näpfen, Tellern u. s. w. das Mögliche gesammelt, sei es abgängiges, drohe es dies zu werden, oder sei keines von Beidem der Fall. Ein wahrer Segen für die Marburger Töpfer — ein gutes Zwetschenjahr!

Heute Nacht sogar vor dem Pfarrhaus Verwegene. Erst aus rücksichtsvoller Ferne mit ein paar zart gezielten Schälchen angeklopft. Drinnen erwartungsvolle Stille. Plötzlich — man ist avancirt, wie einzelne Milchtöpfe beweisen — aus nächster Schußweite ein fürchterliches Bombardement. Andern Morgens ein Scherbenberg vor der Thüre, je größer desto höher der Mädchen Ehre.

Die verstehen schon. Am Tempo, am Schick des Werfens, auch an Art und Kaliber der Geschosse unterscheiden sie: 1tens Aufmerksamkeiten, dem Hause mehr denn der Person zugewendete, 2tens schüchterne Annäherung, 3tens entschiedenes Liebeswerben.

In Betreff der Nummern 2 und 3 unser achtzigjähriges Hausinventar, die Gritt und die Kott, außer Verdacht, das kennen die all schon vom siebenjährigen Krieg her.

Aber die Lisbeth? Die blitz- und schwarzäugige mit den rothen Wangen und den lustigen Grübchen drin? Wie mutig und anmutig ihr Köpfen mit dem glänzenden, glatt in den chattischen Knoten hinaufgewundenem Haar auf stolzem Nacken sitzt, welchem hinwiederum mächtige Schultern als Strebepfeiler dienen. Dieser Nacken und diese kräftigen Arme wollen sich kaum in die Geschmeidigkeit ihres jugendlich schlanken Wuchses fügen, und — es ist in dieser Beziehung zwar nichts Urkundliches überliefert, aber ich wollte wetten, die Lisbeth hatte im Zwickelstrumpf ein Füßchen stecken — nun,

noch ein gutes Teil kleiner und harmonischer als der Taglioni ihres, das ich einmal in der Hand gehabt habe. Nämlich auf der Marburger Anatomie, nach der Natur in Gyps. Daß die Lisbeth zudem, wie die oberhessischen Mädchen überhaupt, einen entschieden grazienhaften Gang besaß, selbstverständlich. Man sollte nicht versäumen, ihnen nachzusehen, diesen Mädchen, z. B. wann sie den blendend weißen, mit Messingreifen gefaßten Zuber auf dem Kopfe, sich in den Hüften wiegend, dahin zu schweben pflegen.

Kein Lokalpatriotismus! Ergebnis gewissenhaftester Beobachtung in meinen jüngeren Jahren.

Und der Lisbeth sah man an, daß sie nicht allein jung und gar so hübsch, oder, wie der Bauer sagt, gar so sauber war, sondern auch arbeiten konnte wie ein Mann. Wer hätte sie denn nicht gern angesehen? Schon vorgedachter Augen wegen, die neckend und unternehmend und wieder so besonders schauen konnten, als ob die Lisbeth gar nicht aus dieser Welt wäre.

Da — zuletzt fliegt eine Schüssel wider die Küchenthüre, eine von den ganz großen, aus welchen neun Mann zugleich die Morgensuppe löffeln, wie sie das reiche Bauernhaus gegenüber braucht. Man hört noch den jungen Bombardier in den väterlichen Hof zurückspringen.

„Lisbeth!" ruft die Frau Pfarrer, die eben in die Küche getreten ist, nachzusehen, ob bald ausgeschöpft werden kann — nicht unsere, unseres Loci eingangs gepriesene bessere Hälfte, nein, deren hochwürdige, lange vor meiner Zeit verstorbene Frau Mutter und Amtsvorfahrin.

„Lisbeth!" und forschend und strafend trifft diese ein mütterlicher Blick.

„Nix, Frau Parrin!" und die Frau Pfarrer glaubt dem Nix und den treuen Augen.

Als nun gegen Sonnenaufgang das Muß ausgeschöpft wurde, siehe, da war es sehr gut. Allgemeinste Anerkennung der Güte. Die Hausfrau kann sich nicht enthalten, ihrem Herrn und Gebieter einen Löffel voll vom warmen an's Bett zu bringen.

„Frau, kein delikater Muß zwischen hier und Göttingen!" lächelt der grundgelehrte Magister.

Ganz glückselig kommt sie in die Küche zurück und erzählt, wie gut es dem „Herrn" geschmeckt, eigentlich wäre Muß für einen nüchternen Magen bei Studierten das Rechte nicht, und der Herr hatte gesagt, das wäre das beste Zwetschenmuß zwischen Goßfelden und Göttingen.

„Ich kenne den, da hat er bei an den Christian gedacht."

Jetzt sind die Schleusen aufgezogen. Die Gritt und die Kott jammern, daß es dem Christianchen so grausam schlecht in der Fremde geht, und die liebe Mutter hat nasse Augen und lustwandelt in Märchenwünschen.

„Wann doch eins käme, und dem Christel so einen Topf voll" — eben hat sie wieder einen gefüllt — „hin nach Göttingen hexen thät" u. s. w.

Die Lisbeth ist rot geworden, wie eine feurige Kohle und schweigt. Dann zwei Schritte vorwärts. Sie wiegt den letzt gefüllten Topf in beiden Händen.

„Frau Parr," sagt sie ordentlich patzig, aber mit zitternder Stimme, „wenn's der Herr erlaubt und Sie mich's heißen, wollt' ich so fünf Töpfe gut und gern nach dem Göttingen tragen. Wird ja nicht aus der Welt sein."

Zwei Stunden nachher ist die Lisbeth auf dem Weg; im Korb fünf Mußtöpfe, steinerne, hohe — die Lisbeth hat selbst ausgesucht, die allerschwersten — und für unterwegs ein großer Laib Brod mit Butter drin.

Ich möchte wissen, ob das anderwärts auch Mode. Oben in den Laib ein Loch geschnitten, etwas Krume heraus — je nachdem — die Butter hinein, und das Kruftenstück wieder aufgesetzt. Fertig.

An Reisegeld fehlt's auch nicht. Der Herr Pfarrer hat der Lisbeth in's Geldböschen von Weißblech einen Kronthaler eingezählt — in Kleingeld — und sie bis

Jesberg, halbwegs Kassel, genau unterwiesen. Dort solle sie die Base Knieling schön grüßen, die werde es gut mit ihr machen.

„Von Jesberg an mußt du dir selbst weiter helfen, Lisbeth! Du bist ja ein verständig Weibsbild, und nun mit Gott."

Am dritten Morgen ist sie auf der bewaldeten Höhe hinter Hannöverisch Minden. Göttingen nicht mehr weit. Gott zum Lobe sagt sie alle Gebete, Sprüche und Gesangbuchslieder, die sie gelernt hatte.

Sie sieht Thal und Stadt. Da wanken dem starken Mädchen die Kniee, aber die Augen glänzen, der Odem fliegt, ihre Schritte werden schneller.

„Was wird er sagen, wann er — wann er auf einmal eins von zu Haus sieht, — und daß seine Mutter so schön an ihn gedacht hat?"

Sie findet das Haus, in welchem stud. Bang wohnt. Freundlich führt sie die Hausfrau hinauf.

„Herr Bang, Herr Bang! Besuch von zu Haus!"

Bei dem sind gerade vier Studenten aus Kurland, stolze Herren.

Lisbeth bleibt, den Korb auf dem Kopf, unter der Thüre. Auf einmal blaß wie der Tod.

„Musjeh Christian" — da stockt sie und schwankt. Eilig stützt die Hausfrau und der Musjeh erholt sich soweit, daß er eben noch den Korb retten kann.

Wer da weiß, welche übermäßige krampfige Spannung der Muskeln erforderlich, lang und weit schwere Last auf dem Kopf zu tragen, der muß bemerkt haben, daß nach dem Abstellen der ganze Oberkörper noch einige Zeit in der gleichen starren Fassung verharrt. Hals und Kopf für sich allein können nicht gewendet werden, Brust und Schultern müssen sich mitdrehen, und es geschieht das langsam in feierlich steifer Weise. Wer Lust hat, darf darüber lachen.

Und die Kuronen hatten Lust, und der Christel wußte nicht gleich wie ihm geschah, und das Mädchen sah einen nach dem andern an, und reckte sich dabei mit dem ganzen Leibe nach demjenigen, der eben seinen köstlichen Witz losgelassen hatte über die schöne Leibeigene aus dem Hessenland, die gütige Mama, die brillanten Mädchen und so.

Und die Lisbeth sah nicht, wie der Christian ihr die Hand zum Gruße bot, sie hörte nicht, als er nach Vater und Mutter frug.

„Herr Gott da droben, das Kind wird uns ohnmächtig, hat Augen wie ein Totes!" ruft die mitleidige Hauswirtin, und schiebt und leitet sie hinüber in ihr Besuchstübchen.

Die Lisbeth wurde nicht ohnmächtig, hat aber bis tief in den andern Morgen geschlafen.

Als da die Frau neben ihr am Bette saß und schalt, sie hätte sich doch zu viel zugemutet, so was könne keine Menschenseele aushalten, und manchmal „Stücker" aus dem Herrn Bang gelobt hat, ist ihr die Lisbeth um den Hals gefallen, hat geweint und hat gesagt:

„Mein Herz war mir so dick."

Ich glaube, das war das einzige Mal im Leben, daß die Lisbeth von ihrem Herz gesprochen hat.

Dann erzählte die Frau, der Herr Bang wäre gar so bestürzt gewesen, aber sie hätte niemand hereingelassen, und den Doktor nicht holen lassen, Schlaf wäre da die beste Medizin.

Nun mußte die Lisbeth das Schreckliche hören, wie es mit dem Muß gegangen. In der Kurländer ihrem gottvergessenen Lande, wo nicht einmal alle Jahre die Tannäpfel reif würden, da hätten die so was Gutes von Obstkonfitüren noch nie auf die Zunge bekommen. Also Platten, Teller, Löffel, Biscuits und Kaneel herbei — und

Löffel auf Löffel nur so hinuntergeschleckt. Eine wahre Schande! Sie hätten noch andere Studenten dazu heraufgerufen. Zwei von den großen, großen Töpfen rein ausgefressen!

„Die drei andern," sagte sie, „hat mir der junge Herr in Verwahr gegeben. Einer davon, hat er gesagt, wäre ihm für den Winter genug zum Brod. Die zwei andern wären für meine Kinder, weil ich mich deiner so schön angenommen. Das verstand sich doch ganz von selbst, und du wärst nicht bloß ein sehr hübsches Mädchen, sondern auch so brav, so was giebt's nicht wieder, hat er gesagt."

Dann hat die Frau das restierende Zwetschenmuß — Herr Bang war in's Kolleg — in schöne Porzellantöpfe mit Deckeln übergefüllt, und die Lisbeth hat ihre fünf steinernen Töpfe in der Küche ausgekocht und gewaschen, die treue Magd, und ist, nachdem sie sich bei den Leuten die Morgenkost hat schmecken lassen, mit dem erleichterten Korb wieder heim.

„Viel Grüß' an den Musjeh Bang, ich dürft' nicht länger verziehen, ich hätt's seiner Mutter in die Hand hinein versprochen. Gott lohn's Ihr, gute Frau."

Zu Haus, glaub' ich, hat die Lisbeth ein bischen — geschwiegen. Warum auch der lieben Mutter das Herzeleid mit den Kronen anthun?

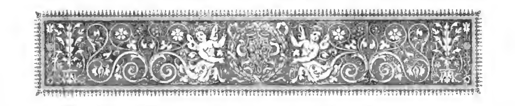
Ehe im nächsten Jahre der junge Herr zurückkommen sollte, hatte sich die „Lisbeth" verändert. So sagt man bei uns, wann eins heiratet.

Es war kein reich Mädchen, die Lisbeth, und die Partie nicht glänzend. Ihr Mann meines Onkels zu Wetter Schäfer.

Weiß noch die Thüre zum Schafstall. Beim Ein- und Ausgang pflegten die Hämmel über die ziemlich hohe Schwelle zu springen. Längs derselben streckten wir uns, Bruder Julius und ich, der eine drin, der andre drauß mit Leib und Gesicht auf den Boden, und ließen das Vieh über uns wegsetzen. Auch ein Vergnügen! Denn abgesehen vom Reize der Situation an und für sich, gab's auf unsere Rücken blaue Mäler, da öftere Sansfaçons von Hämmeln im Sprunge darauf traten. Daß die keine Sammetpfötchen haben, weiß ich aus Erfahrung. Die Spannung aber: tritt er? tritt er nicht? Das war die Hauptlust.

Viele, viele Jahre, bis zum Tode, haben sie im Schäferhäuschen an der Wetterer Stadtmauer gewohnt, der Hilberg und seine Lisbeth, „arme, geringe, im Leben nichts bedeutende, im Tode bald vergessene Leute."

Nicht ganz vergessen.



Die deutschen Siedelungen und die Reichskolonie im Nordosten.

I.

Unter den Ueberraschungen, welche die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, die „im Grundsatze" bereits im Jahre 1866 stattgefunden, so manchem Geschichtsphilosophen und „Völkerpsychologen" bereitet hat, nimmt die Thatsache nicht die letzte Stelle ein, daß unsere gebietende Stellung inmitten der europäischen Welt, weit entfernt den zerstreuten Gliedern des deutschen Volkskörpers außerhalb unserer Grenzen die längst ersehnte Sicherheit ihres nationalen Daseins zu verbürgen, gerade das Gegenteil zur Folge gehabt hat — eine erbarmungslose Deutschenhetze, die sich in Osteuropa, d. h. in den von Slaven bewohnten Gebieten am stärksten geltend macht, mehr oder minder aber überall beobachtet wird, wo Deutsche von dem Belieben anderer Nationalitäten abhängig sind.

Auf die Ursachen dieser Erscheinung wollen wir zunächst nicht eingehen. Vorerst haben wir es mit den thatsächlichen Verhältnissen zu thun, unter denen die vom deutschen Reichskörper teils ohne ihr Verschulden (Kolonieen des Mittelalters oder der Neuzeit), teils freiwillig Geschiedenen (Auswanderung) leben oder zu leben genötigt sind.

Deutschland ist das einzige Land in Europa, welches einen nach Flächeninhalt wie nach Einwohnerzahl bedeutenden Teil seines mittelalterlichen Besitzes unter fremder Herrschaft sieht. Außer ihm befindet sich nur Italien noch in ähnlicher Lage, insofern Südtirol und das zum Teil von Italienern bewohnte Küstengebiet um Triest sowie die gleichfalls überwiegend italienischen oder doch italienisierten dalmatinischen Küstenstädte österreichisches Besitztum sind. Spanien könnte wegen Gibraltar erwähnt werden, während Rußland hie und da auf die „stammverwandten" Ruthenen verweist, welche von den galizischen Polen unter österreichischem Scepter nicht viel besser behandelt würden, wie die Polen des ehemaligen Königreichs von den Russen. Frankreich kann in diesem Zusammenhange ebenso nur wegen der unbedeutenden Kanalinseln Guernsey, Jersey ꝛc. in Betracht kommen, und ebensowenig fällt ins Gewicht, daß einzelne Teile des französischen Sprachgebietes zur Schweiz gehören. Dort giebt es eben kein herrschendes Volkstum. Ebensowenig können wir vom deutschen Standpunkte zugeben, daß es Elsaß-Lothringens wegen hierher gehört, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß der westlichste Teil von

Lothringen und eine Anzahl Vogesendörfer im Elsaß der französischen Nationalität zuzurechnen sind.

Ganz frei von Anhängseln dieser Art ist England. Unseres Wissen giebt es kein Stück von Briten bewohnte Erde, welches nicht auch von Briten regiert würde. Die Vereinigten Staaten zählen nicht mit, da die geistige Herrschaft Englands dort mit seiner Sprache keinen Augenblick zu bestehen aufgehört hat. Dasselbe gilt von den Magyaren, von denjenigen Nationen mithin, bei denen der Nationalstolz am rücksichtslosesten zur Erscheinung kommt.

In Deutschland, welches in diesem Stücke am wenigsten „sündigt", besteht, wie einleuchtet, das umgekehrte Verhältnis: am meisten von allen hat es von seinen Angehörigen an andere Staatengebilde abgegeben. Zufall kann das nicht sein; wenn sich ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beiden Thatsachen auch nicht nachweisen läßt, so leidet es doch keinen Zweifel, daß der furchtbare Verfall des Reichskörpers, wie er besonders im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert eintrat, mit durch den mangelnden Nationalgeist der Deutschen verschuldet ist. Jener Verfall aber hat sich seinerseits vor allem in der Abtrennung wichtiger Glieder geäußert, die zum Teil ganz verloren gegangen sind, da sich schon bei ihnen ein geschichtliches und politisches Sonderbewußtsein herausgebildet hat, wie bei der Schweiz und Holland, zum Teil aber wie einsame Inseln aus einer fremdartigen Völkerflut herausragen, wie namentlich die baltischen Provinzen Rußlands. Der sächsische Königsboden in Siebenbürgen und zahlreiche alte Siedelungen Deutschlands im europäischen Südosten sind hier nur deshalb nicht zu nennen, weil sie nie zum engeren Verbande des Reiches gehört haben; im übrigen tragen sie aber ganz den Charakter, welcher den eigentlichen Reichskolonien zukommt, d. h. sie stehen da als Erinnerung an die große Vergangenheit unseres Volkes und verdienen auch da noch in diesem Sinne erwähnt zu werden, wo sich, wie bei einem Teil der europäischen Kolonien, die deutsche Eigenart nur in dürftigen Resten noch erhalten hat.

Eine eigenartige Stellung nimmt Deutsch-Oesterreich ein, das größte und wichtigste der vom deutschen Reich getrennten Glieder, von dem man aber nicht sagen kann, daß es der Fremdherrschaft verfallen ist. Zwar ist das deutsche Volkstum von der österreichischen Staatsraison augenblicklich nicht bevorzugt, sondern wird zu gunsten der Slaven in den Hintergrund gedrängt. Das ändert aber nichts daran, daß die herrschende Dynastie eine deutsche ist, und daß die deutsche Sprache in Oesterreich trotz alledem noch als die thatsächliche Staatssprache gilt.

In eine ganz andere Kategorie gehören die deutschen Kolonien in Rußland, welche im Laufe des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts im Osten, Süden und Südwesten des Reiches, in viel geringerem Umfange im Nordwesten (bei St. Petersburg) und im Südosten (Kaukasus) angelegt worden sind. Von einer Fremdherrschaft kann in diesem Falle deshalb nicht geredet werden, weil die Besiedelung auf Grund freiwilliger Einwanderung stattgefunden hat. Die Ansiedler mögen in manchen Einzelheiten getäuscht worden sein: im großen und ganzen haben sie jedoch aus freiem Entschlusse gehandelt. Eben dasselbe findet wohl auch auf die meist schwäbischen Ansiedelungen Anwendung, welche im vorigen Jahrhundert im Banat und anderen Gegenden Ungarns stattgefunden haben. Unmittelbare Gewalt ist dabei wenigstens nicht gebraucht worden.

Außerhalb Europas kommt der deutschen Siedelung natürlich eine ganz andere Stellung zu als innerhalb desselben, weil das alte Reich nicht, wie z. B. Frankreich und Holland, eigene außereuropäische Besitzungen gehabt hat, die es an fremde Mächte verlieren konnte. Das Beispiel von Unterkanada, wo eine französische Bevölkerung von fast 1 Million Seelen unter englischer Herrschaft lebt, und das Hollands, welchem seine südafrikanischen Volksgenossen (ungemischt ist der Stamm allerdings nicht) ebenfalls Großbritannien unterthan geworden sind, paßt hierher mithin nicht.

Von deutschen Kolonien im geschichtlichen Sinn kann weder in Amerika, noch in Asien und Australien die Rede sein. Es giebt dort, besonders in den Vereinigten Staaten, eine sehr bedeutende Menge von Deutschen. Dieselben wohnen aber sozusagen als Privatleute, der öffentlich-rechtliche Charakter eines alt begründeten, wenn auch immerhin unter fremder Herrschaft stehenden Gemeinwesens kommt ihnen nirgend zu; allenfalls ließe sich in diesem Sinne von einigen deutschen Kolonien in Südbrasilien reden, wie z. B. Blumenau, Joinville, Donna Francisca u. s. w. Seitdem die besondere Verwaltung dieser Kolonien aufgehört hat und dieselben brasilianische „Municipien" geworden sind, erscheint es zweifelhaft, ob sie jene Bezeichnung noch verdienen. Ganz sicher aber steht dieselbe den zufälligen „Kaufmannskolonien" nicht zu, welche sich in fast allen größeren und in vielen kleineren Städten der sämtlichen fremden Weltteile finden, und deren Personalbestand unaufhörlich wechselt, weil es eben nur das Geschäft ist, welches den Einzelnen an seinen Wohnort fesselt. Daß diese Art von Kolonien, deren es übrigens auch in Europa sehr viele und darunter höchst bedeutende giebt, vom nationalen Standpunkte das wenigste Interesse erwecken können — wie wir sehen werden, verdienen sie es auch in anderer Hinsicht am wenigsten — versteht sich von selbst.

Die ersten Anfänge deutschen Lebens an den nordöstlichen Gestaden der Ostsee, welche gegenwärtig (zum Teil seit 1710, zum Teil seit 1745) unter russischer Herrschaft stehen, reichen bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück; aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Jahr 1185 als der Beginn fester Niederlassungen anzusehn, während der, wie es scheint, von der Insel Gothland, insbesondere von Wisby ausgehende Handelsverkehr von deutschen Kaufleuten mit den livischen und lettischen Ureinwohnern des südwestlichen Teils von Livland bedeutend früher begonnen haben mag.

Jene erste feste Niederlassung der Deutschen bedeutet die Errichtung der Burg Ykeskola (später Uexküll genannt), welche der mit einer kriegerischen Pilgerschaar in der Düna gelandete Segeberger Mönch Meinhardt 1185 erbaute. Dieser Siedelungsversuch war nicht besonders glücklich. Die Urbewohner ließen sich zwar zum Teil ohne großen Widerstand taufen, fielen aber unmittelbar darauf in ihre heidnischen Gebräuche zurück und gefährdeten dann den Bestand der deutschen Kolonie in ähnlicher Weise, wie es bis vor kurzem noch die Indianer des „fernen Westens" der Vereinigten Staaten zu thun pflegten, ja in einzelnen Fällen noch heute thun. Meinhardt, der inzwischen von dem Erzbischof Hartwig II. von Bremen, welcher sich mit dem Plane eines Patriarchates im Norden trug, zum Bischof geweiht worden war, konnte sich nur mit Mühe behaupten. Der Zuzug deutscher Kreuzfahrer und Pilger war schwach, weil nur auf dem weiten und beschwerlichen Seewege möglich, überdies waren die Neuankommenden gewohnt, sich höchstens auf ein Jahr zu verpflichten; es kam vor, daß sie das Land gerade im Zeitpunkt der höchsten Gefahr verließen. Als Meinhardt 1196 starb, schien wenig erreicht. Dennoch hat er den Grund zu einem Werk gelegt, welches sieben Jahrhunderte überdauern sollte. Auch in dem Sinn muß das gelten, daß er es war, dem die Selbständigkeit der livländischen Kirche des Mittelalters zu danken ist, denn nicht nach Bremen hat er sich wegen eines Nachfolgers gewendet, sondern an den Papst.

Dieser Nachfolger war der Cistercienser Berthold, ehemals Abt in Loccum, ein streitbarer Priester, welcher der Liven und Letten aber auch seinerseits nicht dauernd Herr zu werden vermochte, und schon nach zwei Jahren (1198) im Kampfe gegen dieselben fiel. Nach seinem Tode, dem ein gewöhnlicher Abzug der mit ihm ins Land gekommenen Kreuzfahrer folgte, erhoben sich die Urbewohner aufs neue gegen die

deutschen Ansiedler im Lande und es gelang ihnen diesmal, sie fast völlig zu vernichten. Vielleicht wäre es auf immer gewesen, wenn sich nicht in dem nun zum dritten Bischof von Livland geweihten Domherrn Albert von Bremen ein genialer Mann gefunden hätte, dem es gelang, die deutsche Herrschaft auf feste Füße zu stellen. Trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, welche ihm aus der verwickelten und widerspruchsvollen Lage im Reiche wie aus der schwer zu besänftigenden Eifersucht zwischen Dänen und Schweden einerseits, dem Ehrgeize Bremens andererseits erwuchsen, wußte er im Jahre 1199 ein verhältnismäßig zahlreiches Kreuzheer zusammenzubringen, mit welchem er im Frühjahr 1200 in der Düna landete. Sein erstes Werk war die Verlegung des Bischofssitzes von Uexküll nach einem der See näher gelegenen Punkte, wo er in demselben Jahr den Grundstein der Stadt Riga legte, die sich fortan als unüberwindlicher Wall des Deutschtums in Livland erweisen sollte.

Nur so freilich ist es möglich geworden, daß Bischof Albert durch die Schöpfung des Ordens der Schwertbrüder einerseits, die Heranziehung deutscher, meist aus Hamburg und Bremen stammender Bürger andererseits ein Element der Thätigkeit in die Niederlassung gebracht hat, welches derselben bis dahin fehlte.

Der Orden, welcher vom Papst Innocenz III. am 12. Oktober 1204 bestätigt wurde, hatte dem Bischof von Riga den Huldigungseid zu leisten, wie er denn auch in allen geistlichen und weltlichen Dingen demselben zum Gehorsam verpflichtet war, was bei der außerordentlichen Thatkraft und Leistungsfähigkeit des Ordens der Entwickelung des livländischen Gemeinwesens sehr zu statten gekommen wäre, wenn nicht auf der einen Seite der römische Stuhl selbst von Anfang an eine gewisse Eifersucht gegen die Selbständigkeit dieses Gemeinwesens gehegt hätte, die ihn veranlaßte, die ehrgeizigen Pläne des Ordens dem Bischof gegenüber zu begünstigen. Livland sollte eben nur vom Papste abhängen, ihm so zu sagen zu eigen sein. Deshalb sorgte schon Innocenz III. dafür, daß Bischof Albert, der im Jahre 1207 Livland vom König Philipp von Schwaben zu Lehen genommen hatte und somit Reichsfürst geworden war, an den Schwertbrüdern eifrige Mitbewerber erhielt. Zunächst verlangten sie als ihren Antheil den dritten Teil alles eroberten oder noch zu erobernden Landes. War schon dieses Verlangen dem Bischof, der allein Herr sein wollte in Livland, keineswegs genehm, so sah er sich durch die noch weitergehenden Ansprüche des zweiten Ordensmeisters Volquin genöthigt, im Jahre 1210 nach Rom zu gehen, um den Streit vor dem Papste selbst zur Entscheidung zu bringen. Dieser, der, wie wir gesehen, die Bildung eines mächtigen Einheitsstaates unter einer gewaltigen Persönlichkeit wie Bischof Albert keineswegs zu begünstigen gedachte, stellte sich im wesentlichen auf die Seite des Ordens, dem ein großes Maß von Selbständigkeit zugebilligt wurde. In dieser Entscheidung ruhen die Wurzeln des mittelalterlichen Livland. Der Streit zwischen Orden und Kirche ist seitdem nie mehr zur Ruhe gekommen. Dieser Streit aber hat es den großen Vasallen des ersteren, ritterlichen, meist aus Westfalen eingewanderten Familien erlaubt, eine Machtstellung zu gewinnen, welche die Ritterschaften seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einem eigenen Faktor des livländischen Föderativstaates werden ließ. Die Vasallen des Ordens konnten wegen der eigenen kriegerischen Tüchtigkeit des letzteren zu einer solchen Stellung nie gelangen. Innerhalb seiner Grenzen war der Orden alle Zeit übermächtig und brachte es schließlich so weit, daß ihm überhaupt die erste Rolle im Lande zufiel. Hierbei muß übrigens bemerkt werden, daß dabei nicht mehr an die Schwertbrüder zu denken ist. Nach dem Untergange der letzteren im Kampfe gegen die Litthauer im Jahre 1288 trat der deutsche Orden, der damals in Preußen zu kolonisieren begann, in dieselben Rechte.

Daß sich die Abklärung dieser zum großen Teil rein thatsächlichen Verhältnisse zu mehr oder weniger festen Rechtsformen nur unter heftigen Reibungen und Kämpfen vollziehen konnte, liegt auf der Hand. Diese Kämpfe fanden aber nicht nur zwischen Kirche und Orden statt, auch die Städte wurden mehr und mehr in dieselben ver-

12*

wickelt. So hat Riga vom Schlusse des 13. Jahrhunderts bis zum Jahre 1330 einen erbitterten Kampf mit dem Orden geführt, welcher mit dem Siege des letzteren endete, der dem Hader darum aber doch nicht dauernd ein Ziel setzte; ebenso entbrannte derselbe immer wieder von neuem zwischen den anderen Städten Livlands, dem Orden und dessen mächtigen Vasallen.

Um so bewunderungswürdiger ist es, daß dieses inneren Haders ungeachtet, der oft genug zum Bürgerkriege wurde, Deutsch-Livland volle 350 Jahre hindurch dem keinen Augenblick ruhenden Ansturme äußerer Feinde Stand gehalten hat, dem sich zwei mal, 1223 und 1343 furchtbare langandauernde Aufstände der Eingeborenen beigesellten. Schon Bischof Albert sah sich während seiner ganzen Regierungszeit, fast ein Menschenalter hindurch (1200—1229) genötigt, zur Sicherung der eroberten Gebiete mit Russen, Dänen und Litthauern Kriege zu führen, die bei vielfach wechselndem Glücke seine Lebensarbeit schließlich befestigen halfen, die Gegner aber keineswegs in dem Maße zu demütigen vermochten, daß sie nicht bei jeder Gelegenheit von neuem über das Häuflein der Deutschen an der Ostsee hergefallen wären. Zum Teil geschah das sogar mit dauerndem Erfolge. Estland, welches die Dänen um 1218 in seinen nordwestlichen Teilen besetzt hatten, das aber fast ausschließlich von Deutschen besiedelt worden war, mußte ihnen um 1238 überlassen werden; sie haben es über hundert Jahre, bis 1347, behauptet; dann gelangte es an den Orden.

In den östlichen Teilen des Landes zumal nahmen die Einfälle der Russen kein Ende. Alexander Newsky schlug den Orden 1242 empfindlich. Auch den Litthauern vermochte er sich dank der unausrottbaren Unzuverlässigkeit der eingeborenen Truppen, welche naturgemäß die große Masse der Ordensheere bildeten, nicht immer siegreich zu behaupten; sie haben ihm viele schwere Niederlagen beigebracht. Bei alledem bestand Livland, wie gesagt, die Probe, obwohl es gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts von einer furchtbaren Pest, wohl dem Ausläufer des „schwarzen Todes", dermaßen verwüstet wurde, daß, wie der Chronist sich ausdrückt: „Nur der ‚Zehnte Mann' am Leben blieb."

Die niedersächsische Zähigkeit hat sich hier in ihrer ganzen Unüberwindlichkeit offenbart, wie sonst vielleicht nur bei den Schicksalsgenossen der Livländer, den Sachsen in Siebenbürgen. In gewissem Sinne war die Aufgabe der ersteren eine noch schwierigere, weil der Zuzug, den sie aus dem Mutterlande erhielten, zu keiner Zeit so stark gewesen ist, als der nach dem Südosten. Deutsche Bauern sind den Rittern und Bürgern nie gefolgt, sie scheuten die weite Meerfahrt, über Land aber konnten sie nicht nach Livland gelangen, weil der Weg durch das ausgedehnte Gebiet des preußischen Ordenslandes führte, wo sie leicht seßhaft wurden. Ob der Orden Livland Preußen gegenüber absichtlich vernachlässigt hat, wird sich kaum feststellen lassen, unerklärlich wäre es aber nicht, wenn er darnach gestrebt hätte, zunächst die älteren Gebietsteile deutsch zu machen, in denen die Wurzel seiner Stärke ruhte.

Wie immer es sich damit auch verhalten möge, die Thatsache, daß das eigentliche Volk in Livland stets „undeutsch" geblieben, ist Livlands Verhängnis geworden; sie hat die deutschen Heere des Landes des Rückhaltes beraubt, den sie in Preußen gewannen und der den deutschen Charakter des letzteren für immer gesichert.

Thöricht und ungerecht aber ist es, den Livländern, wie das nicht selten geschehen ist, einen Vorwurf daraus zu machen, daß es nicht zur vollständigen Germanisierung des Landes gekommen ist. Nicht an ihnen hat es gelegen, daß der deutsche Bauer ihrer Spur nicht folgte; ohne den aber waren sie machtlos. Wie hätte die handvoll Ritter und Bürger in dem unausgesetzten Kampfe ums Dasein, der das livländische Mittelalter erfüllte, daran denken können, den furchtbar halsstarrigen Esten zumal neben dem Christentum, das sie widerwillig genug der Form nach annahmen, auch die deutsche Sprache aufzudrängen? Angesichts der furchtbaren Erfahrungen, die sie bei den Aufständen von 1223, namentlich aber bei dem von 1343 gemacht, hatten sie allen Grund,

vorsichtig zu sein, um so mehr, als sie bei ihren Kämpfen gegen Dänen, Litthauern und Russen, wie wir gesehn, wesentlich auf die Arme der Eingeborenen angewiesen waren. Ohne diese wäre der Widerstand, so unzuverlässig sich Letten und Esten meist auch zeigten, unmöglich geworden. Ritter und Bürger bildeten nur den Kern des Heeres, das Offizierkorps desselben; anders konnte es nicht sein.

Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich auch, daß die Leibeigenschaft in dem livländischen Staatenbunde keinen Eingang gefunden hat, wenigstens nie mit der Härte gehandhabt worden ist, die im westlichen Europa während des späteren Mittelalters üblich war. Erst nach dem Zusammenbruch des alten Gemeinwesens, nachdem ein Teil des nördlichen gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter schwedische Herrschaft gelangte, während das eigentliche Livland polnisch geworden war und Kurland unter Gotthard Ketteler, dem letzten Meister des deutschen Ordens in Livland, ein quasi selbständiges Herzogtum bildete, änderte sich das und die Bauern verfielen einer strengen Hörigkeit, die übrigens schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als Estland und Livland der Krone Schweden zugehörten, durch eingehende, scharf gehandhabte obrigkeitliche Bestimmungen gemildert wurde.

Volle 350 Jahre, so sehen wir, hat das mittelalterliche Livland unter den denkbar ungünstigsten inneren und äußeren Verhältnissen, fast ganz auf eigene Kraft angewiesen, wirksam dieser Ungunst der Lage getrotzt. Endlich aber ist es doch zusammengebrochen, nachdem es unter seinem größten Staatsmann, dem Ordensmeister Walter von Plettenburg, im Jahre 1501 die Russen in der glorreichen Schlacht an der Smolina so gründlich besiegt hatte, daß ein fast ununterbrochener fünfzigjähriger Friede folgte. Gerade diese Zeit äußerer Ruhe sollte dem daran nicht gewöhnten Lande verderblich werden, um so mehr, als die reformatorische Bewegung von Deutschland aus sehr zeitig, bereits um das Jahr 1523, eingedrungen war und auf die alten Stände und ihren Zusammenhalt zersetzend gewirkt hatte. Während ein Teil der neuen Lehre zufiel, die besonders in Riga und Reval raschen Eingang fand, hielt ein anderer an dem alten Glauben fest und hieraus ergaben sich Reibungen und Wirrnisse ohne Zahl, welche dermaßen abschwächend wirkten, daß die überdies durch Wohlleben und Ueppigkeit verweichlichten Livländer, als die Russen unter Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen im Jahre 1558 den lange drohenden Einfall unternahmen, außer stande waren, sich nachhaltig zu verteidigen. Nach einer Verwüstung, die man so grauenhaft noch nie erlebt, mußte sich der Orden, der seit der Säkularisierung Preußens durch Albrecht von Brandenburg im Jahre 1525 ohne allen Rückhalt dastand, zur Auflösung herbeilassen; sein letzter Meister Gotthard Ketteler ward, wie gesagt, mit dem kurischen Herzogshute abgefunden, der Rest aber fiel nach und nach teils an die Polen unter Siegismund August, teils an die Schweden, welche keine Festsetzung der russischen Macht an der Ostsee dulden wollten, und damals noch stark genug waren, dieselbe zu verhindern.

Die der allmählichen Abklärung dieser Verhältnisse vorausgehenden Wirren — sie dauerten von 1558 bis etwa 1621, wo Riga von Gustav Adolf erobert wurde — kann man sich nicht entsetzlich genug vorstellen. Während dieser Zeit wurde das Land zwischen den streitenden Mächten hin- und hergerissen, ohne daß sich übersehen ließ, wem es zuletzt gehören würde. Die Polen, welche Livland etwa von 1562 bis 1621, wenn auch keineswegs unbestritten, beherrschten, suchten es mit allen Mitteln der Gewalt und List polnisch-katholisch zu machen, das Deutschtum wurde von den Jesuiten und polnischen Starosten damals noch rücksichtsloser fast verfolgt, als heute von dem russischen Tschinowniktum und den Popen des „heiligst' dirigierenden Synod.“ Um die Wende des Jahrhunderts etwa drangen die Schweden ins Land und nun tobte über zwanzig Jahre hindurch ein Krieg, der bis zum letzten Augenblick alles unentschieden ließ, während sich die Bevölkerung von beiden Seiten als Feind behandeln lassen mußte. Kurland hat hiervon im ganzen weniger gelitten, Estland dagegen sah sich den Einfällen

der Russen ausgesetzt, die Reval 1570 und 1577 belagerten, und außerdem von Schweden, Dänen und den wilden Scharen der sog. „Hofleute" bedrängt, die sich bald als Parteigänger der einen oder anderen Macht verdangen, bald auch auf eigene Faust plünderten und raubten.

Mit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunders, d. h. mit dem Siege Schwedens über Polen, begann dann endlich eine äußerlich ruhigere Zeit, die, wenn auch nicht ohne blutige Unterbrechungen, bis zum Ende des Jahrhunderts dauerte. Schweden hat sich in dieser Zeit um Livland sehr verdient gemacht, indem es eine geordnete Verwaltung einführte und durch die Begründung der Hochschule in Dorpat (1632) auch der geistigen Kultur eine Stätte schuf. Man darf indessen nicht glauben, daß diese Kultur nach der Auffassung der schwedischen Staatsmänner eine deutsche bleiben sollte. Gustav Adolf hat Dorpat einfach begründet, weil er sich ein Werkzeug zur allmählichen Entdeutschung Livlands schaffen wollte. Die Hochschule war dazu bestimmt, eine Pflanzschule schwedischen Beamtentums zu werden, woraus sich auch erklärt, daß sie von Anfang an mehr von Schweden und Finnländern, als von Deutschen besucht gewesen ist. Alle diese Pläne fanden jedoch keine Zeit zu reifen. Die berüchtigte „Güterreduktion", durch welche dem livländischen Adel im Jahre 1687 unter nichtigem Vorwande fast 6/7 seines Landbesitzes entzogen wurde, kam zu spät, um die gewünschte Wirkung ganz zu thun. Schon zehn Jahre später machte der Nordische Krieg allen Bestrebungen dieser Art ein Ende. Schweden wußte sich anfangs gegen Peter den Großen zwar siegreich zu behaupten, denn Karl XII. schlug seinen Gegner 1700 bei Narwa schwer aufs Haupt, auf die Dauer jedoch vermochte er dem Vordringen der Russen keinen wirksamen Widerstand zu leisten, weil er anderwärts beschäftigt war, und Peter der Große ließ Livland im Jahre 1704 durch Scheremetjew dermaßen verheeren, daß außerhalb der festen Plätze kaum noch Leben übrig blieb, und als sich Karl XII. nach der Schlacht bei Pultawa auf mehrere Jahre nach der damals türkischen Festung Bender zurückzog, bot das seinem Gegner die erwünschte Gelegenheit, die Eroberung Liv- und Estlands zu vollenden. Im Sommer und Herbst 1710 mußten die durch eine entsetzliche Pest entvölkerten Städte Riga, Pernau und Reval kapitulieren, Dorpat war 1708 so vollständig zerstört worden, daß buchstäblich kein Stein auf dem andern blieb, die Einwohnerschaft aber hatte Peter der Große mitten im Winter ins Innere von Rußland schleppen lassen, von wo sie erst nach Beendigung des Krieges zurückkehren durfte. Widerstand war nicht mehr möglich, das Land, welches fast 9/10 seiner Bevölkerung verloren hatte, lag dem Zaren wehrlos zu Füßen; dennoch zog er es vor, einen Vertrag zu schließen, welcher bis zum Regierungsantritt Alexanders im Großen und Ganzen die Grundlage des Verhältnisses der Ostseeprovinzen, wie sie nunmehr genannt wurden, zum russischen Reiche geblieben ist. Das war groß gedacht, denn Livland hatte während des ganzen Krieges, so schwer es von Schweden gemißhandelt worden war, fest und treu zu letzterem gehalten. Der Zar hätte die Besiegten dafür mit Vernichtung ihres alten Rechtes strafen, er hätte sie mit seinen damals noch völlig asiatischen Russen auf einen Fuß stellen können, wer würde es ihm gewehrt haben? Daß er es nicht gethan, daß er den kleinen Kern deutscher Bildung und Sitte hoch genug zu schätzen wußte — um es nicht zu thun — das ist ihm und seinen Nachkommen von dem eroberten Lande gedankt worden bis auf den heutigen Tag. Wenn es auch nicht zutreffend ist, von einer förmlichen Herrschaft der baltischen Deutschen in Rußland zu reden, so haben sie doch anderthalb Jahrhunderte hindurch in Staat und Heer eine sehr bedeutende Rolle gespielt, eine Rolle, die richtig allein an der während dieser Zeit unaufhörlich wachsenden Weltstellung des Reiches gemessen werden kann.

Die ersten Jahrzehnte der russischen Herrschaft an der Ostsee lassen dies allerdings noch nicht erkennen. Während dieser Zeit hatte das Land, welches durch den Nordischen

Krieg verhältnismäßig viel härter noch betroffen worden war, als Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg betroffen worden ist, der äußeren Ruhe ungeachtet mit einer Krisis zu ringen, die bei aller Unscheinbarkeit zu den schwersten gehört, von denen seine Geschichte berichtet. Aus dem fürchterlichen Schmutz und Elend, wie sie die Folge jener Zeit gewesen war, galt es, sich langsam mit unsäglicher Mühe herauszuarbeiten, und doch fehlte es in dem öde gewordenen Lande an allen Mitteln dazu. Die Armuth der deutschen Herren in Stadt und Land war kaum geringer als die der „undeutschen" Leibeigenen auf dem Dorfe, denen in dieser Zeit das härteste Los beschieden war, weil die selber arm und roh gewordenen Herren, denen die russische Regierung auch, wie die schwedische dereinst, auf die Finger sah, ihre Ansprüche auf die Arbeitskräfte der Bauern zu steigern geneigt waren, so weit es ging. Der alte livländische Wahlspruch: „Leben und leben lassen" galt nicht mehr.

Allein er sollte doch wieder zu Ehren kommen. Als der livländische Landrat Carl Friedrich Schoultz von Ascheraden im Jahre 1765 seinen Leibeigenen aus freiem Antriebe und um seinen Standesgenossen ein Beispiel zu geben, die Freiheit schenkte, hatte sich Livland wieder gefunden, wenn es auch noch etwa ein halbes Jahrhundert gedauert hat, bis jenes Beispiel in der Gesetzgebung selbst seine Früchte trug. In den Jahren 1804 bis 1819 hat sich die große Umwandlung vollzogen, mit der die Ostseeprovinzen unter der Führung ihrer Ritterschaften dem russischen Reiche um mehr als vierzig Jahre vorausgeeilt sind.

Ohne inneren Aufschwung und Wiederbelebung des deutschen Geistes wäre das nicht möglich gewesen. Diese Wiederbelebung aber hat sich wesentlich aus sich selbst heraus vollzogen, ohne daß sich in dieser Richtung eine unmmittelbare Wirkung von Deutschland her bemerkbar gemacht hätte oder sich überhaupt nur hätte machen können, weil Deutschland damals selbst noch nicht zum Bewußtsein seiner nationalen Persönlichkeit gekommen war. Eine mittelbare Wirkung allerdings ist da. Wer von jungen Balten nach höherer Bildung strebte und die Mittel besaß, sie sich von der Heimat her zu verschaffen, finden wir schon um 1750 herum, ja wohl noch früher sogar, an deutschen Hochschulen, vor allem in Jena und in Königsberg, stark vertreten, während ein anderer Teil in preußischen oder österreichischen Kriegsdiensten — wie Laudon — in einem gewissen Zusammenhange mit der deutschen Bildung blieb, die dem Lande andererseits durch ziemlich zahlreiche, meist dem gelehrten Stande angehörige Einwanderer vermittelt wurde. Offiziell, wie gesagt, war nichts der Art vorhanden; man kannte sich gegenseitig nicht. Wäre Rußland damals von demselben eng chauvinistischen Geiste beseelt gewesen, der es heute erfüllt: Livland hätte sich bei dem vollständigen Mangel an höheren Lehranstalten und Lehrkräften aus der Rohheit und geistigen Verkommenheit der Kriegsperiode nicht zu erheben vermocht. So aber fand es die Neubegründung der Universität Dorpat durch Alexander I. im Jahre 1812 gefördert genug, um von dieser zivilisatorischen That, die freilich nur die verspätete Einlösung eines von Peter dem Großen gegebenen Versprechens darstellte, Nutzen zu ziehen. Nicht nur für sich selbst jedoch, sondern auch für das weite Reich, dem die neue Hochschule seit 85 Jahren eine unendliche Menge von Beamten, Geistlichen, Lehrern, Aerzten u. s. w. geliefert hat.

Die nun folgenden 60 Jahre stellen, äußerlich angesehen, die ruhigste und ungestörteste Zeit baltischer Entwickelung dar, wenn auch sie gleich von Angriffen auf die geschichtliche Eigenart des Landes keineswegs freigeblieben sind. Das von Paul I. im Jahre 1796 wiederhergestellte alte kapitulationsmäßige Verfassungsrecht ist zwar während dieser Zeit im Wesentlichen ungetrübt geblieben, dagegen wurde während der Vierziger Jahre (von 1841—1847) in Livland eine „griechisch-orthodoxe" Propaganda betrieben, welche dem lutherischen Charakter des Landes um so gefähr-

licher hätte werden können, als sie ursprünglich ohne Zweifel von Kaiser Nikolaus I. gebilligt wurde. Die an Aufruhr grenzenden Vorgänge jedoch, welche sich an das Treiben der orthodoxen Geistlichkeit knüpften, machten den streng anti-revolutionär gesinnten Monarchen stutzig und veranlaßten ihn, einzulenken. Ebenso wenig wurde mit der 1848 angeordneten Einführung der russischen Sprache Ernst gemacht. In dem einen wie in dem andern Falle fehlte der starke Antrieb einer politischen Gefahr. Von dem tief verachteten, in sich zerrissenen und entzweiten Deutschland verstand ein Herrscher von dem Wesen Nicolaus I. für die kirchliche wie für die politische Weltstellung Rußlands nichts zu befürchten; er ließ sich deshalb zu Rücksichten herbei, welche der Gegenwart schlechtweg unzulässig scheinen.

Die Balten lohnten ihm und dem Reiche das mit einer Ergebenheit, die ihres Gleichen suchte und hier und da, wie sich nicht leugnen läßt, ihrem deutschen Bewußtsein Abbruch that. In diesem Sinne darf die „beste Zeit", welche die Provinzen vom Anfang des Jahrhunderts bis zum Jahre 1867 durchgemacht, als vielleicht die schlimmste und bedenklichste ihrer Geschichte bezeichnet werden. Hätte sich ein Zustand, wie der der fünfziger Jahre, wo hochgesteigerter Patriotismus und wirtschaftliche Wohlfahrt reiche Nahrung fanden, länger erhalten lassen: wer weiß, wie erschlaffend dieses „Capua" auf die überlieferte Denkweise eingewirkt haben würde? Allein der Traum war kurz. Schon zu Anfang der sechziger Jahre wurden in Rußland, damals freilich nur vom liberalen Standpunkte, Stimmen geltend, welche das deutsche „feudale" Wesen in den Ostseeprovinzen für „überlebt" erklärten und nach russischer Art gewaltsames Eingreifen anempfahlen. Von Bedeutung wurde das aber erst, als Katkow im Jahre 1864 den nationalen Ton anschlug, der, seitdem immer mächtiger anschwellend, zum Donnerhall geworden ist.

Ohne die Ereignisse des Jahres 1866 wäre die Aufmerksamkeit der Russen bei alledem vielleicht nicht dauernd an den baltischen Dingen haften geblieben. Mit Königgrätz aber erwachte die Sorge um den eigenen Besitz. Die Ostseeprovinzen erschienen als begehrenswerteste Gegenstände preußischer Eroberungsgelüste. Dem mußte rücksichtslos begegnet werden. Schon Alexander II., obwohl den Balten im Grunde wohlgesinnt, begann deshalb an der deutschen Eigentümlichkeit ihrer Einrichtungen zu rütteln, immerhin aber so, daß der eigentliche Kern dieser Einrichtungen, die Herrschaft der deutschen Sprache, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens noch erhalten blieb, dagegen scheute man vor Eingriffen in das kapitulationsmäßige Recht nicht mehr zurück. Im Jahre 1877 wurde die russische Städteordnung von 1870 in den baltischen Städten auf dem Verordnungswege eingeführt. Damit war im Grundsatze Bresche gelegt in alles, wenn man den Ritterschaften einstweilen auch noch nicht zu nahe trat.

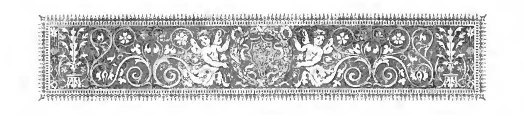
Dies sollte der Regierung Alexanders III. vorbehalten bleiben. Die erste That dieses Herrschers den Provinzen gegenüber war, daß er die hergebrachte Bestätigung der Privilegien verweigerte. An seiner Denkweise konnte hiernach kein Zweifel mehr sein, und in der That brachte schon das Jahr 1882 die berüchtigte „Manassein'sche Senatorenrevision" in Liv- und Kurland — Estland blieb damals noch verschont.

Aus dieser durch anderthalb Jahre fortgesetzten „Revision", die im Grunde nichts anderes war, als ein großartiges amtliches Demagogenstück, hat sich alles entwickelt, was seit dem Winter 1885 über die drei Lande hereingebrochen ist. Zum Justizminister ernannt, eröffnete Manassein, dem hervorragende Befähigung nicht abgesprochen werden kann, den Kampf gegen die alte Rechtsordnung der Provinzen, indem er die grundsätzliche Beseitigung der von den Ritterschaften geübten ländlichen Polizeigewalt durchsetzte (im März 1885). Hierauf folgte im September desselben Jahres der ohne Zweifel auch von ihm, wenn nicht verfaßte, so doch eingegebene „Sprachenukas", welcher die historische Stellung der deutschen Sprache mit einem Schlage

vernichtete, und endlich die Umgestaltung des Verhältnisses der Procuratur oder Staatsanwaltschaft zu den Gerichten, wodurch erstere vollständig von dem Belieben der letzteren abhängig geworden sind, ja jede in einem Beamtenverhältnisse irgend welcher Art stehende Persönlichkeit ohne weitere Begründung nicht nur suspendiert, sondern ins Gefängnis geworfen werden kann.

Ob auch die nebenhergehende religiöse Verfolgung als Manasseins Werk anzusehen ist, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht reicht hierzu der Einfluß Pobedonoszews aus, der schon seit 1883 eine äußerst lebhafte „griechisch-orthodoxe" Propaganda eingerichtet hatte.

(Schluß folgt.)



Berliner Brief.

Es ist diesen Winter still in dem Berliner Gesellschaftsleben. Die Trauer um die schweren Verluste des verflossenen Jahres gestattet dem Hofe keinen größeren Empfang mit Ausnahme des Ordensfestes und der Cour und legt damit auch der gesamten diplomatischen, militärischen und Beamtenwelt die Verpflichtung auf, Zurückhaltung im gesellschaftlichen Verkehr zu üben. Die hohe Finanz bleibt selbstredend nicht hinter dem Beispiel der für sie maßgebenden Kreise zurück, und so ist es, Alles in Allem, eine „tote Saison“, die wir diesen Winter hier erleben.

Desto reger ist das öffentliche Leben. Nicht das politische allein — von diesem wollen wir hier schweigen und Jedermann Glück wünschen, der nicht durch die Verhältnisse gezwungen ist, die schmutzige Wäsche des Parteihaders Tag um Tag vor Augen zu sehen. Es erfordert zur Zeit schon eine gewisse Ueberwindung, überhaupt noch ein Preßerzeugnis in die Hand zu nehmen, und alle die Enthüllungen, Verdächtigungen und gegenseitigen Beschimpfungen der Blätter und Parteien zu lesen, und in weiten Kreisen der Bevölkerung macht sich auch bereits ein entschiedener Ueberdruß an diesem Treiben bemerkbar. Besonders die offiziöse Presse — — —

Aber da geraten wir gleich in die verbotenen Dinge hinein, von denen hier nicht die Rede sein soll. Nur um die Wettkämpfe des Friedens darf und soll es sich auf diesen Blättern handeln, und an solchem Streiten und Ringen fehlt es nicht. Das interessanteste Schauspiel dieser Art bietet unzweifelhaft der mit allen Mitteln der Kunst, des Geldes und der Reklame geführte Wettkampf zwischen den vier großen Schauspielhäusern, nämlich der Königlichen Bühne, dem Deutschen, Berliner und Lessingtheater.

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit hinter uns, da die Bühne am Gendarmenmarkt ein einsames und friedfertiges Dasein führte. Niemand störte sie in ihrer stillen Beschaulichkeit, alles ging im alten Gange weiter, die Novitäten fielen durch, die Versuche der Kritik, Besserung zu schaffen, wurden kaum beachtet. Wie anders ist das jetzt geworden. Erst kam das Deutsche Theater und lockte das Publikum in dichten Scharen nach der Friedrich Wilhelmstadt, dann sind hintereinander in diesem Herbste die Bühnen Barnays und Blumenthals entstanden und zwangen das Königliche Schauspielhaus, sich dem Zuge der Zeit anzuschließen.

Man ist von dem Theaterintendanten Grafen Hochberg bereits mancherlei

Ueberraschungen gewohnt, allein das von ihm seit dem 1. Januar beliebte Mittel, die Königliche Bühne einfach durch Vergrößerung der Eintrittspreise auf die Höhe ihrer privaten Nebenbuhlerinnen zu heben, ist denn doch ein verblüffendes. Wer z. B. am verflossenen Montag die Vorstellung der „Quitzows", des vaterländischen Dramas von Ernst von Wildenbruch, besuchen wollte, mußte sich zunächst, einer Anordnung der Generalintendanz gemäß, in Balltoilette werfen und alsdann für einen Sitz im Parquet sechs Mark an der Kasse entrichten, die Ausgaben für Aufgeld, Fahrt, Garderobe-Aufbewahrung, Zettel u. s. w. ungerechnet. Und in derselben Zeit konnte man auf demselben Platze im „Berliner Theater" Künstler wie Barnay, Frau Niemann-Raabe, Clara Ziegler u. s. w. in der „Minna von Barnhelm", welche zu Lessings Geburtstag aufgeführt wurde, für einen Thaler sehen und durfte erscheinen, wie man wollte und nicht, wie es Graf Hochberg gerade für einen bestimmten Abend passend erschien. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Bänke des Königlichen Schauspielhauses und der Oper klaffende Lücken — früher ein unerhörtes Vorkommnis — aufweisen.

Ob freilich die drei Privatbühnen neben einander werden bestehen können, ist die Frage. Das „Deutsche Theater" hat nichts zu fürchten. Seine Leistungen sind, wenn es sich anstrengt, derart, daß manche Kenner solche Aufführungen wie „Faust", „das Käthchen von Heilbronn", und neuerdings die Grillparzer'sche „Jüdin von Toledo" über den Kunstgenuß in dem neuen Wiener Burgtheater stellen. Auch die Barnay'sche Bühne in der Charlottenstraße hat sich, dank ihrer günstigen Lage, ihren trefflichen Kräften und mäßigen Preisen rasch die Zuneigung des Publikums erworben; wie es aber Herrn Blumenthal in seinem „Lessing"theater, welches in vollem Widerspruch mit seinem Namen hauptsächlich von französischen Komödien und deutschen flachen Lustspielen lebt, ergehen wird, ist eine andere Frage, zumal die Bühne höchst unglücklich in unmittelbarer Nachbarschaft des Deutschen Theaters und zweier „Kunstinstitute" liegt, in denen die Reitkunst und der Seiltanz ihre Triumphe feiern.

Die Thatsache, daß die drei „ersten" Bühnen Berlins von Juden (L'Arronge, Barnay, Blumenthal) geleitet, großenteils mit jüdischen Schauspielern besetzt sind, mit jüdischen Theateragenten und Preßvertretern in engster Fühlung stehen und von dem „Oberen Zehntausend" der Juden Berlins eifrigst besucht werden, giebt ihnen, wie die Dinge hier liegen, einen großen Rückhalt. Alles, was mit der Kulissenwelt zusammenhängt, ist zu einem jüdischen Monopol geworden. Man hat einmal vorgeschlagen, die Logenplätze im Deutschen Theater „Sems Ruhe" zu taufen, allein auch im Parquet kann einem Christen inmitten seiner orientalischen Nachbarschaft so unheimlich zu Mute werden, wie dem „Fichtenbaum", der „einsam im Norden auf kahler Höh" von den Palmen des Morgenlandes träumte.

Mit der „Verjudung" hängt auch die wahrhaft trostlose Unfähigkeit der zeitgenössischen deutschen Schauspieldichtung zusammen, wie sie sich diesen Winter wieder offenbart hat. Wo wirklich einmal ein wahrhaft vaterländisches Werk, wie Wildenbruchs „Quitzows", erscheint, wird es verhöhnt und heruntergerissen, jeder Schund vom Ausland aber dem Berliner Publikum vorgeführt und belobt. Drei unserer Bühnen, das Wallner'sche, Residenz- und Viktoria-Theater, können überhaupt ohne Paris nicht bestehen. In der „Friedrich-Wilhelmstadt" wird der „Mikado" des Engländers Sullivan aufgeführt, auf anderen Bühnen treiben sich Spanier, Schweden, Dänen u. s. w. herum oder es werden, wie im „Central"- und „Adolph Ernst-Theater" Berliner Lokalpossen der niedrigsten Art gegeben. Was an deutschen Erzeugnissen gemeinhin das Licht der Lampen erblickt, wird am besten mit Schweigen übergangen. Wenn früher die Dramen Furcht und Mitleid erwecken sollten, so thun es jetzt die Dramatiker selbst und die Folge ist, daß das lediglich Unterhaltung suchende Publikum lieber im Wallner-Theater „Madame Bonivard", eine tolle französische Komödie, die vor kurzem ihre hundertste Aufführung erlebte, oder „die Raupe" des Belle-Alliancetheaters aufsucht, welch letzterer

Pariser Schwank in einem Damenbade spielt. Von deutschen Stücken haben eigentlich nur das Lustspiel Ludwig Fuldas, eines jungen und begabten Dramatikers, „die wilde Jagd“, im „Berliner Theater“ einen unbestrittenen Erfolg errungen.

Ich nannte oben „die Quitzows“ von Wildenbruch. Dieses „vaterländische Drama“ verdient in der That die höchste Anerkennung, mag auch bei einer kritischen Besprechung der Schwerpunkt auf das Wort „vaterländisch“ zu legen sein. Inmitten der seichten und charakterlosen, von französischen, spanischen, norwegischen, dänischen, englischen u. s. w. beeinflußten Schauspielerzeugnisse des modernen Deutschlands ragt Wildenbruch nahezu völlig einsam hervor, als ein deutsch fühlender und denkender Dichter. Allerdings hat auch Ernst von Wildenbruch manche Stoffe zu seinen Dramen dem Auslande, namentlich wie in „Harold“ und „Christoph Marlowe“, entnommen, allein seine ganze Denkweise wurzelt doch auf germanischem Boden und kommt zum Ausdruck, wenn er in den „Karolingern“ den Zerfall des großen fränkischen Reiches, in dem „Neuen Gebot“ die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, in „Väter und Söhne“ die Zeit von 1806—1813 zum Hintergrunde seiner dramatischen Gemälde wählt. So ist denn auch die Handlung der „Quitzows“ einem bedeutsamen Zeitpunkte brandenburgisch-preußischer Geschichte entnommen, den Fehden, in welchen sich gegen den ersten Hohenzoller, den in die Mark einziehenden Burggrafen von Nürnberg, der Trotz des märkischen Raubrittertums erhebt. Die Mittel, durch welche es gelang, die Quitzows, Gans zu Putlitz u. s. w. nicht nur zu beugen, sondern später ihre Kraft in den Dienst des Vaterlandes zu stellen — diese Periode eines langen und heißen Ringens, zeitlich den Anforderungen der Bühne gemäß zusammengedrängt, bildet den Inhalt der „Quitzows“.

Dietrich von Quitzow ist der Typus des märkischen Raubritters. Von verwegener Kühnheit, waghalsiger Streitlust, brandschatzt er auf den Straßen, bekriegt die Städte, treibt Heerden weg, zündet Häuser an, verbündet sich heute mit seinem Feinde von gestern, um den morgigen Gegner zu bekämpfen, wendet sich dann wieder zur Fehde gegen dritte, und erkennt, indem sein ganzes Leben in Streit und Kampf dahinfließt, keine andere Macht an als sein Schwert, keinen anderen Gesichtskreis als den des Raubritters. Ganz anders ist sein jüngerer Bruder Konrad beschaffen, der mit schwärmerischer Verehrung an dem kraftvollen Haupte des Hauses Quitzow hängt. Der Dichter hat ihn im Kloster erziehen lassen, um die Möglichkeit der Annahme zu gewinnen, daß ein märkischer Edelmann jener Zeit schon von so vaterländischem Stolze und nationaler Gesinnung sich erfüllt zeigen könne, wie es bei Konrad der Fall ist. Der Burggraf erscheint — er zwingt mit starker Faust die Ritter nieder, er bringt das Land zur Unterwerfung, er berennt die trotzigen Quitzows, die Führer des Widerstands, in ihrer Feste Friesack. In seiner Not will Dietrich die Polen, die ihm zur Hilfe bereit stehen, gegen den Burggrafen in das deutsche Land rufen, allein nunmehr bricht gewaltsam in dem bisher völlig von ihm abhängigen Bruder der vaterländische Gedanke durch. Er beschwört Dietrich, von seinem Vorhaben zu lassen, doch dieser versteht ihn überhaupt nicht. Er kann es nicht begreifen, welche Gedanken jenen bewegen, bis endlich Konrad in der Verzweiflung zum Schwerte greifend den Bruder tötet, um das Heil der Mark zu retten. Dietrich Schwalbe, der alte Bannerträger des Hauses Quitzow, der fassungslos vor dem Hereinbrechen einer neuen Zeit steht, ersticht seinen Herrn, Konrad Quitzow, und dem Burggrafen von Nürnberg ist jener Weg geebnet, auf welchem in späterer Zeit sein Nachkomme die Krone des geeinten Deutschlands sich erringen sollte.

Vielleicht geht aus diesem kurzen Abriß schon hervor, daß das Stück an einem dramatischen Fehler leidet. Der Schwerpunkt liegt nicht, wie in der Geschichte, zwischen Friedrich von Nürnberg und den Quitzows, sondern zwischen den beiden Quitzows selbst. Indessen wollen wir darüber mit Wildenbruch nicht rechten. Seine hinreißende Sprache, seine Kraft der Darstellung, sein warmes nationales Gefühl, tragen auch den Zögernden über die Mängel mühelos hinweg.

Wenn Wildenbruchs sonst nicht selten etwas zu hohlem Pathos neigte und an Schiller erinnerte, so ist hier Shakespeares Einfluß unverkennbar. Wie bei den Werken des großen Briten kommt auch bei unserem Drama das Volk, sein Fühlen und Denken, namentlich in der prächtigen Gestalt des Schmiedegesellen Fricke zum vollen Recht. Aber Wildenbruch geht noch weiter; während bei Shakespeare die Ritter und Helden in Jamben, die Narren und gemeinen Leute in Prosa sprechen, läßt unser Dichter das Volk des unverfälschtesten Berliner Dialektes sich bedienen, wie man ihn heutzutage überall auf den Straßen der Reichshauptstadt hört. Es macht anfangs einen geradezu verblüffenden Eindruck, von der Bühne des Kgl. Opernhauses Ausdrücke wie: „Quitzow, det is 'ne and're Nummer!“ und dergleichen zu hören, allein darin, daß man sich gewöhnt, dem Dichter vielleicht Recht giebt, liegt ein entschiedener Triumph dieses kecken Realismus.

Das Wort, daß der Dichter mit dem Könige gehen soll, hat durch die „Quitzows“ einen schönen Ausdruck gefunden. Nicht nur wurde Wildenbruch durch äußere Ehren ausgezeichnet, sondern Seine Majestät der Kaiser, dem die Trauer bekanntlich den Besuch des Theaters verbietet, ließ sich sogar in einer Sondervorstellung das Stück vorführen, und befahl, daß die „Quitzows“ als Festspiel vor den Schülern Berlins aufgeführt werden sollen.

Neben Politik und Theater giebt es schließlich noch einen dritten Gegenstand, welcher das Interesse des Durchschnitts-Berliners wirklich in Anspruch nimmt, das ist das bairische Bier. Die Rolle, die die „Bräus“ in der Reichshauptstadt spielen, ist eine ganz ungeheure und ihre Zahl eine so große, daß sie sich nahezu der Berechnung entzieht. Es giebt Bierpaläste, in welchen bis zum fünften Stock hinauf der Gerstensaft ausgeschänkt wird, Bauten, die, wie das neue Pschorrbräu an der Passage, Millionen und wieder Millionen gekostet haben, — und alle sind des Abends bis auf den letzten Platz besetzt.

Und nun gehe man einmal in eine der großen Sammlungen, an welchen Berlin so reich ist, und mustere die Zahl der Besucher. Während in der schlechten, qualmigen Luft der „Bräus“ sich schon des Vormittags Hunderte zum Frühschoppen drängen, sind selbst die Säle solch interessanter und reichhaltiger Anstalten, wie es das neue Museum für Völkerkunde ist, nahezu leer. Die indische Abteilung dieses Instituts hat in letzter Zeit durch Eröffnung eines zweiten Saales eine bedeutende Erweiterung erfahren, und nur noch ein einziger, die ostasiatischen Gegenstände bergender Halbflügel des Gebäudes ist der Besichtigung vorläufig nicht zugänglich. Alle die hier angesammelten Schätze aufzählen zu wollen, würde lange Seiten erfordern. Eine geradezu verwirrende Fülle von fremdländischen Kulturerzeugnissen jeder Art drängt sich in den mächtigen Glasschränken der einzelnen Säle zusammen und bietet eine Anregung und Belehrung, wie sie wohl kaum in einer ähnlichen Sammlung zu finden ist.

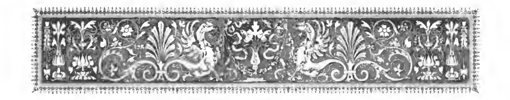
Im Königlichen Zeughause ist endlich die Ausschmückung der Feldherrnhalle bis auf ein oder zwei Bilder vollendet und der öffentlichen Besichtigung freigegeben worden. Ein erhebendes Gefühl vaterländischen Stolzes kann in der That den Beschauer beim Anblicke dieser langen Gemäldereihen erfüllen, auf welchen die glänzendsten Waffenthaten, die Preußens und Deutschlands Heere auf dem Felde der Ehre geleistet, in vollendeter Weise ihre Darstellung finden. Da sehen wir den großen Kurfürsten bei Fehrbellin an der Spitze seiner Reitergeschwader in die Reihen des schwedischen Fußvolkes hineinbrausen, da begleiten wir seine kühne Schlittenfahrt über das eisbedeckte Kurische Haff. Da setzt in einem meisterhaft fast nur in roten Tönen gehaltenen Bilde König Friedrich I. zu Königsberg die Krone auf sein Haupt, da begrüßt, von jubelnden Grenadieren umringt, Friedrich der Große seinen treuen Ziethen auf dem Schlachtfelde. Aus der Zeit der Napoleonischen Kämpfe finden wir Friedrich Wilhelm II. zu Breslau 1813, sich nach Erlaß seines Aufrufes dem begeisterten Volk zeigend, dann die drei verbündeten Monarchen während der Völkerschlacht von Leipzig, die Bewegung des

Feindes beobachtend, endlich den alten Marschall Vorwärts an der Spitze der Verfolgung nach der Schlacht von Waterloo. Auch die neuere und neueste Zeit fehlt nicht. Da steht der rote Prinz, von Wrangel und seinem Stabe umgeben, auf den eroberten Schanzen von Düppel, nach der Insel Alsen blickend, die ferne sich aus dem blauen Meere erhebt, da reicht an dem entscheidungsschweren Regentage des 3. Juli 1866 König Wilhelm seinem ritterlichen Sohne die Hand, dessen sehnlich erwartete Armee zum Entscheidungskampfe auf dem Schlachtfelde eingetroffen ist, da sehen wir den Angriff der Garden auf St. Privat am 18. August 1870, ein Bild, das mit packender Gewalt den todesmutigen Verzweiflungssturm dieser auserlesenen Truppen veranschaulicht, da wohnen wir dem berühmten Auftritt bei, wie General Reille, das Käppi in der Hand, dem König den Brief Napoleons auf den Höhen von Sedan überreicht. Mit dem bekannten Bilde der Kaiserproklamation zu Versailles schließt die Reihe der Ehrengemälde unserer Vergangenheit ab, zwischen welchen sich die Kolossalbüsten der preußischen Herrscher und ihrer Generäle erheben. Auch die Kuppelbemalung des Oberbaus ist wohl gelungen. Besonders lebendig wirkt die Darstellung des Krieges, eine finstere Frauengestalt, die, das flammende Schwert in der Hand, auf einem von Furien gezogenen Wagen heranfliegt, während zu beiden Seiten, ähnlich wie auf dem Cornelius'schen Carton, die apokalyptischen Reiter jagen.

Auf der Straße ist in Berlin jetzt nicht allzuviel zu sehen. Das Wetter, das trotz mancher Schwankungen nach der Thauseite sich doch auf scharfem Froste hält, ist zu unfreundlich, als daß man Lust hätte, länger wie nötig sich dem schneidenden Nordost auszusetzen. Als allerdings in der verflossenen Woche das Erscheinen des Kanzlers im Reichstage angekündigt war, konnten selbst die 13 Grad Kälte eine nach Hunderten zählende Menge von Verehrern des großen Staatsmanns nicht hindern, auf ihn zu warten und ihn bei seinem Erscheinen mit stürmischem Jubel zu begrüßen.

Auch eine ernste Feier hat der Monat gebracht, die Beisetzung des Vizeadmirals Grafen von Monts. Das Wetter entsprach der Stimmung der Leidtragenden und der zu vielen Tausenden versammelten Menge; es schneite und regnete durcheinander von dem bleifarbigen Himmel herunter, die Atmosphäre war naßkalt, alles ringsum trübe und grau. In der prunkvollen Leichenparade erregten selbstredend die Matrosen-Abteilungen die allgemeine Aufmerksamkeit und wurden von dem in solchen Dingen verwöhnten und kritisch strengen Berliner Publikum überall beifällig begrüßt. Es war ein seltsamer, aber anmutender Anblick, zwischen den mächtigen Gestalten der Gardekürassiere und der tadellos marschierenden Garde-Infanterie unsere Blaujacken, mit dem Gewehr auf der Schulter, einherziehen zu sehen, vielleicht nicht so stramm, wie ihre Kameraden von der Landmacht, aber frisch, schneidig und trefflich aussehend in der kleidsamen Matrosentracht.

Den Schluß- und Höhepunkt des Berliner Lebens bildete naturgemäß im verflossenen Monat der Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers, der trotz der Trauer eine prunkvolle Feier fand. Da glücklicherweise die Wahl Boulangers erst am Montag bekannt wurde, so hat es wenigstens Einen völlig politikfreien Tag im Januar gegeben, wenigstens Einen Tag, an welchem man nichts von Geffcken und Buschiri, nichts von Morier und Kamaherero, nichts von Cremer und „Jack dem Aufschlitzer“ hörte, einen Tag vielmehr, an welchem das deutsche Volk, erhoben über den kleinlichen Hader der Parteien, sich einmütig um den Thron seines Kaisers und Königs zu scharen im stande war.



Monatsschau.

Politik.

Der abgelaufene Monat ist reich gewesen an politischen Ereignissen, freilich meist an solchen, welche eine wenig erquickliche Erregung mit sich brachten.

So ziemlich der unerfreulichste war der Fall Morier. Ein deutscher Militär-Bevollmächtigter in Madrid erhält vor Jahr und Tag vom Marschall Bazaine die Mitteilung, daß dieser gewisse (übrigens unrichtige) Nachrichten über den Vormarsch der deutschen Armee im Jahre 1870 vom damaligen englischen Gesandten in Darmstadt, Herr Morier, bekommen habe. Graf Herbert Bismarck kommt im vorigen Sommer nach London und spricht offen unter Diplomaten von den Enthüllungen des französischen Marschalls. Morier erfährt die Anschuldigung und läßt sich nun in einem anscheinend selbst redigierten Briefe von Bazaine (der damals schon dem Tode nahe war) schriftlich bescheinigen, daß der Marschall niemals Nachrichten von ihm bekommen habe; Bazaine bescheinigt das.

Es stehen sich nun zwei völlig widersprechende Zeugenaussagen gegenüber, welche beide sich auf Angaben des Marschalls stützen. Erhöhte internationale Bedeutung gewinnt die Sache dadurch, daß Herr Morier, entrüstet über die „Kölnische Zeitung", welche in rücksichtsloser Weise die Sache an das Licht zerrt und in spaltenlangen, boshaften Artikeln breit tritt, nun seinerseits einen überaus anmaßenden und aller diplomatischen Gepflogenheit Hohn sprechenden Brief an den Grafen Herbert Bismarck sendet, worin er ihn auffordert, seine (Moriers) Gegenerklärungen gegen die „Kölnische" in die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einzurücken. Graf Bismarck antwortet naturgemäß kühl ablehnend, entfesselt aber mit der durchaus korrekten Antwort einen Sturm des Unwillens und der Erbitterung in der Presse und öffentlichen Meinung von ganz England.

Wenn in dieser Angelegenheit zunächst die Streitfrage interessiert, wann Bazaine die Wahrheit gesprochen und wann er gelogen, so liegt ohne Zweifel die größere Wahrscheinlichkeit bei der Annahme, daß seine erste, dem deutschen Diplomaten gegenüber gemachte völlig unaufgeforderte Enthüllung die Wahrheit gewesen, und daß seine spätere Ableugnung eine Gefälligkeit gegen Morier war, der ihn mit Geld unterstützt hatte. Freilich bleibt bestehen, daß Bazaine als Zeuge überhaupt nicht viel wiegt, da er ein Mensch von verächtlichem Charakter zu allen Zeiten gewesen ist.

Daß aber Morier gelogen habe, braucht man darum auch nicht unbedingt anzu-

nehmen. Es kann vielmehr die Sache leicht so liegen, daß Morier pflichtmäßig an seine Regierung meldete, was er wußte, und daß der „von französischen Sympathien erfüllte englische Hof“ die Weiterbeförderung der nützlichen Nachrichten an Bazaine übernahm. Und die Annahme liegt nahe, daß im Grunde die Anklagen der „Kölnischen“ sich nicht gegen Morier, sondern an andere Adresse richten.

Wie dem aber auch sei — schwerer als die Frage nach Moriers Schuld oder Unschuld in dieser Richtung wiegt unseres Erachtens das Bedenken, ob es wirklich der Mühe wert war, eine so tiefgehende Verstimmung in England hervorzurufen um einer oder einiger Persönlichkeiten willen, die wir wohl ärgern aber nicht unschädlich machen können. Eine bestimmte Antwort darauf ist ohne volle Kenntnis der Akten nicht möglich. Wenn indessen die „Kölnische“ in anscheinend offiziösen Artikeln viel Wesens davon machte, einen wie vortrefflichen Eindruck sie mit ihren „Enthüllungen“ in ganz Deutschland hervorgerufen haben wollte, so ist nach unseren Erfahrungen im Ganzen die gegenteilige Empfindung erweckt. Angesichts der Thatsache, daß wir es verstanden haben, in kurzer Aufeinanderfolge die öffentliche Meinung in Italien, in Oesterreich, in England, d. h. in den drei einzigen Ländern, welche uns freundlich gesonnen sind, bis zur Erbitterung gegen uns aufzubringen, fragt man sich doch unwillkürlich, ob der mit dem Preßfeldzuge gegen Morier erreichte Vorteil die schweren Nachteile aufwiegt, welche uns der ganze Handel gebracht hat. Denn von allem Einzelnen abgesehen ist gar kein Zweifel, daß die Sache dem Ruf der deutschen Politik, eine friedfertige zu sein, entschieden geschadet hat und daß die Anklage des Auslandes, es trage seit einiger Zeit unsere auswärtige Politik einen provozierenden Zug im Angesicht, den sie früher nicht besessen, wenigstens den Schein, der zu unseren Ungunsten spricht, für sich gewonnen hat. Man kann nur wünschen, daß die vornehme Reserve, weche seit 1870 der Grundzug der deuschen Politik gewesen ist, dies auch ferner bleiben möchte; solche Haltung wird im Inland den Freunden der Regierung ihren Feinden gegenüber die Stellung erleichtern und ganz gewiß im Auslande uns keinen Schaden zufügen.

Nur mit wärmster Zustimmung sind daher durchweg die Worte vernommen worden, welche der Reichskanzler in der Kolonialdebatte über Ostafrika hinsichtlich unseres Verhältnisses zu England gesprochen hat — Worte, die anscheinend bestimmt und jedenfalls (nach dem Eindruck in der Presse) geeignet gewesen sind, das gestörte Einverständnis nach Möglichkeit wieder herzustellen.

Nicht ohne Zusammenhang mit dem Fall Morier steht der Fall Geffcken.

Ueber das Wesentliche des Thatbestandes haben wir uns bereits in früheren Heften eingehend ausgesprochen und unser Urteil hinzugefügt, daß wir, obschon geneigt, von allen denkbaren Motiven das beste zuzugestehen, nämlich den Wunsch des Herausgebers, eine „Rettung“ Kaiser Friedrichs zu schreiben von dem geschichtlichen Vorwurf, daß er ein unpraktischer Ideologe gewesen sei, und ihm seinen Teil an den Verdiensten des Jahres 1870 zu wahren, wir dennoch nicht umhin können, die indiskrete Publikation nach jeder Richtung hin zu verurteilen. Daß dieselbe durch ihre Eröffnungen keineswegs geeignet ist, den Kaiser als weitsichtigen Politiker erscheinen zu lassen, vielmehr objektiv zu Gunsten des Reichskanzlers spricht, ist eine Sache für sich. Auf jeden Fall enthält sie Dinge, die im Interesse des deutschen Reiches geheim bleiben mußten.

Im abgelaufenen Monat hat nun das Reichsgericht in Leipzig dem politischen und moralischen Urteil das juristische hinzugefügt und seinen Spruch gethan. Es hat in einem kurzgefaßten Erkenntnis festgestellt, daß objektiv ein Landesverrat vorliege, daß aber dem Beklagten subjektiv das Bewußtsein der strafbaren That gemangelt habe. Dabei ist ausdrücklich ausgeschlossen, daß es sich um Geisteskrankheit handeln könnte.

Dieser Spruch hat nun im deutschen Reiche insofern wohl Befriedigung erregen können, als er den Beweis liefert, daß unsere höchsten Richter sich nur von ihrer Ueberzeugung und nicht von den Wünschen der politischen Machthaber leiten lassen. Auf der anderen Seite läßt sich aber nicht in Abrede nehmen, daß er auch viel Kopf

schütteln erregt hat. Jedem Nichtjuristen wenigstens muß es dunkel und rätselhaft bleiben, warum einem Professor der Rechte das fragliche Bewußtsein gemangelt haben soll. Gewiß ist nur ein Teil des Aktenmaterials, welches dem Gericht vorgelegen hat, an die Oeffentlichkeit gebracht worden und beruht daher, wie alle Urteile in der Presse, auch das unsere auf unvollkommener Kenntnis der Akten; aber es ist schwer, sich ein Aktenstück vorzustellen, welches im Sinne der Entlastungsgründe des Reichsgerichts in die Wagschale fallen könnte.

Hat aber das Erkenntnis des Reichsgerichts vielfach bei ruhig Denkenden Verwunderung erregt, so hat es auch den politischen Leidenschaften als Streitobjekt dienen müssen. Diese Leidenschaften sind in entgegengesetzter Richtung entfesselt worden: bei den Freisinnigen heller Jubel über die „Niederlage" des Fürsten Bismarck, bei den Offiziösen Verstimmung und Erbitterung, daß es nicht gelungen ist, den Feind zu zertreten. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir dem einen wie dem anderen Extrem gleich unbeteiligt gegenüberstehen. Von einer „Niederlage" des Fürsten Bismarck zu sprechen, weil dieser pflichtmäßig eine Sache vor Gericht gebracht, ohne den gleichen Anschauungen von der Strafbarkeit der That im höchsten Gerichtshof zu begegnen, ist eine von unseren „Freisinnlern" dem parlamentarischen Leben anderer Länder entlehnte Thorheit, die indessen glücklicher Weise in Deutschland noch wenig Boden gefunden hat. Andererseits hat freilich die überaus gehässige Sprache, welche vom Tage der Publikation des Erkenntnisses an die Berliner Offiziösen führten, der Vorstellung Nahrung gegeben, als werde von ihnen wirklich der Mißerfolg der Klage als Niederlage empfunden. Ja, man ist weiter gegangen und hat sogar, um wenigstens in der öffentlichen Meinung Geffcken den Todesstoß zu versetzen, die Anklageschrift der Oeffentlichkeit übergeben.

Es sind gegen diesen Schritt vielfach Bedenken erhoben, und dieselben haben in dem politischen Hauptorgan der konservativen Partei, in der „Kreuz-Zeitung", einen besonders scharfen Ausdruck gefunden. Es wird die Besorgnis ausgesprochen, daß der vor den Gerichten erledigte Prozeß vor der Oeffentlichkeit wieder aufgenommen und damit das konservativ monarchische Gefühl verletzt werde.

Wir geben zu, daß da eine Gefahr liegen kann, zumal in der Form. Im allgemeinen aber glauben wir, daß auch der erledigte Prozeß die Oeffentlichkeit vertragen muß und wir vermögen nichts Unzulässiges oder Destruktives darin zu erblicken, wenn nach Abschluß eines politischen Prozesses, wie des vorliegenden, das Aktenmaterial vor der Oeffentlichkeit ausgebreitet wird; und wenn auch dieses Aktenmaterial nur unvollständig an das Licht gelangt, und es den Angeklagten nahe legt, die Lücken, welche gelassen sind, zu seiner Rechtfertigung auszufüllen, so wird auch eine nachfolgende Diskussion die Zustimmung für ein treffendes Erkenntnis nur verstärken. Die Forderung, daß alle gerichtlichen Erkenntnisse der öffentlichen Kritik entrückt bleiben möchten, ist eine Forderung, die ohnehin auf dieser unvollkommenen Erde wenig Aussicht auf Verwirklichung hat.

Ganz anders steht es mit der Art und Weise und mit dem Ton, in welchem die offiziöse Presse diese und andere Dinge zu behandeln pflegt. Hier ist allerdings ein Unwesen im Schwange, welches im Inlande und im Auslande die traurigsten Früchte zeitigt. Es kommt gar zu oft in den offiziösen Organen eine Gesinnungslosigkeit und Niedrigkeit der Denkweise zum Ausdruck, welche bei den billig Denkenden aller Parteien übereinstimmend einen Widerwillen hervorgerufen hat, der kaum noch zu steigern ist.

Wenn aus dem Widerwillen gegen diesen erstandenen Napoleonismus bereits radikale Vorschläge geboren werden, daß z. B. mit dem ganzen Preßwesen aufgeräumt werden möchte, so schießen diese Vorschläge über das Ziel hinaus. Es ist heut zu Tage keine politische Regierung denkbar, die nicht ihr publizistisches Sprachrohr haben müßte. Was aber von diesen Regierungsblättern verlangt werden kann, welche durch

Gewährung eines sorgenfreien äußeren Daseins dem Parteitreiben entrückt sind, das ist eine maßvolle, anständige, sachliche und leidenschaftslose Haltung. Von allen diesen Tugenden findet sich bei den Berliner Offiziösen ausschließlich das Gegenteil. Statt mäßigend und mildernd zu wirken, sind sie es grade, die zur Verwilderung der öffentlichen Diskussion beitragen. Die Wahrheit existiert für sie nur so lange, als man sie gebrauchen kann; Verdächtigungen und Unterstellungen sind ihnen grade recht. Wer anders als in Ausdrücken staunender Bewunderung nicht etwa vom Reichskanzler selbst, sondern von seinen sämtlichen politischen Maßnahmen redet, ist „Reichsfeind" und Vaterlandsverräter, „antinational" und weiß der Himmel was sonst noch. Und mit besonderer Vorliebe werden jetzt von dieser Presse gerade diejenigen verlästert, welche im Kampf für Königtum und Christentum ihre ganze Existenz auf das Spiel gesetzt haben.

Es ist ein trauriges aber nicht wegzuleugnendes Zeichen der Zeit, daß von dem Augenblick an, wo ein Monarch von kirchlich und politisch konservativer Gesinnung den preußischen Königs- und den deutschen Kaiserthron bestiegen hat, diese Presse nicht müde wird, Sturm zu läuten gegen diejenigen, die von gleicher Gesinnung beseelt sind. Es liegt vielleicht die instinktive Sorge darin, daß aus Männern dieser Richtung der Aera des Opportunismus, und denen, die sie vererben wollen, einmal Gefahr und Verhängnis drohen könnte. Seit Jahr und Tag wird die Geduld der konservativen Presse auf eine harte Probe gestellt. Wenn im verflossenen Monat in einem Einzelfalle diese Geduld nicht ganz am rechten Orte gerissen ist, so müssen wir wohl der konservativen Parteileitung zugestehen, daß wir in diesem Einzelfalle den von ihr vertretenen Standpunkt und nicht denjenigen der „Kreuzzeitung" teilen. Aber wir mögen diese Ansicht nicht äußern ohne zu betonen, daß wir bisher in fast allen Konflikten zwischen Parteileitung und Presse auf Seite der letzteren gestanden haben, und daß es zu dem maßlosen Kampf der Offiziösen gegen die Konservativen gar nicht hätte kommen können, wenn immer die Partei den grundsätzlichen Standpunkt festgehalten hätte, den „Kreuzztg.", „Reichsbote" und alle unabhängigen Organe der Provinz vertreten.

Charakteristisch bei dem Konflikt zwischen den Konservativen und der Regierung ist die Verzweiflung des mittelparteilichen Flügels jener Partei, daß sie über kein einziges nennenswertes Organ in der Presse verfügt. Das einzige publizistische Sprachrohr, welches sie hat, ist die „Konservative Korrespondenz". Dieses Blatt erscheint aber grundsätzlich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit und ist daher einflußlos. Für seine Bestimmung, nachgedruckt zu werden, ist es selten geeignet. Zuweilen geschieht dies jetzt von der „Kölnischen" und „Norddeutschen Allgemeinen", aber kaum von einem einzigen unabhängigen konservativen Blatt, was übrigens nicht nur auf den rein offiziösen Standpunkt, den es vertritt, zurückzuführen ist, sondern auch auf die technische Unverwertbarkeit seines Inhalts. Das einzige Organ, welches zeitweilig einen ungefähr gleichen Standpunkt vertrat, das „Deutsche Tageblatt", ist vor nicht langem, weil der konservative Leserkreis nicht reichte, in nationalliberale Hände übergegangen.

Wir glauben, daß diese Thatsache beachtenswert ist, wenn jetzt aufs neue von jener Seite die Drohung ausgesprochen wird, man wolle gegen die „Kreuzzeitung", den „Reichsboten" und andere gesinnungsverwandte Blätter ein großes Gegenblatt gründen. Der Mißerfolg wäre sicher. Die Partei, welche ein solches Blatt stützen soll, besteht einstweilen nur in der Phantasie der Offiziösen und in den Wünschen einiger Streber. Während wirklich konservative Leser sich an diejenigen Blätter halten, in denen ihnen eine bewußte Persönlichkeit entgegentritt, mögen sie nun mit den Urteilen derselben durchweg einverstanden sein oder nicht. Um die Blüte eines Blattes nicht nur herbeizuführen, sondern auch zu bewahren, gehört vor allen Dingen, daß es bei seinen Lesern Achtung genießt. Achtung aber werden immer nur die gewinnen, die nach festen Grundsätzen urteilen, die nicht nur folgen, sondern auch widerstreben können, niemals

Windmäntel und Wetterfahnen. Diese enden, auch wenn es augenblickliche Scheinerfolge giebt, doch immer schließlich so, daß sie von allen verlassen werden, daß sie gemieden werden, auch wenn sie im stande sind, ihre Charakterlosigkeit als neueste politische Erkenntnistheorie wissenschaftlich zu begründen.

In Preußen hat der Justizminister **Friedberg** seinen Abschied erbeten und erhalten. An seine Stelle tritt der Staatssekretär v. **Schelling**. Eine politische Bedeutung hat dieser Wechsel indessen nicht, sondern nur eine persönliche. Die Gründe desselben sind im Einzelnen nicht näher bekannt geworden. Daß sie mit dem Fall Geffcken zusammenhängen, scheint nur insofern der Fall, als man den Justizminister vor Eröffnung des Verfahrens nicht hinreichend befragt haben dürfte. Daß derselbe es nun ablehnt, weiterhin die Verantwortung für diese und andere juristische Mißerfolge der Regierung zu tragen, kann man ihm nicht weiter verdenken. Sehr beweint wird andererseits dieser Rücktritt auch nicht werden.

Zu dem bedauerlichen nationalen und internationalen Hader, der die Spalten der Blätter über Morier, Geffcken und das „monarchische Gefühl" gefüllt hat, bildet der Fortschritt unserer **Kolonialpolitik** einen erfreulichen Gegensatz. Der Aufstand der Araber in den Küstenstädten hat die Regierung zu einer Entscheidung gedrängt: man stand vor der Frage, ob man Ernst gebrauchen oder alles verlieren wollte.

Die Würfel sind nunmehr gefallen; der Rubikon ist überschritten. Es galt von vornherein, bei Beginn der ganzen Kolonialbewegung sich klar zu machen, daß es zwar keine erheblichen Schwierigkeiten bieten werde, irgend ein herrenloses Land für deutsch zu erklären und eine Fahne aufzuhissen, daß es aber Kampf und Anstrengung kosten müsse, eine wirklich dauernde Herrschaft in den unermeßlich großen Gebieten zu errichten. Die Ereignisse haben die erhobenen Bedenken bestätigt, namentlich in Ost-Afrika, wo von der deutschen Herrschaft nicht nur auf tiefster Stufe stehende Neger zu unterwerfen sind, sondern auch eine ganze Kaste von halbzivilisierten Arabern, in denen ein nicht unbeträchtliches Selbstgefühl sich mit mohamedanischem Fanatismus paart. Es kommt hinzu, daß diese arabischen Händler fast durchweg auch Sklavenjäger sind und daher den ganz richtigen Instinkt haben, daß, wenn Kultur und Zivilisation nach Afrika gebracht werden, auch ihr Sklavenhandel ein Ende finden muß. Sie haben darum, wie gesagt, in allen Hauptorten der deutsch gewordenen Küste Aufstände hervorgerufen, die Fremden teils ermordet, teils vertrieben und verweigern nun sogar die Auslösung der Gefangenen, bis die ganze Küste von Fremden wieder völlig gesäubert sei.

Die deutsche Reichsregierung, welche, wie schon im vorigen Monat berichtet, gemeinsam mit der englischen eine Seeblockade eingerichtet hatte, war nun, nachdem die völlige Unzulänglichkeit der Wassersperre sich ergeben, vor die Alternative gestellt, entweder die ostafrikanische Gesellschaft und damit die ganze deutsche Erwerbung ihrem Schicksal zu überlassen oder der Seeblockade die Landblockade folgen zu lassen. Und damit ergab sich dann die Notwendigkeit, zu schaffen, was jede Kolonialmacht braucht, die sich gegen feindliche Eingeborene zu wehren hat, ein Söldnerheer, welches die gewonnenen Gebiete schützt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß der Reichstag mit Ausnahme weniger Freisinnler so gut wie einmütig die Behauptung der deutschen Stellung beschlossen und die nötigen Gelder zur Aufstellung einer Truppe bewilligt hat. Als Befehlshaber derselben ist Hauptmann **Wißmann** in Aussicht genommen; ihm liegt nun als dem ersehenen „Reichskommissar" die Aufgabe ob, der arabischen Herrschaft in den Küstenstädten den Garaus zu machen.

Wenn namentlich von den Katholiken und auch sonst zu gewissen Zwecken die Abschaffung der Sklaverei als treibender Grund der ostafrikanischen Aktion in den Vordergrund geschoben worden ist, so haben wir objektiv nichts dagegen, insofern es

scheint, daß in der That manche humanitäre Schwärmer dadurch für die Sache gewonnen worden sind, die sie sonst vielleicht bekämpft hätten. Im übrigen liegt auf der Hand, daß für lange Zeit auf direktem Wege zur Vernichtung der Sklaverei wenig zu erreichen sein wird. Wenn der Bau nicht mit dem Dach, sondern mit dem Fundament begonnen werden soll, so gilt es zunächst mit Energie und Gewalt, vielleicht sogar mit Hilfe von Sklaven, unsere Herrschaft politisch und wirtschaftlich befestigen. Wenn dann Kultur und Zivilisation allmählich ihren Einzug halten, so wird auch die Sklaverei ohne besondere Vorkehrungen ganz von selber erlöschen.

Pikant ist die Nachricht, daß Herr Windthorst einen Antrag auf Einführung der Gewissensfreiheit und religiösen Duldung in den deutschen Kolonieen in Afrika dem Reichstage vorlegen will. Er klagt, daß die katholische Mission, wie z. B. die Niederlassung der jesuitenverwandten Väter vom heil. Geist in Kamerun, schon wiederholt auf Hindernisse gestoßen seien. Durch den Antrag sollen solche Behinderungen unmöglich gemacht werden!

Die Jesuiten als Vorkämpfer der von Pio Nono verfluchten Gewissensfreiheit und religiösen Duldung bilden im allgemeinen Ernst der Lage wenigstens Ein erheiterndes Moment!

Nicht nur in Ost-Afrika ist übrigens Deutschland durch seine kolonialen Bewerbungen in Konflikte und Schwierigkeiten verwickelt worden; dasselbe ist der Fall in Südwest-Afrika, wo ein nichtsnutziger Engländer Lewis unausgesetzt in den deutschen Schutzgebieten Unruhen anstiftet und unseren Besitzstand bedroht. Bisher ist das ohne jeden politischen Erfolg geblieben, auch die angeblichen Verträge, welche Lewis früher als die Deutschen mit dem bekannten Häuptling Kamaherero (der für Geld und Schnaps zu jedem Abkommen bereit ist) abgeschlossen haben will, sind in London unbeachtet geblieben und haben nur im Kaplande gegenstandslose Proteste gezeitigt. Immerhin hat das Ganze den negativen Erfolg gehabt, der Welt zu zeigen, daß es den deutschen Behörden vorläufig leider an jeder Exekutivmacht fehlt, um auch nur abenteuernde Räuberhauptleute in ihre Schranken zurückzuweisen.

Es sind nun allerdings in den Reichsetat diesmal 80000 Mark für eine Schutztruppe in Südwest-Afrika eingestellt worden, die also vom Reiche ressortieren soll — aber der niedrig bemessene Betrag der Summe läßt besorgen, daß die Truppe aus Eingeborenen gebildet werden soll. Das dürfte indeß nur thunlich sein, wenn sie stark mit deutschen Söldnern durchsetzt wird. Klimatische Verhältnisse stehen dem nicht entgegen. Eine halbwegs standhafte Truppe wird schnell dem Unwesen steuern. Zu Hilfe wird derselben kommen, daß Kamaherero unter den eigenen Stammesgenossen bedeutende Gegner hat, da der Häuptling Manasse in Omoruru seine Oberherrschaft nicht anerkennt, den Pseudo-Vertrag mit Lewis als nicht zu Recht bestehend erklärt und sich also gänzlich auf deutsche Seite stellt. Dasselbe gilt von einer Reihe anderer Häuptlinge, welche das deutsche Protektorat anerkennen und bereit sind, unter deutscher Führung den vertragsbrüchigen Kamaherero zu stürzen.

Und noch heißer als in Afrika ist es auf den Samoa-Inseln hergegangen, wo ja freilich von einer deutschen Kolonie im strengen Sinn des Wortes insofern nicht geredet werden kann, als Deutschland und England ein Abkommen getroffen haben, die fragliche Inselgruppe als herrenloses Freihandelsgebiet zu betrachten. Eben aus diesem Grunde ist stets das Streben maßgebend gewesen, die eingeborenen „Könige" formell in einer Schattenherrschaft zu belassen. Aber aus dem Gegensatz unter diesen meist stark trunkfälligen „Königen" selbst und aus der Parteinahme der verschiedenen Mächte, besonders der gleichfalls stark beteiligten Nord-Amerikaner, für den einen oder anderen derselben hat sich nun ein solches Wirrsal widerstreitender Interessen ergeben, daß ein klares Urteil über den wirklichen Stand der Dinge außerordentlich schwer fällt.

Besonders feindlich gegen die Deutschen scheinen die Amerikaner zu sein; es ist nach den letzten Nachrichten wiederholt zu blutigen Treffen gekommen. Von einem Amerikaner geführte Eingeborene haben gelegentlich die Mannschaften eines deutschen Kriegsschiffes überfallen und ihnen nicht unbedeutende Verluste beigebracht. Zu internationalen Konflikten werden indeß voraussichtlich auch diese Wirren nicht führen. Da Deutschland und England darüber einig sind, den status quo zu erhalten, so wird Amerika sich eben bescheiden müssen.

* * *

In **Oesterreich** ist plötzlich und unerwartet der Thronfolger, Kronprinz Rudolf, durch Selbstmord verschieden. Von der überaus schmerzlichen rein menschlichen Seite dieses Trauerfalles ist an dieser Stelle nicht zu reden. Das Ereignis hat Teilnahme gefunden, wo immer man es vernommen hat. Es kann sich bei der Erwähnung an dieser Stelle nur um die politische Würdigung handeln. Was darüber zu sagen bleibt, ist wenig. Offiziell ist der Kronprinz aus seiner Reserve unseres Wissens niemals herausgetreten. Was unter der Hand bekannt wurde, klang in neuester Zeit für uns Deutsche nicht sehr erfreulich. Es ist bekannt, daß in früheren Jahren eine aufrichtige Freundschaft den Kronprinzen Rudolf und den Prinzen Wilhelm von Preußen verband. Seit Prinz Wilhelm Kaiser geworden ist und früher schon, ist es mit dieser Freundschaft vorbei gewesen, und Symptome mancherlei Art deuten darauf hin, daß jetzt eine für Deutschland wenig freundliche Stimmung die vorherrschende geworden war.

Es steht zu hoffen, daß dem nunmehrigen Thronerben beziehentlich dessen Sohne die Erhaltung guter Beziehungen zum deutschen Reiche ebenso warm am Herzen liegen möchte, wie seinerseits Deutschland bestrebt sein wird, sich die Bundesgenossenschaft Oesterreichs lebendig zu bewahren.

In Ungarn hat im Lauf des Monats die Wehrgesetzvorlage zur Debatte gestanden, welche gegen Ende des vorigen Jahres in Wien zur Annahme gekommen ist. Die Opposition in Pest hat sich sehr gesperrt, diejenigen Zugeständnisse zu machen, welche durch die politische Lage und die Entwickelung der Technik geboten erscheinen und hat sogar Straßendemonstrationen und Tumult verursacht oder veranlaßt.

Minister Tisza hatte einen schweren Stand. Aber seine Mehrheit ist ihm treu geblieben, und die Generaldebatte hat mit Annahme der ganzen Vorlage geendigt.

In **Frankreich** war der ganze Monat beherrscht von dem Wahlkampf in Paris. Der neue Cäsar Boulanger hatte hier zum ersten Mal eine Kraftprobe in der Hauptstadt versucht, nachdem er in der Provinz so außerordentlich große Erfolge errungen, und durch sehr geschickte Wahlmache ganz Frankreich davon zu überzeugen verstanden, daß die Pariser Wahl ein Plebiszit sein werde, eine Antwort Frankreichs auf die Frage, ob es die parlamentarische Republik, oder den General Boulanger wolle. Für die Republikaner kam nun alles auf einen passenden Gegenkandidaten an. Lange war man denn auch unschlüssig und zweifelhaft, wen man als gemeinsamen Kandidaten aller republikanischen Färbungen dem General entgegenstellen solle. Nach unermeßlichem Hin- und Herreden einigte man sich über die Person des Kommunarden Jacques, eines Mannes, der zwar den anständigeren Republikanern wenig sympathisch war, von dem man aber hoffte, daß er einen großen Heerbann auf der radikalen Linken zu Gunsten der Bank- und Börsenrepublik mobil machen werde. Daß Herr Jacques es an dem nötigen Eifer habe fehlen lassen, kann man ihm nun ebensowenig vorwerfen, wie seinem Gegner Boulanger. Beide Kandidaten haben sich vor dem Volke diesmal mündlich und schriftlich in einer Weise verdächtigt, verleumdet, beschimpft und heruntergemacht, wie es selbst in Paris bis dahin kaum vorgekommen sein dürfte. Leider muß gesagt

werden, daß Beide mit ihren Beschimpfungen durchaus Recht hatten; moralisch und politisch angesehen ist einer so viel wert, wie der andere, nämlich garnichts. Und wenn endlich am Wahltage Boulanger seinen Gegner mit ungeheurer Mehrheit geschlagen hat, so beweist das vielleicht, daß Boulanger mehr Geld gehabt hat wie sein Gegner, vielleicht auch, daß es in Paris schon eben soweit ist wie in Amerika, wo demjenigen der Sieg zufällt, der die Stimmen an der Zettelurne zu zählen hat. Ganz gewiß aber beweist es, daß in Frankreich die vollendete Unfähigkeit und Ohnmacht der parlamentarischen Regierung dem Volke zum Ekel geworden ist, daß die Unzufriedenheit in allen Schichten der Bevölkerung steigt, und daß die Ueberzeugung eine allgemeine ist, schlechter, als es sei, könne es nicht werden, wohl aber biete die Herstellung von Kaiserreich oder Diktatur wenigstens die Möglichkeit, wieder zu einer festen Regierung und damit zur Grundlage aller materiellen Wohlfahrt zu gelangen.

Ob nun Boulanger in Bälde Diktator werden wird, ist freilich noch keineswegs ausgemacht. Das Notwendigste zur Herstellung einer festen Herrschaft fehlt ihm noch: die Armee. Daß es an Wühlereien in derselben nicht gefehlt haben wird, geht klar genug aus dem Umstande hervor, daß am Wahltage eine ganze Kompagnie von Longwy nach Belgien entflohen ist. Ob aber diese Agitationen schon von weiterem Erfolg gewesen, entzieht sich naturgemäß aller Berechnung.

Die Verwirrung, welche in Paris infolge des Wahlsieges entstanden ist, spottet aller Beschreibung. Es regnet Vorschläge von allen Seiten, wie man es anfangen müsse, um Boulanger unschädlich zu machen und an der Ausführung seiner Pläne zu hindern. Aber nicht einmal der schwere Schlag vom Sonntag ist im Stande gewesen, die französischen Republikaner Einigkeit zu lehren. Soviel Menschen, soviel Pläne! Der Einzige, der den Kopf oben behalten zu haben scheint, ist Präsident Carnot. Er hat das Ministerium Floquet an übereilter Demission gehindert, und er droht sogar mit Verhängung des Belagerungszustandes über Paris, d. h. mit einem Vorschlage, der jähen Schrecken in das Boulangisten-Lager geworfen hat. Ein wenig Energie würde allem Anschein nach die ganzen Pläne der Verschwörer noch völlig zerstören können, während in entgegengesetztem Falle nicht ausgeschlossen ist, daß die Patrioten-Liga, welche mit Waffen und Munition reichlich versehen sein soll, als zukünftige Prätorianer dem kommenden Kaiser die Wege bahnen wird.

Boulanger geht inzwischen „nach berühmten Mustern“ weiter vor und streut mit vollen Backen Versprechungen aus. Dem Volke verspricht er Verdienst, Friede und Arbeit, und den Politikern, die ihm jetzt noch zögernd oder feindlich gegenüberstehen, gelobt er feierlich eine brüderliche Amnestie. Das Frankreich der Gegenwart müßte nicht so charakterlos und verkommen sein, wie es thatsächlich ist, wenn diese Versprechungen ungehört verhallen sollten. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß viele sich besinnen und sich die Zukunft offen halten werden. Gegenwärtig ist niemand da, mit dem man es verderben könnte, von der Zukunft aber ist immer noch alles zu gewinnen.

Wirtschaftspolitik.

Bei der Ausschußberatung über die Alters- und Invalidenversicherung scheinen sich die Hauptschwierigkeiten aus dem Verhältnis der etwa wieder austretenden Beitragspflichtigen zu ergeben; insbesondere hinsichtlich solcher Personen, welche im Arbeiterverhältnis stehen, später aber selbständig werden. Man hält es für ungerecht, keinen Weg zu finden, diesen Personen ihre Beiträge zurückzuerstatten. Wir können, offen

gestanden, die Bedenken hier nicht teilen. Es handelt sich ja um eine Versicherung für den Fall des Alters im Arbeiterverhältnis oder der Arbeitsunfähigkeit. Damit ist doch keineswegs gesagt, daß der Beitragspflichtige auf alle Fälle auch die Invaliditäts- oder Altersrente beziehen müsse. Wenn der Versicherte bez. der Pflichtige nicht arbeitsunfähig oder nicht alt wird, dann kann er auch die Rente für beide Fälle nicht beziehen. Ganz in gleicher Weise ist unseres Erachtens der Austritt durch Veränderung des Lebensverhältnisses zu beurteilen. In den meisten Fällen wird doch der Arbeiter bez. der Beitragspflichtige zunächst nicht wissen können, ob es ihm gelingen wird, mit der Zeit eine selbständige Stellung zu gewinnen. Für diese Unsicherheit gewinnt er in der Invaliden- und Altersversicherung eine Sicherheit. Man kann daher keineswegs mit Recht behaupten, die Beträge, welche derjenige, der aus dem Arbeiter-Verhältnis heraus in ein selbständiges tritt, bis dahin gezahlt hat, seien als verloren zu betrachten. Diesen Beiträgen stand vielmehr ein sehr greifbarer Vorteil gegenüber, man kann also von verlorenem Kapital nicht reden.

Die Frage, ob Reichs- oder Landesanstalt, scheint im Ausschuß noch nicht zur näheren Erörterung gekommen zu sein. Wir haben schon ausgesprochen, daß wir eine Zusammenfassung der gesamten Versicherung in einer Reichsanstalt, allerdings unter landschaftlicher Gruppierung im Einzelnen für das Richtigste halten, sowohl weil erst dadurch eine allgemeine Sicherheit für die stetige Wirksamkeit der Versicherung geschaffen wird, als auch wegen der Beweglichkeit der Bevölkerung. Hinsichtlich der Quittungsbücher und des Ersatzes derselben sind so viele Vorschläge vorhanden, daß man voraussetzen darf, daß man über diesen Stein des Anstoßes ziemlich leicht hinwegkommen wird.

Inzwischen ist seitens der „freisinnigen“ Fraktion der Antrag auf „Arbeiterschutz“ eingebracht worden; die Regierung bez. der Bundesrat scheint um nichts geneigter als bisher, seine ablehnende Haltung gegen die von Seiten der konservativen Partei zuerst gestellten Arbeiterschutzanträge aufzugeben. Am schwerhörigsten stellt man sich gegen das Verlangen der Wiederherstellung der Sonntagsfeier. Es wird behauptet, daß die Landesgesetzgebung in dieser Beziehung ausreichend sei. Daß dies nicht der Fall ist, beweisen die Verhältnisse selbst bei staatlichen Anstalten — der Post und Eisenbahn. Die Eisenbahn hält am Sonntag nicht nur die Personenbeförderung offen, sondern vormittags auch die Güterexpedition, und nötigt ihre Beamten zur Arbeit für den Frachtdienst. Da der englische Handel ohne jede Sonntagsarbeit auch hinsichtlich des Güterverkehrs auf den Eisenbahnen besteht, so wird dies auch dem deutschen möglich sein, und es muß eine stehende Forderung an die Eisenbahnverwaltung bleiben, daß schon wegen des gesteigerten Personenverkehrs auf den Eisenbahnen der Güterverkehr Sonntags vollständig eingestellt bleibe. In einigen Städten hat man sogar die Güterabfuhr Sonntags bewirken lassen; seitdem aber polizeilich dagegen eingeschritten und nur Eilgüterabfuhr bis zehn Uhr Morgens gestattet, geht es auch. Aehnlich ist es bei der Post. Auch da könnte man sich auf eine Briefausgabe beschränken, Geld- und Paketausgabe jedoch ganz aufhören lassen, bez. nur bei Eilsendungen zulassen. Der jetzige Zustand hat in Städten mit jüdischer Bevölkerung zu einem für uns geradezu beschämenden Zustande geführt. Die Juden nehmen am Sonnabend kein Geld an; der Postbote, der solches bringt, muß daher am Sonntag wiederkommen; er hat also den Weg doppelt. Da sich nun aber infolge dessen die jüdischen Geldbestellungen für Sonntag verdoppeln, so müssen die betreffenden Postboten zwar am Sonntag flott laufen, aber die Christen erhalten ihre Sendungen doch nicht, da jene so viel mit den Juden zu thun haben, daß sie die Christen nicht besorgen können. Ein schlagenderer Beweis, daß die Sonntagsbestellung einfach abzuschaffen ist, kann nicht geführt werden. Denn die Juden gehen nicht unter, weil sie ihre Geldsendungen am Sonnabend freiwillig nicht annehmen, und die Christen bestehen, weil sie sie der Juden wegen am Sonntag einfach nicht erhalten. Folglich kann auch die Sonntagsbestellung ohne

Schaden ganz hinwegfallen. Kürzlich hat das bairische Kultusministerium auf eine Eingabe jüdischer Medizinstudenten in Würzburg verfügt, daß deren Examina nicht am Sonnabend stattfinden sollen; was aber dem jüdischen Studenten recht ist, können doch auch deutsche Beamte und Arbeiter für sich in Anspruch nehmen, nämlich daß sie ihren religiösen Feiertag frei haben, wenigstens so weit als thunlich. Wohin die Bevorzugung der Juden führt, zeigte kürzlich eine Zeitungszuschrift von einem „Geschäftsmann", der sich darüber beschwerte, daß Sonntags die Briefträger nicht schon vor Abgang der ersten Züge die Briefe austragen, um es den Geschäftsleuten zu ermöglichen, ein Geschäft, das etwa infolge eines eingehenden Briefes auswärts zu machen sei, noch am Sonntag zu erledigen. Also sieht man, daß diese Leute nie zu befriedigen sind. Glücklicherweise scheint sich neuerdings unter der deutschen Bevölkerung grade gegen die Sonntagsüberlaufereien von Seiten jüdischer Geschäftsleute ein Widerwille zu regen. Aus dem Lande allerwärts kommen vielfach Beschwerden der Bauern darüber, daß die jüdischen Geschäftsleute mit besonderer Vorliebe am Sonntag zum Getreidekauf kommen. Es ist schon empfohlen worden, daß die Bauernvereine unter ihren Mitgliedern Anregung geben möchten, diese Sonntagsgeschäfte einfach abzulehnen. Wir dürfen wohl hoffen, daß diese Anregung Früchte trägt, und uns in Deutschland der Sonntagsfeier, wie sie sein soll, wieder näher bringt. Allein die Hauptsache muß durch gesetzliches Einschreiten geschehen, insbesondere bei der Fabrikarbeit 2c. Man könnte fast behaupten, daß durch energische Beseitigung der Sonntagsarbeit dreiviertel der Landstreicherei beseitigt werden würde. Denn die Aufrechterhaltung der Sonntagsarbeit läuft nur auf Arbeiter- und Kräfteersparnis hinaus.

Daß der Antrag der „freisinnigen" Fraktion aber nur darauf zielte, zu zeigen, daß sie auch „arbeiterfreundlich" sei, ist von ihr selbst zugestanden worden; es galt, ein Gegenstück zu geben für den Antrag der Sozialdemokraten auf Beseitigung der Kornzölle. Wir haben schon nachgewiesen, daß die Kornzölle mit der herbstlichen Steigerung der Kornpreise gar nichts zu thun haben, daß vielmehr diese Steigerung infolge der Mißernte und zum Teil der Zurückhaltung der Getreideproduktion in den westlichen Lagern der Vereinigten Staaten zusammenhängt. Uebrigens sind die Getreidepreise trotz des Winters und der teilweisen Schließung der russischen Häfen wieder rückgängig geworden. In Newyork sind die Weizenpreise jetzt um 12 Prozent niedriger als im September. Dies rührt wesentlich daher, daß im Herbst nicht wie früher der Weizen aus den großen kapitalistischen Betrieben sofort nach der Küste in die öffentlichen Lagerhäuser geworfen, sondern in den neuen Elevatoren zurückgehalten wurde. Infolge dessen vermindern sich nun auch die öffentlichen Getreidelager in den Hafenplätzen nicht so rasch wie früher, da ehedem die großen Fabrikstädte im Innern der Vereinigten Staaten ihren Bedarf aus den öffentlichen Lagern in den Häfen im Frühjahr ebenfalls zum größten Teil aus denselben zurücknehmen, während er jetzt aus den Elevatoren im Innern gedeckt wird. Dies und der russische Verkaufszwang ist der Hauptgrund der jetzigen ungewöhnlichen Preisbewegung. Denn auch die russische Produktionsveränderung, welche in vielen Gegenden vom Roggen- auf den Weizenbau geführt hat, hat auf den Weizenmarkt in ungünstiger Weise einwirken müssen. Man kann leider kaum erwarten, daß der Getreidemarkt sobald wieder eine größere Sicherheit gewinnen werde.

Auch die Wohnungsfrage wurde bereits parlamentarisch erörtert. Daß dieselbe eine sehr brennende ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Man darf nur in das Innere großer Städte und in die armen Vorstadtviertel blicken, um dies zu erkennen. Man weiß auch, daß da die eigentlichen Bruthöhlen nicht nur für den sittlichen Verderb, sondern auch für die Sozialdemokratie sind. Die furchtbare Aufeinanderdrängung der Bevölkerung in wahren Ställen giebt der sozialistischen und anarchistischen Strömung die ununterbrochene Anreizung und gewährt den Boden für eine Agitation, die sich jedem äußeren Einblick entzieht. Mit Heftigkeit sträubt sich freilich das Manchestertum dagegen, daß durch öffentliche Thätigkeit dagegen etwas gethan werde. Gerade

hier ist aber ein Gebiet, wo durch Bauten aus öffentlichen Mitteln sehr viel gethan werden könnte zur Erhaltung des deutschen Kapitals im Lande und zur praktischen Bekämpfung des Exports desselben. Und dabei ist das vielleicht wichtigste sozialpolitische Moment, die Herstellung größerer Seßhaftigkeit des Volkes, noch nicht einmal in Betracht gezogen.

Ebenso ablehnend verhält sich das Manchestertum gelegentlich der Verhandlung über den schleswig-holsteinischen Kanal im Reichstag, wo der Vertreter des „Freisinns" dagegen eiferte, daß die Arbeiter in Baracken untergebracht wurden und auch genötigt werden, ihre Mittagskost von der Verwaltung zu nehmen. Und dennoch würden vielfach die Notstände nicht so stark hervortreten, wenn ein Teil des Lohnes anstatt durch Geld, durch die Bedürfnisse selbst geleistet würde, selbstverständlich nicht nach Maßgabe des Trucksystems, wo erst der Geldlohn gerechnet und gezahlt und dann für die Bedürfnisse zurückgerechnet wird, sondern gleich von vornherein festgesetzt in Naturalien. In manchen Verhältnissen besteht dies auch noch, aber in verkehrter Weise; z. B. in der Brauerei, wo zwar die Arbeiter noch eine große Menge Bier erhalten, aber nicht die Kost; infolge dessen trinken sie viel, essen aber wenig und schlecht, und anstatt der kraftvollen Leute, welche früher in diesem Gewerbe zu sehen waren, sieht man jetzt schwächliche Menschen, und die Brauereistatistik hinsichtlich der Sterblichkeit gehört nur aus diesem Grunde zu den ungünstigsten.

Daß man übrigens die jetzige Zeit als günstig zu sozialbessernder Wirksamkeit bezeichnen muß, steht fest. Alle Stimmen sind einig, daß Geschäfte und Gewerbe sich im Jahr 1888 sehr günstig entwickelt haben; selbst die demagogische Presse muß dies zugestehen, wenn sie heuchlerisch dabei „klagt", daß es ohne die landwirtschaftlichen Schutzzölle noch besser stehen würde. Da aber dieselbe Presse früher behauptet hat, daß durch die Schutzzölle die Verhältnisse sich für Handel und Gewerbe verschlimmern, daß die Arbeiter durch dieselben härter leiden würden als zuvor, und da von alledem das Gegenteil eingetreten ist, so haben wir das Recht, diese günstigen Verhältnisse, die eingetreten sind, als Wirkung der Schutzzölle in Anspruch zu nehmen. Der Beweis dafür ist zu führen. Selbst Binnen- und Außenhandel blühen, man kann sagen, wie nie zuvor; die Flotte auf den deutschen Strömen hat im vorigen Jahr eine außerordentliche Vermehrung erfahren und wird sie in diesem Jahr in noch weiterem Umfange erfahren, und alle Zweige der Produktion und Industrie erfreuen sich lebhafter und lohnender Beschäftigung. Bereits sind auch für das Frühjahr Bewegungen für Lohnerhöhung angekündigt — jedenfalls ein günstiges Zeichen für den wirtschaftlichen Gang und bei weitem erfreulicher, als Arbeitseinstellungen zur Verhinderung von Lohnherabsetzungen.

Uebrigens lauten aus den meisten Ländern die Nachrichten vom industriellen Gebiet günstiger — z. B. aus England; zum Teil auch aus Frankreich, wo jedoch die industriellen Norddepartements zum Teil eine Ausnahme machen. Dagegen bleiben die belgischen Verhältnisse ebenso gedrückt, als die Unzufriedenheit der Arbeiter von außen her geschürt wird. Die Anarchie hat hier wie in Italien es bereits zur baren Niederträchtigkeit gebracht, indem sie Dynamit in Belgien in die Häuser, in Italien in die Kirchen warf, wodurch die Berühmung der katholischen Sozialpolitiker, daß die Sozialdemokratie in katholischen Gegenden keinen Boden finde, einen mächtigen Stoß erhalten hat.

In Deutschland hat sich die Beeinflussung, welche die spekulative Verirrung übt, trotz der schlimmsten Erfahrungen noch so stark wirksam erwiesen, daß auf eine Anfrage des preußischen Handelsministers an die Handelskammern, ob auf das Verbot des Kaffeetermingeschäfts in Hamburg hinzuwirken sei, meist verneinende Antworten einliefen, obgleich ein solches Verbot seitens des nächstbeteiligten Handels, nämlich des hamburgischen selbst gefordert wird. Trotz der Handgreiflichkeit der üblen Beeinflussung

des soliden Geschäfts bestreitet man eine solche, so daß wahrscheinlich nichts gegen den Schwindel geschehen wird. Dagegen scheint in Frankreich die öffentliche Meinung einen gewissen Erfolg über die Spekulation erlangt zu haben — freilich nur einen Scheinerfolg. Die Aufregung wegen der Enthüllungen über den mit Rothschild'schen Mitteln betriebenen Kupferring und dessen Ausbeutung des französischen Staats war in der letzten Zeit so stark geworden, daß man vor einer weiteren Steigerung derselben Furcht erhielt. Infolgedessen beschloß man die scheinbare Verlegung des Schwindels nach England, durch Gründung einer Gesellschaft, welche angeblich die Verbindlichkeiten der Pariser Metallgesellschaft übernehmen soll. Dies ist denn auch geschehen; selbstverständlich aber wird dadurch an der Sache nichts geändert. Von einem anderen „Ring" hat die Börsenpresse vielen Lärm gemacht, um ihn als abschreckendes Beispiel aufzustellen: den „Maisring" in Pest. Es sollte dort ein „Kavalier"-Konsortium sämtlichen Mais aufzukaufen zusammengetreten sein und in der That hat der Maispreis in Pest und Wien auch höher als anderwärts im Preise gestanden. Endlich ist der „Ring" zusammengebrochen, den die Träger des Unternehmens nicht halten konnten; die Beteiligten sollen viel Geld dabei verloren haben. Es scheint indeß, als hätte es sich bei der Sache nur darum gehandelt, die Teilnehmer am „Ring" auszubeuten, indem sie zur Schließung des Ringes und zum Ankauf des Mais veranlaßt wurden, während die wirklichen Spekulanten ihnen unter der Hand Massen des Produkts zuführen ließen, so lange es möglich war, so daß jene notwendig den Schaden haben mußten und dabei auch noch auf ihren Stand den Spott der Börsenpresse lenkten.

Aus diesem Vorgang könnte die Landwirtschaft ersehen, was ihr blühen mag, wenn das Lagerschein- und Warrantwesen sich in Deutschland einbürgern sollte und was es mit den Vorteilen daraus für sie, von denen im Reichstage der Vertreter von Ludwigshafen Aufhebens machte, auf sich hat. Wird schon jetzt durch die Markttelegramme aus allen Weltgegenden der Markt für die einheimische Landwirtschaft im Lande schwer benachteiligt, so wird, wenn erst die Spekulation um Papier anstatt Waare den Preis bestimmen wird, das Prelltuch für die Landwirte fertig sein. Der Bundesrat scheint doch über die Ersprießlichkeit der Einführung jenes Systems noch schwankend zu sein; aber es wurde bemerkt, daß er den Bestrebungen für die Einführung nicht ungünstig gegenüberstehe. Möge sich dadurch die Mehrheit des Reichstages nicht irre führen lassen. Nach der Einführung der Warrantspekulation würde sie nicht mehr mit doppelten Schutzzöllen auskommen können.

Kirche.

Wenn es zu den Pflichten des einzelnen Menschen gehört, auf die Wege zu achten, welche Gott ihn führt, und die Winke zu befolgen, welche ihm in solchen Führungen gegeben werden, damit aus lauschender Rezeptivität und thatkräftigem Handeln ein Lebensgang sich zusammensetze, welcher den Absichten Gottes entspricht, so gelten diese Pflichten ohne Zweifel auch weiter, wenn man sie von dem einzelnen Menschen auf das Leben der Völker, auf die politische Gemeinschaft und auf die Gesamtheit der Kirche überträgt.

Nur von der Kirche reden wir hier. Auch sie muß unseres Erachtens darauf lauschen, was Gottes Stimme in den Zeitereignissen zu ihr spricht, auch sie muß die Wege zu gehen bestrebt sein, welche Gott sie führt. Und wenn sie erkennt, daß gewisse von ihr eingeschlagene Richtungen in völliger Ungangbarkeit der Straße oder als Sackgasse enden, so gilt es einhalten, nachdenken, vielleicht auch umkehren und andere Wege einschlagen und nicht mit der Rechthaberei der Schriftgelehrten und Pharisäer sich verstocken und den Irrweg für den rechten Weg ausgeben.

Das traurigste Beispiel einer solchen Verstockung ist die römische Kirche, über welche Gott in unseren Tagen das Gericht der Unfehlbarkeitserklärung verhängt hat.

Solche Neigung zum Starrsinn findet sich aber auch anderweitig in unseren Tagen noch mehr als gut ist. In den Tagen der Reformation ist die irrige Absicht derjenigen, welche die Einheit der Kirche in ihrer äußeren Verfassung unter einem sichtbaren Haupte zu erkennen glaubten, gründlich zerstört worden. Neben der römischen erhebt sich die evangelische Kirche in zahllos verschiedenen Formen. In 400 Jahren ihres Bestehens ist sie den Beweis des Geistes und der Kraft nicht schuldig geblieben, im Gegenteil, wie z. B. die deutsche Kriminalstatistik ausweist, steht bei uns die Sittlichkeit der Evangelischen höher als die der Katholischen. Und die evangelische Kirche entwickelt neuerdings eine Missionskraft, welche, weit entfernt zu erschlaffen, immer größere Fortschritte in allen Weltteilen zu verzeichnen hat.

Seit der Reformationszeit hat man nun versucht, die durch den Bruch der Verfassung verlorene Einheit der Kirche wiederzufinden. Und man ist in jahrhundertelanger Arbeit bestrebt gewesen, ein formuliertes Bekenntnis zu gewinnen, um welches sich die ganze Christenheit scharen könnte. Aber jemehr man gesucht und gemeint hat, sich dem Ideal zu nähern, um so weiter hat man sich plötzlich davon entfernt gefunden, um so größer ist die Zerteilung der Parteien und die Zersplitterung der Ansichten geworden. Und gerade diejenigen, welche am sichersten zu sein glaubten in dem sogenannt lutherischen Bekenntnis, die Wahrheit in möglichst unanfechtbare Form gefaßt zu haben, gerade diese haben ein Maß von Zersplitterung erleben müssen, welches durch die Thatsache illustriert wird, daß in einer einzigen Stadt unseres Vaterlandes nicht weniger als sechs lutherische Gemeinden entstanden sind, welche alle unter dem Vorgeben, das wahre und genuine Luthertum zu vertreten, sich gegenseitig befehden und vom Abendmahl ausschließen.

Die Folge dieses Standes der Dinge ist nun in den verschiedenen kirchlichen Lagern eine sehr verschiedenartige gewesen. Sehen wir von denen ab, welche auf Grund des Gesetzes der Trägheit dabei bleiben, daß diejenige Kirchengemeinschaft, in welcher sie geboren und erzogen sind, die einzig richtige sei und den überkommenen Standpunkt in hergebrachter Weise verteidigen, so sehen wir eine große Zahl unserer Zeitgenossen ergriffen werden von einem gewissen Pessimismus, von der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, die verschiedenen evangelischen Denominationen jemals wieder unter einen Hut zu bringen. Sie halten ein gewisses Maß von ökumenischer Gesinnung für das höchste erreichbare Einheitsziel und sehen es übrigens als eine Notwendigkeit der Kirche an, zersplittert zu bleiben bis ans Ende der Dinge; wieder andere werfen die Blicke sehnsüchtig zurück nach Rom und halten den imponierenden Verfassungsbau und die Disziplin, welche sie dort gewahren, für höhere Güter, als die Freiheit des reformatorischen Standpunktes, bei welchem ihres Erachtens alles auseinanderfalle. An noch anderen Ansichten fehlt es nicht.

Wozu diese Betrachtung? Zwei Fälle, welche in der Periode, über welche wir berichten, zur öffentlichen Erörterung gekommen sind, haben uns auf die obige Einleitung geführt: der Fall Schwalb in Bremen und der Fall Paulsen in Kropp. Beide zeigen uns die vollendete Disziplinlosigkeit als einen der größten Schäden unserer evangelischen Kirchen, und zwar deshalb in besonders charakteristischer Weise, weil ein Mal die Zuchtlosigkeit da auftritt, wo in einer völlig verfallenen Landeskirche der Unglaube gleiches Recht mit dem Glauben gewonnen hat, und das andere Mal da, wo man in einer nach ihrer doctrina publica gut lutherisch gebliebenen Landeskirche auch die äußersten Konsequenzen aus den lutherischen Bekenntnisschriften zu ziehen vielfältig bereit ist.

Pastor Schwalb in Bremen war bisher Mitglied des Protestanten-Vereins und hat schon häufiger durch Aeußerungen, welche eine gewisse Rohheit der Gesinnung verrieten, Aufsehen erregt. Neuerdings hat er sich in einem Bande sogenannter „Kanzel-

reden" selbst überboten. In einem Vortrage, den er am 5. Dezember v. Js. im Protestanten-Verein zu Bremen über „Menschenverehrung und Menschenvergötterung" gehalten hat, behauptet er, daß der Glaube an die göttliche Natur des Heilandes die bedenklichsten Folgen für den Charakter des Menschen habe, indem sie Schwächung der Willenskraft, sittliche Erschlaffung, servile Gesinnung und einen niederen Stand der Moralität bedinge. Ob dieser Ungeheuerlichkeiten ist Herr Schwalb nun keineswegs mit seinem „Kirchenregiment", wohl aber mit dem Protestanten-Verein auseinandergekommen. Er hat, um Weiterungen zu entgehen, seinen Austritt aus demselben förmlich angezeigt — Beweis, daß der Protestanten-Verein keineswegs die verhüllende Phrase, wohl aber den phrasenlos proklamierten Unglauben zu meiden bestrebt ist.

Ein entgegengesetzter Fall von Disziplinlosigkeit ist der Fall Paulsen. Pastor Paulsen in Kropp bei Schleswig war eingeladen von einem ostfriesischen Geistlichen, dort bei einem Missionsfest eine Ansprache zu halten. Dem Eingeladenen wurde von seinen vorgesetzten kirchlichen Behörden Residenzpflicht in Kropp auferlegt und ihm befohlen, die versprochene Predigt nicht zu halten. Pastor Paulsen hat die Predigt gleichwohl gehalten und überdies feierlich und öffentlich erklärt, daß er den preußischen Kultusminister gar nicht als seinen kirchlichen Vorgesetzten anerkenne. Er begründet seine Auflehnung gegen die Oberen damit, daß er kein sichtbares Haupt der Kirche, sondern nur Christum als das unsichtbare Haupt derselben gelten lasse. Eingehender Widerlegung bedarf dieser Standpunkt nicht. Es liegt auf der Hand, daß solcher Appell vom sichtbaren an das unsichtbare Haupt den Subjektivismus auf den Thron setzt und jede kirchliche Disziplin illusorisch und unmöglich macht.

Wenn nun in dem einen Fall die Disziplinlosigkeit mit Berufung auf menschliche Wissenschaft, in dem anderen Fall auf unsichtbare Mächte begründet wird, so führt die Verschiedenheit der Kirchen und die Verschiedenheit der Gründe auf den gemeinsamen Schaden, auf das große Defizit unserer Kirchen: auf das Fehlen eines kraftvollen persönlichen Bischofsamtes, und — um dahin zu gelangen — auf die Notwendigkeit, zunächst mit dem landesherrlichen Summepiskopat aufzuräumen.

Wie es ewig unmöglich bleiben wird, den heiligen Geist in irgend eine verfassungsmäßige Kirchenform gleichsam einzumauern, ebenso unthunlich wird es auch bleiben, eine für alle Zeiten bindende Formel des Bekenntnisses zu finden. Das heißt nicht, daß das Bekenntnis überflüssig sei, sondern daß es in der evangelischen Kirche, wo Personen alles sind, nur in der Hand von Bischöfen die Elastizität behalten kann, die es haben muß, wenn es nicht entweder zum Fetisch, oder zum Gewissensstrick werden soll. Nur ein Bischof kann die Grenze in rechter Weise ziehen, die einen Geistlichen in die Kirche ein- oder ausschließt. Wenn er aber diese Grenze so weit als zulässig gezogen hat, so wird er auch den festen Boden gewonnen haben, der unentbehrlich ist, wenn man stramme Zucht üben will. Und nichts ist gerade auch für den Klerus wohlthätiger als Zucht.

In dieser Hinsicht, freilich nur in dieser, können wir von den Römern lernen.

Dagegen steht leider zu fürchten, daß, wenn die bisherigen Bestrebungen, sei es auf dem Gebiet der Verfassung, sei es auf dem Gebiet des statutarischen Dogmas, den Einheitspunkt der una sancta zu finden, fortdauern, wir noch einmal in den Rationalismus zurücksinken werden, dem wir schon einmal verfallen gewesen sind, weil die gebildete Welt, durchdrungen von der Notwendigkeit, auch an die biblischen Urkunden den Maßstab historischer Kritik anzulegen, von den „theologischen Auskünften" der Schriftgelehrten sich unwillig abwandte. Und doch kann unsere Position nur gewinnen, je unbedenklicher wir die gesamte Grundlage unseres Glaubens der schonungs- und vorurteilslosen Kritik preisgeben. Ist die Grundlage fest, so können wir dabei garnichts verlieren, sondern, wie gesagt, nur gewinnen. Es ist möglich, daß von den Aufstellungen und Anschauungen der alten Verbal-Inspirations-Theologie Manches ins Wanken kommt. Die entscheidende Hauptsache, die Person des Heilandes, bleibt auch vor der exaktesten Geschichtsforschung

unwandelbar stehen. Noch kein Geschichtsforscher hat es unternommen, ihren Gang durch die Welt zu bestreiten. Was aber der Geschichtsforscher als offene Frage behandeln muß, ob nämlich die Natur des Herrn nur eine menschliche vergängliche, oder eine göttliche ewige, bis heute in der Kirche fortwaltende, ob er wirklich der Sohn Gottes ist, der heute noch unter den Leuchtern wandelt und die Sterne in seiner Hand hält — das kann wiederum die Kirche beweisen, indem sie es den exaktesten Naturwissenschaften nachthut und den Zweifler auf das Experiment verweist. Wer es versucht, der wird es erfahren, und wer nichts erfährt, der hat eben nichts versucht. In dieser unangreifbaren Stellung kann alle Kritik der Welt der Kirche nicht schaden. Man soll nicht halbfeste Stellungen verteidigen, wenn man ganz feste hat. Eine theologische Politik der Hinterthüren muß uns ruinieren, wie sie Rom ruiniert hat.

Wir haben uns eingehender als sonst über die beiden obigen Fälle geäußert, da andere Ereignisse von grundsätzlicher Bedeutung kaum vorliegen.

Erwähnt mag werden, da wir uns wiederholt mit der Stellung zum „Evangelischen Bunde" beschäftigt haben, daß Dr. Warneck eine kleine Schrift hat drucken lassen als Appell an die Positiven, sich der Sache wärmer zuzuwenden als bisher. Wir fürchten, daß das wenig helfen wird. Auch unsere Stellung zum Bunde halten wir fest. Wir haben keinerlei Feindschaft gegen ihn und seine Träger und werden uns freuen, wenn er etwas Gutes wirkt. Aber so wenig wir mit den Freimaurern zusammen arbeiten können, wenn diese auch ein an sich sehr wünschenswertes Waisenhaus bauen, sondern sie aus der Ferne schiedlich-friedlich gewähren lassen und nur mit guten Wünschen begleiten werden, so können wir uns auch dem Evangelischen Bunde gegenüber nicht anders verhalten. Unter den ersten Gönnern des Bundes sind solche, denen die ersten Gemeinden den Namen der „Brüder" nach klaren Worten der Schrift verweigert haben würden. Wenn es nun das eifrigste Bestreben eben dieser Herren vom Protestantenverein ist, nicht als außerhalb der Kirche, sondern als „Richtung" innerhalb derselben anerkannt zu werden, so verschärft sich unseres Erachtens nur die Pflicht derjenigen, welche die größte ökumenische Weitherzigkeit bethätigen möchten, hier eine Grenze zu ziehen, die nicht überschritten werden darf. — Baptisten und Methodisten reichen wir die Bruderhand. Aber den Protestantenvereinlern verweigern wir das „Grüßen".

Noch einmal die „Innere Mission".*)

Von Pastor Veit in Frankenstein.

Was ist die Innere Mission? Sie ist die neueste Form der Missionspredigt an — so beschränken wir uns hier — an unser deutsches Volk.

Ein Pastor wird berufen. Er findet eine Gemeinde vor, von deren Kopfzahl sich vier Fünftel zur Kirche halten, der Kirche wenigstens nicht völlig entfremdet sind. So steht es vielleicht im Durchschnitt. Es giebt manche Fälle, wo das Verhältnis günstiger ist, es giebt aber auch Fälle, namentlich in den Städten, wo man nicht einmal ein Fünftel mehr als kirchliche Leute rechnen kann. Sind jene vier Fünftel kirchliche Leute nun lebendige Christen? Ach weit gefehlt! Vielleicht die Hälfte sind nur Festtagschristen, die sich sonst alle vier Wochen einmal und seltener zum Gottesdienst einfinden; und von der anderen Hälfte besteht die Mehrzahl aus Sonntagschristen, pünktlich unter der Kanzel zu sehn, aber alltags in ihrem Reden, Thun und Treiben nicht wiederzuerkennen: die Gemeindeglieder, deren Glaube das ganze Leben durchdringt, Herz, Mund und Wandel heiligt, wie spärlich sind die gesäet!

*) Die Redaktion giebt diesen Artikel nicht als ihre Ansicht, sondern als „Eingesandt".

Was ist der neuberufene Pastor nun? Pastor, in Wahrheit Pastor, ein Hirt, doch nur für die letzten Dünngesäeten, denn nur sie suchen die Weide, sie bilden die Herde. Für die anderen von jenen vier Fünfteln ist er nur Prediger, zum Teil bloß Festprediger. Und für das letzte Fünftel? Eigentlich nichts. Aber die ganze Gemeinde wird ihm aufs Herz gelegt, der ganzen Gemeinde soll er Seelsorger sein. Will er es werden, dann muß er nicht nur Pastor, dann muß er auch Missionar sein — trotz Taufnachweis seines Kirchenbuchs für die meisten seiner Gemeindeglieder Missionar!

Es sind gegebene Zustände, die wir schildern, und diese Zustände sind geworden. Daß es nicht anders steht, ist nicht zu verwundern.

Wie ist unser deutsches Volk zum Christentum gekommen? Durch eine Mission, die von oben nach unten baute, äußerlich und innerlich. Aeußerlich: denn das Evangelium wurde nicht den Armen gepredigt, dem breiten Grundstock des Volks, sondern den Fürsten, den Reichen, den Vornehmen; ihr Gewinn zog ohne weiteres die Menge ihrer Leute in den Schooß der Kirche nach sich. Innerlich: denn man pflanzte nicht in die Tiefe der Herzen Buße und Glauben zuerst, daß daraus der Gehorsam und die Sitte eines christlichen Lebens allmählich als Frucht erwüchse; sondern Sitte und Gesetz christlichen Lebens wurden den Neugetauften wie ein Joch auf die alten Hälse gelegt, unter Androhung harter Strafen aufgezwungen. Bußfertigen Sinn, lebendigen Glauben zu erzielen, sparte man sich für spätere Zeiten auf. Da waren denn in kurzer Zeit und ziemlich mühelos weite Länder christianisiert — (man verzeihe dieses Fremdwort für solchen Vorgang). Aber die Mühsal blieb nicht aus: nachzuholen, was an Arbeit, an stiller, stetiger Arbeit, das Evangelium zu predigen, damals versäumt worden war, das ist die Aufgabe der Jahrhunderte bisher gewesen, und diese Aufgabe ist noch nicht zu Ende geführt. In diesem Sinne sagen wir: die Innere Mission ist die neueste Form der Missionspredigt an unser deutsches Volk.

Denn das Joch, welches vormals den Getauften auf dem Halse lag, und mit dessen Hilfe die Missionspredigt des Evangeliums, die Ergänzungsarbeit jener Versäumnisse, bisher geschah, ist so ziemlich zerbrochen. Man kann schließlich nicht einmal darüber trauern. Der Zwang, welcher die einzelnen Christen und Familien an die Kirche band, so daß es ihnen unmöglich war, sich von diesem Verbande zu lösen, widerspricht zu auffällig dem tiefsten Wesen des Christentums, welches in Buße, Glaube, Bekenntnis volle Freiwilligkeit voraussetzt. Solcher Zwang war unentbehrlich für jene ursprüngliche Missionsthätigkeit, welche das Evangelium nach Deutschland gebracht hat. Ihr Missionsergebnis hätte sich sonst ohne weiteres in Nichts aufgelöst. Waren die deutschen Völker wie neugeborene Kinder behandelt worden, als man sie ungefragt taufte, so mußten sie gleich Unmündigen weiter in Zucht gehalten werden bis auf die Zeit ihrer Mündigkeit. Aber auch diese Zeit kommt; und wenn wir mit der Behauptung, sie sei gegenwärtig schon da, zu viel sagen würden, so ist doch wohl nicht zu verkennen, daß sie im Anbruch begriffen ist. Es ist eine Uebergangszeit, in der wir leben; aber wenn das thatsächlich alle Zeiten sind, so trägt unsere Zeit diesen Stempel doch vorzugsweise deutlich. Noch sind die Spuren der Vergangenheit weithin zu erkennen, noch sind die Einflüsse einer rechtlich schon beseitigten Unmündigkeitszucht in der Kirche sehr wohl zu spüren; es sind Kräfte, die auch einen Segen in sich tragen, und deren wohlthätige Wirkungen wir durchaus würdigen. Noch können wir auf weiten Gebieten wirtschaften mit der Macht christlicher Gewöhnung und für selbstverständlich geltender Sitte. Darum haben auch die alten Formen unseres Gemeindelebens noch ein Recht, und es wäre Thorheit, sie mutwillig zu zerbrechen und aufzugeben. Darum führen wir einen Pastor noch für die Gesamtheit der alten Kirchgemeinde ein und wenden uns damit nicht nur an sein Gewissen, sondern mit einigem Erfolg auch an das Gewissen einer großen Anzahl Gemeindeglieder, die von vornherein uns völlig verloren gehen würden, wollte man alsbald jenen Grundsatz der Freiwilligkeit durchführen. An sich aber, das verhehle man sich auch nicht, bestehen diese alten Kirchgemeinden nur noch

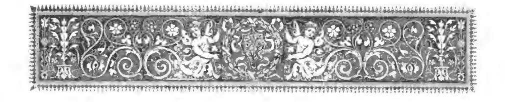
in der Einbildung. Das Rückgrat, welches ihr Auseinanderbrechen vorläufig noch hinausschiebt, ist das Kirchen- und Pfarrvermögen. Das aber vermag natürlich nur einen rein äußerlichen Halt zu geben. Alle anderen Mittel, säumige Gemeindeglieder zur Bethätigung ihrer kirchlichen Rechte und Pflichten zu veranlassen, sind schon jetzt auf das freie Wort beschränkt, oder aber sie stehen nur auf dem Papier, versagen im Gebrauchsfall und schrecken in halber Weise vor der letzten Folgerung, dem Ausschluß aus der Gemeinde zurück. Es ist eine Uebergangszeit, in der wir stehen; zum Teil noch fördernd, zum Teil auch schon hindernd ist in unseren kirchlichen Verhältnissen vieles übrig aus einer Vergangenheit, die an sich selber für abgethan gelten kann. Daneben zeigen sich neue Bestrebungen und Gestaltungen, Vorboten einer Zukunft, die anders gestaltet sein wird. Und so wenig es geraten wäre, um dieses Neuen willen das Alte kurzer Hand über den Haufen zu werfen, noch unweiser würde es sein, mit jenem Alten und mit einer rückläufigen Vorliebe dafür, mit einer gewissen fruchtlosen Vergangenheitssehnsucht diesem Neuem den Weg versperren zu wollen!

Daß dieses Neue sich wesentlich in einer künftigen Gemeindebildung auf Grund persönlicher Freiwilligkeit vollenden wird, dürfte schon heute erkennbar sein. Dahin weisen die sektiererischen Bewegungen unserer Zeit, dahin die freikirchlichen Neigungen, dahin die Gruppierungen innerhalb der Landeskirchen nach einzelnen Parteigesichtspunkten, dahin die Gruppierungen innerhalb von Stadtgemeinden um die verschiedenen Pastoren, dahin die zahllosen kirchlichen Vereine, in denen sich je länger je mehr alles bewußte Leben zusammenzuschließen liebt. Dahin weist zumal auch die Arbeit der Inneren Mission. Indem sie den einzelnen Seelen nachgeht, die sich von der Herde verloren haben, indem sie jene alten Gemeindebildungen mit christlicher Kraft und Wahrheit zu durchdringen strebt, hilft sie die neue Zeit vorbereiten und heraufführen. Denn jene alten Bildungen werden bei diesem Bestreben schließlich zerreißen. Sie sind zu eng, um das Leben einer bewußtchristlichen Gemeinde in sich zu fassen: das braucht größeren Spielraum. Und doch sind sie auch wieder zu weit, denn sie sind auf die wirkliche Bekehrung eines ganzen Volkes angelegt, die niemals gelingen wird.

Die Innere Mission geht den von der Kirche abgekommenen Seelen nach und sucht die alten vorhandenen Gemeindebildungen mit christlicher Kraft und Wahrheit zu durchdringen, zu beleben: diese Bestimmung scheint über die Innere Mission hinauszugreifen, denn sie schließt von der Arbeit des geordneten Pfarramts einen namhaften Teil mit ein. Aber es wird überhaupt nicht leicht sein, diese beiden Kreise gegen einander abzugrenzen. Wenn ein Pfarrer Kindergottesdienste hält, wenn er die konfirmierte Jugend in Vereinsform um sich sammelt, wenn er eine Gemeindediakonie in's Leben ruft und leitet, so sind das alles Arbeiten der Inneren Mission; diese Arbeiten können auch von anderen Personen geleistet werden, wie es denn thatsächlich nicht selten geschieht. Aber man wird doch nicht sagen können, daß ein Pastor, der sie in die Hand nimmt, damit über die Grenzen seiner pfarramtlichen Thätigkeit hinausgeht; und solche Arbeiten nur dann der Inneren Mission zuzuweisen, wenn sie von freiwilligen Hilfskräften gethan werden, geht ebensowenig. Diese freiwilligen kirchlichen Hilfskräfte sind allerdings eine Erscheinung, welche das Gebiet der inneren Mission besonders kennzeichnet. Sie sind für die Bewältigung der hier vorliegenden Aufgaben unentbehrlich. Aber ebenso unentbehrlich ist auch das Pfarramt; und nur durch den Zusammenschluß beider wird die Innere Mission diese Aufgaben befriedigend und in gesunder Weise lösen können. Wollte man aber die vokationsmäßig geforderte Thätigkeit eines Pastors für den eigentlichen Bereich seines Pfarramts erklären, und darum die oben beispielsweise genannten Arbeiten der Kindergottesdienste u. s. w. als freiwillige der Inneren Mission ausschließlich zuweisen, so würde auch diese Unterscheidung teils nur eine äußerliche bleiben, teils kaum durchführbar sein; ja es würde dabei übersehen, daß die vokationsmäßigen Arbeiten des Pfarramts unter dem Einfluß der bestehenden Verhältnisse vielfach selber die Art der Inneren Mission an sich nehmen. Denn wenn z. B. die

einzelne Sonntags- und noch mehr Festtagspredigt die ihr zugehörige feiernde, erbauliche Haltung verläßt und zu einer Verteidigungsrede für den christlichen Glauben, ja geradezu Missionspredigt wird; wenn Nachmittagsgottesdienste und manche Abendmahlsfeiern auf den Abend verlegt werden, um kirchlich Fremdgewordene herbeizuziehen; wenn man sich bemüht, durch liturgische Gliederung, durch gesangskünstlerische Ausstattung die alten Gottesdienste zu bereichern und die Beteiligung der Gemeinde auch an den kirchlichen Handlungen zu heben: so schmeckt das alles mehr oder weniger nach Innerer Mission, und die Gedanken der Inneren Mission sind jedenfalls die Veranlassung dazu gewesen.

Es giebt Gebiete pfarramtlicher Thätigkeit, welche mit der Inneren Mission an sich nichts zu schaffen haben. Dahin gehört die Leitung der Gemeinde, dahin gehört vor allem die Erbauung und seelsorgerliche Behandlung derer, die im Glauben stehen. Man könnte sagen, sofern das Pfarramt Erbe (Eph. 4, 11) der drei alten Propheten-, Hirten- (oder Bischofs-) und Lehrämter ist, ist es von der Inneren Mission unterschieden: sofern es das Evangelistenamt einschließt, welches der Missionspredigt an die Ungläubigen galt (die „Lehre der zwölf Apostel" hat dafür noch den Apostelnamen), gehört das Pfarramt zur Inneren Mission — aber die Richtigkeit dieser Anschauung bleibe dahingestellt. Pfarramt und Innere Mission sind zwei Kreise, die sich teilweise bedecken. Die Thätigkeit des Pfarramts geht noch auf andere Objekte aus, als die Innere Mission sie ins Auge faßt; die Innere Mission geht noch von anderen Subjekten aus, als das geordnete Pfarramt sie bietet. Aber beide begegnen sich in dem Wunsch, alle vorhandenen Kirchgemeindeglieder entweder zu Subjekten oder zu Objekten der Inneren Mission zu machen. Je eher das geschieht, und je nachdrücklicher, desto eher wird die Innere Mission selbst überflüssig werden. Von ihren Arbeiten und Einrichtungen werden dabei viele in den Bestand des kirchlichen Lebens übergehen, die einen als schätzenswerte Bereicherung der pfarramtlichen Thätigkeit, die anderen als immer (Joh. 12, 8) nötige Dienste einer kirchlich geordneten Diakonie. Aber als Mission wird die Innere Mission dann aufhören zu bestehn, zum wenigsten in dieser großartigen Ausdehnung zu bestehn. Was ihr mißlungen ist, die Rückstände ehemaliger Gemeindeglieder, die sie nicht hat gewinnen können, die dann aber aus der Kirche teils ausgetreten, teils herausgedrängt sein werden, wird sie an die Heidenmission abgeben. Die Heidenmission aber wird sich von da ab — und wohl schon früher — zu gliedern haben in eine auswärtige und in eine inländische Heidenmission.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften von Gustav Schmoller. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Unter diesem Namen hat Professor Schmoller, der bekannte Nationalökonom der Universität Berlin, eine Reihe älterer litterargeschichtlicher Arbeiten, Bücheranzeigen, Charakteristiken nationalökonomischer Schriftsteller, die von ihm im Laufe der letzten 25 Jahre veröffentlicht sind, vereinigt erscheinen lassen. Diese Aufsätze behandeln: Friedrich von Schillers ethischer und kulturgeschichtlicher Standpunkt; Johann Gottlieb Fichte, eine Studie aus dem Gebiete der Ethik und Nationalökonomie; Friedrich List; Henry Carrey; Lorenz von Stein; Wilhelm Roscher; die neueren Ansichten über Bevölkerungs- und Moralstatistik; Karl Knies; Albert Schäffle; Th. Funk; Brentano; Henry George; Theodor Hertzkas freihändlerischer Sozialismus; die Schriften von K. Menger und W. Dilthey zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften. In der Regel wird in Anknüpfung an das Hauptwerk des behandelten Schriftstellers die Bedeutung und Stellung desselben in der geschichtlichen Entwickelung der nationalökonomischen Wissenschaft dargestellt. Der Leser gewinnt so einen Ueberblick über den Entwickelungsgang des wissenschaftlichen deutschen nationalökonomischen Denkens von der dogmatischen Spekulation bis zur empirischen Erfassung der Wirklichkeit. Verfasser verhehlt zwar seine eigene abweichende Meinung nie, legt aber das Wesentliche fremder und seiner Ansicht entgegenstehender Meinung klar dar und bemüht sich, auch seinen Gegnern gerecht zu werden. tz

— Die soziale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart von Guido Wächter, Diakonus in Annaberg. (Leipzig. Verlag von Dörffling & Franke.)

„Es ist keine menschliche Gemeinschaft, die nicht berufen wäre, an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten; der Löwenanteil daran aber gebührt der evangelischen Kirche. Freilich sind zur Zeit nur wenige geneigt, dieser ihr Recht werden zu lassen. Namentlich hat die evangelische Kirche in den wissenschaftlichen Behandlungen des sozialen Rätsels bisher kaum mehr als eine flüchtige Beachtung gefunden. Dies mag zum Teil darin seinen Grund haben, daß sie selbst es bisher mehr als billig versäumt hat, ihre soziale Aufgabe wissenschaftlich darzustellen und systematisch auszuführen." Diesem Mangel abzuhelfen, ist die Bestimmung der vorliegenden Arbeit. Dieselbe gliedert sich durchaus sachgemäß in drei Hauptabteilungen: I. Die soziale Frage innerhalb der evangelischen Kirche. II. Die unmittelbare soziale Thätigkeit der evangelischen Kirche: 1. die allgemeine soziale Aufgabe der Kirche durch das geordnete Amt; 2. die besondere soziale Thätigkeit der Kirche durch die innere Mission. III. Die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Kulturmächten: 1. die Familie, 2. die Erziehungsanstalt, 3. die Berufsgemeinschaft, 4. der Staat, 5. die freieren Bildungen des Kulturlebens. Von evangelischen Theologen, namentlich von dem Klosterabt Uhlhorn in Hannover, wird es bekanntlich bestritten, daß die Kirche mit der sozialen Frage irgend etwas zu thun habe. Die soziale Frage ist diesem Theologen nichts anderes, als eine wirtschaftliche Frage, die erst durch jene Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiet entstanden sein soll, welche die Maschine und der freie Arbeitsvertrag hervorgebracht haben. Wäre diese Meinung thatsächlich begründet, was sie nicht ist, so ließe sich freilich mit Recht kein Buch über die soziale Bedeutung der evangelischen Kirche schreiben. In Wahrheit aber muß man dem Verfasser beistimmen, wenn er sogleich im Anfang seines Buches den Satz aufstellt: „Die soziale Frage ist nicht in erster Linie eine wirtschaftliche, sondern vielmehr eine sittliche und religiöse Frage." „Die soziale Frage im weitesten Sinne ist die Frage: welches Maß von

Rechten und Pflichten kommt einer jeden Klasse in der menschlichen Gesellschaft zu, damit der Gerechtigkeit Genüge geleistet sei." Der Nachweis dieser Behauptung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Werk und wird geführt durch ein Eingehen selbst auf die kleinen und engen Kreise des menschlichen Lebens. Die soziale Frage auch eine sittliche und religiöse, das zeigt sich in der Familie, im Verhältnis von Braut und Bräutigam, Mann und Frau, Eltern und Kindern, in der Kindererziehung, in dem Verhältnis von Herren und Untergebenen, in der Geselligkeit und beim Volksfest u. s. w. Den Sozialismus sieht der Verfasser daher nicht so sehr als eine Verirrung des Verstandes, sondern als eine Verstimmung des Herzens und des Gemütes an. Deswegen ist die Bekämpfung und Ueberwindung desselben auch nicht sowohl eine Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung und Auseinandersetzung, als vielmehr eine Aufgabe der Kirche und aller derjenigen Mächte, welche auf das friedliche Zusammenleben der Bevölkerungsklassen unter einander irgendwie Einfluß ausüben können. Es läßt sich nun aber leider nicht leugnen, daß die Heilskräfte der Kirche bei vielen ihrer Glieder ihre Wirkung versagen. Die Schuld an dieser Ohnmacht der evangelischen Kirche sucht Verfasser darin, daß die evangelische Kirche weder die erforderliche Freiheit und Selbständigkeit, noch die notwendigen Mittel, um die in ihr waltenden Lebenskräfte zur vollen Auswirkung gelangen zu lassen, besitzt. Der erste Teil des Werkes führt dies unter Eingehen auf die besonderen Verhältnisse der lutherischen Kirche des Königreiches Sachsen des Weiteren aus, während die beiden anderen Teile der Darlegung der unmittelbaren und mittelbaren sozialen Aufgabe der Kirche gewidmet sind, welche sie erst ganz erfüllen kann, wenn sie erst selbst die ihr gebührende soziale Stellung errungen hat. Wenn wir uns auch im allgemeinen mit der Grundanschauung des Verfassers einverstanden erklären können, so doch nicht mit allen einzelnen Ausführungen desselben, die sehr in die Breite gehen und von Wiederholungen nicht frei sind. Um nur Einzelnes anzuführen, so halten wir das Kapitel von „der Finanzwirtschaft der Kirche" für ein verfehltes. Warum soll die evangelische Kirche von dem Staate kein Geld annehmen? Hat doch der Staat die Kirchen- und Klostergüter meistens eingezogen. Zahlt er doch jährlich große Summen an die katholische Kirche. Auf dem Wege der Selbsthülfe allein wird die evangelische Kirche die für ihre Zwecke erforderlichen großen Geldmittel nicht von heute auf morgen aufbringen, wenigstens nicht in Deutschland, wo wir im Gegensatz zum freikirchlichen Amerika landeskirchlich fürsorgende Gewöhnung haben. Für ebenso verfehlt halten wir das 7. Kapitel über die „Armenpflege" und das Eifern gegen die weltliche Armenpflege. Die Armenpflege ist auf die weltlichen Organe, die Gemeinden und Obrigkeiten, übergegangen, weil die kirchliche Armenpflege nicht genügte und unserer heutigen Kulturentwickelung nicht genügen kann. Auch die weltliche Armenpflege, wenn sie richtig gehandhabt wird, will individualisieren, keine Schmarotzer erziehen; nicht das Ehrgefühl der Unterstützten töten, sondern nur der äußersten Not abhelfen und vorbeugend wirken. Verfasser, der dies Gebiet entschieden nicht beherrscht und vielleicht seine persönlichen schlechten Erfahrungen verallgemeinert, können wir nur auf ein Studium der trefflichen Publikationen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit hinweisen. Die Angriffe auf die Professoren, namentlich auf Schäffle, die mit den Waffen der Gelehrsamkeit die Sozialdemokratie bekämpfen, sind ungerechtfertigt. Der Wirksamkeit von Schäffle fehlt die gebührende Anerkennung. So gern wir auch zugeben, daß in seinen Schriften sich viel Stubengelehrsamkeit und Unpraktisches findet, so bleibt ihm doch das große Verdienst, vorzüglich durch seine „Quintessenz des Sozialismus" viele aus ihrem Schlummer aufgeweckt und ihre Aufmerksamkeit auf die soziale Frage und das Verständnis derselben gelenkt zu haben. Wir wollen aber von weiteren Ausstellungen, die sich leicht noch vermehren ließen, absehen und gern bekennen, daß wir viel Anregendes, Tüchtiges, des Nachdenkens Wertes in der Wächter'schen Arbeit gefunden haben. Bei einem so weitschichtig angelegten Werk, das auf allen Gebieten die schwierigsten kirchlichen, politischen und sozialen Fragen streift und berührt, ist Widerspruch und Meinungsverschiedenheit selbst unter Gleichgesinnten unausbleiblich. tz.

— Russen und Deutsche. Ein Schreiben an den Redakteur der „Deutschen Revue" Herrn Dr. R. Fleischer von Fürst Nikolaus Galitzyne. (Heidelberg, C. Winter.) 59 S.

Ein gut geschriebenes und gut gemeintes Heftchen. Wir geben dem Verfasser gerne zu, was er nur zögernd ausspricht, daß nämlich Deutschland den Russen großen Dank schuldig sei. Solchen Dank schulden wir in der That. Denn 1870 hat Rußland uns den Rücken frei gehalten, und ohne seine uneigennützige Hülfe hätten wir niemals unser Reich gegründet. Die Quelle der Verstimmungen waren dann St. Stephano und der Berliner Kongreß, d. h. die durch den Orientkrieg gesteigerte Rivalität zwischen Oesterreich und Rußland auf der Balkan-Halbinsel. Daß die Dinge sich so entwickelt haben, daß Fürst Alexander von Bulgarien den Berliner Vertrag durchlöchert hat, ist nicht unsere Schuld. Daß wir uns jetzt auf Oesterreichs Seite stellen, gebietet unser Interesse. Der Konflikt ist da und zwar ein unlösbarer. Unlösbar wenigstens ohne das Schwert. Wann dasselbe zuschlagen wird, muß dahin gestellt bleiben. Daß aber über den gegenwärtigen Zwiespalt nur die Macht entscheiden kann, bleibt bestehen und daran können auch die bestgemeinten Vorschläge wenig oder garnichts ändern.

2. Kirche.

— Sakramente der Kirche Christi. Heilshungrigen Seelen gewidmet von Georg Stosch, ev.-luth. Pastor zu St. Marienberg-Helmstedt. (Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann.) 1888. 28 S. 8°. 3 Mk., geb. 3,60 M.

Der Verf. entwickelt in 29 Betrachtungen die ganze luth. Lehre von den Sakramenten und ihrem gesegneten Gebrauch. Er ist bemüht, in allen verständlicher Sprache zu zeigen, wie aus den Gnadenmitteln und ganz besonders auch aus den Sakramenten Frieden und Heilsgewißheit und damit Wirkungsfreudigkeit fließe. „Wie viele sittliche Kraft aber wird zerrieben in banger Ungewißheit." Viel Feines ist in den Betrachtungen eingestreut; z. B. S. 273 die Zurückweisung des Einwurfs, die Lutherischen handelten mit der Unterlassung des Brotbrechens unbiblisch. „Das scheint wie Ungehorsam und ist doch in Wahrheit Gehorsam nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach. Als Christus das Brot brach, deutete er damit auf das Brechen seines Leibes. Nun ist sein Leib gebrochen, denn sein Opfer am Kreuz ist vollendet. Die Symbolik des Brechens ist also hinfällig geworden." Er selbst wirft nun leider den ganzen seinen Gedanken um, indem er herbeizieht, daß man in den apostolischen Gemeinden noch das Brot gebrochen habe (Apstg. 2, 46. I. Kor. 10, 16). Die Begründung aus der jüdischen und griechischen Sitte und aus der Hoheit, mit welcher Christus das Brot brach, kann nicht Platz greifen. Wir würden lieber das Brotbrechen in der Apostelzeit auf die Agapen beziehen, an die sich häufig auch das Abendmahl anschloß. Warum aber überhaupt so viel Wert legen auf diese symbolische Handlung, während die Abstellung des Untertauchens bei der Taufe allen großen Kirchenkörpern gemeinsam ist? Dagegen hat uns sehr wohlgefallen die Beziehung des hl. Abendmahls auf die Auferstehung des Fleisches S. 281, und die Darlegung über die Zulassung zum Abendmahl. „Der lutherische Altar müßte darin überall seinen ökumenischen Charakter beweisen, daß er eine Freistatt wäre für alle zerstreuten Kinder der luth. Kirche (sie können unter verschiedenen Kirchenregierungen stehen und verschiedene kirchliche Gebräuche und Verfassungen haben), für alle, die ihr Glaubensgepräge vom kleinen Katechismus Dr. Luthers haben" (S. 276 f.). Für Jung und Alt ist das Buch auch ein treffliches Kommunionbuch, dessen Verf. unsere Kirche Dank sagen muß.

— Das Gebet. Zwei Reden von A. Schlatter, lic. theol., Dozent in Bern. (Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung.) 1887. 40 Seiten kl. 8°.

Der Verf. redete in reformiertem Kreise; aber auch wer den luth. Katechismus im Herzen trägt, wird ihm die Hand drücken und sagen: Du hast recht geredet. Der erste Vortrag über Luc. 11,5 bis 13 ist am 15. September 1886 im Bernischen Ev. Schulverein gehalten. In der Schweiz ist überall, auch in der Schule, die Scheidung von Glauben und Unglauben schärfer als bei uns. Aber auch bei uns wird der Traktat gewiß heilsam wirken.

Von demselben Verfasser können wir hier gleich anfügen: Der Hebräerbrief, ausgelegt für Bibelleser von A. Schlatter, lic. theol., Dozent in Bern. (Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung.) 1888. 263 S. kl. 8°.

Schlatters Hilfsbüchlein zum Römerbrief hat dankbare Leser gefunden: so wird auch diese aus Bibelstunden entstandene Erklärung des schwierigen Hebräerbriefes, in dem wie in keinem anderen altes Testament und Hellenismus dem Christentum dienen, seinen Leserkreis finden. Entziehen wir uns doch der Anstrengung nicht, die es allerdings kostet, wollen wir uns hineinlesen und hineindenken in des Apostel Wort.

Endlich dürfen wir noch hinweisen auf die Synodalreden von Gottfried Braun, Pfarrer und Dekan in Eyrichshof bei Bamberg. Aus dessen Nachlaß herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Dr. A. von Stählin, Oberkonsistoralpräsident in München. (Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1887.) 137 S. kl. 8°. Preis 1,50 Mk.

In 6 Synodalreden und einer Predigt über Röm. 1,16 werden hier Licht- und Schattenseiten unserer Kirche mit besonderem Hinblick auf das geistliche Amt von dem Verf. der Lebensskizze: „Krankheit und Heilung" (bevorwortet von D. A. von Harleß 1863) gegeben. Eine Lebensgeschichte des am 10. April 1886 verstorbenen Redners bietet sein Jugendfreund und Studiengenosse Stählin in gewohnter Meisterschaft. Er kann ihn einen christlichen Charakter vom Scheitel bis zur Sohle, einen reichbegabten, edlen, gesegneten Diener unserer Kirche, einen Mann des Geistes und der Kraft nennen. Und wer nur den Brief liest, den Braun 8 Tage vor seinem Tode an Stählin schrieb: der muß dem zustimmen.

A. F.

— Hübener, Johannes, Hilfsgeistlicher am Diakonissenhaus zu Dresden: Die Christliche Kleinkinderschule, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Stand. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1888. 328 S. 2,80 Mk.

Die innere Mission hat bereits eine solche Ausdehnung, eine solche Mannigfaltigkeit von Werken, daß es sehr erwünscht ist, wenn Spezialisten einzelne Gebiete bearbeiten. Das vorliegende Werk befaßt sich mit der Kleinkinderschule. Wir hätten, um gleich unsere Hauptaussetzung auszusprechen, lieber gesehen, wenn der Verfasser sich die Zeit genommen, das Material, welches jetzt in 22 Anhängen (Statuten, Regulative, Prospekte, Stundenpläne enthaltend) folgt, systematisch zu verarbeiten und kritisch zu beurteilen. Dankenswert ist der biographische Teil, welcher neben den bekannteren Lebensbildern einer Luise Schepler, Pfarrer Oberlins, Mutter Jolbergs, Pfarrer Fliedners, Freiherrn von Bissing-Beerbergs auch diejenige der Gräfin Therese Brunswick, der Fürstin Pauline zu Lippe-Detmold bringt. Mit der Stellung, welche das Buch zu Fröbels Kindergärten einnimmt, sind auch wir einverstanden. Wer das Spiel zur Arbeit macht, deß Arbeit ist Spielerei. Dagegen hätten wir eine ausführliche Darstellung dessen gewünscht, was in der Kinderschule spielend und lehrend getrieben werden soll. Das gehört auch zum „gegenwärtigen Stand" der Kinderschule. Auch ein apologetisches Eingehen auf die Frage: ob der Vorwurf gegen die Kinderschule nicht

begründet ist, daß sie sich zu mechanisch mit den Kindern beschäftige und dieselben von dem in der Volksschule so sehr geforderten Nachdenken abgewöhne, wäre zu erwarten gewesen. Gerade aus Volksschulkreisen ist uns dieser Einwurf entgegengetreten. Die Entwickelung der Kinderschule in den einzelnen Ländern ist sehr knapp und gewährt so gut wie keinen Ueberblick über die gegenwärtigen Verhältnisse. In Bayern ist z. B. Nürnberg nicht einmal genannt. Löhr hat sich nicht allein sehr um die Kinderschule bekümmert, sondern die Schrift Löhrs über Kleinkinderschulen ist sogar ein Diktat für die Diakonissen. Schreiber dieses hat 25 Jahre lang an der ihm unterstellten Kinderschule mit Neudettelsauer Schwestern gearbeitet, welche Vorzügliches leisteten. Der jetzige Rektor ist nicht minder bemüht, den Schwestern die richtige Anleitung für die Kinderschule zu geben. Der Verf. hätte sich aber sehr leicht aus dem Jahresbericht von 1887 überzeugen können, daß gegenwärtig Neudettelsau nicht 11, sondern 20 Kinderschulen in Bayern erhält; obwohl die Uebernahme vieler größerer Krankenanstalten die kleine Zahl der Schwestern so sehr in Anspruch nimmt. Auch möchten wir bemerken, daß wir nicht für richtig halten, Oberlins Stellung zur französischen Revolution mit der eines Schillers zu vergleichen. Sein Christentum konnte Schiller nicht abhalten, sich für die Revolution eine Zeit lang zu begeistern. Auch stand er mit dem Pariser Schreckenstribunal in absolut keiner Beziehung. Beides war bei Oberlin anders und man wird deswegen in seiner Stellung zur französischen Revolution, deren Vertreter im Nationalkonvent ihn als Aushängeschild benutzten und ihm 1794 ein Vertrauensvotum zusandten, entweder einen groben Irrtum oder eine falsche Nachgiebigkeit erkennen müssen, die er freilich nur eintreten ließ, um sein Lebenswerk zu retten.

Das Schriftchen des Vorstehers der Hamburger Stadtmission Pastor Lindner: Hamburgs christliche Liebesthätigkeit. Ein Wegweiser durch die Anstalten und Vereine der inneren Mission und milden Stiftungen in Hamburg. (Hamburg 1887, Grädener. 140 S. 1 Mk.) will ein Führer sein für Fremde, besonders Pastoren und Kandidaten, welche Studien machen wollen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlthätigkeit. Das Schriftchen erschien September 1887, also vor dem Zusammentritt der 5. allgemeinen Luth. Konferenz, die eine große Anzahl kirchlich interessierter Fremden nach Hamburg führte. Es hat also jedenfalls jetzt schon seine Probe bestanden. Der bloße Ueberblick über den Inhalt des bescheidenen Büchleins kann einem in unserer oft so trostlos anhauchenden Zeit die Hoffnung wieder heben und die Zuversicht geben, daß denn doch die 50, für die Abraham vor Sodom zuerst bat, auch noch bei uns zu finden sind. Sonst könnten solche Werke des Glaubens und der Liebe nicht aufblühen.

Nicht geradezu mit der inneren Mission beschäftigt sich, aber doch einem Zweige derselben gilt das Schriftchen des Dr. Wilh. Martius, Oberpfarrer in Dommitzsch a. E.: Die christliche Nüchternheit. Eine Schrift- und Zeitbetrachtung. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1888. 44 S. 60 Pf. Dasselbe beschäftigt sich mit der Mäßigkeit im weitesten Sinne, also ebenso mit der Enthaltsamkeit von Unzucht und aller zuchtlosen Leidenschaftlichkeit, wie dem Uebermaße geistiger Getränke. Im Beweis des Glaubens zuerst erschienen, giebt das Schriftchen ein tüchtiges Schriftstudium über das Thema Nüchternheit und zeigt in anregender Sprache, welches der Begriff der christlichen Nüchternheit ist und von welcher Bedeutung diese Tugend für das Leben der Gegenwart ist.

Nicht auf dem Boden der inneren Mission, sondern auf dem blos humanitären stehen die Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, von welchen wir hier das 4. Heft anzeigen. Gewiß wird auch hier der gläubige Christ sich zwar die Prüfung vorbehalten, aber doch auch bedenken: homo sum, nihil humani a me alienum puto. Das 4. Heft beschäftigt sich mit den Fragen: 1) Ueber Beschäftigung arbeitsloser Armer und Arbeitsnachweis als Mittel vorbeugender Armenpflege von F. Frhrn. von Reitzenstein. Bezirkspräsidenten z. D. in Freiburg i. Breisgau, 2) Die Organisation der offenen Krankenpflege von Ludwig-Wolf, Stadtrat in Leipzig, und 3) Ueber den Werth allgemeiner Waisen-Anstalten. Referat von Bürgermeister Born und Korreferat von Amtsgerichtsrat Dr. Schwabe, beide aus Magdeburg. (Leipzig, Dunker & Humblot. 1887. 145 S.) In dem ersten dieser Vorträge findet der Leser eingehende Darlegung des modernen Prinzips: Unterstützung durch Notarbeit, der dabei gemachten Erfahrungen, der entgegenstehenden Hindernisse und der sich nötig erweisenden Reformen. In Bezug auf den Arbeitsnachweis werden die darauf bezüglichen Bildungen besprochen. Wer sich nicht Jahre lang eingehend mit denselben beschäftigt und das neu auf der Bildfläche Erscheinende beobachtet hat, wird sicher erstaunt sein, welche Mannigfaltigkeit da schon herrscht. Der Referent faßt sie in drei Gruppen zusammen: Privatwirtschaftlicher Nachweis, Nachweis der freien Gewerk- und Fachvereine und der sie zentralisierenden Büreaus für Arbeitsnachweis in Stuttgart, Berlin, deren entwickeltste Blüte jetzt die Brüsseler Arbeitsbörse werden soll, und endlich der Arbeitsnachweis der Armenverwaltungen und Armenvereine, zahlreiche Unterabteilungen umfassend, unter denen auch die Arbeiterkolonien, Pflegestationen und Herbergen zur Heimat ihre gerechte Würdigung finden. Auch der Arbeitsnachweis für entlassene Gefangene und die Veranstaltungen zur Vermittelung weiblicher Arbeiten finden ihre Berücksichtigung. Auch hier folgt der Darstellung des Geleisteten die Kritik, nebst Vorschlägen zur Reform. Eine Verstaatlichung will der Verfasser nicht anempfehlen, wünscht aber eine in freier Aneinanderschließung der Faktoren sich vollziehende Organisation. Das andere Thema: die Organisation der offenen, d. h. außerhalb von geschlossenen Anstalten geübten Krankenpflege, giebt Anlaß, zuerst auf grund eigens dazu eingeholter Berichte (deren Verfasser genannt sind) einen Ueberblick

dieser Krankenpflege in den deutschen Landen zu geben. Er faßt alsdann dieselbe als staatliche, kirchliche und Vereins-Pflege in die Augen und möchte deren Verhältnis unter einander so geordnet wissen, „daß die staatlich organisierte Armenpflege den Krystallisationspunkt abgebe, um den herum sich die verschiedenen Bestrebungen kirchlicher wie freier Wohlthätigkeit Krystallen gleich ansetzen, und „Frei durch das Gesetz“ muß der Wahlspruch auch für diese Bestrebungen werden“. Er tritt damit in stärksten Gegensatz zu Dr G. Ratzinger, der in seiner des Studiums sehr werthen Geschichte der kirchlichen Armenpflege erklärt: „Der Gedanke, zwei von einander unabhängige Armenpflegen zu organisieren, ist nach meiner Ansicht überhaupt ein ungeheuerlicher. Die Armenpflege, die wirklich ihre Aufgabe, für die sie existiert, lösen soll, kann nur eine sein, eine Konkurrenz darf es nicht geben. Wo Konkurrenz herrscht, da sucht der Konsument natürlich nach der ihm am meisten behaglichen Bedienung“ pp.; der aber die staatliche (örtliche) Armenpflege beseitigen und an deren Stelle eine kirchliche gesetzt haben will. Aber auch gegenüber den Sätzen A. Lammers (Ziele und Bahnen der deutschen Armenpflege, Berlin 1882), die derselbe seitdem modifiziert hat, erklärt der Verfasser: „Nicht allein einen „leidlich für sie geeigneten Stoff“ bietet nach des Unterzeichneten Ansicht die Krankenpflege der Kirche, sondern sie bildet das Gebiet der Armenpflege, welches die Kirche vor allen Faktoren, die auf dem Felde der Armenpflege thätig werden, zu bearbeiten berufen ist. In keinem Falle der Armenpflege tritt neben dem Wunsche nach Hülfe so das Verlangen nach Trost und moralischer Aufrichtung hervor, wie im Falle der Krankheit, wo mit der materiellen Sorge und Not noch körperliche und geistige Schmerzen und Leiden sich paaren. Wer aber ist in gleicher Weise berufen und ausgerüstet, wie die Kirche, diesen Trost und diese Aufrichtung zu spenden? Und dann noch eines: kein Zweig der Armenpflege verlangt von dem, der die Pflege übt, eine solche Hingabe, eine solche vor nichts zurückschreckende Aufopferung, eine solche Fülle von Liebe, wie die Krankenpflege; eine solche Opferfreudigkeit erwächst aber gemeiniglich und von Einzelfällen abgesehen, nur aus einem positiven und gefesteten Glauben, wie er vor allem dem weiblichen Gemüte eigen zu sein pflegt. Gerade der Umstand auch, daß die Kirche mehr als ein anderer Faktor in der Lage ist, weibliche Herzen und Hände uns für die offene Krankenpflege in Thätigkeit zu stellen, macht sie uns für dieses Gebiet unersetzlich, denn nur weibliche Hand und Hülfe ist oft den Zerfall und Verfall der Familie zu verhüten in der Lage, des Ecksteines, auf dem Staat und Gesellschaft gegründet sind. Referent schließt daher mit der Gegenbemerkung (gegen Lammers): „Für die Zwecke der Krankenpflege und insbesondere der offenen Krankenpflege ist uns die Mitwirkung der Kirche unersetzlich und unentbehrlich.“ Gewiß ein schönes Zeugnis für kirchliche Diakonie aus neutralem Munde. — Warum aber immer wieder die Forderung staatlicher Zentralisation der Krankenpflege, während man auf sonstigen Gebieten immer mehr davon abkommt? Zeigt nicht die einfache Entwickelung den richtigen Weg? Diakonissen, barmherzige Schwestern, also kirchliche Pflegerinnen, treten unbedenklich in die vom Staate oder den Kommunen gegründeten Krankenanstalten ein, unter Wahrung ihrer kirchlichen Qualifikation und des Gehorsams gegen ihre Oberen. Man soll uns die staatliche Krankenpflege oder Anstalt zeigen, die daran zu Grunde gegangen, dessen Gang dadurch gestört wurde. In manchen Orten, z. B. in der Gemeinde des Verfassers dieser Besprechung, besteht bereits die Ordnung, daß kirchliche und bürgerliche Gemeinden gemeinsam die Armen- und Krankenpflege unterhalten und verwalten. Endlich kommen in dem dritten Teil Referent Bürgermeister Born wie Korreferent Amtsgerichtsrat Dr. Schwabe, beide aus Magdeburg, zu dem Resultate, daß Familienerziehung der Waisen der Anstaltserziehung vorzuziehen sei; man hätte es denn mit sittlich verwahrlosten Waisen zu thun. Da wir oben den Namen A. Lammers schon nannten, so wollen wir auch auf dessen Blatt: Nordwest, gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift (elfter Jahrgang 1888. Bremen, Rouffel) aufmerksam machen. Auch sie gehört der humanitären Richtung an. Ihre in schöner, oft belletristischer Weise gehaltenen Aufsätze verbreiten sich über alle möglichen Gebiete der sozialen Frage und sind sehr geeignet, auch dort, wo man vor dem ernsten Blick eines wissenschaftlichen Werkes Schrecken hat, Interesse für die Sache zu erwecken. Daß sie auch den christlichen Ernst zu würdigen verstehen, beweisen die Auszüge aus Ad. Monods Adieux et Regrets in der März-Nr. v. J.

A. F.

— Die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten von Friedrich Naumann. (Verl. Gebr. Henninger in Heilbronn.) — Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XIV. Heft 1.

Verfasser geht einerseits davon aus, daß der sittliche Zustand der Studenten auf unseren Universitäten viel zu wünschen übrig läßt, und andererseits von der Ueberzeugung, daß nirgend eine geistliche Versorgung und sittliche Anregung so notwendig sei, als gerade bei denen, welche berufen und bestimmt sind, in Zukunft die Regierer und Richter, die Geistlichen und Aerzte des Volkes zu werden. Vielfach stelle man schon einen Pfarrer an, wo auch nur zwei- oder dreihundert Seelen zu einer Gemeinde vereinigt seien, an die Universitäten aber, selbst wenn da zwei- bis dreitausend Studenten vorhanden seien, denke niemand. Wenn die Kirche jetzt vielfach in peripherischen Arbeiten sich verliere, so sei diese wahrhaft zentrale Aufgabe vor allem ins Auge zu fassen. An seine Kritik schließt dann der Verfasser bestimmte Vorschläge, wie die kirchliche Fürsorge praktisch eingerichtet werden soll. Vor allen Dingen will er „Studentenpastoren“ anstellen. Wir stimmen der Kritik und den Vorschlägen im Wesentlichen zu, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß die

Schwierigkeiten ihrer Durchführung außerordentlich große sind; indessen ist die Schwierigkeit einer Aufgabe kein Grund, vor ihrer Inangriffnahme zurückzuschrecken.

3. Geschichte.

— M. Cyriacus Spangenbergs Formularbüchlein der alten Adamssprache. Mit Lebensbeschreibung Spangenbergs und einem Verzeichnis seiner Werke herausgegeben von Heinrich Rembe. (Dresden, Verlag von Heinrich J. Naumann.) 1887. 102 S. 8°. Preis geh. 1,50 M., elegant geb. 2,40 Mk.

Das Buch enthält die interessante Lebensgeschichte des Sohnes jenes Freundes Luthers, Johannes Spangenbergs, Pfarrers zu Eisleben und General-Superintendenten der Grafschaft Mansfeld. Cyriacus ist auch merkwürdig als frühreifes Kind; denn schon mit 14 Jahren bezog er die Universität Wittenberg. Schon mit 22 Jahren folgte er nach dem Tode des Vaters ihm im Pfarramte und wurde bald auch Hof- und Schloßprediger. Im majoristischen Streit stand er zu Flacius, glaubend, damit die echte lutherische Lehre festzuhalten. Er erklärte aber wiederholt, daß er, indem er die Erbsünde als Substanz des Menschen bezeichne, bei der lutherischen Lehre bleiben wolle. Gleich Flacius mußte auch Cyriacus Spangenberg in das Exil und führte ein unruhiges Leben, bis ihn endlich ein Brudersohn seines alten Gönners und Patrons Vollrad, Grafen von Mansfeld, der Kanonikus Ernst, Graf von Mansfeld, ein gelehrter Herr, zu sich nach Straßburg nahm und ihm den Abend seines Lebens erleichterte. C. Spangenberg starb am 10. Februar 1604, 76 Jahre alt. — Trotz seines unruhigen Pilgerlebens ist C. Sp. ein überaus fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Seine sämmtlichen Schriften sind in unserem Schriftchen zusammengestellt, und allein die Titel umfassen 10 Seiten kleinen Drucks. Als Probe seiner kräftigen, an Luthers Deutsch herangebildeten Sprache dient der abgedruckte volkstümliche und originelle Traktat „Formularbüchlein der alten Adamssprache". Interessant ist das folgende Urteil Spangenbergs über Luther: „Wenn ich Dr. Martinum Luther, seliger gedechtniß für 23 Jahren zu Wittenberg etwan gehen sahe, so dünket mich gleich, als sehr ich also ein groß, gewaltig, wolgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer dieser Welt, unter die Papisten, Juden, Schwärmer und Rottengeister getrost und unverzagt hinein setzet, alles verjagt und erlegte und mit fröhlichem Triumph den Sieg herwider brachte. Denn durch den Glauben an JEsum Christum hat dieser selige Mann alle seine Widersacher überwunden und ist also ihr Obmann worden." Ein großes Verdienst hat sich Cyriacus Spangenberg in seinen Chroniken (Mansfelder, Sächsische, Querfurter, Hennebergische Chronik, Chronik der Grafen zu Holstein, der Bischöfe zu Verden) durch Erhaltung alter Urkunden, Grabschriften rc., die sonst der 30jährige Krieg verschlungen hätte, erworben. Auch an dem Streite wegen der Kalenderverbesserung beteiligt er sich; giebt ein Büchlein vom Brauch und Mißbrauch der Münzen heraus, treibt eifrig die edle Musika und dichtet Psalmen, Lieder und geistliche Schauspiele. Wahrlich, mag man die sog. Streittheologen, wie Flacius, C. Spangenberg, Heßhusius, auch um ihrer Verbitterung willen beklagen und sehr liebenswürdig finden: Manche heutigen Theologen haben durchaus kein Recht, über „die beschränkten" lutherischen Streittheologen die Nase zu rümpfen. F.

4. Länder- und Völkerkunde.

— Auf Chinas Heerstraße. Reiseerinnerungen von J. Williamson. (Basel. Verlag C. F. Spittler.) 116 S.

Die vorstehende Reisebeschreibung stammt von einer Dame, der Frau eines britischen Bibel-Kolporteurs, welche ihren Mann auf einer Missionsreise durch China begleitet und dabei ihm nicht nur Gesellschaft geleistet, sondern ihn in der Schriftenverbreitung, besonders unter den Frauen Chinas, durch Wort und That unterstützt hat. Das Buch ist an Umfang nur klein (116 Seiten), aber was erzählt wird, ist sehr anschaulich und lebendig und giebt im ganzen ein freundlicheres Bild des chinesischen Volkscharakters und Volkslebens, als man ihn wohl aus anderen Reisebeschreibungen kennen gelernt hat. Eine Anzahl (zum Teil freilich mangelhafter) Bilder trägt zur Veranschaulichung des Erzählten bei.

— Jagden in fünf Weltteilen. Eine Sammlung der interessantesten Tier- und Jagdabenteuer. Herausgegeben von Alex Ronin. Mit 4 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von H. Leutemann. (Stuttgart 1888 D. Gundert.) VIII und 504 S.

Jagdbilder, verwoben mit Reise- und Naturschilderungen. Die 4 Abbildungen können zu der Meinung verleiten, als ob es sich um ein Werk handle, welches nur für die reifere Jugend bestimmt ist. Ein Blick in den reichen Inhalt und die Darstellungsweise genügt aber, um das vorliegende Buch allen Erwachsenen zu empfehlen. Das Ganze ist zusammengestellt aus „Griesinger, der hohe Norden," „Sternberg, Jagden und Abenteuer," „Armand, amerikanische Jagd- u. Reiseabenteuer," „Hoffmann, Büffeljäger", „Müller, die jungen Canoëros", „Springer, Goldsucher in Australien", „Wagner, Naturschilderungen", „Oberländer, Australien", „Przewalski, Reisen in der Mongolei und in Tibet", „Maltzahn u. Pallmann, Jagden", „Baker der Albert Nyanza", „Zöllner, der schwarze Erdteil", „Livingstone, Missionsreisen rc.". — Die sieben Hauptteilungen sind überschrieben „Der hohe Norden", „Im amerikanischen Westen", „Die Anden und der Urwald des Amassonas", „Australien", „Indien", „Innerasien", „Afrika". — Der schwarze Erdteil nimmt das größte Interesse in Anspruch. Der Leser wird in die Sahara, in die Nilländer, an den Ugami-See und in die Walfischbai geführt. Unbedingten Glauben schenkt man den Aufzeichnungen Livingstones über seine Erlebnisse mit Tieren. — Ein Buch über das Leben der Tiere, wie es in allen Weltteilen von zuverlässigen Männern beobachtet worden ist, muß unser Interesse

in ganz anderem Maße in Anspruch nehmen, als die müßig erfundenen Erzählungen, Novellen und Romane, in welchen Menschen auftreten, wie sie gar nicht existieren. O. K.

5. Biographisches.

— Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen, dargestellt von Heinrich Keiter. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. März 1888. (Köln 1887, Kommiss. Verlag von J. P. Bachem.) 112 S. 1 M. 80 Pf.

Ein vortreffliches Buch. Die lebensgeschichtlichen Quellen hat der Verfasser so gut benutzt, als das bei ihrem spärlichen Fließen möglich ist. Das Hauptgewicht ist von ihm auf die litterarische Seite gelegt worden. Eichendorff, der letzte Romantiker, war durch und durch Lyriker, darunter leiden vorzugsweise seine epischen Dichtungen. Von der Romantik hat er einen Zug in sich aufgenommen, welcher dem ernst-christlichen, frommen Sinne Eichendorff's durchaus fremd war: „es ist das die kecke Behandlung von Liebesverhältnissen mit unverkennbar sinnlichem Anstrich." Sonderbar, ein Mann, der um seiner energisch-katholischen, charakterfesten Haltung willen unter dem Kultusminister Eichhorn moralisch genöthigt wird, seine Dienstentlassung nachzusuchen, geht in der Schilderung der Geschlechtsliebe Pfade, welche immer wieder zu Philinen in Göthe's Lehrjahren zurückführen. Der Verfasser ist nicht der Lobredner Eichendorff's geworden. Mit der Ruhe und Besonnenheit des Geschichtsschreibers kennzeichnet er die epischen Dichtungen Eichendorff's nach ihren Licht- wie nach ihren Schattenseiten. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß A. Schöll und W. Menzel in ihrem Lobe des Dichters zu weit gegangen sind. Aber gerade durch diese objektive Darstellung, durch diese gerechte Beurtheilung ermuntert der Verfasser seine Leser, die längst vergessenen Bücher Eichendorff's kennen zu lernen. Dazu sind natürlich nicht „Aus dem Leben eines Taugenichts" und die Gedichte zu rechnen, wohl aber der Roman „Ahnung und Gegenwart", die Novellen „Das Marmorbild", „Dichter und ihre Gesellen", „Schloß Dürande" und die Märchen „Krieg den Philistern", „Viel Lärmen um nichts" (in einem Band mit A. Brentano's „Die mehreren Wehmüller" erschienen). Am Abend seines Lebens übersetzte Eichendorff elf Autos Calderon's, welche in zwei Bänden bei Cotta erschienen sind, meisterhafte Uebersetzungen eines Dichters von wahrem Beruf, doch so wenig dem Sinne der katholischen Lesewelt genehm, daß der zweite Band nur durch die finanzielle Hülfe des Borromäus-Vereins ans Licht der Welt gelangen konnte. O. K.

6. Poesie.

— Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. 5. Band. 1. u. 2. Heft (Oktober und November 1888). Vierteljährl. 4 M. Dresden. L. Ehlermann. 100 S. u. 94 S.

An Unternehmungen wie die vorliegende fehlt es in unseren Tagen ebensowenig als vor hundert Jahren. Mit der Regelmäßigkeit der Veröffentlichungen von medizinisch-statistischem Material bringt die offizielle „Hessische Zeitung" Nachricht vom Inhalt der „Neuen Poetischen Blätter" und des „Deutschen Dichterheims". Ich habe noch keine dieser Zeitschriften gesehen, aber aus den Inhaltsanzeigen schließe ich, daß beide nichts anderes sind als Bergungsstätten für die Gedichte von Poeten minorum gentium. Die „Deutsche Dichtung" enthält nun zwar nicht die Dichtungen großer genialer Männer — solche Männer giebt es zur Zeit nicht — aber doch die poetischen, ungedruckten Erzeugnisse hervorragender verstorbener oder noch lebender Dichter, daneben allerdings auch die Eintagsgedichte völlig unbekannter, auch wol für die Dauer unbekannt bleibender Dichter und Dichterinnen. Den jährlichen Zugang der letzteren veranschlagt der Herausgeber in einer sehr warmen Empfehlung der „neuen Erzählerin" J. Derh (Hoch oben! Novellen, Stuttgart, Bonz u. C.) auf tausend und fügt daran die ironischen Worte: „Glückliches deutsches Volk, wie muß dabei deine Litteratur und vor allem die epische Prosadichtung gedeihen!" Mit vollem Recht bringt Franzos diese Dichterinnen-Legion mit der Magenfrage in Verbindung, er macht aber mit Nachdruck geltend, daß die Verwässerung und Entnervung unserer Litteratur, das Herabzerren des Geschmacks durch die Weiberherrschaft nicht geduldet werden dürfe. — Wer einen Begriff davon haben will, in welchem Maße ein Mann, wie der Herausgeber, von vermeintlichen Dichtern und Dichterinnen umlagert wird, der lese die teilweise höchst ergötzliche „Korrespondenz der Redaktion" mit den Verslieferanten am Ende jedes Monatsheftes. Recht ergötzlich ist auch die litterarische Notiz des Herausgebers im Novemberhefte über den „Autographen-Bettel". Es ist fast unglaublich, auf welchen Umwegen sich die Autographen-Bettler das Gewünschte zu verschaffen suchen.

Der Inhalt der beiden vorliegenden Hefte bietet Proben aus den 3 Hauptgattungen der Dichtkunst dar. Die dramatische Poesie ist vertreten durch ein sehr modern ausgefallenes, bis auf das modernste Deutsch dem neuesten Geschmack entsprechendes Drama „Alkibiades" von E. v. Bauernfeld. Der Dichter steht im 87. Lebensjahr, da ist billiger Weise nicht mehr viel zu erwarten. Von Heyse wird der Anfang eines Volksschauspiels „Weltuntergang" mitgeteilt. Wenn ich den Schluß lesen kann, will ich mit einem Urteil nicht zurückhalten. — Eine Novelle von Hermann Lingg, „Am Lago d'Averno", veranlaßt den Leser, sich der Hoffnung hinzugeben, der Dichter werde noch Besseres leisten. Von der fortgesetzten Novelle „Zu spät" des fleißigen Dichters O. Roquette kenne ich nicht den Anfang; das Ende steht noch aus. Das letztere gilt auch von der in ganz ausgezeichnet guten Hexametern geschriebenen, neu in die Gegenwart gerückten „Kleinen Odyssee" von Heinr. Kruse. (Der Vers „Als er Theben auf" u. s. w. hat übrigens 7 Füße). — Unter den Lyrikern kommt kein anderer Dichter Heyßen nahe. Der Ritornellenkranz „Lalla" ist ein reizendes Liebes- und Reimspiel. Auch die beiden Gelegenheitsgedichte an H. Lingg und an Th. Storm lesen

sich hübsch. Dem letztgenannten Dichter ist ein warmer Nachruf von dem Herausgeber gewidmet, wie denn auch der Anfang des ersten Heftes mit Bild und Faksimile Storms geschmückt ist. Der gleichartige Schmuck und ein interessant geschriebener Artikel von O. Hartung ist im zweiten Heft dem großen Künstler Adolf Menzel gewidmet. Wie gerät aber Menzel unter die Dichter? Die Bemerkung, daß er einmal den Versuch gemacht habe, „einen Roman in Illustrationen zu dichten, zu welchem dann ein Dichter den Text schreiben sollte," reicht zur Rechtfertigung jenes Artikels in der „Deutschen Dichtung" nicht aus, wol aber die Thätigkeit Menzels als Illustrator von Schriftstellern und Dichtern. Gut definiert Hartung was die Illustration sein soll: „ein ebenbürtiger, aus verwandtem Geist und Gemüt geborener Schmuck der Dichtung, welcher dem Beschauer den doppelten Genuß gewährt, sich an der selbständigen Leistung des Künstlers zu erfreuen und dabei in geistreicher und zugleich unaufdringlicher Weise noch einmal an das eben Gelesene erinnert zu werden." — Von den „Gedichten" hat mich am meisten angesprochen „Wer weiß?" von A. Fitger und „Nur eins!" von R. Hamerling. Die Gegensätze von „Roh und Fein" von W. Jensen finde ich nach Inhalt und Form mißraten. — Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Der Herausgeber, vor dem ich um seines Meisterwerkes willen „Ein Kampf ums Recht" großen Respekt habe, weiß, daß der Geschmack heutzutage an Verwilderung und Erniedrigung leidet, man kann sich hiernach seiner Führung, die im schneidendsten Gegensatz steht zu den impotenten „Drängern und Stürmen", zu den Naturalisten und Zolaverehrern, vertrauensvoll hingeben, wenn man die Augen offen hält. O. K.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Joseph Schwarzmantel oder Was Gott thut, das ist wohlgethan. Eine Erzählung für die Jugend von Christian Gotthilf Salzmann. Neue Ausgabe. (Stuttgart, D. Gundert.) 1888. 156 S.

Heinrich Glaskopf. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend v. dems. Verf. Das. 131 S.

In einem Vorwort wird mitgeteilt, daß Prof. Buck in Tübingen das erstgenannte Buch des Gründers von Schnepfenthal darum auch für die Gegenwart empfohlen hat, weil nur wenige Bücher zu unerschütterlichem Gottvertrauen ermuntern und gerade an diesen Grundlagen des religiösen Lebens, Gottesfurcht und Gottvertrauen, fehle es im Volke noch so sehr. Der alte Salzmann mit seinem redlichen Rationalismus ist ein Heiliger gegenüber den modernen völlig glaubenslosen Rationalisten. Er glaubte noch unerschütterlich an den lebendigen Gott; seine sittliche Welt war die des Christentums. In beiden Stücken sind die theologischen Falschmünzer unserer Tage, welche auf Katheder und Kanzel mit positiv klingenden Redensarten die Jugend und das Volk verführen, weit hinter dem alten Salzmann zurück. Wir sind so sehr heruntergekommen in unserer vom Materialismus und Naturalismus verpesteten Zeit, daß wir die Bücher Salzmanns als Heilmittel gegen die Epidemie des Unglaubens dringend empfehlen können. — Die erste Geschichte spielt im siebenjährigen Krieg, die zweite zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes. In der zweiten Geschichte stört das robinsonmäßige Leben auf irgend einer namenlosen Insel. — Vortrefflich ist in der ersten Geschichte das elfte Kapitel, in welchem dem verwahrlosten Söhnchen eines österreichischen Soldaten an dem Kommando des Generals Daun Gewalt und Herrschaft des lieben Gottes klar gemacht wird. — Daß die Erneuerung der beiden Bücher auch in litterargeschichtlicher Hinsicht interessant ist, bedarf keiner besonderen Ausführung. O. K.

— Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.) von Felix Dahn. 5. Aufl. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 1888. 478 S. 7 M., geb. 8 M.

Der beste von den Dahnschen Völkerwanderungs-Romanen. Es ist der große Gegensatz von Germanentum und Hunnentum, von edelem Volkstum, das für Kultur und Christentum bestimmt ist, und von niederem Volkstum, das vorübergehend zur Züchtigung entarteter und zur Erziehung emporkommender Völker benutzt wird. Das Hunnentum ist verkörpert in Attila, das Germanentum in mehreren Fürsten, vorzugsweise in dem Königssohn Daghar und seiner Verlobten Ildicho. Das Wesen Attilas wird trefflich geschildert: „sein Sinn ist der schlecht gezähmte Wolf der Steppe. Ein locker gefügter Maulkorb ist seine Großmut." Sein Rausch ist nicht Sieg, Ruhm, Macht, Gold, sondern das Weib. Von orientalischer Unersättlichkeit hält er das germanische Weib für das Begehrenswerteste. Gleichwohl hat er vor einer Jungfrau wie Ildicho eine Scheu, wie vor einem götterumhegten Geheimnis. Das will aber darum nicht viel bedeuten, weil Attila — nach Dahn — in religiösen Fragen ein Freigeist ist, der wie der Attila des 19. Jahrhunderts an ein Kriegsfatum glaubt, sonst aber an nichts. Da der alte Attila im übrigen an den hunnischen Ueberlieferungen streng festhielt, wird es dem Leser schwer, an den Skeptizismus der Neuzeit bei dem alten Hunnenkönig zu glauben. Eine andere Schwierigkeit besteht in der unbändigen, ans Viehische grenzenden Geschlechtslust Attilas. Dahn hat dabei allerdings gewisse Grenzen eingehalten und insbesondere das Zusammensein des Hunnenkönigs mit der deutschen Königstochter züchtig geschildert, wie es einem deutschen Dichter geziemt, aber die Reden Attilas enthalten doch zu viel von wilder fleischlicher Lust. — Von den Söhnen Attilas ist Ellak, weil der Sohn einer Germanin, ein edel und groß denkender Mann, während Dzengisitz ein richtiger Hunne ist. Für gänzlich verfehlt halte ich den Lieblingssohn Ernak. Auch bei den Hunnen wird es kein so blutgieriges, Menschenfleisch als Leckerbissen lobendes, widriges kindjunges Scheusal gegeben haben, als Ernak. — Da Attila zum erstenmal Ildicho sah, schloß er die Augen halb — „wie wohl das Krokodil pflegt" — und blinzelte nun unter den Wimpern hervor. Ist das eine Besonderheit des Krokodils,

die Augen halb zu schließen? Wer kann ein solches Bild kontrollieren? — Daß aus der bekannten Redensart in Romanen „die Stirne furchen" bei Dahn die Redensart sich entwickelt hat „die Brauen furchen" will ich nur mit der Bemerkung erwähnen, daß das überhaupt nicht möglich ist. — Für höchst unwahrscheinlich halte ich endlich, daß Attila — beiläufig gesagt: von den Germanen, auffallender Weise niemals Etzel genannt — sich in der Erinnerung an die Zerstörung Aquilajas darüber belustigt, daß dereinst die Archäologen, „die römischen Altertumsschnüffler," vergeblich nach der Stelle der Kaiserburg suchen werden. Auch hier hat der Verfasser dem König der Steppe einen professorenhaften Zug geliehen. — Mordthaten kommen selbstverständlich auch in diesem Völkerwanderungsromane vor, aber es geht dabei immer so „lautlos" und still her, als wenn jemand ein Butterbrod ißt. Von dieser Seite betrachtet sind die Dahnschen Romane ganz unbedenklich. O. K.

— Calwer Familienbibliothek. 14. Band. Einst und jetzt. Bilder und Geschichten aus dem Bürgerleben der guten alten Zeit. Ein Volksbuch von Franz Blanckmeister. (Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung.) 1889. 214 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Der Verfasser hat zur Ergötzung, Unterhaltung, Belehrung und Nachahmung eine Anzahl Bilder und Geschichten aus der sogenannten guten alten Zeit zusammengestellt, wie er sie aus dem Munde alter Leute gehört oder beim Lesen und Studieren alter Chroniken und Bücher gesammelt hat. Eine Geschichte der sogenannten guten alten Zeit wollte er nicht schreiben, es kam ihm darauf an, die Lichtseiten aus den Zeiten unserer Vorväter hervorzuheben und als gute Beispiele für die Nachahmung hinzustellen. Die Schattenseiten werden fast ausnahmslos übergangen. Einige Punkte, in welchen es früher besser bestellt war als jetzt, sind nicht berührt worden. Früher gab es noch christliche Obrigkeiten, christliche Aerzte und gläubige Pfarrer, heutzutage giebt es unchristliche Obrigkeiten, materialistische Aerzte und glaubenslose Inhaber kirchlicher Pfründen. An einigen Stellen ist der Schatten nicht erwähnt worden. Da, wo von den Stammbüchern unserer Großväter die Rede ist, hätte doch auch betont werden müssen, daß auf den Universitäten vielfach eine solche Sittenlosigkeit geherrscht habe, daß es zum herrschenden Tone gehörte, braven Studenten Liederlichkeiten ärgster Sorte in den Stammbüchern anzudichten. Ebenso wie es s. Z. in Frankreich zum „guten Tone" gehört hat, daß jeder anständige Mann, wenn auch nur zum Scheine, eine Mätresse unterhielt. — Im einzelnen bemerke ich, daß Seite 89 völlig irrtümlich „ein durchtriebener Kerl" in der Sprache der Gegenwart ein „Humorist" genannt wird. So weit, wie dort angegeben, ging der Humor auch bei den Alten nicht. Hier handelt es sich nicht um das gute Spiel des Humors, sondern um das böse Spiel eines Schlaukopfes, zu welchem die Obrigkeit gute Miene machte. Zu S. 115 und 116 wäre es von Wert gewesen, wenn die Namen des Schriftstellers und des Statsmannes genannt worden wären. — Zu S. 131 teile ich mit, daß in der oberhessischen Stadt Schlitz das Anstimmen eines Chorals an jedem Morgen durch die Stadtzinkenisten vom Turme herab durch die Fürsorge des letztverstorbenen Grafen Görtz wieder eingeführt worden ist, ein nachahmenswertes Beispiel für fromme Herren und Frauen des Fürsten- und Grafenstandes. — Erfreulich ist, daß der Verfasser ein Verteidiger der Prügelstrafe ist. Diese Verteidiger finden sich in allen politischen Parteien, selbst bei den humanitätstrunkenen Nationalliberalen und Deutschfreisinnigen. Das schlichte Volk kann es nicht fassen, weshalb ehr- und schamlose Stromer und Bettler, Baumfrevler und dergleichen nichtsnutziges Gesindel nicht von Rechtswegen mit ungebrannter Asche abgestraft wird. Eine ebenso billige als wirksame Strafe. — Möchte das wohlgemeinte zur Beherzigung für die Gegenwart geschriebene kleine Buch vielen Segen stiften. O. K.

— Fürstliches Blut. Roman von H. Schobert. (Berlin, J. H. Schorer.) 287 S.

Den Preis dieses Buches kann ich nicht angeben; das hat nichts zu sagen, kein Leser der Monatsschrift wird sich diesen Roman kaufen. Zwar sagt die Reklame, daß H. Schobert „schnell zum Liebling des deutschen Volkes" geworden ist, dessen „Detailmalerei" „jeden litterarischen Feinschmecker entzücken" müsse, aber das sind eben nur windige Redensarten der Reklame. Das deutsche Volk müßte einem dauern, wenn es an diesem Opus den geringsten Gefallen fände. „Lieblinge" von der Begabung des H. Schobert — ohne Zweifel ist der Verfasser generis feminini — laufen in Deutschland zu Hunderten herum: es sind Leute, welche nicht viel gelernt haben und sich hinsetzen, um die abgeschmacktesten Geschichten zu erfinden und in ganz erbärmliches Deutsch zu kleiden. — Es kann mir nicht in den Sinn kommen, den Gang des Romans anzudeuten, aber einige Bemerkungen will ich dem Leser vorlegen, um zu beweisen, wie wenig dazu gehört, um einen Roman zu schreiben. „Fürstliches Blut"! Im modernen Deutschland — es ist einmal von Makartsträußen die Rede! — existirt das souveräne Herzogtum Tessenheim. Der Herzog ist unverheiratet, wenn keiner der Vettern Tessenheim ebenbürtige Nachkommenschaft gewinnt, fällt das Land an's „Nachbarland", welches ein „großer Nachbarstaat" ist. Unter welchem Rechstitel dies geschehen wird, darüber schweigt das Schober'sche Staatsrecht. Mit den Vettern Tessenheim steht es so. Der ältere Joachim stirbt im ersten Kapitel, der jüngere Eberhard gegen das Ende des Romans. Jener war morganatisch mit einer „Freifrau von Ranke" genannten Lehrerstochter verheiratet, einer exaltirten thörichten Person. Dieser Ehe entstammen zwei Kinder, die Freiin Wanda und der blutjunge Baron Achim. Prinz Joachim war ein trefflicher Mann; sein Bruder Eberhard dagegen ein hochmütiger, verschwenderischer Bruder Liederlich. Er wird zu den Junggesellen gerechnet, über eine Frau desselben wird keine Silbe mitgeteilt, nichtsdestoweniger ist sein einziger, ohne Zweifel

unehelicher Sohn der Prinz Egon, wenigstens nach Schobert'schem Privatfürstenrecht. Der ganze Roman dreht sich um die Erbschaft Joachims, also um eine Rechtsfrage. Statt daß nun der Verfasser sich über die Elemente des Erbrechts verläßigt hat, braut er eine unglückliche Konfusion von Erbschaftsangelegenheiten zusammen. Er hat eine dunkle Ahnung von Fideikommisvermögen, das auf die ebenbürtigen Agnaten vererbt wird, und von Allodialvermögen, welches auf die Erben nach den Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen Rechtes übergeht, denn er spricht von „Familiengütern" und hinterlassenem Baarvermögen"; aber vom Erbrecht der verschiedenen Erben hat er keine Ahnung. Natürlich nehmen an dieser großen Unwissenheit auch ein Justizrat und ein Rechtsanwalt teil. Unmittelbar nach Joachims Beisetzung soll das Testament eröffnet werden, und zwar in Gegenwart des Herzogs! Also werden alle Schubladen durchstöbert. Das Ergebnis ist, daß sich kein Testament vorfindet, daß folglich der gesamte Nachlaß auf den sauberen Eberhard übergeht! Davon, daß bei dem Mangel eines Testaments die gesetzliche Erbfolge eintritt, daß das Testieren obendrein im Noterbrecht gewisse Schranken hat, daß demgemäß das Allodialvermögen auf die nächsten Blutsverwandten Joachims übergehen muß, davon hat im ganzen Roman kein Mensch, blau- oder rotblütig, die geringste Ahnung. Und auf solcher erbärmlichen Grundlage baut man einen ganzen Roman auf. Dieselbe Unklarheit herrscht auch über die Frage, ob ein Testament vorhanden ist oder nicht, von Anfang bis zu Ende des Romans. Prinz Joachim war ein ordnungsliebender Mann, gleichwohl läßt er den Entwurf zu einem Testament in seinem Zimmer auf dem Boden herumfahren. Der „Justizrat" — er scheint ein Richter zu sein — war eines Tages zu dem Prinzen geladen worden, um diesen bei Abfassung des Testaments zu beraten. Gleichwohl enthielt der Nachlaß, wie man zuletzt erfährt, nur ein Quartblatt mit letztwilligen Bestimmungen, jedoch ohne „juridische Verklausulierungen". Damit sind die gesetzlichen Formalitäten eines rechtsgiltigen Testaments gemeint. Wenn diese fehlen, so ist das betreffende Stück Papier gerade so wenig ein Testament, als dasjenige Papier ein ärztliches Rezept ist, welches keine Angaben über die Mengen der einzelnen Stoffe enthält. Das Testament ist alsbald nach dem Tode Joachims von einem Kammerdiener gestohlen worden. Warum? Auch dieser Mann war der Meinung, daß Eberhard bei dem Fehlen eines Testaments seinen Bruder allein beerben würde; dem verschwenderischen Eberhard hatte aber der gefällige Kammerdiener die Kleinigkeit von 20000 Thalern geliehen, dafür sollte der Gesamtnachlaß Sicherheit bieten. Sollte der Verschwender aber demnächst schwierig werden in Sachen der Rückzahlung, so müßte das Testament wieder hervorgezogen werden. Der Kammerdiener vernichtet deshalb die Urkunde nicht, er verbirgt sie. Wo? Er legt sie in eine große Postille und verklebt die einschließenden Blätter. Da die kränkliche Frau des Kammerdieners die Postille zu gebrauchen pflegt, so entdeckt sie eines Tages das Testament u. s. w. — Die Freifrau Branka, „ausgetrieben" und „beraubt", nimmt mittellos den „Kampf ums Dasein" auf. Dieser Kampf wird wesentlich von der Tochter Wanda geführt, welche als maskierte Kunstreiterin viel Aufsehen erregt und viel Geld verdient. Von all dem weiß die Mutter nichts, sie fragt auch nicht darnach. Die vornehme Kunstreiterin findet in einem Clown eine Art Beschützer. Der Mann war immer mit geladenen Pistolen, die er in irgend einer Tasche geborgen haben muß, in den Vorstellungen erschienen. Eines Abends wird durch hochadlige Veranstaltung der Kunstreiterin die Maske vom Gesicht gerissen. Sofort schießt der Clown seine Pistole nach derjenigen Loge ab, wo seiner Vermutung nach das Attentat geplant worden ist. Er verwundet den Prinzen Egon. Also ein strafrechtlicher Fall. Wie ist Schobert auf diesem Gebiete bewandert? Nun, der Verbrecher wird von den anwesenden Schutzleuten verhaftet. Es wird auch eine Untersuchung eingeleitet, während welcher Kollegin Wanda den Inhaftierten ohne Zeugen besuchen darf. Dem Prinzen wird gesagt, es hänge von ihm ab, was man dem Clown zudiktiere. Welche Vorstellungen muß der Verf. in der Zeit der „Makartsträuße" von der Unabhängigkeit der Justiz haben! Freilich hat Schobert die Meinung, daß sich der Clown keines „direkten Verbrechens" schuldig gemacht habe. Er meint wohl damit, der Schießende habe nicht gewußt, auf wen er die Pistole gerichtet habe, er habe wohl auch nicht genau gezielt. Kurz, diese verworrenen, unklaren Vorstellungen haben den unwissenden Verfasser bestimmt, den Prinzen Egon großmütig „intervenieren" zu lassen: die Untersuchung wird eingestellt. Doch hat die verbrecherische That des Clown zur Folge gehabt, daß Prinz Egon mit Wanda bekannt wird und sie zuletzt heiratet. Die Erbschaftsangelegenheit wird, da inzwischen Vater Eberhard das Rückgrat gebrochen hat, auf diese Weise am schönsten geregelt. „Nominell sollte Hilgenberg im Besitz des Prinzen bleiben, in der That aber ihr gehören und vor allem Achim ein Anteil daran gesichert sein." Mit diesen bodenlos oberflächlichen Worten wird die ganze Rechtsfrage erledigt. Und solches Zeug wird „dem deutschen Volk" von seinem „Liebling" Schobert aufgetischt! — Stilistisch ist der vorliegende Roman ein Muster von verdorbenem Deutsch. Die Fremdwörter jagen sich förmlich. Die Lieblingsfremdwörter des „Lieblings" sind „elegant", „nervös" und „aristokratisch". Das Haar Wandas war rotbraun, es hatte ein „phosphorreszierendes Leuchten", es war „reflektierendes Haar"! Sonst weiß der Verf. von „undefinierbarem Lächeln", „mimosenhafter Empfindlichkeit", „hochgeschürztem Genre", „Intensität des Gefühls", „illustren Namen", „amputatierende Illusionen", „Malträtiren der Unterlippe" zu berichten. Den getreuen Eckhard hat er zum getreuen Ekkehard werden lassen, das nächtliche Dunkel kriecht bei Schobert ins Zimmer, die Vogelstimmen sind frühmorgens verschlafen, die Hochthäler in den Alpen mit Gletschern am Ende haben späten Winter und frühes Frühjahr! — Die Logik

kommt bei Herrn Schobert sehr oft zu kurz. Verschobenes Papier deutet darauf hin, daß die anbeiliegende Feder erst kürzlich benutzt worden ist. Als ob solche Gegenstände nicht zwanzig Jahre lang ebenso beisammen liegen könnten als eine Stunde lang. — Edelsteine eines Schmuckes strahlen im „samtgefütterten Behältnis“ nicht (es ist „Sammet“ gemeint), „es wäre ja ein nutzloses Beginnen.“ S. 27 liegt „in schwärmerischen blauen Kinderaugen“ „ein halb unbewußtes, fanatisches Märtyrertum“ und S. 269 befällt den Knaben Achim „ein wollüstiges Schaudern, wenn er auf das Knirschen der nägelbeschlagenen Schuhe (der Alpenbewohner) hört.“ — Kiefern und Föhren rauschen S. 30 „seltsam“, ohne daß die geringste Erläuterung gegeben wird, inwiefern das gewöhnliche Rauschen durch ein seltsames ersetzt worden ist. Wie kann man leise und unmerklich (!) mit der Hand in den blauen Aether hinauswinken? Wie können Augen und Brillanten um die Wette mit Perlzähnen blitzen, die durch die Lippen schimmern! Was S. 135 „geschlossene Kronen“ sind, die über den Häuptern von Männern schweben sollen, ist mir gänzlich unverständlich geblieben. Wenn man einen kostbaren Ring vor Verlust sichern will, trägt man ihn über dem Handschuh (S. 151 u. 155). In „schlankem Trabe“ laufende Pferde tänzeln S. 219. Die Sonne saugt S. 221 sogar den Schatten der Träger des verunglückten Prinzen Eberhard gierig auf. Also nicht einmal Träger können einen dauernden, sich gleichbleibenden Schatten werfen! Es ist erstaunlich!

S. 278 fällt Prinz Egon in einen Abgrund; ein am Seil hinabgelassener Mann bringt den Verunglückten aus der felsigen Tiefe herauf. Es hat den Prinzen aber gar nichts geschadet. Etwas Betäubung, einige Blutstropfen, das war alles. Ein erstaunlich glücklicher Fall! Mit diesem die Heirat ermöglichenden Fall wollen wir den Roman des „Lieblings des deutschen Volks“ aus der Hand legen. Ich möchte wünschen, daß der Verf. in die glückliche Lage käme, nie mehr einen Roman schreiben zu müssen. O. K.

— Deutscher Bücherschatz. Band 1 und 2. Die Alfinge. Altdeutsches kulturhistorisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. 2 Bände (der erste Band in 2. Aufl.). 219 u. 229 S. 4 Mk. Eisenach, J. Baumeister.

Die Verfasserin ist eine Schülerin Jakob Grimms. Ihre früheren Erweckungen altdeutscher, für das Volk längst abgestorbener Sagen hat Karl Simrock gelobt, die vorliegende Dichtung hat Felix Dahn gepriesen. Wer diese beiden Bände aufmerksam und mit Nachdenken liest, wird nicht blos von dem knappen, gedrängten, gehaltreichen Stil der Verf., der eine Neubelebung der alten Erzählungsweise unserer germanischen Urväter ist, sondern noch vielmehr von dem das Leben der Urväter, ihren Glauben und Aberglauben, ihre Liebe und Treue, ihre Mannhaftigkeit und Charakterstärke in frischen, ungewohnten Farben darstellenden Inhalt einen tiefen nachhaltigen Eindruck erhalten. Im „Centralorgan für Interessen des Realschulwesens“ ist eine vortreffliche Rezension der Alfinge erschienen. Da derartige Rezensionen nicht häufig sind, so theile ich daraus einige Sätze mit. Der Verf. betont mit Recht, daß der kulturhistorische, der „antiquarische“ Roman immer mehr darum Ruf und Kredit verliere, weil man seinen gefeiertsten Vertretern vorwerfe, sie trieben blos des Gelderwerbs wegen Fabrikarbeit, ließen immer dieselben rein modernen und blos in altgermanische oder altegyptische Tracht verkleideten Gestalten stets aufs Neue auftreten und böten — kurz gesagt — unechte Bilder. Je weniger sich leugnen lasse, daß diese Vorwürfe nicht ganz unberechtigt seien, um so angenehmer sei es, von dem vorliegenden Werk zu sagen, daß es kein falsches, sondern ein durchaus echtes Bild der germanischen Vergangenheit biete und daß die Verfasserin, der das gelungen sei, was berühmten Dichter-Gelehrten nicht gelungen sei, gar nicht erst nötig gehabt habe, sich von Felix Dahn eine Art litterarischen Durchgangspasses ausstellen zu lassen.

Ganz einverstanden! Marie Hanstein hat die gesamte Professorenschaft des archäologischen Romans weit hinter sich zurückgelassen. Das sind wirklich und wahrhaftig alte Heiden, welche sich des Schutzes der Frau Hild erfreuen und von dem durch den grausamen Kaiser Karl den Sachsen aufgezwungenen Christentum nichts wissen wollen. Die Verf. tritt aber „der neuen Lehre der Gechristeten durchaus nicht feindlich gegenüber, wie das die Professoren so gerne thun, sie weiß vielmehr in geschickter Weise den Mönch Otfried von Weißenburg in die Erzählung zu verflechten und darauf hinzuweisen, daß der Gegensatz zwischen germanischen Heiden und germanischen Christen seine Schärfe vielmehr dem unchristlichen, fanatischen, römischen Verhalten der Christen verdankt, als der milden Lehre Christi selbst. An sieben Abenden erzählt Agil auf der Insel Island von dem Leben und den Thaten seines Geschlechtes, des Geschlechtes der Alfinger, wie sie aus dem Hessen- und Sachsenwald vor Ludwig dem Deutschen zurückgewichen und als „Südmänner“ nach den Farörern gekommen sind. — Von besonderer Schönheit sind die verschiedenen Brautwerbungen. In kurzen Worten, in schlichter Darstellung weiß der poetische Sinn der Verf. von dem züchtigen, treuen Minnen der Königstöchter und Königssöhne zu erzählen. Von geradezu berückendem Zauber ist die Schilderung des Freundschaftslebens Sighelms und Haralds, insbesondere die Erzählung von dem Tode der beiden. Ich habe kaum etwas Ergreifenderes und Schöneres gelesen.

Jener Realschulmann schließt seine Rezension mit den Worten: „Wer sich an Herrn Julius Wolff oder gar an Herrn Wilhelm Jordan den Geschmack verdorben hat, dem wird dies Buch munden wie ein frischer reiner Labetrunk.“ — Ganz einverstanden! Möchten nur recht viele Lesedurstige beiderlei Geschlechtes sich diesen Labetrunk gönnen. Aber, ich wiederhole es, oberflächliche Leser können „Die Alfinge“ nicht genießen, dazu bedarf es gesammelter, aufmerksamer, nachdenkender Leser. O. K.

— Lebensrätsel. Fünf Novellen von W. H. Riehl. (Stuttgart, J. G. Cotta.) XIV und 508 S. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk.

Mit diesen fünf Novellen aus dem Jahre 1879 bis 1888 ist die Zahl fünfzig voll geworden. Im Jahre 1846 entstand die erste Novelle „Die Werke der Barmherzigkeit", 1888 die letzte Novelle „Die Gerechtigkeit Gottes". Riehl giebt in offenherziger, liebenswürdiger Weise Nachricht von der Aufgabe, welche er sich gestellt, und von der Art, wie er dieselbe gelöst hat. Er wollte als Novellist einen Gang durch tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte machen, vom 9. bis ins 19. Jahrhundert. „Durch tausend Jahre" wird der Titel des alle 50 Novellen umfassenden einheitlichen Werkes sein, dessen Hauptabschnitte sind: Älteste Zeit, Mittelalter, Reformation und Renaissance, dreißigjähriger Krieg, Rokoko, Revolution, Neuzeit. Die erste 8 Novellen umfassende Sammlung erschien 1856, ihr Titel „Kulturgeschichtliche Novellen" wurde mißverstanden. Ich gestehe offen, daß ich durch den Titel ebenfalls getäuscht worden bin. Ich vermuthete Novellen, in welchen der Kulturhistoriker reichliches kulturgeschichtliches Material in Novellenform verarbeitet hatte, statt dessen fand ich Novellen, deren Verfasser zwar in der Kulturgeschichte zu Hause war, eine neue Gattung von Novellen aber nicht erfinden wollte. Jener Titel paßt auf alle folgenden Bände eben so gut als auf den ersten. Der Titel deutete etwas Besonderes an, gab aber in der angedeuteten Richtung nichts Besonderes. Ungleich treffender war deshalb der Titel der zweiten und dritten Sammlung „Geschichten aus alter Zeit". Riehl wollte erst sagen „Holzschnitte", „allein der Verleger fand den Titel allzu kühn". Von seinem Standpunkte aus mit Recht. Das Publikum im großen Ganzen weiß den Holzschnitt nicht genügend zu würdigen; die elendesten Lithographien, die armseligsten Photographien, die trockensten Stahlstiche werden dem schlichten, kerndeutschen Holzschnitte vorgezogen. — Die vierte Sammlung wurde „Neues Novellenbuch" genannt, während die fünfte mit ihrem Titel „Aus der Ecke" an die Zeit erinnert, die Riehl mit E. Geibel und P. Heyse in einem Stadtviertel Münchens zusammenwohnte und in dem Hause der Frau Staatsrätin Elisabeth von Ledebour mit jenen Freunden einen belebenden geistigen Verkehr unterhielt. — Die sechste Sammlung „Am Feierabend" ist aus der Feierabend-Stimmung hervorgegangen und soll die beruhigende, versöhnende Wirkung dieser Stimmung auf den Leser übertragen. — Die neueste und letzte Sammlung hat den Titel „Lebensrätsel". Wenn Viktor v. Strauß eine Novellensammlung „Lebensführungen" genannt hat, so konnte Riehl ebenso gut seine Sammlung „Lebensrätsel" nennen.

Wie Riehl erzählt, ist allgemein bekannt. Er ist der Meister der Antithese, des Gegensatzes, des Gegenstellens von Licht und Schatten, also eine echte Künstlernatur. Riehl ist ein tüchtigerer Historien- und Genremaler, als Hunderte von s. g. Kunstmalern. Bisweilen entrichtet er der Sprachtyrannei der Gegenwart unwissentlich seinen Tribut, z. B. im Verbrauch des Wortes „gemütlich". Ich glaube nicht, daß es dem 13. Jahrhundert entspricht, zur Zeit der Raubritter einen Grafen sagen zu lassen: „Es muß höchst gemütlich sein, diese elenden Bürger niederzurennen." Von dem Gang der einzelnen Geschichten etwas mitzuteilen, ist mißlich. Ich beschränke mich auf einzelne Bemerkungen. Die Geschichte „Damals wie heute" stellt der guten alten Zeit die gute neue Zeit gegenüber. Die Welt ist auch im Jahrhundert der Minnesänger nicht stehen geblieben. Eine gute alte Zeit hat es nie und immer gegeben. — „Gradus ad Parnassum" ist eine Künstlernovelle, eine musikalische Novelle, höchst ergötzlich erzählt, mit scharfen Hieben auf das Virtuosentum der Gegenwart. — Wenig glaublich ist der Inhalt von „Fürst und Kanzler", eine Geschichte aus der Zeit unbeschränkter Souveränetät deutscher Kleinfürsten. Wenn ich öfters solche Geschichten lesen müßte, würde ich fürchten, in unserer ohnehin demokratischen Zeit der Deutschfreisinnigkeit zu erliegen. — „Am Quell der Genesung" spielt wiederum in der Gegenwart. Ein blasierter, unglücklicher Mann, dem nichts fehlt, wird durch das Leben eines vielgeprüften, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Mannes zur Thätigkeit für andere angeregt und dadurch glücklich. Ethisch betrachtet, steht diese Novelle am höchsten unter den fünf Lebensrätseln. — Die letzte Geschichte „Die Gerechtigkeit Gottes" trägt sich zur Zeit Rudolfs von Habsburg zu. Aus Zufälligkeiten und rätselhaften Lagen, aus der Ungerechtigkeit der Menschen und aus dem Leiden unter solcher Ungerechtigkeit besteht, menschlich betrachtet, das Leben, aber die Gerechtigkeit Gottes ist „die tröstende und versöhnende Gewißheit", welche über der irdischen Ungewißheit und Trostlosigkeit unverrückt alles zum guten Ende führt.

Der Verfasser ist seit seiner ersten Novelle 42 Jahre älter geworden, aber seinen guten gesunden Humor hat er, Gott sei Dank, nicht verloren, eine Gabe, welche den meisten heutigen, dem Pessimismus ergebenen Schriftstellern versagt oder verkümmert ist. „Als der junge Liszt sein zweites Konzert in Wien gab, standen die Zuhörer nicht blos im Hausgang und auf der Treppe, sondern auch auf Leitern, die ein erfindungsreicher Unternehmer an die Saalfenster gelehnt hatte; die oberste Sprosse kostete fünf Gulden, und der unglückliche Inhaber dieses Platzes war noch in keiner Unfallversicherung eingekauft." — „Die Klangkraft unserer heutigen Flügel und die Tonfülle unserer neuesten Musik macht jede Ehe eines Klaviervirtuosen auf die Dauer unhaltbar." — Von der Denkschrift eines Leydener Juristen des 17. Jahrhunderts heißt es: „Die Schrift war 500 Folioseiten stark, lateinisch geschrieben, mit vielen Citaten und wenig gesundem Menschenverstand ausgestattet, durch zahlreiche Urkunden bekräftigt, die alle echt waren, aber alle nicht hierher paßten, und konnte also für sehr gelehrt gelten." — „In unserer naturwissenschaftlichen Zeit sollte die Kunst, ein Nervenfieber zu behandeln, mindestens ebenso gut zur „allgemeinen Bildung" gehören, wie die Kunst des Klavierspiels."

An treffenden Bemerkungen ist Riehl reich. „Man braucht nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren, um zu entdecken, daß unter hundert Menschen erster und zweiter Klasse kaum fünf gut erzogen sind." — „Man braucht nur eine Braut oder gar eine Frau zu haben, so wird man weltklug und lernt zugreifen, wo man vorher geträumt und abgewartet hat."

Es erscheint so unendlich viel Unterhaltungslitteratur und es giebt so wenig gute Novellen und Romane, es giebt so viel Lesefutter und so wenig geistige Nahrung. Darum sollten alle, deren Geschmack noch nicht verdorben ist, sich von Riehl verköstigen lassen. O. K.

— Sverre, der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatzen. Einzig vom Verf. autorisierte Ausgabe. (Bremen. M. Heinsius. 1889.) 540 S. 6 Mk. 50 Pf., geb. 7 Mk. 50 Pf.

Auf dem Titelblatte ist noch angegeben: Verfasser von „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" und „Meine Frau und ich". Ich halte diesen Zusatz für überflüssig, denn Henrik Scharling — Professor der Theologie Nicolai — ist in Deutschland so bekannt, daß die Erinnerung an jene trefflichen Erzählungen nicht erforderlich ist, um dem Leser zu sagen, daß er es bei dem vorliegenden Buch mit einem hervorragend tüchtigen Verfasser zu thun hat. Wir haben in Deutschland ja auch einen Romane schreibenden Professor der Theologie — Hausrat in Heidelberg —, aber wie gering ist das durch „George Taylors" Dichtungen wie ein dünner Schemen sich hinziehende Christentum gegenüber dem bibelgläubigen, gesunden Christentum des Norwegers. Wenn man das umfangreiche Buch „Sverre der Priester" gelesen hat, stößt man auf einen zweiten Gegensatz persönlicher Art. Nicolai ist ein Landsmann des wüsten Demokraten Björnsterne Björnson und im schärfsten Gegensatz zu diesem hat er in Sverre, dem Priester, einen Helden gezeichnet, der mit rastloser Energie, dem göttlichen Berufe folgend, sein Leben einsetzt, um die ihm von Rechtswegen zukommende Königskrone den Usurpatoren abzunehmen und seiner allein berechtigten Familie zurückzugeben. Acht Jahre lang dauern die Kreuz- und Querzüge zu Wasser und zu Land, bis die Gegner überwunden sind. Nach menschlichem Ermessen war das Unternehmen Sverres Narrheit. Die Witwe des auf den Faroern angesiedelten Unna entdeckt ihrem Sohne Sverre, daß er ein Sohn des im Kriege gefallenen Königs Sigurd Mund sei. Zu Lebzeiten Unnas hatte sich Sverre dem geistlichen Stand gewidmet, er war von des Pflegevaters Bruder, dem Bischof Roe, zum Priester geweiht worden. Nach mannigfachen inneren Kämpfen beschließt Sverre, sein Recht auf die Krone gegen die Feinde seines Geschlechtes, welche seine Geschwister in der grausamsten Weise beseitigt haben, geltend zu machen. Er weiß, daß er ein großes Unternehmen beginnt, welches ihm unsägliche Mühe und Arbeit, Not und Drangsal verursachen wird, aber er kennt auch Gottes Willen, „daß die Menschen nicht in Ruhe und Frieden leben wie das Vieh auf dem Felde, sondern daß dem göttlichen Recht und Gesetze Genüge geschehe", „aber das kann nur geschehen in gesetzmäßigem Zusammenleben, und die Bedingung für dieses ist wiederum, daß derjenige, der gesetzlich dazu berufen ist, lenkt und leitet und die höchste Gewalt hat". König Magnus und sein Vater, der Erling Jarl, haben aber mit List und Gewalt sich des Thrones bemächtigt, welcher „nach Gottes Willen und dem alten Volksgesetz ihm, Sverre, gehört". Diesem göttlichen Rechte entspricht die ihm von Gott auferlegte Pflicht, Land und Leute der Herrschaft von Räubern und Königsmördern zu entreißen. „Freude und Glück sind nicht des Lebens höchstes Ziel, so wenig wie Ehre und Ruhm; die Hauptsache ist, daß man dem Rufe Gottes Folge leistet, wenn er uns seines Rufes würdigt, und demselben treu zu bleiben, er führe uns nun durch Freude und Glück oder durch Kummer und Trübsal". Der Weg, welchen Sverre geführt wurde, war mit allen nur denkbaren Hindernissen umgeben. Das nordische Hochgebirge, wie die nordische See, das schlichte, sich der Ruhe unter der starken Hand der Usurpatoren freuende, über die Legitimität sich wenig Gedanken machende Volk, die herrschenden Geschlechter und die allgewaltige Priesterschaft, alles trat dem Königssohn Sverre feindlich gegenüber. Den ersten Anhalt zu kriegerischen Unternehmungen gewann er an der geschlagenen, wie eine armselige Schar von Hungerleidern erscheinenden Partei der „Birkenbeine" (aus Armut hatten sie sich die Beine mit Birkenrinde umwickelt). Dieses verkommene Gesindel mußte erst mit großer Geduld und Festigkeit moralisch regeneriert werden. Mit der Zeit trug sein Heldenmut große Siege über die Gegner davon. Nachdem Sverre der rechtmäßig wie thatsächlich einzige norwegische König geworden, hatte er sich noch von der römischen Kirche seine Krönung zu erkämpfen. Und weil diese ohne des Papstes Zustimmung erfolgt war, so mußte er auch noch Bann und Interdikt über sich und sein Volk ergehen lassen. Freilich war die Wirkung des italienischen Bannstrahles in dem fernen kalten Norden eine sehr geringe: das Volk und die aus ihm hervorgegangenen, noch nicht zu Roms blinden Knechten gewordenen Priester kümmerten sich nicht um das römische Interdikt. Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche ordnete Sverre, der Priester, mit kräftiger Hand, darum erregte zuletzt noch die neue Partei der „Bagler" (von baculum Bischofsstab) neue Bürgerkriege. Fromm und gottergeben, wie er in seinem ganzen Leben war, starb König Sverre in seiner Residenz Bergen. „Je mehr die Zeit verfloß, und je mehr die haßerfüllten Anschuldigungen verstummten, trat sein Andenken lichter und reiner vors Volk. Und jetzt, nach mehr als einem halben Jahrtausend, wird's vielleicht lebhafter als jemals zuvor erkannt, daß Sverre mit seinem hohen Geiste, seinen weit umschauenden Gedanken, seinem unbeugsamen Willen und seinem unerschütterlichen Glauben an Gottes lenkende Allmacht unter den alten Königen Norwegens in erster Reihe steht."

Der Darstellung des Verf. ist das größte Lob

zuzuerkennen. Landschaften, Ereignisse, Personen, alles steht in festen Umrissen vor dem Auge des Lesers. Hie und da ist der schwere Ernst der Geschichte durch das Spiel des Humors unterbrochen. In wieweit die historische Ueberlieferung oder der Stoff an überkommenen Sagen dem Verf. zur Grundlage seiner Erzählung gedient hat, weiß ich nicht. Die meisten Leser werden den Namen des Königs Sverre, wie ich, bei diesem Buche zum erstenmale in ihrem Leben gehört haben. Aber das kann man getrost sagen, daß, von Einzelheiten abgesehen, nicht der moderne, sondern der altnordische Geist durch das Ganze weht. Um diesen Geist dem Leser nahe kommen zu lassen, bedurfte es keines altertümlichen Stils, keiner Stabreime, keiner gelehrten Anmerkungen, kurz keiner künstlichen Macherei, vielmehr nur des dem Verf. eigen klaren, einfachen Stils und seines in anspruchsloser Erzählung sich mitteilenden historischen Sinnes. Die Uebersetzung ist vortrefflich. Und da auch die äußere Ausstattung des Buches nichts zu wünschen übrig läßt, so trage ich keinen Augenblick Bedenken, „Sverre, der Priester," eine in hohem Grade fesselnde, gehaltreiche, über die gewöhnliche Linie geschichtlicher Erzählungen weit hinausragende Lektüre zu nennen, der die weiteste Verbreitung unter den Volksgenossen der Dahn, Ebers, Eckstein, Taylor u. s. w. zu wünschen ist.

O. K.

8. Verschiedenes.

— Das Kloster S. Marco in Florenz. Ein kulturgeschichtliches Bild aus dem 15. Jahrhundert von Viktor Schultze, Prof. d. Theol. (Leipzig, G. Böhme.) 70 S.

Eine wenig umfangreiche, aber inhaltlich sehr reiche Schrift. Zwei Männer haben S. Marco in Florenz berühmt gemacht: Fiesole und Savonarola. Vasari sagt von jenen, dem Fra „Angelico" (dem Engelgleichen"): ‚Seine Rede war, daß die Kunst, wie er sie verstand, Sammlung fordere und Freisein von allen Nebengedanken; wer die Thaten Christi schildern wolle, müsse auch allezeit mit Christo sein." Darum hat Fiesole erst gebetet, ehe er anfing zu malen und er hat „nie den Gekreuzigten gemalt, ohne mit Thränen seine Wangen zu netzen." Religiöse Innigkeit und Kindlichkeit ist sein Wesen, leidenschaftliche Handlung lag außerhalb des Kreises seiner Fähigkeit. — Savonarola, irrtümlich zu den Vorreformatoren gerechnet, während er in keinem Punkte vom römischen Dogma abwich, wird vom Verf. richtig ein Prophet der Reformation genannt: „die Morgendämmerung vor dem vollen Aufgang der Sonne." Sein Fehler war, daß er seinem Volke nicht blos ein religiöser, sondern auch ein politischer Führer sein wollte. — Der Verf., wohlbewandert in der Geschichte der Klöster, wie in der Kunstgeschichte, giebt wirklich, wie der Titel des Buches sagt, „ein kulturgeschichtliches Bild." Dabei verfährt er gerecht, weitherzig, unbefangen. Von romanisierenden Tendenzen, welche beschränkte Köpfe so leicht wittern, keine Spur.

O. K.

— Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von Otto Siebert. (Kassel, E. Hühn.) 1889. IV u. 87 S. 2 M., geb. 3 M.

In vortrefflichen deutschen Versen, welche an das Gesetz der Stanzen erinnern, bietet der sprachgewandte Uebersetzer das bekannte Märchen allen denjenigen dar, welche das lateinische Original nicht lesen können. Der Gegensatz von Deutschland und Italien ergiebt sich aus der Besichtigung der 32 üppigen Bilder Raphaels über Amor und Psyche und der Lektüre der züchtigen Verse O. Sieberts. — Anmerkungen am Ende des kleinen Buches kommen den Lesern in gefälliger Weise zu Hilfe, deren Kenntnis der Götterlehre der Griechen und Römer eine mäßige ist. Die äußere Ausstattung ist in jeder Hinsicht zu loben.

O. K.

— Schorers Jugendfreund von K. Dorenwell. 1. Jahrgang. (Berlin, J. H. Schorer.) 344 S.

Zu den vielen schon bestehenden Jugendfreunden ist ein neuer in Groß-Quart hinzugekommen, der bestens empfohlen werden kann. Der Inhalt ist belehrend und unterhaltend im guten Sinne des Wortes, die Gesinnung, welche durchweg zum Ausdruck kommt, erfreulich. Ohne spezifisch religiös gerichtet zu sein, enthält der Band auch anregende christliche Erzählungen, z. B. von Armin Stein. Zahlreiche sehr gute Illustrationen erhöhen den Werth des Bandes, der ein wertvolles Geschenkswerk für die reifere Jugend darstellt.

— Edmondo de Amicis. Herz. Ein Brief für die Knaben. Nach der 72. Auflage ins Deutsche übersetzt von Raimond Wulser. (Basel, Schneider.) 263 S.

Das Buch ist eine außerordentliche lebendige Darstellung italienischen Schullebens; offenbar zum Teil aus den Erinnerungen des bekannten piemontesischen Schriftstellers heraus geschrieben. Zum Teil mag die Phantasie nachgeholfen haben und wie gewöhnlich in solchen Werken Dichtung und Wahrheit mit einander verwoben sein. Man kann an diesem Buche, welches das von unserem deutschen so grundverschiedene italienische Schulleben schildert, zugleich die Verschiedenheit des germanischen und romanischen Wesens studieren. Vor Allem aber kann man auch an dem Buche studieren den Unterschied evangelischen und katholischen Volkslebens, d. h. im Wesentlichen den bedauerlichen Umstand bestätigt finden, daß in katholischen Ländern die gebildeten Klassen sich durchweg von der Kirche los gesagt haben. Das Buch unreifen Kindern in die Hand zu geben, möchten wir nicht gerade raten, dagegen wird es für Eltern oder Lehrer, welche den Kindern Geschichten erzählen sollen und wollen, eine treffliche und lange vorhaltende Quelle des fesselndsten Stoffes sein und ist als solche wohl zu empfehlen. Jedes der kleinen dem Schulleben entlehnten Genrebilder ist ein Kunstwerk für sich.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Die altägyptischen Götter und Göttersagen von D. Victor v. Strauß und Torney. (Heidelberg, Karl Winter.) 1889. 499 S. I. Theil: Der altägyptische Götterglaube.

Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Disziplinen von Dr. Otto Zöckler. (Nördlingen, C. H. Beck.) 1889. 477 S. Band I, 1. Abtheilung: Grundlegung und der Schrifttheologie erste Hälfte.

Desgl. Band I, 2. Abtheilung: Der Schrifttheologie zweite Hälfte. 410 S.

Die Erhöhung der Getreidezölle von Dr. Otto Arendt. (Berlin, Walther & Apolant.) 1888. 32 S.

Der Kampf gegen die Unsittlichkeit von Victor Böhmert. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1888. Pr. 0,40 M. 31 S.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus von Georg Rapp. (Bremen M. Heinsius.) 1889. 267 S.

Die Herrlichkeit der Bibel gegenüber den Angriffen ihrer Kritiker. Von Gottfried Hasemkamp. Mit einem Vorwort von C. R. Victor. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes.) 1888. 368 S.

Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende v. E. v. Hörschelmann. (Berlin, Friedr. Luckhardt.) 1888. 362 S.

Die Fortbildungsschule für Mädchen von Karl Weiß. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1888. 80 S.

Geschichte der alten Philosophie von Dr. W. Windelband. (Nördlingen, C. H. Beck.) 1888. 220 S.

Blätter vom Baume des Lebens von Wilh. Brodkorb. (Braunschweig, Hellm. Wollermann.) 1888. 576 S. Pr. 6,00 M., geb. 7,50 M.

Aus beiden Welten von K. Franck. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1888. 82 S. Pr. 1,00 M.

Evangelische Predigten von O. Seeligmann. (Leipzig, Strübig.) 1888. 159 S.

Das Kloster S. Marco in Florenz von Victor Schultze. Leipzig, Georg Böhme.) 1888. 70 S.

Das Leben Jesu. Von Rudolf Asmis, Pastor zu Schönermark (Kreis Angermünde). Im Selbstverlage des Verfassers. 740 S.

Kinderpredigten über Geschichten aus dem Alten Testament von Gerhard Heine. (Cöthen, Paul Schettler.) 1889. Pr. 3,00 M. 278 S.

Die Lehranweisung der Brandenburg-Nürnberger Kirchenordnung von 1533 von D. Adolf Frhr. v. Scheurl. Mit einem Vorwort von D. Fr. Franck. (Nördlingen, C. H. Beck.) 1888. 70 S.

Die heiligen Schriften des Neuen Testaments mit Erklärungen und Betrachtungen von Joh. Goßner. (Hamburg, Verlag der evang. Buchhandlg. der Niedersächsischen Gesellschaft.) 1888. Pr. 2 M., geb. 3 M. 448 S.

Die neue Hauspostille von Christ. Jensen. (Breklum.) 1889. 1008 S.

Kaiser Friedrich III. von C. Trog. (Eßlingen, W. Langguth.) 64 S.

Vollständige, alphabetisch geordnete Sammlung deutscher Vor- und Taufnamen nebst Angabe des Ursprunges, der Abstammung und der Bedeutung derselben von Hr. Chr. Schnack. (Hamburg, Selbstverlag.) 1888. 112 S. Pr. 1,80 M.

Flugschriften des Evangelischen Bundes von Lic. Weber. (Halle, Eugen Strien.) 1888. 27 S.

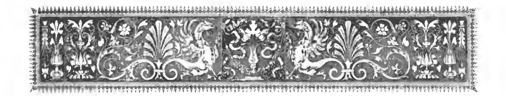
Dein Reich komme! Predigten von Advent bis Septuagesimä von Georg Hafner, früher Anstaltsgeistlicher in Illenau, jetzt Pastor in Elberfeld. (Verlag von J. J. Reiff in Karlsruhe.) Pr. brosch. 1,50 M., geb. 2 M.

Aerztliche Missionen von Theodor Christlieb, Doktor der Theologie und Philosophie, der ersteren ord. Professor an der Universität Bonn. Neuer, vielfach ergänzter Abdruck. (Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann.) 1889.

Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik über den ländlichen Wucher, die Mittel zu seiner Abhilfe, insbesondere die Organisation des bäuerlichen Kredits und über Einfluß des Detailhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungesunde Preisbildung. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuß. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1889. 263 S. Pr. 5,40 M.

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Siebentes Heft. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der neunten Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 25. und 26. Septbr. 1888 in Karlsruhe, betreffend geschlossene oder offene Waisenpflege; die Wohnungsfrage vom Standpunkte der Armenpflege; Fürsorge für unbemittelte Genesende; Trunksucht und Armenpflege; hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1889. 130 S. Pr. 3 M.

Gb. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Der Chepteljud.

Eine Wucherergeschichte aus dem Elsaß

erzählt von

Gustav von Prielmayer.

I.

Am Bildstein.

Wer sich die Mühe nicht reuen läßt, die dreihundertdreißig Stufen zu ersteigen, welche ihn auf die Plattform des Münsters zu Straßburg im Elsaß führen, wird durch einen Anblick belohnt, wie er nur selten das menschliche Auge erfreut.

Wenn der erstaunte Blick sich abwendet von den steinernen Wundern seiner nächsten Umgebung, so zeigt sich ihm zunächst zu seinen Füßen das Häusermeer der volkreichen, belebten Stadt mit seinen vielverschlungenen Gassen und Gäßlein, in welchen die Menschen, Ameisen gleich, sich emsig bewegen, während nur ein leises, unbestimmtes Geräusch von all dem Gewirre bis zu der imposanten Höhe heraufdringt.

In weiterer Ferne nimmt das entzückte Auge eine sich nach allen Seiten ausdehnende Fläche wahr, welche von den Vogesen, dem Hardtgebirge und dem Schwarzwald im weiten Umkreise begrenzt und von dem mächtigen Rheinstrome durchschnitten wird.

Es ist ein fruchtbares, reichgesegnetes, von einer betriebsamen und intelligenten Bevölkerung belebtes Land, welches sich vor uns ausbreitet, dessen Ebene reiches Erträgnis an Weizen, Tabak und Hopfen hervorbringt, dessen Wälder von hochstämmigen Buchen und Eichen strotzen und dessen Bergabhänge von köstlichem Wein überfließen.

Aus dem grünen Meere üppiger Felder und Wälder blicken uns unzählige Ortschaften mit weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen freundlich entgegen und gewähren dem entzückten Auge angenehme Ruhepunkte.

In einer dieser Ortschaften ist es, in welcher sich die nachfolgenden Begebenheiten abspielen; der wahre Name derselben ist nicht genannt.

Zur Zeit des Beginnes unserer Geschichte prangt der herrliche Landstrich in dem doppelten Schmucke des Maimonats.

Es ist zu früher Morgenstunde und die Sonne ist noch nicht emporgestiegen am Firmamente, als es in dem großen, behäbigen Dorfe Wingertswiller beginnt, rege zu werden. Aus einem der kleinen sauberen Häuser, welche die Hauptstraße des Dorfes

bilden, tritt ein großer, schlanker Bursche. Trotzdem es weder Sonn- noch Feiertag ist, hat er doch festliche Kleider angelegt; seine Beinkleider von untadelhafter Weiße sind in die hohen, blankgewichsten Stiefel gesteckt und der Glanz der hellblauen Bluse läßt mit Sicherheit erkennen, daß dieselbe noch nicht viel Stürme erlebt habe. Der runde Filzhut ist keck auf das rechte Ohr gestülpt, in der Hand aber trägt der Bursche einen langen mit Schnüren gezierten Stock mit großem Knauf, ähnlich dem Stocke eines Tambourmajors oder eines Portiers.

Mit flinken Schritten eilt er auf eines der nahegelegenen Häuser zu, klopft in derber Weise wiederholt an den Fensterladen und sobald es ihm gelungen ist, sich auf diese Weise bemerklich zu machen, ruft er mit lauter Stimme hinein: „Allez-donc! Levez-vous! Uff, uff, s'isch Zyt; mir hon uns schon verschloose!"

Das gleiche thut er mit großer Eile noch an gar verschiedenen Häusern der langen Dorfstraße, bis er das untere Ende derselben erreicht hat und in einer Seitengasse verschwindet.

Er hat nicht umsonst geklopft und gerufen; noch ist er kaum am unteren Ende der Straße verschwunden, als schon aus verschiedenen Häusern Burschen in ähnlicher Gewandung treten und dem Kirchplatze zuschreiten, wo sie zu anderen stoßen.

Allmählich vermehrt sich ihre Zahl auf etwa zwanzig Köpfe, worunter mehrere mit Trompete und Klarinett, und die Unterhaltung beginnt, eine ziemlich laute zu werden. Alle sind feiertäglich gekleidet, die meisten in dünne blaue Blusen und weiße Beinkleider; die Morgenluft ist empfindlich kalt und die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, stehen sie gruppenweise beisammen und schwätzen, bis endlich einer die Frage aufwirft, warum sie sich nicht auf den Weg machten und ob sie denn noch nicht vollzählig seien. „Einer isch no net doa; der François," ist die Erwiderung. „Der hät mi schon vor a Stund g'weckt," fällt ein anderer ein, „und müaß do sin." François aber ist trotzdem nicht da; er hat mit großem Eifer das Wecken besorgt und ist hierdurch in einen abgelegeneren Teil des Dorfes gekommen, welcher für ihn stets gefährlich war und auch heute verhängnisvoll werden sollte.

Am äußersten Ende des Dorfes und von den anderen Häusern durch ein helles, klares Bächlein getrennt, liegt auf einer Anhöhe hinter Hecken und Obstbäumen versteckt ein kleines von Reben umranktes Haus, dessen weißgetünchte Wände und blaue Fensterläden gar verführerisch aus den Weinranken und Blätterwerk herüberwinkten. Am Bildstein, nennt man die Gegend, da unweit des Häuschens, da wo die Wege sich kreuzen, ein altes verwittertes Standbild sich erhebt.

François ist ohne sein Verschulden in der Absicht, seine Kameraden zu wecken, hierher gelangt und es kann ihm kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ihn sein Geschäft mehr und mehr in die Nähe des besagten Häuschens brachte. Als aber dasselbe in Sicht kam und gar so freundlich aus dem grünen Gewirre hindurch zu ihm herüberwinkte, da war kein Halt mehr. Mit einem Sprunge hat er Bach und Hecke gleichzeitig hinter sich gebracht und steht in dem kleinen wohlgepflegten Gärtchen mitten unter den Rosen, Akelei und Rittersporn. Er schenkt jedoch seiner lieblichen Umgebung im Drange der Geschäfte nur wenig Aufmerksamkeit; er hat heute nur den Beruf, an Fensterläden zu klopfen; es ist daher nicht zu verwundern, daß er auch hier dasselbe Manöver wiederholte, und wenn er auch ganz gegen sein bisheriges Verfahren nur zart und leise an den kleinen Laden klopft, so wird derselbe doch bald darauf aufgethan. Mit dem Insassen dieses Häuschens scheint François des Mehreren besprechen zu wollen; er entfernt sich nicht, noch ehe der Laden ganz geöffnet ist, mit dem Rufe, daß es Zeit wäre zum Aufstehen, sondern wartet dessen vollständige Oeffnung ab und bleibt auch dann noch längere Zeit am Fenster stehen, in welchem er ab und zu mit dem ganzen Oberkörper verschwindet.

Die gepflogene Unterredung nimmt gar lange Zeit in Anspruch, und als François

sich endlich zum Gehen schickt, tritt ein hübsches Mädchen aus der Hausthüre, pflückt Rose, Akelei und Rittersporn und schmückt damit François' Hut.

Wenige Minuten später trifft dieser auf dem Kirchplatz ein, wo man seiner ungeduldig wartet; seine Ausrede, daß er die Kameraden wecken mußte, findet wenig Glauben, da auch der Letzte schon seit längerer Zeit am Platze war.

„By der Maikäth isch er g'sin," ruft einer der Burschen auf den Hut deutend, „er hät jo d'Blüeme uff'm Hüet üs ihrem Gaarte."

Ein lustiges Lachen folgt dieser Entdeckung; in heiterster Stimmung fassen sich die Burschen unter den Armen und ziehen je fünf oder sechs in einer Reihe unter harmlosen Scherzen die Straße entlang.

„Hesch's Maikäth au aufg'weckt, Françoisle," ruft einer aus der Menge.

„Ja freili', die müß au mit uns; sie is au a Conskri," erwidert ein anderer, und „der schönste Mann wär sie schon unter uns," fügt ein dritter bei.

Alle, auch François, stimmen freudig lachend zu, denn alle wissen, daß die Scherzreden nicht böse gemeint seien und alle können den François und seinen Schatz, die schöne Maikäth, gut leiden.

Mittlerweile hat die fröhliche Schar das Ende des Dorfes erreicht und biegt in die Straße ein, welche an Maikäths Häuschen vorüber, nach dem Kantonsort, ihrem Ziele, führt.

Maikäth, welcher das Herannahen derselben nicht entgehen kann, steht an ihrem Fenster und blickt freundlich auf die jungen Burschen, von denen ihr jeder einzelne von der Schule her bekannt ist. Kaum aber ist man ihrer ansichtig geworden, als sich auch schon die ganze Schar an das Häuschen drängt, und ihre Hüte hinreichend, heischt jeder von ihr denselben Schmuck, den sie einem unter ihnen gewährt hatte.

„Wir sind alle Conskri und müssen Soldaten werden," ruft man ihr entgegen, und Maikäth schmückt mit freundlicher Hand und lächelnden Mundes die ihr dargebotenen Hüte bis auf den letzten mit Rose, Akelei und Rittersporn. Erst als dieses geschehen, zieht die muntere Schar singend und jauchzend weiter, von Maikäths Augen gefolgt, bis sie sich an einer Biegung des Weges im Walde ihren Blicken entzieht.

Doch auch dann noch bleibt das Mädchen sinnend am Fenster stehen, das freundliche Lächeln war aus ihrem Gesichte entschwunden und hatte einem tiefernsten Zuge Platz gemacht, welcher mit der Jugend desselben nicht recht im Einklang stand.

Maikäth war ein hübsches, schlankes Mädchen von etwa siebenzehn Jahren, dessen edle Gesichtszüge deutlich die glückliche Mischung des deutschen und französischen Blutes zeigten, wie sie im Elsaß vielfach gefunden wird. Ihre freie Stirn, das dunkle, tiefliegende Auge, die feingebogene Nase und das schmale, feine Gesicht fesselte unwillkürlich den Blick, und immer und immer wieder mußte man ihn dahin richten, um das Ebenmaß zu bewundern und sich in die Reinheit der Züge zu vertiefen.

Trotz ihrer Jugend hatte Maikäth schon bittere Erfahrungen gemacht. Ihr Vater Benoit, welcher in ihrem heimatlichen Dorfe geboren war, hatte lange Jahre in Frankreich als Soldat gedient und nach seiner Rückkehr ihre Mutter, welche ihm schon vorher mit treuer Liebe angehangen hatte, heimgeführt. Die Mutter hatte von ihren Eltern ein schönes Landgut übernommen; die bestgelegenen Aecker, das schönste Stück Wald und ein erträgnisreicher Weinberg war ihr eigen und Benoit kam als der einzige Sohn eines begüterten Vaters auch nicht mit leeren Händen ins Haus.

Bei nur einigem Fleiße und der bei jedem, auch bei dem begütertsten Landmann notwendigen Thätigkeit und Umsicht hätte Benoit zu den besten und begütertsten Bürgern des Dorfes gezählt werden können. Er war aus geachteter Familie und von jeher als braver und thätiger junger Mann gekannt. Die langen Jahre jedoch, welche er im Militärdienst verbrachte, waren von dem übelsten Einfluß gewesen.

Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Korsika und Algier hatte er sich an den Genuß des Absynths, jenes Getränkes gewöhnt, zu welchem der französische Soldat in

südlicherem Klima nur zu leicht seine Zuflucht nimmt und dessen Genuß er später sich nicht mehr entschlagen kann.

Benoit war, wie viele seiner Kameraden, dem Genusse geistiger Getränke ergeben; seine Gesundheit war untergraben, böse klimatische Fieber hatten seine Muskeln und Sehnen erschlafft und seine Thatkraft abgeschwächt. Zu keiner angestrengten Thätigkeit mehr geschaffen und an Müssiggang gewöhnt, verbrachte er den größten Teil seiner Zeit mit Spielen und Trinken, vergeudete viel Geld und kümmerte sich wenig um Ackerbau und Viehzucht.

Trotz aller dieser Fehler jedoch würde es der verdoppelten Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit seines braven Weibes noch gelungen sein, Haus und Hof zu erhalten, wenn nicht Benoit, durch lauernde Juden verführt, sich in Spekulationen eingelassen hätte, welche ihm das vergeudete Geld wiederbringen sollten, in Wirklichkeit aber seinen Ruin herbeiführten.

Ein Stück Vieh um das andere, ein Acker nach dem andern ging in den Besitz der Juden über, und als Maikäth ein Mädchen von etwa zwölf Jahren war, zog Benoit mit Weib und Kind vom Hofe ab, von dem kein Fuß breit mehr sein eigen war, und fand Aufnahme in dem kleinen Hause am Bildstein, in welches sein Vater sich zurückgezogen hatte, um seine alten Tage in Ruhe und Frieden verbringen zu können.

Père Benoit, wie Maikäths Großvater im Dorfe genannt wurde, war ein Mann von etwa fünfundsechzig Jahren mit strengen Grundsätzen, großer Rechtlichkeit und einer, den Bewohnern dieses Landstriches anhaftenden, an Geiz grenzenden Sparsamkeit. Er trug stets dieselben, von der ländlichen Tracht abweichenden Kleidungsstücke, bestehend in dunkelbraunem, geripptem Sammtrock, französischen Beinkleidern mit Kamaschen und Käppi. Sein bronzefarbenes Gesicht war von einem starken Knebel- und Schnurrbart geziert und sein braunes, sprechendes Auge blickte stets freundlich und gutmütig auf jedermann.

Père Benoit hatte viel gearbeitet während seines langen Lebens. Er war früh Witwer geworden, als solcher fortgezogen, lange Zeit ferne von der Heimat gewesen und als begüterter Mann in dieselbe zurückgekehrt, wie die schöne Summe Geld, die er seinem Sohne bei dessen Verheiratung bar auszahlte, zur Genüge bewies.

Nach der Volksmeinung sollte jedoch Père Benoit nur einen kleinen Teil seines Reichtums an seinen Sohn abgegeben, den größeren dagegen in seinem Hause verwahrt haben. Die wiederholten Barzahlungen beträchtlicher Summen, welche Père Benoit auf eindringliches Bitten seiner Schwiegertochter an die Juden geleistet hatte, um seinen Sohn aus deren Klauen zu retten, waren nur geeignet, diesem Glauben in überschwänglichem Maße Eingang zu verschaffen, um so mehr, als der Erwerb in ein gewisses Dunkel gehüllt und das Gebahren des alten Mannes sehr dazu angelegt war, das Interesse der schlichten Landbevölkerung in hohem Grade zu erregen.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Père Benoit sei lange Jahre bei einem berühmten Arzt in Paris in Diensten gestanden, welcher die Einbalsamierung der Leichen großer Männer besorgte, habe sich bei diesem viel Geld verdient, aber auch große Kenntnisse in der geheimnisvollen Kunst des Einbalsamierens erworben, was die Nachkommen des längst verstorbenen Doktors veranlaßt habe, ihn bei seinem Austritte durch eine große Summe Geldes zum Schweigen zu verpflichten. Besagtes Gerücht fußte auf einer Aeußerung aus Père Benoits höchsteigenem Munde, dahingehend, daß er geholfen habe, die Leiche des berühmten Meyerbeer einzubalsamieren, ein Umstand, der ihm, im Zusammenhange mit einer gewissen Fertigkeit im Blasen des Waldhorns und durch die Bemühungen des Ortsschulmeisters, welcher nicht ermangelte, den Bauern den richtigen Begriff von Meyerbeer beibringen zu wollen, zu dem Rufe eines großen Musikers verhalf.

Père Benoit kümmerte sich nicht viel um das Gerede der Leute; er lebte still und zurückgezogen in seiner kleinen Behausung, in welche nur wenige seiner nächsten Bekannten Veranlassung hatten, einzudringen, und verbrachte den größten Teil seiner Zeit mit Lesen alter Bücher, für welche er ungemeine Vorliebe hatte und welche er sich überall und um jeden Preis zu verschaffen wußte.

Zur Sommerszeit konnte man Père Benoit von früh bis abends an dem Bildstein in seinen Büchern lesend sitzen sehen, was ihm den Ruf außerordentlicher Gelehrsamkeit einbrachte, welcher durch den Umstand erhöht wurde, daß sein Zimmer ringsum mit Büchern, Retorten, Destillier-Kolben und Gläsern jeder Form und jeden Alters bestellt war und sich diese Gegenstände, mangels geeigneteren Platzes, in allen Ecken liegend vorfanden.

Auf sein Lieblingsplätzchen, den Bildstein, verwandte er die größte Sorgfalt. Er hatte das Standbild, welches lange Zeit am Rande des Baches im Grase lag, mit Genehmigung der Gemeinde an seinen jetzigen Standort verbringen und auf seinem Grund und Boden wieder aufrichten lassen.

Die Figur, welche arg zugerichtet war, wurde auf seine Kosten mit Zement nach Möglichkeit wieder hergestellt und das Standbild mit einem hübschen Bosket umgeben, zu welchem er fremdartige, duftende Sträucher weither kommen ließ, die schönsten jungen Bäumchen aus dem Walde auswählte und sie in hübscher Gruppierung eigenhändig hierher versetzte.

Vor dem Standbild aber hatte er eine bequeme, solide Bank angebracht, von welcher aus man eine unbeschränkte Aussicht genoß, zunächst auf die am Abhange sich hinziehenden Weinberge, das Dorf, die sich weithin ausdehnende fruchtbare Fläche und die Gebirgszüge des Schwarzwaldes und der Vogesen.

Außer seiner leidenschaftlichen Vorliebe für Bücher und physikalische Instrumente hatte sich Père Benoit noch die schon oben erwähnte Vorliebe für das Blasen des Waldhorns bis in sein hohes Alter bewahrt und wenn die hereinbrechende Dämmerung den Nachfolger des großen Doktors zwang, sein Buch aus der Hand zu legen, so griff der Nachfolger des großen Komponisten zum Waldhorn, und allabendlich klangen die sonoren Töne desselben vom Bildsteine aus hin über die unbegrenzte Ebene, der Stille des Sommerabends eine eigentümliche Weihe verleihend, und gar manches Ohr lauschte träumerisch den weithin hörbaren friedlichen Tönen.

Es währte nicht lange, so hatte er sich in die Herzen aller Bewohner des Dorfes hineingeblasen; alles kannte und liebte gar bald den Père Benoit, welcher sich als guter Nachbar erwies, reiche Erfahrungen gemacht hatte, stets mit Rat und That zur Hand war und mit seinem Waldhorn so eindringlich zu den Herzer aller zu reden wußte.

Ab und zu bekam Père Benoit den Besuch eines altea Freundes, welcher als Monsieur Deprét im Dorfe bekannt war und viele Aehnlichkeit mit Père Benoit hatte, wozu wohl der ganz gleiche Stoff und Schnitt der Kleider das Seinige dazu beigetragen haben mochte.

Monsieur Deprét wurde stets mit großer Zuvorkommenheit behandelt, wohnte mit Père Benoit zusammen und war von seinem Freunde während seines Aufenthalts unzertrennlich.

Auch er verstand das Waldhorn zu blasen, und während der Tage seines Besuches ertönten die Lieder in doppelter Zahl vom Bildstein.

So flossen Père Benoits Tage in Ruhe und Frieden dahin und in glücklicher Zufriedenheit genoß er die Früchte eines lebenslangen Fleißes, bis die Mißwirtschaft seines Sohnes den ersten Mißton in dieselbe brachte.

Lange Zeit blieb ihm diese verborgen, bis endlich die Gefahr, einer verhältnismäßig geringen Schuld halber um Haus und Hof zu kommen, Maikäthens Mutter zu dem Entschluß getrieben hatte, Hülfe bei dem Großvater ihres Kindes zu suchen.

Und sie hatte sie gefunden, wiederholt gefunden; als aber die gewährte Hülfe

ohne günstigen Erfolg blieb und zum dritten male in Anspruch genommen wurde, zeigte er sich hart und weigerte dieselbe mit unerschütterlicher Festigkeit.

Die Folge davon war, daß Benoits Eigentum in die Hände des Juden überging und er mit seiner Familie obdachlos gewesen wäre, wenn nicht Père Benoit seinem Enkelkind und dessen Mutter und schließlich auch seinem Sohn Aufnahme in seinem kleinen Hause gewährt hätte.

Nur mit größtem Widerwillen hatte er zugesagt, auch dem schuldigen Sohne die dessen Angehörigen angebotene Aufnahme zu gewähren und es war die Nachgiebigkeit von Seite Père Benoits weniger den Bitten und Thränen des armen Weibes als dem Umstande zuzuschreiben, daß dieses sich entschlossen zeigte, lieber mit ihrem Kinde dem Manne in die Fremde zu folgen, als ohne diesen von der ihr angebotenen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen.

Durch diese Treue zu dem Gatten fand Père Benoit sich vor die Wahl gestellt, entweder auch seinen Sohn in sein Haus aufzunehmen, oder alle seine Angehörigen von dannen ziehen zu sehen. Und er zog ersteres vor; Père Benoit hatte eine unendliche Liebe zu seinem Enkelkinde, der kleinen Maikäth, gefaßt, und mit derselben wäre aller Reiz seines Lebens fortgezogen.

Diese Liebe wurde von Seite Maikäths mit einer rührenden Gegenliebe und Anhänglichkeit an den Großvater erwidert, in dessen kleiner Behausung das Kind von jeher den größten Teil seiner Zeit verbrachte, um dem Großvater zur Seite zu sitzen und in den alten Büchern zu blättern.

Später, als sie zur Schule ging und nicht mehr ihre ganze Zeit bei ihm verbringen konnte, verging kein Tag, an welchem sie nicht nach dem Großvater gesehen hätte, und wenn sie durch Schulbesuch und sonstige kleine Geschäfte die Tagstunden über in Anspruch genommen war, so konnte Père Benoit mit Sicherheit darauf rechnen, daß kurz nach den ersten Tönen seines Waldhorns Maikäth gelaufen kam, um zu seinen Füßen sitzend denselben zu lauschen.

Maikäth kam jedoch nie allein; an ihrer Seite war stets 's Françoisle, des Nachbars Bertrand Sohn und innigster Freund Maikäths. Die Kinder waren unzertrennlich und kamen gewöhnlich Hand in Hand im eilendsten Lauf die Dorfstraße herabgerannt; Maikäth immer einen Schritt zurück und sich ziehen lassend, um so lange mit dem Großvater beisammen zu bleiben, bis er sie den Heimweg antreten hieß.

Auch „'s Françoisle“ hatte sich in das Herz des alten Père Benoit eingeschlichen und er war nur dann zufrieden, wenn beide Kinder zusammen den Tönen seines Waldhorns lauschten; dann aber war er es voll und ganz und sein Herz wäre in Verlegenheit gewesen, wenn es noch einen Wunsch hätte aussprechen sollen.

Maikäth freute sich daher, als der Umzug in das kleine Haus des Großvaters bewerkstelligt wurde; sollte sie doch von nun ab immer mit ihm beisammen sein und ihre ganze Zeit in den Räumen verbringen, welche sie stets so gern aufgesucht hatte.

In ihrem Hause war es schon lange nicht mehr schön; der Vater war wenig daheim, die Mutter weinte fast beständig, und wenn der „Jud“ ins Haus kam, was letzterer Zeit nur zu häufig der Fall war, so gab es immer nur großen Jammer und viele, viele Thränen. Maikäth fürchtete den „Jud“ sehr; sie hatte eines Tages gesehen, wie ihre Mutter händeringend und flehend vor ihm auf den Knieen lag, aber nicht beachtet und nur beiseite geschoben wurde, ohne erhört zu werden; und als Maikäth sich auf den Juden stürzte und ihn schlug, um ihre Mutter zu rächen, wurde sie von dem Vater zur Thüre hinausgeschoben. Es war zwar schon manches Jahr seit jener Zeit vergangen, aber dieser Auftritt hatte einen tiefen Eindruck auf das Kind gemacht und sich dem zarten Gemüte unauslöschlich eingeprägt.

Im Hause des Großvaters war niemals ein Jude zu sehen; dort fühlte es sich sicher; daß aber sein Einfluß schon längst bis dahin gereicht und das Glück in demselben zerstört hatte, war Maikäth bisher außer stande gewesen, zu beurteilen.

Nach ihrem Einzuge beim Großvater bemerkte sie, daß manches sich geändert hatte; er war zwar freundlich und entgegenkommend mit ihr und der Mutter, mit dem Vater sprach er jedoch kein Wort und kam niemals in die Wohnstube herab, wenn dieser daheim war.

Mit dem Einzuge Benoits in seines Vaters kleine Behausung war der Friede und das Glück aus derselben gewichen; die Töne des Waldhorns begannen allmählich seltener zu klingen und schließlich ganz zu verstummen.

Vergeblich fand François sich ein, um vereint mit Maikäth am Bildstein zu sitzen und alltäglich die sehnsüchtigen Blicke nach des Großvaters Fenster zu richten, um denselben herbeizulocken zu freudigem Beisammensein wie früher; er kam nicht.

Die Kinder hatten ihre schönste Jugendzeit verlebt; mit dem Verstummen des Waldhorns war ein Lebensabschnitt für sie eingetreten und die Gegend weitum eines zum Bedürfnis gewordenen Reizes beraubt.

Die Verhältnisse in dem kleinen Hause am Bildstein besserten sich nicht mit den Jahren; zwischen Vater und Sohn war es mehrmals zu schweren Auseinandersetzungen infolge von Trunkenheit des letzteren gekommen, was den Alten veranlaßte, sich immer mehr auf sein Stübchen und zu seinen Büchern zurückzuziehen; während Benoit seine Zerstreuung und Ersatz für häuslichen Frieden immer mehr im Wirtshause suchte. Es mangelten ihm zwar die Mittel, all die Schoppen Wein und Gläser Absynth oder Branntwein zu bezahlen, aber der Wirt im Dorfe giebt gerne Kredit.

„Dyn Pape is rych," sagte er zu Benoit, „und wenn der einmal tot ist, kannst du mich zahlen; viel macht es ja doch nicht"; und Benoit unterzeichnete im trunkenen Zustand willfährig die ihm vom Wirte präsentierten Schuldverschreibungen.

Benoit war dem Laster des Trunkes unrettbar verfallen; die Liebe zu Weib und Kind war längst aus seinem Herzen entschwunden und mit Ungeduld wartete er auf seines Vaters Tod, um in den Besitz seiner Reichtümer zu gelangen und seiner Leidenschaft unbehindert fröhnen zu können.

Vater und Sohn trafen sich nur selten; Père Benoit beschränkte sich immer mehr auf den Aufenthalt in seinem Stübchen, bis eines Tages eine besondere Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein schien. Seiner Vorliebe für das Lesen hatte sich nun auch die des Schreibens zugesellt. Ganze Tage saß er über seinen Büchern und kritzelte sonderbare Figuren auf das Papier, welche niemand entziffern konnte und welche er immer wieder sorgfältig vernichtete, um neue zu schreiben.

Auch seine Vorliebe für den lange vernachlässigten Bildstein schien wiederzukehren; er verbrachte manchen Abend auf seiner Ruhebank, arbeitete an der Verschönerung seiner Umgebung und kehrte oft erst bei Dunkelheit nach Hause zurück, um sein einsames Stübchen aufzusuchen. Die düstere Laune schien allmählich von ihm zu weichen und an einem lauen Herbstabende klangen unerwartet — das erste mal seit mehreren Jahren — wieder die langgezogenen Töne des Waldhorns über die weite Fläche.

Es mochte wohl manches Ohr erstaunt den langentbehrten Tönen lauschen; auf Maikäth aber waren sie von überwältigendem Eindruck. Mit einem freudigen Ausrufe sprang sie von ihrer Arbeit auf und eilte dem Bildsteine zu.

Sollten die glücklichen Stunden ihrer Kindheit wiederkehren?

Fast schien es so; Père Benoit stand wie früher an dem Steine und blies aus Leibeskräften, als wollte er alles Versäumte nachholen. Von Maikäthens Anwesenheit ließ er sich nicht stören; er schien dieselbe vielmehr nicht zu bemerken und blies weiter und weiter; und als bald darauf Maikäth ihre Hand von einer anderen Hand gefaßt und herzlich gedrückt fühlte und François, die erstaunten Blicke auf Père Benoit gerichtet, an ihrer Seite stand, da blies dieser erst recht voll und innig alle seine alten Lieder, als wollte er recht eindringlich zu ihren Herzen reden und ihnen die glücklichen, friedlichen Stunden, die sie hier verlebt, ins Gedächtnis zurückrufen. Dann aber legte er sein Instrument beiseite und trat auf das Paar zu.

Es waren keine Kinder mehr, die vor ihm standen; Maikäth war zur Jungfrau herangereift und François zum jungen Mann, welcher in kurzer Zeit seiner Militärpflicht genügen sollte. Sie hielten sich fest bei der Hand, als der Großvater auf sie zutrat; als aber dieser gerührt seine Hände auf ihre Schultern legte und zu ihnen sprach, da hatten sie sich umschlungen; die Liebe, die längst in ihren jungen Herzen schlummerte, hatte ihre herrlichsten Blüten entfaltet und der erste Kuß wurde ebenso innig empfangen als gegeben.

Père Benoit aber gab seinen Segen dazu und redete zu François in rührenden, eindringlichen Worten, er möge sich der Blume annehmen, die da sich entfalte in stiller Pracht; er möge sein liebes Kind nicht verlassen, das er bei seinem Absterben in schlimmerer Lage zurücklassen müsse, als hätte es keinen Vater mehr. Er dagegen werde für ihr beiderseitiges Wohl Sorge tragen.

„Denkt stets an den jetzigen Augenblick und an den Bildstein zurück, wo ihr euch gefunden habt und verlaßt einander nie. Hier an diesem Platze werdet ihr auch Trost und Hülfe finden, wenn es euch einst schlecht ergehen sollte."

„Hüte dich vor Juden und Branntwein," schloß er, gegen François gewendet, seine Worte und ergriff wieder sein Waldhorn, um dem überglücklichen Paar sein schönstes Lied zur Weihe seiner schönsten Lebensstunde zu blasen.

Erst als im Dorfe die Abendglocke geläutet wurde, kehrte Père Benoit in zufriedener Stimmung mit François und Maikäth nach Hause zurück, um auch die Mutter an der allgemeinen Freude teilnehmen zu lassen, und zum ersten male seit langen Jahren war in dem kleinen Häuschen wieder Glück und Zufriedenheit eingekehrt. Später, als er gewohnt war zu thun, zog Père Benoit sich auf sein Stübchen zurück und überdachte noch einmal die Erlebnisse des heutigen Tages. Die Liebe, welche die beiden jungen Leute unbewußt vereinigte, war sowohl ihm als der Mutter längst bekannt und Père Benoit hatte sich viel mit Maikäths Zukunft beschäftigt. Er liebte François, welchen er zum jungen Mann hatte heranreifen sehen, dessen festen, männlichen Charakter er bewunderte und welchem er am liebsten das Kleinod seines Herzens, sein Enkelkind, anvertraut hätte.

Maikäth mit ihm vereinigt zu wissen, war der liebste Gedanke seines Alters, an welchem er sich wieder aufgerafft hatte aus schwerer Bedrängnis. Er wollte womöglich noch bei seinen Lebzeiten ihre Vereinigung herbeiführen und sich an ihrem Glücke freuen und nur die Liebe zu dem Paare hatte ihm noch einmal das Waldhorn in die Hand gedrückt, um Appell zu blasen für die jungen Herzen.

Sie hatten sich eingefunden wie brave Soldaten; es war alles gekommen wie er es wollte und er gedachte nunmehr der weiteren Schritte, welche zu thun waren, um das Glück der Kinder zu sichern, als sein Gedankengang durch die lärmende Heimkunft seines Sohnes unterbrochen ward. Bald darauf drang großes Gepolter und Streit zu ihm herauf, was ihn veranlaßte, nach den Vorgängen unten zu sehen. Benoit war in betrunkenem Zustande heimgekehrt und wollte sich zu seinem Vater nach oben begeben, um von diesem Geld zu fordern, wovon ihn sein Weib abzuhalten vergebens sich bemühte. Zwischen Vater und Sohn kam es hierdurch zu einem heftigen Wortwechsel und erst nach längerer Zeit suchte Père Benoit in höchster Erregung sein Stübchen wieder auf.

Als Maikäth am andern Tage in dasselbe trat, um ihm die Morgensuppe zu bringen, war sie erstaunt, die Lampe noch brennend zu finden; auf dem Tische lag ein mit fremdartigen Zeichen frisch beschriebenes Blatt, wie der Großvater schon viele angefertigt und wieder vernichtet hatte, er selbst aber saß nicht, wie gewohnt, in seinem Lehnstuhl am Tische, mit Schreiben oder Lesen beschäftigt. Ihr freundlich gebotener Morgengruß fand keine Erwiderung und als sie besorgt an das Bett trat, fand sie ihn angekleidet und tot auf demselben liegen; ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet.

Von Maikáth und François bitter beweint, wurde der alte Mann zu Grabe getragen; Benoit aber suchte sein erwachendes Gewissen durch Trinken zu beschwichtigen.

Die hinterlassenen Reichtümer des Vaters blieben weit hinter den Erwartungen des Sohnes zurück. Der Verstorbene hatte ein Testament hinterlassen, welches Maikáth und deren Mutter den Besitz des kleinen Häuschens und der dazu gehörigen Grundstücke mit allen Mobilien und eine kleine Rente sicherte, welche hinreichend war, sie der Armut zu überheben, während Benoit nur den Pflichtteil des vorhandenen Vermögens zugesprochen bekam.

Furchtbar enttäuscht blickte dieser auf die geringe Summe, welche ihm als einziges Erbteil seines Vaters zufallen sollte, an dessen Reichtum niemand im Dorfe zweifelte.

Mit angstvoller Hast ging er daran, die Stube des Verstorbenen zu durchsuchen. Alle Bücher und Papiere wurden durchstöbert, auf den Boden gestreut und als wertlose Ware mit der Füßen getreten. Benoits fieberhafte Gier wurde bis ins Unendliche gesteigert, als er schließlich, im Ofenrohr versteckt, einen mit blanken Fünffranken-Stücken gefüllten Sack als willkommene Beute vorfand.

Seine Aufregung teilte sich den Bewohnern des Dorfes mit; allenthalben verbreitete sich die Märe, daß der Verstorbene unendliche Schätze vergraben habe, aber alle Nachforschungen, die Benoit im Hause selbst, im anstoßenden Gärtchen und schließlich in der Umgebung des Bildsteins vornahm, blieben ohne Erfolg und veranlaßten den Verzweifelten, sich mehr denn je dem Trunke zu ergeben.

Einen Teil des geerbten Geldes nahm sofort der Jude in Anspruch, welcher auf Zahlung drängte, der Rest war ausreichend, den Untergang Benoits herbeizuführen, welcher im Besitze von Barschaft sich dem schrankenlosesten Genusse hingeben konnte.

Wenige Monate nach des Vaters Tod trug man auch den Sohn zu Grabe, und erst hierdurch konnte der Besitz von Mutter und Tochter trotz der Fürsorge des Großvaters als ein gesicherter betrachtet werden.

Maikáth hatte des Großvaters Stube mit kindlicher Liebe wieder geordnet, wie sie zu seinen Lebzeiten war und die auf dem Boden zerstreut liegenden Bücher und Blätter gesammelt. Dabei fiel ihr auch das von ihr am Todestage desselben auf dem Tische liegend gefundene Blatt Papier in die Hände.

Traurig betrachtete sie die ihr vollständig unbekannten Zeichen, mit welchen der Großvater in den letzten Zeiten seines Lebens gar viele Bogen vollgeschrieben und wieder vernichtet hatte und bewahrte es sorgfältig auf.

Später hatte sie dasselbe auch ihrer Mutter und François gewiesen, welche ebensowenig Aufschluß über die Bedeutung zu geben vermochten. Dennoch war das Interesse François in so hohem Grade erregt, daß er das Blatt zu sich nahm, um den Schullehrer hierüber zu befragen. Doch auch dieser war nicht imstande, die sonderbaren Zeichen, welche er für hebräische Schrift hielt, zu enträtseln.

Das waren die Erlebnisse, welche Maikáth so ernst stimmten, als der muntere Zug der Rekruten ihren Blicken entschwand und sie dieselben auf den Bildstein gerichtet hatte.

Diese waren inzwischen rasch ihrem Ziele zugeschritten und in dem freundlichen Städtchen Rattenau mochte noch mancher Langschläfer in den Federn gesteckt und sich süßen Träumen hingegeben haben, als eine rauschende Musik und lautes Gejohle übermütiger Burschen ihn an die Wirklichkeit seines Daseins gemahnten. Es war die fröhliche Schar der „Conskri", welche mit ganzer Musik und guten Lungen unter François Führung ihren triumphierenden Einzug in die Stadt hielt. Der Städter läßt sich jedoch hierdurch nicht ans Fenster locken; er weiß, daß nicht nur durch seine Straße und zu dieser Stunde, sondern durch alle Straßen und den ganzen Tag hindurch ähnliche Züge sich bewegen, welche alle einem Ziele, dem Stadthause, zustreben. Dort herrscht reges Leben und die Gendarmen haben eine schwere Aufgabe, die große Zahl der lebhaft plaudernden Burschen in Zaum und Zügel zu halten, um sie rechtzeitig

und in richtiger Reihenfolge in den großen Saal vor die Rekrutierungskommission zu geleiten. Schon sind mehrere Gemeinden zur Abstellung gelangt und halb verdutzt, halb triumphierend kehren die tauglich Befundenen von dort zurück, um den außen Harrenden Mitteilung über ihr Geschick zu geben.

Etwas bescheiden antwortet der Infanterist, mit mehr Selbstgefühl der Jäger, erhabener der Dragoner, triumphierend der Husar oder Ulane, unerreichbar und sich über alles erhebend der einem Garderegiment Zugeteilte; aber stolz sind sie alle, tauglich befunden worden zu sein und dem Kaiser dienen zu dürfen.

Vor dem Stadthause hat sich eine Krämerbude etabliert, welche heute großen Absatz an breiten, bunten Seidenbändern und künstlichen Blumen findet. Der Elsässer fühlt sich reich und sieht bei solchen Gelegenheiten einige Franken nicht an. Die zukünftigen Soldaten haben Hüte und Mützen mit einer Menge lang herabhängender, verschiedenfarbiger Bänder geziert, und so geschmückt ziehen sie, die Musik voran, in den tollsten Sprüngen tanzend und singend durch alle Straßen, von Wirtshaus zu Wirtshaus. An der Spitze aber marschiert mit dem Tambourmajorsstock der Führer, welcher sich durch besonders tolle und gewagte Sprünge auszeichnet, eine staunenswerte Gewandtheit im Werfen und Wiederauffangen des Stockes entwickelt und der Stolz der ganzen Truppe ist.

Die Wingertswillerer waren nicht die letzten unter den vielen Gruppen, welche heute die Stadt mit ihrer Vorstellung beglückten; ihr Musikkorps war das zahlreichste und ihr Führer François der flotteste Bursche von allen. Er war den Gardeulanen zugeteilt, trug mit Stolz den vielfarbigen Schmuck auf seinem Hute, und wenn auch das Herz unter der Bluse etwas befangen schlagen mochte bei dem Gedanken, daß er bald Abschied nehmen müsse von Vater und Mutter und — was noch mehr sagen wollte — von Maikäth, so wußte er doch diese Regung vollkommen zu verbergen und gab sich der tollsten Lustigkeit hin. Erst als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, zogen die Wingertswillerer wieder ihrem Heim zu und erst, als sie die Stadt im Rücken hatten, verstummte Musik und Gesang, um dem eifrigen Gespräche über die heutigen Erlebnisse Platz zu machen. Doch auch dieses währte nicht lange, allmählich verstummte einer nach dem andern und noch lange ehe sie ihre Heimat erreicht hatten, gab sich dieser oder jener traurigen Gedanken hin, aus welchen ihn die erzwungenen Späße der sich gleichgültig Stellenden nicht zu reißen vermochten.

So waren die „Conskri“ wieder heimgekommen und trennten sich, indem jeder seiner Behausung zuschritt, um Eltern und Bekannten Nachricht über ihr Schicksal zu geben.

Auch François Bertrand hatte sich nach Hause begeben und seinen Eltern die Mitteilung gebracht, daß er in wenigen Monaten das Haus verlassen müsse, um Soldat zu werden. Kurze Zeit später schritt er jedoch die Dorfstraße hinab dem Bildsteine zu, um auch dahin die Nachricht zu bringen, wo man ihrer wohl mit bangster Erwartung entgegensah.

II.

Der rote Wolf.

In vielen Orten des gesegneten Elsasses trifft man unter der israelitischen Bevölkerung, welche häufig sehr zahlreich vertreten ist, gar viele achtbare und brave Bürger, welche sich durch reellen Handel und Gewerbebetrieb ebenso ehrlich ernähren, wie ihre christlichen Mitbürger und an Fleiß und Arbeitsamkeit dieselben vielleicht übertreffen.

Dagegen verlegt sich ein großer Teil der israelitischen Bevölkerung auf eine Gattung Gewerbe, welche unter dem Namen „Cheptel“ bekannt ist und in einer Weise betrieben wird, die den Ruin des Bauernstandes zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Unter Cheptel wird die vertragsmäßige Einstellung fremden Viehes in den Stall des Bauern lediglich gegen Bezug der Milch verstanden.

Diese Gattung Wucher hat eine ungeheure Ausdehnung gewonnen und ein großer Teil der Landbevölkerung ist dem einen oder anderen hervorragenden Wucherjuden, welcher die Gegend ringsum beherrscht, sozusagen tributpflichtig.

Auch Wingertswiller hatte seinen Wucherjuden mit all seinen ihm ergebenen Maklern und Schmusern, denn es konnte mit Stolz den „roten Wolf“ zu seinen Ortsangehörigen zählen.

Der rote Wolf war vor vielen Jahren als ein armer, abgeschabter, frierender Judenjunge in's Dorf gekommen, um Kaninchenfelle, Knochen, alte Kleider und dergleichen zu kaufen. Später hatte er bei einem armen Glaubensgenossen ein Unterkommen im Dorfe gefunden und trug damals sein ganzes Hab und Gut am Leibe und in einem Taschentuche an der Hand mit sich. Den Namen Wolf hatte er mit vielen seiner Glaubensgenossen gemein, die nähere Bezeichnung „rot“ aber verdankte er seinem Haare, das sich durch eine besonders brennende Farbe auszeichnete. Auch sonst hatte Mutter Natur in gütiger Fürsorge nicht versäumt, seiner werten Person noch einige Warnungszeichen anzuheften. Zu einer krummbeinigen Nase war Veitl, wie er mit seinem Rufnamen hieß, von Hause aus durch seine Abstammung berechtigt, und er machte von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch, daß aber besagte Nase außerdem noch schief auf der Gesichtsfläche saß, war Veitls reine „Provatsache“, die ihm keineswegs zum Vorwurf gemacht werden kann, immerhin aber geeignet war, den Reiz, welchen seine Person auf seine Umgebung ausübte, zu erhöhen; hier sei ihrer nur Erwähnung gethan, um unliebsamen Verwechslungen seiner Person mit manchem seiner Stammesgenossen, welcher sich durch die sonstigen Schilderungen getroffen fühlen könnte, vorzubeugen.

Die ersten Jahre seiner Laufbahn waren sehr beschwerliche; am frühesten Morgen machte Veitl sich tagtäglich auf den Weg, angethan mit einer dünnen blauen Bluse und zerrissenen Stiefeln und lief bei Wind und Wetter die Gegend ab, um am Abend schwerbeladen mit schmutziger Ware, die er teils geschenkt bekommen, teils um billigen Preis gekauft hatte, wieder zurückzukehren und auf derselben in einer feuchten Kammer seine Nacht zu verbringen.

Aber die Ware war nicht so wertlos, als sie sich ansah, und wenn Veitl dieselbe nach Ablauf einiger Monate an den Großhändler ablieferte, fiel für ihn jedesmal ein erklecklicher Gewinn ab, welcher nicht nur ausreichte, seine bescheidenen Bedürfnisse zu decken, sondern von dem auch ein Teil dazu diente, ein kleines Kapital zu sammeln, welches den Grundstock seines späteren Reichtums bilden sollte.

Veitl war nie müßig, auch wenn er, mit den beiden Händen in der Hosentasche, frierend, sich in den schmutzigen Gassen der Dörfer herumtrieb. Er hatte stets offene Augen und Ohren, er lauschte und lugte nach allem, was um ihn her vorging. Es entging ihm nicht, daß viele seiner Stammesgenossen sich gleich ihm überall im Lande herumtrieben, auf je em Weg und Steg und zu jeder Jahres- und Tageszeit zu treffen waren und bessere Geschäfte machten als er. Er war stets bereit, jedem, der seiner bedurfte, dienstbar zu sein und dabei abzulauschen, welcher Art die Geschäfte waren, welche „seine Leut“ mit den Bauern abzumachen hatten. Und Veitl hatte nicht umsonst gelauscht; nach kurzer Zeit war es ihm klar, daß die besseren Geschäfte nur dann zu machen wären, wenn ein größeres Kapital zu deren Betrieb zur Verfügung stände, und sein ganzes Bestreben ging darauf hin, sich ein solches zu erwerben.

Nach mehreren Jahren fleißigen Handelns und Sparens war es ihm gelungen so viel Geld zusamm n zu scharren, daß er es unternehmen konnte, allmählich auf einen anderen als den Lumpenhandel überzugehen, und mit größter Aufmerksamkeit spionierte er auf eine sich ihm irgend bietende Gelegenheit. Dieselbe ließ nicht lange auf sich warten; in einem der vielen Dörfer, die er der Reihe nach oftmals durchwanderte, hatte ein fleißiger Fabrikarbeiter es dahin gebracht, von seinem ersparten Lohn mehrere

Grundstücke zu kaufen und war nun daran gegangen, sich ein Häuschen zu bauen und so sein eigenes Heim zu gründen, wie es das lobenswerte Bestreben und höchste Ziel des elsässischen Arbeiters ist. Das Häuschen war fertig und mit Freuden hatte die Familie ihren Einzug auf eigenem Grund und Boden gehalten.

Die kleine Stube des neuen Häuschens war voll von Insassen, der daranstoßende Stall dagegen war leer; der Bau hatte mehr gekostet, als berechnet war, und das Geld hatte nicht mehr ausgereicht zur Beschaffung einer Kuh, die doch der höchste Wunsch der ganzen Familie gewesen wäre. Veitl hatte all diese Umstände bemerkt, wohl erwogen und darauf seinen Plan gebaut. Hier wollte er, ehe ein anderer ihm zuvorkam, seinen ersten Versuch wagen und genau so handeln, wie er es von vielen seiner Glaubensgenossen gesehen hatte. Eines Abends, als der Mann, seine Pfeife rauchend, unter der Thüre stand, schritt Veitl zur Ausführung seines Unternehmens. Er bot im Vorübergehen dem Arbeiter einen freundlichen Gruß und knüpfte daran eine schmeichelhafte Bemerkung über das neue Haus; die Erwiderung war eine freundliche und das Gespräch hiermit angeknüpft.

„Habt ihr auch schon eine Kuh im Stall?" fragte Veitl mit einem Seitenblick auf die Stallthüre.

„Die kommt erst später", meinte der andere dagegen.

„Dann müßt ihr die Milch für eure Kinder kaufen, das kommt teuer; was fangt ihr dann mit dem Futter an, das ihr erntet?"

„Das verkauf ich und kauf die Milch dafür."

„Da wär's doch besser, wenn ihr gleich eine Kuh kauftet."

„Dazu reicht's Geld nicht aus."

„Da braucht ihr kein Geld dazu; ich stell euch eine Kuh ins Haus, ohne daß ihr etwas zu zahlen braucht."

„Wie willst du das machen, Jud!" entgegnete der Arbeiter erstaunt.

„Ganz einfach," erwiderte Veitl, „ich hab einiges Geld und weiß nicht, wohin damit; ich kauf ein Rind dafür und stelle es in deinen Stall, weil ich keinen Stall hab'; du fütterst es, dafür gehört das erste Kalb und die Milch dir; das zweite Kalb dagegen gehört mir; wenn dann die Kuh zu dreien steht, nehme ich sie wieder, oder du kannst sie mir abkaufen."

Dem Manne leuchtete der Vorteil ein, nur konnte er nicht recht begreifen, welchen Zweck Veitl damit verbinden konnte. Es wurde die Frau zu Rate gezogen, welche mit großem Eifer auf den Handel einging und die Worte nicht sparte, dem Manne die Vorteile begreiflich zu machen.

„Es ist unser beider Vorteil," fügte Veitl bei, „und wenn ihr nicht wollt, gehe ich zu einem anderen; es ist jeder froh, eine Kuh umsonst in den Stall zu bekommen."

Das wirkte; der Argwohn des Arbeiters scheiterte an der Jugend des Juden, sein Widerstand wich den eindringlichen Worten seiner Frau, und das Geschäft war vereinbart.

Am anderen Tage in aller Frühe zog Veitl in gehobener Stimmung eine elende, abgemagerte „Beheime", wie nur je eine von einem Viehjuden geführt wurde, am Stricke hinter sich her und dem neuerbauten Häuschen zu; er hatte schon manch ähnliches Stück gegen Lohn geführt, das erste Mal jedoch in seinem Leben ein ihm selbst gehöriges.

Dort wurde sie von den Kindern mit Jubel, von dem Weibe mit Freude, von dem Manne aber mit ängstlichem Kopfschütteln empfangen. Der Preis wurde für den Fall eines Unglücks auf achtzig Franken festgestellt, und überglücklich und stolz zog Veitl mit seinen Papieren in der Tasche ab, um wieder seinen gewöhnlichen Geschäften zu obliegen, oder nach weiteren Gelegenheiten zu suchen, für welche sein Kapital noch ausreichend war.

Für die arme Beheime begannen nun Tage des Wohllebens. Den ganzen Tag war die Kinderschar um sie versammelt, um ihr das beste Futter zu reichen, und die

Frau des Arbeiters ließ es an Pflege nicht mangeln, um das abgemagerte Tier bald nutzbar zu machen. Das Kühlein fraß fleißig, befand sich wohl und begann allmählich ein runderes Aussehen zu bekommen. Nach Ablauf eines Jahres stand auch ein Kälbchen an ihrer Seite und verschiedene Wochen später begann, wenn auch spärlich, als Lohn für viele Mühe und reichliches Futter, die Milch zu fließen und das Tier für die Familie des Arbeiters nutzbar zu werden. Ein weiteres Jahr war hinreichend, das Stück vollständig herauszufüttern und zu einer nutzbaren Milchkuh heranzuziehen.

Veitl hatte sich bisher nicht viel sehen lassen; als aber das zweite Kalb einige Wochen alt war, fand er sich ein, um sein Eigentum zu holen oder den Handel endgültig abzuschließen. Er hatte etwa in demselben Maße zugenommen und sich in seinem äußeren Ansehen gehoben, wie die Beheime in des Arbeiters Stallung. Das war nicht mehr der arme, frierende Judenjunge; er war zum jungen Manne herangewachsen und wenn auch seine Kleider aller Eleganz entbehrten, so schützten sie doch seinen Körper gegen die Einflüsse der herrschenden Witterung.

Der Handel wurde insofern zur Zufriedenheit des Arbeiters abgeschlossen, als diesem die Kuh gegen Barzahlung als Eigentum im Stalle verblieb und Veitl nur das schöne Kalb mit wegführte. Stillvergnügt zog Veitl seines Weges und stellte Betrachtungen an über den gemachten Gewinn.

Er hatte die Beheime um sechzig Franken gekauft und sie dem Arbeiter um achtzig verkauft, welche er nunmehr ausbezahlt erhielt. In den zwei Jahren hatte sie um achtzig Franken an Wert zugenommen, davon erhielt er kontraktmäßig die Hälfte mit vierzig Franken. Das zweite Kalb, welches bedingungsmäßig sein eigen war, entsprach einem Wert von vierzig Franken.

Es waren somit aus sechzig Franken in zwei Jahren ohne jegliche Mühe, Arbeit oder Zeitaufwand einhundertsechzig geworden, was einem Prozentsatz von mehr als achtzig pro Jahr gleichkommt.

Veitl war zufrieden mit dem Geschäfte, es handelte sich nur darum, es möglichst auszudehnen.

Der Gewinn wäre zwar noch größer gewesen, wenn er die Kuh mitgenommen hätte, wozu er sich das Recht vorbehalten hatte, aber er selbst war ja noch ein Anfänger, bedurfte des baren Geldes und wollte sich einen guten Ruf unter den Landleuten erwerben und erhalten, um recht viel ähnliche Geschäfte zu machen. Er hatte schon in verschiedenen Ställen Kühe stehen, welche ähnliche und noch bessere Zinsen abwarfen und das landläufige Gewerbe des Einstellens magerer Milchkühe oft auch nur während weniger Monate in den Stall ärmerer Bauern lediglich gegen den Milchbezug, um sie später, gut herausgefüttert, teuer verkaufen zu können, bildete von nun ab einen Haupterwerbszweig Veitls. Nebenbei lieh er auch Geld in kleinen Summen auf kurze Zeit gegen unverhältnismäßig hohe Zinsen an kleinere Besitzer, von denen er wußte, daß sie wohl kaum in die Lage kommen würden, ihm die schnell anwachsende Summe wieder in bar zu erstatten und war so in den Besitz mehrerer kleiner Grundstücke gekommen, welche er wieder zahlungsunfähigen Schuldnern zwangsweise gegen hohen Pachtzins vermietete. Er selbst bedurfte weder des Säens, noch des Erntens; er überließ das anderen und war so mit den Blumen des Feldes und den Vögeln in der Luft vergleichbar, die da auch erhalten werden, ohne zu säen und zu ernten. Seinen Bedarf an Eiern, Butter, Hühnern, Milch und sonstigen Lebensmitteln liebte er bei seinen Gläubigern als Abschlagszahlung einzusammeln, welche jedoch die Schuldsumme niemals verringerten, da sie ohne Schrift gegeben, später von Veitl grundsätzlich abgeleugnet wurden. Seine Bedürfnisse waren von dem Momente an bedeutend gestiegen, als er in der Lage war, sie sich durch den Druck, welches sein kleines Kapital ihm auf die ärmere Landbevölkerung auszuüben gestattete, unentgeltlich zu verschaffen, und da sein Magen sich keineswegs weigerte, unbezahlte Kost zu verdauen, so strotzte Veitl bald von Fülle, Gesundheit und Kraft.

Unter diesen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß sich sein Vermögen ungemein rasch vermehrte, und noch war Veitl kaum zum Manne herangereift, als er auch schon ein Haus und beträchtliche Grundstücke in der Gemeinde sein eigen nannte. Doch damit war Veitl noch nicht gewillt, sich zu begnügen; er wollte reich werden, sehr reich, und er fühlte die Kraft in sich, es zu werden.

Seine angeborene Schlauheit, die Routine, die er sich durch stete Bereisung des Landes von frühester Jugend auf erworben hatte, die Kenntnis der Gebräuche, Wünsche und Schwächen der Bevölkerung, der Einblick in die Vermögens- und Familien-Verhältnisse beinahe jedes einzelnen Bewohners eines ausgedehnten, reichen Landstriches, besonders aber die gänzliche Herzlosigkeit, welche ihm gestattete, jede Rücksicht und jedes Mitleid beiseite zu setzen, wenn es sich um Geldgewinn handelte, befähigte ihn mehr wie jeden anderen zu unsauberen, einträglichen Geschäften.

Er hatte den schmutzigen Kleinhandel mit Lumpen und ähnlichen Sachen längst aufgegeben und diesen ärmeren und minder befähigten Glaubensgenossen überlassen, jedoch nicht ohne aus demselben durch den Großhandel um so bedeutenderen Gewinn zu ziehen; er wollte auch den Viehhandel nicht allzu lange persönlich betreiben und schon waren ihm mehrere Schmuser dienstbar, welche auf seine Anweisung und mit seinem Gelde denselben weiter förderten. Er selbst aber fühlte sich zu noch höherem geboren und er versuchte sich nunmehr in Rohtabak und Hopfenhandel en gros.

Der rapide Aufschwung seiner Vermögensverhältnisse ermangelte nicht, das Augenmerk anderer Handelsleute auf sich zu ziehen, und bald war ihm Gelegenheit, seine Verwendbarkeit in viel schwierigeren Geschäften an den Tag zu legen. Er wußte sich dem reichen Jokuf Lamm, Vorstand der Firma Lamm frères, einem weit und breit hochangesehenen Manne, welcher im Gemeinde- und Bezirks-Rat saß, das Vertrauen seiner Mitbürger und der Behörden in hohem Grade genoß, zeitweise bei dem Souspreſekt zu Tische gebeten und der gewiegteste Wucherer und Güterzertrümmerer im nahegelegenen Rattenau war, durch unschätzbare Mitteilungen und Vermittelungen in einer Weise nützlich zu machen, daß dieser seiner bald nicht mehr entraten konnte.

Jokuf Lamm frères war durch sein Geschäft gar oftmals in sehr fatale Gerichtshändel verwickelt, welche den guten Klang seines Namens hätten schädigen können; sein Ehrenschild aber mußte blank erhalten bleiben, um das große Vertrauen, welches das Bankgeschäft Lamm frères im Volke genoß, nicht zu schmälern. Da war es Veitl, welcher zu all diesen Unternehmungen seinen Namen lieh und so kam es, daß aus dem Schacherjuden ein behäbiger Kommissionär wurde. Seine geheimen Dienste wurden gut bezahlt; außerdem verstand er es vortrefflich, sich auf jede erlaubte oder unerlaubte Art ergiebigen Schmus zu nehmen und seine eigenen Wuchergeschäfte dabei auszudehnen.

So hatte es Veitl zu einem der begütertsten Männer seiner Gemeinde gebracht, als mit ihm eine Umwandlung vorging, welche alles bisherige in den Schatten stellte.

Veitl hatte bis jetzt nur dem Geschäfte und Geldgewinne gelebt, sein Aeußeres aber in der seinem Stamme eigenen Weise gänzlich vernachläffigt. Neuerer Zeit schien er seinem eigenen Ich mehr Aufmerksamkeit zu erweisen; seine Garderobe wurde gewählter, sein Schuhwerk, welches bisher die Bodenverhältnisse der ganzen Umgebung erkennen ließ, zeigte sich blank gewichst, ja sogar sein Gesicht trug die unverkennbaren Spuren des Gebrauches von Seife durch merklich helleren Teint an sich, während das brennende Rot seines Haares sich verdunkelte und einen weithin bemerklichen Duft verbreitete.

Eine ähnliche Aufmerksamkeit ließ er seinem Hause angedeihen; dessen Außenwände wurden mit hübschem, grauem Oelanstrich versehen, das Trottoir vor demselben mit Platten belegt, die Fensterläden und das Hofthor frisch angestrichen und über letzterem ein hübsches Schild angebracht mit der Aufschrift „Produktenhandel von Veit Wolf."

Alle diese Vornahmen ermangelten nicht, großes Aufsehen im Dorfe zu erregen, und man zerbrach sich vergeblich die Köpfe darüber, was wohl Veitl zu solch erheblichen

Ausgaben veranlassen konnte. Als aber bald darauf ein großer Wagen mit feinen Möbeln aus Mahagoniholz und grauen Marmorplatten, Spiegeln mit Goldrahmen, Klavier, Fenstergardinen und Sommiers anlangte, um seine kostbare Last vor Veitls Haus abzuladen, da war man nicht mehr im Zweifel; allgemein galt die Ansicht, daß Veitl heiraten wolle, und so war es auch.

Durch den Umstand, daß er bisher all sein Denken und Trachten nur auf sein Geschäft gerichtet hatte, war ihm keine Zeit übrig geblieben, sich viel mit dem weiblichen Geschlechte zu befassen; auch hatte er noch keine Kalle gesehen, welche ihm begehrenswert erschienen wäre. Die Mädchen, die ihm bisher zu Gesicht kamen, waren entweder nicht nach seinem Geschmacke, oder sie traten ihm mit Verachtung entgegen und er wagte es nicht, seinen Blick zu ihnen zu erheben. Der Drang, sich große Reichtümer zu erwerben, war nur ein instinktiver in seiner Brust gewesen; es war die Liebe zum Gelde selbst, welche ihn erfüllte. Die Genüsse, welche er sich damit verschaffen konnte, waren noch nicht der Antrieb seiner Thätigkeit. Der Reiz eines feinen Hauswesens, hübscher Wohnung, schöner Einrichtung und vor allem des Zusammenlebens in der Familie war ihm bis jetzt unerschlossen geblieben; sein ganzer Lebensgenuß bestand in der Befriedigung unabweisbarer Bedürfnisse sinnlicher Natur und in der Vorsorge, sich dieselben für alle Zeiten zu sichern. Der Eintritt in das Haus Jokuf Lamm frères brachte jedoch einen großen Umschwung in seinem Innern hervor. Zum ersten Male in seinem Leben sah er die Wohnung eines Reichen und alle seine Sinne waren so bestrickt von dem Glanze und der Pracht, welche sich ihm hierdurch erschloß. In Jokufs Haus ward ihm der erste Einblick gewährt in die Behaglichkeit und in die Reize eines reichen Lebens, welches von dem seinigen himmelweit abstach und dieses nahm er sich zur Richtschnur. In Jokufs Haus sah er ein Mädchen, welches all seine Sinne gefangen nahm, und wenn es ihm gegenüber auch die größte Gleichgültigkeit bewahrte und von seiner zeitweisen Anwesenheit keine Notiz nahm, so hatte er doch in seinem Innern beschlossen, Esther Lamm, die Tochter des reichen und angesehenen Jokuf Lamm, das herrlichste, in stolzer Pracht aufblühende Mädchen, deren schlanker, hoher Wuchs, rabenschwarzes Haar, dunkle Augen und feingeschnittenen orientalischen Züge sie als die Begehrenswerteste ihres Namens erscheinen ließen, zu seiner Frau zu nehmen.

Veitl hatte bisher alles erreicht, was er sich zum Ziele gesetzt; er hatte sich vom ärmsten Handelsjuden zum behäbigen Besitzer emporgearbeitet, ohne einem eigentlichen Ziele entgegen zu streben. Jetzt war er sich eines Zieles bewußt, welches, der Mühe, Arbeit und des Strebens wert war; die dem Orientalen anhaftende Prachtliebe und Sinnlichkeit war wachgerufen und Salomo's Spruch: „Nichts ist so köstlich, wie ein schönes Weib“, verfolgte Veitl zu jeder Stunde des Tages und spornte seine Thätigkeit an.

Jahre waren vergangen, seit Veitl „Lämmchen“ zum erstenmale gesehen, ohne daß er einen Versuch gemacht, ihr seine Zuneigung zu zeigen, oder es auch nur gewagt hätte, einen offenen Blick auf sie zu werfen, und nur im Verborgenen hafteten seine glühenden Blicke auf ihrer ihm so begehrenswert erscheinenden Gestalt, oder schwelgte sein Ohr in Anhörung ihres lieblichen Gesanges zu den Tönen des Klaviers. Er war nur bestrebt, sich dem Vater dienstbar zu zeigen, sich sein unverbrüchliches Vertrauen zu erwerben und sich ihm unentbehrlich zu machen.

Dies alles war ihm im Verlaufe der Jahre gelungen und hierauf baute er seinen Plan, Lämmchen zu gewinnen.

Jetzt war die Zeit herangenaht, wo er sein Ziel zu erreichen hoffte und die umfassenden Anordnungen in seinem Hause und an seiner eigenen Person waren die Folgen dieser Hoffnung.

Wie schon gar manchmal, war die geachtete Firma Lamm frères in eine sehr unsaubere Sache verwickelt, in welcher Veitl vom Anbeginne die Leitung übernommen

und seinen Namen geliehen hatte. Es handelte sich darum, ein größeres Landgut durch Zwangsverkauf um geringen Preis in den Besitz von Lamm frères zu bringen. Der Besitzer desselben, ein leichtsinniger junger Mann, welcher den größten Teil seiner Zeit in Paris verlebte und dem ihm kürzlich als Erbe zugefallenen Landgut wenig Aufmerksamkeit schenkte, hatte sich eines Tages an Lamm frères um ein Darlehen von mehreren tausend Franken gewandt und wurde ihm selbes verweigert, trotzdem er es als erste Hypothek auf das Gut einschreiben zu lassen sich bereit erklärte, da Lamm frères grundsätzlich keine ähnlichen Geschäfte machten.

Dagegen übernahm man es gern, einen Mann auszumitteln, welcher sich mit solchen befaßte, und schon am anderen Tage erschien Veitl auf dem Gute Brunnhof, um Herrn Friaul, dem Besitzer, zehntausend Franken auf dasselbe zu leihen gegen nur vier Prozent Zinsen, jedoch gegen einen Schuldschein von zwölftausend Franken, da das Geld sehr rar war und Veitl es selbst gegen hohe Zinsen von verschiedenen anderen Juden entlehnen mußte. Veitl kannte seinen Mann und wußte, wie hoch er denselben schrauben konnte. Das Geschäft versprach ein gutes zu werden, und Veitl wäre selbst in der Lage gewesen, die hiezu nöthigen Gelder fließend zu machen, wenn Herr Friaul sich nicht an Lamm frères gewandt hätte und Veitl nicht von diesem die Summe gleichzeitig mit dem Auftrage der Uebermittelung zugegangen wäre. Unter diesen Verhältnissen übernahm er das Geschäft für Jokuf mit dem Vorsatze, möglichst vielen „Reiwach" daraus zu ziehen. Es währte nicht lange, bis das erste Darlehen verbraucht und ein zweites direkt von Veitl verlangt und unter ähnlichen Verhältnissen gewährt wurde, und als auch ein drittes Mal dieser Fall eintrat, Veitl außerdem einige andere Schuldscheine mit Herrn Friauls Namen aufzukaufen wußte, überdies aber der Zins rückständig blieb, konnte es nicht fehlen, daß das Landgut Herrn Lamm bald ganz anheim falle.

Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto mehr hielt sich Jokuf Lamm frères mit dem blanken Ehrenschild von Veitl fern und nur im äußersten Notfall fand eine Besprechung zwischen beiden statt, während alles andere auf schriftlichem Wege, in für Unbeteiligte nicht lesbaren Chiffern, erledigt wurde. Da endlich war das Zeichen gegeben, auf welches hin Veitl Herrn Friaul die Schuld kündete und dringend und immer dringender Zahlung forderte. Als dieselbe, wie vorauszusehen, nicht erfolgte, und Veitl für nebensächliche Schulden ein Stück Vieh um das andere aus dem Stall geführt, auch die Ackergeräte durch den „Husser"*) beschlagnahmt und das Gut als herabgekommen in schlechten Ruf gebracht hatte, wurde dessen Zwangsversteigerung anberaumt, in welcher es, da von den Juden „Kippe gemacht", von anderer Seite aber ein Angebot nicht zu erwarten stand, jedenfalls und um jeden Preis Lamm frères zufallen mußte, welcher nunmehr ohne Gefahr für den Ehrenschild darauf bieten konnte.

Bei Jokuf herrschte große Freude im Familienkreise; das hübsche Landhaus, ganz in der Nähe der Stadt, in schönster Gegend gelegen, war ihm so viel wie sicher. Durch den Verkauf von Holz und einiger entfernt gelegener, schlechterer Grundstücke konnte das darauf verwendete Kapital nahezu herausgeschlagen werden, während ihm alles Uebrige als reiner Gewinn zufiel.

Schon lange war es Mammes — Jokufs Frau — und Esthers höchster Wunsch gewesen, ein Landhaus zu besitzen, und immer wieder mußten sie sich diesen Wunsch versagen, weil Jokuf erklärte, sich solchen Luxus nicht gewähren zu können. Jetzt kam er selbst ins Zimmer gerannt mit einer Hast, die im grellen Widerspruch stand mit der Firma Lamm frères sonstigem gemessenen Auftreten, und verkündigte den Frauen den gelungenen Coup. Schon sahen sie sich, in ihrem eleganten Wagen sitzend, täglich zur Sommerszeit auf die Villa Lamm frères fahren, von allen bewundert und beneidet, und in Mammes und Esthers Herzen stieg die süße Hoffnung auf, daß die

*) huissier, Gerichtsvollzieher.

Firma Blumstein-Löb nicht lange mehr der längst angestrebten Verbindung mit deren einzigem Sohne Benjamin Widerstand leisten werde.

Von Jokuf Lamm frères Mund aber strömte viel des süßen Lobes über die Geschicklichkeit, mit welcher Veitl diese delikate Sache durchgeführt, und es wurde vereinbart, daß derselbe, sobald der Staub, den der schmutzige Handel aufgewirbelt, sich gelegt und die Ehre der Firma es erlaube, zum Mittagstisch gebeten werde, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln und seine Ansprüche auf einen guten Schmus möglichst herabzumindern.

In diesem Augenblick ging die Glocke des Hauses und Jokuf wurde abberufen, da jemand seiner im Kontor warte.

Es war Veitl, welchen Jokuf zu seinem größten Erstaunen seiner harrend fand, und die ersten Worte, welche Jokuf an ihn richten wollte, wären solche des Vorwurfs gewesen, wenn nicht das ganz veränderte Wesen Veitls ihn davon abgehalten hätte. Das war eine ganz andere Person, als die des Veitls von gestern; abgesehen von den guten und sauberen Kleidern, welche er gegen seine sonstige Gewohnheit trug, wußte er auch seinem Gesichte einen ganz anderen Ausdruck zu verleihen, als der bisherige war, am meisten aber kontrastierte sein sicheres, festes Auftreten gegen die früher an den Tag gelegte Bescheidenheit und Unterwürfigkeit.

„Was soll's geben, Veitl?" fragte Jokuf beinahe verlegen, „was führt dich heute hierher?"

„Ich wollt euch nur fragen, Herr Lamm, wie viel ihr wollt bieten für den Brunnhof, wenn er kommt zur Versteigerung."

„Was werd ich bieten! Werd ich ihn wohl bekommen um das, was Herr Friaul mir schuldig ist."

„Soo; da werd wohl ich kaufen das Gut for mich."

„Du, for dich!" schrie Lamm erstaunt auf, „wo nähmst denn du das Geld her!"

„Ich hab' Geld genug, den ganzen Hof zu zahlen, ich brauch' aber nur wenig, weil ich hab' for fünfzigtausend Livres Schuldschein in der Tasche."

„Wie heißt!" rief Lamm, gezwungen lachend, „du hast Schuldschein, aber die gehören mir."

„Wie heißt mir! Sind sie doch alle auf meinen Namen und hab ich hergegeben das Geld und bin eingetragen bei Gericht und Notar als Gläubiger."

„Veitl!" rief Lamm erblassend, „was willst du machen for Späß mit deinem Herrn!"

„Mach ich keine Späß," erwiderte dieser mit einer Miene, die keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte aufkommen ließ.

„Dann willst du mir abstreiten mein Geld und meine Schuldschein, die ich dir hab gegeben, um sie zu präsentieren vor dem juge de paix."

„Brauch ich nicht abzustreiten, was gehört mein vor dem Richter, dem Notar und aller Welt."

„Veitl!" rief Lamm mit gepreßter Stimme, und der Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn, „Veitl, sag mir, daß du machst einen Scherz, und du sollst haben den schönsten Reiwach, der jemals ist ausbezahlt worden."

Aber Veitls ernste Miene änderte sich nicht und ein Blick in seine Augen belehrte Jokuf Lamm, daß er es mit einem Menschen zu thun habe, welcher ihm an Schlauheit und Thatkraft weit überlegen war. Veitl ließ sein Auge mit einer solchen Ruhe und Festigkeit auf Jokuf haften, als wenn er von seinem Rechte vollkommen durchdrungen wäre, und dieser erkannte zu spät, daß er sich viel zu weit mit ihm eingelassen habe, um ihn mit Vorteil bekämpfen zu können.

Durch einen gegenseitigen Blick in die Augen war es jedem der beiden klar, welcher von ihnen der Meister sei; aber das Gefühl der Ueberlegenheit und der Meisterschaft war in Veitl so sehr vorherrschend, daß keine seiner Mienen den geringsten Triumph verriet; er wußte es längst und hatte nur von seiner Ueberlegenheit keinen

offenen Gebrauch gemacht, weil der richtige Zeitpunkt noch nicht gekommen war. Lamm schien eine Ahnung hiervon durch die Seele zu ziehen und ihn zu bestimmen, nach der Ursache des so schroffen Umschlages in Veitls Auftreten zu forschen.

„Veitl," hub er von neuem an, „bin ich immer ein guter Herr zu dir gewesen und du ein treuer Diener; warum willst du mich auf einmal stürzen ins Unglück und mich bringen um mein Geld?" — — —

„Ich will euch nicht machen unglücklich, aber ich selbst will auch glücklich sein, Herr Lamm."

„Aber warum dann für mein Geld?"

„Ich will nicht euer Geld, Herr Lamm, ich will eure Tochter; Esther muß mein Weib werden."

Die letzten Worte wurden von Veitl mit derselben Ruhe und Kälte gesprochen, die er während des ganzen Gespräches bewahrt hatte; keine Miene verriet die Aufregung, die in seinem Herzen tobte, als er dieselben aussprach. Auch der Ausruf von Seite der Firma Jokuf Lamm frères störte seine Ruhe nicht im mindesten.

„Meine Tochter ist Braut von Benjamin Blumstein-Löb," stöhnte er, sich versuchsweise in die Brust werfend.

Aber auch dieser sonst so hochgeachtete Name verfing nicht bei Veitl.

„Da müßt ihr schlecht unterrichtet sein über die neuesten Familienereignisse bei Blumstein-Löb," erwiderte er ruhig. „Ich sag euch nur eines, Herr Lamm: entweder Esther wird meine Frau und das Gut Brunnhof ist euer, oder sie wird es nicht und Brunnhof ist mein. Ich bin kein armer Schmuser, ich hab Geld und mein Produktenhandel ist so einträglich wie der eure; ich hab ein Haus in Wingertswiller, das ist so schön wie das eure, und dort erwart' ich euch in zwei Tagen, um mir die Antwort zu bringen. Salu."

Mit dem letzten Worte hatte Veitl auch schon die Thüre der Schreibstube hinter sich geschlossen und eilte die Straße hinab, während die Firma Lamm frères vernichtet in den mit grünem Leder überzogenen Lehnstuhl sank, unfähig, über die jüngsten Erlebnisse zusammenhängend nachzudenken.

Veitl hatte in kurzer Zeit das Hotel erreicht, in welchem sein Char-a-banc eingestellt war — den zweiräderigen Karren, mit welchem er früher die Gegend unsicher machte, hatte er vor wenigen Tagen aufgegeben — und wenige Minuten später fuhr er seiner Heimat zu. Am Stadtthor stand der lahme Euphraim, ein armer Jude, welcher sich kümmerlich von Kommissionen und Botengängen ernährte, zu welchen er von den Bewohnern des Stadtteils verwendet wurde; vor ihm hielt Veitl an.

„Ist der Aron Cerf schon zurück?" fragte er eilig.

„Noch nicht," erwiderte Euphraim.

„Wenn er kommt, kannst du ihm sagen, daß Benjamin Blumstein-Löb sich mit Sara Hammelbein verlobt hat," flüsterte er ihm zu, ihm ein Fünffrankenstück in die Hand drückend; „'s ist noch ein Geheimnis und niemand braucht zu wissen, woher 's kommt."

Euphraim schmunzelte verständnisinnig bei der unverhältnismäßig hohen Gabe und Veitl fuhr weiter. Auf dem Wege traf er den langen Schmül, einen seiner Makler, welcher eben eine Kuh nach Rattenau führte. Auch dieser wurde angehalten und nach kurzem Gespräche mit dem Auftrage entlassen, im Café du Commerce zu Rattenau unter strengster Diskretion zu erzählen, daß Benjamin Blumstein-Löb sich mit Sara Hammelbein verlobt habe. Verschiedenen anderen Juden, welche an diesem Tage nach Rattenau kamen, und denen das wichtige Ereignis des Tages unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt wurde, war dasselbe keine Neuigkeit mehr.

Während sich dieses Jokuf Lamm so nahe gehende Gerücht verbreitete, lag besagte Firma auf dem Kanapee im Schreibzimmer mit blassen Wangen und umgeben von den händeringenden Frauen. Esther hatte, nachdem der Vater nach der Schreibstube

abgerufen wurde und so lange nicht wiederkehrte, nach demselben gesehen und ihn in einem an Ohnmacht grenzenden Zustand auf den Lehnstuhl hingesunken gefunden. Auf ihre Hülferufe kam auch Mamme herbeigeeilt und nachdem man Jokuf Schläfen und Stirne mit wohlriechenden Wassern eingerieben, ihm auch solche unter die Nase gehalten hatte, kam er soweit zu sich, daß er mit Hülfe der Frauen in das Wohnzimmer zurückkehren konnte. Hier bestürmte man ihn mit tausend Fragen, und in abgebrochenen Sätzen berichtete er das Mißgeschick, welches über ihn hereingebrochen gerade in jenem Augenblick, als er sich der Freude über die Errungenschaft im Familienkreise hingegeben hatte.

Der Jammer der Frauen war groß, aber noch größer war ihr Erstaunen, als Jokuf des einzigen Rettungsmittels erwähnte, welches den Brunnhof der Firma Lamm erhalten könne, nämlich, daß Esther Veit Wolfs Weib werde.

Ein Schrei der Wut und des Hohnes entfuhr Mammes bebenden Lippen.

„Wie kann dieser schmierige Kerl so frech sein, sein Auge auf meine Tochter, die auserkorene Braut Blumstein-Löbs-Benjamin, zu werfen?“ sprach sie verächtlich, „ich hoffe, Lamm, daß du den frechen Menschen nach Gebühr zurecht und ihm die Thüre gewiesen hast.“

„Hab ich nicht gebraucht, ihm die Thüre zu weisen, ist er schon gegangen von selbst und hat mitgenommen fünfzigtausend Livres und mich zurückgelassen als ruinierten Mann.“

„Warum ruinierter Mann! Wirst du wohl zu finden wissen dein Recht; wird wohl die Firma Lamm frères nicht zurückstehen vor einem Betteljuden.“

„Betteljud? Veit Wolf ist kein Betteljud; Veit Wolf ist ein Mann, der kaufen kann den Brunnhof ohne mein Geld, der aber klug genug ist, ihn zu kaufen mit meinem Gelde.“

Noch lange dauerte das Zwiegespräch der Eltern, welchem Esther, ohne mitzureden, aufmerksam lauschte. Erst im Verlaufe desselben lernten die Frauen die verzweifelte Lage kennen, in welche der Vater durch sein zu großes Vertrauen und durch Veitls Schlauheit versetzt war, und sie fingen an, allmählich zu begreifen, daß die Firma Jokuf Lamm frères ihren Meister gefunden habe. Von einer richterlichen Entscheidung konnte vorderhand überhaupt nicht die Rede sein, da Veitl es keineswegs auf das Geld, sondern auf Esthers Hand abgesehen hatte.

Jokuf machte kein Hehl daraus, daß es Veitl leicht gelingen könne, den Brunnhof an sich zu reißen, da er es sei, auf dessen Namen alle Schuldscheine lauteten und welcher den Zwangsverkauf, welcher demnächst bevorstehe, beantragt habe.

Daß Veitl ihm das Geld, welches er in Wirklichkeit erhalten habe, zurückerstatten werde, bezweifelte Jokuf nicht, den Nutzen des Geschäftes werde er jedoch für sich behalten, und das sei genügend.

Der Brunnhof sei jedenfalls verloren. Er, Jokuf, könne es nicht wagen, auf den Brunnhof zu bieten, da Veitl jedenfalls überbieten und schließlich mit der Rückzahlung der Gelder doch Schwierigkeiten machen würde. Eine gerichtliche Auseinandersetzung müsse aber, bei der Art des Geschäftes, um jeden Preis vermieden werden.

Je mehr die Angelegenheit erörtert wurde, desto sichtbarer trat die Schlinge zum Vorschein, welche der Wolf dem Lamm gelegt hatte, und das Gefühl des Mitleids, welches Mamme gegen ihren unglücklichen Mann an den Tag legte, war nicht ohne eine Beimischung von Verächtlichkeit; es war ihr klar, daß der Stern der Firma Jokuf Lamm frères im Sinken sei.

Die traurigen Debatten der Eltern wurden durch den lärmenden Eintritt von Elisa Mochel, der intimsten Freundin Esthers, unterbrochen, welche strahlenden Gesichtes ins Zimmer eilte, um die freudige Nachricht zu überbringen, daß ihre Cousine Sara Hammelbein sich mit Blumstein-Löb-Benjamin verlobt habe. Es läge zwar noch nicht

die offizielle Verlobungsanzeige vor, es wisse jedoch jedermann um die Sache und man bespräche sie allenthalben; es sei, so zu sagen, ein öffentliches Geheimnis.

Mit innerer Freude sah Elisa den Eindruck, den ihre Nachricht auf Lamms ausübte und bemerkte, wie Frau Lamms Züge sich entfärbten und Esther das Gesicht abwandte, um die aufsteigende Röte zu verbergen. Mit geheuchelter Innigkeit fiel sie Esther um den Hals und forderte von der gequälten Freundin Zeichen der freudigen Teilnahme ihres Glückes.

„O, ich weiß, daß ihr euch alle mitfreut an dem Glücke, welches meiner Mutter Schwesterkind und hierdurch der ganzen Familie und auch uns zu teil wird. Blumstein-Löbs sollen in neuester Zeit sehr glücklich spekuliert haben und sehr reich sein, und Benjamin ist ein hübscher und sehr gebildeter Mann."

Nachdem ihr von allen Seiten zugestimmt war, und sie alle Beteiligten genugsam gequält hatte, nahm sie mit innigem Kusse von den Freunden Abschied, um anderwärts trumphierend den Streich zu erzählen, den sie der hochmütigen Esther Lamm gespielt habe.

Jokuf Lamm aber wandelte bald darauf, durch Mammes Gebot getrieben, dem Café du Commerce zu, wo er die Märe aus jedermanns Munde hören konnte, ohne daß irgend einer Rechenschaft zu geben wußte, woher sie stamme. Wahr aber mußte sie sein, denn sie war auch Leuten bekannt, die von auswärts kamen und sie daher aus anderer Quelle erfahren hatten, als die Rattenauer.

Erst als Lämmchen spät ihr Lager aufsuchte, fand sie Ruhe und Gelegenheit, über die Ereignisse des heutigen Tages nachzudenken. Lange lag sie schlaflos, in tiefes Sinnen versunken, und als ihr endlich die müden Lider zusanken, verfolgten sie wirre Traumbilder, in welchen der Brunnhof, glänzende Equipagen und schiefe Nasen eine hervorragende Rolle spielten.

III.

Wolf und Lamm.

Zwei Tage nach den soeben erzählten Ereignissen fuhr ein gedeckter Wagen in das Hofthor des Produktenhandels Veit Wolf zu Wingertswiller. Demselben entstieg ein schwergebeugter älterer Mann, forschende Blicke auf seine Umgebung werfend und scheinbar nur widerwillig der Einladung eines jüngeren Mannes, in die Schreibstube des Hauses eintreten zu wollen, Folge leistend.

Es war Jokuf Lamm, welcher notgedrungen Veitls Aufforderung, ihm in zwei Tagen Antwort zu bringen, nachkam und an der Thür nicht von Veitl selbst, sondern von dessen, erst seit einigen Monaten im Geschäfte als Reisender und Buchhalter angestellten, jüngeren Bruder empfangen wurde. Veitl selbst saß in bequemem, elegantem Schlafrock, ein reichgesticktes Hauskäppchen auf dem Kopfe, auf ledergepolstertem Stuhl, in große Geschäftsbücher vertieft, ganz so, wie er es Jokuf Lamm seit Jahren abgelauscht hatte. Erst als dieser an der geöffneten Thür erschien, erhob sich Veitl, um seinen ehemaligen Herrn zu begrüßen und in das Empfangszimmer zu geleiten, in welches ihm Jokuf, mit einem bitteren Gefühl über das ebenbürtige Auftreten des neuen Emporkömmlings, folgte.

Die Stube, in welche er geführt wurde, war mit Geschmack und reicher Eleganz eingerichtet und sehr geeignet, den Wohlstand des Besitzers in ein günstiges Licht zu stellen. Das sichere Auftreten Veitls harmonierte mit der ihn umgebenden Eleganz nicht mehr und nicht weniger, wie dieses bei vielen seiner Glaubensgenossen der Fall ist und ließ in keiner Weise den Neuling wahrnehmen, was in Jokuf die beschämende Ueberzeugung hervorrief, daß nicht sein gegenwärtiges sicheres Auftreten ein angemaßtes, sondern seine frühere Bescheidenheit eine erheuchelte und wohlberechnete war. Seine

Lage war sonach keineswegs eine angenehme und es fiel ihm schwer, sich in die ihm zugemessene Rolle zu finden. Er sprach Veitl nicht mehr wie gewohnt mit diesem Namen, sondern mit „Herr Wolf“ an, und Veitl nahm diese Ansprache in einer Weise entgegen, als hätte er eine andere aus diesem Munde nie vernommen.

Das Zwiegespräch der beiden Ehrenmänner war von langer Dauer und wurde meist mit gedämpfter Stimme geführt.

Veitl ging auf keinen der ihm gemachten Vorschläge ein, verweigerte die Herausgabe der Schuldscheine und die Rücknahme des Antrages auf den Zwangsverkauf des Gutes ganz entschieden, erklärte jedoch, das ganze Geschäft nur zu gunsten Lamms erledigen zu wollen, wenn dieser ihm seine Tochter zur Frau gebe. Entgegengesetzten Falls drohte er, mit aller ihm vermöge des genossenen Vertrauens zu Gebote stehenden Macht Konkurrenz zu machen. Dem Vorwurf, daß er mit unehrlichen Waffen kämpfe, wußte er mit cynischem Gleichmut und logischen Auseinandersetzungen entgegen zu treten, welche darauf fußten, daß die Firma Lamm frères etwa in derselben Weise groß geworden sei, wie die Firma Veit Wolf und sich der Verbindung keineswegs zu schämen brauche. Auch er werde sich eines entsprechenden Auftretens befleißigen, sich nur mehr an größeren Geschäften beteiligen, streng auf den guten Ruf des Hauses achten und seinen Ehrenschild so blank zu halten wissen, wie manche andere. Dem Drängen Veitls entsprechend, ging Jokuf Lamm darauf ein, die anderen Wohnräume des Hauses, die Schreibstube, Lagerräume im Hintergebäude samt wertvollem Inhalt, Stallung, Hof und Garten zu besichtigen. Alles war in musterhafter Ordnung, und Jokuf konnte wenigstens in dem Punkte beruhigt sein, daß seine Esther, sein geliebtes Lämmchen, wie er sie von Kindheit auf nannte, wenn sie dieses Mannes Weib werden müsse, doch in gewohnter Weise werde fortleben können.

Es war Veitls eindringlichen Worten gelungen, Jokuf den Gedanken an eine eheliche Verbindung desselben mit seiner Tochter viel weniger abstoßend erscheinen zu lassen, als dieses vorher der Fall war, er hatte ihm seine jahrelange Liebe zu Lämmchen mit den glühendsten Worten geschildert und hervorgehoben, daß nur dieselbe ihn veranlassen konnte, von seiner Macht Gebrauch zu machen, und daß ja durch die Ehe alles wieder auf sein einziges Kind, auf sein eigen Fleisch und Blut übergehe. Der alte Jokuf fand auf all die Auseinandersetzungen keine Entgegnung, um so mehr, als er dem Vorgehen Veitls gewiß seine Bewunderung nicht versagt hätte, wenn nur die Spitze desselben nicht gegen ihn selbst gerichtet gewesen wäre.

Beim Abschiede hatte er Veitl die gezwungene Versicherung gegeben, daß er sich der Verbindung nicht widersetzen werde, wenn Lämmchen selbst und deren Mutter in dieselbe willigten.

Erst spät am Abend kam Jokuf zu Hause an, wo man seiner mit größter Spannung wartete. Er erstattete seiner Frau genauen Bericht von allem, was er erlebt und gesehen; er schilderte das veränderte Auftreten Veitls, seine musterhafte Wirtschaft, reiche, elegante Einrichtung und glühende Liebe zu Esther. Er erging sich in bitteren Klagen über seine jammervolle Lage, aus der nur ein Ausweg möglich sei.

Esther hatte der langen Rede ihres Vaters und den heftigen Einwendungen der Mutter aufmerksam gelauscht, ohne sich je mit einem Worte daran zu beteiligen; als sich aber Jokuf direkt an sie wandte mit den beinahe bittenden Worten, daß es in ihren Händen läge, ihn aus seiner fatalen Lage zu retten und ihm den Besitz des schönen Landgutes zu sichern, wandte sie ihm den Rücken und verließ das Zimmer ohne jegliche Erwiderung.

Die behagliche Ruhe, welche sonst im Hause Lamm herrschte, war aus demselben gewichen. Der Termin der Versteigerung des Brunnhofes stand bevor; es mußte gehandelt werden. Veitl hatte seinen Besuch auf den nächsten Tag angesagt; da mußte es sich entscheiden. Die Mutter erging sich in so bitteren Redensarten über mangelnden Verstand im Kopfe der Firma Lamm frères, daß sich das Haupt derselben von den

Wohnräumen, in welchen Mamme regierte, ferne hielt; Lämmchen war nicht zu sprechen; sie hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und beharrte in einem hartnäckigen Schweigen; Jokuf aber irrte wie ein Schemen in allen Winkeln des Hauses umher, in welchen er sich vor der Begegnung seiner Ehegattin sicher fühlte und wohin ihre Worte wenigstens nicht in verständlicher Weise drangen.

So war Tag und Stunde herangekommen, zu welcher Jokuf Lamm Herrn Veit Wolf in sein Wohnzimmer führte und mit verlegenen Worten den Damen vorstellte.

Es war das erste Mal, daß Veitl als Gast die Wohnräume des Hauses betrat; bisher hatte er dieselben nur in dienender Eigenschaft betreten, wenn Herr Lamm zu bequem war, in die Schreibstube zu kommen oder Unterhandlungen mit ihm pflog, die für andere Ohren nicht geschaffen waren. Jedoch nicht nur der Förmlichkeit halber erschien es geboten, daß Jokuf den Veitl vorstellte, die Damen würden denselben ohne diese Vorsicht nicht erkannt haben. Sein Aussehen glich an Glanz dem des jungen Tages; alles an ihm war neu und von untadelhafter Eleganz, vom Pariser Lackstiefel bis zu den dunkelgrünen Glacéhandschuhen, welche berufen waren, seinen durch Frostbeulen etwas entstellten Händen eine anständige Façon beizubringen.

Seine Beine staken in untadelhaften, hellgrauen Beinkleidern, und der Gehrock von feinstem, schwarzem Stoffe war das Meisterwerk eines Kleiderkünstlers ersten Ranges, geeignet, auch die gemeinsten Formen zu bedecken und der ungeschicktesten Bewegung noch einen gewissen Anstrich von Noblesse zu verleihen. Der Friseur hatte sein möglichstes gethan, dem struppigen Haupthaar einen kühnen Schwung zu verleihen, und wenn nicht die Nase mit unbeugsamem Starrsinn ihre gewohnte Richtung beibehalten hätte, wäre es für jedermann schwer geworden, in diesem Gentleman den Juden Veitl wieder zu erkennen.

Der Empfang, welcher Veitl zu teil wurde, war kein aufmunternder. Frau Lamm erwiderte seine tiefe Verbeugung mit einem kaum bemerkbaren und doch so vielsagenden Kopfnicken; Lämmchen, welche sich zur größten Verwunderung des Vaters ohne den erwarteten Widerstand im Empfangszimmer eingefunden hatte, erhob sich leicht und erwiderte Veitls Gruß mit hoffärtiger Miene und abgewandtem Blicke und nicht ohne Verlegenheit ließ dieser sich auf dem ihm von Jokuf zurechtgeschobenen Stuhl nieder.

Er hatte seine Ueberlegenheit bisher nur im Verkehr mit Männern und in geschäftlicher Beziehung gezeigt; Frauen war er noch nicht gegenüber gestanden, und die gesellschaftlichen Formen, welche er hier zu beobachten hatte, waren ihm zum mindesten noch nicht geläufig. Seine Sicherheit hatte ihn verlassen, seine sonst so schlagfertige Zunge klebte ihm am Gaumen und vergebens suchte er die Worte zu einer passenden Anrede; sie wollten sich nicht finden. Die Damen schwiegen beharrlich, Jokuf freute sich der furchtbaren Verlegenheit seines Gegners und würde sich gerne längere Zeit an derselben geweidet haben, wenn er nicht dessen sonstige Ueberlegenheit und die unausbleibliche Rache gefürchtet hätte. So zog er es vor, ein Gespräch anzuknüpfen, an welchem sich jedoch Frau Lamm und Lämmchen nur notgedrungen mit sparsamen Worten beteiligten. Nach wenigen Minuten entschuldigte sich Frau Lamm mit häuslichen Geschäften und verließ mit einer stummen, zeremoniellen Verbeugung das Zimmer. Bald darauf wurde Jokuf abgerufen und entfernte sich, Veitl seinem Schicksale überlassend. Dieser saß in peinlichster Verlegenheit auf seinem Stuhle, die Blicke starr vor sich auf den Boden geheftet; die Luft schien ihm unerträglich schwül; seine Kravatte war zu enge; der elegante Rock legte sich so glühend heiß auf Brust und Schultern; er fühlte förmlich, daß Esthers Augen auf ihn gerichtet waren, ohne es zu wagen, seinen Blick zu erheben; er sehnte sich weg, weit weg von hier, und doch sollte er sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, zu ihr zu reden, sie könnte sonst nicht wiederkehren. Vergeblich wartete er auf ein erlösendes Wort von ihrer Seite, es erfolgte nicht, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Endlich erhob er den Kopf, um nach irgend einem Vorwand zu einer Anrede zu suchen; sein Auge fiel auf Esther. — — — Doch wie staunte er! Das war nicht mehr jenes starre, hoffärtige Gesicht wie vorher; ihr Blick ruhte freundlich auf seiner Person und ihr schwarzes Auge schien ihn zu einer Anrede ermuntern zu wollen; ein freundliches Lächeln glitt über ihre hübschen Züge; sie schien sich an seiner Verlegenheit zu weiden.

„Fräulein Esther!" rief Veitl, seinen Augen kaum trauend.

„Herr Wolf?" erwiderte Lämmchen fragend, ihre freundlichen Blicke auf ihn richtend.

„Sie erlauben mir, daß ich noch einige Zeit hier bleibe?" fragte er zagend.

„Gewiß, ich erwarte es sogar," entgegnete Esther; „ich glaube, daß Sie mir einige Mitteilungen zu machen haben."

Veitls Staunen wuchs bei diesen Worten.

„Aber wie kommt es, daß Sie mich so zurückhaltend empfingen und mir hierdurch den Mut raubten, zu sprechen?"

„Da waren wir nicht allein und recht lange werden wir es auch nicht bleiben, darum eilen Sie, wenn Sie mir etwas zu sagen haben."

„O, ich habe Ihnen viel zu sagen, was ich schon lange Jahre am Herzen habe; daß ich Sie glühend liebe, wie nie ein Weib von einem Manne geliebt wurde. Darf ich auf Gegenliebe hoffen?"

„Ja, aber nur unter Bedingungen."

„Und diese sind?" fuhr Veitl taumelnd in die Höhe.

„Daß der Brunnhof Ihr Eigentum werde, denn nur dem Besitzer desselben werde ich meine Hand reichen."

„Der ist aber Ihres Vaters Eigentum, sobald er Sie mir zur Ehe giebt."

„Dann werde ich allerdings ledig bleiben müssen," erwiderte Esther, verächtlich die Achseln zuckend; „im übrigen sind auch die Schuldscheine Eigentum meines Vaters und doch haben Sie die Herausgabe derselben verweigert; wenn Ihnen an meinem Besitze gelegen ist, werden Sie wohl den Brunnhof zu gewinnen wissen."

Veitl traute seinen Ohren kaum, als er diese Worte aus Esthers schönem Munde vernahm. Er hatte getrachtet, den alten Lamm so weit zu übervorteilen, daß er ihn zwingen könne, ihm seine Tochter zur Frau zu geben nnd allerdings dabei auf eine mehr oder minder erhebliche Mitgift gerechnet.

Mit dem Gelingen dieses Planes wären seine weitgehendsten Wünsche und Hoffnungen erfüllt gewesen.

Er dachte durch Verzichtleistung auf den Brunnhof Esther zu gewinnen und noch vor wenigen Augenblicken hatte er an jeglichem Erfolg gezweifelt; jetzt sollte er sie gerade durch den Besitz desselben erringen.

Wie ein Blitz durchzuckte dieser Gedanke sein Gehirn; er war einfältig, schwachherzig und klein; Esther war viel größer als er. Mit Bewunderung blickte er auf ihr hübsches Gesicht und suchte in ihren Zügen zu lesen, ob er ihren Sinn richtig verstanden habe. Sie hatte ihre Augen halb wegwerfend, halb fragend auf ihn gerichtet und schien auf eine Erwiderung zu warten.

„Esther," rief Veitl leise, „verstehe ich recht; Sie wollen mein sein, wenn ich den Brunnhof erwerbe, auch gegen den Willen Ihres Vaters?"

„Ja," erwiderte Esther kurz und fest und ihre Hand ergreifend, sank Veitl, seiner Sinne fast nicht mehr mächtig, zu ihren Füßen.

„Stehen Sie auf, Herr Wolf," sagte Esther ruhig, ohne ihre Hand zurück zu ziehen, „wir werden nur noch wenige Augenblicke Zeit haben, uns zu besprechen; Vater oder Mutter werden bald zurückkommen. Ich werde meinem Vater erklären, daß ich mich entschlossen habe, Ihrer Werbung Gehör zu schenken, nur um ihn zu retten; er wird hocherfreut und sehr geneigt sein, sich von mir lenken zu lassen. Willigen Sie in

alles, was er verlangt, nur geben Sie die Schuldscheine nicht heraus. Ich werde dafür sorgen, daß er es Ihnen als zukünftigem Schwiegersohn überläßt, das Geschäft für ihn zu machen, so daß Sie als der Käufer erscheinen. Sollte es mir nicht gelingen, sein Vertrauen für Sie so weit zu gewinnen, so überbieten Sie sein Angebot, er ist unvorbereitet und nicht in der Lage, Ihnen lange folgen zu können.

Diese Worte sprach Esther in einer Weise, welche leicht erkennen ließ, daß sie dieselben lange vorher schon überlegt hatte. Die Schilderungen des Vaters von der fatalen Lage, in welcher er sich befinde, von Veitls schönem Hause, prächtiger Einrichtung und glühender Liebe zu Esther, die Prophezeiungen der Mutter, daß der Stern des Hauses Lamm frères im Sinken sei, sowie die Aussichtslosigkeit auf eine Verbindung mit Blumstein-Löb hatten den Entschluß Esthers zur Reife gebracht. Ihr Sinn war nur auf Glanz und Reichtum gerichtet, und auf diese glaubte sie nach Veitls bisherigen Erfolgen mit Sicherheit rechnen zu können. Sie hatte sich schon als Herrscherin auf dem Brunnenhof gesehen, und nun sollte sie das Haus verlassen in dem Momente, wo das Landgut in den Besitz ihres Vaters überging!

Sie wollte ihren Vater aus Veitls Klauen retten, gleichzeitig aber den Brunnhof als Lohn ihres Opfers für sich behalten.

Veitl hatte ihren Worten mit Aufmerksamkeit gelauscht und die Versicherung gegeben, daß er genau nach ihrer Anweisung handeln werde.

Noch hatten sie ihre Rede nicht beendet, als der Vater ins Zimmer zurückkehrte; die Liebe hatte den Geschäften nachstehen müssen und Veitl unterdrückte leise die Hoffnung auf eine kleine Gunstbezeugung in seiner liebenden Brust, zu welcher er sich als zukünftiger Gatte empfangsberechtigt gehalten hätte.

Das Staunen Lamms kannte keine Grenzen, als er Veitl in so vertraulichem Gespräche mit Lämmchen betraf, und dasselbe steigerte sich bis zur Verwunderung, als diese ihm nach Entfernung Veitls, welcher es vorzog, die Rückkunft der Mutter nicht abzuwarten, erklärte, daß sie bereit sei, dessen Gattin zu werden und dem Vater das geforderte Opfer zu bringen. Sie fühle zwar keine Liebe zu ihm, aber Herr Wolf sei ein tüchtiger Geschäftsmann, biete ihr ein anständiges Auskommen und habe sich zu dem Schritt, welchen er unberechtigter Weise gethan, nur durch seine überschwängliche Liebe hinreißen lassen.

Lamm umarmte sein opferwilliges Lämmchen tiefgerührt und fühlte sein Herz um vieles erleichtert.

Die Folge der Vereinbarung des Pärchens war, daß Wolf wenige Stunden nach dem erzählten Vorfall an der Seite der Firma Lamm frères in das Café du Commerce ging, wenige Tage später Besitzer des Brunnhof war, wenige Monate darauf Lämmchen als Frau heimführte und nach Ablauf eines Jahres die Firma Lamm frères in Firma Wolf & Lamm umgewandelt war.

Veit Wolf, wie wir ihn aus Achtung vor seiner Frau und seiner gesellschaftlichen Stellung wegen für die Folge nennen wollen, behielt seinen Wohnsitz in Wingertswiller bei und betrieb sein dort in schönstem Flor stehendes Großhandelsgeschäft weiter. Durch die Verbindung mit Lamm war er ein angesehener Mann geworden.

In seinem Geschäfte war er thätig wie immer und außer dem Brunnhof hatte er noch manches Haus und Grundstück erworben, darunter das Anwesen seines Nachbars Benoit, welches ihm dazu dienen mußte, seine eigene Behausung zu vergrößern.

Lämmchen hatte Wolf mit mehreren gesunden Kindern beschenkt, wovon die ältesten Knaben schon teilweise im Geschäfte verwendbar waren, sich im Nachahmen von Unterschriften oder unmerklichen Aendern oder Ueberschreiben von Zahlen auf alten Wechseln — wenn diese nützliche Beschäftigung in trauter Abendstunde unter Anleitung des Herrn Papa geübt wurde — recht geschickt zeigten und zu der Hoffnung berechtigten, einst ebenso tüchtige Geschäftsmänner zu werden, wie Wolf selbst.

So sehr Veit Wolf in allen seinen Handlungen überlegt und auf die größte Sparsamkeit bedacht war, eben so sehr war er freigebig, ja sogar verschwenderisch in Bezug auf die Wünsche seines prächtigen, schönen Weibes. Für sie war kein Luxus zu groß und keiner ihrer Wünsche zu extravagant, als daß er ihn nicht erfüllt oder wenn möglich, noch übertroffen hätte. Nur die prachtvollsten Stoffe und die kostbarsten Schmuckgegenstände erschienen ihm würdig, den schönen Leib seines angebeteten Weibes zu zieren, und über die Pracht der von ihr bewohnten Räume waren die wunderlichsten Erzählungen im Schwunge.

Handwerker und Dienstboten wußten viel zu erzählen von dem prachtvollen Bade, zu welchem Stufen von weißem Marmor in eine Flut von wohlriechendem dampfenden Wasser hinabführten, von den deckenhohen Spiegeln, welche die Wände bildeten, von kleinen, geflügelten Knaben aus weißem Stein mit goldenen Gefäßen, aus denen das Wasser hervorquoll.

Und noch größere Pracht sollte das anstoßende Schlafzimmer entfalten mit seinen schweren Vorhängen und Portièren von braunem Sammt karmoisinroter Seide, mit den wolligen Teppichen und Löwenfellen, welche den Boden bedeckten, mit der lebensgroßen Venus hinter großblätterigen, fremdartigen Pflanzen versteckt und im rosenroten, gedämpften Licht verführerisch aus dem dunklen Grün hervorleuchtend.

Das entzückendste Bild aber sollte die schöne Esther selbst sein, deren schlanker Leib in kostbarsten, weißen Cachemir gehüllt, umflossen von einer Fülle schwarzglänzender Haare, wie hingehaucht auf den niedrigen, schwellenden Polstern lag und ihrer Ruhe pflegte.

Trotz der geschilderten Pracht, welche Wolf in seinem Hause entfaltete, genügte dasselbe den hochgespannten Ansprüchen des prachtliebenden Weibes dennoch nicht. Die Räume waren nicht ausgedehnt genug, um all den Luxus zu entfalten, welcher nach ihrem Geschmacke war; sie bedurfte hierzu aller Räume des Vorderhauses; die Kontors des Geschäftes sollten in das Rückgebäude, die dort befindlichen Lagerräume jedoch entfernter vom Wohngebäude an das äußerste Ende des Gartens verlegt werden.

Wolfs Garten stieß mit seiner ganzen Breite an Bertrands Garten, und es waren beide Besitzungen nur durch den kleinen Bach, welcher das Dorf durchfloß, getrennt. Am entgegengesetzten Ende des Gartens aber befand sich, entsprechend den diesseitigen Gebräuchlichkeiten Wolfs, Bertrands Wohnhaus, Stallungen und Speicher. Diese waren es, auf welche Lämmchen es abgesehen hatte. Der Garten sollte bis an Bertrands Gehöfte hin vergrößert und die Gebäude selbst zu Lagerräumen mit eigenem, vom Herrschaftshause unabhängigem Abfuhrwege umgewandelt werden.

Dieses war der Plan, zu dessen Ausführung Lämmchen schon von Anbeginn an drängte, und in welchen Wolf auch gern gewilligt hätte, wenn nur das Bauernhaus mit allem, was darum und daran hing, sein eigen gewesen wäre. Dieses zu erreichen, war das Lieblingsziel Wolfs geworden, welchem der Plan seiner Frau sehr wohl gefiel, nur wollte er das Haus nicht um eine hohe Summe käuflich erwerben, sondern es durch Geschäftsmanipulationen allmählich und ohne erhebliche Ausgabe sich aneignen.

Hierzu war viel Zeit und Schlauheit erforderlich. Der Reichtum Wolfs, welcher durch die Schönheit seines Weibes und Hauses genügend zur Schau gebracht wurde, erregte bedeutendes Aufsehen im Orte und bildete gar oftmals das Gesprächsthema am Biertische. Während der eine zu erzählen wußte, daß der Jude, welcher noch nie einen Tropfen Schweiß bei der Arbeit vergossen habe, mehr Felder besitze, als der reichste unter ihnen, wußte ein anderer zu berichten, daß er den „Cheptel" großartig betreibe, daß er viele hundert Stücke von Einstellvieh besitze und fast kein Bauer mehr im weiten Umkreise zu finden sei, in dessen Stallung nicht ein oder mehrere Kühe stünden, die dem Wucherer gehörten.

„Woher der Reichtum käme, wäre unschwer zu erraten," hieß es weiter, „man dürfe nur an den armen Benoit und noch andere denken, deren Eigentum in das des Juden überging, ohne daß man eigentlich wisse, wie." —

Durch Anhörung ähnlicher Reden war mancher vorsichtiger geworden, als er es bisher gewesen und unter die vorsichtigsten nach Benoits Fall war Bertrand zu zählen, auf dessen Behausung Wolf es für dieses Mal abgesehen hatte.

Es war daher vor allem nötig, sich das Vertrauen Bertrands zu erwerben. Schon seit Jahren war Wolf der liebenswürdigste Nachbar, welchen dieser sich nur wünschen konnte. Kleine, sich ergebende Grenzstreitigkeiten wurden von Wolf stets mit der zuvorkommendsten Liebenswürdigkeit ausgeglichen; Ueberschreitungen von Seite der Knechte Bertrands mit größter Ruhe ertragen und die eigenen Leute zur Vermeidung eines jeden Zwistes auf das Strengste angewiesen. Dabei liebte es Wolf, mit dem Nachbar einige freundliche Worte zu sprechen, wo er ihn traf und ihm oftmals Winke über An- und Verkauf landwirtschaftlicher Produkte zu geben, welche jedesmal zu seinen Gunsten ausschlugen. Die Absicht auf Vergrößerung seiner Räumlichkeiten wurde von Wolf geheim gehalten, dagegen vielmals gesprächsweise über die Beschwerden des Geschäftes geklagt und die Absicht durchfühlen gelassen, sich desselben bei günstiger Gelegenheit zu entledigen, um sich nach Rattenau zurückzuziehen, woselbst er ja auch ein Geschäft habe.

Bertrands Mißtrauen gegen Wolf hatte sich längst gelegt; was hatte er auch zu fürchten? Er stand in keinerlei Geschäftsverbindung mit ihm, die irgend welche Gefahr mit sich hätte bringen können. Wenn er Geld nötig hatte, wandte er sich sogar mit Vorliebe an Wolf und bot ihm irgend welche Ware zum Verkaufe an und Wolf zeigte sich immer gefällig; wenn es nur irgendwie möglich war, nahm er das Angebotene um anständigen Preis an sich; andernfalls sorgte er für dessen Absatz und Bertrand durfte mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich wenige Tage nach seinem Angebote irgend ein Schmuser einfand, welcher ihm den Verschleiß der Ware gegen geringen Lohn besorgte.

Außer all diesen guten nachbarlichen Eigenschaften war Wolf, seit er seinen Haus- und Wohlstand gegründet hatte, von einem tiefen, rechtlichen Gefühl beseelt, welches er dem Bertrand gegenüber gern bei jeder Gelegenheit betonte.

„Man kann in jeder Religion ein rechtlicher Mann sein," war eine seiner beliebtesten, mit würdiger Ueberzeugung gesprochenen Phrasen, „wer es nicht ist, handelt gegen die Gebote seines Glaubens, sei er Jude oder Christ," und seine Vorliebe für Rechtschaffenheit ging so weit, daß er mit einem seiner tüchtigsten Schmuser und langjährigen Geschäftsfreunde, dem langen Aron, welcher sich bei verschiedenen Gelegenheiten als nicht ganz „kauscher" erwiesen, jeden geschäftlichen Verkehr längst abgebrochen hatte.

Die Abneigung der beiden Juden schien jedoch auf Gegenseitigkeit zu beruhen, auch der lange Aron war sehr geneigt, dem roten Wolf Eins anzuhängen, wo sich Gelegenheit dazu bot, und Bertrand hatte schon oftmals aus seinem Munde die Aeußerung vernommen, daß der eingebildete rote Tropf, durch seine Heirat reich geworden, sich jetzt als der Macher seines Reichtums aufspiele, während er nur den geringsten Teil davon selbst erworben habe.

Bertrand sah in der plötzlich aufgetretenen Abneigung der beiden Juden nichts Auffälliges; er selbst lebte mit einem seiner Nachbarn, dem Matterjöri, seit er an dessen Stelle in den Gemeinderat gewählt wurde, in tödlicher Feindschaft und hatte von dieser Seite nichts Gutes zu gewärtigen. Matterjöri war für Bertrand im Gegensatz zum roten Wolf ein höchst unangenehmer Nachbar, und die Streitigkeiten und Feindseligkeiten nahmen kein Ende.

Da traf es sich, daß von einem Hopfenfelde, welches dem roten Wolf gehörte, an Bertrands Besitz grenzte und bisher an einen dritten verpachtet war, die Pachtzeit ablief, ohne daß Wolf sich geneigt zeigte, eine neue zu vereinbaren.

Elsaß-Lothringen war in der Zwischenzeit deutsch geworden und der Hopfenbau hatte sich allmählich mehr und mehr gehoben. Mancher Bauer hatte schon großen

Gewinn damit gemacht, und jeder ergriff die Gelegenheit, ein Gleiches zu erreichen. Wer nur einen halbwegs geeigneten Acker zur Verfügung hatte, wandte sich dem Hopfenbau zu, und wer keinen zur Verfügung hatte, pachtete einen solchen, kaufte die Stangen auf Kredit und baute Hopfen. Wie ein Fieber hatte es die Ackerbau treibende Bevölkerung erfaßt, nur zu viele wandten sich von dem geringeren, aber sicheren Gewinn bringenden Getreidebau ab und dem Hopfenbau zu, um bei mißlingender Ernte in Schulden zu geraten und den Juden in die Hände zu fallen.

Auch Wingertswiller war von diesem Schwindel erfaßt und folgte dem allgemeinen Zuge.

Da trat eines Tages der lange Aron bei Bertrand ins Zimmer und bat um Feuer.

„Baut ihr auch Hopfen?" fragte er gleichgültig, während er seine Pfeife anzündete.

„Nicht besonders viel; ich bin nicht eingerichtet darauf," meinte Bertrand dagegen.

„Da seid ihr dumm," erwiderte der Jude, „wo ihr doch einen so gefälligen Abnehmer an dem roten Wolf hättet. Der versteht sich auf Hopfen, wie der Teufel auf die Heiligen, und nähme euch jeden Schmus ab. Habt ihr schon gehört, daß der Matterjöri den Langacker kaufen will?"

Bisher war Bertrand gleichgültig geblieben gegen die Rede des langen Aron; diese Frage schien jedoch Eindruck auf ihn zu machen.

„Der Matterjöri, den Langacker?! Wer sagt euch das, Aron?"

„Ich habs vom Matterjöri selbst; er hat mit dem roten Wolf darüber gesprochen und ihm fünftausend Franken dafür geboten."

„Das ist viel," meinte Bertrand.

„Was, viel!" fiel ihm Aron in die Rede; „ich gäbe sie sofort drum, wenn ich mit dem roten Wolf überhaupt ein Geschäft machen möchte. Kauft ihn, ich nehme ihn euch zu jeder Stunde um diesen Preis ab."

Der Bauer schüttelte zweifelnd den Kopf und Aron entfernte sich, ohne weiter etwas zu sagen. Nach seiner Berechnung hatte er genug gesagt. „Das Ei ist gelegt, der Teufel wirds schon ausbrüten," dachte er und zog seiner Wege.

Bertrand war lange ruhig sitzen geblieben und überlegte die Worte des Juden. Es war ein schönes Stück Hopfenfeld, der Langacker, in bester Lage und an seine Felder angrenzend. Er hatte bisher nie daran gedacht, denselben besitzen zu wollen, er hatte Felder genug, aber dem Matterjöri gönnte er ihn nicht; auch war es ihm unangenehm, diesen Menschen, welcher jede Gelegenheit vom Zaun brach, um Streit und Zank zu suchen, auch hier wieder zum Nachbar zu bekommen. Es beleidigte ihn, daß der rote Wolf, welcher doch so oft Gelegenheit hatte, ihn zu sehen und zu sprechen, ihm den Acker nicht vorher angeboten hatte, da er doch um die zwischen ihm und Matterjöri herrschende Zwietracht wußte. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte sich Gewißheit verschaffen. Er erhob sich und schritt langsam den Garten entlang gegen die Behausung des roten Wolf zu; noch war er unentschlossen, was er thun sollte; kaufen wollte er den Acker nicht, er war nicht in der Lage, ihn zahlen zu können, und ein anderes Mittel, den Handel zu hintertreiben, konnte er sich nicht vorstellen. Zweifelnd hatte er den Blick auf Wolfs Haus gerichtet, als sich plötzlich die Thür desselben öffnete und Matterjöri, im Gespräch mit dem roten Wolf, heraustrat.

Das war zu viel für Bertrand; die Galle stieg ihm auf, und mit innerer Erregung schritt er, nachdem Matterjöri sich entfernt hatte, auf Wolf zu.

„Ist es wahr, Herr Wolf, daß ihr den Langacker an Matterjöri verkauft habt?" fragte er kurz.

„Verkauft noch nicht," erwiderte Wolf ruhig, „er hat mir nur ein Angebot gemacht, aber wir sind noch nicht handelseins geworden."

„Und was hat er euch geboten?" fragte Bertrand dagegen.

„Fünftausend Franken."

„Bar bezahlt?"

„Das nicht, aber er will mir einen Schuldschein geben und das Kapital zu vier Prozent verzinsen, bis es nach und nach abbezahlt ist."

Bertrand überlegte einige Zeit.

„Das hätte ich euch vielleicht auch gegeben, wenn ihr mir den Acker angeboten hättet", sprach er endlich.

Der rote Wolf zeigte sich höchlich verwundert über das Angebot, versicherte, nicht im geringsten daran gedacht zu haben, daß Bertrand auf den Acker reflektiere und bald darauf saßen beide Männer in der Geschäftsstube Wolfs und berieten den Kaufvertrag.

Bargeld wurde nicht beansprucht, im Gegenteil, der rote Wolf erklärte sich bereit, noch so viel Vorschuß an bar zu gewähren, daß Bertrand bequem die nötige Anzahl Hopfenstangen beschaffen könne. Ausbedungen war nur, daß die Stangen nicht bei dem langen Aron gekauft werden dürften, da derselbe kein ehrlicher Geschäftsmann sei, und Wolf deshalb ganz mit ihm gebrochen habe.

Dagegen sollte die Gesamtsumme als zweite Hypothek auf Bertrands Haus eingeschrieben, zu fünf Prozent verzinst und der Vertrag von dessen Frau mitunterzeichnet werden.

Die auf dem Hause schon ruhende erste Hypothek war nicht hoch, und Wolf schien sie kaum zu beachten.

„Bei euch ist mir mein Geld stets sicher, ob erste oder zweite Hypothek," sagte er, anscheinend mit voller Ueberzeugung.

Außerdem aber sollte die Kaufsumme, im Falle des Zustandekommens des Geschäftes, durch Abschlagszahlungen in wenigen Jahren getilgt werden und zwar nicht in Barzahlungen, sondern durch Lieferung von Hopfen. Bertrand sollte nämlich verpflichtet sein, dem Wolf alljährlich eine festgesetzte Menge guten Hopfens zu einem ein für allemale festgesetzten Preis zu liefern; wenn das Erträgnis der eigenen Ernte nicht hinreichend sein sollte, war Bertrand verpflichtet, entweder die mangelnde Menge Hopfen anzukaufen, oder den Wert desselben nach dem eben herrschenden Preis zu erlegen.

Unter diesen Bedingungen war Wolf gewillt, den Langacker an Bertrand käuflich abzulassen, wenn ihm nicht inzwischen von einem anderen, etwa von Matterjöri, welcher eine ganz besondere Vorliebe für das Stück zu haben schien, ein vorteilhafterer Antrag gestellt werde.

Aber auch in diesem Falle würde Wolf die nachbarliche Rücksicht gehabt haben, Bertrand vor Abschluß des Kaufvertrages mit Matterjöri in Kenntnis zu setzen und ihm sozusagen das Vorkaufsrecht einzuräumen.

In tiefen Gedanken verließ Bertrand Wolfs Haus und nahm Rücksprache mit seinem Weibe. Dieses hätte gerne in den Kauf gewilligt, wenn sie nur in der Lage gewesen wären, die Kaufsumme bar zu erlegen.

Der Langacker war jedenfalls mehr wert, als die verlangte Summe und lag so günstig für Bertrand; er konnte ihn von seinen Fenstern aus liegen sehen.

Noch einmal sprach der lange Aron im Hause vor und erkundigte sich nach dem Geschäfte. Er ließ sich von Bertrand, welcher seine Absicht, den Acker zu kaufen, nicht offenkundig machen wollte, um sie vor Matterjöri geheim zu halten, aber dennoch gerne von seinem Projekt sprach, die Kaufsbedingungen erzählen und zeigte sich höchlich erstaunt über Wolfs Willfährigkeit.

„Entweder will euch der Wolf gut, oder er ist noch viel dümmer, als ich ihn bisher gehalten habe; ihr habt doch gleich eingeschlagen?" rief der lange Aron.

„Das nicht," erwiderte Bertrand kopfschüttelnd, „ich hab' Zeit — — — — — —"

„Bis euch ein anderer zuvorkommt," unterbrach ihn der lange Aron heftig; „ich hab' euch schon gesagt, daß ich euch den Acker um den geforderten Preis zu jeder Stunde abnehm! Hier!" rief er, eine schmierige Brieftasche auf den Tisch werfend, „hier sind fünftausend Livres drin, nehmt sie und kauft den Acker für mich, wenn ihr

ihn nicht für euch kauft. Ich kann ihn selbst nicht kaufen vom roten Wolf, weil ich mich schämen müßt, mit einem so schlechten Kerl ein Geschäft zu machen."

„Das ist ener Ernst nicht," entgegnete Bertrand, die Brieftasche zurückschiebend; aber der lange Aron riß dieselbe heftig auf, faßte eine handvoll Banknoten und sie auf den Tisch hinzählend, schrie er mit aufgeregter Stimme: „Bei Gott, 's is mein Ernst, so wahr ich der lange Aron heiß'; ihr könnt mir helfen, ein Geschäft machen, ich bitt euch d'rum!"

Lange sprach der Jude auf den Bauern ein, welcher sich noch immer weigerte, den Auftrag zu übernehmen, als er mit einemmale wie zufällig einen Blick aus dem Fenster werfend, seine Banknoten zusammenraffte und sich kurz entschlossen verabschiedete.

Erstaunt folgte ihm Bertrand mit den Blicken; es war Matterjöri, welcher unweit des Hauses vorübergegangen war und von dem langen Aron eingeholt wurde; beide lenkten nach kurzem Gespräche ihre Schritte dem Langacker zu, auf welchem sie Bertrand von ferne, wieder längere Zeit verweilend, beobachtete.

Noch einmal beriet sich Bertrand mit seinem Weibe; François war damals noch zu jung, als daß man auch ihn beigezogen hätte, sodann verließ er sein Haus.

Nur wenige Schritte, und er sah Wolf, in seinem Garten spazieren gehend. Ein Gespräch ward angeknüpft; Matterjöri hatte seit Bertrand's Rücksprache zwar nicht mehr mit Wolf gesprochen, sich aber für heute ansagen lassen und wurde von Wolf erwartet.

Eine Stunde später war der Vertrag zwischen Bertrand und Wolf endgültig abgeschlossen und damit des ahnungslosen Bertrand Untergang besiegelt.

Unmittelbar nach Abschluß des Geschäftes kam Matterjöri in Wolfs Geschäftszimmer getreten nnd zeigte sich nicht wenig erstaunt, Bertrand hier zu finden, welcher ihm zuvorgekommen war.

Seine Verwunderung schien jedoch eine geheuchelte zu sein, und als ihm Wolf auf seine Anfrage erwiderte: „Ihr habt zu lange gezaudert, der Langacker gehört nicht mehr mir," da schien es dem Bertrand, als gleite ein Zug hämischer Schadenfreude und Triumphes für einen Augenblick über Matterjöris Gesicht.

Er konnte keine Erklärung für seine Wahrnehmung finden und dachte für den Augenblick nicht weiter darüber nach; später fand er noch gar oft Gelegenheit, sich ihrer zu erinnern.

Im ersten Jahre blieb ihm zwar der eigentliche Angelhaken des Vertrages noch verborgen; das Erträgnis des Hopfenfeldes war ein befriedigendes gewesen und hatte hingereicht, die zur Abschlagszahlung bedungene Menge zu liefern. Der Preis, zu welchem der Hopfen vertragsmäßig angenommen wurde, war sogar etwas höher, als der Marktpreis; die Schuldsumme verringerte sich um die erste Rate und Bertrand blieb noch immerhin aus dem Reste des Erträgnisses ein schöner Erlös.

Er hatte ein gutes Geschäft gemacht und blickte freudig in die Zukunft.

Das darauffolgende Jahr dagegen verschaffte dem ahnungslosen Bauern einen ganz anderen Einblick in den Abgrund, welcher sich für ihn in dem abgeschlossenen Vertrage barg.

Die Ernte war, wie dieses nur zu häufig bei dieser Pflanze der Fall ist, eine geringe; das Erträgnis des Feldes reichte noch lange nicht hin, die bedungene Menge zu stellen; dagegen und eben darum war der Preis ein unverhältnismäßig hoher und überstieg den im Vertrage festgesetzten um mehr als das Dreifache.

Abgesehen davon, daß die ganze wertvolle Ernte dem Juden um den geringen, vertragsmäßigen Preis zufiel, war Bertrand noch verpflichtet, die mangelnde Menge beizuschaffen, oder deren Wert nach den geltenden hohen Preisen zu erlegen.

Wolf zeigte sich als guter Nachbar und geduldiger Gläubiger; er selbst brachte in Vorschlag, wenn Bertrand nicht in der Lage sei, den fehlenden Betrag augenblicklich zu erlegen, denselben dem verzinslichen Kapital zuzuschlagen.

„Ihr habt Unglück gehabt dieses Jahr," sagte er beschwichtigend, „und müßt den Kopf nicht gleich verlieren; eine gute Ernte reißt euch vollkommen wieder heraus."

Aber die schönen Worte wollten nicht mehr recht verfangen bei Bertrand; es war und blieb Thatsache, daß er dem Juden das ganze Erträgnis seines Feldes, den Lohn sauren Schweißes, geliefert, und die Schuldsumme sich nicht vermindert, sondern sogar um ein Beträchtliches vermehrt hatte.

Dieser Thatsache konnte er sich nicht verschließen, und sie gab ihm reichlichen Stoff zum Nachdenken.

Tief unglücklich hatte er Wolfs Behausung verlassen, daheim den Vertrag zur Hand genommen und lange über denselben nachgegrübelt. Die Ansprüche, welche Wolf erhob, entsprachen vollkommen ihren Vereinbarungen und doch mußten sie mit der Dauer seinen Ruin herbeiführen, wenn eine minder ertragsreiche Ernte für ihn so nachtheilige Folgen haben konnte, wie die diesjährige. Da war es ihm allmählich klar und immer klarer, daß voraussichtlich stets in Jahrgängen, in welchen er durch geringe Ernte nicht in der Lage sein werde, die bedungene Menge von Hopfen zu liefern, auch die Preise aus der gleichen Ursache sich unverhältnismäßig steigern und so den Gewinn reicher Erntejahre, des sodann herrschenden niederen Preises halber, leicht verschlingen würden.

Matterjöris verstohlene Schadenfreude erschien ihm jetzt nicht mehr so unerklärlich wie damals, als er sie wahrgenommen zu haben glaubte. Der Gedanke, daß Matterjöri mit Wolf unter einer Decke gesteckt habe, verfolgte ihn Tag und Nacht und ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Vergeblich sann er auf Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen; es wollte sich keines finden.

Der lange Aron, welcher ab und zu das Haus betrat, zeigte sich nicht im entferntesten mehr geneigt, das Feld, nach welchem er früher so großes Verlangen trug, zu kaufen, da die Gelegenheit, ein gutes Geschäft damit zu machen, sich ihm nur damals geboten habe. Dagegen war er stets zur Hand, wenn irgend ein anderes Geschäft zu besorgen war. An ihn verkaufte Bertrand gegen gute, bare Bezahlung alle möglichen Produkte seines Landbaues und kaufte dagegen gelegentlich ein Stück Vieh zu annehmbarem Preise, ohne daß der Jude Geld dagegen genommen hätte.

„Das hat keine Eile", rief der lange Aron jedesmal abwehrend, wenn Bertrand Miene machte, seine Schuld zu bezahlen, und nahm das Geld nicht, auch wenn dieser noch so sehr darauf bestand.

Dennoch ließ Bertrand sich früher oder später bei günstiger Gelegenheit wieder auf einen Kauf ein, und so kam es, daß er mehrere Stücke im Stall stehen hatte, welche er dem langen Aron schuldete.

So gefällig und coulant sich Aron bei allen diesen Geschäften zeigte, so gerne er stets bereit war, dem Bauern sogar kleine Summen Geldes bar vorzustrecken, so unnahbar zeigte er sich dagegen, sobald es sich um eine bedeutende Anleihe handelte, und als Bertrand ihm eines Tages den Vorschlag machte, er möge ihm so viel Geld vorstrecken, daß er sich seiner Verbindlichkeit gegen den roten Wolf durch Zahlung der ganzen Schuldsumme losmachen könne, erklärte Aron sich außer stande, dieses zu thun, so gerne er „dem roten Lumpen", wie er sich ausdrückte, diesen Streich gespielt hätte.

Wenige Jahre hatten hingereicht, die häuslichen Verhältnisse Bertrands, welche bisher streng geordnet waren, zu zerrütten und ihn in die Gewalt seiner Gläubiger zu liefern. François hatte inzwischen sein zwanzigstes Jahr erreicht, und der Vertrag mit dem roten Wolf war schon gar oftmals der Gegenstand ernster Rücksprache zwischen Vater und Sohn gewesen.

Letzterer hatte zu Père Benoits Lebzeiten seinem Vater mehrmals geraten, sich an diesen zu wenden und ihn um Hilfe in seiner Notlage zu bitten, Bertrand aber scheute sich zu sehr, seinen Fehler Père Benoit gegenüber einzugestehen, als daß er sich zu diesem Schritte hätte entschließen können. Er wurde von keiner Seite gedrängt; der

rote Wolf war so liebenswürdig und rücksichtsvoll wie immer. Er hatte nicht einmal die fälligen Zinsen verlangt, sondern dieselben zum Kapital geschlagen, so oft die Hopfenernte keine ergiebige und Bertrand in Geldverlegenheit war.

Bertrand fürchtete nur eine Gefahr, nämlich die, durch eine Mißernte wieder in die Lage zu geraten, dem roten Wolf so teuren Hopfen liefern zu müssen, wie schon einmal, und nur um dieser Gefahr vorzubeugen, war er darauf bedacht, so wie es ihm möglich wäre, die ganze Schuldsumme zu tilgen.

Père Benoit war inzwischen gestorben; auf ihn konnte nicht mehr gerechnet werden; seine Hinterlassenschaft war nicht so groß, daß Mailäths Mutter um Hülfe angegangen hätte werden können, und so verfiel Bertrand auf einen Vetter gleichen Namens, welcher als reicher Wirt und Grundbesitzer in Deutsch-Lothringen lebte.

Zu ihm sollte François in den nächsten Tagen reisen, ihm ihre Lage schildern und ihn bitten, die nötige Summe Geldes vorzustrecken.

Bei der bekannten Gutmütigkeit des Vetters zweifelte Bertrand nicht an dem Erfolge seines Unternehmens und sah wieder hoffnungsfreudiger in die Zukunft, als dieses bisher der Fall war.

IV.

Prosper Bertrand.

Unweit der beiden Städtchen Vic und Château-Salins in Deutsch-Lothringen, zunächst der Einmündung einer von Osten kommenden Landstraße in die Straßburger Chaussee, liegt, eine kurze Strecke von der Kreuzung entfernt, das Wirtshaus „au rappel des bons camarades, tenu par Prosper Bertrand."

Das gut gebaute, einstöckige graue Wohnhaus mit anstoßender Stallung und dem sich auf zwei Seiten desselben ausdehnenden Gemüsegarten, unterscheidet sich nur wenig von anderen seinesgleichen im Lande, es müßte denn dem aufmerksamen Beobachter auffallen, daß auf der einen Seitenwand des Hauses mit großen Lettern in französischer Sprache verzeichnet steht „Stallungen für 39 Pferde."

Es sind zwar derartige Aufschriften an fast allen Gasthäusern zu finden, und in einem Lande, in welchem so viel gefahren wird, der Bauer der Bodenbeschaffenheit wegen nur mit Pferden arbeiten kann und deren oft zwanzig bis dreißig im Besitze hat, nicht auffällig.

An anderen Gasthäusern erfreuen sich jedoch die Zahlen einer gewissen Abrundung, das Außergewöhnliche liegt daher nur in der Zahl 39, und es hat dieselbe seinerzeit auch nicht ermangelt, die Aufmerksamkeit der gesamten Bevölkerung auf den „rappel des bons camarades" zu lenken.

Die Sache trug sich aber folgender Weise zu.

Das dem rappel des bons camarades zunächst gelegene und etwa einen Kilometer entfernte Gasthaus war dasjenige, welches die veuve Robinet unter der Firma „au rendez-vous des chasseurs" führte.

Solange Monsieur Robinet lebte, herrschte Friede und Eintracht zwischen den Besitzern der beiden Gasthäuser. Jeder hatte seit undenklichen Zeiten die Aufschrift „Stallung für 25 Pferde" in mehr oder minder leserlicher Weise an seinem Hause verzeichnet, und es war gut so.

Da starb Monsieur Robinet, und die Witwe führte das Geschäft weiter. Als Prosper Bertrand später am Hause vorüberkam, nahm er zu seiner größten Verwunderung wahr, daß dasselbe eine neue Aufschrift erhalten habe, und die Zahl 25 auf 30 ohne Vergrößerung der Stallungen erhöht worden sei.

Das konnte Prosper Bertrand nicht ruhig über sich ergehen lassen, die beiden Häuser konnten von jeher die gleiche Zahl Pferde beherbergen; so sollte und mußte es auch für die Zukunft bleiben, und da die Aufschrift des „rappel des bons camarades“ einer Erneuerung ebenso bedürftig war, als die des „rendez-vous des chasseurs“, so prangte auch bald darauf Prospers Haus in neuem Schmuck mit der Zahl 30.

Wer aber beschreibt Prospers Staunen und gerechte Erbitterung, als er bei seinem nächsten Besuche im Gasthause „au rendez-vous des chasseurs“ die Aufschrift abermals geändert, die 0 in eine 6, und somit die Zahl 30 in eine 36 umgewandelt fand!

Die veuve Robinet hatte kaum vernommen, daß auch der „rappel des bons camarades“ seine Zahl auf 30 erhöht hatte, als sie kurz entschlossen, ohne nennenswerte Kosten, die neue Aufschrift durch Anfügen eines Häkchens nach aufwärts an der Null umändern ließ.

Das war offenbar eine Anmaßung, die sich der „rappel des bons camarades“ nicht ungestraft bieten lassen konnte.

In tiefes Sinnen versunken, kam Prosper zurück, und lange Zeit konnte man ihn, die Blicke auf seine neue Ausschrift gerichtet, kopfschüttelnd vor seinem Hause stehen sehen.

Der Fall war schwierig.

Schon einmal hatte er nachgemacht, was die „chasseurs“ ihm vorgemacht hatten, er hatte damals die gegen die „bons camarades“ gerichtete Spitze nicht wahrgenommen und war in feindlichster Stimmung nur bestrebt, die alte gestörte Gleichheit wieder herzustellen.

Jetzt lag die Sache anders; die „chasseurs“ hatten die „bons camarades“ offenbar herausgefordert; er konnte dieses daher kein zweites Mal thun.

Der empfindliche Schlag mußte geschickt pariert und zurückgegeben werden, sonst war es um die „bons camarades“ geschehen.

Lange schlich Prosper gesenkten Hauptes einher; die rettende Idee wollte nicht recht aufkeimen in seinem sonst nur auf Friedliches gerichteten Gehirne. Schon zweifelte er an der Möglichkeit, einen passenden Ausweg zu finden, als es wie ein Blitzstrahl durch sein armes gequältes Gehirn fuhr.

Konnten die „bons camarades“ ihrer 0 nicht ebensogut ein Häkchen nach unten anfügen, wie die „chasseurs“ es nach oben gethan, und hierdurch die 30 in eine 39 verwandeln?

39 war zwar keine passende Zahl für zu beherbergende Pferde und im ganzen Lande nicht wieder zu finden; aber lag nicht eben gerade in diesem Niedagewesenen das Großartige?

Die „chasseurs“ mußten hierdurch den offen geführten Hieb um so empfindlicher fühlen.

Gedacht, gethan!

Die Aenderung wurde etwa mit demselben geringen Kostenaufwand wie bei den „chasseurs“ vorgenommen und diese hierdurch in die Minderheit gebracht; die „bons camarades“ aber blieben in der Mehrheit für alle Zeiten; die 9 konnte ohne erhebliche Aenderung nicht mehr überboten werden; der Schlag war für die „chasseurs“ ein niederschmetternder.

Außer dieser That, welche Prosper Bertrand zu einer gewissen Berühmtheit verhalf, bleibt nur wenig Erhebliches von ihm zu vermelden.

Er war der einzige Sohn seines Vaters und als solcher der Erbe des „rappel des bons camarades“, schöner Weinberge und ausgedehnter Weizenfelder, welch' letztere er jedoch in Pacht gegeben hatte.

Als Stammhalter wurde er vom Augenblicke seiner Geburt an wie ein zerbrechliches Kleinod behandelt und bis zu seinem Eintritt ins Pensionat in Watte und Flanell gewickelt erhalten.

Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er mit „six mille francs d'éducation“ im achtzehnten Lebensjahre ins Vaterhaus zurück, um seiner Mutter, welche inzwischen

Witwe geworden war, im Geschäfte beizustehen und sich dem Wohlleben, der Jagd und der Wein- und Liqueurvertilgung im Kreise mehrerer ähnlich situirter Jugendfreunde zu widmen.

Nachdem er alle Vergnügungen bis zur Hefe genossen, und seinen, unter gleichen Verhältnissen aufgewachsenen und früh verstorbenen Vater beerbt hatte, war die Mutter rechtzeitig darauf bedacht, das Wrack ihres Sohnes zu verheiraten. Infolgedessen wurde demselben angedeutet, daß es Zeit wäre, „un homme posé" zu werden, wie es einem auf Freiersfüßen stehenden Manne aus Rücksicht für die Auserwählte zukomme, und um die Hand der längst auserkorenen Dame anzuhalten.

Prosper fügte sich, wie alle wohlerzogenen Männer dem Unabweisbaren, besuchte die zukünftige Madame Bertrand zweimal in ihrer Familie und holte sich beim dritten Besuche formell das schon zugesicherte Jawort aus dem Munde der Dame selbst.

Fräulein Hortense Barbier war selbstverständlich „d'une bonne famille", besaß als einzige Schwester ihres einzigen Bruders das vorschriftsmäßige Vermögen, hatte die obligatorische Pensionszeit hinter sich, hatte Nancy gesehen, ja sogar während einiger Jahre dortselbst bei einer „très bonne famille" ihrer Verwandtschaft verweilt und war ihrerseits auch wohlerzogen genug, um sich, ebenfalls unter Würdigung der Vermögensverhältnisse, in das Unabweisbare zu fügen.

Unter so geordneten Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß Mademoiselle Hortense bald in Madame Bertrand umgewandelt wurde.

Mit der Unterschrift vor dem Standesamte hatte sie von der veuve Bertrand das Regiment im Hause „au rappel des bons camarades", außerdem aber auch die Pflege der noch vorhandenen Ueberreste des Besitzers desselben, Prosper Bertrands, übernommen.

Diese Ueberreste waren nicht besser und nicht schlechter, als viele andere, mit denen sich die Töchter besserer Familien des Landes begnügen müssen.

Prosper ist ein Mann mittlerer Größe, mit schwachen Beinen, dünnem Haarwuchs und der Neigung zu etwas vorzeitiger Wohlbeleibtheit. Sein sonst angenehmes Gesicht ist voll, stets glattrasiert und von weinroter Farbe, aber das Fleisch ist schwammig, die vollen Wangen hängend und der Ausdruck zeigt von jener hochgradigen sogenannten Gutmütigkeit, die ihren Grund vorwiegend in mangelnder Charakterstärke findet.

Zu irgend einer andauernden oder anstrengenden Thätigkeit, sei es geistiger oder körperlicher Natur, ist Prosper nie zu bringen, und es fällt die Sorge um das Geschäft, wie dieses in Lothringen häufig der Fall ist, in der Hauptsache der Frau zu.

Prosper liebt es, am Morgen lange im Bette zu verweilen und erst, nachdem schon gar manche Geschäfte im Hause verrichtet sind, kommt Madame wieder in das Zimmer, um Monsieur aus den Federn zu treiben und ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, da er sonst schwerlich damit zu Ende kommen würde. Bei dieser Gelegenheit entfaltet Prosper eine harmlose, beinahe kindische Geschwätzigkeit, läßt sich willig das Halstuch knüpfen, die weißwollene Schlafmütze mehr ins Genick ziehen, um sich nicht zu erkälten, und sich dann seinen „pousse café" in Form eines kleinen Cognacs reichen, um so gekräftigt zum Frühstück, bestehend in einer großen Schüssel Milchkaffee, zu schreiten.

Nach derselben wird ein „chasse café" genommen, um allen üblen Folgen vorzubeugen, worauf Monsieur, um Madame nicht in ihrer Thätigkeit zu hindern, vor die Hausthüre gestellt wird.

Hier verbringt Prosper, angethan mit der blauen Bluse, den Kopf durch die wollene Schlafmütze geschützt, die Hände in den Hosentaschen und die Füße in babouches und sabots gesteckt, einen großen Teil seiner Lebenszeit damit, die eben herrschende Temperatur auszurufen.

Jedem seiner vielen Bekannten, welche die Straße passieren, ruft er nämlich als Gruß je nach der Jahreszeit ein freundliches „il fait froid" oder „il fait chaud" zu, wobei jedoch ersterer Ruf, bei der Eigentümlichkeit Prospers, beinahe ständig zu frieren,

weitaus in der Mehrheit bleibt und somit keine sichere Gewähr für die wirklich herrschende Temperatur bietet.

Diese Ausrufungen werden ab und zu auf kurze Zeit unterbrochen, wenn Prosper in das Wohnzimmer geht, um sich am Liqueurschrank mit einem „petit verre“ für seine weitere Thätigkeit zu stärken.

Mittlerweile rückt die Zeit heran, wo sich Gelegenheit bietet, im nächsten estaminet ein Glas Absynth im Freundeskreis zu leeren, um sich hierdurch auf den Mittagstisch vorzubereiten.

Dieser bildet den Glanzpunkt von Prospers Berufsthätigkeit.

Er präsidiert bei der table d'hôte, an welcher sich außer einigen Besitzern, welche als Junggesellen in der Gegend leben und tägliche Gäste sind, immer einige Passanten einfinden, als liebenswürdiger Wirt.

Er versteht es, Braten und Geflügel kunstgerecht zu zerlegen, kennt den Geschmack seiner Gäste und weiß jedem das ihm angenehmste Stück auf den Teller zu legen.

Er selbst spricht den köstlichen Speisen, welche Hortense zu bereiten versteht, sowie dem guten Rotwein aus seinem Keller fleißig zu, animiert die Gäste durch freundlichen Zuspruch, ein Gleiches zu thun und sorgt, daß die Unterhaltung nicht ins Stocken gerät.

Nach Tische scheint es geboten, ein wenig zu ruhen, um den Einfluß des reichlich genossenen Rotweins zu verscheuchen und am Nachmittage mit hellem Kopfe am Billard oder zu einer Partie Piquet im Kasino antreten zu können.

Bei einem Glase schwarzen Kaffee, welchem ein „fine champagne“ bekanntlich erhöhten Geschmack verleiht, und bei einer canette Bier, welche der Kühlung halber unentbehrlich erscheint, verstreicht die Zeit. Die Stunde des Abendessens wird, in Rücksicht auf die strenge Hausordnung, pünktlich eingehalten, und nach eingenommenem Imbiß schmeckt die gute Flasche eigenen Gewächses im Kreise sich einfindender Gäste vortrefflich, ohne sich jedoch hartnäckig zu weigern, im Verlaufe des Abends verschiedenen anderen Platz zu machen, um im sachverständigen Gespräche den gout du terroir festzustellen.

Bei langem Weinprüfen lechzt die schwergeplagte Zunge nach Erholung; „une petite goute“ oder ein „parfait d'amour“ gewährt dieselbe; vor dem Scheiden wird noch ein „pourquoi pas“ genommen — warum sollte man auch nicht? — und „une pauv'e petite larme“ schließt die Sitzung und mit ihr die Mühen und Lasten des Tages.

Prosper sucht etwas wankenden Schrittes sein Lager auf; er ist geschwätzig geworden wie eine Elster, aber Hortense, welche vergeblich den Schluß der Sitzung herbeisehnte, hat sich längst zur Ruhe begeben und reagiert nicht auf seine Anrede.

Doch nicht alle Lebenstage Prospers verlaufen in so friedlicher Weise. Hortense, welche alle Hände voll zu thun hat, ist zu klug, um eine Arbeitskraft, wie die seine, stets brach liegen zu lassen.

Wenn sich mehrere Gäste unerwartet zu Tische angesagt haben, die Arbeit sich mehrt, und das Mädchen mit Rupfen der Hühner und Abschuppen der Fische beschäftigt ist, so kann es vorkommen, daß von der Küche der laute, helle Ruf „Prospéér“ ertönt, worauf die Temperatur-Ausrufungen sofort verstummen und Prosper von seinem Posten abzieht.

Bald darauf kann man ihn entweder im Garten Grünzeug holen, oder mit einem Körbchen die Straße entlang schlendern sehen, um irgend welche Kleinigkeiten aus dem zunächst liegenden Orte zu holen.

Diese letztere Verwendung ist diejenige, welche meist zu heftigen, häuslichen Szenen führt.

Prosper, welcher die guten Kameraden nicht nur in seinem Hause, sondern allerwegen findet und gerne mit jedem, nachdem er ihm die nach seiner Ansicht herrschende Temperatur mitgeteilt hat, noch ein Weilchen über diesen wichtigen Gegenstand spricht, vergißt oftmals die Wichtigkeit seiner Mission und versäumt die rechtzeitige Rückkehr.

In solchen Fällen zieht er es vor, erst dann wiederzukehren, wenn die Mittagsstunde schon herangenaht, und Hortense durch die Anwesenheit der Gäste behindert ist, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Hortense ist zu wohlerzogen, um einen öffentlichen Skandal herbeizuführen; sie verbeißt ihren Aerger; aber innerlich kocht es und wehe, wenn der letzte Gast die Stube verlassen hat.

Da soll manchmal Heulen und Zähneklappern in den gastlichen Räumen des „rappel des bons camarades“ herrschen, und es kursieren unheimliche Gerüchte über verschiedene Klatsch- und Schmerzlaute, welche von dort zeitweise bis auf die Landstraße herüberdringen.

Eine weitere Störung erleidet die Einförmigkeit in Prospers Dasein durch die Jagd.

Prosper ist nämlich, trotz seiner sonstigen Neigung zur Bequemlichkeit, ein ganz gewaltiger Jäger.

Mit dem Beginn der Jagdsaison tritt in dem ganzen Wesen desselben eine staunenswerte Aenderung ein.

Die babouches und sabots verschwinden, und an deren Stelle treten feste Schnürschuhe von naturfarbenem Leder; die Waden stecken in gleichfarbigen ledernen Kamaschen; die Bluse hat einem alten Rock von dunkelbraunem gerippten Sammt weichen müssen und an Stelle der wollenen Schlafmütze ziert ein runder, schwarzer Hut seinen Kopf, welchen er „à la morbleu“ auf die rechte Seite gerückt hat.

Ueber die eine Schulter läuft der Riemen einer Waidtasche, groß genug, um den ganzen Wildstand seiner Jagd auf einmal zu verpacken; die andere Schulter trägt die Doppelflinte, und an grünem Schnürchen baumelt das Wichtigste der ganzen Ausrüstung — die unentbehrliche Feldflasche.

Sein Gesicht hat sich in grimmige Falten gelegt, sein Auge funkelt; mit wahrer Herrscherstimme, die sofort erkennen läßt, daß ihr Besitzer gewohnt ist, zu befehlen und keinen Widerspruch duldet, ruft er seinen Jagdhund „Perdrix“ und schlägt dem armen Tier, dem einzigen Geschöpfe, welches ihm Gehorsam leistet, in grimmigem Löwenzorn mit der geflochtenen Peitsche über den Rücken.

Perdrix kennt die Situation; er heult übermäßig laut auf, kriecht winselnd zu den Füßen des Gewaltigen, um ihm bald darauf bellend voran zu springen.

Er erträgt den Hieb gerne; er weiß, daß es der einzige ist, den er im Jahre von seinem Herrn empfängt.

Auch Madame Hortense respektiert die Herrlichkeit des heutigen Tages; sie freut sich eines jeden Lebenszeichens, das Prosper von sich giebt und stört nicht den Wahn, zu welchem er sich mit Ansammlung seiner Kräfte aufgeschwungen hat.

Wenige Stunden später sitzt Prosper im Gasthause „au rendez-vous des chasseurs“ bei einem vortrefflichen Essen, welches veuve Robinet für die ermüdeten und hungrigen Jäger bereit hält, im Kreise seiner Kameraden; es wird der Flasche fleißig zugesprochen und die erlebten Abenteuer werden in entsprechendem Jägerlatein zum besten gegeben.

Prosper ist nicht der Letzte unter seinen Freunden und bleibt in der Rede nicht zurück. Er hat großartiges geleistet, viele Beschwernisse durchgemacht, aber wenig Glück gehabt; es ist ein armseliges Häslein, welches seinem Thatendrang zum Opfer gefallen war.

Bei seiner Heimkunft ist alles schon zu seinem Empfange vorbereitet; die Leibwäsche und die Schlafmütze sind tüchtig durchwärmt, auf dem Herde steht heißer Kamillenthee, und in seinem Bette haben sich alle „briques de chauffure“ des ganzen Hauses rendez-vous gegeben.

Prosper selbst aber wird in solchen Fällen erst nach Ablauf mehrerer Tage wieder sichtbar.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Hortense im ersten Jahre ihrer Ehe einem Knaben das Leben gegeben, und die Ehe somit nach den Begriffen des Landes eine normale und glückliche zu nennen ist.

Prosper Bertrand war der Vetter, dessen Hülfe François für seinen Vater anrufen sollte.

An einem schönen Sommerabend war es, als Prosper, vor seinem Hause stehend, das Herannahen eines ihm unbekannten Mannes wahrnahm.

„Il fait chaud“, rief er ihm schon auf große Entfernung entgegen, ohne jedoch eine Erwiderung zu erzielen.

„Il fait chaud“, wiederholte er mit lauter Stimme, aber auch diesesmal erfolgte keine Antwort, trotzdem der Mann sich ihm bis auf wenige Schritte genähert hatte. Das war in Prospers Praxis noch nicht vorgekommen; voll höchster Verwunderung blickte er auf den Fremden.

„Il fait“ — — — wagte er nochmals schüchtern zu bemerken, aber er konnte seinen Satz nicht mehr vollenden. Der Fremde war auf ihn zugetreten, hatte bescheiden den Hut gezogen und, ohne Rücksicht auf die ausgerufene Temperatur, nach Herrn Prosper Bertrand, dem Besitzer des Gasthauses „au rappel des bons camarades“ gefragt.

„Der bin ich selbst“, erwiderte Prosper, den Frager neugierig musternd, als aber dieser sich als sein Vetter François Bertrand deklarierte, bot er ihm freundlich die Hand, hieß ihn willkommen und nötigte ihn, einzutreten.

Hortense, welche auf den zweiten Ruf Prospers ihren Kopf neugierig aus dem Fenster gesteckt hatte, erwartete die Eintretenden und nahm auch ihrerseits die Grüße des Fremden freundlich entgegen.

Mit Wohlgefallen musterte sie die etwas fremdartige kräftige Gestalt François. Er war größer als ihr Mann, hatte breite, kräftige Schultern, gute Haltung und, was sie am meisten anzog, ein männlich schönes Gesicht, auf welchem, trotz des festen Willens und der Thatkraft, die dem Besitzer desselben zuzutrauen war, ein Ausdruck von Herzensreinheit und Unverdorbenheit ausgebreitet lag, wie sie ihn noch nie in ihrem Leben an einem Manne wahrgenommen hatte. Sein helles, braunes Auge war so unbefangen auf das ihre gerichtet, daß sie ihren Blick nicht abzuwenden vermochte von demselben.

Prosper war ebenso erstaunt als erfreut über die Freundlichkeit, mit welcher seine Frau den Gast empfing, den er nur mit einem gewissen Gefühl von Bangigkeit eingeführt hatte. Es schmeichelte ihm, daß ein Verwandter seiner Familie so zuvorkommende Aufnahme fand und hieß infolgedessen François doppelt willkommen.

Hortense legte einen Teller mehr auf den schon gedeckten Tisch und bald darauf saß die Familie beim Abendbrot, bei welchem François viel von seinem Vater erzählen mußte, auf welchen Prosper sich noch von seiner frühesten Jugendzeit her, als derselbe einst als französischer Soldat bei ihnen zu Besuche war, erinnerte. Des Zweckes von François gegenwärtigem Besuche wurde aus Artigkeit am ersten Tage von keiner Seite Erwähnung gethan, obwohl man recht wohl ahnen konnte, daß derselbe nicht lediglich Besuches halber die Reise unternommen haben werde.

Später am Abend fanden sich die gewöhnlichen Gäste des Hauses ein, meist vermögende Grundbesitzer der Umgebung und als täglicher Gast der Doktor Ferdinand Lebeau.

Doktor Lebeau ist der Stiefsohn des Herrn Notar Deprèt in Paris, des Besitzers eines in der Nähe der „bons camarades“, mitten in den Weinbergen reizend gelegenen, kleinen Landhauses und Weingutes, auf welchem der alte Herr alljährlich einige Sommermonate verbringt.

Er hatte während vieler Jahre in Paris dem Studium der Medizin in einer Weise obgelegen, daß der Stiefvater es schließlich für geboten erachtete, dem übergroßen wissenschaftlichen Eifer seines Sohnes kategorisch ein Ziel zu setzen und ihm die Villa Deprèt als ständigen Aufenthalt anzuweisen. Durch seine zerrütteten Vermögensverhältnisse gezwungen, sich dem Willen des Stiefvaters zu fügen, hatte Lebeau sich hier als promovierter Arzt niedergelassen, jedoch aus dem Strudel seines Lebens Menschenliebe genug gerettet, um von dem Rechte der Ausübung der Praxis keinen Gebrauch zu machen. Er war ein großer Mann, von stattlichem Aeußeren und angenehmen Gesichtszügen, denen jedoch die Spuren seines Vorlebens unverkennbar aufgeprägt waren.

Er liebte Gesellschaft, Jagd und Spiel, erfreute sich einer steten Heiterkeit, einer hervorragenden Unterhaltungsgabe und eines so einnehmenden Wesens und gefälliger Umgangsformen, daß er überall willkommen war, wo er sich zeigte.

Seine körperlichen Vorzüge hatten seine Studiengenossen veranlaßt, den Namen Ferdinand Lebeau in le beau Ferdinand umzuwandeln, ein Name, welcher ihm in intimen Kreisen erhalten blieb. Außerdem hatte ihn der Umstand, daß er für jedes Stadium eines ordentlichen Katzenjammers die wirksamsten Gegenmittelchen wußte und sie seinen Freunden und Bekannten mit großer Vorliebe mitteilte, in den Ruf eines großen Bacteriologen gebracht, dem es gelungen sei, den Katerbacillus zu entdecken.

Gegenwärtig verbrachte der schöne Ferdinand seine Zeit in süßem Nichtsthun und war bei den „bons camarades“ ein gern gesehener Gast.

François wurde in den Kreis der Gesellschaft gezogen, um ein Glas Wein mitzutrinken und zu erzählen, wie es in seinem Lande aussähe. Der Lothringer Bauer — wenn diese Bezeichnung bei den Besitzern oder Pächtern jener Gegend, welche in ihrem Wesen von den deutschen Bauern grundverschieden sind, Anwendung finden kann — reist nie, läßt sich aber gerne von fremden Landstrichen erzählen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. François wurde mit Fragen überhäuft und fand aufmerksame Zuhörer unter den Grundbesitzern.

Doch auch Doktor Lebeau schien François aufmerksames Gehör zu schenken, und wenn er auch keine Frage an ihn stellte, so wandte er doch den ganzen Abend kein Auge von ihm.

Als François sich zur Ruhe begeben hatte, war man einig darin, daß er, wenn er auch „une tête carrée“ sei und die französische Sprache mit schwerer Zunge und eigentümlicher elsässischer Betonung spreche, er doch „un bon garçon“ wäre, welchem Urteil selbst der schöne Ferdinand kopfnickend beistimmte.

Des anderen Tages war François früh auf den Beinen und besichtigte, da er noch niemanden im Hause wachend fand, die umliegenden Felder und Weinberge. Bei seiner Rückkehr traf er Hortense allein, im Begriffe, ihr Frühstück zu nehmen, an welchem er sich auf freundliche Einladung beteiligte. Im Laufe des Gespräches erzählte er des Mehreren von seiner Heimat und durch die freundlichen Blicke Hortenses ermutigt, kam er dem Zwecke seines Besuches immer näher.

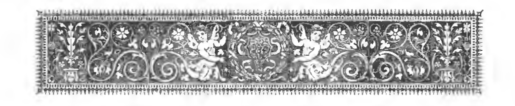
Als Prosper, welcher heute vergeblich auf die Hülfe Hortenses gewartet hatte, ins Zimmer trat, wußte diese alles, was François auf dem Herzen hatte, von der schlimmen Lage, in welcher sich sein Vater befinde, angefangen, bis zu seiner Liebe zu Maikäth, des verstorbenen Père Benoit Enkelkind und seiner Verpflichtung, demnächst als Soldat einrücken zu müssen.

Hortense hatte zugesagt, mit Prosper die Sache zu besprechen und ihm später von dem Erfolge Mitteilung zu machen.

François fand in Hortense, deren Zuneigung er sich mit jedem Worte mehr errungen hatte, eine gewichtige Fürsprecherin, in deren Macht es gelegen war, Prosper zu beeinflussen und seine Zustimmung herbeizuführen. Prosper zeigte sich nicht abgeneigt, die Vorschläge seiner Frau zu überlegen, und als er sich entfernte, um seine Freunde im Casino aufzusuchen, war François Brust von Hoffnung geschwellt.

Anders zeigte es sich bei Prospers Rückkehr; er schien seine Ansicht geändert zu haben und setzte seiner Frau einen so entschiedenen Widerstand entgegen, wie sie ihn noch nie an ihm wahrgenommen. Das Rätsel war bald gelöst; es war Doktor Lebeau, der Berater Prospers in allen wichtigen Angelegenheiten, welcher sowohl ihm als Hortense mit solcher Entschiedenheit abriet und dabei eine solche Redegewandtheit an den Tag legte, daß François sich genötigt sah, in wenigen Tagen unverrichteter Sache abzuziehen, ohne den Grund zu ahnen, welcher diesen ungünstigen Umschwung hervorgerufen hatte.

(Schluß folgt.)



Die deutschen Siedelungen und die Reichskolonie im Nordosten.

II.

Unter den Personen, welche eine besonders verderbliche Thätigkeit entfalten, stehen in diesem Augenblicke drei voran: der Kurator des Dorpater Lehrbezirkes, Geh. Rat Kapustin, der Gouverneur von Livland, Generallieutenant Sinowjew und der von Estland, Fürst Schachowskoi. Die übrigen Helfershelfer der Gewalt können es an Einfluß mit diesen Dreien nicht aufnehmen, wenn sie es an dem entsprechenden Willen auch keineswegs fehlen lassen.

Ohne Zweifel sind diese Leute sämtlich nur Werkzeuge in einer höheren Hand. Keiner von ihnen würde eine Minute zögern, das Gegenteil von dem zu thun, was er heute anstrebt, allein ihren inneren Neigungen sagt die „Deutschenhetze" doch besonders zu. Sie schwelgen darin, daß es ihnen gestattet ist, im Namen der russischen Nation für all' die Unbill Rache zu nehmen, welche diese Nation von den Deutschen erfahren zu haben glaubt; deshalb thun sie mehr, als ihnen aufgetragen wird; sie zeigen sich erfinderisch im Quälen und wissen nach St. Petersburg Winke zu geben, die auch stets auf fruchtbaren Boden fallen.

In früheren Zeiten geschah das nicht. Die alten Generalgouverneure haben, wie man jetzt weiß, ebenfalls ihre Promemorias eingesandt, in welchen sie Pläne zur Russifizierung der Ostseeprovinzen entwickelten. Diese Pläne haben auch nicht immer eine Abweisung erfahren. Alexander II., den man stets für einen warmen Freund der Balten hielt, hat sich auch seinerseits gelegentlich gegen sie aufbringen lassen, und dafür gesorgt, daß eine Weiterentwickelung der eigentümlichen Einrichtungen der Ostseelande nicht stattfinden konnte. Weiter aber ist er nicht gegangen. Das, worauf es wohl eigentlich ankommt: die evangelische Religion und die deutsche Sprache, hat er in ihrem Besitz nicht antasten lassen.

Sein Sohn denkt in diesem Punkte einmal anders. Eben der Religion und der Sprache trachtet er nach dem Leben und deshalb finden vor seinen Augen die Vorschläge am sichersten Gnade, die sich in dieser Richtung bewegen. Der Kurator wie die Gouverneure arbeiten also mit besonderer Vorliebe auf diesem Gebiete und berufen sich dabei stets auf den ausdrücklichen Willen des Kaisers. Wenn sie dazu im Grundsatze aber auch berechtigt sind, so ist doch die Willkür, der sie sich bei jeder Gelegenheit

schuldig machen, nicht im Sinne des Zaren, der persönlich keine Ungerechtigkeit will und darum überzeugt ist, daß von solchen keine Rede sein kann.

Hierfür liegen bestimmte Zeugnisse vor. Der Kaiser hat z. B. mehrfach geäußert, daß in Rußland „volle Gewissensfreiheit" bestehe. Wie Geh. Rat Pobedonoszew es anfängt, um dem fortwährend ins Gesicht zu schlagen, ist sein Geheimnis. Die Thatsache selbst steht fest. Nie sind die barbarischen Gesetze, welche den Austritt aus der griechisch-orthodoxen Staatskirche unter schwere Kriminalstrafe stellen, mit solcher Härte gehandhabt worden als gerade jetzt. Allerdings weiß man zu unterscheiden. Wo es sich nicht um die evangelisch-lutherische oder katholische Kirche, sondern um irgend welche Sekten handelt, findet Nachsicht statt; weshalb auch das Sektenwesen unaufhaltsam wächst. Aber die „politischen" Bekenntnisse finden kein Erbarmen. Für Deutsche und Polen gilt ein eigenes „Recht".

Auch auf die politische Verwaltung in den „Grenzmarken" möchte der Zar das angewendet wissen; daran ist kein Zweifel. Allein auf dem einen wie auf dem andern Gebiete ist er außer stande den Nebel zu zerreißen, der künstlich über die wahre Lage verbreitet wird. Man weiß ihm die Balten wenn nicht als „Empörer", so doch als bewußt widersetzliche Unterthanen darzustellen, und da er in Vorurteilen gegen sie groß geworden ist, die sich aus seiner mangelhaften allgemeinen Kenntnis der baltischen Verhältnisse leicht erklären, so vermag er sich diesen Einflüssen nicht zu entwinden und hält es für das Richtigste, gerade denjenigen seiner „Satrapen" — wie man die baltischen Gouverneure jetzt vielfach nennt — vorzugsweise freie Hand zu geben, die gegen das baltische Wesen am rücksichtslosesten vorgehen. Das eben sind, wie gesagt, die Herren Fürst Schachowskoi und General Sinowjew, der eine, obwohl der Herkunft nach ein vornehmer Mann — er gehört einer der sog. „Rurikfamilien" an, die im Mittelalter souverän waren —, ein subalterner Streber, der andere ein tüchtiger Artillerieoffizier, der aber im Verhältnisse zu der ihm untergebenen Provinz nur den einen Gesichtspunkt kennt, sich als „brauchbar" zu erweisen. Daß diese Auffassung der Pflicht die gesellschaftlichen Beziehungen zu den baltischen Deutschen stören könnte, scheint dem Einen wie dem Andern ursprünglich gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Als sie sich gleichfalls zu der sozialen Vereinzelung verurteilt sahen, nahmen sie das gewaltig übel und schöpften aus dem mit der Zeit immer mächtiger sich entwickelnden persönlichen Hasse gegen das Baltische einen nicht geringen Teil des großrussischen Eifers, mit dem man sie der Sache nach verfahren sieht.

Eine nicht unbedeutende Rolle kommt dabei übrigens auch dem „ewig Weiblichen" zu. Insbesondere die Fürstin Schachowskoi, eine Tochter des ehemaligen Kriegsministers Miljutin, gilt als die Seele der deutschfeindlichen Politik in Estland. Sie kann es der Damenwelt des Adels nicht verzeihen, daß diese sie unmöglich macht und rächt sich, indem sie ihren Mann unausgesetzt zu neuen Angriffen gegen die Stellung des Deutschtums reizt.

Aus Gründen verwandter Art erklärt sich zum Teile auch die erbitterte Feindschaft des Kurators Kapustin, dessen sittlich anstößiger Wandel ihn in Dorpat schon zu einer Zeit unmöglich gemacht hatte, als er noch nicht für einen fanatischen Russifikator galt.

Dasselbe „Leitmotiv" findet sich natürlich auch in den untergeordneten Kreisen der zur „Eroberung", wie man es nennt, ausgesendeten Beamtenwelt an der Ostsee, nur, daß hier vielfach noch weit niedrigere Gesichtspunkte gelten. Wenn die Gouverneure bis jetzt auch keinen positiven Beweis für die im Innern des Reiches übliche Bestechlichkeit geliefert haben, so leidet es keinen Zweifel, daß jene dii minorum gentium ihrer Aufgabe in diesem Lichte ansehen würde, wenn man ihnen baltischerseits darin mehr entgegenkäme. In Polen und Litthauen haben sie sich im letzten Vierteljahrhundert daran gewöhnt, den Leuten das Leben, das nach dem Buchstaben des Gesetzes völlig unerträglich, man kann wohl sagen: unmöglich wäre, gegen „Bar" ein

wenig zu erleichtern; dieses einträgliche Geschäft würden sie auch in den Ostseeprovinzen gern fortsetzen. Dort aber fehlt es, wie gesagt, an dem nötigen Verständnis dafür, während die Sache den Polen von vornherein geläufig war. Schon seit geraumer Zeit hat sich deshalb zwischen ihnen und ihren amtlichen Peinigern ein modus vivendi ausgebildet, bei dem sie schließlich ihre Rechnung finden, d. h. es ist eine von den Russen selbst anerkannte Thatsache, daß die „Arbeit" von 25 Jahren völlig wirkungslos geblieben ist. Polen und Litthauen, das man mit besonderer Vorliebe „russifiziert", sind heute „polnischer", als sie es im Jahre 1863 waren.

In den Ostseeprovinzen wird sich dieser modus vivendi schon deshalb nie entwickeln, weil hier die zwischen Russen und Polen allen historischen Hasses ungeachtet bestehende natürliche Seelenverwandtschaft fehlt. Wenn sich jene auf neutralem Boden im Grunde recht gut verstehen, bleibt zwischen Russen und Deutschen auch da eine starke innere Abneigung bestehen, wo kein äußerer Grund zur Feindschaft vorhanden ist. Die Geschichte der 175 Jahre, die dem Umschwunge von 1885 vorausgegangen sind, hat das gezeigt. Die Russen sind in den Ostseeprovinzen nie heimisch geworden, haben sich dort stets als Fremde gefühlt, obwohl ihnen niemand etwas in den Weg legte, und die loyale Denkweise, welche die Provinzen mit dem Kaiserhause verband, auch ihnen vielfach zu Gute kam. Das baltische Deutschtum wird deshalb stets die volle Schärfe und Härte des „Systems" zu tragen haben, solange dasselbe der „Staatsraison" entspricht.

In diesem Sinne aber ist von der Zukunft nichts Gutes zu erwarten. Selbst wenn die gegenwärtig vorwiegende Auffassung einer anderen, milderen weichen sollte, würden die in den letzten Jahren getroffenen Maßregeln, soweit sie grundsätzlicher Natur sind, nicht wieder rückgängig gemacht werden; d. h. vor allem die Einführung der russischen Sprache im öffentlichen Verkehr ist eine Thatsache, an der nicht mehr gerüttelt werden kann. Damit aber ist im Grunde alles gegeben, worauf es ankommt. Die Sprachenfrage ist für die Zukunft der drei Lande das entscheidende Moment.

Die Abschaffung der alten feudalen Einrichtungen wird von den Balten an sich nicht bedauert, weil sie sich die Fähigkeit zutrauen, die modernen russischen, d. h. im Grunde westeuropäischen Formen mit dem eigenen Geiste zu erfüllen, wenn nur die deutsche Sprache erhalten bleibt. Wird diese Brücke aber abgebrochen, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet — dann allerdings läßt sich auf die Dauer für nichts einstehen, weil mit der deutschen Muttersprache auch die Möglichkeit genommen wird, die deutsche Bildung fortzupflanzen.

Auf russischer Seite hat man das wohl erkannt. Deshalb die unerbittliche Strenge, mit welcher die Einführung des Russischen vorzugsweise im Schulwesen betrieben wird, obwohl es auf der Hand liegt, daß das nicht ohne außerordentliche Herabdrückung des Bildungsstandpunktes geschehen kann, den die drei Provinzen dem Reiche gegenüber bisher einnahmen. Geh. Rat Kapustin, dem es an Einsicht weit weniger mangelt als an gutem Willen, hat das mehrfach offen anerkannt und soll auch jetzt hinter den Kulissen dafür thätig sein, daß eine langsame Gangart eingehalten wird; jedoch vergeblich. Die hinter ihm stehenden Macher in St. Petersburg bestehen darauf, daß das gesamte Mittelschulwesen der drei Provinzen ungesäumt russifiziert werde und seine Stellung setzt der Kurator natürlich nicht aufs Spiel. Er bestrebt sich also, so gut oder so schlecht als es geht, dem Willen von oben nachzukommen, d. h. er erläßt eine Verordnung nach der anderen, welche die Russifizierung zu beschleunigen geeignet ist, sucht russische Lehrkräfte aus allen Ecken und Enden des Reiches zusammen, obwohl dort durchweg der empfindlichste Mangel herrscht, drückt ein oder beide Augen über alle möglichen sittlichen und geistigen Gebrechen zu, läßt im Unterrichte selbst nach Herzenslust „fünf gerade" sein, nur um zu erreichen, daß das russische Firmenschild recht schleunig angeschlagen werden kann. Auch an Ueberredungs- und Bestechungsversuchen (im seinen Sinne) der noch vorhandenen baltischen Lehrerwelt gegenüber läßt er es nicht fehlen. Wenn sich Jemand bereit findet, russisch zu

unterrichten, kann er der Beförderung und Belohnung sicher sein, während umgekehrt diejenigen, welche sich weigern, oder außer Stande sind, den Wünschen des Kurators nachzukommen, Knall und Fall entlassen werden oder den Weg ins Innere „antreten" müssen, wo man ihnen an irgend einem elenden russischen Gymnasium den dort „ungefährlichen Unterricht" im Deutschen überträgt. Dabei wendet er sich nie an die „Kollegien" als solche, da schon dieselben nicht von unbedingt ergebenen Werkzeugen geleitet werden — sondern stets an die einzelnen Personen, so daß grundsätzliche Erörterungen thunlichst vermieden werden und immer nur der besondere „Fall" im Vordergrunde erscheint.

Damit steht es auch im engsten Zusammenhange, daß die Russifizierung so zu sagen von Klasse zu Klasse fortschreitet, nicht auf einen Schlag verfügt wird, wobei allerdings die Fristen eingehalten werden, welche dem Verwandlungsvorgang ursprünglich gesteckt wurden. So sucht Kapustin die Anforderungen der Petersburger Machthaber mit denen der „praktischen Vernunft" zu vereinigen.

Dem gegenüber befindet sich das baltische Deutschtum in hilfloser Lage, weil es bei der völligen Unterdrückung jedes freien Wortes in der Presse keine öffentlichen Verständigungsmittel besitzt, und weil die mangelhaften Verkehrswege auch die persönliche Annäherung der Gesinnungsgenossen sehr erschwert, während überdies die Ueberlastung des Landes mit täglich wachsenden Steuern aller Art eine durchgreifende Unterstützung derjenigen unmöglich macht, die um ihrer Gesinnung willen aus Amt und Brot vertrieben werden. Bei alledem hält man Stand, wo es die Verhältnisse gestatten. In diesem Sinne haben die Ritterschaften von Estland und Livland im Herbste 1888 beschlossen, die von ihnen unterhaltenen Landesgymnasien eingehen zu lassen; auch für diese hatte der Kurator die Russifizierung auf Grundlage einer gesetzlichen Bestimmung vom August 1887 angeordnet; obwohl der Staat zu den Kosten nichts oder doch nur verschwindend wenig beiträgt. Dasselbe haben diejenigen Städte gethan, welche Realschulen oder Stadtgymnasien erhalten.

Ob die Regierung die Beschlüsse bestätigen wird, steht freilich dahin. So weit die genannten Anstalten auf Grundlage eines vom Kaiser genehmigten Reichsratsgutachtens ins Leben gerufen worden sind, wie das von der Mehrzahl derselben gilt, können sie allerdings nur unter Beobachtung derselben Formalitäten geschlossen werden. Die Befürchtung ist deshalb nicht aus der Luft gegriffen, daß die Regierung die Schließung der Anstalten untersagen und die Weiterführung derselben als russische erzwingen wird. Es liegt das um so näher, als sie sich dadurch große Ungelegenheiten und überdies nicht geringe Kosten ersparen würde. Werden die Anstalten geschlossen, so entsteht die Frage, wo nun hin mit Hunderten und Tausenden von Knaben, die nicht ohne Unterricht bleiben können, die sich andererseits nicht alle in Petersburger und Moskauer Schulen unterbringen lassen. Wenn die Regierung auch keinen Anstand nehmen würde, die Schuld den Ritterschaften und Städten zuzuschieben, welche sich weigern, die „Reichssprache" einzuführen, so bliebe die Sache der öffentlichen Meinung der Welt gegenüber bei alledem doch peinlich. Alles das erspart man sich wie gesagt, wenn man die Stände zwingt, ihre Schulen als russische weiterzuführen. Wie sie es anfangen wollen, kann ihnen füglich überlassen bleiben.

Eine Sonderstellung nimmt die Ritter- und Domschule in Reval ein, welche seit 140 Jahren von der estländischen Ritterschaft als Landesgymnasium unterhalten wird, mit ihrem Ursprung aber bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts hinaufreicht. Hier hat die Regierung keine Handhabe gesetzlicher Art, um die Schließung zu verhindern. Ob sie sich nicht gleichwohl mit einem „Akt der Willkür" helfen wird, das warten wir ab.

Ungleich schwerer mußten natürlich die Erwägungen sein, welche sich bei der Entscheidung dieser Angelegenheit den deutschen Ständen aufdrängten. Für sie handelte

es sich im nationalen Sinne um Leben oder Tod, d. h. um die Frage, was der Erhaltung deutschen Wesens und deutscher Art am dienlichsten wäre, ob die Schließung der Anstalten oder ihre Weiterführung als russische, in der Hoffnung, daß im letzteren Falle den Ständen noch einiger Einfluß auf den Geist der Schulen gelassen werden würde.

Die Antwort war für Jeden, der die Frage ihrer ganzen Tragweite nach zu übersehen vermochte, durchaus nicht einfach und deshalb auch nicht leicht. Wenn die baltische Empfindung in der Schließung eine Ehrensache erblickte, die als solche keine Wahl ließ, so dürfte die kühle Ueberlegung einwenden, daß die praktischen Folgen eines derartigen Entschlusses angesichts der völligen Unmöglichkeit, dem Nachwuchs eine deutsche Erziehung zu geben, leicht ganz andere sein könnten, als erwartet würde, denn auch die Gründung von Privatschulen ohne staatliche Rechte läßt die Regierung nicht mehr zu, während die bestehenden Anstalten dieser Art ebenfalls der Russifizierung verfallen sollen.

Endlich ist auch der letzte Ausweg schon verschränkt worden, der darin bestand, daß man die Kinder auf deutsche Schulen ins Ausland schickte. Eine Kaiserliche Verfügung hat die Erlaubnis zur Ableistung der Wehrpflicht für alle Diejenigen, die ihre Bildung außerhalb der russischen Grenzen genossen haben, von besonderer allerhöchster Erlaubnis abhängig gemacht, die natürlich nur ausnahmsweise erteilt werden würde. Das bedeutet für die ungeheure Mehrzahl aller nicht in Rußland Erzogenen 4—5 Jahre russische Kaserne, d. h. den moralischen Tod.

Nicht viel besser würde das russische Gymnasium außerhalb der drei Provinzen wirken, dessen innere Nichtswürdigkeit, ja tiefe Lasterhaftigkeit bekannt ist. Selbst die deutschen Schulen in St. Petersburg und Moskau bieten vom baltischen Standpunkte manche Bedenken. Der Geist des Widerstandes gegen die aufgezwungene fremde „Kultur“ ist nicht in dem Maße lebendig, wie es unter den gegenwärtigen Umständen erforderlich ist. Das Petersburger und Moskauer Deutschtum zeigt die matte „weltbürgerliche Färbung“, mit der man am Ersten „weiter kommt“; man frage nur nicht wohin. Uebrigens würde sich in den genannten Schulen nicht einmal hinreichend Platz finden, ganz abgesehen davon, ob die Kuratorien es nicht für bedenklich halten müßten, so viele junge Balten aufzunehmen, d. h. das Deutschtum an der Ostsee dem Willen der Regierung zuwider stützen zu helfen.

Der beste Ausweg bliebe unter diesen Umständen trotz alledem, die Schüler der geschlossenen Landesgymnasien in die — Staatsanstalten der Ostseeprovinzen zu schicken, die, wenngleich russifiziert, den Eltern die Möglichkeit lassen, im Hause auf die Denkweise ihrer Kinder einzuwirken. Allein auch dieser Trost will nicht verfangen, weil jene Staatsanstalten schon jetzt überfüllt sind, so daß sich die Aufnahme einer größeren Anzahl neuer Schüler von selbst verbietet.

Wenn sich in allen drei Provinzen unter solchen Verhältnissen eine Partei gebildet hat, welche dem Verlangen der Regierung nachgeben, d. h. die Landesanstalten mit russischer Unterrichtssprache weiterführen wollte, so darf das in der That nicht ohne Weiteres als schwächliche Fahnenflucht bezeichnet werden. Die Lage ist eben völlig aussichtslos geworden; wenn man sich zu helfen sucht, so gut man kann, so ist das menschlich.

Bei alledem haben diejenigen Recht, welche ein entschiedenes Nein für allein am Platze halten und damit auch durchgedrungen sind. Zunächst trifft es nicht zu, daß die Regierung den Ständen ihren alten Einfluß auf die russifizierten Anstalten lassen würde. Der Gouverneur von Estland hat unumwunden ausgesprochen, daß das Gegenteil ganz selbstverständlich sei, d. h. daß der Kurator in seiner Hand allen Einfluß vereinigen müsse. Nur so könne die Regierung ihren Zweck erreichen. Wenn die Stände nachgegeben hätten, würden sie sich jetzt in der Lage eines Mannes befinden,

der sich zu einem ungeheuren Opfer entschlossen hat, ohne daraus den mindesten Nutzen zu ziehen. Grundsätzliches Eingehen auf die Absichten der Regierung wäre in diesem Falle mit dem Aufgeben seiner selbst gleichbedeutend. Die Balten hätten hinfort kein Recht, sich über irgend eine Maßregel zur Unterdrückung ihres Volkstums zu beschweren, hohnlachend würde man ihnen erwidern, daß sie ihre Sprache selbst aufgegeben hätten; damit aber auch ein Kennzeichen der Sache zerstört, das sie sieben Jahrhunderte hindurch hochgehalten haben. Nicht nur sich selbst aber hätten sie damit nicht wieder gut zu machenden Schaden gethan: auch der eingeborenen estnisch-lettischen Bevölkerung wäre das schlimmste Beispiel gegeben worden. Diese wehrt sich jetzt gegen das Eindringen des Russentums auch ihrerseits. Nicht länger aber wird sie es thun, als sie die Deutschen vorangehen sieht, die stets ihre Offiziere gewesen sind. Von diesem Standpunkte aus haben die Ritterschaften sich denn auch geweigert, an der Russifizierung der Volksschule mitzuwirken, die im Grundsatze ebenfalls beschlossen worden ist. In Liv- und Kurland hat man die Lehrerseminarien eingehen lassen, in Estland bisher noch nicht, weil die Regierung dort Neigung zeigt, den Unterricht in estnischer Sprache zu gestatten. Auch in Livland übrigens besteht sie hinsichtlich der Volksschule nicht so hartnäckig auf ihrem Schein, als sie es auf dem Gebiete des mittleren und höheren, d. h. deutschen Unterrichts thut. Der völlige Mangel an Lehrkräften russischer Herkunft und Bildung nötigt sie hier, wo es sich um tausende von Schulen handelt und wo es ihr überdies darauf ankommt, womöglich zu gewinnen, während sie die Deutschen schlechtweg vernichten möchte — mit größerer Vorsicht zu verfahren. So zeigt sie sich zu allerhand Kompromissen bereit, bietet hier und dort die Hand, wendet sich nach wie vor an die Landesschulbehörden, obwohl dieselben gar nicht mehr zu Recht bestehen u. s. w.

Aus alledem läßt sich entnehmen, daß die Verlegenheit groß ist. Der Kaiserliche Wille hat gesprochen. Er muß durchgeführt werden, und doch fehlen die Mittel. Ohne das lettische und estnische Element, das sich den Russifikatoren teilweise zur Verfügung stellt, würden dieselben überhaupt nichts erreichen, da die geborenen Russen fast durchweg nicht zu brauchen sind. Allein auch mit dieser Hilfe geht es viel zu langsam, da die staatlichen Seminare in jedem Jahr eine sehr geringe Anzahl neuer Lehrer liefern, während man deren in den drei Provinzen gegen 2000 bedarf.

Augenblicklich liegen die Dinge so, daß in Estland und Kurland der Volksunterricht in der alten Weise erteilt wird, als ob nichts geschehen wäre, während in Livland allerhand Eingriffe versucht worden sind, die aber, wie gesagt, angesichts der Unzulänglichkeit der Mittel jetzt nicht mehr die „Schneidigkeit" zeigen, welche ihnen anfangs eigen war.

Irgend welche Hoffnungen dürfen darauf freilich nicht gebaut werden; das Ziel, d. h. die Russifizierung, bleibt bestehen, man sucht nur so lange zu lavieren, als es durchaus nicht anders geht.

Dieselben Gesichtspunkte sind für die Behandlung der Hochschule in Dorpat maßgebend. Trotz des Wütens der slavophilen Presse in St. Petersburg und Moskau hat man von der sofortigen Russifizierung Abstand genommen, weil es unmöglich ist, die Lehrkräfte auszutreiben, deren man bedarf. Zwar fehlt es unter den Professoren, insbesondere unter den sog. „Reichsdeutschen", leider nicht an solchen, die bereit wären, russisch vorzutragen, wenn sie nur dazu im Stande wären. Da sie es aber nun einmal nicht sind und eine Sprache, wie die russische, sich auch nicht im Handumdrehen erlernen läßt, so bleibt es einstweilen dabei, daß deutsch vorgetragen wird. Das Verhängnis naht sich darum aber doch.

Auch die Rechtspflege ist zur Zeit noch deutsch, man hat weder mit den inneren noch mit den äußeren Vorbereitungen zur Russifizierung fertig zu werden vermocht. Spätestens im Jahre 1890 wird es jedoch so weit sein. Alsdann wird nicht

nur das russische Gerichtsverfahren mit allem was dazu gehört eingeführt werden, sondern höchst wahrscheinlich werden auch noch andere außerordentliche Maßnahmen getroffen, um den Einfluß des baltischen Elementes aus diesem wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens zu verdrängen. Hierher dürfte vor Allem die Bestimmung gehören, daß die Richter in den Ostseeprovinzen „griechisch-orthodoxen" Bekenntnisses sein müssen, und daß die Rechtsanwälte nur dann zur Praxis bei dem Gerichte zugelassen werden, wenn sie sich das Wohlgefallen des Justizministers zu erwerben wissen, d. h. politisch nicht „bedenklich" sind. Nach diesem Schema kann jeder ausgeschlossen werden, und in der That ist es wahrscheinlich genug, daß von allen Rechtsanwälten des Landes auch die Umgestaltung der Rechtspflege aus einer Anzahl katzenbuckelnder Jung-Esten und Jung-Letten „würdig" befunden werde.

Die Landpolizei, welche sich in Estland seit 1509, in Livland aber seit 1643 in den Händen der Ritterschaft befand, ist schon seit dem 1./13. Sept. 1888 „Reichssache" geworden. Man hat eine Anzahl „Kreischefs" mit „älteren" und „jüngeren" Gehilfen nach russischem Muster eingesetzt und ihnen eine Menge Gendarmen beigegeben, während sich die alte ständische Polizei Jahrhunderte lang ohne dieselben hat behelfen müssen. Die in den letzten Jahren arg zurückgegangene öffentliche Sicherheit ist dadurch aber nicht größer geworden. Raubanfälle, ja selbst Morde, Pferdediebstahl 2c. sind in dem Lande, welches vor noch gar nicht langer Zeit zu den gesittetsten in Europa zählte, häufiger geworden. Die Herren „Kreischefs" rauchen „Papieros" und kümmern sich um nichts. Wer die „Ordnung" einigermaßen aufrecht hält, sind die aus der alten Verwaltung hinübergenommenen Beamten. Die Bauerschaft, der man mit der „Reichspolizei" imponieren wollte, findet den Unterschied zwischen den neuen und den alten Verhältnissen wohl heraus, aber nicht im Sinne derselben thut sie es, die dem Alten den Garaus gemacht, sondern umgekehrt. D. h. sie findet, daß Alles, was geschieht, auch jetzt noch von den „Deutschen" gemacht wird, und sieht sich dadurch in der ererbten Vorstellung bestärkt, daß eben nur die Deutschen etwas zu thun verstehen und dazu willig sind. Das Verhältnis zu den „Herren" hat sich dadurch und durch so manche andere Erfahrung der letzten Jahre sehr gebessert.

An die Stelle der neidischen Erbitterung, mit der die Bauern auf die bevorrechtete Stellung der Herren blickte, ist die Einsicht getreten, daß jetzt beide Teile es gleich schlecht haben, und daß man deshalb dem gemeinsamen Bedränger gegenüber zusammenhalten muß.

Besonders ist diese Empfindung durch die fortdauernde kirchliche Verfolgung geweckt worden, die Deutsche und Eingeborene gleicherweise trifft, weil die Einen wie die Andern evangelische Christen sind. Zwar hat sich auch hier mancher Abfall gezeigt, doch aber bei Weitem nicht in dem Maße, als wohl befürchtet worden ist. Binnen sechs Jahren sind etwa ebensoviel Tausend Esten (jetzt ausschließlich in Estland) und Letten (jetzt durchweg in Kurland) mehr zur Staatskirche übergetreten, als im Durchschnitt der Fall zu sein pflegt.

Wenn man diese Zahlen mit denen der Vierziger Jahre vergleicht, wo in Livland (welches damals allein in Betracht kam) gegen 150000 Personen lettischen und estnischen Stammes „übertraten", so ist der Unterschied in der That sehr groß.

Es kommt dazu, daß, während zu jener Zeit eine Menge Leute abfielen, die man ihrer äußeren Stellung nach zum Kern der Bevölkerung rechnen mußte, in den letzten Jahren fast nur Proletarier in Stadt und Land der „Staatskirche" zugefallen sind, d. h. die schlechtesten und verkommensten Elemente der Gemeinden; was ja auch nicht verwunderlich erscheint, da ein vollständiger „Seelentarif" für die bekehrenden Popen besteht. Wer „100 Seelen" zurückgeholt, hat Anspruch auf eine Ordensauszeichnung; ein weniger reicher Fang wird mit Geld bezahlt. Andererseits aber wurden auch die „Seelen" selbst belohnt. Eine Zeit lang sollen bis 5 R. S. (etwa 10 Mark) bezahlt

worden sein; später ward diese Summe auf die Hälfte herabgesetzt und gegenwärtig erhält der Uebertretende noch weniger, vermutlich, weil die Popen sich vom baren „Gelde“ nicht zu trennen vermögen, trotz des in Aussicht stehenden Ordens.

Auch an Verbrechern hat man die „Bekehrung“ vielfach und nicht ohne Erfolg versucht.

Gegenwärtig ist die Bewegung ins Stocken geraten, nur von vereinzelten Fällen hört man noch. Die „griechisch-orthodoxen“ Eiferer hält das nicht ab, immer neue Kirchen zu bauen, obwohl dieselben meistens leer stehen. Für das Jahr 1889 sind aus dem Reichsschatze für sie 456000 R. S. angewiesen worden, während auch verschiedene „Brüderschaften“ (bratswo) in demselben Sinne thätig sind.

Als ein Hauptmittel der Propaganda gilt nach wie vor die bereits erwähnte Verfolgung der evangelischen Geistlichen, welche in den Verdacht geraten sind, Glieder der Staatskirche zum „Abfalle“ von derselben entweder unmittelbar verleitet oder in diesen „verbrecherischen“ Gedanken bestärkt zu haben. In diesem Augenblicke befindet sich, wie ebenfalls bemerkt, mehr als die Hälfte aller livländischen Pastoren aus diesem Grunde in Untersuchung, nachdem mehrere derselben bereits des Amtes entsetzt und in die Verbannung — zunächst übrigens noch nicht nach Sibirien, sondern nach russischen Städten wie Smolensk, Astrachan u. s. w. — verschickt worden sind. Das Quälende an diesen Untersuchungen ist vor allem, daß sie sich fast immer durch Jahre hinziehen; eine rasche Entscheidung ist nur in zwei Fällen erfolgt, wo die Pastoren Horst und Poort im verflossenen Herbste knall und fall „auf administrativem Wege“ ohne gerichtliches Urteil aus dem Amt gejagt wurden und den Befehl erhielten, sich binnen 14 Tagen in ein Gouvernement des Innern zu begeben. Bis dahin war nur bei dem berühmt gewordenen Falle „Brandt“ in diesem Sinne verfahren worden. Die übrigen Pastoren hatte man vor Gericht gestellt, was aber freilich mit Ausnahme eines einzigen Falles, wo die formale Verschuldung nachgewiesen war — zu glänzenden Freisprechungen führte. Allerdings sind dieselben von den noch bestehenden baltisch-deutschen Behörden ausgegangen. Die neue russische Rechtspflege wird zu dem umgekehrten Ergebnisse gelangen, d. h. die Pastoren in der Regel schuldig finden.

Eine fernere ihrer Natur nach sehr wirksame Waffe ist die Entziehung der äußeren Mittel, derer die evangelische Kirche bedarf. Den Anfang hat man damit gemacht, daß sämtlichen baltischen Städten untersagt worden ist, von sich aus etwas für den Unterhalt der Kirchen zu thun; die somit da, wo sie kein eigenes Vermögen besitzen, auf die freiwillige Beihilfe der Gemeinden angewiesen sind. Damit aber ist es noch nicht genug. Auch dieses eigene Vermögen, das zum Teil nicht nur beträchtlich ist, soll seiner Bestimmung entzogen werden.

So ist der sog. „Gotteskasten“ in Reval, der ein jährliches Einkommen von gegen 30000 Mk. besitzt, unter Zustimmung des Senats von dem Gouverneur von Estland als Vorsitzenden der sog. „Gouvernementssession“ der Stadt gegen ihren Willen, aber mit dem Verbot übergeben worden, die genannte Summe zu kirchlichen Zwecken zu verwenden; der Rechtsbruch ist hier so offenbar, daß derselbe Senat vor zwei Jahren zu dem entgegengesetzten Urteil gelangt war. Jetzt hat er aus „politischen Gründen“ nachgegeben. Pobedonoßzew will es, also muß es geschehen.

Dem Gesagten ließe sich noch viel Bezeichnendes hinzufügen. Es ist uns indessen nur um die großen Gesichtspunkte zu thun; alles an sich Nebensächliche lassen wir bei Seite. Ebenso enthalten wir uns aller Beigaben subjektiver Art, die Thatsachen sprechen für sich selbst, fordern das Urteil heraus. Wer sich zu diesem Urteile nicht aufzuschwingen vermag, wem es gleichgiltig ist, daß ein uralter Besitz der deutschen Nation unter den Augen derselben vernichtet wird, als ob er nicht vorhanden wäre, mit dem verhandeln wir nicht. Solche Gleichgiltigkeit ist leider sehr verbreitet, teils, weil man

die Dinge nicht genügend kennt — und wir geben zu, daß sie ihrer verwickelten Natur wegen schwer zu kennen sind — teils weil man die Folgen der Teilnahme fürchtet.

Rußland ist nicht Dänemark. Als Gustav Rasch gegen die Mißhandlung Schleswig-Holsteins in der „Gartenlaube" seine Stimme erhob, erregte das großes Aufsehen, weil man sich bewußt war, daß ein wenig Faustschütteln in diesem Falle unbedenklich war. Den Russen gegenüber sieht man die Dinge anders an, da, meint man, könnte vieles Reden allerdings gefährlich werden. Man thut darum, als sähe man nicht, was im Nordosten vorgeht, obwohl es klar am Tage liegt, daß jeder Streich, der dort gegen die Balten geführt wird, grundsätzlich angesehn nicht dieser Handvoll Leute gilt, sondern dem deutschen Wesen, das sie in sich darstellen. So kämpft ja auch Ungarn nicht sowohl gegen die Sachsen in Siebenbürgen, als gegen das deutsche Reich, das geistig hinter ihnen steht; so wüten die Tschechen nicht gegen ihre deutschen Volksgenossen, deren nationale Harmlosigkeit ihnen unmöglich ein Geheimnis ist, sie suchen das Land tschechisch zu machen, damit Deutschland nie auf den Gedanken komme, hier eine Abrundung seiner schlechten Grenze zu suchen u. s. w.

Weil es aber so ist, deshalb berühren die nationalen Kämpfe in Rußland und Oesterreich-Ungarn ungleich tiefer, als es diejenigen ahnen oder wahr haben wollen, welche den Standpunkt vertreten, daß die deutsche Nation sich nur um das zu kümmern habe, was ihr politisch angehöre.

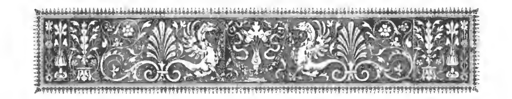
Man kann diese Theorie bequem finden; sie scheint auf den ersten Blick sogar sehr praktisch zu sein, weil sie uns eine Menge Sorgen abnimmt, da wir deren doch ohnehin schon mehr als genug haben. Allein es scheint nur so. In Wahrheit nutzt es uns nichts, daß wir uns von unseren Stammesgenossen außerhalb der Grenzen lossagen. In den Augen unserer Feinde bleiben sie, was sie sind. Beweis: unentwegte Fortsetzung des Vernichtungskampfes; unsere Gleichgiltigkeit hat daran nichts geändert. Wohl aber ändert sie die Achtung der Gegner vor uns, die selbst nicht daran denken werden, einen Stammesgenossen grundsätzlich aufzugeben. In Italien steht es so, daß jeder italienisch redende Mensch ohne Weiteres das italienische Bürgerrecht erlangen kann, während das sonst die größten Schwierigkeiten hat. Dort bekennt man sich also ohne Scheu zu einer Anschauungsweise, die bei uns verpönt ist. Was hat es Italien geschadet? Der österreichische Staat verfährt mit seinen italienischen Unterthanen ungleich rücksichtsvoller, als der ungarische und vollends der russische mit den Deutschen, die ihrer Macht unterstellt sind. In Südtirol fällt es niemandem ein, zu germanisieren, obwohl die irredentistische Partei in Italien hoch genug das Haupt erhebt. Was hält davon zurück? Nicht die slavisierenden Neigungen des Grafen Taaffe sind es in diesem Falle; in Tirol giebt es keine Slaven zu beschützen, sondern die Besorgniß, das italienische Nationalgefühl zu reizen. Den Deutschen gegenüber steigt dieses Bedenken gar nicht auf, und weil wir selbst stolz versichern, daß das nicht nöthig sei, daß wir die Gründe unserer „Nachbarn" zu würdigen wüßten und an nichts weniger dächten, als uns in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen.

In dieser Hinsicht wie in mancher anderen ist das öffentliche Leben nur das Abbild des privaten. Wer sich nichts gefallen läßt, wird mit Achtung behandelt, auch wenn er keine an sich imponirende Stellung einnimmt; wer seine Würde nicht zu wahren weiß, darf und kann sich über manchen Uebergriff nicht wundern, selbst wenn die äußeren Mittel, sich zur Geltung zu bringen, in reichem Maße vorhanden sind.

In dieser eigenthümlichen Lage aber befinden wir uns jetzt, doppelt eigenthümlich, weil die Leitung unserer Politik in den Händen von Männern ist, denen noch niemand Schüchternheit und Mangel an Selbstgefühl nachsagt. Die Politik kann sich in ihren Aeußerungen aber nicht durchweg den Einflüssen des Bodens entziehen, in dem sie nun einmal wurzelt. Wo es sich um nationale Rücksichten handelt, kann die Regierung nicht wohl weiter gehen, als die öffentliche Meinung fordert. Wenn diese gleichgiltig bleibt, muß ihr jede Handhabe fehlen.

Der Reichskanzler hat, wenn auch nicht mit denselben Worten, so doch der Sache nach am 15. Januar d. J. eben das gesagt, als er sich über die Schwierigkeiten beklagte, die ihm aus der Parteinahme der „freisinnigen" Opposition für das Ausland erwüchsen.

Mit dem ungeheueren persönlichen Einfluß, über welchen er gebietet, gelingt es bei alledem, die Dinge immer wieder in das rechte Geleise zu bringen. Man denke sich diesen persönlichen Einfluß aber weg, und man wird sehen, was die Fremden einem Volke gegenüber für erlaubt halten werden, das sich im nationalen Sinne lau erweist. Hieraus können unter Umständen größere Gefahren erwachsen, als aus der Empfindung, daß Vorsicht geboten erscheint, wie man sie Italienern, Franzosen und Russen, ja sogar den Spaniern gegenüber hat.



Ueber Bluntschli.

Von

Ernst August Freiherrn von Göler.

(Schluß.)

Daß aber Bluntschli jenes psychologische System nicht nur als geistreiche Spielerei auffaßte, sondern daß es ihm feste Glaubenssache war, das sagt er wiederholt selbst. Nur drei Stellen aus seinen Denkwürdigkeiten führen wir als Beweis hierfür an. Er äußerte 1852 Theodor Rohmer, dem Bruder seines Freundes Friedrich, sein Bedauern, daß letzterer seine Fehler nicht mehr beherrsche. Hierauf erwiderte Theodor Rohmer, „wie die Zeit fortschreite, werde sein Bruder maßvoller und umgänglicher werden. Es müsse sich vom Juni 1853 an zeigen, ob er in der männlicheren Phase der Zeitentwickelung auch die Schlacken abwerfe." Mit dem Juni 1853 sollte nämlich nach dem System die radikale Kindheitsphase abschließen und mit dem Vortreten des Geschlechtssinns die männliche d. h. liberale Entwickelung des 50jährigen Zeitalters der Sentimentalität innerhalb der 800jährigen Weltepoche der Sprachkraft beginnen.

Im Blick auf diese bevorstehende Wendung schreibt Bluntschli bei der Jahreswende von 1852/53 in sein Tagebuch: „Mein politisches Leben fiel bisher zuerst in die absolutistische Entwickelung des vorhergehenden Zeitalters und sodann in die radikale Entwickelung des jetzigen Zeitalters. Ich habe daher Hoffnung, in den nächsten 25 Jahren eine größere Zeit zu erleben. Zu Anfang derselben stehe ich noch in reifem und kräftigem Mannesalter, freilich nur noch drei Jahre lang. Aber die männliche Natur in mir wird dann nicht mehr von der Zeit negiert und sich auch ferner noch bewähren können. Meine Zukunft wird daher größer werden als meine Vergangenheit. Ich kann es noch erleben, wie sich eine neue Weltordnung losringt."

Wir erkennen aus diesen Sätzen den Grund, in welchem Bluntschlis Hoffnungs- und Glaubensleben ankerte. Fast noch deutlicher spricht sich derselbe in einer Tagesbuchnotiz vom Jahre 1871 aus. Er hatte die Biographie von Friedrich Rohmer entworfen, und schreibt: „Aber ich habe auf jede starke Wirkung" (nämlich dieser Lebensschilderung) „unter den Mitlebenden verzichtet und halte es für das Beste, wenn wenig darüber gesprochen wird. Erst nach 1940 beginnt ein größeres Verständnis." Nach dem psychologischen System bricht nämlich mit diesem Jahre die 50jährige Zeitepoche der jugendlichen Thatkraft, d. h. des wahren Liberalismus an, und so große Stücke hält er auf seinen verstorbenen Freund und auf dessen Lehrgebäude, daß er erwartet, es würde alsdann seine Biographie tief umgestaltend wirken.

Wie viel Hohn und Spott wurde schon auf bibelgläubige Christen gehäuft, welche in der Mitte des die gesamte Menschheit umgebenden Jammers und Elends, der Sündenmacht und der Todesschrecken, voll Sehnsucht hinausblicken, ob nicht bald die Vollendung des Reiches Gottes nach der Weissagung der heiligen Schrift heranrücke, jene Zeit, da Gott sein wird alles in allem. Wenn dann gar ein Christ in der heißen Sehnsucht auf die Wiederkunft Christi diese Zeit wirklich als nahe herbeigekommen bezeichnet, dann wächst der Hohn und Spott über dieses Menschenkind noch mehr. Und nun berechnet der eigene Meister, einer der bedeutendsten Führer der Liberalen, der Präsident des Protestantenvereins, der Großmeister einer Freimaurerloge, auf den Monat, wann sein Freund die nämliche Kraft zur Bekämpfung seiner Fehler finden, und daß der Liberalismus vom Dezember 1940 an wieder einen Siegeslauf nach auswärts erleben werde. Wo ist da Wahnglauben? Wo ist da Aberglauben? „Es stehet geschrieben: Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?" (1. Corinth. 1, 19 20.)

Von Interesse ist die Auffassung der Person Jesu Christi bei Rohmer und Bluntschli. Auch Er wird einregistriert in das psychologische System; es geht aber nicht ohne große Mühe und Beschwerde, und vielfach wird im Laufe der Jahre seine psychologische Erklärung geändert, weil beide Denker lange nicht vollständig durch die gefundene Lösung sich befriedigt fanden. Endlich glaubten sie das Rechte gefunden zu haben und merkwürdig genug ist es, wie Richtiges und Unrichtiges dabei durcheinanderlaufen. Schon vorher hatten sie die Menschen in solche mit Geistesströmung und in solche mit Gemütsströmung geteilt. Christus als Religionsstifter, welcher aus Liebe sich geopfert, erschien zunächst als Gemütsmensch — wir wissen ja bereits, daß Bluntschli die Gottheit Christi entschieden bestritt —; da aber Christus nach der alten Kirchenlehre als Logos, als das lebendige Wort Gottes verehrt wurde, „ähnlich wie die alten Brahmanen sich selber als aus dem Munde Gottes entstanden, als Geistessöhne Gottes betrachtet halten", was in der Rohmer'schen Psychologie „Sprache in der Sprache" bedeutete, und da Sprache nach dieser Lehre höchste Geisteskraft (nicht Gemütskraft) war, so wußte man sich nicht zu helfen. Endlich gelang es Rohmer, innerhalb seines Systems Christus als den höchsten Ausdruck der Sprache, d. h. als Logos, aber mit Gemütsströmung darzustellen und dadurch in unmittelbaren Rapport zu Gott zu bringen.

Ohne Christus als Gott gelten zu lassen, sprach sich Rohmer doch folgendermaßen aus: „Ob Christus ausnahmsweise durch eine göttliche Zeugung entstanden ist, das weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an. Die innerliche individuelle Darstellung des Logos, der Sprache, ist jedenfalls die Hauptsache. Darauf kommt es an. Aber ich glaube an eine Auferstehung von Christus, d. h. an eine verklärte Erscheinung, wie sie auch Paulus erlebt hat. Denn ohne das wäre das Christentum nicht geglaubt worden in der ersten Zeit, und nicht so stark geglaubt worden. Die Menschen glaubten, einen sichtbaren Beweis für die Unsterblichkeit zu haben. Ohne das wäre das Christentum bald erloschen." Er glaubte mithin nicht an eine Auferstehung des Leibes, sondern nur an einen Scheinkörper, an einen ätherischen Körper; wie er nicht an die Gottheit Christi glaubte, aber eine ausnahmsweise göttliche Zeugung annehmen konnte. Gerade jene Schwierigkeiten, welche für die Mehrheit der Weltmenschen zur Erfassung des biblischen Christenglaubens vorhanden, erscheinen ihm nicht als solche; aber auch trotz ungewöhnlicher Geburt bleibt ihm Christus Mensch. Bluntschli erklärte sich durch diese Lösung befriedigt. Er kann den Gedanken erfassen, daß Gott auf wunderbarem Wege, gleichsam durch eine neue Schöpfung einen Menschen in die Welt treten ließ, um die Menschheit auf dem Wege ihrer Vervollkommnung zu fördern; er glaubt aber nicht an die Notwendigkeit, daß Gott selbst die Menschheit vom Banne der Sünde und des Todes, als der Sünde Sold, erlösen müsse. Wir erkennen hier, daß er einerseits hoch

über der landläufigen Freigeisterei stand; daß er aber andererseits die Disharmonie, welche die Sünde in die Schöpfung hineinbrachte, in ihrer Ursache und in ihrer Wirkung unterschätzte. Er blieb der Mensch, der sich selbst helfen will, der durch Vertiefung des Menschen in sich selbst die Vollkommenheit zu erreichen hoffte; er war, kurz gesagt, seinem Glaubensbekenntnis nach mehr Buddhist als Christ.

Dies geht auch klar aus dem Bekenntnis hervor, welches er unter der Ueberschrift „Mein Bekenntnis" im II. Teil seiner Selbstbiographie niedergelegt hat. Dasselbe soll nach seiner Erklärung nicht seinen Glauben darstellen, da es wesentlich auf Wissen (?) beruhe, sondern in scharfen Zügen seine Grundgedanken und seine Grundgesinnung aussprechen. Dasselbe lautet:

„Ich verehre den Einen Gott,

„Der Seine ewige Ursache in Sich Selber und keine Ursache außer Sich hat,

„in Dem der unermeßliche und grenzenlose Raum als unerschöpfliche Machtfülle und als unergründliche Möglichkeit ausgebreitet ist,

„Dessen bewegte Eigenschaft die unendliche Zeit, der rastlos wirkende Geist ist,

„aus Dessen dunkelm Grunde das Licht aufsteigt,

„Dessen absolute Notwendigkeit Sich in unbezwinglicher Freiheit entfaltet,

„Dessen Anlage allmächtige Vollkommenheit, Dessen Entwicklung unaufhörliche Vervollkommnung ist,

„Der Sich Selbst aus Sich Selbst fortbildet,

„Dessen Geist die Materie in Sich gestaltet und beherrscht,

„Der in dem unermeßlichen Weltkörper mit seinen Gestirnen, die in dem ewigen Aether kreisen, Sich Seinen wachsenden Körper geschaffen hat,

„Dessen Leben nie ermattende, unendlich fortschreitende Seligkeit ist."

Dies gleichsam der erste das Wesen Gottes behandelnde Artikel von Bluntschlis Bekenntnis. Im zweiten Artikel wird das Verhältnis Gottes zur Schöpfung, im dritten das Wesen der Menschheit dargelegt. Der zweite Artikel lautet:

„Ich bin überzeugt, daß die mikrokosmischen Wesen, welche die Erdoberfläche bevölkern, die Pflanzen, Tiere, Menschen ihren Leib von der makrokosmischen Natur, die in Gott ist, empfangen haben, und ihr Leben, wie ihre Seele und ihren Geist von dem makrokosmischen Geiste erhalten haben, daß also die göttliche Natur die Mutter und der göttliche Geist der Vater der Geschöpfe ist, daß alle mikrokosmischen Wesen begrenzt und umschlossen sind von dem Einen makrokosmischen Wesen, ohne dessen Hülfe ihr mikrokosmischer Körper zerfallen und ihr mikrokosmisches Leben erlöschen müßte.

„Ich bin wie von der Ableitung aller mikrokosmischen Wesen aus dem Einen makrokosmischen Wesen, so auch von der fortwährenden Unterordnung der Mikrokosmen unter den Makrokosmos und von der Leitung der mikrokosmischen Welt durch den makrokosmischen Gott überzeugt."

Der dritte Artikel:

„Ich erkenne auch in der mikrokosmischen Welt inneren Zusammenhang, Ordnung und in der Stufenfolge der Schöpfungen Fortschritt und Vervollkommnung.

„Ich habe Vertrauen zu der mikrokosmischen und daher beschränkten Vollkommenheit der Menschennatur, als dem Abbilde der makrokosmischen und daher unbegrenzten Vollkommenheit der Gottesnatur.

„Ich glaube an die Pflicht der Einzelmenschen und der Menschheit, an ihrer Selbstvervollkommnung zu arbeiten und dem göttlichen Fortschritte nachzustreben.

„Ich glaube an die göttliche Leitung der Weltgeschichte und an die freie That der Menschen und ihren Anteil an der Erfüllung der Weltgeschichte,

„an die Weisheit Gottes, die sich in der Erziehung der Menschheit zur Freiheit bewährt, und an die Liebe Gottes zu den Menschen, als des Vaters zu seinen Kindern.

„Ich glaube, daß die großen Individuen, deren Leben die Menschheit bestimmt, von Gott gesendet sind, um die Entwickelung der Menschheit ihrem Ziele zuzuführen.

„Ich glaube an die Offenbarung Gottes in Jesus Christus, dem individuellen Abbilde des göttlichen Geistes und der göttlichen Liebe, dem religiösen Erlöser und Vorbilde der Menschen.

„Ich halte an der Möglichkeit einer Sendung fest, welche einen anderen Sohn zur Befreiung des Menschengeistes von dem Irrtum und zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis bestimmt.

„Ich glaube an die unmittelbare Verbindung des individuellen Menschengeistes mit dem unendlichen Gottesgeiste.

„Ich gründe darauf die Zuversicht der individuellen Unsterblichkeit des Menschengeistes, wenngleich der Menschenleib sich wieder in dem Leibe der makrokosmischen Natur auflöst.

„Ich glaube an das Gericht, das Jeder in seinem Gewissen trägt,
an die Seligkeit der Geister, die in Gott Ruhe finden,
an die Qualen der Geister, welche ihre Schuld weder vor Gott, noch vor sich verbergen können, und die eine Ruhe suchen, die sie schwer finden,
an den fortgesetzten Wechsel der Arbeit in sich und der Ruhe in Gott.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Gott auf dem Wege Seiner Vervollkommnung neue herrlichere Schöpfungen hervorbringen werde, und daß Gott auch den individuellen Geistern in der verklärten Welt ein neues verklärtes Leben und steigende Seligkeit gewähren werde.

„Ich glaube an das Weltgericht und an die Weltbeseligung Gottes."

Gewiß offenbart sich in diesem Bekenntnis ein großer, tiefer Geist, der Zeugnis von dem Gottesadel des Menschen giebt. Man kann dasselbe nicht ohne aufrichtiges Leidwesen lesen, daß dieser mit tiefdringender Ahnung und Verständnis für die höchsten Fragen angelegte Geist sich nicht zur vollen Wahrheit durch Unterordnung unter das Wort Gottes, wie es aus der Bibel spricht, durchgerungen hat. Durchaus frei von einer Sattheit an der Welt, wie sie ist, sehnt er eine „neue herrliche Schöpfung" herbei, und zeugt damit von dem Heimweh nach der erneuten Erde, welches auch in ihm lebt, und in jedem Gotteskind sich geltend machen muß, welches aber leider mitten in der sogenannten Christenheit vielfach schläft. Auch die Gedanken Bluntschlis über das Wesen Gottes sind groß und für den vulgären Liberalismus beschämend, wenn sie gleich einen Christen nicht befriedigen können.

Die makrokosmische Auffassung Gottes ist nicht neu und kann bedingungsweise zur Verständlichung des Verhältnisses von Gott zum Menschen wohl zugestanden werden; nur darf der Kosmos dabei nicht zum Leibe Gottes gestempelt werden. Bluntschli thut letzteres zwar nicht im Sinne des Pantheismus, welcher sich Gott ohne diesen Leib nicht zu denken vermag, sondern läßt Gott diesen Körper selbst schaffen; aber dennoch liegt hierin ein Hauptirrtum seines ganzen Bekenntnisses, weil auf diesem Wege der Gegensatz zwischen Gott und Welt nicht zum Ausdruck gelangt und hierdurch wieder die Bedeutung der Sünde und die Notwendigkeit der Erlösung herabgedrückt werden. Aber noch ein großer Unterschied zwischen Bluntschlis makrokosmischem Gott und dem pantheistischen ist hervorzuheben. Der Irrtum des Pantheismus war, daß er den sekundären, geschöpflichen Menschengeist nicht von Gottes Geist unterschied und diesen erst in jenem zum Bewußtsein kommen ließ, ein Fehler, den Bluntschli vermied. Er spricht sich einmal über seinen Gottesbegriff also aus: „Ich glaubte auch, in meinem eigenen Leben mehr als einmal die Schickung und die Leitung Gottes erfahren zu haben, und hatte das Vertrauen, daß dem großen Gott auch der kleinste Mensch nicht zu gering sei, um seiner zu gedenken. Ich nahm in den kleinsten und unscheinbarsten Tierchen und Pflanzen doch eine solche Fülle von organischen Kräften und Formen, eine so reiche

Harmonie des ganzen gegliederten Körpers und eine so regelrechte Entwickelung ihres Lebens wahr, daß auch das nicht ohne Gott zu verstehen war. Was bedeutet überhaupt der quantitative und relative Gegensatz von Klein und Groß für Gott, mit dem das Größte sich nicht messen konnte, dem das Kleinste nicht entgehen konnte?"

Als eine philosophische Verirrung muß dagegen sein Glauben an eine fortschreitende Vervollkommnung Gottes bezeichnet werden, welchem er selbst eine „allmächtige Vollkommenheit" zuspricht. Wie kann die absolute Vollkommenheit sich selbst steigern? Der Mensch hat ein höheres Ziel vor sich, nach dem er sich strecken kann, der vollkommene Gott nicht, und wenn Bluntschli in einer sich ewig gleich bleibenden Vollkommenheit den ewigen Tod sieht, so hängt diese Auffassung einfach mit der Beschränktheit unserer Fassungskraft zusammen.

Von dieser Verirrung abgesehen, erfreuen wir uns an dem redlichen Streben, in welchem Bluntschli durch sein ganzes Leben hindurch mit Ehrfurcht und Scheu Gott in Seiner Majestät zu ergründen suchte. Für ein kindliches Gemüt ging er dabei vielfach zu weit, verirrte sich dabei, weil er die heilige Schrift nicht als leitenden Faden gelten ließ, und erfuhr von diesem Forschen in den höchsten und heiligsten Begriffen auch psychische Rückschläge. So erzählt er von einer eigentümlichen Extase, die er einst erlebte. Er und Rohmer besprachen sich darüber, ob sie einer Schrift des letzteren nicht einen geeigneteren und würdigeren Titel als „des Welträtsels Lösung" geben könnten. Rohmer sagte plötzlich: „Wie wäre es, wenn ich ganz einfach hinschriebe: „Gott." Dieser einfache Vorschlag ergriff Bluntschli nach und nach mit so furchtbarer Gewalt, daß es ihm war, wie er schreibt, als empfände er im Innersten seiner Seele die Nähe Gottes. „Ich ward unwillkürlich von der Majestät Gottes ergriffen und durchglüht. Ich kümmerte mich um nichts, auch um Fritz nicht im mindesten. Ich spürte Gott ganz u n m i t t e l b a r und ebenso unwiderstehlich als großartig. Ich kam mir vor, wie berührt und geweiht vom göttlichen Geiste. Die Gemütserregung in mir war so überwältigend, so gewaltig, wie ich sie niemals erfahren hatte." Wir stehen unter dem Eindrucke, daß Bluntschli jenes Erlebnis falsch aufgefaßt hat und daß der heilige und unerforschliche Gott auf jenen kecken Vorschlag ein mächtiges „du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen" damals gesprochen hat. Eigentümlicherweise erlebte Rohmer später am Nachmittage jenes Tages eine gleiche Gemütserregung. Es war am Tage der Himmelfahrt Christi.

Im zweiten Artikel seines Bekenntnisses spricht sich Bluntschli über Gott als Schöpfer und Erhalter aus. Hier verdient eine Aeußerung Rohmers über die M e t a l l e angeführt zu werden: „Die Metalle hat Gott nicht für sich, sondern für die Menschen in Seinem Körper gebildet. Sie sind keine Geschöpfe, sie sind Teile des makrokosmischen Körpers. Aber Gott hat an den Menschen und dessen Bedürfnisse gedacht, als er die Metalle machte, lange bevor es Menschen gab. Die Menschen fühlen sich a n g e z o g e n von den Metallen. Ich empfinde diese Anziehungskraft der Metalle ebenfalls, nicht wenn ich das Silber betrachte, das mich gleichgiltig läßt, aber wohl, wenn ich Gold sehe. Das ist unerträglich. Gott und der Teufel bedienen sich dieses Mittels, um auf die Menschen zu wirken. Wären die Metalle nicht, so wäre kein Verkehr und keine Kultur unter den Menschen. Darin offenbart sich die V o r h e r s o r g e Gottes sehr deutlich."

Aus dem Wortlaut des ersten Absatzes des dritten Artikels, in welchem Bluntschli von dem Fortschritt der Vervollkommung in der Stufenfolge der Schöpfungen spricht, könnte man den unrichtigen Schluß ziehen, daß er ein Anhänger der Darwin'schen Entwickelungslehre gewesen sei; während er dieselbe nur für die natürliche d. i. leibliche Verbindung der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten und auch hier nur bedingt, nämlich als die Benutzung früherer Bildungen zum Hervorbringen folgender Bildungen durch die Natur, gelten läßt. Aber auch für diese Neubildungen der Natur nimmt er die schöpferische Einwirkung des G e i s t e s als notwendiges Erfordernis an. Die S e l b s t e n t w i c k e l u n g des Affen zum Menschen erscheint ihm vollends unmöglich. Er sagt hierüber treffend: „Die Idee des Menschen und der Menschheit konnte nicht in einem Affengehirn sich

bilden, sie ist nur begreiflich, wenn Gott sie dachte." Freilich fügt er aber folgenden bedenklichen, die selbständige Schöpfung des Menschen bis zu einem gewissen Grade in Frage stellenden Satz hinzu: „Die Benutzung des Affenleibes, um erste noch halbtierische Menschen zu schaffen, ist sehr wahrscheinlich. Ich zweifle nicht, daß die spätere Naturwissenschaft vollständigere Beweise für diese Wahrheit bringen wird." Das größere Wunder, die Schaffung des Menschengeistes, kann er mithin annehmen; über das kleinere Wunder der Schaffung des Menschenleibes ohne Zusammenhang mit der Tierwelt stolpert sein sonst so scharf denkender Verstand.

Wenn er weiter von dem Ziele in der Entwickelung der Menschheit redet, so spricht er sich nicht direkt darüber aus, was er sich dabei vorstellt, nur mittelbar ist daraus zu schließen, indem er in den beiden folgenden Sätzen Andeutungen gibt. Er nennt zunächst Jesus Christus den „religiösen Erlöser" und das „Vorbild der Menschen" und will im ferneren an der Möglichkeit einer Sendung festhalten, „welche einen anderen Sohn zur Befreiung des Menschengeschlechtes von dem Irrtum und zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis bestimmt." Hier kommt der gelehrte Professor zur Geltung. Er erwartet in erster Reihe schon in der gegenwärtigen Epoche der Christenheit als die Frucht der Lehre und des Lebens Christi ein Abwerfen von allem mystischen religiösen Wesen — (auch von der Rohmerschen Psychologie?) — und eine ethische Ausbildung der Christen nach seinem Vorbilde in ruhiger Entwickelung von Stufe zu Stufe. Damit ist aber noch nicht die höchste Stufe erstiegen; der Höhepunkt für die Menschheit liegt in einer von allem Irrtum gereinigten wissenschaftlichen Erkenntnis. Daß die Kreatur nach einer Erlösung von der Macht der Sünde und vom Tode vor allem seufzt, entgeht ihm vollständig, und wieder erkennen wir hier einen buddhistischen Zug im Gegensatz zur Grundanschauung aller biblischen und damit aller christlichen Lehre. Sehr bezeichnend für den gelehrten Herrn ist ferner hierbei, daß nach seiner Meinung, um die Menschheit zu diesem höchsten, wissenschaftlichen Ziele zu führen, das Erscheinen eines zweiten Messias erforderlich sei, vermutlich in der Gestalt eines Professors und Doctors phil. Ja! die Menschheit bedarf einer abermaligen Messiaserscheinung in der Welt zu ihrer Vollendung und die Christenheit harrt deshalb der Wiederkunft ihres einzigen Heilandes, Jesu Christi. Alsdann wird von selbst an die Stelle der Wissenschaften das Wissen treten.

Während in der Psychologie und dem Bekenntnis die Sünde und Schuld so gut wie gar keine Rolle spielt, ist man überrascht, dort, wo Bluntschli von seinem Glauben an das Gericht redet, zwei Klassen von Geistern zu finden; indem er seinen Glauben „an die Seligkeit der Geister, die in Gott Ruhe finden," und „an die Qualen der Geister, welche ihre Schuld weder vor Gott, noch vor sich verbergen können und die eine Ruhe suchen, die sie schwer finden," bekennt. Was bestimmt aber den Unterschied zwischen beiden Klassen? Doch wohl die Sünde. Sind sie aber nicht allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollten? Welche Sünde ist so klein, daß man trotz derselben Ruhe in Gott findet; welche so groß, daß keine Vergebung möglich? Wer hilft? Wo ist da der Erretter, der Heiland, der Seligmacher? Wie eine frei in der Luft und im Nebel schwebende Turmspitze erscheint dieser Glaubensartikel vom Gericht, und fordert das Staunen heraus, daß ein Geist, wie Bluntschli, ein so schlecht fundamentiertes Gebäude ausführen konnte. Wiederum erkennt man hier, daß er recht hatte, als er, wie wir oben mitteilten, von sich selbst behauptete, daß er kein Christ sei. Er war ein Religionsphilosoph, aber ihm fehlte, was den Menschen eigentlich zum Christen macht, das lebendige Bedürfnis nach einem Erlöser. Hieran ändert auch der Schluß seines Bekenntnisses nichts, in welchem er den Glauben an das Weltgericht und an die Weltbeseligung Gottes ausspricht; denn ohne Christus, den Gottessohn, heißt Weltgericht so viel als Verurteilung aller Menschengeister, und dann giebt es keine Weltbeseligung. Wir sagten, daß Bluntschli sich selbst für keinen Christen gehalten habe. Er war aber auch kein wirklich denkender Philosoph. In politischen Fragen hat sein

Verstand äußerst klar und präzis gedacht, da war er ganz Kopf und ganz Energie. Beim Philosophieren über göttliche Dinge war ihm seine religiöse Anlage hinderlich, und im religiösen Denken stand sein Menschenstolz, der sich nicht unter Gottes Wort beugen, der sich vor allem nicht als Sünder bekennen wollte, im Wege zur Wahrheit. Wie wir aus seinem Bekenntnis erfuhren, wußte er, „daß Gott sei," wie es im Römerbrief (1,19) heißt. Zwei Verse weiter fährt aber daselbst Paulus fort: „dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Da sie sich aber für weise hielten, sind sie zu Narren geworden." Nur so erklärt sich, daß ein an und für sich religiös angelegter Mann mit einem so ungewöhnlich durchdringenden Scharfblick, wie man dem Staatsrechtslehrer und dem Parteimann Bluntschli ihn nicht absprechen kann, einem „Schwarmgeiste," wie Rohmer, zur Beute fallen konnte.

Sein vielgestaltiges kirchenpolitisches Wirken beweist ebenfalls, daß ihm jene innere Gewißheit fehlte, von der der Apostel sagte: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade." Als Freimaurer strebte er einerseits mit großer Erregung darnach, „daß die Gottesidee als Grundidee der Maurerei gegen Materialisten und Atheisten entschieden betont werde;" andererseits wahrte er dem Unglauben innerhalb des Bundes die vollste Freiheit. Die Pilatusnatur, welche nirgends Wahrheit findet, leitete auch den Steuermann des Protestantenvereins, indem er zu religiös und geistig zu bedeutend war, um sich in die seichte Gedankenlosigkeit der Mehrzahl desselben hineinzufinden, andererseits aber mit seiner Rohmerischen Theosophie sich nicht stark genug fühlte, dem Verein ein positives Rückgrat zu verleihen. So hat er auch als Mitglied und als Präsident der badischen Generalsynode kein höheres Ziel gekannt als die Gleichberechtigung der Richtungen, d. h. eine Gemeinschaft der Gläubigen, welche einen Schenkel und einen Mühlhäußer, einen David Strauß und einen Knack, einen Renan und einen Hengstenberg mit ihren Armen umschlingt. Ja! er ging noch weiter. Er strebte auch nach einer Verbindung der Altkatholiken und des Protestantenvereins, und ließ sich zu diesem Zwecke als Redner zum Kongreß der Altkatholiken nach Köln 1872 einladen. Freilich mochte die Verbrüderung dieser beiden rein negativen Richtungen ihm weniger Schwierigkeiten bereiten, als das Wasser des Protestantismus mit dem Oel unseres evangelischen Christenglaubens zu vermengen. Als Präsident der Generalsynode suchte er dementsprechend beiden Richtungen gerecht zu werden und leitete die Verhandlungen mit ausgleichender Billigkeit; nur wo eine Richtung für sich allein das Recht innerhalb der auf dem Apostolikum aufgebauten Kirche in Anspruch nahm, griff er mit Leidenschaftlichkeit in die Diskussion ein. Er ließ es sich nicht nehmen, als Präsident in der Regel das Schlußgebet bei den einzelnen Sitzungen selbst zu sprechen; aber bemerkenswert genug wagte dieser gewaltige Redner, welcher, dem augenblicklichen Impulse folgend, vor jeder Versammlung frei und mächtig zu sprechen gewohnt war, das allerkürzeste Gebet nicht frei zu sagen. Er hatte zu diesem Zwecke vier oder fünf Konzepte kurzer Gebete, meist Bibelworte, auf seinem Präsidententisch liegen, und begann mit dem Gebet nicht eher, als bis er das betreffende Blatt Papier gefunden und vor sich hingelegt hatte, so daß er es leicht ablesen konnte. Woher diese Verzagtheit?

Rohmer und Bluntschli hatten einen ähnlichen Tod. Wir haben oben mitgeteilt, daß Rohmer ein Werk herausgeben wollte, für welches er anfangs den Titel „des Welträtsels Lösung", später den kühnen, hochfahrenden, nahezu lästerlichen Titel „Gott" gewählt hatte. Wir wissen auch, wie die Wahl dieses Titels auf ihn und Bluntschli psychisch erschütternd gewirkt hat. Nun suchte Rohmer lange Zeit nach der angemessenen Sprachweise für ein solches Werk, oder, wie er sich ausdrückte, nach der „Sprache". Endlich, am 9. Juni 1856, fand er dieselbe und schrieb den Anfang im Münchener Hofgarten bei beginnender Dämmerung mit Bleistift in großen Zügen. Diese ersten

Sätze, in welchen er die Vertiefung in den dunklen, lautlosen Urgrund schildert, sind wunderbar und charakteristisch genug, um hier mitgeteilt zu werden. Sie heißen:

„Indem ich dich in die Schauer der Vorwelt führe, erschrecke nicht!
„Tief ist der Abgrund, in den wir steigen; denn er war vor Gott, wenn ein Gott ist.

•

„Hinauf führe ich dich dann an das Licht, das von seiner Entstehung an sein unendliches Leben gefunden hat.
„Aber wir gehen zuvor hinab.

•

Hinab in den Grund von Allem was ist.

•

„Siehst du — du siehst es nicht und kannst es nicht sehen — die Ausdehnung des Raumes, in dem du Nichts entdecken kannst außer der schweren Dunkelheit, Nichts ermessen, auch nicht oben und unten, links und rechts?
„Vertiefe dich mit mir!

•

„Hast du etwas? Du hast Nichts.
Und einst, in für uns ungemessener Ferne,
War doch jenes Nichts.
Es war ja die Finsternis,
Welche die Zeit geboren hat.
Und sie war ein einziger Schlaf,
Geendet durch die Zeit.

•

„Einen Augenblick kannst du dich versetzen
In jenen Raum,
Der das Nichts in sich barg,
Bis er durch das Licht erwachte.

•

„Aller Schrecken der Finsternis kann dich nicht
hinüber geleiten in die Herrlichkeit des Lichts.
Nichts hilft dir der Schrecken.
Folge mir!
In den tiefen, dunklen Quell alles Seins
Werse dich nieder!
Er allein kann dich heilen,
Aus diesem kannst du schöpfen, was dir,
Dem Menschen, nötig ist.

•

„Gott ist vielleicht,
Vielleicht ist er nicht.
Vielleicht ist der Mensch
Das Erzeugnis des Urgrunds.
Und was hätten wir denn, wir Menschen?
Hätten wir etwas an Ihm?
Wer ist Er denn?

•

„Hinab! Noch einmal folge mir!
Hörst du die Stille?
Nein, du kannst sie nicht hören.
Es ist die erste Stille und die letzte.
Keine giebt's weiter;
Denn das Licht hat
Ihr ein Ende gemacht.
Der Schlag, als das Licht
Zuerst den Raum traf,
Schuf.

•

„Von da aus, aus der schrecklichen Schwere
Kam das, was dich selbst bewegt.
— Denke nach über den Abgrund,
Vertiefe dich in diese Wüste!
Dann steigen wir aufwärts."

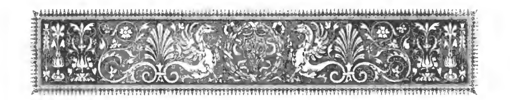
Den folgenden Tag las er diese Sätze Bluntschli voll Freude, die Sprache gefunden zu haben, vor, und fügte hinzu: „Der Anfang war schwer. Nun steige ich zum Lichte auf. Ich freue mich auf diesen Aufgang zum Licht." Am Morgen des 11. Juni arbeitete er wie gewöhnlich. Dann ging er aus, in das Lilienbad. Während er daselbst ein Buch über die nordamerikanische Union las, traf ihn der tödliche Nervenschlag. Bluntschli sagt: „Er war ohne Schmerzen plötzlich heimgegangen, zum Licht aufgegangen, in anderem Sinne, als er den Tag zuvor gedacht hatte." Und die gedankenlosen Menschen, welche auch unter uns Christen den Tod als einen Erlöser von allem Uebel zu betrachten gewohnt sind, fanden diesen Tod gar schön, gar poetisch und setzten hinter den „Aufgang zum Licht" kein Fragezeichen. Sie fragten nicht nach dem Zusammenhange dieses Todes mit den obigen Sätzen, in welchen Rohmer Gottes Dasein in Zweifel zog.

Volle fünfundzwanzig Jahre später wurde sein Freund Bluntschli ebenfalls plötzlich durch einen Hirnschlag abgerufen. Er hielt im Juni 1881 auf dem Protestantentag zu Berlin einen Vortrag über „die Unterschiede zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert mit Bezug auf das Verhältnis des kirchlichen Glaubens zu der Gesellschaft." Nach seiner Rückkehr schrieb er am 18. Juni in Heidelberg in sein Tagebuch folgende von ihm verfaßten schönen Verse, in denen sich sein religiöses Gemüt freundlich offenbart:

„Wie die Sonne im Thau der Blüte,
Spiegelt Gott sich im Menschengemüte.
Dem Wilden wild,
Dem Milden mild
Erscheint das Gottesbild.
Je tiefer forscht des Menschen Geist,
So größer und größer sich Gott erweist."

Nach diesen Versen trug er nur noch drei kurze Notizen in sein Tagebuch ein. Im September trat die Generalsynode in Karlsruhe zusammen, welcher er zum vierten Mal angehörte und zu deren Präsident er erwählt wurde. Bereits zeigte sich auf derselben eine gewisse Ermattung im Kulturkampfe, infolge deren ein friedlicherer Geist als in früheren Jahren auf ihr herrschte, sodaß Bluntschli an ihrem Schlusse mit dem Wunsche die Synodalen entlassen konnte, sie möchten diese Friedensstimmung mit in ihre Heimat, in das Land hinaustragen. Hierauf schloß er die ganze Session mit dem Gebete: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen." Es war sein letztes öffentliches Wort.

Auf zwölf Uhr war das Präsidium der Generalsynode zum Großherzog befohlen. Bluntschli sollte bei dieser Audienz durch einen hohen Orden ausgezeichnet werden. Gegen zwölf Uhr fand ein Finanzbeamter auf dem Fußweg des Schloßplatzes einen vom Schlag gerührten, ihm unbekannten älteren Herrn, mit zahlreichen Ordenskreuzen geschmückt, bewußtlos am Boden liegen. Er brachte ihn in einer Droschke in das städtische Spital. Der Sterbende war Geheimrat Dr. Johann Caspar Bluntschli.



Zur Geschichte der Francke'schen Stiftungen und der Universität Halle.

Von

G. E. von Natzmer.

I.

August Herman Franckes Beziehungen zu Canstein sind nicht unbekannt; weniger dürfte dies der Fall sein mit denjenigen zum preußischen Hofe, insbesondere zu Friedrich Wilhelm I., welche der spätere Feldmarschall v. Natzmer in besonderer Weise vermittelte. Sie werfen ein helles Licht auf die unermüdliche Thätigkeit dieses Monarchen als Regent.

Am Schlusse des Jahres 1691 hielt sich August Herman Francke eine Reihe von Wochen in Berlin im Hause des kürzlich dorthin als Propst der Nikolai-Kirche berufenen Konsistorialrats Spener auf, um seine Anstellung in Halle, wofür sich dieser interessierte, abzuwarten. Er predigte auch vor dem noch allmächtigen Danckelman, beteiligte sich an den Spener'schen Bibelstunden und gab Studenten allerlei Unterricht. Der Eindruck seiner Persönlichkeit war ein so bedeutender, daß man ihm von allen Seiten entgegen kam. Daß er dabei den maßgebenden Persönlichkeiten bekannt wurde, war für sein späteres Fortkommen von Wichtigkeit. Schon hatten die Angriffe gegen die Pietisten in Halle begonnen, wo an der dortigen kaum eröffneten Universität ein Freund und Gesinnungsgenosse Franckes, Breithaupt, als Dekan der theologischen Fakultät bereits wirkte.

An diese Universität wurde Francke als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen berufen. Als ihm 1695 Anton folgte, war die theologische Fakultät daselbst von drei ausgesprochenen Anhängern Speners besetzt. Freilich gehörte Francke noch der philosophischen Fakultät an, seine Vorlesungen gestalteten sich aber zu einer Exegese der heiligen Schrift und trugen gleich anfangs einen so theologischen Charakter, daß Francke sie als Professor der Theologie beibehielt. Dazu wurde Francke das Pastorat der Vorstadt Glaucha übertragen.

Seine Thätigkeit als Geistlicher und Lehrer näher auszuführen, würde hier zu weit führen. Sein zunehmender Einfluß weckte aber bald den Neid der Stadtgeistlichen, deren einem, Roth, jener Angriff auf die Pietisten zugeschrieben wurde. Ein collegium biblicum, welches Francke und Breithaupt in deutscher Sprache auch Nichtstudierenden hielten, und die Sorgfalt, mit welcher Francke als Geistlicher das Amt der Schlüssel führte, erregte Anstoß. Man griff die pietistische Richtung beider Männer öffentlich an; Francke verteidigte sich dagegen in einer Predigt über die Gerechtigkeit der Pharisäer.

Die Universität vor dem Vorwurf der Heterodoxie zu bewahren, trat eine kurfürstliche Untersuchungs-Kommission unter dem Vorsitz des Universitäts-Kurators Geheim-Rat v. Seckendorf[1]) zusammen. Francke wurde freigesprochen und eine Ansprache in diesem Sinne an die Gemeinden erlassen (Dezember 92), dazu aber bestimmt, daß die collegia biblica für die Bürger nur noch von Professoren, und die Francke'schen Bibelstunden in der Kirche gehalten werden sollten. Roth ging nach Leipzig, ein anderer Gegner Franckes, Schade, nach Dresden. „Ich habe Gott um nichts gebeten," schrieb Francke an Spener, „als daß ich ein reines Gewissen vor die Kommission bringen möchte. Das hat mir Gott verliehen und noch mehr, als ich hätte bitten und verstehen mögen." —

1693 verheiratete sich Francke mit einem Fräulein v. Wurm, die ihm eine treue Gehilfin wurde. Die Ehe ist mit drei Kindern gesegnet worden. Die Verhältnisse waren beschränkt, da „das eine Amt nichts brachte, das andere ad alendam familiam nicht hinlänglich war. Die junge Frau freute sich aber, daß ihre Brüder an dem Gemahl eine Säule des Gebets haben würden. Ueberhaupt tritt in ihren Briefen ein großer Ernst der Lebensauffassung und eine auf seltene Vertrautheit mit der heiligen Schrift gegründete Klarheit und Festigkeit des Glaubens hervor. Unter solchen Umständen gestaltete sich das Hauswesen zu einem apostolischen. Es herrschte darin ein sanftmütiges Wesen. Auch Essen und Trinken wurde nach dem Spruche geheiligt: „Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, so thut alles zu Gottes Ehre."

In dies Haus trat 1695 Freylinghausen, den Hausherrn in seinen geistlichen Funktionen zu unterstützen; er heiratete demnächst seine Tochter.

Um dieselbe Zeit legte Francke den ersten Grund zu jenen Anstalten, welche Tausenden zum Segen gereichten. Er begann damit, daß er seinen Hausarmen die Almosen nicht ohne eine kurze katechetische Unterweisung gab. Bald ließ er einige Kinder zwei Stunden täglich von Studenten unterrichten; eine Hausbüchse, welche zu milden Gaben aufforderte, gewährte die hierzu erforderlichen Mittel. Aus der Armen- wurde eine Bürgerschule mit 5 Stunden. Bedürftige bekamen überdies Unterstützungen. Für Gebildete stiftete Francke das Pädagogium. In allen diesen Schulen fanden Studenten ihr Brot, indem sie Unterricht erteilten. Ihre Tafel ist der Anfang des seminarium praeceptorum. 1697 wurden bereits 409 Schüler durch 56 Studenten unterrichtet. Auf das Pädagogium kamen davon 63. Die erforderlichen Räumlichkeiten wurden anfangs ermietet.

Der Umstand, daß einige Waisen in Kost und Pflege zu nehmen waren, gab den Anlaß zur Errichtung des Waisenhauses, bevor noch die Mittel dazu vorhanden (1698). Diese gingen aber, gleich den übrigen Gaben, in kleinen und großen Posten immer rechtzeitig ein. Zum ersten Aufseher der Waisen wurde ein gewisser Neubauer bestellt.

Bei einer persönlichen Anwesenheit in Berlin im Jahre 1701 erwirkte Francke seinen Anstalten durch Vermittelung des Ministers v. Fuchs[2]), der nach dem Sturze Danckelmans an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten stand, Accisefreiheit, einen Anteil an gewissen Strafgefällen der Provinz und die Zusicherung einer regelmäßigen Landeskollekte. Der König äußerte sich über ihn: man muß dem Mann auf alle Weise sekundieren und ernannte ihn zum Professor der Theologie. Seinen bisherigen Lehrstuhl der orientalischen Sprachen nahm ein D. Michaelis[3]) ein.

1702 erhielt Francke ein besonderes Privileg für das Pädagogium, nachdem eine

---

[1]) Geboren 1626, † 1692. Bis das Jahr zuvor in sächsischen Diensten, bezeichnet seine Berufung nach Halle die Wendung, welche sich damals in den Gebildeten Deutschlands zu gunsten des Hohenzoller'schen Staats vollzog. Sachsen, der bisherige Hort des Protestantismus, trat in diesen Anschauungen zurück.

[2]) Geboren 1640 zu Stettin, Kabinetssekretär des großen Kurfürsten, starb als Minister 1704.

[3]) Christian Benedict, Theologe und Orientalist, † 1764. Sein Sohn begründete die historisch-kritische Betrachtung des alten Testaments und † 91.

Visitation der Glaucha'schen Kirche und der Anstalten, auf Antrag der sächsischen Landstände, zu gunsten Franckes ausgefallen war. Bei Gelegenheit einer persönlichen Anwesenheit Friedrich I. erwirkte Francke das Privileg zur Halle'schen Zeitung, des späteren Courier. Unter solchen Umständen gediehen auch die Erwerbsanstalten. Die Buchhandlung erhob Ehlers zu einer der angesehensten Deutschlands. Die sogenannten „Waisenhaus-Medikamente" fanden durch ihren Erfinder Richter Verbreitung durch die ganze Welt. Alle Einnahmen kamen der Stiftung zu gute.

Ehlers war eine der angenehmsten und gesuchtesten Persönlichkeiten des Francke'schen Kreises. Von dem frommen Sinne Richters zeugen seine „köstlichen Lieder". Er stand Francke am nächsten, starb aber schon 1711.

Das Pädagogium erreichte seinen Höhepunkt unter seinem Inspektor Freyer. Zweck dieser Anstalt war, zur wahren Gottseligkeit, in den nötigen Wissenschaften, zur Beredsamkeit und zu wohlanständigen Sitten anzuleiten. Vorgetragen wurde: Religion, Lateinisch, Griechisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und deutsche Oration. Es wurde dabei das Fachsystem durchgeführt. Kein Schüler durfte mehr als drei Gegenstände auf einmal treiben. Mittwochs und Sonnabends wurde repetiert. In den Sprachen war der Lektüre ein breiter Raum zugewiesen. In der Auswahl der Schriftsteller zeigte sich allerdings eine zu große Aengstlichkeit, so daß sogar Klassiker ausgeschlossen wurden, von deren Bedeutung für eine freiere Entwickelung der jugendlichen Geister man nicht die rechte Ahnung hatte, Francke selbst dachte in dieser Beziehung übrigens freier wie seine Werkzeuge. 1705 wurde eine Selecta eingerichtet, eine abschließende Vorbereitung für die akademischen Studien zu geben. Um dieselbe Zeit wurde Freyer mit der Leitung sämtlicher Schulanstalten betraut. 1707 trat das Lehrer-Seminar ins Leben; die Kandidaten mußten drei Jahre im Waisenhause und Pädagogium unterrichten. Das exercitium pietatis gab Gelegenheit, lateinisch zu reden.

Alles wurde unter dem Gesichtspunkte der geistlichen Förderung zusammengefaßt. Bedenklich erscheint uns dabei die Vorschrift, daß die jungen Leute sich immer in Gegenwart ihrer Informatoren befinden sollten.

„Uebrigens war Francke," mit Dr. Gustav Kramer zu reden, „ein Pädagog im größten Stile, wie es keinen vor ihm und keinen nach ihm gegeben hat. Alle Mitarbeiter erfüllte der Geist der Gottgelassenheit und Hingebung an den Dienst des Nächsten als rechte Frucht des Glaubens. Dieser Charakter des damaligen Pietismus gab ihm die Macht, in der evangelischen Kirche neues Leben zu schaffen."

Der Umstand, daß sich bei der schwedischen Armee, als sich diese 1706 in Sachsen befand, Exemplare von Franckes Anleitung zum Christentum in schwedischer Uebersetzung fanden, gab einem Heißsporn der lutherischen Satzungen, Mayer, Generalsuperintendent von Pommern, den Anlaß, die schwedischen Soldaten vor dem Halle'schen Pietismus, den er mit den Ausschreitungen der Buttler'schen Bande in Beziehung brachte, öffentlich zu warnen. Sich und seine Anhänger von diesem Verdachte zu reinigen, begab sich Francke ins schwedische Hauptquartier. Der preußische Gesandte v. Printzen[1]) unterstützte sein Vorhaben. Francke erreichte, daß sich der Beichtvater Karl XII., Malenberg, von dem vortrefflichen Zustande der Halle'schen Anstalten persönlich Ueberzeugung verschaffte. Das fortgesetzte Gedeihen des Halle'schen Geistes reizte nun Löscher in Dresden, den wir als den Hauptvertreter der Wittenberger Lutheraner kennen lernten, zum Widerspruch. Er rügte, daß den Stiftungen göttliche Providenz zugeschrieben werde, während doch „die Speisung in den Anstalten so gering als möglich gemacht werde und mit

---

[1]) Preußen plante damals eine Tripelallianz mit Schweden und Braunschweig zum Schutze der Evangelischen in Schlesien, Ungarn und der Pfalz. Seit 1707 in der inneren Verwaltung Preußens thätig, trat Printzen an die Spitze der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten. Von hoch und niedrig geschätzt, † er als Minister 1725. Besondere Verdienste hat er sich um die Reformierten, denen er angehörte, erworben.

Herumsendung der Beschreibungen groß Fleiß, die Almosen zu sammeln, gethan werde, desgleichen die Werke, welche göttlich, nicht bedürften."

Francke antwortete: „Niemand wird zu schanden, der des Herrn harret; ich harre des Herrn, ergo werde ich nicht zu schanden." In der That hatten die Angriffe nur die Folge, daß die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr nach Halle gerichtet wurde. —

Als König Friedrich IV. von Dänemark sich für die Mission zur Bekehrung seiner heidnischen Untertanen interessierte, übernahm diesen Dienst in Folge einer Empfehlung der Rektor und Pastor Lange[1]), damals noch in Berlin, ein Schüler Franckes, ein gewisser Ziegenbalg[2]), nicht ohne diesen vielfach um Rat zu fragen. Franckes Anforderungen an die Missionare, insbesondere in Studien, waren bedeutend. Ihre Missionsberichte anderen mitzuteilen, gab Francke ein besonderes Blatt heraus. Er forderte darin auch zu Beiträgen für die Mission auf, ohne sich mit Fleisch und Blut darüber zu besprechen, daß seine Anstalten dadurch eine Beeinträchtigung erfahren dürften. In dieser Weise erweckte Francke in Preußen, in Deutschland und weiter den Missionssinn in einer Zeit, wo unsere Orthodoxen noch nichts davon wissen wollten. Halle wurde zum Schwerpunkt der Kopenhagener Mission. Die verantwortliche Leitung daselbst übertrug Francke an Michaelis, die Finanzen an Neubauer. In wichtigen Fällen entschied er nach wie vor selbst. Die Grafen Reuß, welche in Halle lebten, wurden korrespondierende Mitglieder des Kopenhagener Kollegiums. Unter solchen Umständen fehlte es in Halle nicht an Anregungen für die Mission. Zinzendorf, der das Pädagogium damals besuchte, hat sich darüber ausgesprochen: „Die tägliche Gelegenheit, in Franckes Hause Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionen kennen zu lernen, haben den Eifer für des Herrn Sache mächtig in mir gestärkt." In dem Jahre, wo Ziegenbalg mit einem getauften Malabaren in Halle zum Besuch war, stiftete Zinzendorf seinen Bund zur Bekehrung der Heiden.

So lange Spener[3]) lebte, vertrat er die Franckeschen Interessen bei den Behörden in Berlin, obwohl ihm sein junger Freund zu stürmisch war. Bis zum Jahre 1702 hat man hierfür noch Beweise in den Korrespondenzen. Canstein stand mit Francke seit 1698 in Beziehung. Daß dessen Freund, der General Natzmer, sich gleichzeitig für die Halleschen Stiftungen interessierte, ersehen wir aus den nachfolgenden Briefen Cansteins an Francke:

„Berlin, 3. Oktober 1703. Meine Betrübniß wegen des Todes des Herrn v. Natzmer wird man aus meinem letzten Schreiben ersehen haben. Herr v. Burgsdorf und andere melden, daß noch ungewiß, ob er todt oder gefangen. Ich bekenne von Herzen, daß von den angenehmsten Dingen, so mich in der Zeit betreffen könnten, wäre, so ihn Gott diesmal noch erhalten hätte.

Später: Berichte mit herzlicher Freude, daß N. noch lebt, wie der Fürst v. Anhalt dem Könige gemeldet. Er soll in Donauwörth gefangen sein. Ich hoffe zu göttlicher Ehre, es werde aus dieser wunderlichen Begebenheit, worüber, wenn Ew. Hochehrwürden alle Umstände bekannt, Sie die größte Ursache finden, die weise Regierung Gottes zu preisen, sehr viel Gutes kommen.

Später: Von den besonderen Umständen zu melden: So gedenket er selbst, daß Gott ihn wunderlich erhalten, da das Pferd ihm unter dem Leib todtgeschossen, auf ihn gefallen, daß ihn nicht drei Leute vermocht, hervorzuziehen, und indem er so gelegen, ist eine ganze Escadron vom Feinde über ihn marchiret, wovon er aber keinen Schaden genommen, als daß die linke Hand gequetscht. Ohne diesen Fall er allem Anschein

[1]) Joachim, geb. 1670 zu Gardelegen, † 1744 zu Halle. Die sogenannten „Halle'schen Grammatiken" sind von ihm.

[2]) Verdienstvoller Missionar, † 1719 zu Trankebar. Er hat eine Tammulische Grammatik geschrieben. Wir verdanken ihm auch eine Genealogie der malabarischen Götter.

[3]) Er starb 1705, 5./2.

nach das Leben lassen müssen, da die Seinigen in der größten confusion ihn verlassen und der Feind mit furie eingebrochen.

Alle seine equipage, da die übrigen die ihrige verloren, ist conserviret. Ueberfluß der göttlichen Güte, sic solet Deus.

Wäre er jetzt gestorben, was ich Ihnen nur im Vertrauen sage, sollte sein ansehnliches pium legatum (frommes Vermächtnis) sine effectu (ohne Wirkung) gewesen sein, indem das testament von den Anverwandten wäre impugnirt (angefochten) worden, ratis (weil) er seine Mutter aus Versehen ausgelassen. Es hat mir dieses in der Ungewißheit viel Bekümmerniß gemacht, aber mit Gott soll ich schon sagen, daß es kräftig aufgerichtet werden (soll), so ihm der Herr nur noch ein wenig das Leben gönnt.

Hätte ich ihn nicht vor todt gehalten, und also das testament geöffnet, könnte ich es nicht auf das künftige redressiren.

Mich verlangt, daß er wieder frei sein möge, indem zu ihm reise, wie er begehret, wo ich dann noch ein Mehreres von ihm erfahren werde, Gott zu preisen." —

Auf freien Fuß gesetzt, erhielt Natzmer vom Fürsten v. Anhalt, der nach Berlin ging, das Kommando über die Truppen, welche in der Oberpfalz kantonnierten. Ueber seine Begegnung mit Canstein hat er aufgezeichnet: „Hier fand mich mein werthester Freund, der liebe Herr v. Canstein, der ungeachtet des weiten terriblen Weges im harten Winter expreß kam, mich zu besuchen und aufzumuntern, und seiner unermüdeten Treue und Liebe aufs Neue zu versichern. Gott lasse ihn ein um so größeres Maß der göttlichen Liebe und Freude und der ewigen Herrlichkeit dafür geniessen." Bald darauf starb der Minister Fuchs; das freundliche Verhältnis der maßgebenden Kreise zu Francke blieb aber dasselbe. Feldmarschall Wartensleben, welcher den König 1708 nach Halle begleitete, äußerte sich in diesem Sinne: „er wünsche dem Lande nur noch zwei solche Männer wie Francke, einen in Königsberg, den anderen in Berlin." Im folgenden Jahre wurde Francke zur Einrichtung des dortigen Armenwesens und eines Waisenhauses nach Berlin berufen. Bei dieser Gelegenheit durfte er vor der lutherisch gesinnten dritten Gemahlin des Königs, einer Prinzeß von Mecklenburg, wiederholt predigen. Leider war sie fanatisch und erweckte dadurch den Widerspruch des Königs. Unter solchen Umständen erwirkten die Reformierten, welche den Minister v. Printzen, der das Kirchenwesen unter sich hatte, für sich gewonnen, daß Francke Berlin verlassen und den „commercium mit dem Hofe" aufgeben mußte, bevor die Absicht seiner Berufung erfüllt war.

Schon 1705 war die Idee aufgetaucht, den drei an der Universität Halle thätigen lutherischen Professoren einen reformierten akademischen Lehrer zuzuteilen. Vergeblich stellte die Fakultät vor, daß damit der Segen der lutherisch gegründeten Anstalten in Frage gestellt werde.

Die reformierte Schule wurde zu einem collegium illustre regium erhoben, ihrem Leiter, einem Professor Heyden, der Unterricht der reformierten Studenten übertragen und diesen ein Anteil an den Francke'schen Freitischen und dem lutherischen Seminar erteilt. Man sprach schon davon, daß Francke und Breithaupt ihre Stellen einbüßen sollten.

„Wäre mein Vater am Leben geblieben," hat Friedrich Wilhelm nachmals zu Natzmer gesagt, „würde eine große Verfolgung für die Lutheraner entstanden sein." Er selbst, der damalige Kronprinz, war gegen Francke praeoccupirt.

1704 vermählte sich Natzmer mit der Mutter des Stifters der Brudergemeinde Zinzendorf. Seine Schwiegermutter, Frau v. Gersdorf, stand mit Francke seit dem Jahre 1697 in Verbindung, wo sie mit ihm über den Chiliasmus korrespondierte. Ueberall zum Helfen bereit, ließ sie demnächst eine Anzahl schlesischer Waisenkinder auf ihre Kosten von ihm erziehen. Später verhandelte sie mit Francke über die Anlage eines Fräuleinstiftes, das 1704 in Halle eröffnet wurde, nachdem sie aus der Stiftung eines Herrn v. Haugwitz 4000 Thaler dazu gegeben.

Als der junge Zinzendorf zu seiner Erziehung nach Halle ins Pädagogium kam, führte Frau v. Natzmer die geschäftliche Korrespondenz mit Francke, unter Assistenz von Canstein, da Natzmer in dieser Zeit bis zum Friedensschluß fast unausgesetzt im Felde war. Uebrigens korrespondierte Natzmer schon damals auch direkt mit Francke und zeigt sich in den Briefen über die Halle'schen Bestrebungen, für welche Francke bereits seine Hilfe in Anspruch nahm, vollständig informiert. Natzmer schrieb an Francke: „Im Lager ohnweit l'Jle bei Sanzien, den 17. Sept. HochEhrwürdiger, Wohlgeboren, insbesondere Hochgeehrtester Herr Professor. Ich habe wohl Ursache, beschämt zu sein, daß ich Dero beide liebreiche, mir werthefte Schreiben durch dieses auf einmal beantworte. Ich bitte es mit Ihrer Liebe zu Gute zu halten. Von den übersandten tractatgen habe ich wenig vertheilen können, weil ich gefunden, daß (sie) nicht waren angewandt worden. Von dem Ueberbringer derselben, dem Feldmedicus, wird dem Herrn v. Canstein bereits Meldung gethan sein, daß nicht aller Zweck erreicht. Die Zeit wird darin mehr Licht geben.

Uebrigens danke ich dem Herrn Professor von Herzen vor alle Liebesbezeugungen, auch daß Sie an allen meinen Begebenheiten so viel theil nehmen wollen. Ich habe wohl die sonderbare Güte Gottes, so ich vielseitig, so kräftig und handgreiflich in meinem Leben empfangen, sonderlich bei den letzten Umständen gespürt, auf alle Weise zu verherrlichen und vor Engeln und Menschen zu preisen. Gott gebe Gnade zu einer thätigen Dankbarkeit, und daß der geringe Funke meines Glaubens mehr und mehr entzündet und recht lebendig werde.

Die wunderbare Führung und Beschirmung des hl. Gottes sind aber nicht ohne reflexiones bei mir geblieben; es ist freilich nichts überzeugender, auch nach dem Licht der Natur, nicht zulänglich, wenn nicht der Geist Gottes wirket, da ich denn meine, daß sich die Gnade von der Natur darin am meisten mit unterscheidet, weil sonst mit allen Vorstellungen das Herz doch immer kalt bleibt, durch die Natur zwar zur Verwunderung, durch den Geist aber allein zu einer lebendigen Gegenliebe kann gebracht werden. Gott wolle nach Seiner Barmherzigkeit dieses alles in seiner Kraft in meiner Seele recht lebendig machen.

Wegen der 200 Thaler ist mir nichts zuzumessen. Das ist ein bloßer Betrieb meiner lieben Frau, die ihre Dankbarkeit auch nicht ohne meine Beschämung darin einigermaßen hat darthun wollen. Gott lasse es zu einem Segen der Nothdürftigen werden und erwecke immer mehr Herzen, sein Werk zu befördern. Derselbe segne auch E. H. als sein theuer Werkzeug, damit Sein göttlicher Name überall mehr und mehr ausgebreitet und der Unglaube überwunden werden möge.

Ich empfehle mich ferner noch bei diesen verworrenen Umständen mit allen Meinigen andächtigem und eifrigem Gebet und verbleibe von Herzen E. H. ergebenster Diener.

Berlin, 18 jan. oder jun.

Wenn dieses meinen werthesten H. Professor in allem Wohlstande antreffen wird, wird mir herzlich lieb sein. Gott gebe es an Leib und Seele noch auf viele Jahre.

Hierbei kommen 200 Thaler vor die armen Waisen, die ich ihnen im Gemüthe schon vor geraumer Zeit destinirt habe. Gott lasse es an denselben gesegnet sein. Ich empfehle mich E. H. herzlicher Vorbitte zu dem heiligen Gott.

Wettin, 14. Nov. Ich danke von Herzen für übersandtes paquet Briefe, nicht weniger lege E. Güte und Liebe bei, was Sie wegen des vergessenen Dankes melden wollen. Ich habe denselben nicht verdient; ist auch nicht meine Absicht (gewesen).

Der communicirte Brief aus Sibirien[1]) ist wohl verwunderungswürdig und

[1]) Eine größere Anzahl Schweden war nach der Schlacht von Pultawa in russische Gefangenschaft geraten und nach Sibirien gebracht. Das damit verbundene Elend führte viele zur Erweckung. Dazu wirkten Franckesche Traktate mit. Die Vermittelung hatte ein Herr v. Wreech.

Gottes sonderbare Kraft und Gnade so viel mehr zu preisen, stelle mir auch vor, daß E. denselben nicht ohne Bewegung gelesen. Gott lasse ihn auch zu meiner und vieler anderer Menschen lebendiger Ueberzeugung gedeihen.

Ich vermuthe noch mein Quartier in Halle zu bekommen. Sonsten werde wegen meiner zukünftigen Briefe in dem buchladen schon anfrage thun lassen.

Meine Frau empfiehlt sich bestermaßen."

Als Friedrich Wilhelm I. als Kronprinz nach Halle kam, konnte er sich nicht entschließen, das Waisenhaus zu betreten, „ob er wohl sonst sehr curios." Er beschränkte sich darauf, es von außen zu besehen, vermochte dabei aber den Ausruf nicht zu unterdrücken: „Ist das nicht ein Bauen! Eine ganze Gasse Häuser!" Es war Natzmer vorbehalten, diesen Herrn von der Gemeinnützigkeit der Anstalten zu überzeugen. Neubauer hat darüber im Mai 1713 aufgezeichnet:

„Nach der Zeit (der Verläumbung unter dem ersten Könige) hat ein rechtschaffener Kriegsmann ins Herz gefaßt, dem Kronprinzen eine ouverture von diesen Anstalten zu geben, in solchen terminis, als er selber davon zu seiner Vergnügung überzeugt war und hat solches auch mit solchem Effect ins Werk gerichtet, daß der Kronprinz einen ganz andern concept davon gefaßt und sofort die Partei dieser Anstalten genommen gegen die Hofleute, so damals in gar heftigen terminis gegen den König davon redeten und sie dadurch zum Schweigen gemacht. Dieses ist ¾ Jahre vor des Königs Tode geschehen und ist die eigentliche Praeparation des Königs (Friedrich Wilhelm) gewesen zu dem gegenwärtigen Guten, wie er denn solches dem Professor Francke frei heraus gesagt, daß er alles demselben Kriegsmann zu danken habe, der ihm (regi) an der Stelle quam digito monstrabat, Gutes von ihm und seinen Anstalten gesagt und er (Rex) sei versichert, daß derselbe ihm keine Lügen vorbringe.

Von der Zeit an hat er allerwege Gutes von den Anstalten gesprochen und gesagt: sobald er nach Halle komme, wolle er dieselben besehen. Dieses hielt er nun Ostern dieses Jahres, schlug die Visiten des Regierungsrath Thomasii aliorumque ab, sagend, er sei nicht hier, um Visiten anzunehmen, sondern zu arbeiten, und gab selber zu jedermans Verwunderung (so zu reden) eine Visite dem Prof. Francke."

Der König kam von Wettin, wo er die aus Italien heimgekehrten Truppen besichtigt hatte. In seiner Begleitung war der Fürst v. Anhalt.

„In diesem conventu regis et Francke ward, mit Neubauer zu reden, der Grund gelegt zu alle dem, was jetzt in Berlin pro academia Hallensi et ecclesia Lutherana erhalten und confirmirt ist. Francke sagte damals dem Könige (auch) die Sache von Professor Heyden."

Diesem Reformierten wurde der theologische Lehrstuhl wieder entzogen. Das Seminar wurde aufs neue den lutherischen Studenten vorbehalten. Auch sollten reformierte Studenten an den Erträgnissen der Kollekte nur insoweit teilnehmen, als das Geld von Reformierten stammte.

Den Halleschen Unterrichtsanstalten war damit der lutherische Charakter, in welchem sie groß gezogen und ihr innerer Zusammenhang, worauf ihr Gedeihen beruhete, gewahrt.

Nach Berlin zurückgekehrt, sprach sich der König über die Eindrücke, welche er in Halle empfangen, mit Natzmer aus. Dieser schrieb demnächst an Francke:

„Ich danke E. H. vor gegebene Nachricht von der glücklichen Stunde, so Sie bei der Anwesenheit Ihrer Maj. gehabt. Der liebe Gott lasse es nach seiner erbarmenden Gnade nicht ohne Segen bleiben. Gestern spät kam Ihr. Maj. hier an und heute Mittag hatte ich die Gnade, Ihre Majestät zu sehen in Gegenwart vieler Umstehender. Ihr Majestät fingen von selbst an, daß Sie zu Halle alles besehen hätten und zogen mich sofort in ein anderes Gemach nahebei, so daß doch die Thüre offen blieb und sagten mir, daß sie zwei Stunden über alles und jedes besehen hätten, daß Sie sogar bis unter dem Dach gewesen, daß E. H. sehr viel gebaut hätten. Sie wären nicht einen Augenblick still gestanden; es wäre alles gut und sehr reinlich, außer in dem Eßsaal.

Ich fragte Ihr Maj., ob Sie auch den schönen Brunnen gesehen hätten. Ihr. Maj.: den hätten Sie nicht gesehen, wiederholten aber, daß E. H. ein sehr großes und langes Gebäude gebaut hätten, darin diejenigen, so Prediger sein sollen, zubereitet werden. Ego: das wäre zweifelsohne gebaut, weil Ihr. Maj. begehret hätten, daß mehr Prediger sollen gemacht werden. Rex: Vordem wäre nur vor die praeceptores (Lehrer) da genommen worden, die öfters nicht gut gewesen. Nun hätten E. H. versprochen, daß Sie alle Zeit ein Stück 4 tüchtige Prediger parat hätten; es wäre eine schöne Sache und ein sehr großes Gebäude, es wäre aber kein miracel! ego: E. H. geben es auch nicht dafür aus, sondern bezeugten lieber das Gegentheil dabei. Es wäre aber doch göttliche Güte. Rex: Es wäre kein miracel, außerdem erhielte sich so eins aus dem anderen, aus dem paedagogio erhielte sich anderes und aus dem andern das paedagogium. ego: Ob Ihr. Maj. den Herrn Professor nicht darüber gefragt hätten. Ihr Maj. möchten den H. Professor darüber fragen, wenn er einmal herkäme, auf alle Fälle. Rex: Sie würden die Predigt gedruckt schicken und alsdann zweifelsohne schreiben. Alsdann wollen Ihr. Maj. über alles fragen lassen. Das Haus wimmle von Menschen. Ihr. Maj. wären überall gewesen, auch in der Apotheke, die wäre nicht sehr groß und in der Bibliotheque."[1])

Zu den ersten Professoren der Halle'schen Universität gehörte der berühmte Rechtslehrer Thomasius, der die akademischen Vorlesungen daselbst eröffnet hatte. Ein Schüler von Hugo Grotius und Puffendorf, war sein Bestreben darauf gerichtet, die Wissenschaft mit dem Leben in Verbindung zu setzen und gemeinnützig zu machen. Er sagte sich deshalb von ihrer scholastischen Behandlung los und hielt seine Vorlesungen gleich anfangs in deutscher Sprache. In Leipzig ein Beschützer der Pietisten und als solcher ein Gegner der toten Orthodoxie, war er doch kein Anhänger Speners. Er war, mit Tholuck zu reden, die personifizierte Aufklärung, Interpret der Bibel vom Standpunkt des Verstandes, demnach ausgesprochener Feind der Hexenprozesse und der Folter.

In Halle hatten Francke und Breithaupt bald zu klagen, daß er mit seinem scharfen Witze die Glaubenslehren verspotte, während er als Jurist hiermit nichts zu thun habe. Sie warnten vor der Agilität seines Geistes. Thomasius beschwerte sich dagegen über den Papismus der Kollegen. Man forziere die Jugend, von göttlichen Dingen zu reden und zu beten. Er halte die reformierte Lehre vom Abendmahl für vernünftiger, die lutherische Beichte für einen Gräuel. Er habe deshalb in seiner Vorlesung „de jure decori" seine Zuhörer vor dem mönchischen decorum warnen müssen, welches die Theologen der Jugend in Halle beibrächten.

Die theologische Fakultät beantragte hiernach die Sistierung der ins juristische Fach nicht gehörigen Vorlesung. Sie wurde verfügt.

Eine im „unchristlichen Geiste" gehaltene Disputation de concubinatu erregte in einer Zeit, wo an eine staatliche Zivilehe noch nicht zu denken war, in den weitesten Kreisen berechtigten Unwillen (1713).

Francke und Breithaupt beschwerten sich bei Printzen, als Oberprokurator der Universität. Sie erhielten keinen Bescheid, auch keine Mitteilung von den Angriffen des Gegners, welcher sie beschuldigte, gegen den ausdrücklichen Befehl des Monarchen gehandelt zu haben. Die Fakultät konnte das Schlimmste besorgen. Unter solchen Umständen wandte sie sich immediatim an den König mit der Bitte, die Anklagen des Thomasius ihr mitzuteilen. Dieser empfing das Schreiben in Wusterhausen. General v. Löben hat Natzmer darüber geschrieben:

„Wusterhausen, den 1./12. 1713.

Monsieur mon très cher frère,

Ich beklage gar sehr, daß neulich nicht das Glück gehabt, den Herrn Bruder zu Kl. Beeren zu sehen; indessen freut mich, daß der H. Bruder sich annoch wohl befindet.

[1]) Das Schreiben ist nicht weiter vorhanden.

Inliegender Brief von dem H. Professor Francken habe sogleich S. Königl. Majestät (weil sie eben guten humeurs waren) übergeben, da Sie dann solchen mit gutem Bedacht ganz durchlasen, dabei sagend, „das ist recht, das kann man noch lesen."

Hierauf nahmen Sie eine Feder und schrieben eine ganze Seite auf selbigen Brief. Als sie fertig, gaben Sie es mir zu lesen, welches dann darin bestund:

„Es wird hiermit allen Ernstes befohlen, die von Thomasio wider die Hallesche Universität eingegebene Klagten in Zeit von 8 Tagen ohnfehlbar an das theologische Ministerium daselbst zu communiciren. Friedrich Wilhelm."

Und so wurde es gleich fort nach Berlin geschickt. Ich wollte erst einwenden, daß vielleicht H. Francke nicht gerne sehen würde, daß sein Brief dem Gegenpart communicirt würde, hielt aber damit zurück, weil befürchtete, man möchte argwöhnen, daß H. Francke das Licht scheuete, wenn er wollte, daß die andern nicht wissen sollten, daß er darum geschrieben.

Hierauf sagte der König ferner in Praesenz aller Anwesenden: „wenn ich den Kerls nicht den Daumen aufs Auge hielte, so würden sie mit den Leuten ebensolche Verfolgung anfangen, wie in Frankreich. Sie haben schon in der Neumarck bei 2 lutherischen Gemeinen reformirte Priester gesetzet, aber ich will nun 2 lutherische dabei setzen. Wenn die Religion nicht gut wäre, so wollte sie selber verfolgen, allein ich finde nichts, so nicht verantwortlich, außer, daß sie nicht die Nase so hoch tragen, wie die andern, allein sie mögen sich in Acht nehmen, daß sie mir den Kopf nicht zu doll machen; noch redressire ich alles mit Höflichkeit, hernach aber möchte es stinken.

Sie geben vor, sie thäten alles aus Gewissens-Trieb, ein schön Gewissen, wenn ich meinen Nächsten ohne Noth verfolge und drücke!"

Es war noch viel mehr, so nicht alles behalten habe, der H. Bruder wolle aber diesen Brief ein wenig menagiren pp."

Dem General Natzmer schrieb der König auf ein Schreiben in militärischen Dienstangelegenheiten, Berlin, 2. Dezember 1713, nachstehendes post scriptum:

„Frangk soll seine Beschwehren gegen Tomasio regcta an mir überschicken undt Grüßen sie ihm von meinetwehgen u. soll nur curahge haben, ich werde Ihm schon Sutteniren u. alles was recht ist, da ich persuadiret bin, das er nichts wird predendiren, als das equitable ist."

Man ersieht aus diesen Zeilen, daß in den Augen des Königs Natzmer mit den Francke'schen Bestrebungen verwachsen war.

Franckes Bericht ging am 14. Dezember ein. Einer Kommission wurde aufgetragen, die Sache zu untersuchen. „Als dem Könige die resolution zur Unterschrift gegeben wurde," entnehmen wir einer Aufzeichnung Ehlers, „behielt er ihn, gab ihn Natzmer, daß er ihn cito der theologischen Fakultät communicire, um zu sehen, ob etwas Nachtheiliges darin. Heute schrieb die Fakultät ad regem, bedankte sich und sandte das communicirte mit wenigen Erinnerungen zurück." Thomasius zeigte sich niedergeschlagen. Am 11./4. notierte Neubauer:

„Thomasius ist vorgestern zum ersten Male wieder ins concilium gekommen, als Michaelis ad professionem ordinariam philosophiae a prorectore Antonio introducirt wurde."

Sein Versuch, die Leitung der Universität auf Kosten der theologischen Fakultät an sich zu reißen, war gescheitert. Seinen Gegnern war es gelungen, sich von der gegen sie erhobenen Beschuldigung zu reinigen.

„Die reformati" wurden stille. Thomasius erklärte in einer besonderen Schrift: „Der Autor gestehe freiwillig, daß das Concubinat heutigen Tages mit bestem Rechte verboten werde." Er söhnte sich demnächst mit Francke auch persönlich aus, indem er zugab, sich an ihm versündigt zu haben.

Der König bewahrte den Anstalten sein Interesse. Dasselbe wurde fortwährend

von Natzmer genährt, der nach der Heimkehr aus dem Felde in Berlin garnisonierte, und auch auswärts nicht vergaß, dafür einzutreten, so von Magdeburg aus, wohin er sich durch gegnerische Umtriebe verbannt glaubte.

In welchem Geiste und Umfang sich der Hof damals für die Francke'schen Bestrebungen interessierte, ersehen wir aus den nachfolgenden Korrespondenzen. Nicht im Tabaks-Kollegium allein, sondern überall beschäftigte sich der König und seine Umgebung eingehend mit dem allgemeinen Besten. Der Segen dieser treuen Arbeit ist nicht ausgeblieben.

Dabei wurde Francke mit nichten immer gewillfahrtet. Als der Halle'sche Kirchenrat ihn zum Pastor der Ulrichskirche erwählte und Francke bereit war, das neue Amt neben seinen bisherigen Funktionen an der Universität und den Stiftungen zu übernehmen, wenn ihm für sein geistliches Amt in Freylinghausen ein Adjunkt gestellt werde, war Natzmer „aus inniger Liebe für den Professor und das ganze Werk dagegen; er meinte, man müsse es auf alle Weise hindern." Auch Canstein und der Propst Porst, der nach Speners Tode ein Mittelpunkt für die Erweckten in Berlin war, billigten das Unternehmen Franckes nicht. Als sich demnächst in Folge der neuen Stellung ein neuer Segen über alle Francke'schen Bestrebungen ergoß, äußerte sich Porst: „Hätten wir damals alles so gewußt, so hätte niemand von uns sich darüber gesetzt; wir meinten alle: der Herr Professor würde durch diese neue Arbeit sich vor der Zeit ruiniren."

In den folgenden Briefen finden wir Natzmer in voller Thätigkeit für Francke.

Natzmer an Francke:

„Berlin, 8. September (1714).

Da ich zu Folge E. H. werthen Schreibens vorgestern mit Herrn Caspar Francke geredet und gestern, wie mit dem H. Feldmarschall den H. v. Bülo in Rohrleben zu besuchen durch Charlottenburg gefahren, bequem Gelegenheit ereignet, so habe auch nicht ermangelt, mich derselben zu bedienen und dem H. Feldmarschall (jedoch als wäre es von ohngefähr geschehen) zu sagen, daß ich, weil man eben von desselben Predigers translocirung Erwähnung gethan, eine sehr tüchtige Person wüßte, dieselbe Stelle wieder voll zu versehen. Da auf des H. Feldmarschall Begehren H. Francke genannt, mit vielem Vergnügen vom H. Feldmarschall weitläufig eben dasjenige, was H. Francke mir schon vorher gesagt, vernommen, wie daß der H. Krant (General-Empfänger) bereits ihn in Vorschlag gebracht, in Meinung, ihm sein Kind in der information noch ferner zu lassen und noch ein oder das andere, worunter der H. Feldmarschall auf die seinen mitgedenket, mit zuzugeben, dergestalt, daß nicht zweifle, der H. Feldm. werde darin in der Treue mitarbeiten und des H. Geheim. Rath Krant (der, wie H. Francke sagt, auf sich genommen, an H. v. Printzen alle mögliche Vorstellung zu thun) gute intention bestens secundiren; wenigstens soll es an mir nicht fehlen, soviel immer thunlich den H. Feldmarschall darin anzufrischen, als welches in jetzigen Umständen in Abwesenheit des Königs das Einzige ist, so promittiren kann, weil, wie bewußt, an den H. v. Printzen (als Reformirten?) directe zu gehen, mich zu bedenken Ursache habe.

Gewiß ist, daß wenn es göttlicher Wille, der Herrgott auch Mittel und Wege zeigen wird, Seinen heiligen Willen zu vollbringen.

Ich bin bereit, wie ich E. H. allewege alles gute an Leib und Seele von Herzen wünsche, E. H. in allen Gelegenheiten meine Ergebenheit zu zeigen."

Frau v. Natzmer schrieb an Francke:

„Berlin, 29. Sept.

Es zeigen mir zwei von E. H. an meinen l. Herrn abgelassene Schreiben, davon das eine demselben bereits zugesandt, daß denselben unbekannt sein muß, daß der l. gen. bereits vor 14 Tagen, ehe S. K. M. aus Preußen noch zurück kommen, auf dero order nach Magdeburg gemußt, um nach dem Halberstädschen zu gehen und die Sweden und Hessen von dem Durchmarsch, so sie durch Ihr. Maj. lande suchen,

abzuhalten. Es ist auch zur Zeit keine Hoffnung seiner Wiederkehr, ob er schon an Ihre M. vorgestellt, daß, da an Ort und Stelle zwei gener. beständig sich aufhalten, solches durch dieselben könnte observiret werden, an Statt, daß er hier Vieles zu verrichten bei dem neuen Corps; vielmehr ist mir versichert worden, es wollten S. K. M. ihn nicht eher, als bis die Sweden aus Hessen weg (dazu aber gar keine apparence noch ist) nicht wieder zurückkommen lassen. Durch Stille sein und Hoffen kann man allein in Berlin stark sein, sonst würden Muth und Kräfte ziemlich benommen. Es sind einige in der Muthmaßung, als ob man ihn gar gern von S. K. M. Person entfernt sähe, allein ob dieses wohl generaliter ebenso unwahrscheinlich nicht, so sollte doch fast zweifeln, ob es hierin mitwirken möchte. Bei seinem angenahten Alter und abnehmenden Kräften fällt es all schwer. Sie lassen es sich zu dero Vorbitte empfohlen sein.

In seiner Abwesenheit brachte mir ein studiosus, so bei dem seligen Kammerrath v. Kauff (?) Informator gewesen, eine supplik vor S. K. M. wegen der Charlottenburgschen Prediger-Stelle, um solche dem Herrn Baron v. Löben zu insinuiren, allein da eben dieser eine halbe Stunde vorher bei mir gewesen und ich genugsam erkannt, daß die Sonne ihm vor jetzt so verfinstert, daß er nicht vor sich, weniger vor andern ihre Wärme genießen oder verschaffen könnte, wie er auch nicht mit nach Potsdam, sondern zurückgeblieben, so ließ ich H. Reinbeck (Probst) zu mir kommen und fragte selben um Rath, wie es anzustellen, damit nicht die supplik in unrechte Hände käme. Es sagte mir derselbe, daß ohnedem die Zeit noch nicht hiervon wäre, wenn auch der Baron v. Canstein die supplik überreichen könnte, indem die Stelle zu Charlottenburg noch nicht vacant und der Prediger daselbst hier noch nicht gewählet, da denn leicht durch einige Intriguen, die ohnedem in dieser Sache zu befürchten, auch dies könnte hintertrieben werden. Wenn erst die Wahl geschehen, so wäre es Zeit, diese Sache zu poussiren. Dabei bliebs. Ich habe aber gestern vernommen, daß die Furcht des Herrn Reinbeck mehr als zu wahr worden und wider alles Versprechen die Wahl nicht auf den Charlottenburgschen Prediger, sondern einen studiosus, der einstmals des Geheimden Rath von Illgen Kinder informirt, gefallen soll sein, von dessen Umständen ich aber wieder nichts weiß.

Wegen des Bedienten vor meinen Sohn (Zinzendorf) weiß nicht, was ich sagen soll. Ich bin herzlich erschrocken, wie ich die Zeitung von dem Knaben gehört. Ich weiß die täglich wachsenden Unkosten fast nicht länger dem l. general bei jetzigen Zeiten zuzumuthen, zumal sie nur zur Stärkung des Hochmuths und Eigenwillens ihren größten Zweck haben.

Die Zeit leidet nicht mehres. Ich empfehle göttlicher Obhut, verharre E. H. gehorsamste.

Diese Nacht sind I. M. die Königin mit einer Prinzessin entbunden, die wohl nicht sehr angenehm sein dürfte."

Wir müssen hier eine geschichtliche Erinnerung einschalten. Der nordische Krieg hatte noch nicht sein Ende gefunden und war seit dem Sommer 1711 auch über Deutschland wieder hereingebrochen. Russen, Polen, Dänen kämpften gegen die sinkende Schwedenmacht. Karl XII. weilte noch im fernen Osten.

War es schon dem großen Kurfürsten widerwärtig gewesen, eine Macht in Schweden neben sich auf dem Kontinent zu sehen, so durfte Friedrich Wilhelm I. es nicht geschehen lassen, daß sich andere unserer Ostseeküste bemächtigten. Er nahm daher Stettin bis zur Peene in Sequestration und garantierte den schwedisch-deutschen Provinzen die Neutralität, 1713.

Karl XII. ließ aber die Neutralität nicht gelten, als er am 22. November 1714 nach Stralsund zurückkehrte.[1])

[1]) In einem Kriegszug im Januar 1715 erklärte Natzmer, den Ranke den gewissenhaftesten und ruhigsten der preußischen Generale nennt: da Karl XII. die unmittelbare Räumung von Stettin

Natzmer an Francke:

„Magdeburg, 30. September.

Ich bin seit fast 14 Tagen hierher gecommandirt, um weder Schweden noch Hessen durch des Königs Lande passiren zu lassen und solches ist Ursach, daß E. H. Schreiben vom 22. erst nun erhalten. Was des kleinen Lutzen[1]) 2 Diener anbelangt, solches überlasse meiner Frauen, die sich wol am meisten auf E. H. Gutfinden in allem gründen wird. Nach meinem Bedünken ist die Bedienung wegen der Folgen noch wol was zu zeitig; ich bescheide mich aber gern darin.

Was den Brief an den König betrifft, wovon E. H. mir die Copey communiciren haben wollen, so sage vor erst dienstl. Dank vor das gute Zutrauen, mit Wunsch, daß ich was guts beitrage und alle Verdrießlichkeit überwinden könnte. Meinem geringen Ermessen nach hätte ich lieber wollen sehen, daß E. H. nicht darin getreten, 1. weil der König schon zu fest die Veränderung resolviret, 2. weil einer von des Königs Ministers die Sache selbst treibet und eben derjenige, so viel um den König ist, 3. weil der Brief und 4. die materie solcher Art ist, daß, da der König denselben nicht selbst hat lesen wollen, die üblen Gönner sich dessen nach ihrer Neigung werden bedienen können.

E. H. consolation muß sein, diejenige, so sie allezeit haben. Die Wahrheit ist auch hierin Ihr Grund und kann denn also auch endlich die Folge nicht so überaus zu befürchten sein, wenn nur nicht auch dies einige widrige influence in Absicht des consistorii hat, so mir sonderlich leid würde thun.

Ich weiß nicht, wie bald ich hier werde erlöst werden. Es scheint auch fast, als wenn ich es bei dem Könige worin muß verdorben haben. Was es aber ist, kann ich nach der Zeit bei mir selber nicht ausmachen und kann mich dann auch soviel mehr getrösten, daß noch ein Höherer über uns alle ist, in dessen Hut, Gnade und Schirm ich denn auch E. H. empfehle.

Magdeburg, d. 3. October.

Mein wehrtester Herr Professor.

Deroselben wehrtes habe ich wohl erhalten. Es ist mir lieb, daß es wegen des Verweises noch besser abgelaufen, als man gemeint. Gott gebe, daß der König die Wahrheit jederzeit recht möge einsehen und alle, die der Wahrheit zuwider, recht kennen lerne und also m. H. Professor mehr Schutz und Freude bei Ihrer sonst mühsamen Arbeit auch hier in der Zeit haben mögen.

Der gute H. Franck, wie ich vernehme, ist wider alles Vermuthen zurückgesetzt und ganz ein anderer von Menschen gewählt worden. Ich beklage den guten H. Reineck und die arme Gemeinde, die auf die Weise wird übel versorgt sein.

Ich bin noch immer hier und mit so viel mehr Verdruß, weil ich gar keinen Zweck darin sehe. Mein H. Professor bitte doch göttliche Gnade vor mir aus, insonderheit in den Umständen, darin ich mich leider wider meinen Willen finde. Ich gehe mit mir sehr zu Rathe, was ich endlich erwählen soll. Der hl. Gott wolle nach Seiner unendlichen Barmherzigkeit mir den besten Weg, der ihm gefallen und mir seelig ist, zeigen.

Ich schließe mit inständiger Bitte, alle Titel und sonderlich des Wortes patron nie zu gebrauchen, sondern zu glauben, daß ich von Herzen bin meines werthesten H. Professor ergebener Freund und Diener

Ich bitte Herrn Breithaupt und alle guten Freunde herzlich von mir zu grüßen.

---

verlange und von den Einfällen nach Polen nicht abstehen wolle, was gegen die Verträge mit den nordischen Verbündeten, so könne man nicht vermeiden, sich mit ihm zu schlagen. Natzmer führte demnächst die Kavallerie. Er erklärte sich gegen die Belagerung von Stralsund als die schwerste und epineuseste der Welt. Wirklich erforderte dieselbe besondere Anstrengungen, auch wurde die Stadt erst genommen, als Karl sie verlassen hatte. Die Eroberung des Vorwerkes und der Schanzen am Frankenthor sind aber berühmte Thaten in der Geschichte nordischer Belagerungen.

[1]) Natzmers Stiefsohn Zinzendorf.

Magdeburg, 7. Oct.

Weil meine beiden vorigen Schreiben keiner Antwort meiner Meinung nach bedürfen, so werde E. H. so viel mehr beklagen, wenn, da Sie alle Hände voll, vergeblich desfals sich bemühen wollen. Dabei muß ich aber doch auch zugleich melden, daß ich aus Unwissenheit mich in meinem letzteren wegen H. Francken nicht in allen Umständen der Beschaffenheit nach recht explicirt. Der gute Mensch ist noch so garnicht außer Hoffnung, weil die Stelle von Charlottenburg, da man ihn gewünscht hin zu haben, noch nicht offen, indem der Magistrat wider Wind und Wetter anstatt des Predigers von Charlottenburg den Informator von pp. Ilgen wider der ganzen Gemeine willen in des abgelebten Raudsleben Stelle nach Berlin auf die Dorothen Stadt vociret, wogegen aber noch viel Einwendens und also noch keine ausgemachte Sache ist; — folgends denn auch, wenn die Gemeine obteniren? sollte, vor H. Francken — aufs Neue noch einige Hoffnung übrig bleiben möchte, so sich denn in Kurzem wohl ausweisen würde.

Ich danke von Herzen für übersandtes Buch, ich werde es mit vielem Vergnügen lesen.

Ich weiß nicht, wer das Gerücht von des Königs Anherokunft muß ausgebreitet haben. Hier ist auch vieles Geschwätz darüber. Es ist aber alles, wo ich mich nicht sehr betrüge, außer Grund.

Herr D. Anthon? hat deswegen nichts zu besorgen. Indessen finde ich doch, daß er wohl gethan, daß er seine Vorstellung gemacht hat. Könnte ich demselben dienen, wie ich ihn herzlich grüße, werde ich es mit allen Freuden thun, es sind aber rare Momente, die nicht allezeit finde.

Der liebe H. D. Breithaupt hat mir die Ehre gethan, mich anzusprechen. Es ist ein vergnügter Augenblick vor mir gewesen. Ich möchte wünschen, daß ich wozu nützlich könnte sein. E. H. werden zweifelsohne pp. immediate protestiren wollen.

Ich meine nicht mehr lange hier zu bleiben, erwarte die permission zurückzugehen alle Tage."

Francke dankte Natzmer:

„Halle, 30. Oct. 1714.

Hochwohlgeborener Herr, HochzuverEhrender Herr Generallieutnant.

Welchergestalt ich für diesmal durch des werthesten Herrn Baron von Canstein Gegenwart und durch die besonderen Umstände, so sich dabei befunden, erquicket und erfreuet worden, können Euer Excellenz zwar zur Genüge von wohlgedachtem Herrn Baron mündlich vernehmen. Die gewisse Versicherung aber, die ich in meinem Herzen von dero gegen mich und meine hiesigen Anstalten tragenden Liebe habe, beweget mich, solches denselben auch schriftlich zu bezeugen. Ich kann denselben gewiß versichern, daß ich diese Zeit gleichsam als eine neue gesegnete Periode für alles, was ich zu Gottes Ehre unternommen, ansehe, mich auch in meinem Gemüthe zur Fortsetzung alles Angefangenen aufs Neue recht kräftig erweckt befinde.

Wegen der gegenwärtigen Theuerung hatte ich mit meinem Hause Gott um die Eröffnung neuer Segens-Brünnlein gebeten. Da der liebe H. Baron ankommen und mir bald bei dem ersten Anspruch soviel gesagt, daß ich daraus erkannt, Gott habe solches Gebet überschwenglich erhöret. Gelobet sei dafür sein heiliger Name immer und ewiglich.

Was wir nun aufs Neue für gute und heilsame Einrichtungen gemacht, auch sonst zur Erweiterung des Wercks des Herrn aufs künftige consultiret, wie der Herr Baron selbst melden, auch etwa einiger erzählen von den bisherigen progressen und dem Segen, welchen er vorgefunden.

Ich weiß Ew. Exc. freuen sich mit uns, daß uns Gott bei dieser schweren Zeit so wohl thut und bedürfen Sie meiner Erinnerung garnicht, auch aller Gelegenheit

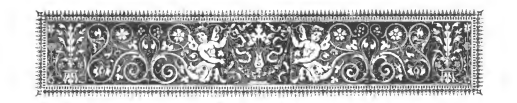
wahrzunehmen, wo Sie dem Werke des Herrn mit guter Fürsprachen gehörigen Orts zu Hülfe kommen können. So weiß ich auch, daß es Ihnen an Glauben, Muth und Freudigkeit nicht fehlt, alle menschliche considerationes bei Seite zu setzen und Gutes zu thun, weil es Zeit ist.

Sie wissen selbst, wie Gott ein einiges Gespräch, so Sie zu meinem und der Anstalten Besten geführet, so gnädig gesegnet, daß wir bis auf diese Stunde dessen wohl zu geniessen haben.

Ob nun wohl, wie dero werthestes Schreiben von Magdeburg mir zu erkennen gegeben, in manchen Stücken große Geduld erfordert werden möchte, so erkennen Sie doch selbst, daß dieses eben die Wege Gottes sind, daß er uns am meisten und längsten in der Geduld übe und so wir darinnen bleiben, dann zu rechter Zeit und da wirs am wenigsten denken uns zu seinen gesegneten Werkzeugen mache.

Unser Posto, darauf er uns vor Menschen gestellt, ist öfters das wenigste, wodurch Gott von uns verherrlicht wird. So wir aber dasselbe nicht verlassen und lauterlich auf den lebendigen Gott sehen, so erfahren wir seine Herrlichkeit; daß es daher immer heißet: „was ich jetzt thue, weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren!"

Er selbst, der heilige und lebendige Gott erfülle dero Herz und Seele mit wahren himmlischen Kräften, auf daß Sie bei aller Gelegenheit thun seinen wohlgefälligen Willen und der Rest Ihres Lebens noch gesegneter als alle Ihre vorigen Jahre sein möge. Das wünsche ich von ganzem Herzen."



Vom Schicklichen.

Von

Dr. Friedrich Schäfer.

Verschiedenartig sind die Gesetze, die auf Leben und Handlungsweise der Menschen bestimmenden Einfluß ausüben. Während eine zum Glück Minorität es für unmöglich hält, ohne Zwist mit dem geschriebenen Gesetze durchs Leben zu kommen, gelingt es einer anderen Minderzahl nur mit allem Aufwand an Scharfsinn und List, an jenen Klippen vorüberzusegeln. Eine große Mehrzahl der Menschen dagegen hält es für undenkbar, jemals die Pforten des Gefängnisses zu streifen. Aber auch über diesen letzteren hängt häufig ein Schwert, das sie kaum weniger scheuen und fürchten, als der Verbrecher das geschriebene Gesetz, nämlich das ungeschriebene Gesetz der Meinung ihrer Mitmenschen, besonders ihrer Berufs- und Standesgenossen. Auch sie also stehen unter einem Zwange, dem sie sich teils willig, teils widerwillig fügen, den sie darum aber nicht weniger als ein Gesetz empfinden. Das „es hört sich so" ist für viele Tausende, namentlich unter den Gebildeten, keine geringere Macht, als das „du sollst und du sollst nicht" der zehn Gebote und des Strafgesetzbuches. Ein unterlassener Besuch, ein ungeschickt gewählter Anzug, ein Verstoß gegen den gesellschaftlichen Brauch erscheint gar vielen als ein unverzeihliches Verbrechen, und die trefflichsten sonstigen Eigenschaften vermögen diesen Flecken nicht auszutilgen. Wer so urteilt, beugt sich willig diesem ungeschriebenen Gesetz, ja er erblickt in seiner Aufrechthaltung den wichtigsten Schutz für die menschliche Gesellschaft, die ja doch nach Aristoteles Wort aus Gesellschaftstieren besteht. Ihnen gegenüber stehen in hartem und oft rücksichtslos geführtem Kampfe die Scharen rauher Biedermänner, die tiefen Abscheu empfinden vor Frack und weißer Binde, die in jedem höflichen Wort das Gespenst der gesellschaftlichen Lüge wittern, sie rufen mit dem alten Baron in Immermanns Münchhausen: „Kann denn nicht der deutsche Mann zum deutschen Manne sagen: Du bist ein Schafskopf — und dennoch mit ihm in Ruhe und Frieden leben?" Sie weisen hin auf Beispiele, wie das, welches Taine in seinem berühmten Werke „Der Ursprung des heutigen Frankreichs" berichtet.

Am Hofe Ludwig XV. lebte in hoher Stellung ein vornehmer Mann, der im Gegensatz zu weitaus den meisten Personen jener sittenlosen Gesellschaft viele Jahre in

einer überaus glücklichen, nie durch den Gedanken der Untreue befleckten Ehe gelebt hatte. Da starb plötzlich und unerwartet seine Frau grade an einem Tage, an welchem seine Stellung ihm das Erscheinen in einer großen und glänzenden Hofgesellschaft gebot. Der Graf erschien bei derselben und sein ganzes Wesen sprühte an diesem Abend von Liebenswürdigkeit, Geist und Witz wie selten sonst. Erst am folgenden Tage erfuhr die Gesellschaft von dem Verluste, der jenen Herrn betroffen hatte, und glaubte die Größe eines Geistes bewundern zu müssen, der die tiefsten und reinsten Gefühle seines Herzens zu verstecken gelernt hatte hinter der grinsenden Larve der Höflichkeit.

Sehen wir so, daß das ungeschriebene Gesetz des Schicklichen einer ganz entgegengesetzten Beurteilung bei Menschen, denen wir doch sittlichen Sinn abzusprechen keinen Grund haben, unterliegt, so haben wir wohl allen Grund, die Frage aufzuwerfen, was ist Schicklichkeit?

Versuchen wir zunächst uns klar zu machen, wie das entsteht, was wir das Schickliche zu nennen pflegen. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß dasselbe nur im Gefolge einer höheren Bildung auftrete. Auch in den einfachsten Zuständen eines Volkes finden wir hoch ausgebildeten Sinn für Gewohnheiten und Bräuche, die weder der unmittelbare Ausfluß sittlicher Gebote sind, noch eine deutlich erkennbare Beziehung auf das Nützliche haben. So wenig es ein Volk ohne jegliche Spur von Religion giebt, so wenig hat man bis jetzt ein solches gefunden, das nicht mancherlei Gebote der Schicklichkeit kennt. Sie sind vielleicht nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, und wenn erkannt, nicht immer verständlich, aber sie sind unzweifelhaft vorhanden. Wer das Leben des Landvolkes überhaupt kennt, der weiß, daß dasselbe von Sitte und Brauch nicht weniger beherrscht wird, als das der höchsten Aristokratie. Und auch jene Männer von katonischer Rauhheit der Tugend stehen bis zu einem gewissen Grade unter ihrem Banne, so sehr sie sich auch dagegen sträuben mögen. Das Schickliche entwächst also nicht der Kultur, sondern der Natur. Aber so gut wie ebenfalls nicht infolge von Kultur, sondern von Natur die Gestalt der Menschen, ihre Hautfarbe, ihre Schädelbildung, ihre Sprache eine wunderbare Mannichfaltigkeit aufweist, so sind auch die Aeußerungen des natürlichen Anstandes, oder des Schicklichen nach Zeit und Ort sehr verschieden. Während der Anstand bei dem einen Volke gebietet, das Haupt bei dem Gebete zu bedecken, fordert er ebenso bestimmt bei dem anderen Volke die Entblößung des Hauptes. Diese Verschiedenheit tritt in der Hauptsache nur hervor bei dem, was der Anstand zu thun gebietet, weit weniger in dem, was er untersagt. Wir müssen nämlich auf unserem Gebiete streng unterscheiden zwischen einem natürlichen und einem auf Uebereinkommen beruhenden Anstand. Der erstere beruht auf dem in uns lebenden Gesetz unseres Gewissens, das selbst in der Brust des Heiden seine Stimme erhebt, wenn auch mit geringerer Deutlichkeit als in denen, deren Sinn erleuchtet ist von göttlicher Offenbarung.

Doch es kann nicht unsere auf praktische Ziele gerichtete Aufgabe sein, das Eigenartige des Anstandes, des Schicklichen in seinem Verhältnis zum Sittlichen bei heidnischen Völkern aufzusuchen, wir wollen es vielmehr nur in seiner eigenartigen Stellung in der christlichen Welt betrachten. Als Richtschnur für alles Verhalten kann dem Christen immer nur das göttliche Sittengesetz dienen, das seine kürzeste Fassung gefunden in den Tafeln, die Moses vom Berge Sinai herabgebracht hat. Es ruft uns unter Androhung schwerer Strafe sein gewaltiges: Du sollst nicht! zu und beschränkt damit die Freiheit unserer Handlungsweise in der gewaltsamsten Art. Unser natürlicher Mensch reizt uns, nach eigener Willkür unseres Nebenmenschen Leben, Ehre, Eigentum aller Art zu zerstören um eigensüchtiger Zwecke willen, das Gesetz gebietet uns, diese Eigenliebe niederzuhalten, als ein gefesseltes Raubtier an der Kette zu führen. Ist das wahr, fordert Gott von uns Aufgeben unserer Natur? Ach gewiß nicht, wir haben vielmehr im Sündenfall unsere wahre Natur, die in der Gottähnlichkeit bestand, weggeworfen, und Gott zeigt uns nur in seinem Gesetz den Weg der Rückkehr zu unserer wahren Natur.

„Thue das, so wirst du leben", sagt der Herr. Die Herstellung der Gottähnlichkeit ist also die wahre Natur. Und ebenso ist es mit dem natürlichen Anstand, er hat die Aufgabe, unsere verderbte Natur in die Zucht zu nehmen und zur wahren gottgewollten Natur zurückzuleiten. Während aber das einzelne sittliche Handeln veranlaßt wird durch sittliches Bewußtsein, handelt der Anstand vorzugsweise aus Gewohnheit und ohne im einzelnen bewußte Erkenntnis der Pflicht.

Ein Beispiel mag das noch mehr klarstellen. Ein Mensch von aufbrausendem Temperament hatte ein Stöckchen, das ihm aus irgend einem mir unbekannten Grunde sehr wertvoll war. Ein Bekannter spielte damit tölpisch und ungeschickt, so daß es in seinen Händen zerbrach. Schon stieg die jähe Glut des Zorns ins Angesicht des Besitzers, aber er drückte sie nieder und sagte nur: „Das thut mir sehr leid". Hier konnte man deutlich die sittliche Kraft eines Menschen sehen, der seine eigene böse Natur unter die Zucht göttlichen Willens gestellt hatte, es war eine That der Sittlichkeit. Gießen wir aber auf der Hausfrau frisches Tischtuch Rotwein, und sie entgegnet auf unsere verlegene Entschuldigung, „ach, das hat gar nichts zu sagen", so dürfen wir im allgemeinen wohl annehmen, daß sie dabei nicht mit Bewußtsein ihre Verstimmung zurückgehalten hat, sondern daß sie gewohnheitsmäßig aus Anstand so gesprochen hat. Aber das dürfen wir noch zur Ehre der Hausfrau annehmen, daß auch bei ihr die tiefste Wurzel ihres freundlichen Benehmens dieselbe ist, wie in der vorhergehenden Erzählung. Auch sie hat gelernt, das Interesse des anderen über das eigene zu stellen, stärker das Peinliche in der Lage des Gastes zu empfinden, als die kleine Schädigung ihres sonst mit Recht hochgehaltenen Eigentums.

Aus demselben Gedankenkreise heraus erklingt das Gebot: „Weinet mit den Weinenden." Wir haben selbst vielleicht mancherlei Grund zur Freude, aber das Leid, das wir bei anderen sehen, drängt die Gedanken an uns selbst zurück und setzt an deren Stelle das Eingehen in die fremden Schmerzen. Und wie mancher Mensch hat nicht Vergessen des eigenen Leides gefunden, indem er Anteil genommen hat an den Freuden anderer, vielleicht dieselben erst geschaffen hat? Gar mancher, dem Gott die eigenen Kinder genommen hat, hat seinen Schmerz bekämpft, indem er fremden Kindern Weihnachtsfreuden bereitet hat.

Verleugnung der eigenen Natur ist also der Ausgangspunkt des Schicklichen. Liegt aber hierin nicht auch eine Gefahr? Ist es nicht sehr denkbar, daß das Streben nach schicklichem, anständigem Verhalten die Lüge erzeugt? Diese Gefahr können und wollen wir nicht leugnen, und wir wollen der Frage auch nicht dadurch aus dem Wege gehen, daß wir die Gegenfrage aufwerfen, ob es nicht von zwei Uebeln das geringere ist, die eigene, ungebändigte Natur niederzuhalten, wenn auch mit Zurückhaltung der Wahrheit? Ich glaube, daß eine andere Erwägung bedeutsamer ist. Es giebt ein bekanntes lateinisches Wort, das heißt auf deutsch: Halte Ordnung, und die Ordnung wird dich halten. Wir können ebenso sagen: Halte dich in der Zucht, und die Zucht wird dich halten. Bezwingen wir uns einmal, so wird es in jedem folgenden Falle uns leichter sein, das Element in unserer Natur niederzuhalten. Es liegt also in dem zuerst äußerlich Angelernten ein starkes erziehliches Moment. Es hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen, als ich einst in Curtius' griechischer Geschichte das bedeutsame Wort las: „Die Tugend der Alten bedurfte langer Gewöhnung." Die Tugend der Alten beruhte nicht wie die unsere auf einer religiösen Erkenntnis, sondern auf dem maßvollen, sagen wir anständigen, schicklichen Sinn des griechischen Volkes. Eine solche Tugend bedurfte der Gewohnheit, aber sie konnte es, eine solche vorausgesetzt, zu überraschend hohen Erfolgen, wenn auch nicht den höchsten, bringen. Auch wir wollen dies Moment der Gewöhnung gewiß nicht aus dem Auge verlieren, auch wir Christen werden die ersten Lehren der Sittlichkeit nicht allein durch die religiöse Belehrung einprägen, wenn das auch nicht fehlen darf, sondern wir werden uns bemühen, die

Tugenden der Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue, Keuschheit zu einer festgewurzelten Gewohnheit werden zu lassen.

Wir werden uns nur darin von den Alten unterscheiden, daß wir dann noch einen Schritt weiter gehen und das unbewußt Gewohnte in ein bewußt Erkanntes umsetzen.

Freilich bleibt auch so immer noch die Möglichkeit, daß die Schicklichkeit eines Menschen nichts weiter ist, als eine Lüge. Wem sind nicht schon diese glatten Naturen entgegengetreten mit dem ewigen Lächeln auf dem Gesicht, die sich gar nicht genügen können uns eine Hand zu reichen, sondern gleich unsere beiden Hände erfassen müssen, um die Ströme ihres Wohlwollens über und über zu ergießen. Das sind freilich nicht die Leute, die uns für das Schickliche begeistern können, sie sind elende Heuchler, die die Schicklichkeit nicht brauchen, um ihre wahre Gesinnung nicht dadurch zu bekämpfen und zu reinigen, sondern um sie nur um so besser zu verstecken. Solche Zerrbilder des Schicklichen treten uns als Sitte und Gewohnheit entgegen in den Zeiten des tiefsten sittlichen Verfalles. Von solchen Leuten singt Geibel in seinem Tod des Tiberius: „Nichts unterschied vom reißenden Getier dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde der Falschheit Honig und im Herzensgrunde die größere Feigheit und die wilde Gier." Und wenn in Zeiten einer zahmeren Kultur die Lüge auch nicht so schreckliche Thaten in ihrem Gefolge hat, so schafft sie doch Zustände, die das Mark eines Volkes oder einer Gesellschaftsklasse vergiften. Wir dürfen nur an den Hof der französischen Ludwige denken, wo anmutige Schicklichkeit allmählich so das gesamte Leben der vornehmen Kreise umrankt und überwuchert hatte, daß es darunter erstickt war. Königstreue war der sittliche Grundgedanke jener höfischen Ergebenheit gewesen, die höfischen Formen blieben, aber die Treue brach bei den meisten kraftlos zusammen, als ein tierisch versunkenes Volk, geleitet von einer gottentfremdeten Bildung, die blutgierigen Hände nach dem Königsthrone ausstreckte. Diese Gesellschaft zeigt die letzte Konsequenz der Ueberschätzung der Form bei gänzlichem Verlust des Inhalts. Doch nicht nur stehen sich als schroffe Gegensätze gegenüber die Ueberschätzung und die Verachtung des Schicklichen, mannigfaltig sind die Stufen, die hinüberleiten von einem zum anderen. Als eine der vorherigen Ueberschätzung mehr verwandt möchte ich das bezeichnen, was gewisse Schriften über das schickliche Verhalten lehren. Es sind das vielgekaufte Bücher, etwa mit dem Titel „der galant homme", oder „wie kann man sich bei Herren und Damen beliebt machen", gewöhnlich mit einem Anhang: „Briefsteller für Liebende". Solche Bücher werden in Menge gekauft von jenen Geistesarmen, die der Meinung sind, ein schickliches Verhalten könne gelernt werden nach Rezepten, wie die billigste Art Essig oder Schuhwichse herzustellen. In den letzten Jahrzehnten war diese Litteratur in die Buchhandlungen dritten Ranges und in die Gesellschaft des Kolportageromans zurückgedrängt, so daß man fast meinen konnte, selbst die Halbgebildeten hätten die innere Hohlheit dieser Schriften erkannt.

In den letzten zwei Jahren aber hat sich auch in den besseren und besten Buchhandlungen eine Hochflut von litterarischen Erscheinungen dieser Art aufgestaut, die an Geist nicht reicher, doch weniger geschmacklos in der Behandlung sind. Der Stammvater dieses Geschlechts ist ein Engländer gewesen, der in der praktisch äußeren Weise seines Volks die Fragen des Schicklichen behandelt. Eine englische Schrift mit dem Titel: You don not hat durch ihren buchhändlerischen Erfolg unsere Verleger angespornt, Uebersetzungen und Bearbeitungen in ähnlicher Weise in Menge hervorzurufen. In knappen, kurzen Sätzen wird hier gelehrt, du sollst nicht den Fisch mit dem Messer zerlegen, und was dergleichen wichtige Fragen mehr sind. Mir allein sind fast ein Dutzend solcher Schriften in den letzten zwei Jahren in die Hände gekommen, und die zahlreichen Auflagen beweisen, daß dieselben einen zahlreichen und empfänglichen Leserkreis gefunden haben. Eine wesentlich höhere Stellung nehmen zwei andere Schriften ein,

die dem vorigen Jahrhundert entstammen und seit jener Zeit immer und immer wieder gelesen werden, eine deutsche und eine englische, des Freiherrn von Knigge „Umgang mit Menschen“ und „Lord Chesterfields Briefe an seinen Sohn“. Ich bekenne gern, daß ich, obwohl mir die litterarische Bedeutung des englischen Werkes sehr wohl bekannt ist, das deutsche vorziehe, da es der höheren Sittlichkeit wenige Gefahren bereitet. Anknüpfend an die Thatsache, daß viele durch Talent, Kenntnis und andere Gesinnung ausgezeichnete Menschen anderen geringeren nachstehen müssen in ihrem äußeren Fortkommen, findet Knigge die Ursache dieser Erscheinung in dem Mangel der Fähigkeit, sich geltend zu machen, ohne andere unerlaubt zurückzudrängen. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses Buch, so philisterhaft auch seine Belehrungen uns erscheinen müssen, in einer Zeit geschrieben ist, die den Zopf trug und mühsam und unbeholfen danach rang, dem Gefühls- und Geistesleben einen äußeren Ausdruck zu geben. Es ist die Zeit, in der der schon bejahrte Wieland, als er nach vielen Jahren seine Jugendfreundin Laroche wiedersah, die eine Hand aufs Herz drückte, mit der anderen den Hut zur Erde warf, mit den Thränen im Auge einen Augenblick zu ihr aufblickte und sie dann unter einem Strom gefühlvoller Thränen in die Arme schloß. Ein Zuschauer berichtet uns, daß dabei kein Auge der Umstehenden trocken blieb. Und aus des bekannten Theologen Semler Autobiographie wissen wir, daß solche Stellungen damals auch bei gereiften Männern ebenso erwogen und einstudiert waren, wie heutzutage englische Ladies die Verbeugung einüben, die sie bei der Vorstellung vor Ihrer Majestät zu machen haben. Trotzdem wir also in Knigges Buch immer etwas an den Barokstil erinnert werden, müssen wir zugeben, daß die Grundlage doch ein solcher Egoismus ist, der immer noch die Rechte des Nachbarn anerkennt und schonen will. Ganz anders Lord Chesterfield. Er ist sein Lebtag nichts anderes gewesen und hat nichts anderes sein wollen, als ein frivoler, glänzend begabter Weltmann, der mit seinem verfeinerten Egoismus eine bedeutende Stellung erworben und festgehalten hat. Gefährlich sind seine Lehren namentlich deshalb, weil er immer noch einen Rest des echten gentleman in manchen Anweisungen bewahrt hat. Er verachtet z. B. die Lüge, freilich hauptsächlich aus dem Grunde, den Münchhausen gegen das Lügen anführt, „weil es leicht herauskommt, wenn einer zu arg flunkert.“ Er empfiehlt Treue in der Freundschaft, allerdings ist es nur die Spitzbubentreue, eine Hand wäscht die andere. Mit sehr geschickten Sophismen weiß Chesterfield seine Lehren zu umgeben, in anmutigste eleganteste Formen kleidet er sie, und erst die schärfere Beobachtung zeigt den Pferdefuß. So schreibt er seinem damals 15jährigen Sohne: „Tugend und Wissen haben, wie Gold, ihren inneren Wert; wenn sie aber nicht abgeschliffen sind, verlieren sie sicher einen großen Teil ihres Glanzes; und selbst poliertes Erz blendet die meisten Menschen mehr, als rohes Gold. Welche Menge von Sünden wird nicht durch die heitere freie Lebensart der Franzosen verdeckt!“ Die einfache Folgerung dieses Satzes lautet, poliertes Gold ist zwar das beste, ist es aber nicht zu haben, so ist poliertes Erz dem unpolierten Golde immerhin vorzuziehen. Mögen also diese Schriften, namentlich die zuletzt erwähnte, hoch bedeutsame litterarische Erscheinungen sein, so können sie für uns nur den Wert haben, daß wir aus ihnen Kulturzustände einer anderen Zeit kennen lernen. Für unsere eigene Bildung können wir sie nicht verwerten, da ihnen die sittlichen Grundvoraussetzungen fehlen, von denen auch unser rein äußerliches Verhalten immer ausgehen muß, wenn es sich nicht ins Wesentliche verlieren will. Dies Urteil wird auch nicht umgestoßen durch die neueste deutsche Bearbeitung: „Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst, nach Chesterfields Briefen frei bearbeitet von Dr. Munding.“ Ohne an Mundings sittlicher Auffassung und Beurteilung solcher Fragen entfernt zweifeln zu wollen, glaube ich doch, daß er Chesterfields Schrift überschätzt hat.

Fassen wir das zusammen, was diese schon besprochenen Schriften auf die Frage, was ist das Schickliche, geantwortet haben, so lautet die Antwort, das Schickliche besteht in äußerlichen Gebräuchen und Sitten, die teils rezeptmäßig erlernt werden können,

teils aus der scharfsinnigen Beobachtung der Eigentümlichkeiten, namentlich aber der Schwächen unserer Umgebung geschöpft und mit möglichst viel Geist zu eigensüchtigen Zwecken, im besten Falle zu erlaubter Beförderung unseres äußeren Wohlergehens angewendet werden.

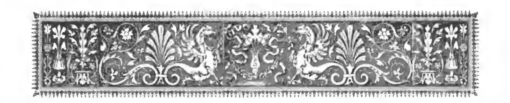
Doch vielleicht ist es möglich, zu einer höheren Schätzung des Schicklichen zu gelangen, wenn wir etwas tiefer graben, denn die Empfindung werden wir gewiß haben, bis jetzt allzusehr auf der Oberfläche geblieben zu sein. Schon im Beginn dieser Besprechung ist darauf hingedeutet, daß das schickliche Verhalten doch noch etwas besseres, sittlich höheres ist, als ein weiches Polster, das die rauhen Naturen hindert, sich gegenseitig zu zerstoßen und zu zermalmen. Es wurde schon vorher gesagt, daß das schickliche Verhalten seinem Grundcharakter nach Ueberwindung der verderbten Natur sei. Unsittliche Triebe, wie Jähzorn, sollen zurückgehalten werden, das Interesse des Nebenmenschen soll höher gestellt werden, als das eigene. Aber neben diesen im engeren Sinne sittlichen Forderungen erhebt die Schicklichkeit noch andere, die nur als mittelbar sittliche bezeichnet werden können. In dem Menschen stehen sich, wenn auch untrennbar, so doch für unser geistiges Auge unterscheidbar, zwei Naturen gegenüber, die physische und die geistige, der Erdenkloß und der Odem Gottes. Ohne den ersteren, der ja auch göttliche Schöpfung ist, irgendwie zu unterschätzen, müssen wir doch den letzteren unstreitig höher stellen, ja ihm eine Machtstellung gegenüber der Dienerstellung des Physischen anweisen. Nur durch diese Stellung kommt das niedere sinnliche Dasein erst in seine rechte Ordnung. Diese rechte Ordnung, die von Gott bestimmt ist, wird aber gestört, wenn das Natürliche zum Uebermaß gelangt, auch wenn es das sittlich Erlaubte betrifft.

Ein Beispiel wird dies klar machen. Es ist gewiß keine Sünde, wenn ein Gelehrter den ganzen Tag in unordentlichem Anzug, mit schmutzigem Schlafrock und niedergetretenen Pantoffeln am Schreibtisch sitzt, vielleicht sogar in diesem Anzug Besuche empfängt, es ist nicht im engeren Sinne unsittlich, aber es ist unschicklich, weil es die Herrschaft des Physischen über das Geistige zeigt. Der Herr Professor hat sich eben seiner natürlichen Bequemlichkeit zu sehr hingegeben. Natürliches, wie die erwähnte Bequemlichkeit, ist gewiß nicht auszuschließen, es ist aber an die rechte Stelle zu bringen. Wir alle haben den Wunsch, daß von anderen erkannt werde die Herrschaft, die unser Geist ausübt über unser natürliches Leben, wir würden aber als Sklaven desselben erscheinen, wenn wir von anderen in solcher Lage erblickt werden, nicht, weil überhaupt das Natürliche in unserm Leben eine Stelle hat, denn das weiß jeder, daß wir nicht im Gesellschaftsanzuge im Bette liegen, und daß unser Haar wirr und unordentlich ist, ehe wir es gekämmt und gebürstet haben, sondern weil bei dem, der nicht stets mit uns zusammenlebt, eine falsche Anschauung von der Ordnung unseres Lebens erweckt wird. Daher das Bestreben jedes verständigen Menschen, eine um so größere Haltung, eine um so größere Zurückdrängung des Natürlichen zu zeigen, je größer die Entfernung ist von dem, welchem wir gegenüberstehen, d. h. je weniger wir sonst mit ihm bekannt sind, oder je höher er über uns steht, mit einem Wort, je mehr wir gewillt sind, ihm Achtung zu erweisen. Auch der, welcher die sittliche Bedeutung solchen gehaltenen Auftretens nicht anzuerkennen geneigt ist, ist zum Glück durch die Gewalt der Umstände und Lebensverhältnisse häufig genötigt, seinem Cynismus Zügel anzulegen, er sucht sich aber bisweilen dadurch zu entschuldigen, daß er, sobald dieser äußere Zwang wegfällt, um so häßlicher sich gehen läßt. Eine kleine Anzahl von Menschen glaubt über das ganze Gebiet des Schicklichen und Anständigen sich hinwegsetzen zu dürfen, sie halten wohl gar die Nichtachtung desselben für geistreich und finden ihr Betragen originell, vergessen aber dabei, daß nach einem bekannten Wort Goethes Originalität häufig darin besteht, „auf eigene Hand ein Narr zu sein." Anders eine dritte Klasse von Menschen, sie erkennen in der Bewahrung des Schicklichen, auch gegenüber der nächsten Umgebung, eine Schranke, die die gegenseitige Achtung verbürgt. Es ist etwas gar schönes, ja ehrwürdiges, wenn wir langverbundene Ehegatten mit solcher Ehrerbietung einander

behandeln sehen, wenn der Mann nicht mit der jugendlichen Ueberschwänglichkeit eines Bräutigams, sondern mit liebevoller Berücksichtigung der größeren Zartheit und Schutzbedürftigkeit sein Weib umgiebt, und die Frau in ihrem Verkehr mit dem Manne, wenn auch wohl bewußt des Einflusses, den sie ausübt, nie es vergißt, daß es heißt, das Weib aber fürchte den Mann.

Luthers aus der heiligen Schrift zusammengestellte Haustafel enthält manchen Hinweis auf ein schickliches Verhalten, wenn sie fordert von den Männern, nicht bitter zu sein gegen die Weiber, und von den letzteren, daß sie nicht so schüchtern sein sollen, und den Jungen Demut anempfiehlt.

Es ist also das Schickliche nur möglich auf der Grundlage der bewußten religiösen Sittlichkeit. Ohne diese letztere bleibt es immer der Gefahr der Veräußerlichung und Verflachung ausgesetzt. Wir können geradezu sagen, das vollkommen schickliche Verhalten ist die in die Erscheinung getretene Sittlichkeit.



Berliner Brief.

Einen schöneren und erhebenderen Abschluß konnte der Monat Januar nicht finden als die Geburtstagsfeier S. M. des Kaisers und Königs, die erste, die unser jugendlicher Herrscher als solcher beging. Wäre es überhaupt noch einem Zweifel unterworfen gewesen, daß Kaiser Wilhelm II., wie in allem anderen, so auch in der vom Volke ihm entgegengebrachten Liebe und Verehrung das Erbe seiner Väter angetreten, so hätte der 27. Januar alle Bedenken verscheuchen müssen. Wo nur der Kaiser mit seiner Gemahlin sich an diesem Tage den dichtgedrängt auf der Straße wogenden Volksmengen zeigte, umbrauste ihn ein förmlicher Sturm des Jubels und begleitete weithin die Straßenflucht entlang das rasch davonrollende Gefährt. Alles traf zusammen, um dem Tage das Gepräge eines wahren Volksfestes zu geben. Ein herrlicher blauer, wolkenloser Himmel lachte über der Reichshauptstadt, die seit Wochen nichts als Nebel und Landregen gesehen, ein leichter Frost hatte den Straßen glänzende Reinheit und Glätte verliehen, und eine schwache Brise durchwehte die Straßen, gerade stark genug, um den überall flatternden bunten Wimpeln Leben und Bewegung zu verleihen.

Um so größer war der Eindruck, den als Nachklang zu dem verhallenden Festesjubel des kaiserlichen Geburtstages der schrille Mißton der Wiener Schreckensbotschaft machte, die Nachricht von dem entsetzlichen Ende des Kronprinzen Rudolf, die hier wie überall tiefgehende und anhaltende Bewegung hervorgerufen hat. Freilich war diese Bewegung, wie nicht schwer genug beklagt werden kann, in ungezählten Fällen eine rein äußerliche, eine Sache frivolster Neugier. Nicht zum geringsten durch die Schuld der liberalen Presse ist das Drama von Meyerling auch in der öffentlichen Diskussion als etwas „Sensationelles“, um in der Sprache des „Berliner Tageblatt“ zu sprechen, aufgefaßt worden. Man konnte sich in die Zeit der 99 Tage zurückversetzt denken, sah man diese allgemeine Aufregung, hörte man das eintönige, durchdringende Geschrei der Extrablatt-Verkäufer, deren heisere Laute noch in der Stille der Nacht im Ohre nachklingen, eines der widerwärtigsten und störendsten Geräusche, welches die an Spektakel nicht arme Reichshauptstadt aufzuweisen vermag. Es ist schwer, das Behagen zu schildern, mit welchem die genannten Blätter in allerhand angeblichen Einzelheiten des dunklen Vorfalles wühlten, um so der Klatschsucht und Frivolität des Publikums immer neue Nahrung zu liefern. Die Baronesse Vetsera, von deren Vorhandensein bei ihren Lebzeiten nur enge Kreise wußten, ist jetzt hier die Heldin des Tages. Auf den Straßen

verkauft man um 5 Pfennige ihr angebliches Bildnis in grobem Holzschnitt, und in ganz Berlin giebt es vielleicht keine Kunst-, Malerei- oder Musikalienhandlung, in deren Schaufenstern nicht ganze Reihen von photographischen Darstellungen der Baronesse hängen. Wenn die Blätter schreiben, die unglückliche Geliebte des Kronprinzen sei eine Schönheit gewesen, so ist dies nicht ganz richtig. Ihre Photographieen und ebenso ein in einer großen Kunsthandlung ausgestelltes lebensgroßes Oelgemälde zeigen ein interessantes, melancholisches Gesicht mit südlichem Anflug, aber durchaus keine regelmäßigen oder wirklich schönen Züge. Auch die Bilder des Kronprinzen Rudolf und seiner Witwe sieht man häufig, und wo man auf der Straße eine dichtgedrängte Menschengruppe, die Damenwelt voran, an die Scheiben eines Schaufensters gepreßt sieht, kann man sicher sein, daß hier die Photographieen der in das blutige Drama verwickelten Persönlichkeiten ausgestellt sind.

Doch genug davon — es ist kein erfreuliches Thema und es giebt ja auch so vieles andere zu berichten. Da ist zunächst die marokkanische Gesandtschaft, die in Berlin, wo man sich sonst an exotische Persönlichkeiten aller Art gewöhnt hat, erhebliches Aufsehen machte. Es war ein seltsamer Anblick, die braunen Wüstensöhne in ihren faltigen Burnus von blaugrüner weißer und brauner Farbe, von diensttuenden preußischen Offizieren begleitet, in ihren zitronengelben Sandalen über den Asphalt schreiten zu sehen, während die Schneeflocken unseres nordischen Winters auf die bunten Gewänder herniederwirbelten. Man hat am hiesigen Hofe nichts gespart, um durch Entfaltung alles äußerlichen Pompes den afrikanischen Gästen die richtige Vorstellung von der Machtfülle des deutschen Kaisers zu geben, und unzweifelhaft hat es auf die marokkanische Gesandtschaft einen tiefen Eindruck gemacht, als sie zum feierlichen Empfange bei Seiner Majestät in sechsspännigem Galawagen mit Spitzreitern, von einer Schwadron Garde-Ulanen umringt und von Ehren-Kompagnieen zu Fuß begrüßt, in das Schloß fuhren. Die zehn Berberhengste, welche der Sultan von Marokko dem Kaiser als Geschenk sandte, wurden in dem prunkvollen Aufzuge von schwarzen und braunen Reitknechten mitgeführt, — aber schön sind sie nicht, und wenn die Reporter der sämtlichen Berliner Blätter vor Entzücken über das „arabische Vollblut" außer sich gerieten, so bewiesen sie eben ihren Mangel an „Pferdeverstand". Ich wenigstens kann mir einen „Beduinenhengst" mit Ramsnase, Speckhals und groben Fesseln nicht vorstellen; mehr aber konnte man von den übrigens ganz unbändigen Tieren nicht sehen, da kostbare Seidenschabracken den ganzen Körper verhüllten. Wahrscheinlich sind es ausdauernde und sichere Gebirgspferde, wozu auch ihre sehr geringe Größe passen würde.

Als die Marokkaner uns verließen, mag ihnen der Kopf geschwindelt haben von Allem, was sie hier gesehen und erlebt. Es giebt wohl kaum eine Merkwürdigkeit der Residenz, der sie nicht ihren Besuch abgestattet, kaum ein Theater, in dem sie nicht einen Abend verbracht haben. Selbst das Ballet des Kgl. Opernhauses vermochte sie nicht zu schrecken. Gefaßt wohnten sie der Vorstellung der „Seeräuber" bis zum Schlusse bei und richteten sogar ihre Operngläser wiederholt auf die Bühne. Die größte Schwierigkeit bestand darin, sie aus den Nachtcafés herauszubringen, in welchen sie ganz unglaubliche Mengen von Pilsener Bier zu sich nahmen, offenbar in dem Gedanken, daß ihrer in Marokko doch kein solcher Stoff harrt. Auch das Straßenleben fesselte die braunen Fremdlinge sichtlich. Man konnte sie, von einem Schwarme von Eckenstehern gefolgt, zu allen Tag- und Nachtzeiten in der Friedrichstadt erblicken.

Und nun zu dem Theaterleben, um aus dessen überquellender Fülle wenigstens das Wichtigste herauszugreifen. Der ununterbrochen zwischen den Schauspielbühnen fortdauernde Wettstreit hat jetzt dazu geführt, daß das „Deutsche Theater" vom 1. Februar ab sich zu einer umfangreichen Preisermäßigung, mit dem Wegfalle des lästigen Aufgeldes verbunden, entschlossen hat, während Graf Hochberg gleichzeitig an den Königlichen Bühnen die Garderobegelder nicht unwesentlich — erhöhte! Es handelt sich dabei

freilich nur um einige Pfennige, aber kennzeichnend ist die Sache doch! Im übrigen hat sich das Schauspielhaus in diesem Monat zur Aufführung eines neuen Dramas von Paul Heyse „Weltuntergang", emporgeschwungen. Das Ganze ist ein Volksstück, spielt nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges und knüpft an den Volksglauben an, daß das Erscheinen eines Kometen den Weltuntergang bedeute. Wer andere Heyse'sche Schauspiele kennt, weiß, daß es dem Münchener Dichter nie gelingen wird, ein wirkliches Bühnenstück zu schreiben. Statt der dramatischen Effekte, kecken Lichter, markigen Umrisse, wie sie die Bühne verlangt, liefert Heyse dramatisierte Novellen, in welchen viel gesprochen und nichts gethan wird, und das eigentliche dramatische Gebäude unter allerhand Arabesken und Schnörkeln verschwindet.

Das „deutsche Theater" brachte zu Kaisers Geburtstag zum ersten Male Shakespeares „Heinrich IV." vor die Lampen und wiederholt seitdem die mit größtem Beifall aufgenommene Vorstellung wöchentlich zwei bis dreimal. Die beiden Theile des gewaltigen Königsdramas sind hier zu einer einzigen und einheitlichen Handlung zusammengezogen, und wenn auch der Rotstift notwendigerweise schonungslos in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung wüten mußte, so blieb doch noch genug und meist das Beste übrig. Eine Kürzung hätte nur der 5. Akt der vorliegenden Bearbeitung wohl noch vertragen können, zumal die Vorstellung volle drei Stunden dauert. Allerdings bedarf ein solches Werk auch solcher Schauspieler, um seine ganze Wirkung auszuüben. Vortrefflich waren namentlich die berühmten Schenkscenen mit Kainz als Prinz Heinz und Friedmann als Falstaff. Auch ein anderes Shakespeare'sches Stück, „Der Widerspänstigen Zähmung," findet im „Deutschen Theater" reichen Beifall, dessen Hauptteil der Darstellung Katharinas durch Agnes Sorma gebührt. Eine Aufführung von Wilbrandts „Arria und Messalina" ließ das Publikum ziemlich kalt. Der Geschmack für dergleichen pseudoklassische Tragödien ist nun einmal geschwunden.

Das „Berliner Theater" ließen diese Lorbeeren nicht ruhen. Um zu zeigen, daß auch ihm Shakespeare geläufig, brachte es in blendender Ausstattung den „Kaufmann von Venedig" zur Darstellung, ohne damit aber sonderlichen Ruhm einzuernten. Das Stück ist, wenn dieser Ausdruck gestattet, „vermeiningert", d. h. der eigentliche Sinn und tiefere Inhalt wird durch die berückende Pracht der Dekorationen, den Glanz der Kostüme, das Geschrei des Volkes erstickt. Und dabei fehlte noch jener Zug von Vornehmheit, der die „Meininger" stets, auch wenn sie zu weit gehen, auszeichnet; manche Auftritte, wie namentlich die Werbung der Freier um Porzia, streiften an das Operettenhafte. Auch die Darstellung ließ manches zu wünschen übrig, namentlich zeigte Friedrich Haase als „Shylock" wieder einmal, wie weit sich ein großer Schauspieler durch die Sucht, überall originell und „denkend" zu sein, von der wahren Natur entfernen kann. Alles in allem also ein Mißerfolg, den Barnay- rasch durch andere Leistungen wieder gut machen wird.

Von dem „Vierten im Bunde," dem „Lessingtheater", ist eigentlich nur zu melden, daß es endgültig im Fahrwasser der Franzosen treibt. Seine Zugstücke sind Sardous bekanntes „Divorçons!" (Cyprienne) mit Lilli Petri, der einzigen besseren Kraft der Bühne in der Hauptrolle und „die Rosa Dominos," ein alter Pariser Schwank. Auch soll in nächster Zeit „Nora," das bekannte Werk Ibsens, wiederholt werden. Uebrigens hat Blumenthal auch ein deutsches Stück „Alexandra" von Richard Voß aufgeführt. Das Schauspiel beginnt damit, daß die Heldin aus dem Zuchthause entlassen wird, in welchem sie wegen Kindsmords sieben Jahre zugebracht. Das genügt wohl! — Es scheint übel mit der Blumenthal'schen Bühne zu stehen. Das Lessingtheater sollte ein „Theater der Lebenden" sein, hat aber schnell vom Berliner Volkswitz den Beinamen „Schliemann-Theater" bekommen, weil es, statt die Stücke von Lebenden zu bringen, ausschließlich mit alten „Ausgrabungen" vor das Publikum tritt. Alte Boulevardstücke mit Lessings Namen zu decken, braucht man sich gleichwohl nicht zu scheuen, wenn man eben — Blumenthal heißt.

Seit kurzem haben wir übrigens hier eine Art von Bühnenerzeugnissen mehr. Zu den Trauerspielen, Possen Operetten, Feerien u. s. w. ist jetzt das „nationale Ausstattungsstück" gekommen, in Gestalt der „Germania" von Scheerenberg, welche der Bruder des Verfassers und Direktor des „Viktoriatheaters," einer der größten Bühnen Berlins, zur Aufführung gebracht hat. Es wird heutzutage viel Unfug mit dem Worte „national" getrieben, und man könnte fast sagen, „wessen das Herz nicht voll ist, deß gehet der Mund über!" Ich wenigstens kann nicht begreifen, wie durch Operettenmusik, Ballet und schön gemalte Darstellungen der Hohenzollernschlösser ein wahrhaft vaterländisches Gefühl gefördert werden soll. Immerhin ist die „Germania" noch weit besser, als die französischen, oft geradezu läppischen Ausstattungsstücke in der Art Jules Vernes, welche Direktor Scheerenberg bisher beharrlich aufführen und — durchfallen ließ, und so wollen wir darüber nicht hadern, zumal das Stück eine recht beifällige Aufnahme gefunden hat. Die „Schlußapotheose" stellt merkwürdigerweise das neue fertiggestellte Reichstagsgebäude vor! Der Dichter hätte sich wohl der Worte Bismarcks erinnern können, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden werden.

Unsere kolonialen „Abenteuer" verfehlen auch auf der Bühne ihre Wirkung nicht. Im American-Theater, einer „Volks"bühne, wird bereits ein „Sansibar" betiteltes Stück aufgeführt, in welchem der Sultan Said Bargasch, mit seinen Scheichs, Fakirs und Muezzins, die Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft, deutsche Seeoffiziere, ein „Faktoreibesitzer Lehmann" u. s. w. handelnd auftreten. Gesehen habe ich das Opus nicht, doch muß es überwältigend wirken, da es seit Wochen ununterbrochen aufgeführt wird. Auf einer anderen Spezialitätenbühne wird ein japanisches Ballet mit einem großen Aufwand von Trikot und Fächern gegeben, in einer dritten Lokalposse spielt ein chinesischer Theehändler eine Hauptrolle, und in dem „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater" wird heute Sullivans „Mikado" zum 25. Male wiederholt, ohne daß der Direktor daran denkt, in absehbarer Zeit den Beherrscher Japans und seinen leichtsinnigen Sohn von der Bühne zu verbannen.

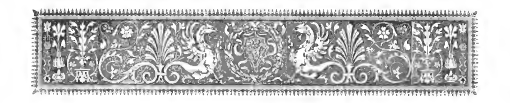
Wie im äußersten Norden Yum-Yum, Ko-Ko, Proh-pah, Pisch-tusch, und wie die exotischen Operettenhelden Sullivans sonst noch heißen, so locken im äußersten Süden der Hies von Büchel, der Wildschütz Quasi, der Urbani vom Strom und der Prügel-Peterl Hermann von Schmids in hellen Haufen das Publikum nach dem „Belle-Alliance-Theater." Die „Müncheuer," d. h. die Mitglieder des Kgl. Bairischen Theaters am Gärtnerplatz in München sind, wie alljährlich, eingetroffen und bringen den frischen Hauch ihrer Berge mit sich in die Moderluft des „klassischen" Dramas und in die schwüle Patschouli-Luft der Pariser Sittenkomödie. Was sie spielen, ist eigentlich immer dasselbe; wie ihr Haupt- und Kassenstück, „Almenrausch und Edelweiß," so sind auch in den anderen „ländlichen Gemälden" die Zuthaten nach demselben Rezepte gefertigt. Die Sennhütte mit Alpenglühen und ferner Abendglocke, eine Dorfkirchweih mit Tanz, Gejuchze und „Schnodahüpfeln", als Personen die tugendhafte Sennerin, der verwegene Wildschütze, der hartherzige alte Bauer, der tückische Revierjäger, das sind die Ingredenzien, aus denen solch ein Stück sich zusammensetzt. Hübsch bleibt es immer, wenn man auch noch so oft dasselbe hört, und wenn auch die Müncheuer, in der gerechtfertigten Besorgnis, von der norddeutschen Zuhörerschaft nicht verstanden zu werden, kein eigentliches Oberbairisch, sondern eine Art bajuvarisches Hochdeutsch sprechen. Stellen sich doch manche echte Spreeathener, wie ich selbst hörte, beim Betreten des Theaters vor, daß „Almenrausch," die dem Bergsteiger bekannte Alpenpflanze, eine ganz besondere höhere Art des gewöhnlichen „Rausches" sei. Den oben erwähnten Wildschützen Quasi spielt übrigens ein Herr „Richard Wagner" und zwar ganz vortrefflich.

Das „Volkstheater" im fernen Nordosten endlich hat ein neues Stück, „die Rotte Korah", aufgeführt, welches in Rußland spielt. Gesehen haben es von den Bewohnern Berlin W.'s wohl weniger, da von hieraus zur Erreichung des Volkstheaters eine

stundenlange Reise notwendig ist, doch scheinen die Kunstfreunde des Ostens die „Rotte Korah" wohlwollend aufgenommen zu haben. Im Wallnertheater gelangen „Madame Bonivard" und im „Residenztheater" die „Nervösen Frauen", beide Stücke Pariser Ursprungs, ununterbrochen zur Aufführung, für den Theaterrezensenten eine wahre Oase inmitten der von allen Seiten hereinbrechenden Sündflut an Bühnenerzeugnissen.

Was die bildende Kunst anbetrifft, so zieht die im Architektenhause ausgestellte „Apotheose Kaiser Wilhelm I.," von dem Karlsruher Professor Keller die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Als ich das Kolossal-Bild im vorigen Sommer auf der internationalen Gemälde-Ausstellung in München sah, hieß es: „Kaiser Wilhelm, der siegreiche Gründer des deutschen Reiches" und diese Bezeichnung scheint mir die passendere zu sein. Was der Maler darstellt, ist ein feierlicher Triumphzug des von seinen Paladinen umgebenen Heldenkaisers. Wie er es darstellt, ist eine Frage, die man je nach dem individuellen Standpunkte sehr verschieden beantworten kann. Der Künstler hat sich eine schwere und seltsame Aufgabe zugemutet, nämlich eine Vereinigung der realistischen mit der idealistischen Auffassung. Er zeigt uns ganz in moderner Art den Kaiser im Hermelin, den Kronprinzen als Feldmarschall, den Feldherrnstab in der Hand, Bismarck in Kürassiermütze, Moltke in Uniform, dazwischen aber schreiten und schweben allegorische Gestalten, zwei sehr schöne weibliche Erscheinungen, dann die wilden Männer des preußischen Wappens, ein geharnischter Reichsherold, in der Luft sich wiegende Genien u. s. w. Manche finden das sehr schön. Andere aber meinen — und doch wohl mit mehr Recht — daß eine Zusammenstellung preußischer Generale und antiker, halbbekleideter Gestalten niemals einen sympathischen Eindruck hervorzubringen vermag. So läßt das Bild, obwohl von einem großen und feierlichen Zuge durchweht und technisch vollendet, ziemlich kalt, zumal, wenn man es, wie in München, neben den Gluth und Leben sprühenden Riesengemälden eines Benliure und anderer spanischer Meister gesehen hat.

Vom Wetter zu sprechen, ist bekanntlich abgeschmackt, allein, ein solches Naturereignis, wie es der Anfang dieses Monats uns brachte, kann doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden. An demselben Tage und um dieselbe Stunde, in welcher weitere Kreise der Reichshauptstadt die Nachricht vom Selbstmord des österreichischen Kronprinzen erhielten, entlud sich unter anhaltendem Schneegewirbel und orkanähnlichem Sturm ein regelrechtes Gewitter mit Blitz und Donner! Auf das blasierte Berlin machte das freilich wenig Eindruck. Verlernt man es doch hier völlig, sich überhaupt noch über etwas zu wundern.



Monatsschau.

Politik.

Die politischen Berichte, welche der Chronist der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift" seit nunmehr etwa 8 Jahren in aller Bescheidenheit diesen Blättern anvertraut, haben selten in weiteren Kreisen Beachtung gefunden. Es ist allerdings vor Jahren einmal passiert, daß der Herr Reichskanzler vor versammeltem Reichstage in ironischer Weise sich über diese Berichte aussprach als über Ausbrüche eines „fossil" gewordenen Konservatismus. Indessen ist der Fall vereinzelt geblieben. Im ganzen haben wir in der öffentlichen Diskussion weder Beifall noch Widerspruch gefunden, sondern Schweigen um uns her, kaum einmal unterbrochen durch einen brieflichen Protest der freikonservativen „Post", die sich das zeitweilig gelieferte Freiexemplar ausdrücklich verbat, da sie wohl „frei" genug ist, um die allerbedenklichsten Berliner Nacht-Lokale, aber nicht „konservativ" genug, um eine christlich-konservative Zeitschrift in ihren Spalten zu empfehlen.

Die Zeit hat hierin wenig geändert. Im politischen Leben der Gegenwart, wo der Realismus seine Triumphe feiert, versteht es sich geradezu von selbst, daß zunächst nicht danach gefragt wird, was gesagt wird, sondern immer nur, wer gesagt hat. Und wenn der, der etwas gesagt, weder parlamentarische Stimmen noch Fraktionen, sondern lediglich sich selbst „hinter sich" hat, so würde er selbst mit einem unfehlbaren Evangelium der Volksbeglückung keine Ohren und keinen Glauben finden. Das Gewicht des modernen Politikers mißt sich lediglich nach der Zahl von Stimmen, die er hinter sich hat, und die sich praktisch etwa in einen Fraktionsbeschluß umsetzen lassen.

Das soll nun nicht heißen, daß wir der Ansicht wären, zu allen Zeiten Recht gehabt zu haben, wohl aber, daß auch dann, wenn wir einmal Recht gehabt hätten, kein Mensch sich darum bekümmert haben würde. Unglücklich sind wir darüber nicht. Es muß im Christentum, wie in der Politik, praktische und unpraktische Leute geben. Wir unsererseits verlangen nicht mehr, als einsam unsere Straße zu ziehen, und unser Ehrgeiz geht nicht weiter, als hin und her in den deutschen Landen bei der stillen Gemeinde der Monatsschriftleser, die in guten und bösen Tagen ihr treu geblieben sind, den alten Ruf nicht zu verscherzen, daß wir unbekümmert um Vorteil oder Nachteil von oben oder unten eine sachliche und unabhängige politische Meinung aussprechen, mag nun dieselbe Aussicht auf Anerkennung haben oder nicht.

Diese Einleitung kam uns ungesucht in die Feder, da ganz neuerdings unsere Berichte in der Presse etwas mehr Beachtung finden als früher. Es scheint, daß irgend

eine liberale Berliner Korrespondenz, welche große und kleine Blätter der „Provinz" zu versorgen hat, die politischen Berichte der Monatsschrift einer eingehenden Lesung unterwirft. Regelmäßig zu Anfang des Monats finden sich größere und kleinere Abschnitte aus derselben gleichlautend in vielen Blättern wiedergegeben, begleitet von einer nicht übelwollenden, aber doch mehr oder weniger ablehnenden Kritik.

Im abgelaufenen Monat beispielsweise war aufgegriffen worden, was wir über die offiziöse Presse gesagt. Viele Blätter, große und kleine, machten dann die gleichlautende Bemerkung dazu, daß die Kritik der Offiziösen durch die Monatsschrift eine sehr zutreffende und erfreuliche sei, daß dieselbe aber viel früher hätte erfolgen müssen und zwar schon zu einer Zeit, als, nicht etwa wie jetzt auch die Konservativen, sondern lediglich die Liberalen ungerechten Angriffen ausgesetzt gewesen seien.

Dieser Vorwurf ist völlig unbegründet. Gegen den Napoleonismus der Berliner Offiziösen, gegen die vollendete Charakterlosigkeit, mit welcher diese Presse so häufig verfährt, haben wir schon vor Jahren Protest erhoben, haben vielfältig darauf hingewiesen, wie bedenkliche Folgen für das Volksleben und Volksgewissen es haben muß, wenn gerade in den Blättern, welche für Organe der Regierung gehalten werden, heute für „schwarz" erklärt wird, was man gestern noch für „weiß" ausgab. Und selbstredend — das geben wir zu — halten wir die Lage nicht für verbessert, sondern für verschlimmert, wenn neben den früher verarbeiteten Fortschrittlern und Freisinnigen neuerdings die besten christlich und monarchisch gesinnten Männer in unwürdigster Weise vor das Messer genommen werden. Eine Zeit lang läßt sich ohne Zweifel auch mit dieser Methode regieren. Wenn aber allmählich, wie es nicht ausbleiben kann, das Kapital an Treu und Glauben aufgezehrt sein wird, welches die Altvorderen gesammelt, weil sie selbst auf Treu und Glauben hielten, wenn der Reihe nach von den offiziösen Blättern a l l e Parteien unter die „Reichsfeinde" verwiesen werden, so daß schließlich nur der reine Gouvernementalismus und Personenkultus als zulässig übrig bleibt, so ist gewiß, daß das Volk gelehrig genug sein wird, das Evangelium des Opportunismus, wenn man es ihm immer wieder anpreist, endlich zu lernen. Daß dann eine bessere Zeit anbrechen wird, glauben wir freilich kaum. Im Gegenteil lehrt die Geschichte, daß es nach Zersetzung alles Charakters selten für opportun gehalten wird, der jeweiligen Regierung zu folgen; sondern im Gegenteil werden die Monarchie als solche und der Staat als solcher bald genug auf ihre Opportunität geprüft.

Nützliche Studien über Real-Politik und Opportunismus kann man augenblicklich in Frankreich machen. Das Volk ist dort völlig abgestumpft gegen alle politischen Ideale; nicht etwa wer Frieden und Arbeit bringt, sondern schon derjenige, der es nur verspricht, wird als Messias willkommen geheißen, und hieße er auch Boulanger, und wäre er auch ein Abenteurer niedrigster Sorte.

In Deutschland steht ja nun vieles noch fest, was in anderen Ländern wankt. Aber traurige Symptome aller Art zeigen sich auch in unserem Vaterlande. Will man gegenwärtig ein politisches Stimmungsbild aus Deutschland entwerfen, so kann man nichts anderes thun, als grau in grau das Unbehagen und den Widerwillen schildern, der sich nicht einzelner, sondern im Grunde der anständigen Leute aller Parteien mehr und mehr bemächtigt. Die Lage ist die, daß so ziemlich alle maßgebenden Parteien: die Konservativen einschließlich der äußersten Rechten, die Freikonservativen, die Nationalliberalen, das Centrum und selbst die besseren Mitglieder der radikalen Parteien durchaus geneigt sind, der Regierung bei verständigen Vorschlägen zu folgen, eine Bereitwilligkeit, die schon wiederholt praktisch bethätigt worden ist. Was die Parteien verlangen, ist nur, daß sie in ihrer Eigenart bei Bestand bleiben und nicht gezwungen werden, in unvermittelter Weise mit ihrer ganzen Vergangenheit zu brechen. Und nicht nur auf politischem, sondern auch auf kirchlichem Gebiet ist diese erfreuliche Versöhnlichkeit bis zu einem gewissen Grade erkennbar. Die kirchliche Rechte hat viel Schroffheit abgelegt und die Linke ist augenblicklich konservativer, als sie es bisher jemals gewesen

ist. Wenn trotzdem anscheinend eine Annäherung kaum zu verzeichnen ist, so liegt das, wie wir wiederholt betont haben, ausschließlich an den offiziösen Zumutungen, welche Tag für Tag in plumpster und ungeschicktester Weise unerfüllbare Forderungen aufstellen.

Den unerquicklichen Reigen peinlicher Artikel eröffnete im abgelaufenen Monat ein vielgenannter Berliner Brief der „Hamburger Nachrichten".

Freisinnige Abgeordnete hatten im Reichstage den Prozeß Geffcken zur Sprache gebracht. Dabei ging der Hauptredner, Abg. Munckel, weniger auf die Sache selbst ein, als vielmehr auf die Folgeumstände, insbesondere auf die Veröffentlichung der Anklageschrift, wodurch die öffentliche Meinung angeblich aufgefordert worden sei, über das oberste Gericht zu Gericht zu sitzen. Ohnedies sei die Publikation einfach ungesetzlich. Justizminister von Schelling übernahm die Verteidigung der Maßregel, deren Berechtigung mindestens eine sehr zweifelhafte ist, und sagte, was sich sagen ließ zu gunsten derselben in dialektisch geschickter Weise. Die Parteien der Rechten, einschließlich der Nationalliberalen, verhielten sich schweigsam. Nur Herr Windthorst sekundierte dem Freisinn in maßvoller, aber doch entschiedener Weise. Diese Angriffe der Opposition haben nun die Regierung sehr verstimmt. Weit mehr aber der Umstand, daß aus den eigentlichen Regierungsparteien, aus den Freikonservativen und Nationalliberalen, nicht ein einziger Redner dem Justizminister beisprang. Die Offiziösen machten sofort ihrer Verstimmung in überaus heftigen Artikeln Luft und gaben besonders den Nationalliberalen zu verstehen, daß ihnen übergroße Zurückhaltung bei der „Nachfolge" ebenso wenig gestattet werden könne, als früher der Wunsch, „mit aus der Schüssel essen zu wollen". Auf die erste Verwarnung folgte noch schweres Geschütz. Es scheine, so warf man den Liberalen vor, daß sie auf den Tod des Reichskanzlers spekulierten; sie möchten sich indeß keinen Illusionen hingeben, vielleicht werde nicht Graf Herbert Bismarck, sondern Graf Waldersee Nachfolger des Kanzlers werden; da sei es aber doch wohl fraglich, ob mit ihm die Nationalliberalen sich und ihre Stellung verbessern würden. Und alle diese Taktlosigkeiten wurden aus zweifelhaften Blättern in die unzweifelhafte „Norddeutsche Allgemeine" herübergenommen und ihnen damit der Stempel der Echtheit aufgedrückt. Später freilich, als mit den Erörterungen der offenbar beabsichtigte Zweck erreicht oder vielleicht auch verfehlt war, wurden die Artikel feierlich verleugnet, aber man verleugnete nur, um sofort andere ähnlich taktlose Artikel nachfolgen zu lassen, unerwiesene Verdächtigungen gegen die Nationalliberalen, daß sie politische Berechnungen auf die Schwäche des „rasch alternden" Kanzlers bauten, Verherrlichungen des Reichskanzlers, bei deren Schmeicheleien die Farben faustdick aufgetragen wurden, ja sogar Betrachtungen, in denen mit bemerkenswertem Zartgefühl (gleichfalls in der „N. A. Z.") dem Monarchen vorgerechnet wurde, „wessen Verdienst" es zu danken sei, daß so viel Ehre und Würde an seiner Krone hange. Neben dem Kampf gegen die Liberalen ging der Kampf gegen die „Extrem-Konservativen" fortdauernd nebenher. Auf offiziöse Anregung hin erregte die „Stöckerhetze" wieder einen Höhepunkt, den man längst überschritten glaubte, und selbstredend wurden fortdauernd auch die „Kreuz-Zeitung" und ihr mutiger Redakteur mit Liebenswürdigkeiten bedacht.

Zu den traurigen Vorgängen in der Oeffentlichkeit kam hinzu, daß durch einzelne dem Zufall zu dankende Streiflichter gelegentlich auch dunkle Vorgänge enthüllt wurden, die den Rückschluß zulassen, daß neben dem offenen Angriff in der Presse fortwährend die Intrigue am Hofe ihre Minirarbeit gegen diejenigen gerichtet haben wird, welche seit Jahrzehnten die treuesten Diener ihrer Fürsten und ihres Vaterlandes gewesen sind.

Alles in allem: die politische Atmosphäre in Deutschland ist neblig und trübe; eine Klärung derselben nach menschlichem Ermessen vorerst nicht zu erwarten. Die beste der in Aussicht stehenden Maßregeln, die Sozialreform, schleppt sich mühsam und knarrend weiter. Ihr wesentlicher Teil, der Arbeiterschutz, wird hartnäckig von der Regierung abgelehnt. Eine Ausstellung von allerlei äußerlichen relativ unwesentlichen

Schutzapparaten wird geplant; das Heiligtum des Sonntags der Wehrlosen zu schützen, wird dagegen entschieden verweigert. Bei den Parteien Verbitterung und Verstimmung überall, weit über den natürlichen Gegensatz hinaus. Und als treibende Kraft des ganzen Wirrwarrs die Rücksichtslosigkeit der offiziösen Presse, die einerseits alles verhetzt und entzweit, was gemeinsam handeln könnte, und andererseits unlösbare Gegensätze zum „Kartell“ — es steht wieder auf der Tagesordnung — zusammenschweißen möchte. Man begreift am letzten Ende nicht mehr, wer anders Nutzen ziehen soll aus diesem Kriege aller gegen alle, als diejenigen, deren Gewohnheit oder Gewerbe es mit sich bringt, im Trüben zu fischen.

Die Thätigkeit des deutschen Reichstages ist im Februar wesentlich eine verborgene gewesen; nicht das Plenum hat zumeist gearbeitet, sondern nur die Kommissionen, welche ihrerseits fleißig genug gewesen sind und die beiden großen Gesetzentwürfe, die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter und das Genossenschaftsgesetz, soweit gefördert haben, daß der parlamentarischen Beratung, welche mitte nächsten Monats beginnen soll, gründlich vorgearbeitet ist.

Eine Reihe von Anträgen, teils im Reichstage, teils im preußischen Abgeordnetenhause eingebracht, hat freilich auch in den letzten Wochen die politische Diskussion belebt, umsomehr, als unter diesen Anträgen sich einige befinden, bei denen keineswegs ein sachlicher, sondern nur ein agitatorischer Zweck erstrebt ward, im Hinblick auf die wohl zu beachtende Thatsache, daß wir am Ausgang des laufenden und am Anfang des nächsten Jahres der Wahlbewegung für eine fünfjährige Legislaturperiode entgegengehen.

Von links her anzufangen, so haben die Sozialdemokraten sich die demagogisch bestverwertbaren Getreidezölle ausgesucht, um bei der Forderung ihrer Aufhebung gegen den Egoismus der besitzenden Klassen zu donnern. Daß sie in ihren Erörterungen fortwährend Zoll und Steuer verwechselten, als ob ohne weiteres der Betrag des Zolles dem Kornpreis zuzuschlagen sei, kann man ihnen so übel nicht nehmen, da viele andere, welche nicht Sozialdemokraten sind, sich denselben Luxus der Begriffsverwirrung erlauben. An der Debatte über diesen Antrag war bemerkenswert nur die Haltung der Nationalliberalen. Herr von Bennigsen, als Sprecher der Partei, hielt eine der geschraubtesten Reden aller Zeiten, in welcher er die Zölle als äußerst schädlich darstellte, gleichwohl aber erklärte, für dieselben stimmen zu wollen. Seine Haltung ließ deutlich durchblicken, daß er gerne bereit wäre, sich auf der Linken Freunde zu machen durch Preisgabe des ungerechten Mammons, den die Zölle einbringen, daß er aber einstweilen teils Verstimmung nach oben hin fürchtet, teils als praktischer Politiker auch wohl nicht weiß, wie er im Staatshaushalt den Ausfall decken sollte.

Ein anderer Antrag im Reichstag betraf die Währungsfrage. Wäre die neue, von den Konservativen veranlaßte Debatte nur eine wiederholte Auflage der alten gewesen, so würde ihre Erwähnung der Mühe nicht wert sein. Es lag indessen diesmal sowohl in den Reden der Doppelwährungsfreunde, wie in der Antwort des Schatzsekretärs ein besonderes Moment. Die Reden der Antragsteller waren offenbar nach England hingesprochen, wo die bimetallistische Bewegung entschiedene Fortschritte macht, und die Antwort des Schatzsekretärs fiel keineswegs entmutigend aus. Das deutsche Reich, so deutete dieser an, werde nicht abgeneigt sein, sich an der Herstellung einer internationalen Doppelwährung zu beteiligen, wenn unter den großen europäischen Kulturstaaten sich eine vertragsmäßige Einigung erzielen lasse. Solange England fehle, seien vereinzelte Maßregeln aussichtslos. — Ein Vorwärtskommen auf diesem Gebiet liegt also wohl im Bereich der Möglichkeit. Wir haben oft betont, daß die Remonetisierung des Silbers für unsere Landwirtschaft von höchster Bedeutung ist.

Im preußischen Abgeordnetenhause gab es nach langer Pause wieder eine Kulturkampfdebatte in aller Form. Herr Windthorst hat sein Versprechen wahr gemacht und endlich den Kampf um die Schule begonnen, dessen Eröffnung er seit Jahr und Tag in Aussicht gestellt hatte. Die Forderungen dieses Antrages sind so

lächerlich übertriebene, daß an irgend einen praktischen Erfolg garnicht zu denken ist. Das ganze Schulwesen soll auf Gnade und Ungnade den Ultramontanen ausgeliefert und eine umgekehrte Anzeigepflicht des Staates an die Kirche vorgesehen werden. Offenbar hat aber, wie schon gesagt, auch dieser Antrag nur agitatorische Zwecke. Im Centrum klaffen hinsichtlich vieler Fragen von minderer Bedeutung bedenkliche Risse, die nur äußerst schwer noch zu verbergen sind. In dem Kampf um die Schule hat dagegen der schlaue Führer jener Partei wiederum ein Ziel gefunden, bei dessen Erstreben kein guter Katholik sich der Nachfolge entziehen darf, ein Panier, um das sich alle scharen müssen. Die Sache wird um so bessere Dienste leisten, wenn nur erst in einigen parlamentarischen Schlachten wieder Blut geflossen und die eben besänftigten Leidenschaften gründlich wieder erregt sind. — Ein Anfang zur Erreichung dieses Zweckes ist gemacht. Fortsetzung wird nicht ausbleiben.

Auf dem Gebiet der Kolonialpolitik geht eine der großen Schwierigkeiten, welche uns in der Südsee erwachsen sind und zeitweilig sogar kriegerische Verwickelungen drohte, anscheinend einer friedlichen Lösung entgegen: das Zerwürfnis mit Nord-Amerika über die Regierung auf den Samoa-Inseln. Deutsche, englische und nordamerikanische Interessen kreuzen sich vielfach auf jenen Inseln; da nach teils stillschweigender, teils ausgesprochener Uebereinkunft keine der beteiligten Mächte den Archipel annektieren will, so hat man es für das Beste erachtet, ein eingeborenes „Königtum“ bei Bestand zu lassen. Dies Verhältnis könnte ganz erträglich sein, wenn die samoanische Regierung einigermaßen Autorität besäße und imstande wäre, Ordnung im Lande zu schaffen. Davon ist bisher indessen leider keine Rede gewesen. Die zwei oder drei Gegenkönige sind nichtsnutzige Lumpen, die für einen Schnaps oder eine Tüte mit Zuckerstücken für jeden Schurkenstreich zu haben sind und je nach erfolgter Bestechung von einer Macht zur anderen übergehen, die es heute mit Deutschland und morgen mit England oder Amerika halten. Will man nun mit diesen Leuten brechen, so liegt die Schwierigkeit darin, einen passenden Regenten zu finden. Würde ein König eingesetzt, welcher einigermaßen Aussicht böte, sich Autorität zu verschaffen, so würde derselbe voraussichtlich immer der Kandidat einer der beteiligten Mächte sein, und damit der Gegner der anderen. Indessen ist doch eine Konferenz in Aussicht genommen, welche in Berlin zusammentreten soll, sobald der Präsidentenwechsel in Nord-Amerika sich vollzogen haben wird. Die Wogen der Leidenschaft gingen in Amerika schon ziemlich hoch; es gab dort schon Abenteurer, welche Truppen werben wollten für den Krieg gegen Deutschland. Indessen haben sich neuerdings die Gefühle abgekühlt, und der Hauptwühler in Samoa, der Amerikaner Klein, hat bereits das Weite suchen müssen.

Daß die ostafrikanische Vorlage mit erdrückender Mehrheit gegen die wenigen freisinnigen und sozialdemokratischen Stimmen, von denen sich auch noch zwei Freisinnige zu gunsten der Vorlage aussonderten, im Reichstage angenommen worden ist, meldeten wir vor Monatsfrist. Hauptmann Wißmann befindet sich nun unterwegs nach Sansibar. Nach der ihm in seiner Eigenschaft als Reichskommissar für Ostafrika erteilten Instruktion führt er an Stelle des Reichskanzlers die Aufsicht über die ostafrikanische Gesellschaft und ihre Beamten in Ostafrika. Von seinen Gehilfen, die ihm vorausgereist sind, werden die Werbungen von Negern für die Schutztruppe betrieben. Sudanneger, Somalis, vielleicht auch Zulus sollen in sie eintreten. Die Stellen für Weiße in der zu bildenden Kolonialtruppe sind alle besetzt.

* * *

In **Oesterreich-Ungarn** ist der größte Teil des Monats noch beherrscht gewesen von der Diskussion über das schreckliche Ende des Kronprinzen Rudolf — ein Drama, dessen wahre Einzelheiten bisher nur wenigen bekannt sind und schwerlich jemals einwandfrei in das volle Tageslicht gebracht werden dürften. Die katholische Kirche hat den Selbstmord als einen im Irrsinn begangenen aufgefaßt, obschon auf der Hand

liegt, daß daran kein wahres Wort ist. Vereinzelte Geistliche haben der kirchlichen Autorität widerstrebt, ohne indeß irgend etwas damit zu erreichen. Die feierliche Beisetzung der Leiche hat in der Fürstengruft bei den Kapuzinern in Wien stattgefunden. — Was über die nun präsumtiven Thronerben verlautet, klingt bedauerlicher Weise insofern wenig hoffnungsvoll, als leider die Jesuiten am habsburgischen Kaiserthrone der Zukunft wieder eine maßgebende Rolle zu spielen berufen sein dürften.

Noch in die Tage der kaum verstummenden Trauer hinein hat es in Ungarn parlamentarische Kämpfe heftigster Art gegeben über das in Oesterreich schon angenommene Wehrgesetz. Kaiser Franz Josef hat sich mit der Kaiserin nach Pest begeben und auf der Ofener Königsburg Wohnung genommen. Den Behörden der Hauptstadt erklärte er, daß er die Zeit der Trauer hier zu verleben wünsche, er hoffe, die Haltung der Bevölkerung werde dem Rechnung tragen. Demungeachtet haben die Staßenunruhen sich in solchem Umfang wiederholt, daß die Polizei mit großem Nachdruck einschreiten und Infanterie die Straßen besetzen mußte. Minister Tisza sogar war der hartnäckigen und stürmischen Opposition gegenüber nahe daran, zu demissionieren. Schließlich haben aber weder die unerhörten Agitationen und Einschüchterungsversuche der Opposition, noch die lärmenden Kundgebungen auf der Straße und in den Versammlungen den beabsichtigten Zweck zu erreichen vermocht. Die Regierungspartei hat bis auf wenige Abtrünnige fest zusammengehalten und dem Ministerium Tisza zu einem Siege verholfen. Allerdings hat der Kriegsminister sehr bedeutende Zugeständnisse hinsichtlich der Sprache gemacht — Zugeständnisse, die zweifellos von Tschechen, Kroaten u. s. w. sehr bald der Regierung gleichfalls abgetrotzt werden dürften — schließlich ist aber doch auch der vielumstrittene § 14 des Wehrgesetzes in der vom Minister Tisza vorgeschlagenen Form, wonach das Rekrutenkontingent für 10 Jahre Gültigkeit haben soll, in namentlicher Abstimmung mit großer Mehrheit angenommen worden. — Im übrigen hat die Debatte zu fast allseitig zustimmender Besprechung des deutsch-österreichischen Bündnisses Anlaß gegeben.

Das wichtigste Ereignis des Monats ist die Erledigung der langerwarteten Kabinettskrisis in **Frankreich**, welche nach Lage der Dinge sich sehr leicht zu einer Staatskrisis, einer Krisis für die Republik, auswachsen kann. Das Ministerium hatte noch einmal Ende Januar einen Erfolg in der Kammer erfochten, indem die auf Aenderung des Wahlsystems bezügliche Regierungsvorlage mit 268 gegen 222 Stimmen in namentlicher Abstimmung angenommen wurde. Wenige Tage später ist dagegen das Kabinett bei Beratung der von ihm beantragten Verfassungsänderung erlegen. Nach diesem Projekt sollten die Abgeordneten künftig auf sechs Jahre gewählt werden, alle zwei Jahre sollten Erneuerungswahlen für ein Drittel der Mitglieder stattfinden. Die Minister sollten fortan immer auf zwei Jahre ernannt werden und nur dann zum Rücktritt gezwungen sein, wenn die Kammermehrheit dies ausdrücklich verlange. Auch der Senat sollte mittelst des allgemeinen Stimmrechts in zwei Abstufungen auf sechs Jahre erwählt und alle zwei Jahre zu einem Drittel erneuert werden. Bei Beginn der Freitags-Sitzung beantragte die Rechte die Vertagung der Verfassungsrevision, damit die Regierung die Vorlage wegen Auflösung der Kammer vorbereiten könne. Der Ministerpräsident Floquet erwiderte, die Regierung denke an keine Auflösung, und die Vertagung gelangte darauf mit 307 gegen 218 Stimmen zur Annahme. Der Ministerpräsident erklärte darauf den Rücktritt des Kabinetts. Das wäre nun an sich so schlimm nicht. Es haben seit dem Jahre 1871 die Ministerien in Frankreich unzählige Male gewechselt, so daß ein Mal mehr oder weniger keinen großen Unterschied macht. Die Sache liegt aber diesmal insofern ernster, als dem schwachen Präsidenten, dem ohnmächtigen und unfähigen Parlamentarismus und dem elenden Hader der Parteien ein Mann gegenübersteht, der Thatkraft und Energie wenigstens zu besitzen scheint und mit vollem Bewußtsein darauf hinarbeitet, die Erbschaft der Republik anzutreten. Niemand traut

diesem „kommenden Mann" mehr zu, als daß er ein gewissenloser Abenteurer sei, und für mehr verlangt er anscheinend auch selbst nicht genommen zu werden. Aber er will die Macht, und immer mehr sind es, die glauben, daß er sie wirklich bekommen wird, und die sich der Sicherheit wegen alle Zukunft offen halten. Zumal seit Carnot so wenig Geschick und Glück entwickelt hat bei der zögernden Herstellung seines „Ausstellungs-", oder wie man es auch nennt, des „Eiffelturm-Ministeriums", fallen die Politiker vom Zivil in hellen Haufen dem General Boulanger zu. Wenn es ihm in gleicher Weise gelingt, in der Armee festen Fuß zu fassen, welch' letztere nun doch einmal für Staatsstreiche ein unentbehrliches Requisit ist, dann kann immer noch das Jubiläum der großen Revolution mit der Thronbesteigung des vierten Napoleon gefeiert werden.

In **Italien** stürzt in dem Augenblick, da wir schreiben, das Ministerium Crispi. Indessen anscheinend nur, um sofort wieder aufzustehen. Um nicht unfreiwillig von einer Krisis zu Boden geworfen zu werden, hat Crispi eine solche freiwillig herbeigeführt und dieselbe nach eigenen Wünschen gestaltet. Die bisherigen Träger des Amtes weichen mit Ausnahme von Crispi, der bleibt, vor den Schwierigkeiten, die sich im Verkehr mit der Kammer ergeben, und neue Männer treten an ihre Stelle. Ob diese erfolgreicher sein werden, als ihre Vorgänger, steht dahin. Das Intriguenspiel der Parteien wird in Rom auch in Zukunft dasselbe bleiben, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch das — Defizit. Dieses letztere aber ist der eigentliche Stein des Anstoßes. Man spricht stets davon, daß es beseitigt werden müsse, aber man handelt so, als ob es garnicht groß genug werden könnte.

Vom **Orient** ist zu melden, daß die russische Agitation dort Fortschritte macht. Auch in Serbien und Bulgarien scheint der „Rubel auf Reisen", wenn auch langsam, so doch sicher seine Arbeit zu thun, und bei manchen dortigen Politikern sich stärker zu erweisen als der Nationalstolz und die autonomistischen Gefühle. Besonders bedenklich haben die Dinge sich neuerdings in Rumänien gestaltet, wo im vergangenen Jahre nach argen Straßen-, Kammer- und Palasttumulten die Opposition zur Regierung berufen wurde und wo die Anstrengungen der Agitatoren sich direkt gegen die Dynastie richten. In der rumänischen Deputiertenkammer hat der Abgeordnete Blaremberg, Sohn eines russischen Obersten, den Antrag gestellt, das frühere Ministerium Bratianu in den Anklagezustand zu versetzen. Ohne die großen Verdienste Bratianus würde heute gar kein Rumänien bestehen. Da er aber die Fundamente einer Politik des Zusammengehens mit Oesterreich und Deutschland gelegt hat, und Rumänien somit für die Panslavisten das Haupthindernis auf dem Wege nach Bulgarien ist, so soll diese Politik in ihrem Träger angegriffen und unschädlich gemacht werden. Der Antrag ist in der Kammer zunächst abgelehnt, dann aber angenommen worden. Der Ausgang des Handels ist noch nicht abzusehen. Wenn aber die spezielle Sache auch Demonstration bleiben sollte — für die allgemeine Lage ist sie bezeichnend genug. Daß beiläufig Rußland sich unter Umständen auch nichts daraus macht, seine Franktireurs im Auslande zu verleugnen, beweist das Ende der Expedition Aschinow. Komischer Weise ist dieser „freie Kosak", der mit einer Schar von Bewaffneten als „Missionar" nach Abessynien gehen und den Italienern Ungelegenheiten bereiten wollte, von den Franzosen in die Pfanne gehauen worden, zum schweren Kummer von Panslavisten und Patrioten, die nun gemeinsam ihre bitteren Thränen weinen.

Wirtschaftspolitik.

Die Aeußerungen Sr. Majestät des Kaisers gegen die Leiter der bevorstehenden Unfall-Versicherungs-Ausstellung, worin er seine thätige Theilnahme an den Bestrebungen zur Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter bekundete, haben nicht nur in allen

betreffenden und betroffenen Kreisen den tiefsten Eindruck gemacht, sondern sie eröffnen auch die Hoffnung, daß ein neuer mächtiger Nachdruck in die soziale Wirksamkeit gebracht, und daß es insbesondere hinsichtlich der Arbeiterschutzgesetzgebung nun in nicht allzuferner Zeit gelingen werde, den beklagenswerten Widerstand des Bundesrates auch gegen das Notwendigste auf diesem Gebiete zu brechen. Erst dann, können wir sagen, werden sich die Wirkungen der Wirtschaftspolitik für alle Beteiligten so zeigen, daß sie nicht nur einzelne Klassen derselben befriedigen, sonst aber in ihrem materiellen Nutzen durch die Art, wie man sie agitatorisch ausbeutet, beeinträchtigt werden.

Leider findet die internationale Demagogie, welche materiell durch die Börse und intellektuell durch die Presse Deutschland zu unterwühlen und französischen Zuständen zuzuführen sucht, oft Unterstützung für ihr Treiben von Seiten, welche sich vor allem hüten sollen, zu vergessen, was ihnen diese Wendung der deutschen Wirtschaftspolitik genützt hat. Der Freiherr von Stumm, der erste Großindustrielle an der Saar, hielt eine Wahlrede, worin er es fertigbrachte, zu behaupten, es seien in der That die Getreidezölle, welche die heutige, mit den Getreidepreisen nicht entfernt im Einklang stehende Brodteuerung verursachten und dadurch nicht nur den Arbeiter, sondern auch den Beamten, den kleinen Rentier, wie überhaupt den Mittelstand schwer schädigten. Er verschärfte diese seine Behauptung in geradezu demagogischer Weise, indem er bemerkte: er glaube nicht, daß „die Bäcker“ die Differenz zwischen den ausländischen Getreide- und den inländischen Brotpreisen in die Tasche steckten. Wie unverantwortlich solche Aeußerungen sind, ersieht man aus der Art, wie jene Rede sofort durch die Börsendemagogie ausgebeutet wurde. Der Redner hätte, wenn er doch zugeben muß, daß eine Differenz zwischen Getreide- und Brotpreis besteht, auch klar aussprechen müssen, wer diese Differenz einsteckt; denn in den Zöllen kann sie nicht liegen, weil in den Getreidepreisen schon die Zölle stecken. Es giebt aber Orte, wo die thatsächliche Differenz zwischen Getreide- und Brotpreis mehr als hundert Prozent beträgt. Daraus „ergiebt sich die Brotteuerung, nicht aus den Zöllen und den Getreidepreisen, die nicht höher sind, als zu Zeiten, wo das Brot in Deutschland nicht mehr als die Hälfte des jetzigen Preises gehabt hat. Uebrigens versteht es sich von selbst und ist gelegentlich der Beratung der Zollerhöhung auch seitens des Fürsten Bismarck ausgesprochen worden, daß die Zölle eine Wirkung auf den Getreidepreis ausüben sollten; sonst hätten sie gar keinen Zweck gehabt. Diese Wirkung ist aber sehr mäßig gewesen. Von vornherein hat sie nicht einmal eine unbedingte Preissteigerung zur Folge gehabt; sie hat nur einen weiteren Preisrückgang verhindert; was an der Preisgestaltung von Anfang und Ende des Jahres 1887, zwischen denen die Preissteigerung stattfand, klar zu ersehen ist. Dies liegt einfach daran, daß Rußland und die übrigen verschuldeten Länder so viel von ihren Erzeugnissen verkaufen müssen, um das nötige Geld zur Einlösung ihrer Koupons zu schaffen. Demgemäß müssen sie die nötige Produktenmenge um jeden Preis verkaufen; und wenn der russische Bauer sich selbst nur zur Hälfte satt essen kann, weil er wegen der niedrigen Preise mehr Getreide verkaufen muß, als er entbehren kann, um seine Steuern zu zahlen, so liegt dies nur daran, daß die russische Regierung jährlich fast die Hälfte ihrer Staatseinnahmen zur Zinszahlung verwenden muß.

Dieser Umstand macht aber die Getreidezölle bei uns unbedingt nötig. Weil die russischen Bauern um jeden Preis verkaufen müssen, so können die Zwischenhändler ihrerseits auf den deutschen Verbrauchsmärkten um jeden Preis, der ihre Spesen übersteigt, anbieten. Diese Spesen betreffen aber in der Hauptsache nur den Transport. Da aber die russischen Eisenbahnen unter dem Einfluß des Zwischengeschäfts stehen und hinsichtlich des Ertrags vom Staat garantiert sind, so können auch die Transportkosten (deren Ausfall der Staat durch seine Garantie decken muß) auf das Niedrigste bemessen werden. Unter diesen Umständen ist es klar, daß die deutsche Landwirtschaft auf die schiefe Ebene geworfen und dem spekulativen Zwischengeschäft unbedingt ausgeliefert gewesen wäre, wenn man nicht Maßregeln dagegen ergriffen hätte. Die deutschen

Landwirthe hätten thatsächlich von ihrem Ueberschuß auf dem eigenen Markt nur so viel verkaufen können, als die Händler von fremdem Getreide nicht hätten heranbringen können. Der Lage der Sache nach könnten aber solche Maßregeln zunächst nur auf dem Zollgebiete liegen.

In solcher Lage aber wie die Landwirtschaft, als die Schutzzölle beschlossen und erhöht wurden, befand sich die Industrie keineswegs. Die Industrie, welche in Deutschland vor sechzig Jahren noch gar nicht vorhanden war, war ohnehin unter dem Schutz von Zöllen gewachsen, und zwar so, daß sie nicht allein die auswärtige Konkurrenz im Inlande fast ganz zurückwerfen, sondern auch schon im Auslande selbst konkourrieren konnte. Vor sechzig Jahren spielte die deutsche Industrie bei der Ausfuhr noch keine Rolle; unsere Hauptausfuhr bestand aus landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Dies hat sich gänzlich gewandt. Die landwirtschaftliche Ausfuhr ist fast vollständig zurückgegangen. Aus dieser Wendung der Verhältnisse ergiebt sich aber, daß die Schutzzölle, bez. die Erhöhung derselben für die Industrie ganz andere Zwecke haben mußten als für die Landwirtschaft und nach Lage der Dinge auch ganz andere Erfolge.

Des Schutzes im Lande selbst bedurfte die Industrie nicht; da sie unter den bisherigen Zöllen die fremde Konkurrenz fast ganz verdrängt hatte und da sie dieselbe sogar im Auslande aufsuchte, so war sie offenbar nicht in der Gefahr, in welcher die Landwirtschaft schwebt; es galt also nicht ihre Existenz zu retten, sondern ihren Gewinn zu erhöhen. Die Industrie beabsichtigte, ohne Besorgnis, darin von der auswärtigen Konkurrenz gestört zu werden, ihre Preise im Inland zu erhöhen und damit ihren Gewinn, um vielleicht mittelst desselben im Ausland um so billiger verkaufen zu können.

Nun ergiebt sich doch klar, wo der eigentliche Vorteil der Schutzzölle liegt. Für die Landwirtschaft sollte er bewirken und hat nur bewirkt, daß die Preise unter regelmäßigen Verhältnissen nicht unter den Punkt herabgingen, wo für die Landwirtschaft die Möglichkeit der Existenz aufhörte; und die Kosten dieser Zölle hat daher das Ausland zu tragen und hat sie getragen, wie aus der Preisbewegung hervorgeht. Dagegen ist durch die Erhöhung der industriellen Schutzzölle die auswärtige Konkurrenz verhindert worden, bei steigenden industriellen Preisen in Deutschland konkurrierend aufzutreten. Diese steigenden Preise sind daher von den deutschen Konsumenten zu tragen.

Im Reichstag fand eine Erörterung der Währungsfrage statt, wobei es der Abgeordnete Bamberger fertig brachte, den günstigen wirtschaftlichen Zustand in Deutschland auf unsere „glückliche Währung" zurückzuführen. Die konservativen Redner ließen dies über sich ergehen ohne die gebührende Zurückweisung — was freilich seinen sehr guten oder richtiger seinen schlimmen Grund hat. Gerade in der Währungsfrage sitzen auch die konservativen Wirtschaftspolitiker besonders tief im Manchestertum; denn auch sie wollen das Geldwesen „international" regeln und dabei nur die sogenannte „freie Ausprägung" auch auf das Silber erstrecken, indem sie sagen, die „freie Ausprägung des Silbers" solle in Deutschland „wiederhergestellt" werden. Die freie Ausprägung des Silbers hat aber früher in Deutschland gar nicht bestanden; folglich kann sie auch nicht „wiederhergestellt" werden. Der einzig berechtigte konservative Standtpunkt ist aber allerdings der, daß der frühere Zustand im Geld- und Münzwesen wiederhergestellt werden solle: nämlich das Münzregal, die ausschließliche Ausprägung durch den Staat nach gesetzlicher, durch das Gemeinbedürfnis bedingter Feststellung; wobei dann das Banknotenwesen ebenfalls zu beseitigen sein würde. Dann fällt auch der Internationalismus, der niemals konservativ ist und nur dienen kann, trennende Keile in die nationalen politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zu treiben, von selbst hinweg. In Oesterreich ist der Plan verfochten worden, die Metallwährung wiederherzustellen durch Einziehung von Noten und Ausgabe von Silbergulden; wunderlicherweise wird in einer Broschüre, welche dies empfiehlt, auch der Grund für den Vorschlag angegeben; und zwar der, daß Rothschild mehrere große, noch unausgebeutete Silberlager gekauft

habe und sich nachdrücklich auf die Silberspekulation werfen wolle. In der That wäre es ein „reinliches“ Geschäftchen ohne gleichen, wenn Rothschild jetzt, wo die Silber-Produktion schon längst zur Ueberproduktion geworden ist und den Silberpreis immer schärfer drückt, einen „festen Kunden“ für einige hundert Millionen auf Lager nähme und sein Silber 30—60 Prozent über den Handelswert an den Mann bringen könnte. Glücklicherweise hat sich dort schon beim ersten Auftauchen eine scharfe Opposition gegen das Projekt erhoben, so daß man wohl hoffen darf, dasselbe werde kein weiteres Unheil anrichten. Man muß freilich erst abwarten, was an den Angaben des Silberminen-Kaufs durch Rothschild eigentlich ist.

Daß sich indeß die Opposition gegen das Rothschild'sche Treiben immer mehr ausbreitet, läßt sich wohl erkennen. In Frankreich, wo er nach allen Seiten hin herrscht, und wo sein Grundbesitz bereits vierzig Quadratmeilen betragen soll, ist die Bewegung gegen den „Kupferring“ oder die „Metallgesellschaft“ noch nicht erloschen, obgleich eine Menge von Finten aufgewendet worden ist, um Täuschung über die Eingriffe jener Gesellschaft zu verbreiten. Noch jetzt sucht man durch allerlei Mittel das „Geschäft“ unauffällig weiter zu treiben; aber es scheint, als ob doch die französische Industrie sich aufraffen wolle, um die unerhörte Benachteiligung, welche die Industrie durch den Kupferring erfährt, zurückzuweisen. Denn es ist Thatsache, daß Rothschilds „Gesellschaft“ sämtliche Kupferlieferungen für die französische Regierung und für die Eisenbahnen in Beschlag genommen hat und nun beiden unerhörte Preise vorschreibt. Die Bewegung, die sich gegen diesen Zustand erhoben hat, ist so stark, daß man die Sache auf das Ausland, sowohl auf Deutschland als England, zu schieben suchte, um scheinen zu lassen, als habe Rothschild mit jener garnichts zu thun. Bis jetzt mit wenig Erfolg. Leider greifen derartige Verhältnisse überall immer mehr um sich. In deutschen landwirtschaftlichen Kreisen wird sehr viel geklagt über die Verteuerung der künstlichen Düngemittel, welche durch Kartelle, die die Herstellung einschränken, hervorgerufen wird. Man empfiehlt, landwirtschaftliche Düngerfabriken auf Aktien zu gründen. Letzteres ist entschieden zu verwerfen; hier ist ein Platz für die landwirtschaftliche Genossenschaft, die man nicht dem kapitalistischen System ausliefern sollte. In England hat der „Salz-Trust“ den Salzpreis verdoppelt. Da es sich um mehr als zwei Millionen Tonnen handelt, so ist jede Steigerung nur um einen Farthing für das Pfund der Auferlegung einer Steuer von fünf Millionen Pfund Sterling, also mehr als hundert Millionen Mark gleich. Da aber die Steigerung auf mehr als das Fünffache des gedachten Betrags getrieben werden soll — wenn es gelingt —, so würden sich fünfundzwanzig Millionen kapitalistischer Schatzung, also der dritte Teil der englischen Staatseinnahmen, nur allein an Salz ergeben. Kann man sich wundern, wenn alles aus Rand und Band geht, wo solcher Parasitismus sich neben dem Staats- und Gemeinwesen anfressen und ihm die Kräfte absaugen kann?

Solchen geradezu furchtbaren Zuständen gegenüber ist aber die Manchesterpresse stumm. In Deutschland hat sie sich in der letzten Zeit mit besonderem Behagen gegen die Kolonialpolitik aufgeblasen. Möge man selbst auch dem Kolonialwesen ohne Enthusiasmus und sogar sehr kühl gegenüberstehen, diesem heuchlerischen Treiben gegenüber wird man um so mehr wünschen müssen, daß sich die Kolonialpolitik zielbewußt entwickele, als die Länder, worauf sich bis jetzt die deutschen Kolonisationsbestrebungen erstrecken, nicht als unmittelbare Konkurrenzgebiete gegen unsere Produktion zu gelten haben. Uebrigens sind auch die Marine-Unternehmungen nach wie vor besonders im Innern Deutschlands sehr volkstümlich. Wie denn auch auf diesem Gebiet selbst ein wenig Verschwendung und einige Mißerfolge weit weniger schädlich sind, als jene Unterstützungen und Antreibungen fremder Konkurrenz durch die Börsenemissionen.

Der deutsche Handelstag, dessen wir schon erwähnt haben, beschäftigte sich ebenfalls mit einer Angelegenheit, welche dieses Gebiet streift: die Errichtung von deutschen

Handelskammern im Auslande. Diese Kammern werden ohne Zweifel, wenn sie errichtet sind, dem Handel manchen Vorteil bringen. Allein ob sie ein eigentlich nationales Interesse, so daß das Reich für dieselben erhebliche Mittel aufwenden sollte, darstellen, ist doch sehr zu bezweifeln. Wenn man bedenkt, wie gerade von Seiten, die dem Handel sehr nahe stehen und sogar als Vertreter des Handels gelten, gegen alles, was im Lande selbst für andere Interessengruppen geschehen soll, agitiert wird, wie sie deren Vorteil, wie wir oben gezeigt haben, in falsches Licht zu stellen suchen, entsteht doch die ernste Frage, ob das Verlangen, das Reich solle auf Errichtung deutscher Handelskammern im Ausland hinwirken, Berechtigung hat. Jedenfalls nimmt es sich einigermaßen befremdlich aus, wenn von einer Seite, von der aus seit Jahren jede Maßnahme, die wirtschaftliche Stetigkeit im Lande zu erhalten, mit dem Hinweis auf die „Selbsthilfe" hintertrieben worden ist, jetzt die Staatshilfe sogar für ausländische Beziehungen in Anspruch genommen werden soll. Selbst jetzt, wo sozusagen die neue Wirtschaftspolitik ihre Feuerprobe insofern besteht, als sich im Schutzzollsystem Handel und Wandel nach allen Seiten hin gedeihlich auswachsen, und wo zugleich die Staatsfinanzen blühend sind, so daß alle deutschen Staaten finanzielle Ueberschüsse aufweisen, setzt sich die Nörgelei derer, welche jenen speculativen Interessen, für deren Zwecke jene Ansprüche gemacht werden, huldigen, fort, und werden die Angriffe gegen die wirtschaftliche Thätigkeit Deutschlands und der deutschen Staaten fortgesetzt. Die Frage des Wasserbaues z. B., welche ebenfalls in diesen Tagen den preußischen Landtag beschäftigte und nach Lage der Verhältnisse sich dabei ziemlich aussichtsreich zeigte, ist zu hämischen Angriffen gegen Deutschland ausgenützt worden; man hat behauptet, Deutschland sei hinsichtlich der dahingehörigen Verbesserungen zurückgeblieben u. dgl. m. Mit Recht ist dem regierungsseitig entgegnet worden, daß von solchen Fortschritten andererseits nichts bekannt sei, obgleich andere Länder wegen ihrer festeren Geschlossenheit von früher her einen nicht unerheblichen Vorsprung vor Deutschland hatten. Fast gleichzeitig mit dem Handelstage war die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft vereinigt. Wir müssen uns vorbehalten, im nächsten Heft darauf zurückzukommen.

Kirche.

Religiöse Erörterungen sind in unserer Tagespresse etwas außerordentlich Seltenes. Gleichwohl hat es deren im abgelaufenen Monat in Menge gegeben. Veranlassung dazu bot die Schreckensthat von Meierling, der Selbstmord des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Es wurde infolge desselben nicht nur die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Selbstmordes an sich erörtert, sondern namentlich auch auf die Gründe zurückgegriffen, auf die durch Erziehung und Umgebung bedingten Umstände, welche den letzten verzweifelten Entschluß in der Seele des unglücklichen Prinzen zur Reife gebracht haben konnten, auf den Charakter besonders der religiösen Einwirkungen, denen er in der Zeit der Entwickelung ausgesetzt gewesen.

Die Erörterungen enspannen sich so, daß konservative Blätter darauf hingewiesen hatten, wie bekanntermaßen der Umgang des Kronprinzen mit naturalistischen Gelehrten, z. B. mit dem Tierforscher Brehm, dazu beigetragen habe, ihn dem christlichen Glauben und der Religion überhaupt zu entfremden, und wie er dann eben allmählich dahin gelangt sei, sich mit Bewußtsein zu einer darwinistischen Welt- und Lebensanschauung zu bekennen.

Ueber die offene Aussprache dieser kaum bestreitbaren Thatsachen großer Zorn in der gesamten Judenpresse, wo man stets die Freundschaft und Gemeinschaft des Kronprinzen mit den zweifelhaftesten Größen aus Kunst und Wissenschaft als Großthaten ohne Gleichen und Vorurteilslosigkeit gepriesen hatte.

Wir unsererseits verzichten gern darauf, die geistige und geistliche Verfassung des Kronprinzen näher zu erörtern. Wo Gott selbst in so furchtbaren Gerichten, wie hier, gesprochen, wird es allezeit des Menschen bestes Teil sein, sich zu beugen und zu schweigen. Und unentschieden muß es ohnehin bleiben, wer schließlich auf den Kronprinzen den verhängnisvollsten Einfluß ausgeübt hat, ob die zugleich in streng katholischer Kirchlichkeit und tiefster Unsittlichkeit lebenden hohen und höchsten Wiener Kreise, oder die naturalistischen Gelehrten, welche wenigstens in ehrlicher Weise zur bösen Praxis die nötige Theorie hinzufügten. Was zeitgeschichtlich nach der sittlich-religiösen Seite hin zu kennen vor allem von Wert ist, das ist die grauenhafte Entsittlichung der vornehmen Wiener Gesellschaft, wie sie durch die den Selbstmord begleitenden Umstände wiederum entsetzlich enthüllt worden ist. Man braucht sich nicht dem Verdacht auszusetzen, als generalisiere man leichtfertig aus einem Einzelfalle, wenn man die Behauptung aufstellt, daß in Oesterreich, wie in Frankreich, die römische Kirche alle Kraft der sittigenden Einwirkung auf das Volksleben verloren hat und im Grunde genommen nur noch eine Anstalt ist, welche bei festlichen Gelegenheiten einige Dekorationen und Figuranten herleiht, kaum noch christlich zu nennen, insofern sie es aufgegeben hat, auf Sinnesänderung, Bekehrung, Heiligung, überhaupt auf lebendiges persönliches inneres Christentum zu dringen.

Freilich, wenn wir das sagen und von Oesterreich den Blick auf das evangelische, und auch da, wo es katholisch ist, evangelisierte Deutschland zurückwenden, so tritt keine Pflicht lebendiger vor die Seele, als die: sich ohne Pharisäer-Hochmut in Zöllner-Demut an die eigene Brust zu schlagen und der eigenen Schuld zu gedenken. Besonders in unseren Großstädten, wo das Meer des Volkslebens alle desperaten Elemente der Nation an den Strand spült, sieht es gleichfalls fürchterlich aus. Oft genug freilich auch um weniges besser in den Kleinstädten und auf dem Lande. Auch unter denen, die in evangelischer Predigt den Ruf zur Bekehrung vernommen haben, giebt es ungezählte Scharen, welche das Mal des Tieres an ihrer Stirn tragen. Grauenhaft ist die Statistik der Prostituirten in Berlin, der Zuhälter, der Lasterhaften, der Kranken und Sterbenden, die an selbstverschuldeter Krankheit leiden oder von derselben hingerafft werden; grauenhaft die Zahl der Gefangenen und Verbrecher, die von zügelloser Leidenschaft in Gefängniß und Zuchthaus geführt werden, und es giebt daher auf dem ganzen Gebiete der inneren Mission kaum eine andere Frage von gleicher Bedeutung, wie die, ob und wie es möglich werden kann, unser Volk von dem Abgrund des sittlichen Verderbens zurückzuführen, vor dem es zweifellos steht.

Unter dem erschreckenden Eindruck der Verheerungen, welche die zügellose Unsittlichkeit anrichtet, sind nun ernste Männer am Rhein und in Berlin zu zwei größeren freien Vereinigungen zusammengetreten, um nicht in mittelbarer Weise, wie es die Kirche durch Verkündigung des Evangeliums an alle thut, sondern in unmittelbarer Weise dem Uebel auf den Leib zu rücken. Aber es hat sich hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, auf denen grelle Schäden hervortreten, durch die Erfahrung ergeben, daß es außerordentlich schwer ist, die Trauer und die Klage in Vorschläge umzusetzen, welche nicht nur wohlgemeint, sondern nach Lage unseres ganzen sittlichen, sozialen und politischen Volksbewußtseins auch wirklich durchführbar sind. Mit ebensoviel Eifer als Vorsicht geht neuerdings der Berliner Männerbund zur Bekämpfung der Unsittlichkeit vor, von dessen Arbeit sich mithin gutes erhoffen läßt, während nebenher auch, mehr hemmend als fördernd, sich unpraktische Schwärmerei und radikale, von England herübergekommene Ideen geltend machen. Das A und O dieser letzteren Bestrebungen pflegt die gar nicht zu entbehrende Aufhebung aller ärztlichen Ueberwachung des Lasters zu sein, die strikte Durchführung biblischer Sittlichkeit durch den Staat, unbekümmert darum, daß der Staat nicht aus lauter Christen, sondern aus Angehörigen aller erdenklichen Religionen, einschließlich der bewußt unsittlichen und nichtchristlichen Elemente, sich zusammensetzt.

Es kann nicht Aufgabe dieses Berichtes sein, im einzelnen zu untersuchen, wie der

gegenwärtige Zustand thatsächlich in Deutschland ist, und welche Maßregeln vom Staat zu verlangen und welche zu vermeiden sind. Es genügt, an dieser Stelle im allgemeinen daran zu erinnern, daß außerordentlich leicht ein beseitigter Vorhang bei uns in Deutschland ganz ähnliche Dinge enthüllen könnte, wie sie das Schreckensdrama von Meierling für Wien an den Tag gebracht hat. Es genügt, daran zu erinnern, daß „die große Sünde der großen Städte“ auch bei uns schon einen Umfang angenommen hat, der den Ausspruch berechtigt erscheinen läßt, es könne im alten Rom nicht schlimmer gewesen sein. Und niemand, der die Geschichte kennt, wird bezweifeln, daß, wenn irgendwo, hier eine Umkehr nötig ist, eine Erneuerung unseres Volkes aus den Heilskräften des Christentums, wenn wir nicht unwiederbringlich eingetreten sein sollen in die Periode des Verfalls, wenn wir nicht — allen äußeren Siegen und allem Scheine des materiellen Gedeihens zum Trotz — hinabgestiegen sein sollen in die Reihe der sinkenden Völker, um unsererseits, wie die Völker des Altertums, wie das zeitgenössische Frankreich, am Kultus der Astarte elend zu Grunde zu gehen.

Die evangelische Kirche hat, solange sie bestand und bestehen wird, jederzeit zwei Erbfeinde zu bekämpfen: den Unglauben und Weltgeist zur Linken und die formelle Verfassungskirche Roms zur Rechten. Liegt in dem furchtbaren Gericht, durch welches soeben Gott der Herr in Wien gesprochen, eine neue Aufforderung, gegen den Materialismus unserer Tage, vor allem gegen die zügellose Sinnenlust den Kampf aufzunehmen, so fordert andererseits auch das streitbare Rom immer wieder zum Kampfe heraus. So hat im abgelaufenen Monat Herr Windthorst im preußischen Landtag den Kampf um die Schule eröffnet — einen Kampf, den wir zunächst bei seiner völligen Aussichtslosigkeit als taktisch-politischen zu behandeln haben. So hat das baierische Episkopat einen neuen kriegerischen Mischehen-Erlaß in das Volk gebracht, welcher nur allzudeutlich die Angriffsstimmung der Ultramontanen bekundet. Die evangelisch-kirchlichen Behörden Baierns haben würdig und sachlich auf den Erlaß geantwortet und das evangelische Volk an seine Pflichten erinnert. Es ist übrigens ohne Zweifel ein Zeichen der Zeit, daß doch die Bischöfe in dem vormals gut katholischen Baiern überhaupt dergleichen Erlasse für nötig halten, und daß sie Grund fühlen, ihre Stellung zu befestigen in demselben Lande, wo noch vor wenigen Jahrzehnten in der bekannten Kniebeugungsfrage die protestantischen Soldaten einfach vergewaltigt und zur äußerlichen Mitmachung der Anbetung der Hostie bei offiziellen Messen kurzweg gezwungen wurden. Es ist sicherlich in diesen Umständen ein Fortschritt zu verzeichnen.

Die Gewaltthätigkeiten, welche die römische Kirche sich nicht mehr gestatten kann, nicht, weil ihr die Lust, sondern weil ihr die Macht fehlt, sind jetzt nur noch in der orthodoxen Kirche Rußlands an der Tagesordnung, wo der blinde Fanatismus des Oberprokurators Pobedonoszew eine brutale Gewaltthat auf die andere häuft. Es ist bekannt, daß die evangelische Allianz im Laufe des vorigen Jahres ein längeres Schreiben an den genannten Herrn richtete, in welchem sie für die unter zivilisierten Völkern üblich gewordene Religionsfreiheit eintrat. Pobedonoszew war keck genug, auf diese Mahnung zu antworten, daß Religionsfreiheit in Rußland bestehe, und daß nur die Propaganda der Häretiker unter Orthodoxen verboten sei. Selbst, wenn dies wahr wäre, könnte von Religionsfreiheit keine Rede sein; denn es gehört zum Leben jeder kräftigen Religionsgemeinschaft, daß sie für ihre Ueberzeugungen zu werben sucht und um des Gewissens willen werben muß. Thatsächlich aber sind die Behauptungen des Oberprokurators ganz aus der Luft gegriffen. Und die Evangelische Allianz hat vollkommen recht, wenn sie nun ihrem ersten Protest einen zweiten hat folgen lassen, der ihre Bitten aufrecht hält. Die Vergewaltigung der Geistlichen in den baltischen Provinzen, die Plünderung ihrer Pfründen, die Einziehung des lutherischen Kirchenvermögens — das Alles sind Thatsachen, die gar nicht wegzuleugnen sind. Und es sind Thatsachen, die nicht nur jeder Religionsfreiheit, sondern allem Recht- und Billigkeitsgefühl überhaupt Hohn sprechen.

Es sind Christenverfolgungen, die an die römische Kaiserzeit erinnern und ihre Märtyrer aufzuweisen haben, so gut wie jene.

Neben den vielen trüben Gedanken, die ein Gesamtblick auf die Lage der evangelischen Kirche Deutschlands erweckt, fehlt es übrigens auch an Grund zur Hoffnung nicht. Ein solcher aber liegt z. B. — wir möchten nicht mit pessimistischer Wendung schließen — in dem Umstande, daß der Mangel an Kandidaten des Predigtamts, welcher sich noch vor wenigen Jahren sehr empfindlich fühlbar machte, seinem Ende entgegengeht. Ja es ist stellenweise schon Aussicht vorhanden, daß der Kandidaten-Mangel in Kandidaten-Ueberfluß sich verwandeln wird. Die Thatsache ist um so erfreulicher, als damit die Nützlichkeit näher rückt, die Kandidaten des Predigtamtes durch Seminar oder Vikariat gründlicher als bisher auf einen Beruf vorzubereiten, auf den man nicht gründlich genug vorbereitet werden kann.

Ein Brief aus Indien.

Ranchi-Ch. Nagpur-Bengal, 19./11. 88.

Hochgeehrter Herr!

Im Oktoberhefte der Allgemeinen Conservativen Monatsschrift, pag. 1110 ff., steht eine Kritik über das Buch meines Bruders: „Die Goßnersche Mission unter den Kohls," unterzeichnet A. . . . F. Wie schon an anderer Stelle geschehen, so tadelt Schreiber unsere alte Praxis, denjenigen Kohls, welche Christen werden, „den Zopf abzuschneiden" und stellt uns die Jesuiten als Muster vor. „Eigensinn", nennt er es u. a., daß wir die Leute „des zur Sitte des Volkes gehörigen" Zopfes berauben.

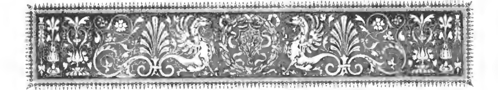
Ich will Sie, hochgeehrter Herr, nicht weiter mit der Vertheidigung unserer Praxis belästigen, sondern Ihnen nur solch' einen Zopf, den ich soeben — mit sehr gutem Gewissen — einem Kohl abschneiden ließ, mit der Bitte zusenden, denselben Herrn A. . . . F. gütigst zukommen zu lassen. Ich hoffe, derselbe wird das mit Kuhdung eingeschmierte Ding zu unschön finden, als daß er uns ferner zumutet, es unsere Christen tragen zu lassen. Sollte er aber vom ästhetischen Standpunkte aus keinerlei Bedenken bekommen, so möge er wissen, daß der betreffende Kohl den Zopf im Namen und zu Ehren eines bösen Geistes stehen gelassen und denselben in der fortwährenden Angst kultiviert und mit Kuhdung verzierte, daß der böse Geist ihm nicht mit Krankheit des Leibes, Viehsterben und dergl. zu nahe komme.

Es thut mir leid, daß ich kein besseres Exemplar zur Hand habe, es giebt Zöpfe von 1 Zoll Durchmesser und 4 Fuß Länge. Hoffentlich genügt aber der einliegende, um Herrn A. . . . F. eines Besseren zu belehren.

Mit aller Hochachtung

ergebenst

Dr. A. Nottrott,
Goßnerscher Missionar.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Soziale Zeitfragen. (Neue Folge.) Heft 17—23. (Minden, Bruns' Verlag.)

Die ersten sieben Hefte dieser von Dr. Müller in Gütersloh herausgegebenen Neuen Folge liegen uns vor, und möchten wir dieselben jedem, der in den die Zeit bewegenden sozialpolitischen Fragen nach einem vertrauenswürdigen Wegweiser sucht, warm empfehlen. Freilich, sie hat eine bestimmte Tendenz, diese „Neue Folge", und noch dazu eine offen ausgesprochene! Aber gerade dies möchten wir für einen Vorzug halten. Denn in politischen und besonders in sozialpolitischen Auseinandersetzungen ist eine völlige Tendenzlosigkeit, ein ganz objektives Darstellen der Verhältnisse, wie sie sind, ein praktisches Unding, der Parteistandpunkt des Verfassers wird immer, wenn auch unbewußt, zur Geltung kommen; da ist es denn doch zweifellos besser, man bekennt offen Farbe und sagt gleich von vorne herein, von welcher Seite aus man die Sache betrachtet. Die „Zeitfragen" wenden sich in erster Linie an ein Laienpublikum und suchen dasselbe über alle Probleme, welche das sozialpolitische und wirtschaftliche, das geistige und sittliche Leben unseres Volkes zeitigt, zu orientieren und aufzuklären. Trotz ihrer ausgesprochenen christlich-sozialen Tendenz mangelt ihnen aber jeder Janssenismus, das soll heißen, sie suchen nicht die Verhältnisse nach der Tendenz zu gestalten und alle Angaben, die derselben ungünstig sind, einfach zu unterdrücken. Vielmehr ist, unbeschadet der Haupttendenz, welche den Ton des Ganzen bestimmt, im Einzelnen eine möglichst objektive, rein referierende Darstellungsweise angestrebt und n. E. auch erreicht worden. Wir wollen den Inhalt der vorl. Hefte kurz skizzieren. Ausbau und Reform des Krankenversicherungsgesetzes von Dr. Huber. In klaren Ausführungen weist der Verf. die Notwendigkeit der Reform des betr. Gesetzes nach, um daran eine Reihe praktischer, ausführlich begründeter Verbesserungsvorschläge zu knüpfen. Das ziemlich umfangreiche Heft (112 S.) gewährt dem Laien jede gewünschte Aufklärung in dieser Frage, wird aber auch dem Fachmann manches neue und beherzigenswerte Material bieten. — Das 2. Heft, die deutsche Auswanderung und Kolonisation von Max Schön, enthält nicht gerade viele neue Gesichtspunkte, doch ist das vorhandene Material geschickt benutzt und zusammengestellt. Nachdem zunächst die Notwendigkeit der Auswanderung nachgewiesen und statistische Angaben über dieselbe gebracht sind, wird der Nutzen betont, den die Auswanderung im allgemeinen, im erhöhten Maße aber eine solche nach deutschen Kolonieen für Deutschland hat. Die Kolonisation ist also von höchstem Werte, sowohl vom nationalen Standpunkt aus durch Verbreitung deutscher Sitte und Eigenart, vom politischen durch Vermehrung der Wehrkraft auf dem Lande und besonders zur See, und endlich vom wirtschaftlichen und sozialen durch Erhöhung des allgemeinen Volkswohlstandes. Ein kurzer Ueberblick über die bisherigen Errungenschaften der Kolonialpolitik macht den Schluß. Dem Vorschlag von Verbrecherkolonieen, der aus sozialen Gründen befürwortet wird, stehen doch wohl andere nicht minder wichtige ethische Gründe entgegen. Das häufig vorkommende ominöse Wort „Menschenmaterial" hätten wir gerne vermißt. — Das folgende Schriftchen ist sehr interessant; Prof. Meinardus verbreitet sich in ihm über das deutsche Gymnasium und seine Zukunft. Es ist eine von Begeisterung getragene Schutzschrift für das Gymnasium in dessen Kampf mit der Realschule, welche letztere aber der Verfasser keineswegs verkennt und unterschätzt. Verf. weist nach, daß das Gymnasium allein die formale Bildung vermittelt, welche für jedes tiefere wissenschaftliche Studium nötig ist; daß es aber, wenn es so ist, wie es sein soll, auch einen hinreichenden Schatz materialen Wissens darbieten muß, welcher für jede, auch für die naturwissenschaftliche Karriere ausreichend ist. Daneben haben die Realschulen ihre Berechtigung als Vorschulen für einen rein

praktischen Lebensberuf. Zum Schluß wird ein sehr beherzigenswerter Vorschlag gemacht zur zielbewußten Weiterbildung und Verbesserung des Gymnasialwesens, nämlich die Durchdringung des humanistischen Unterrichtsstoffes mit dem Geiste des Christentums. Leider liegt aber die Durchführung desselben nicht einmal in der Hand der Direktoren, sondern hängt naturgemäß von der Stellung der einzelnen noch obendrein wechselnden Lehrkräfte ab. — Strikte, fast peinliche Gewissenhaftigkeit in den Angaben sowohl, als in der Beweisführung, zeichnet das folgende Heft aus. Es behandelt den Einfluß der sozialen Mißstände auf die Zunahme der Geisteskrankheiten und hat zum Verf. den Würtembergischen Irrenanstaltsdirector Dr. Koch. Nichts wird in diesem Schriftchen angenommen, was sich nicht evident beweisen läßt, und so modifiziert der Verf. denn auch gleich den Wortlaut seines Themas, da die Zunahme der Geisteskranken allerdings wahrscheinlich, aber nicht direkt nachweisbar ist. Fest steht nur eine Zunahme der in Anstalten untergebrachten Kranken, aus der aber noch nicht eine Vermeheung der Kranken überhaupt folgen würde Gleichwohl, ob Zunahme oder nicht, ist es Thatsache, daß die sozialen Mißstände, nämlich schlechte Wohnung und Ernährung, geistige und körperliche Ueberanstrengung, ferner die mit diesen Verhältnissen zusammenhängende Art der Erholung, Genuß-, Vergnügungs- und Trunksucht, Ausschweifungen u. s. w. von großem Einfluß auf das Auftreten von Geisteskrankheiten sind, indem sie dieselben theils allein resp. in ihrem Zusammenwirken bei geistig ganz gesunden Menschen hervorrufen, teils bei sog. erblich Belasteten, d. h. bei solchen, die von Natur zu derartigen Krankheiten disponiert sind, zum Ausbruch bringen. Werden die sog. Mißstände beseitigt resp. gemildert, so werden auch die Geisteskranken abnehmen. Daher ist die Sozialpolitik energisch zu unterstützen. Aber auch ein wirklich innerliches Christentum vermag manche Geisteskrankheiten zu verhüten, sowie, wenn sie schon ausgebrochen sind, Beruhigung resp. Heilung zu gewähren. — Ueber die Bedeutung der Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes veröffentlicht Ludwig Meinardus eine interessante Studie. Er wirft einen Blick auf das so überaus reichhaltige Musikleben der Gegenwart, kommt aber dabei zu dem Resultat, daß dasselbe nicht eben ein erfreuliches Zeugnis für die Gesundheit unserer sozialen Zustände ablegt. Operetten- und Wagner-Kultus zeugen, ersterer für die Leichtfertigkeit, letzterer für die realistische Richtung unseres Volkes. Auch die geschäftliche Seite, der musikalische Verlag, liegt in Folge von Ueberproduktion, sowie der allzugroßen Bereitwilligkeit der Verleger, sich dem Geschmack des Publikums anzupassen, im Argen. Abhülfe ist nicht mit Zwangsmaßregeln zu erstreben, denn die Kunst ist frei. Erst eine Neubelebung des deutschen Familienlebens wird auch eine Neugeburt der deutschen Musik zur Folge haben. Im Einzelnen ist von Theaterdirektionen, Konzertgesellschaften u. dgl. durch strenge Auswahl und Sichtung der auszuführenden Stücke allerdings manches zu erreichen. Denn der Geschmack des Publikums und die Musik stehen in Wechselwirkung: ersterer wird durch die letztere beeinflußt und umgekehrt. — Ein düsteres Bild von der Lebenshaltung und Sterblichkeit in den großen Städten entrollt uns Emil Richter, indem er die Verhältnisse seiner Heimatsstadt, Frankfurt am Main, einer Beleuchtung unterzieht. Frankfurt hat die geringste Sterblichkeit unter den deutschen Städten, ist also eine sehr gesunde Stadt; Verf. zeigt, was es mit dieser Gesundheit auf sich hat. An der Hand des einschläglichen statistischen Materials weist er nach, wie in den ärmeren und gedrängt gebauten Stadtteilen die Sterblichkeitsziffer, besonders die der Kinder unter 5 Jahren, eine unverhältnismäßig hohe, in den reichen allerdings eine außerordentlich niedrige ist. Die Grundwurzel dieser Zustände, welche ja nur ein Ausdruck der allgemeinen sozialen Mißverhältnisse sind, sucht der Verf. wohl mit Recht in der Wohnungsnot. Dieselbe zeitigt nicht nur sittliche Uebelstände aller Art, sondern zwingt auch durch unverhältnismäßige Preise die Familien zu mangelhafter Ernährung und Beköstigung. Den Vorschlag des Professors Schmoller, zur Abhilfe eine Aktiengesellschaft zu gründen, welche billig Grund und Boden erwirbt und auf demselben Arbeiterwohnungen baut und vermietet, verwirft Verf. gänzlich, u. E. mit Recht. Denn der Geist der Spekulation, des Gewinnenwollens, würde auch hier bald zur Herrschaft gelangen. Auch Privatwolthätigkeit ist wohl lobenswert, kann aber nicht viel helfen. Die Gemeinde muß eintreten, muß kleine Arbeiterwohnungen für eine, höchstens für zwei Familien bauen und dieselben den Arbeitern als beschränktes Eigentum gegen mäßige Teilzahlung überweisen. Der Arbeiter muß wieder seine eigene Scholle, sein eigenes Heimwesen haben, dann wird auch das Familienleben wieder gesunden, die Sterblichkeit abnehmen. Da die Gemeinde Grund und Boden und die nötigen Behörden schon besitzt, so würde die Ausführung des Vorschlages nach Meinung des Verf. ohne Risiko geschehen, und das angewandte Kapital würde sich reichlich verzinsen. — Zu einem ähnlichen Vorschlage, wenn auch auf anderem Gebiet, kommt der Verf. des letzten uns vorliegenden Heftes: Soll Lothringen unser Irland werden? In demselben entwickelt Oberförster Gerdolle, der mit den reichsländischen Verhältnissen vorzüglich vertraut ist, sich auch schon an verschiedenen Stellen über dieselben geäußert hat, die Zustände in Lothringen. Er faßt dabei nur die eine Seite, den Großgrundbesitz und die mit ihm zusammenhängenden ländlichen Verhältnisse ins Auge, doch liegen auch gerade hier zweifellos die schwersten Schäden. Die Besitzer leben meistens in Frankreich, für das sie optiert haben, haben ihr Gut verpachtet und suchen aus demselben eine möglichst hohe Rente zu erzielen. Infolgedessen verkommen die Güter sowohl, wie die Pächter. Dies wirkt wieder auf den Kleinbesitz, welcher weder wirtschaftlich noch politisch einen festen Halt hat. Der Verf. macht den Vorschlag, der preußische Staat solle, wie in Posen geschehen, einen Teil

der unter diesen Uebelständen leidenden Ländereien ankaufen, altdeutsche Elemente für denselben gewinnen, damit eine Reihe von Musterwirtschaften das wirtschaftliche, eine deutsch-nationale Gutsherrschaft aber das politische Leben wirksam beeinflusse. Verzinsen würde sich nach Meinung des Verf. ein solches Verfahren jedenfalls, da mit 25—30 Millionen ⅓ des Grundbesitzes zu erwerben sein würde, von dem man obendrein einen Teil der Straßburger Universität zuweisen und dadurch die sehr erhebliche Gelddotation ersparen könnte.
A. W.

— Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre von H. Dietzel, Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Dorpat. Zweite Abteilung Darstellung seiner Sozialphilosophie. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.)

Der ersten Abteilung dieser Schrift, die Darstellung des Lebens des „Denkers von Jagetzow" enthaltend, ist erst länger als nach Jahresfrist die zweite Abteilung gefolgt. Der Grund ist der, daß Verfasser an Stelle der beabsichtigten Kritik der wirtschaftstheoretischen Lehre Rodbertus — seines Gesetzes der „fallenden Lohnquote", seiner von Ricardo abweichenden Auffassung der Grundrente u. s. w. — eine Schilderung seines sozialphilosophischen Systems gegeben hat. Seine sozialphilosophischen Grundsätze und sozialpolitischen Forderungen hat Rodbertus in einer Reihe von Monographien niedergelegt. Eine abschließende Zusammenfassung seiner Ansichten, ein System fehlt. Aus ersteren muß daher die Gesellschaftsanschauung von Rodbertus entwickelt werden. Während aber bisher alle, welche seine Lehre geschildert und dogmatologisch kategorisiert, ihn mit den französischen Kommunisten und Sozialisten auf gleiche Stufe gestellt haben, tritt Dietzel dem entgegen mit der Behauptung und dem Nachweise, daß Rodbertus ausgehe von dem Satze, daß das Recht der menschlichen Gesellschaft, das Recht der Gattung, dem Recht des Individuums vorgehe, daß diese sozialistische Anschauung als der logische Gegenpol des Individualismus sich darstelle, und in unversöhnlichem Widerspruch sich befinde mit der kommunistischen, — dem potenzierten Individualismus. Die sozialistisch-kommunistischen Ideen sind bisher von der Wissenschaft als ziemlich gleichwertig behandelt. Dietzel weist nach, daß sie gleichwertig nur insoweit sind, als der Kampf gegen die kapitalistische Oligarchie die gemeinsame Losung ihrer Vertreter ist, daß aber in dieser Zusammensetzung der Sozialismus als der Gegensatz des Kommunismus begriffen werden müsse. Es sind zwei Sozialanschauungen, einander feindlich wie Feuer und Wasser, verbündet nur, soweit sie den Liberalismus, das laissez-faire, das bellum omnium contra omnes auf wirtschaftlichem Gebiet angreifen.

Sozialismus, oder von Dietzel auch Kollektivismus benannt, ist die Gesamtheit der Theorien, welche das Sozial-Prinzip ins Extreme verfolgen, d. h. das Dogma, daß der Einzelne nur um des Ganzen willen da sei, daß er betrachtet werden müsse als dienendes Organ des sozialen Organismus, der Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Das Recht der Gesellschaft, die Pflicht des Individuums ihr gegenüber, ist der primäre Begriff der auf diesem Prinzip basierenden Sozialphilosophie.

Kommunismus dagegen ist die Gesamtheit der Theorien, welche das Individualprinzip ins Extreme verfolgen, d. h. der Dogma, daß der Staat, die organisierte Gesellschaft, nur um der Einzelnen willen da ist, daß Staat und Recht in den Dienst der Einzelinteressen gestellt werden müssen. Der erste Schößling der individualistischen Idee, der Liberalismus, sieht in dem Rechtsschutz, den der Staat gewährt, die Bedingung für höchstmögliche Befriedigung der Individualwillen und Erfüllung der Individualzwecke. Der Staat soll aber nur Bedingung, nicht Ursache eines bestimmten Lebensinhaltes für die Individuen werden, nur sorgen, daß dem freien Spiel der Individualkräfte die denkbar weitesten Schranken sich öffnen.

Der zweite Schößling der individualistischen Idee, der Kommunismus, dagegen verlangt, daß der Staat für die Individuen Ursache eines bestimmten Lebensinhaltes werde, ein Gemeingut, an dessen vielen Nutzungen alle Individuen einen möglichst gleichen Anteil haben sollen, ein gleiches Mittel für alle zur möglichst gleichen Befriedigung der Interessen aller.

Während der erste Abschnitt des Dietzel'schen Werkes diese prinzipielle Verschiedenheit in der Theorie der gemeinhin als gleichartig und gleichwertig behandelten sozialistischen Schriftsteller nachweist, sind die beiden folgenden Abschnttte der Darstellung der Sozialphilosophie von Rodbertus, ihrer Kritik und der Würdigung der Bedeutung des Systems Rodbertus im Entwickelungsgang der sozialen Ideen gewidmet. Rodbertus ist der konsequenteste Vertreter des Sozialismus, des Anti-Individualismus auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ein geradezu fanatischer Vertreter der Staatsomnipotenz. Wenn oft gesagt ist, daß die Staatsphilosophie Schelling's und Hegel's im Sozialismus enden müsse, so stellt sich Rodbertus, von ihrer Philosophie beeinflußt, als der Sozialist der organischen Staatsidee hin.

Freilich sind für Rodbertus die Staaten auch nur Durchgangsstadien in der Entwickelung der Menschheit. „Durch die Jahrtausende der Geschichte wälzt sich der Lebensentwickelungsstrom des Menschengeschlechts immer mehr der Einheitlichkeit zu, wie zu einem weiten Meer, in dem endlich die Staaten, die Träger der Einheitsgewalten der Jetztzeit, versinken. Am Ende der Geschichte, als die Krone ihrer Werke, erhebt sich eine Organisation des Menschengeschlechtes; die Einheit ist dann auf ihrer höchsten Ausbildungsstufe angelangt und die Gesellschaft personifiziert zu Einem Willen, Einer Einsicht, Einer Gewalt, das Analogon des Menschen."

Diese Entwickelung hat der „Weltgeist" — erst in der letzten, am Rande des Grabes geschriebenen Schrift nennt Rodbertus ihn „Gott" — mit zwingender Gewalt dem Menschengeschlecht vor-

geschrieben. Was diese Entwickelung befördert, heißt Rodbertus willkommen, was sie hemmt, ist verderblich. Nur auf das Ganze, auf die Gattung kommt es an, nicht auf das Einzelne, auf das Individuum. Dies hat keine Rechte, sondern nur Pflichten. Rodbertus' Sozialphilosophie beruht auf zwei Grundprinzipien, vor allem auf dem der „Gemeinschaft" und sodann auf dem der „Kontinuität der Entwickelung".

Sein Biograph legt ausführlich dar, wie die Stellung von Rodbertus zur Gesellschaftsordnung der Gegenwart, zu der sozialen Frage insbesondere, zur monarchischen und zur nationalen Idee, nur von diesen seine Sozialphilosophie beherrschenden Grundprinzipien aus zu verstehen ist, und daß die in seinem Verhalten und in seinen Aussprüchen anscheinend liegenden Widersprüche von hier aus ihre Erklärung und Vereinigung finden.

Zum Schluß wollen wir nur noch kurz bemerken, um die Stellung des Biographen zu den Lehren des von ihm geschilderten Mannes im allgemeinen zu charakterisieren, daß derselbe ausdrücklich betont, daß er sich nur bemühe, das dogmatische Wesen, nicht die praktisch-sozialpolitische Bedeutung der Rodbertus'schen Lehre klarzulegen, und daß er hinsichtlich der Vorschläge, die Rodbertus für Abänderung unserer gesellschaftlichen Ordnung beibringt, im wesentlichen der scharfen Kritik von G. Adler zustimme. L. v. O.

— Das Recht des Schadenersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie von Dr. Viktor Mataja, Privatdozent für politische Oekonomie an der Wiener Universität (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) Preis 4 Mk. 40 Pf.

Das Recht des Schadenersatzes ist in der heutigen Gesetzgebung in fortdauerndem Flusse begriffen und scheint in absehbarer Zeit noch nicht zum Abschluß zu gelangen. Während das römische Recht regelmäßig nur den wirklich nachgewiesenen Schaden bei vorhandener Arglist oder bei schwerer Verschuldung ersetzt, so geht das Bestreben der heutigen Gesetzgebung dahin, den Anspruch auf und die Verpflichtung zum Schadenersatz immer weiter auszudehnen. Giebt doch z. B. sogar das deutsche Reichskrankenkassengesetz schon bei Erkrankung eines beschäftigungslosen Arbeiters einen Anspruch auf Ersatz eines gar nicht erlittenen Schadens, ohne daß jemand die Erkrankung verschuldet. Die vorliegende zivilistisch-volkswirtschaftliche Abhandlung versucht unter gleichzeitiger Kritik der bestehenden Rechtsgrundsätze über den Schadenersatz, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, zu erörtern und festzustellen, einerseits wer einen Schaden zu vergüten und unter welchen Umständen dies zu geschehen hat, andererseits wie der Schadenersatz zu bemessen ist. tz.

2. Kirche.

— Eine neue Reise nach Indien. Für Jung und Alt beschrieben von Karl Heinrich Christ. Plath. Berlin 1889. (Verlag der Buchhandlung der Goßner'schen Mission.)

Zum Besten der Goßner'schen Mission wird dieses kleine Buch verkauft, aus welchem alle Freunde desselben gern ersehen werden, wie es dem Missionsinspector Plath auf seiner jüngsten Reise in Indien ergangen ist.

— „Zur Erinnerung an den 18., 24. und 25. Juni 1888" von Dr. theol. Rudolf Kögel, königlicher Oberhofprediger und Schloßpfarrer, Generalsuperintendent der Kurmark, Ephorus des Domkandidatenstifts. Bremen und Leipzig C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1888. 28 S. 8°. Preis 50 Pfg.

Das Heftchen enthält das Gebet am Sarg und die Gedächtnispredigt auf den Heimgang weiland Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III. im Dom und die Festpredigt zur Eröffnung des Reichstages in der Schloßkapelle zu Berlin. Es redet hier ein großer Kirchenmann zu den Großen dieser Welt von den Großen dieser Welt, als der beides kennt, und der auch weiß, was des HErrn Amt von ihm verlangt, und was des eigenen Herzens Mitgefühl und des Seelsorgers Erfahrung von ihm fordern darf. Welch' eine Fülle von ergreifender Wahrheit und tiefgegründeter Mahnung liegt in den Sätzen, in welchen Kögel zu reden pflegt, und wie künstlerisch schön ist Kern und Form der Rede gestaltet. Möge Kögels beratendes Wort noch lange dem Throne nahe sein und seine Predigtgabe noch lange unserer Kirche zum Preis, unseren Pastoren ein Vorbild sein. Wie verschieden aber in den Individualitäten und den Volkscharakteren sich der Ernst des Todes und die Wahrheit des Lebens mischt und spiegelt: das zeigt die „Predigt zum Trauergottesdienst für Se. Majestät weiland den deutschen Kaiser Friedrich am 18. Juni 1888", gehalten in der Kgl. Schloßkapelle zu Stuttgart von D. Karl Gerok, Oberhofprediger und Prälat. Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe. 1888. 15 S. 8°. Preis 20 Pfg. Die Predigt ist über Röm. 11, 33. 36. gehalten. Wahrlich, wer sich ein Bild machen will von der Aufnahme, die der Tod der beiden Kaiser in deutschen Landen gefunden hat, der muß auch der schwäbischen Nachtigall Zeugnis mit beifügen. Nur eine kleine Frage, die uns bei dieser ernsten Besprechung eigentlich nicht paßt, die wir aber nicht übergehen können, zumal sie den Prediger gar nicht berührt: warum ist auf dem Titel derselben der Name „Karl" einmal mit „K", einmal mit „C" geschrieben? Etwa zu Ehren der einheitlichen deutschen Orthographie?

In Kögel's, seines Ephorus Fußtapfen, sucht zu wandeln die Predigtsammlung: „Die Seligpreisungen. Eine Festgabe von Dr. Gottlob Samuel Mayer, Pastor. Karlsruhe. Verlag von J. J. Reiff. 1888. 106 S. 8°. Preis 1,20 M. Die Seligpreisungen hat Kögel selbst behandelt. Diese neue Predigtsammlung über dieses im gottesdienstlichen Leben der evangelischen Kirche zu wenig behandelte Gotteswort will weniger Forderungen an die Zuhörer stellen, als jene Predigten Kögels. Wir glauben kaum, daß dies gelungen ist. Gotteswort ist immer dann am einschlagendsten und leicht verständlichsten aus-

gelegt, wenn es nicht allein Sünden bespricht und Gnade preiset, sondern wenn es beide malt aus dem wirklichen Leben und der eigenen Erfahrung. Das fehlt in etwas den sonst gläubigen und in schöner Diktion einhergehenden Predigten.

Ein wahres Kleinod ist die Predigtsammlung: „Denkmal der Liebe." Predigten des am 20. Dezember 1885 selig vollendeten Generalsuperintendenten der Provinz Pommern D. A. S. Jaspis, erbaut aus den hinterlassenen noch ungedruckten Manuskripten von seinem Sohne Johannes Sigismund Jaspis, Pastor zu Buchholz. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1888.) 155 S. 8°. Preis 2,40 M.

Es ist dies bei dem innigen Glaubensleben und der treuen kirchlichen Stellung des Heimgegangenen nicht anders zu erwarten, und ist nur zu bedauern, daß es nur 18 Predigten sind, welche die Sammlung bietet. Es ist keine kindliche Ueberschätzung, wenn der Sohn von des Vaters Predigten sagt: „Die Beweisung des Geistes und der Kraft (I. Kor. 2, 4) hat ihnen nie gefehlet. Gerade das, was sie auszeichnet, die große Innerlichkeit, die lebendige, tiefe Erfassung des Textes, die reiche pastorale Erfahrung, der Umstand, daß das Dogma sozusagen stets in das Ethos getaucht wird, diese und noch andere Vorzüge sind und bleiben so empfehlenswert auch für bewährte und ergraute Diener des Worts und geförderte Christen, daß ich des Beweises der Notwendigkeit der Herausgabe dieser bescheidenen Predigtsammlung enthoben zu sein glaube." Die Dispositionen und ganzen Predigten über die Augustana, die uns hier geboten werden, dürften vielleicht manchen Pastoren veranlassen, auch in seiner Gemeinde einmal über dieses grundlegende Glaubensbekenntnis der reformatorischen Kirche zu predigen. „Unsere von subjektivem Gelüste in kirchlichen Dingen getragene und so verschwommene Zeit hat es wohl nötig, auf feste Normen des Glaubens und des Bekenntnisses hingewiesen zu werden." Das ist auch mehr wert, als alles Schimpfen gegen römische Uebergriffe und dergleichen.

Mehr historischen Wert haben die „Neue Predigten von Karl Immanuel Nitzsch", aus seinem Nachlaß gesammelt und zur Feier des hundertjährigen Gedenktages seiner Geburt herausgegeben von Cölestin Nitzsch, Superintendent. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887.) 114 S. 8°. 2 M.

Die Entwickelung der Predigt von der Zeit des Erwachens des christlichen Lebens (1811 bis 1814) bis zu den fünfziger Jahren und wiederum in unserer heutigen Zeit wird dem theologisch gebildeten Leser in die Augen springen. Sodann aber können sich die Schüler und Verehrer des heimgegangenen großen Theologen, dessen hundertjähriges Geburtsjubiläum die ev. Kirche am 21. September 1887 feiern konnte, sich gerade an dieser Sammlung lehren lassen: wie unermüdlich derselbe im geistigen Schaffen war: eine Mahnung an unser heutiges junges Theologengeschlecht, nicht in Vielgeschäftigkeit und Jagen nach äußeren Erfolgen die innere Zurüstung (Paraskeue) für den wichtigsten Teil unseres Amtes, die Predigt, zu versäumen und so in die Gefahr zu kommen, den inneren Reichtum auszupredigen.

3. Geschichte.

— Das preußische Königtum und Kaiser Wilhelm I. Eine historisch-politische Studie von Dr Hermann Klee. (Berlin, W. Möser, Hofbuchhandlung.) 1888. 168 S.

Wenn auch vorliegende Studie nicht den Anspruch erhebt, selbständige geschichtliche Forschungen zu geben, so wird sie doch durch geschickte Bearbeitung bekannter historischer Thatsachen, vor allem durch gewandte Hervorhebung der sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen ihrer Aufgabe gerecht. Der Grundgedanke des Verfassers, der bereits „Fürst Bismarck und seine Zeit" geschrieben hat, daß die Geschichte des Königtums die Geschichte der Art und Weise ist, wie sich das Königtum seiner Aufgabe gegenüber der Gesellschaft entledigt, tritt dabei in den Vordergrund. Natürlicherweise fällt dabei im Laufe der Untersuchung ein bedenkliches Licht auf diejenigen Parteimänner, die von jeher alles gethan haben, was in ihren Kräften stand, um diese Aufgabe des Königtums nach ihren eigenen Rezepten zu lösen. Die von Virchow so verlockend geschilderte Macht des Parlamentarismus hat der Verfasser mit Recht wieder einmal niedriger gehängt. Wir wollen die Worte, die man sich und anderen gar nicht oft genug vergegenwärtigen kann, hier wiederholen: „Da kann man nicht blos ja oder nein sagen, da kann man die Regierung zwingen, eine bestimmte Richtung einzuschlagen, da kann man sogar den König zwingen, die Minister zu entlassen, die nicht mit der Majorität des Parlaments übereinstimmen, und andere zu nehmen, bei denen dies der Fall ist." Herrliche Worte! Wie schön könnte das werden. Und doch wollen sogar nicht einmal die Wähler den Segen fassen, der über sie ausgegossen würde, wenn Kaiser Wilhelm II. „gezwungen" würde, Fürst Bismarck zu entlassen und etwa durch Herrn Mundel zu ersetzen oder Herrn Bamberger, und zwar gezwungen von — Herrn Virchow und Richter im Auftrag ihrer Wähler! Was wären alle Schildbürgerstreiche dagegen!

Ganz besonders ansprechend und überzeugend ist von S. 107 an die ganze Haltlosigkeit der angeblichen Solidarität der Interessen des deutschen Bürgertums und der Parlamentswirtschaft nachgewiesen. Persönlich am meisten gefallen hat uns S. 154 der „Kaiser Wilhelm der Große" überschriebene Abschnitt, in welchem von dem Gedanken aus, daß die Größe eines Fürsten sich bemißt nach der Größe der Hindernisse, die er siegreich überwunden hat, und nach der Größe dessen, was er vollbracht hat, in beredter Weise der Nachweis geliefert wird, daß Kaiser Wilhelm für alle Zeiten den Beinamen des Großen verdient. Unseres Erachtens ist die Logik des von uns eins aufgestellten Satzes zwingend genug, um Kaiser Wilhelm den ihm gebührenden Ehrennamen zu sichern: Karl der Große: Deutschland — Friedrich der

Große: Preußen — Wilhelm der Große: Preußen und Deutschland.

Der Schlußsatz des Werkes, in dem der Verfasser den Wunsch ausspricht, daß „ein Unstern" zum „neuen Segen" gereichen möge, ist leider verunglückt.

Die tüchtige Gesinnung, die lichtvolle Erörterung, sowie die praktische Verwendbarkeit der ganzen Arbeit gereichen ihr zu vorzüglicher Empfehlung.

Sch.-K.

— Die Religion in Rom unter den Severen von Jean Réville, übersetzt von Lic. Dr. Gustav Krüger. (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.) 1888. 296 S. 6 Mk.

Das interessante Thema des gelehrten Franzosen, der sich das Ziel gesteckt hatte, die religiöse Lage des Heidentums in der Zeit zu schildern, welche der staatlichen Anerkennung des Christentums vorausgeht, hat hier eine so ausgezeichnete Bearbeitung gefunden, daß dieselbe eine Uebersetzung ins Deutsche vollauf gerechtfertigt erscheinen läßt. Die Lücke, die darin bestanden hat, daß zwar der Geschichte der christlichen Kirche während der ersten vier Jahrhunderte und dem Heidentume der klassischen Zeit ihre genügende Berücksichtigung zu Teil geworden, daß aber gerade das Heidentum des dritten Jahrhunderts bisher in keiner Gesamtdarstellung geschildert war, ist nunmehr ausgefüllt, so daß vorliegendes Werk indirekt eine willkommene Ergänzung jeder Kirchengeschichte bildet.

In der Einleitung giebt der Verfasser eine klare Darlegung der römischen Gesellschafts-Verhältnisse am Anfange der von ihm besprochenen Periode, untersucht im ersten Teile die einzelnen, sehr verschiedenartigen Bestandteile der geltenden religiösen Formen, sowie die religiöse Stimmung der Heidenwelt und behandelt sodann im zweiten Teile die religiösen Reformversuche am Hofe der Severer, die neupythagoräische, die orientalische und die eklektische Reformation. Mit seinem Schlußnachweise, daß der Katholizismus aus dem heidnischen Synkretismus und dem ursprünglichen Christentume entsprungen ist, wird der Verfasser vielseitigem Widerspruche von seiten der römischen Theologen begegnen. Er sagt darüber S. 296: „Während das Heidentum christlicher wurde, ward das Christentum heidnischer. Ein Tag erschien, an welchem die beiden Mächte einander nahe gerückt waren, um in einander überzugehen. Aus dieser Mischung entsprang der Katholizismus. Die synkretistische Reformation des Heidentums hat unabhängig von dem Einfluß, den die Kirche der drei ersten Jahrhunderte auf das letztere ausübte, ebensoviel dazu beigetragen, wie das eigentliche Christentum." Interessant dabei ist, wie der Verfasser gelegentlich auf die Analogieen zwischen den katholischen Prozessionen und denen der Isiaci hinweist, auf die reichgeschmückten Ruheplätze derselben, den Weihrauch, das Einherführen der Gottheit und anderes. Ebenso erwähnt er die Tonsur, das Selbstgeißeln der Priester, das Besprengen mit geweihtem Wasser u. dgl. Wir müssen dahingestellt sein lassen, ob er, in seinem Bestreben unparteiisch zu sein, nicht doch zu weit geht, wenn er S. 184 sagt: „Will man die Mysterien richtig würdigen, so muß man sich ebenso fern halten von Verleumdung, wie von begeisterter Schwärmerei, muß gleichzeitig ihre Rohheit und ihre sittliche Bedeutung, ihre Schwächen und ihre Größe anerkennen. — Man muß sich vor allem ins Gedächtnis rufen, daß in der Religion wie auf allen anderen Gebieten die Aeußerungen des Lebens unendlich viel mannigfaltiger sind, als unsere Systeme es uns glauben machen wollen." „Nehmen wir einmal an", heißt es vorher, daß nach fünfzehn Jahrhunderten die Historiker, die sich eine Vorstellung vom wirklichen Katholizismus machen wollen, nur auf die Berichte der antiklerikalen Schriftsteller unserer Tage angewiesen wären, um über Sakramente und Zeremonieen des katholischen Kultus zu urteilen." — Daraus, daß Clemens von Alexandria den Heiden das Christentum als die wahren Mysterien anpreist im Gegensatz zu den falschen, kann man doch kaum zu gunsten der Mysterien folgern, daß in dem summarischen Verdammungsurteil eine große Parteilichkeit zu Tage tritt. Vgl. S. 183. Die andern Thatsachen, die der Verfasser hierfür anführt, sind glücklicherweise beweiskräftiger.

Die französische Eleganz der Untersuchung thut gründlichster Gelehrsamkeit der Arbeit, deren Studium jedem Theologen und Historiker dringend empfohlen werden kann, keinen Eintrag.

Sch.-K.

— Die Geschichte des dritten August 1833 von Adolf Vischer, Hauptmann a. D. Basel 1888. (Druck und Verlag von Felix Schneider.) 80 S. 2,40 M.

Um zu wissen, was uns die Geschichte des 3. August erzählt, würde ein Historiker, der alle Daten der Weltgeschichte und noch einiges andere im Kopf hätte, gerade so ratlos dastehen, wie der Geograph, den man nach der Lage der S. 22 erwähnten Republik Diepslingen fragen wollte.

Es ist heutzutage, besonders in Frankreich, beliebte Unsitte, die meisten Ereignisse nicht nach dem Gegenstande zu benennen, den sie bezeichnen, sondern nach dem Tage, an dem sie sich zugetragen haben. Man kann dort Reden hören und Artikel lesen, die etwa mit folgenden Worten beginnen: „Wer unter uns würde am Tage des 18. Mai, nachdem die Lehren des 13. September so rasch schon vergessen waren, einen 8. Juni vorausgesehen haben, der in seinen Folgen sogar den 3. Dezember weit übertraf?" Dieser Sitte verdankt vorliegende Arbeit ihren verfehlten Titel. Es handelt sich hier um ein Stück Baseler Lokalgeschichte, das, mit ausführlicher Sorgfalt und Anschaulichkeit geschrieben, versehen mit urkundlichen Belegen, die fast die Hälfte des Raumes einnehmen, ausgestattet mit drei Karten, für Schweizer Geschichtsfreunde nicht ohne Interesse ist. Ein dunkler Punkt der Lokalgeschichte wird darin aufgehellt: „Dunkel durch das vergossene Blut, dunkel durch den Brand in Pratteln, dunkel durch die nachfolgende Behandlung Basels." „Dunkel durch einen Brand" ist entschieden ungewöhnlich. „Fünfzig Jahre mußten vergehen, ehe man es in Basel wagen durfte, die Erinnerung an jene Tage wach zu rufen. Basel hatte einen Landfrieden

gebrochen, den eine Tagsatzung ausgesprochen hatte, und wurde deshalb als feindliche und besiegte Stadt behandelt." Fünfzig Jahre — ist eine schöne Zeit. Bei uns in Deutschland kann man oft schon nach 10 oder zwanzig Jahren etwas sagen, wofür man früher wäre gesteinigt worden. Was hier der Verfasser nach so langer Zeit zu sagen hat, sagt er mit anerkennenswertem Geschick: Sprache und Darstellung sind vollkommen sachgemäß, manchmal allerdings etwas breit. Eine gute beiläufige Bemerkung sei hier von Seite 3 herausgehoben: „Wie es dem einzelnen Menschen geht, wenn er nicht mehr erwirbt, daß er leicht ein Knauser und Knicker wird, kommen auch ein Staat und eine Kirche, die sich nicht mehr ausdehnen, dazu, daß ihre Kräfte austrocknen, oder am unrichtigen Orte sich verzehren." Sehr fremdartig in einem historischen Werke berührt, daß S. 79 als Beleg XIII die Losungen der Brüdergemeine für die erste Augustwoche 1833 abgedruckt sind, die leider nur in der Minderzahl für den betreffenden Tag passen, und auch dann nur, wenn man ihnen einige Gewalt anthut. Provinzialismen, wie „verschreuzt", bedürften hochdeutscher Erklärung. Zeile 7 auf S. 10 ist „heißt" Druckfehler.

Sch. K.

4. Biographisches.

— Geschichte des Fürsten Bismarck (1847 bis 1887) von Eduard Simon. Autorisierte Uebersetzung von O. Th. Alexander. (Berlin, Verlag von Carl Ulrich & Co.) 1888. 444 S. 5 Mk., in Halbfranz 6,50 Mk.

Simon, der Verfasser zweier Werke über Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, hat in vorliegendem Bande eine höchst interessante Darstellung der Thätigkeit des Fürsten Bismarck bis zum Jahre 1887 gegeben, gewissermaßen eine Ergänzung des erstgenannten Buches. Vierzig Lebensjahre des Reichskanzlers schildern, heißt aber soviel, wie eine zeitgenössische Geschichte der Großmächte und ihrer Entwickelung vom diplomatischen Standpunkte aus schreiben. Man muß zugeben, daß der Verfasser — selbstverständlich in seiner Eigenschaft als französischer Schriftsteller betrachtet — seine Aufgabe mit feinem Takte und einer gewissen Freiheit des Urteils gelöst hat, die man nicht bei allen deutschen Schriftstellern zu finden verwöhnt ist. Die Erzählung ist fesselnd, sehr übersichtlich und verrät überall, daß ihr Meister seinen Stoff vollständig beherrscht. Dabei kommt ihr jene Abrundung und Klarheit zu statten, die besseren französischen Werken stets nachgerühmt werden muß. Eine weise Mäßigung läßt Simon dabei nicht von der Versuchung hinreißen — so sehr sie ihm auch oft nahe getreten sein mag — Dinge in den Rahmen seiner Erzählung zu fügen, die, so interessant sie vielleicht auch an ihrer Stelle gewesen wären, das Gesamtbild doch schließlich beeinträchtigt haben würden.

Daß manche Einzelheiten einer französischen Auffassung bei einem deutschen Leser nicht ohne Widerspruch bleiben können, ist nicht zu verwundern. Welcher Deutsche würde denn aber im Stande sein, auch nur ein Stück moderner französischer Geschichte zu schreiben, ohne auf jeder Seite von französischen Lesern widerlegt zu werden? Trotzdem daß der patriotische Sinn durch Simons nüchterne, einseitige Auffassung wiederholt verletzt wird, ist jedem Geschichtsfreunde das Studium seines Buches angelegentlichst zu empfehlen. Zumal für diejenigen wird es belehrend sein, die objectiv genug denken, um auch einer vom Herkömmlichen abweichenden Betrachtung ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Bismarck's Erntezeit liegt vor aller Augen, wir alle haben sie miterlebt, wie viel weniger bekannt ist die Zeit der Vorbereitung, der Bodenbearbeitung und der Aussaat. Sogar deutsche Parlamentarier könnten aus dem Werke des Franzosen lernen. Wie beschämend jedoch müßte es für unsere Deutschfreisinnigen sein, bei diesem Studium aus französischem Munde einen Ausspruch zu hören, wie S. 415 und 416: „Wir haben im Laufe unserer Arbeit gezeigt, daß Fürst Bismarck seit seinem Eintritt in die Regierung nie mit der Mehrheit des Landtags und später des Reichstags regiert hat; seine wichtigsten Thaten hat er ohne Mitwirkung der Mehrheit, meist gegen den Willen derselben und selbst gegen denjenigen der Nation vollbracht. — Die liberale Opposition, die ihn einst als Abgeordneten bekämpfte, wurde auch des Ministers Gegner; sie hat nacheinander verschiedene Namen angenommen, ist aber immer dieselbe geblieben. Das linke Centrum von 1848, die Fortschrittler von 1863, die Deutschfreisinnigen von 1887: es sind immer dieselben, welche das Werk derer fortsetzen, die 1848 die Steuerverweigerung aussprachen, weil die Krone, deren eifriger Vorkämpfer Bismarck war, sich weigerte, den Beschlüssen der Nationalversammlung nachzukommen — er hat stets das Gegenteil von dem gethan, was er nach dem Willen der parlamentarischen Mehrheit hätte thun sollen, und hat so, zum Vorteil der Nation, eine Reihe großer Thaten verrichtet."

Daß Simon die „Festigkeit" der katholischen Kirche bewundert, die doch nicht so ganz über allen Zweifel erhaben ist, soll ihm nicht verargt werden. Er sagt S. 20 von Bismarck: „Festigkeit sieht er nur im christlichen Dogma, wobei er allerdings vergißt, daß diese Festigkeit nur in der katholischen Kirche herrscht, die ihm, dem Protestanten, nicht sympathisch ist, und die er später bekämpft." Hier ist Simon von den Ereignissen bereits überholt. — Viel bedenklicher lauten die Worte am Schlusse seiner Vorrede, in der er eine Nebeneinanderstellung Richelieu's und Bismarck's giebt, S. VIII: „Von dem großen französischen Minister ließ sich sagen, daß das Unglück keine seiner Unternehmungen erreicht hat; für Fürst Bismarck hat die Stunde der Nachwelt noch nicht geschlagen, und in dem großen Buch der Geschichte bleibt ein weißes Blatt für dieses endgültige Urteil noch frei." Bergen diese Worte eine Hoffnung oder enthalten sie nur eine captatio benevolentiae für Boulanger's Wähler? — S. 419 findet sich die Behauptung: „Der Liberale, welcher in die Regierung eintritt, verliert jeden Einfluß auf seine Partei." Sollte das auch für den Oberpräsidenten von Hannover gelten? — S. 360

Zeile 12 würde es besser „ihrer“ heißen, denn es handelt sich nicht um Thiers' Verpflichtungen, sondern um die der Regierung.

Ein entschiedener Vorzug der wohlgelungenen Uebersetzung vor dem Originale ist darin zu erblicken, daß im Anhange ein ausführlicher Hinweis auf die zahlreichen litterarischen Hilfsmittel des Verfassers enthalten ist, und damit die Möglichkeit geboten wird, bei jeder vorkommenden Frage aus den Quellen zu schöpfen und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Ein genaues Personen- und ein Sachregister sind beigegeben. Sch.-K.

— Lebenserinnerungen eines geistlichen Veteranen. Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen des Dr. theol. Emil Wilhelm Krummacher. Von D. Herm. Krummacher. (Essen, Verl. v. G. D. Bädeker.) 1889. 284 S. Pr. 3 M.

Emil Wilhelm Krummacher ist ein Sohn des Parabeldichters Friedrich Adolf Kr. Seine Söhne, deren einer Konsistorialrat in Stettin ist, haben diese Lebensbeschreibung, welche auf eigenen Aufzeichnungen des Verstorbenen beruht, herausgegeben. Hervorragende und auffallende Erlebnisse sind in der Lebensbeschreibung kaum verzeichnet. Aeußerlich angesehen hat sich das Leben Emil Wilhelm Krummachers sehr einfach vollzogen — er war succesive Pastor in Coswig und drei rheinischen Städten, starb als Emeritus 87 Jahre alt in Bonn — aber die Biographie fesselt gleichwohl vielfach dadurch, daß eine überaus frische, thätige und originelle Persönlichkeit mit Aufgebot aller Kräfte ein Menschenleben hindurch für die Kirche und das Reich Gottes gearbeitet hat. Kr. ist offenbar ein Mann von sanguinischem, enthusiastischem Temperament gewesen, d. h. von einem Charakter, welcher das Anknüpfen des Christen mit Nichtchristen, das Missionieren erleichtert, aber andererseits auch leicht zu übereilten Angriffen verführen kann, die dann mangels notdürftiger Vorbereitung resultatlos enden. Als Beispiel, wie wenig die Menschenfurcht ihn vom öffentlichen Bekenntnis zurückgehalten hat, führen wir eine Erfahrung an, die Krummacher auf dem schwierigsten Gebiet, auf dem des Herankommens an Juden machte.

Er schreibt: „Bei einer Amtsreise, die ich als Synodal-Assessor mit meinem lieben Freunde und Bruder, dem Superintendenten Wortmann zu machen hatte, geschah es, daß ein Jude zu uns in den Postwagen stieg. Wir fühlten uns gedrungen, ihm das Christentum nahe zu legen, indem wir ihm zuerst den furchtbaren Ernst des Gesetzes und dann die Verheißungen des Messias und deren offenbare Erfüllung in Jesu von Nazareth vorzuhalten suchten. Aber wenn wir jemals den boshaften Haß der Juden gegen den „Gehenkten“ in die Erscheinung treten sahen, dann bei diesem Menschen, der uns geradezu sagte: Bleiben Sie mir mit Ihrem verfluchten Jesus vom Halse, dessen Name ich nur mit Abscheu nennen höre. Ja, es kamen noch schlimmere Aeußerungen zum Vorschein, die ich nicht wiedergeben mag. Wir haben natürlich nicht unterlassen, diesem Unglücklichen mit aller Liebe und Freundlichkeit zuzureden und ihm eindrücklich zu machen gesucht, wie er bei solchem Gebahren und Verhalten unmöglich Frieden haben und gewinnen könne, aber seine Wut gegen Christum und das Christentum war auf keine Weise zu dämpfen, bis ich ihm endlich, als er uns verließ, noch das Wort mit auf den Weg gab: Sie sträuben sich sehr gegen die Wahrheit; ob es Ihnen aber auf die Dauer gelingen wird, Ihr Gewissen, Ihr Herz, Ihren Kopf gegen dieselbe zu verschließen und zu verhärten? Es wäre nicht das erste mal, daß ein so fanatischer Jude, wie Sie sind, ein entschiedener Bekenner des von Ihnen so verlästerten Christus geworden ist.“

Es liegt auf der Hand, daß dergleichen unvermittelte Versuche oft genug zu rücksichtsloser Abweisung führen müssen. Aber andererseits wird das ruhige und phlegmatische Temperament, das vor dem Wagen erst wägt, und solchen Enttäuschungen entgeht, kein Recht zu pharisäischer Ueberhebung haben. Der Phlegmatiker hat seine ihm eigentümlichen Gefahren. Gehen andere zu rasch, so geht er zu zögernd vor, so daß ihm manche Augenblicksgelegenheiten verloren gehen, die niemals wiederkehren. Und hin und wieder glückt auch ein unvermittelter Sturm.

Der Wunsch des Herausgebers, daß das Buch Erbauung, Erfrischung und Trost bringen möchte, wird sicher bei vielen Lesern erfüllt werden, besonders bei solchen, die nützliche Winke für das geistliche Amt brauchen können.

— Aus Carmen Sylva's Leben. Von Natalie Freiin von Stackelberg. (Heidelberg, Carl Winter.) 1889.

Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Von Oberlehrer Dr. Max Schmitz. (Neuwied a. Rhein, 1889. Berlin C., Spittelmarkt 2, Heuser's Verlag.)

Wir haben in einem früheren Jahrgang die erste Auflage des Buches der Freiin von Stackelberg angezeigt. Mit der zunehmenden Verbreitung der Schriften und Dichtungen der Königin Elisabeth hat auch die Nachfrage nach ihrer Lebensbeschreibung zugenommen. Es liegt heute schon vor uns die fünfte sehr bedeutend verstärkte und mit fünf guten Photographien gezierte Auflage. Eine derselben stellt das überaus romantisch in den Karpathen belegene Sommerschloß „Kastel Pelesch“ dar. Der Erfolg ist wohlverdient. Die Biographie entspricht allen Anforderungen, welche man an das Lebensbild eines Lebenden stellen darf. Sie schildert uns die Jugend der Prinzessin zu Wied und später die Wirksamkeit derselben als Königin des halb barbarischen Landes, sie läßt uns Einblicke thun in das Familienleben des Königspaares und uns besonders den großen Schmerz desselben mitempfinden, den Verlust des einzigen Kindes, der als dunkler Schatten auf einem sonst vielfach sonnigen und äußerlich erfolgreichen Leben lagert. Denn Erfolge hat die Königin nicht nur in ihrer fürstlichen Stellung, sondern auch auf dem litterarischen Gebiet gehabt, und wenn hier auch der Frau und der Königin gegenüber die Kritik naturgemäß ein größeres Wohlwollen beobachtet, als sie es anderen Sterblichen zu teil werden läßt, und hat sich, wie das

zu kommen pflegt, eine große Menge litterarischer Industrieritter an die Königin herangedrängt, so könnte andererseits schwerlich auch das schärfste Urteil der hohen Dichterin ein gewisses Maß von vollberechtigter Anerkennung versagen. Mag auch manches Phantastische, Bizarre und Unreife in den verschiedenen Dichtwerken sich finden, so tritt auch ohne Zweifel ebenso oft eine kraftvolle Fülle und Ursprünglichkeit der Gedanken in geistvollen und überraschenden Formen dem Leser entgegen.

Besonders der Herstellung eines erschöpfenden Nachweises über die gesammte litterarische Produktion der Königin, die unter verschiedenem Pseudonym ihre Werke veröffentlicht hat, gilt das zweitgenannte kleine Buch, welches eine litterarische Ergänzung der größeren Lebensbeschreibung bildet. Wir ersehen daraus, daß Carmen Sylva nicht nur die deutsche, sondern auch die französische Sprache in artigster Weise poetisch beherrscht.

5. Poesie.

— **Doktor Faust's Ende.** Tragödie in fünf Aufzügen. Von **Adolf Müller.** (Blankenburg a. H., Verlag von Ch. Fulda.) 144 S. 2 Mk.

Eine Tragödie, deren Berechtigung weder durch den zugrunde liegenden Stoff, noch durch die Art der diesem zuteil gewordenen Behandlung erwiesen wird. Der Autor hat Göthe's Faust gebührend inne und dichtet nun, bewußt oder unbewußt, in Göthe'scher Sprache, in Göthe'schen Wendungen und in Göthe'scher Anschauungsweise, aber noch lange nicht in Göthe's Geiste weiter. Daraus wird ihm niemand einen Vorwurf machen können; warum sollte er das nicht thun? Nur fragt man: was ist der Zweck seiner Dichtung? An ein Bessermachen wird Herr Müller selbst nicht denken. War es das Bestreben, eine Lücke auszufüllen? Nur wohlfeiles Andersmachen kann der Dichter doch unmöglich beabsichtigt haben. Faust's Ende war von Göthe bisher hinreichend behandelt, Herrn Müller's Auffassung dieses Hergangs, so schön manche Einzelheiten seiner Darstellung auch sind, bietet gerade keine wesentliche Verbesserung. Sein Faust tritt in das Treiben der Reformation ein, lehrt in Luther's Sinn, geht an den Hof Karls des Fünften, den er bestimmen will, sich von Rom loszusagen, verfällt jedoch der Inquisition und stirbt im Kerker in dem Augenblicke, als es seinen früheren Zuhörern geglückt war, seine Bande zu lösen. Mephistopheles, dessen Macht ihm bis dahin zu allem behülflich war, beansprucht sein Teil an Faust mit den Worten: „Er ist mein! Ich habe sein Leben!" worauf Gabriel, der mit den anderen Erzengeln in lichter Wolke erscheint, ihn zurückweist:

„Hinweg! Hier ist der Markstein deiner Macht.
Entflieh' mit deinem Erbteil, Geist der Nacht!"

und Mephistopheles mit dem Körper Faust's unter die Erde verschwindet und damit ebenfalls „Teufelsdreck zum Lohne" empfängt, wie es S. 141 heißt.

Bei aller Anerkennung für die durchweg edle Sprache, den guten Geschmack der Darstellung, die vornehme Gesinnung des Werks, kann man nur bedauern, daß es keine bessere Wirkung erzielt. Es könnte gerade so gut den halben, wie den doppelten Umfang haben.

Von Einzelheiten sind als moderne Ausdrücke verwerflich die Worte des Mephistopheles S. 96 „Die Portière rauscht zurück", S. 98 „Ja, Sire", auch die „flotte Zäpflerin" S. 91 erregt Bedenken, ebenso S. 29 „Chemie" für „Alchymie" und S. 84 die „Büffets" in der Bühnenanweisung, die besser durch Kredenzen ersetzt würden. Sehr zahlreich sind die unmittelbaren Reminiszenzen an Goethe. So S. 35, wenn Mephisto seinen Zaubertrank mit den Worten empfiehlt:

„Wie! du verschmähst den Lebenssaft?
Trinkt ihn zur Stärkung doch zu Zeiten
Der Teufel, wenn sein Geist sich überschafft."

und wenn Faust, nachdem er getrunken, die Wirkung verspürt:

„Ein pures Feuer mich durchglüht! —
Schon fühl' ich, wie es leicht und lind
Durch alle Adern rinnt —"

Wie viel charakteristischer ist da doch die Flasche, „aus der ich selbst zuweilen nasche"! — Ganz eigenartig muß des Dichters Vorstellung vom mittelalterlichen Salamander sein. S. 116 heißt es davon:

„Jedenfalls
Spielt dieses rätselhafte Etwas mit,
Das salamanderartig hier am Hofe
Sein ganz verteufeltes Unwesen treibt."

Undeutlich sind die Worte Luthers in der ersten Szene des zweiten Aufzugs:

„Nun lasse zünden die Himmelskerzen,
Daß du von meinem Jesu Christ'
Ein siegender Himmelsbote bist."

„Zünden" soll offenbar „zündend verkünden" heißen. Mit Ermahnungen an seine Hörer, wie S. 55, wird Faust auch keinen Hund vom Ofen gelockt haben, es wird kaum heutzutage ein Reise-Professor in einem kaufmännischen Verein Glück damit machen:

„Laßt unser Wesen hohen Strebens sein!
Auf! Alle setzt das beſſ're Selbst darein,
Am hehren Dom der Menschlichkeit zu bauen!"

Daß nach diesen Worten sogleich der Vorhang niedergeht, ist nur zu billigen. Es war Zeit. — Sehr gut ist dahingegen die Scene, wie der Teufel sich bemüht, die Bibelübersetzung wegzustibitzen; auch sind einzelne Monologe durchaus wohlgelungen.

Das Werk ist Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog Friedrich von Baden gewidmet.

Sch.-K.

— **Kornähren der Poesie.** Von **Otto E. Ehlers.** III. Auflage. (Norden, 1888, Hinricus Fischer Nachfolger.)

Wir haben den Namen des Dichters in letzter Zeit häufig in den Zeitungen gelesen. Freilich nicht in litterarischen, sondern in politischen Blättern, und zwar wurde er als „Afrika-Reisender" genannt. Das schließt nicht aus, daß

der Name des Dichters auch in litterarischer Hinsicht, wenn auch nicht jetzt schon genannt zu werden verdient, doch vielleicht später einmal dahin gelangen könnte. Ein gewisses Talent ist unverkennbar, namentlich glückt es hier und da dem Dichter, einzelne Epigramme artig und fein zuzuspitzen. Zum Beispiel:

„Dies Sprüchlein, welches nimmer trügt,
Tön' durch die Lande weit:
Da sich die Zeit in dich nicht fügt,
Füg' du dich in die Zeit."

Andererseits laufen neben einzelnen gelungenen Sprüchen in der Weise Bodenstedts (dem das Bändchen gewidmet ist) auch noch recht viele flache und gegenstandslose mit unter, leider auch solche, die eine stark „freisinnige" Denkweise verrathen.

„Ich singe euch kein Kirchenlied
Für Nonnen, Mönch und Papst,
Ich singe, was die Welt durchglüht,
Was du, mein Herz, mir gabst.

Denn soll einmal gesungen sein,
Sing' ich von Glück und Ruhm
Der Lieder, die das Herz erfreu'n
Und nicht das Pfaffentum."

Warum der Verfasser die „Pfaffen" und das menschliche Herz in unlösbaren Widerspruch setzt, ist nicht recht ersichtlich. Doch hoffentlich nicht deshalb, weil sie, wie Verfasser an anderer Stelle sich beschwerend klagt, ihm Moral gepredigt haben. — Wir wiederholen: es sind manche Gedichte da, in denen entschiedenes Talent sich zeigt, aber auch viel Unreifes im Inhalt und viel Ungefeiltes in der Form. Zum Beleg dieses Urteils noch eine Probe:

„Wir wissen nicht, warum die Blumen blühen,
Nicht, wer mit Düften ihren Kelch umgiebt;
Wir wissen nicht, warum die Sterne glühen,
Das Menschenherz ahnt nicht, warum es liebt.

Nicht weiß es, wie das wunderbare Sehnen
In seinem tiefsten Inneren entsteht. —
Das eben ist der Zauber alles Schönen,
Daß wir nicht wissen, wie es kommt und geht."

— Naphtali. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. (Norden. 1888. Hinricus Fischer Nachfolger.) VI u. 192 S. 3 M.

Ein inhaltreiches, aber durchaus nicht gehaltreiches „Vorwort" des jugendlichen, sein „Erstlingswerk" darbietenden elsässischen Dramatikers belehrt den Leser darüber, daß der Verf. seine Gedanken „über Theater und Dramatiker der Gegenwart, über die Regungen in der neuesten Litteratur, über das Sehnen nach einer neuen, großen, wahren Poesie" nicht in einem Vorwort unterbringen kann. Herr Lienhard ist Naturalist, Litteratur-Revolutionär, Mitglied der „Blase schotengrüner Jungen", Feind der „Schönrednerei", der „Jambenpoesie und Theaterphrasen" und des „Pathos", dagegen Freund des „Werktagstones", der „Prosa", der „Gassenweisheit". Fort mit dem Kunstdrama! Es lebe das Charakterdrama! Wer ist aber sein Charakter Naphtali? Ein charakterloser, ehrloser, verbuhlter Jude, welcher an dem Auszug des Volkes Israel aus Egypten nicht teilgenommen, vielmehr während der Vorbereitung dieses Auszugs Zeit gefunden hat, seine Brautschaft mit einer sittsamen Jüdin aufzuheben und sich der Gunst einer vornehmen, üppigen Egypterin hinzugeben. — Von dem, was man unter Komposition versteht, versteht Herr Lienhard nichts, davon will er auch nichts verstehen. Sein Stück hat darum zwei Mittelpunkte: Mose, der Mann Gottes, welcher sein Volk aus der Drangsal Egyptens befreit, und Naphtali, jener jämmerliche Reform-Jude. — Als Naturalist pflegt der junge Mann aus dem Elsaß kein Blatt vor das — Mundwerk zu nehmen. Sein Drama ist ein kleines Schimpfwörter-Lexikon, eine Vorratskammer der rohesten, unflätigsten Ausdrücke des gemeinen Volkes, vorzugsweise in dem von dem Verf. mit Vorliebe gepflegten Feld sexueller Dinge. In krankhafter Sucht originell zu sein, kehrt sich der elsässische Stürmer und Dränger auch nicht an die Gesetze der Sprache und der Logik. S. 7 zählt er neben den als Waffen dienenden Knitteln auch die Lattenzäune auf, während er Zaunlatten gemeint hat. S. 167 läßt er die Wüste mit Leichen pflastern zu einem Tummelplatz für Pferde. Ein gepflasterter Tummelplatz! S. 174 ist von einem „Eisen" die Rede, das den Schädel eines Mannes küssen soll! Welch sinnloses Bild! — Doch genug, mehr als genug von diesem Machwerk eines jungen Menschen, der sich einbildet, poetisch begabt zu sein. O. K.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Aschenbrödel. Roman von H. Schobert. (Berlin. Verlag von J. H. Schorer.)

Wer bei dem fliegenden Buchhändler auf dem Bahnhofe nach Reiselektüre für eine langweilige Eisenbahnfahrt sucht, der mag Aschenbrödel kaufen als ein brauchbares Mittel, um einige müssige Stunden totzuschlagen. Einen weiteren Wert hat dieser Roman nicht. Ohne tieferen Gehalt schildert er in realistischer Weise das Leben eines vornehmen Börsenspekulanten und seiner Familie, einiger Leutnants vornehmer Reiterregimenter, die entweder zu Grunde gehen, oder sich durch reiche Heirat retten. Dem gegenüber ist die Tugend der Sparsamkeit, Solidität und landwirtschaftlichen Tüchtigkeit in einem reichen bürgerlichen Gutsbesitzer verkörpert. Höhere sittliche Ideale, als diese, sind dem Verfasser fremd. Wenn seine leichtsinnigen Leutnants zur Erkenntnis der Vorzüge dieser Tugenden gelangt sind, dann ist es nach seiner sittlichen Auffassung durchaus wohlgethan, wenn sie durch Vermittelung eines jüdischen Wucherers eine reiche Heirat zur Verbesserung ihrer Finanzen schließen. Auch ein Kandidat der Theologie und späterer Pastor greift mehrfach in die Handlung ein. Würde derselbe aber nicht als solcher ausdrücklich den Lesern vorgestellt, so würde er schwerlich dafür gehalten werden. Er soll freilich sogar eine der idealen Figuren des Romans sein. Wenn er trotzdem eine Karikatur geworden ist, so liegt dies nicht sowohl in dem bösen Willen

des Verfassers, als vielmehr darin, daß er gar keine Ahnung davon hat, was das evangelische Pfarramt eigentlich zu bedeuten hat.

— Monsieur Bélo. Herkules' Geheimnis. Doktor Job. Drei Novellen aus dem Jura von T. Combe. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler.) 200 S. 2 M.

Im Juniheft 1887 habe ich eine Erzählung von demselben Verf. — Luc Aufrancs Weg zum Glück — mit dem einleitenden Satze angezeigt: „Es war der Mühe wert, diese Erzählung zu übersetzen, denn sie ist dem wirklichen Menschenleben entnommen, in knappem Stile geschrieben und frei von allen romanhaften Zuthaten.“ Ganz dasselbe Urteil läßt sich über die vorliegenden „Novellen“ abgeben, welche den großen Vorzug haben, daß sie scheinbar kunstlos geschrieben sind und, von der letzten und besten abgesehen, nichts von Liebesgeschichten enthalten, aber gleichwohl den Leser von Anfang bis zu Ende fesseln. Die drei Novellen ruhen ohne allen Zweifel auf christlichem Boden, aber das Christentum drängt sich nicht wortreich dem Leser auf. — Die Uebersetzung ist vortrefflich, leidet aber an dem Fehler, daß allzu viele ganz entbehrliche Fremdwörter in die Sprache bester Volkstümlichkeit hineingeraten sind. — Die meisten Leser werden aber an diesem Fehler keinen Anstoß nehmen. O. K.

— Holthäger Geschichten. Von E. D. Uthagen. II. Aufl. (Norden, 1889. Hinricus Fischer Nachfolger.)

Seit Fritz Reuter den plattdeutschen Dialekt mit so großem Erfolge in die Litteratur eingeführt hat, ist ganz außerordentlich viel auf diesem Gebiet geschriftstellert worden. Aber weitaus die größte Mehrzahl der Autoren sind an der Klippe gestrandet, nicht wahres Plattdeutsch, sondern übersetztes Hochdeutsch zu schreiben. So liegt uns zum Beispiel ein Buch aus dem gleichen Verlage vor, welches den Titel „Krusemünten“ führt, und in welchem gleich auf den ersten Seiten von einer „Dörpidylle“ die Rede ist. Man braucht solches Wort nur zu lesen, um sicher zu sein, daß die erzählte Geschichte vielleicht auf Hochdeutsch sehr verdienstlich sein mag, daß aber der Verfasser in den Geist des Plattdeutschen auch nicht von weitem eingedrungen ist.

Den „Holthäger Geschichten“ ist nun der charakterisierte Vorwurf keineswegs zu machen. Der Inhalt ist plattdeutsch gedacht und plattdeutsch geschrieben. Ein volkstümlicher Humor zieht sich durch die einfachen Dorfgeschichten hindurch, die Charaktere treten plastisch und lebenswahr hervor, und wir erleben recht ergötzliche und lustige Szenen, die sich z. B. daraus ergeben, daß ein listiger Kurpfuscher eine abergläubische Bauernfamilie mit Hülfe ihres Aberglaubens entsetzlich schröpft. Im Vergleich mit Reuter drängt sich freilich ein Mangel auf. Ueber Reuter's Gestalten und Szenen liegt auch da, wo sie derb und kräftig sind, ein Duft und Hauch von Poesie. Dieser Schimmer ist in gleichem Maße hier nicht vorhanden. Die Derbheit streift und überschreitet bisweilen die Grenze des ästhetisch Zulässigen. Wer inzwischen so hohe Ansprüche nicht stellt, wird immerhin einige Stunden lang bei dem ergötzlichen Buche mit seiner gemütvollen Epik seine Rechnung finden.

— Elschen auf der Universität. Vom Verfasser der Saxo-Saxonen. (Bremen und Leipzig. Carl Rocco, Rauert Rocco.)

Eine ganz lustige und harmlose Humoreske, die Erlebnisse eines Berliner Backfisches, der von einem Onkel, der gleichzeitig Vormund ist, nach Göttingen in Pension geschickt wird, weil der Onkel während der Abwesenheit desselben sich um die Mutter bewerben will. Indessen sind die humoristischen Erlebnisse in der Pension, welche wesentlich auf harmlose Scherze einzelner Studenten mit den Backfischen hinauslaufen, dem Verfasser offenbar nicht die Hauptsache, vielmehr kommt es ihm darauf an, dadurch, daß er verschiedene Typen des Studententums einander gegenüberstellt, seine Ansicht von der rechten Form und Art des Studentenlebens zur Geltung zu bringen. Verf. läßt am Schluß eine seiner Personen, offenbar als eigene Ansicht, das Folgende aussprechen:

„Daß nur die denkbar größte Einfachheit den Verfall der alten Studentensitten und des alten guten Sinnes hemmen oder gar verhindern kann, das werden selbst die geschniegelten und geputzten Herren gewisser Mode-Universitäten zugeben müssen. Mit Cylinder, Monocle, französischen Boulevardpaletots und italienischen Parfums wird man dem einstigen Herrn Kultusminister nicht entgegen treten können und sagen: „Haben Sie Mitleid mit uns und retten Sie uns das bedrohte Studententum, seine Vorrechte und seine guten alten Sitten.“ Er wird lächeln, schmerzlich lächeln, und wird sagen, es ist zu spät. Wer die Mütze mit dem Cylinder vertauscht hat, die allerdings etwas altfränkischen Kanonen mit Zeugstiefeln, und wer die lange Pfeife zerbrochen hat, weil Tabak zu rauchen „denn doch nicht chic“ ist, der kann gewiß nicht beanspruchen, daß man zu seinem Schutze Privilegien aufrecht erhält, die mit dem Gesetze allzu oft nicht harmonieren. Wer nicht vom Vater Gelder genug geerbt hat, um ein halbes Leben lang sich dem Nichtsthun ergeben zu können, der wird in einem Jahrhundert, das immer größere Anforderungen an den Einzelnen stellt, auf den Universitäten nicht mehr Tausende für Spazierfahrten und Sektkneipen aus dem Fenster werfen können.“

In diesen Worten liegt unzweifelhaft nach der negativen Seite viel Richtiges. Studenten, welche nur als Stutzer umhergehen und blasirt und philiströs geworden sind, noch ehe sie in das Leben eintreten, werden nirgends Sympathie erwecken. Andererseits ist aber zu betonen, daß die modernen Ausschreitungen des Verbindungslebens nicht minder schlimm sind. Gerade in denjenigen Verbindungen, die nichts weniger als „patent“ sein wollen, macht durchweg das Verbindungsleben

jede Art von Arbeit unmöglich. Unendlich viel Zeit wird einfach totgeschlagen. Es ist Ehrenpunkt, ungeheuer viel Bier zu sich nehmen zu können und wöchentlich mehrmals sich zu betrinken, wodurch der Körper ruiniert und der Geist abgestumpft wird. Ebenfalls von Notwendigkeit ist eine bestimmte Anzahl von Mensuren, womöglich „Bestimmungsmensuren" ohne jede vernünftige Veranlassung. Lehnt man daher die „Patentblasen" ab, die eine Reaktion gegen das völlig geistlos und zügellos gewordene Verbindungswesen bilden, so soll man andererseits auch darauf bedacht sein, die Schäden abzustellen, welche jetzt gerade ideale Naturen vom Verbindungsleben abzuschrecken pflegen. Vor allem sollte die Arbeit wieder zu Ehren gebracht und der Grundsatz beseitigt werden, daß der Student in den ersten Semestern ein Anrecht auf das „Bummeln", auf das Nichtsthun schlechthin habe.

— Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. 2 Bände, 295 und 304 S. 10 Mk., geb. 12 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Georg Ebers ist 1888 wieder zur bewährten Uebung zurückgekehrt, für den Weihnachtsmarkt einen Roman zu liefern, zwar keinen egyptischen, aber doch einen ebenso modern gedachten, als seine Romane aus dem Nilland sind. Daß dieser neueste Roman in das alte Nürnberg des 15. Jahrhunderts verlegt wird, ist für den Verfasser kein Hinderungsgrund gewesen, seine Gedanken ganz dem Fassungsvermögen seiner Lesekunden anzupassen. — In Venedig hat Professor Ebers eines Tages eine alte Handschrift gekauft: die Selbstbiographie der Margarethe Schopper, einer Nürnberger Patrizierstochter. Was die alten Hefte enthielten, „war so merkwürdig und eigenartig," berichtet Ebers, „daß es mich mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte, und ich ihm zuliebe manche halbe Nacht zum Tage machte." Die von dem Verfasser einleitungsweise mitgeteilten ersten Sätze jener Handschrift lassen zwar nicht im geringsten vermuten, daß er „Dinge fand, die seine kühnsten Erwartungen übertrafen", sie sind aber von der Art, daß man — vom Weihnachtsmarkt abgesehen — den unterlassenen wortgetreuen Abdruck des alten „Püchels" (Büchleins) und dessen Verarbeitung zu einem ebenso langen als langweiligen, entsetzlich langweiligen Roman nur aufrichtig bedauern kann. Die Margarete Schopperin ist ohne Zweifel in konkreter, knapper Darstellung, da sie nicht beherrscht war von jenem Rechenexempel, welches das Honorar des Bogens mit der Bogenzahl multipliziert, ihres Stoffes Meister geworden. Und was dem Inhalt ihrer Niederschrift an Reiz abgehen mag, wird reichlich durch die Sprache des 15. Jahrhunderts ersetzt werden. Nun muß sich aber der Leser damit begnügen, die Lebensgeschichte der „Gred", genau betrachtet, im breitgeschlagenen Deutsch des 19. Jahrhunderts und in einer epischen Weitschweifigkeit und Schreibseligkeit zu lesen, welche den letzten Rest von Glauben an Ebers' dichterische Leistungsfähigkeit von Grund aus zerstören muß. Ich habe noch nie ein Buch gelesen, das so langsam von der Stelle rückt, das so jämmerlich arm an Inhalt, und das im Stil so gründlich verfehlt ist, als dieser zweibändige, einer 62 Jahre alten Frau des 15. Jahrhunderts in die Feder diktierte Roman. Von Anfang bis zu Ende dreht sich alles um zwei vielumworbene, wunderschöne junge Nürnbergerinnen, um die den Geschlechtern angehörende „Gred" und um die „Ann", ihre Freundin, eines Schreibers Tochter, welche durch ihren, dem Handwerkerstand angehörenden, aber in den Rat aufgenommenen Stiefvater sozusagen salonfähig wird. Die Gred wird die Braut eines ehrenfesten Rechtsgelehrten und nach dessen frühem Tod die Frau eines Vetters, welchen vor Jahren die unglückliche Liebschaft mit einer „Bürgerlichen" in die Fremde getrieben hat. Mit der Hochzeit schließt die Lebensgeschichte, sehr früh, denn die „Gred" hat ihre goldene Hochzeit erlebt! Die „Ann" liebt beharrlich und treu den ältesten Bruder der Gred, einen mäßigen Ausbund von Liebenswürdigkeit, Flatterhaftigkeit und Liederlichkeit, der nach mannigfachen Schicksalen mit siechem Leibe in die Vaterstadt zurückkehrt und nach wenigen Jahren die „Ann" als Witwe zurückläßt. Herdegen war der Name des rauflustigen, schnell lebenden jungen Patriziers, der u. a. auch nach Egypten, als Gefangener, kommt und von dort befreit werden soll. Der Leser giebt sich allzugern der Hoffnung hin, daß die zur Befreiung bereiten Freundinnen Gred und Ann wirklich die Reise nach dem Nilland, dieser sicheren Domäne des Verfassers, unternehmen werden, aber, wie so oft im Leben, es wird aus der Reise nichts. — „Die Gred" gehört zu den „antiquarischen Wassersuppenromanen", wie J. Scherr die Professorenromane kurz und gut genannt hat. Sämtliche Figuren, ohne eine einzige Ausnahme, sind nicht dem Leben entnommen, sondern — um nochmals Scherr, den Fernhintreffer, zu zitieren — der „Wachsfiguren-Bude antiquarischer Romanelitterung". Wie sehr der Professor den Dichter übermocht hat, geht, abgesehen von dem vertrackten Stil, schon aus dem Umstand hervor, daß die Gred lateinisch und griechisch versteht, italienisch spricht und arabische wie zigeunerische Liederverse anführt. Ein Onkel dieses mittelalterlichen Blaustrumpfs, ein biederer Forstmeister, hat seinen zahlreichen Hunden die abgekürzten Namen von Versfüßen gegeben: Troch, Spond, Jamb, Dactil — Von seinem Stile sagt der Verfasser, daß er „den keineswegs des Reizes und der Anmut baren Inhalt" seiner Handschrift „mit den fortgeschrittenen Mitteln der Sprache unserer Zeit zur Geltung zu bringen" gesucht habe. Dagegen ließe sich nichts einwenden. Ebers hat aber gerade nicht das thatsächliche Deutsch der Gegenwart, vielmehr ein aus dem Deutsch des 19. Jahrhunderts nach Kräften in die Sprache des 15. Jahrhunderts zurückübersetztes Deutsch zu schreiben unternommen: ein ganz verfehlter Versuch, denn damit, daß ich statt Stube oder Kammer Kemenate, statt dennoch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit dannocht, statt Mädchen Maged, statt schon allbereit, statt Enkel Eniklein, statt Geschenk

Liebung sage, damit, daß ich die Wörter maßen, baß und Fährnis — die zwei zuletztgenannten Wörter immer in falschem Sinne — einflicke, mit all diesen Mittelchen kann ich umsoweniger einen nach dem 15. Jahrhundert klingenden Stil erzielen, als die wortreiche Erzählung in moderner, die Abstracta liebender Sprechweise auf der Höhe unserer Zeit steht. Oder klingen Ausdrücke wie die folgenden besonders mittelalterlich: unnennbare Sehnsucht, nachtwandelnde Willenlosigkeit, artige Größe (Goethe), läuternde Kraft, Schwungkraft des Geistes, Herzensblüte, Vertrauensposten, Mühewaltung, Früchte der Wissenschaft, Lebensentfaltung, wundes Selbstgefühl, Lebensgenuß, schöne That echter Menschlichkeit, wechselnde Erscheinung des Lebens, Quartalabschluß, Schlafrock, Krystallgebilde, Erfrischungen, Geistesfürst, Leuchte der Wissenschaft, geisteshell, mehrgliederig, sangesfroh, regelmäßige geschäftliche Verbindung (etwa so wie zwischen Bremen und New-York), Festsaal, Flatterherz, Nachtigallbuhle, Waldeinsamkeit, kleinbürgerlich, schneidig (wie der Leutnant), die Zukunft sicherstellen, und so weiter? Sogar der niederdeutsche Pluralis mit s wird den guten alten Nürnbergern aufgehalst: „wir Schoppers"! Ja diesen im Hochdeutschen falschen Plural verwendet die doch ihren Petrarca wie Wasser lesende Gred bei dem Worte palazzo, sie sagt statt Palazzi Palazzos. — An sachlichen Fehlern hat der vorliegende Roman auch keinen Mangel. Eine vom Großvater gepflanzte Linde kann unmöglich ein alter Baum sein, dazu gehören etwas mehr denn drei Generationen. Die zweite Ehe wird in der römischen Kirche mittelst s. g. Passivassistenz geschlossen, d. h. ohne die Förmlichkeit, mit welcher vor dem Altar die erste Ehe geschlossen wird. — Im Mittelalter ist nicht der Geburts-, sondern der Namenstag festlich begangen worden. — Warum läßt der Verfasser seine Gred, welche recht gut weiß, daß der nachmalige Kaiser Sigismund in der Zeit, in welcher er im Roman auf der Bildfläche figuriert, nur deutscher König ist, diesen bald Kaiser, bald König nennen? — Wer die vortrefflichen, auch stilistisch meisterhaften Bücher von Franz Trautmann kennt — Ebers scheint den „Eppelein von Gailingen" zu kennen, denn er erwähnt diesen Raubritter einmal und hat ohne Zweifel einem seiner Knechte den Vornamen Eppelein gegeben —, der muß die Arbeit, welche erforderlich ist, um die Lektüre der „Gred" zu überwinden, viel schwerer empfinden, als einfache Ebers-Verehrer, aber auch diesen wird der vermeintlich vermittelalterlichte Stil ein Stein des Anstoßes sein. Oder nicht? Ich bin auf alles gefaßt. Geniekult überwindet alle nur denkbaren Schwierigkeiten. Ich meine hier Geniekult lediglich vom Standpunkt der Ebers-Verehrer aus.

O. K.

— Es muß doch Frühling werden! Erzählung von H. Hübener. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1889. 332 S. 1 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk.

In dieser Erzählung wird es dreimal Frühling, d. h. Liebesfrühling. Erster Fall: Einem jungen Pfarrer freit seine Schwester ein junges Mädchen. Es geht alles ganz nüchtern her, die Braut überwindet das Bedenken, welches ihr der Kahlkopf des jungen Pfarrers verursacht, und für ihren zukünftigen Beruf lernt sie nicht nur Butter stoßen, sondern sogar melken. Nachdem sich er und sie genügend haben kennen gelernt, erfolgt die Verlobung. Nichtsdestoweniger meint die glückliche Braut, sie seien auf „wunderbare" Weise zusammengekommen, und der bedächtige Bräutigam ist des Dafürhaltens, er habe seine Käthe „im Sturm erobert". — Zweiter Fall: Ein junger Kandidat der Theologie ist eben im Begriff, sich mit der Tochter eines Professors zu verloben, als er hört, wie die Begehrte ihren Freundinnen gegenüber ausruft: „Wenn er zehnmal um mich anhielte, kriegte er zehnmal einen Korb." Der Leser wird einigermaßen durch diese Erklärung überrascht, er hatte sich auf das Gegenteil gefaßt gemacht. Indessen weiß sich der Kandidat ebenso zu fassen, wie der Leser. Zuletzt sind auch darüber beide vergnügt, daß Werner und Mariechen doch noch ein Paar werden. — Dritter Fall: Ein adliger Offizier verliebt sich in die schöne, stolze Tochter einer verwitweten Kammerjungfer, von Verlobung und Verheiratung wollen seine Eltern nichts wissen, darum geht er mehrere Jahre in den Orient. Nach seiner Rückkehr fällt ihm die Grafschaft eines Onkels zu, und da er der Geliebten treu geblieben und in einem Nervenfieber eben dem Tode entronnen ist, so geben die Eltern endlich ihre Zustimmung zu der Mißheirat mit Hildegard Schmidt, deren richtiger Name Gräfin Hildegard von Hohenect lautet. Ein schon auf Seite 82 beginnendes, Seite 102 nochmals angedeutetes, endlich Seite 306 bis 310 weitläufig enthülltes Geheimnis erfüllt das ganze Buch. Mit den zwei Pfarrern wäre die Verfasserin auf 50 Seiten fertig geworden, aber die drohende Mißheirat, Adelstolz, gottverordnete Standesunterschiede und von Gott nicht verordnete Ehehindernisse wollen bewältigt sein! — Entführung, Veränderung des Personenstandes, geheimes Schubfach sind die Hauptvehikel, die verbrauchten und übel angewandten Mittel, um dem Geheimnis, das über Hildegard's Leben schwebt, die nötige Unterlage zu geben. Ein junger Graf Hohenect ist seinerzeit von seinen Eltern verstoßen worden, weil er eine Opernsängerin heiraten wollte. Der Graf reiste mit seiner Verlobten „in ein entfernt liegendes Dörfchen", um, ausgerüstet mit allen notwendigen „Papieren", in Gegenwart einiger Freunde sich „heimlich" trauen zu lassen durch einen Geistlichen, der anfangs ohne allen Grund die Trauung verweigerte. Die harmlose Verfasserin hat keine Ahnung davon, daß auf diese Weise trotz dem entfernt liegenden Dörfchen eine heimliche Trauung schlechterdings unmöglich ist. Nach der Trauung reisen die Vermählten nach dem südlichen Frankreich, wo sie nach einiger Zeit mit Hinterlassung einer Tochter sterben. Was wird aus dieser Tochter? Ihr Familienstand, ihre Eigenschaft als Tochter und Enkelin eines Grafen Hohenect soll verschwiegen werden nach der letztwilligen Anordnung der sterbenden Mutter, Hildegard soll als Tochter der Kammerjungfer auf-

wachsen! Die Kammerjungfer ist thöricht genug, darauf einzugehen und sich des Verbrechens der Personenstands-Veränderung schuldig zu machen, welches mit Zuchthaus bestraft wird. Nur wenn die Großeltern Hoheneck ein menschliches Rühren haben, soll der Familienstand Hildegard's enthüllt werden. Anstatt daß nun die Kammerjungfer alles anstrengt, um in und außer Deutschland den Wohnort der alimentationspflichtigen Großeltern ausfindig zu machen, überläßt sie alles dem lieben Gott, der schon die Zusammengehörenden zusammenführen wird. Ja, diese Kammerjungfer enthüllt nicht einmal dann den adligen Namen Hildegard's, als diese lediglich um ihres bürgerlichen Namens willen von den Eltern des geliebten Mannes zurückgewiesen wird. Wo in aller Welt kommen solche Verrücktheiten vor? Für die „Legitimation" Hildegard's geschieht später nach der Meinung der Verfasserin alles mögliche. Da müssen Ahnenbilder, ein Medaillon, sonstige Schmucksachen, auch der Trauschein der Eltern herhalten. Von dem nicht unwichtigen Geburtsschein Hildegard's ist dagegen mit keiner Silbe die Rede. — Es ist zu bedauern, daß die mit einem schönen Erzählertalent begabte, richtig beobachtende Verfasserin auf so verbrauchte Roman-Hilfsmittel gekommen ist, um ihrem Buche Spannung und Inhalt zu verschaffen, der Mißheirats-Frage aber aus dem Wege zu gehen. — Ich habe fortwährend von der Verfasserin gesprochen. Einer Frauenhand, der Hand einer Unverheirateten verdankt das Buch ohne allen Zweifel sein Dasein. Dafür sprechen fünf Umstände: 1) Der Verbrauch von reihenweis verwendeten Gedankenstrichen da, wo mitten in einem Kapitel ein jäher Uebergang bemerkbar gemacht wird. 2) Die häufige Verwendung des Partizip-Präsens (z. B. „Die Gäste waren aufgestanden, sich mit einander in Gruppen unterhaltend, oder die sich noch nicht gesehen, sich begrüßend") — damit hat die Verfasserin ihrem sonst leidlichen Stil nur geschadet. 3) Die Unterdrückung des Hilfszeitworts. 4) Die allzuweibliche Verwendung von Blumen (Schneeglöckchen, Maiblumen, Veilchen) und endlich 5) die unausgesetzte Verlobungstemperatur. O. K.

7. Verschiedenes.

— Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl von Dr. Oskar Wächter. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1888. VIII u. 392 S.

Der Verfasser hat in der „Kollektion Spemann" vor einigen Jahren unter dem Titel „Altes Gold in Sprichwörtern" eine alphabetisch nach den Stichwörtern geordnete, über 3400 Sprichwörter enthaltende Sammlung herausgegeben. Die vorliegende Sammlung enthält ebenso geordnet mehr denn 5700 Sprichwörter, mit kurzen Erklärungen, aber verständiger Weise ohne Quellennachweise. Das Buch ist nicht für „wissenschaftliche" Zwecke zusammengestellt, vielmehr für den allgemeinen Gebrauch. Es durften deshalb auch alle vom Verfasser „frivol" genannten unzüchtigen Sprichwörter wegbleiben. Ob damit nicht auch manches derbe, moralisch unbedenkliche Wort unterdrückt worden ist, wage ich nicht zu entscheiden. Auch völlig veraltete, salzlose oder alberne Sprichwörter konnten ungesammelt bleiben. Es ist staunenswert, welche Fülle von Lebenserfahrung und Weisheit vom deutschen Volk in dem reichen Schatz der Sprichwörter ausgeprägt worden ist, sei es als „Gold- oder Scheidemünze", wie der Verf. treffend bemerkt. Bisher war es üblich, eine derartige Sammlung alphabetisch nach den Anfangsworten zu ordnen (so z. B. des alten Christoph Lehmann mitten im 30jährigen Kriege erschienener „Politischer Blumengarten", der 1879 „frisch ausgejätet, ausgeharkt und umzäunt worden ist), für das Nachschlagen ist es aber ohne Zweifel dienlicher, der alphabetischen Ordnung die leichter im Gedächtnis bleibenden Stichwörter zu Grunde zu legen. O. K.

— Was dünket euch um Heine? Ein Bekenntnis von Xanthippus. (Leipzig, F. W. Grunow.) 1888. 104 S. 1 Mk. 60 Pf.

„Ludwig Robert", ein Jude, geborener Levin (sein jüdischer Vorname ist mir unbekannt), Schwager Varnhagens, hat bei abermaliger Abänderung seiner Namen als Walter Roberttornow (!) 1883 den Dichter Heinrich Heine einen „echten Deutschen" genannt, weil bei ihm die Kunstidee vorgeherrscht habe. Der Verfasser weist nach, daß Heine ein Jude war, und zwar ein moderner, entarteter Jude. Das vorbereitete Düsseldorfer Heine-Denkmal nennt der Verfasser „eine Schandsäule für das deutsche Volk". Darum ist die vorliegende Schrift der „studierenden Jugend, Deutschlands Zukunft" gewidmet. Die deutsche Jugend soll den Heinrich Heine als den „Verfechter und Verbreiter jeglicher Scham- und Zügellosigkeit" kennen und die jüdische Frechheit, welche jenen vorerst neben Göthe, dereinst über Göthe zu stellen unternimmt, in die Schranken zurückweisen lernen. — Um einen gesunden deutschen Widerwillen vor dem lüderlichen, eiteln, anmaßenden Heine zu erwecken, weist der Verfasser darauf hin, daß sich dieser „typische Lump" herausgenommen hat, einem Platen, ja selbst einem Uhland am Zeug zu flicken, daß er sich stets mit fremden, gestohlenen Federn zu schmücken wußte, daß er einen erheblichen Anteil hat an der „Vermauschelung" der deutschen Sprache, sowie daß er kurzweg „vaterlandslos und gottlos" genannt werden muß. Der Sprachverderbnis hat der Verfasser geflissentlich ein langes Kapitel gewidmet, dessen Inhalt sich alle Schriftsteller zu Herzen nehmen sollten; doch verfehlt dasselbe insofern einen Teil seiner Wirkung, als neben Heine eine ganze Anzahl der angesehensten Schriftsteller namhaft gemacht wird, welche sich Schlottrigkeiten des Stils zu schulden kommen lassen. Anstatt des über seine Grenzen weit hinausgehenden 8. Kapitels „Etwas von Judäas Dialekte" hätte man lieber eine Kennzeichnung der politischen Charakterlosigkeit Heines, seines Hasses und seiner Verachtung Deutschlands erhalten. Der Verfasser ist ein gründlich unterrichteter Mann, der den

Leviten des jetzt emporkommenden Heinekultus in allen Stücken überlegen ist. Was er gegen Heine, bald mit Humor, bald mit gerechtem Zorn vorbringt, ist alles unwiderleglich. Dieser Anti-Heine wird darum seinen Erfolg haben. Zweierlei habe ich an dem Titelblatt auszusetzen. Nicht einmal in solch äußerlichem Wort-Parallelismus sollte man Heine, den Lästerer, mit dem zusammenstellen, von welchem die ursprüngliche, dem Titel dieser Schrift zu Grunde liegende Frage handelt. Noch schmerzlicher aber ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht den Mut gehabt hat mit seinem ehrlichen Namen wider den Heinekultus aufzutreten. Bei solchen Sachen muß stets mit offenem Visier gekämpft werden. Aller Judenhohn, der sich über solche Kämpfer hermacht, ist doch in den Augen derer, für die geschrieben wird, nichts als Lob und Ehre, warum also die Pseudonymität?

O. K.

— Die Freimaurer, deren Ursprung, Geschichte, Verfassung, Religion und Politik, von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar. (Leipzig, Carl Ziegenhirt.) 1889. 85 S.

Das kleine Buch hat folgenden Inhalt: I. Die Steinmetzen als Vorläufer der Freimaurer. — II. Die Entstehung des Freimaurerbundes. — III. Die Verirrungen im Freimaurerbunde. — IV. Die Verfolgungen der Freimaurer. — V. Die neueste Entwickelung des Freimaurerbundes. — VI. Zwei kaiserliche Protektoren. — VII. Die Verfassung des Freimaurerbundes. — VIII. Die Religion und die Politik der Freimaurer. — Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß er die Absicht habe, über die Freimaurerei die Wahrheit zu sagen. Die Absicht dürfen wir ihm nicht abstreiten, die Erreichung derselben unbedingt. Wie ein Mann, der den Titel „Staatsarchivar" führt, einen Satz, wie den folgenden, schreiben kann: „Eine Verbindung des Freimaurerbundes mit der französischen Revolution, welche inzwischen ausgebrochen war (1789), kann nur Unwissenheit oder absichtliche Verleumdung behaupten", ist uns schlechterdings unverständlich. Nicht nur urdemokratische Geschichtsschreiber, wie Schlosser, der schwerlich ein Feind der Loge an sich gewesen sein wird, führen die Vorbereitung der französischen Revolution zu einem guten Teil auf Logenarbeit zurück, sondern eine Wolke von maurerischen Zeugen giebt das in vollem Umfange zu. Daß schließlich bei den Orgien der „Brüderlichkeit" in Paris auch die „Brüder" als zweiter Akt der Revolution auf's Schaffot mußten, beweist absolut nichts dagegen. Bis auf den heutigen Tag haben alle französischen Logen ihren hochpolitischen Charakter bewahrt, und sie spielen jetzt ihre Rolle für oder gegen Boulanger mit derselben Folgerichtigkeit weiter, wie zu den Zeiten, wo der alte jüdische Großlogenmeister Cremieux hinter Ludwig Philipp die Thür der Kutsche zuwarf, die den König in die Verbannung führte. Ebenso lächerlich, wie die Aeußerungen über Frankreich, ist die Behauptung, daß die Carbonari in Italien mit der Freimaurerei nichts zu thun hätten. Herr Dr. Henne am Rhyn brauchte sich nur die Großloge für Ligurien in Genua anzusehen: eine für jedermann zugängliche Marmortafel preist dort in beredten Worten den Bruder Garibaldi und seine erzrevolutionären Heldenthaten. Ebenfalls wundersam mutet den Leser das Kapitel an: „Die Verfolgungen der Freimaurer", durch welches Mitleid erweckt werden soll für die vermeintlichen armen Märtyrer. Und doch ist es Thatsache, daß ihnen lediglich um ihrer deistischen und humanistischen Theorieen willen sehr selten etwas geschehen ist. Fast immer zogen sie sich, wie das ganz besonders bei den Illuminaten der Fall war, die allerwohlverdientesten Strafen durch nichtsnutzige geheime Umtriebe zu, die kein wohlgeordnetes Staatswesen sich gefallen lassen kann. — Ebenso unglücklich, wie auf dem historischen, ist Verf. auf dem litterarischen Gebiet. Es ist Thatsache, daß manche bedeutenden Geister der Loge beigetreten sind, aber ebenso läßt sich beweisen, daß die Mehrzahl derselben — Lessing voran —, angeekelt durch das leere und nichtige Treiben innerhalb derselben, sich schnell und definitiv zurückgezogen haben. Geradezu klassisch ist auf diesem Gebiet der folgende Satz: „Die unvergänglichsten poetischen Denkmale hat dem Bunde der unsterbliche Bruder Goethe gegründet, dessen „Wilhelm Meister" vorzugsweise ein Maurer-Roman, wie sein „Faust", als Menschheitsdrama, auch ein Maurerdrama genannt werden kann."

Es ist schade, daß der Verfasser nicht dabei sagt, wer in dem „Maurerdrama" der Freimaurer ist? Doch hoffentlich nicht Mephisto! — So ziemlich das Einzige, was in dem Buche richtig ist und ohne die Brille einer blinden Voreingenommenheit zur Geltung kommt, ist die These, daß es heutzutage unrichtig sei, die ganze Freimaurerei über einen Kamm zu scheeren. Das geben wir zu. Wenigstens in der Theorie ist es richtig. Die humanistischen und christlichen Freimaurer bekämpfen sich in ihren Blättern und sonst auf Tod und Leben. „Bruder" Findel bot vor nicht lange im Briefkasten der „Bauhütte" dem Redakteur der „Frmr.-Zeitung" sogar Ohrfeigen an. In der Praxis des Logenbesuchs allerdings stellt sich die Sache ganz anders. Die „Brüder" fast aller Logensysteme erkennen sich gegenseitig als gleichberechtigt an, und wenn hier oder da einmal ein Land oder System ausgeschlossen wird, so pflegt das meistens nicht lange zu dauern. „Christliche" Maurer besuchen die humanistischen Logen und umgekehrt. Augenblicklich ist übrigens das sog. „christliche" System entschieden im Vorschreiten, ein Fortschritt, dem der Antisemitismus ohne Zweifel zu Hülfe kommt.

In Summa, diese neue Schrift bestätigt nur, wenn auch wider Willen, was der Bestätigung im Grunde nicht bedurfte: daß die Gemeinschaft des Freimaurerbundes ein völlig nichtiger Klub ohne allen tieferen Inhalt geworden ist. Gründe für seine Existenz sind nicht vorhanden. Wenn er einginge, würde kein ernsthafter Mensch die Lücke empfinden. Wer heutzutage Gutes thun und große Ziele verfolgen will, der kann und muß es im

Lichte der vollen Oeffentlichkeit thun, muß seine Ideale der Kritik preisgeben. Man kann daher nur immer wieder, wenigstens an das deutsche Logentum, welches sich von Politik freier hält, wie das ausländische, die Bitte richten, entweder mit ihrem großen Weltgeheimnis endlich herauszurücken, oder zuzugestehen, daß sie über nichts anderes verfügen, als über eine Kette leerer und inhaltloser Zeremonieen, mit Bruder Findel's Worten zu reden, über „Aepfel und Nüsse, mit denen man den Affenhausen spielen läßt".

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von C. F. Spittler in Basel.

— Singet dem Herrn. Geistliche Lieder (sowohl zwei als dreistimmig zu singen) fürs christliche Haus, für Jungfrauenvereine, Diakonissenhäuser und ähnliche Anstalten. Ausgewählt und bearbeitet von C. Brenner, Pfarrer, R. Löw, Organist. 176 Lieder. 216 S. 8°. Fr. 1,50 — Mk. 1,20. Halblwd. Fr. 2,00 — Mk. 1,60. Lwd. Fr. 2,50 — Mk. 2,00.

Soeben erscheint ein Liederbuch, das auf 215 Seiten Klein-Oktav 176 Lieder enthält, worunter 146 mit eigenem Satz. Es sind — sagt der Verleger — meist bekannte, gern gesungene, kernige Melodieen. Ihrem Inhalte nach will diese Sammlung nicht Neues, sondern nur eine Auswahl der bekanntesten, namentlich in der Schweiz und in Süddeutschland eingebürgerten geistlichen Lieder bieten. Das Buch entspricht gewiß in den Kreisen, für welche es bestimmt ist, einem längst gefühlten Bedürfnis. Eine Eigenschaft gereicht ihm zu ganz besonderer Empfehlung: sämtliche Lieder können sowohl drei- als zweistimmig gesungen werden, indem strenge Rücksicht darauf genommen wurde, den Satz so zu gestalten, daß auch bei Weglassung der dritten Stimme die beiden oberen Stimmen zusammen eine vollständig verständliche und lückenlose Harmonie bilden.

— Stamm-Baum von Adam bis auf Christus nebst den übrigen bedeutendsten Personen und Geschlechtern des alten Testaments mit Angabe von Schriftstellen, Jahreszahlen und gleichzeitigen Ereignissen der Weltgeschichte. Zwei große Blätter mit zweifarbigem Druck. In Mappe Fr. 1 — 80 Pfg.

In vierter Auflage ist erschienen:

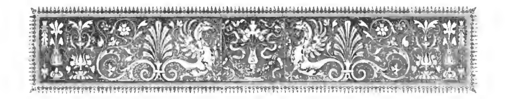
— Eine Serie Wand-Sprüche, Nr. 1, à 6 Bibelsprüche auf starkem Papier. (Groß Format, 23/48 cm.) Geschmackvoll in buntem Farbendruck, schwarz, rot, blau, ausgeführt. Serie Fr. 2,50 — Mk. 2.

— Eine Serie Wandsprüche, Nr. 10, auf starkem, weißem Papier; die Anfangsbuchstaben in stilgerechten Initialen nach den besten Mustern aus dem Mittelalter. Größe: 58/34 cm. Jeder Spruch Fr. 1,25 — Mk. 1.

— Die acht Seligpreisungen. Acht große Wandsprüche auf dunklem Ton mit schönen Blumenbouquetten und Initialen. Größe: 39/49 cm. auf starkem Kartonpapier. Jedes Blatt einzeln Fr. 1,25 — Mk. 1. Alle acht Blätter zusammen Fr. 7,50 — Mk. 6. Dieselben in Leinwandmappe Fr. 10 — Mk. 8.

— Das apostolische Glaubensbekenntnis. Eine große Wandtafel. Größe 58/95 cm., mit Initialen in Farben ausgeführt. Fr. 1,50 — Mk. 1,20. Auf Leinwand gezogen Fr. 2,50 — Mk. 2. In zwei Ausgaben: nach dem lutherischen Katechismus, nach dem Heidelberger Katechismus.

Fd. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Der Chepteljud.

Eine Wuchergeschichte aus dem Elsaß

erzählt von

Gustav von Prielmayer.

V.

Doktor Lebeau.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr von Lothringen nahm François Abschied von Maikäth, um zum Militär einzurücken. Sie waren hinausgeschritten zur Bildsäule, und dort, wo sie als Kinder so oft zusammen gesessen und den Tönen des Waldhorns gelauscht, wo der Großvater wenige Stunden vor seinem unerwarteten Tode so eindringliche Worte zu ihnen gesprochen und ihre Herzen sich gefunden hatten, dort lag Maikäth bitterlich weinend an seiner Brust und lauschte den Beteuerungen seiner unverbrüchlichen Liebe und Treue.

„Und wenn du arm bist und nichts hast als dein kleines Häusl und den Acker daneben," sprach François mit tief aus dem Herzen kommenden Worten, „ich komm wieder heim und hol dich. Aber versprechen mußt mir's, daß auch du mir treu bleibst, selbst wenn der Jud auch meinen Vater um Haus und Hof bringt, wie's dem deinigen geschehen ist," und mit von Thränen erstickter Stimme stammelte Maikäth ihre Treueschwüre.

Treu wollten sie sich bleiben und einander gehören fürs ganze Leben unter allen Verhältnissen, und als ein letzter, langer Kuß ihr gegebenes Wort besiegelt hatte, raunte François, ohne sich wieder umzusehen, als wollte er hierdurch Zeugnis geben von der Festigkeit seines Entschlusses und Vertrauens, den Hügel hinab und verschwand hinter den Hecken der Gärten des Dorfes, während Maikäth ihm mit den Augen folgte und sodann, auf die Bank hingesunken, ihren Thränen freien Lauf ließ.

Monate waren vergangen; der Winter war ins Land gezogen und sandte Regen und Schnee hernieder auf die all ihres Schmuckes beraubte Rheinebene. Der sonst so rege Verkehr in den reichen, großen Dörfern war nur auf das Nötigste beschränkt und traurig wechselten kurze Tage mit langen Nächten, ohne daß in langer Zeit ein freundlicher Sonnenstrahl durch das eintönige Grau des Firmaments gedrungen wäre.

Maikäth war mit ihrer Mutter auf die Thätigkeit des kleinen Haushaltes beschränkt und fand reichliche Zeit, ihre Gedanken dem in der Ferne weilenden Geliebten zu widmen, von welchem Nachrichten nur in sehr spärlicher Weise zu ihr gelangten.

Seit François die Heimat verlassen und der Winter sich eingestellt hatte, war es öde geworden in dem kleinen Häuschen am Bildstein, dessen Bewohner mit denen des Dorfes nur in geringem Verkehr standen. Nur ab und zu kam Maikäth oder deren Mutter zu François' Eltern auf Besuch oder sprach Bertrand auf dem Wege nach dem Walde bei ihnen zu, so daß dieselben über die Neuigkeiten im Dorfe nur mangelhaft auf dem Laufenden waren. Um so größer war ihre Verwunderung, als sie eines Tages einen fremden Mann in städtischer Kleidung gewahrten, welcher, trotz der noch herrschenden unfreundlichen Witterung, den Bildstein einer aufmerksamen Besichtigung würdigte und auch ihrer kleinen Behausung einiges Interesse zu schenken schien. Als er Frau Benoit außerhalb des Hauses beschäftigt erblickte, richtete er einige in fremdartigem Deutsch gesprochene Worte an dieselbe, bat in scherzhaftem, freundlichem Tone um die Erlaubnis, ein wenig unterstehen zu dürfen, und verweilte längere Zeit im warmen Stübchen. Trotz seines eleganten Aeußeren war seine Redeweise eine dem Bildungsgrade seiner Zuhörer entsprechende; er freute sich sehr, wahrzunehmen, daß sowohl Maikäth als deren Mutter französisch sprächen, führte die Unterhaltung in dieser Sprache weiter und entfernte sich nach kurzer Zeit, nachdem er die Bemerkung hatte fallen lassen, daß er sich vor wenigen Wochen als Arzt hier niedergelassen habe.

Von diesem Tage ab kam Herr Doktor Lebeau, wie er hieß, öfters zu Besuch und erwies sich stets freundlich und aufmerksam gegen Mutter und Tochter, ohne jemals zudringlich zu erscheinen.

Noch waren die letzten Spuren des Winters kaum entschwunden und noch begannen kaum Bäume und Sträucher sich mit dem ersten Frühjahrsgrün zu schmücken, und schon hatte der neue Doktor die Herzen aller Bewohner des Dorfes gewonnen. Ganz Wingertswiller war voll des Lobes über ihn; die Mütter waren entzückt von der Art und Weise, wie er die Kinder zu behandeln und sich ihre Zuneigung zu erschmeicheln wußte, die Mädchen und Frauen bewunderten den hübschen Mann, der für jede eine Artigkeit bereit hatte; die Männer lobten den Eifer und Ernst, welchen er seinen Patienten gegenüber an den Tag legte, und priesen seine Herablassung und Unterhaltungsgabe, wenn er den Abend in ihrer Gesellschaft im Wirtshaus verbrachte; ja sogar sein älterer Kollege, welcher sehr mißgünstig auf seinen Konkurrenten hinabsah, war des süßen Lobes voll über dessen Bescheidenheit und echt kollegialisches Auftreten.

Doktor Lebeau nahm keinen Patienten an, der in Behandlung seines älteren Kollegen stand; er zog denselben in jedem einigermaßen ernsteren Falle bei, erkannte stets dessen Ueberlegenheit an und beschränkte seine Praxis sozusagen nur auf jene Fälle, in welchen bei Abwesenheit desselben seine Hilfe nötig erschien. Auswärtige Praxis nahm er garnicht an. Er schien sehr reich zu sein und wenig auf Verdienst zu sehen; von Patienten der ärmeren Klasse, welchen er sich vorwiegend zuneigte, nahm er nie Honorar, von anderen nie mehr, als sein älterer Kollege zu nehmen gewohnt war.

Die viele freie Zeit, welche ihm blieb, verwandte er nach Meinung der Wingertswillerer zur Erweiterung seiner Kenntnisse; außerdem war er ein Freund der freien Natur und beinahe täglich sah man ihn gegen den Wald am Bildstein hin lustwandeln.

Doktor Lebeau lenkte jedoch seine Schritte, wenn er sich nicht beobachtet wußte, nie weiter als bis an das Häuschen am Bildstein, in welchem er einen großen Teil seiner freien Zeit verbrachte. Er hatte sich die Zuneigung von Maikäths Mutter in hohem Grade erworben und war dort ein gern gesehener Gast. Auch Maikäth selbst hatte sich an die liebenswürdige und heitere Gesellschaft des Doktors gewöhnt, sah seinem Kommen immer freudig entgegen und stimmte gerne in das Lob, welches die Mutter demselben in überreichlichem Maße streute.

Da, an einem Sonntage des Monats Juni ereignete es sich, daß Frau Benoit etwas unpäßlich war und Maikäth veranlaßte, die Kirche allein zu besuchen und sonstiges im Dorfe zu besorgen. Bei ihrer Rückkunft traf Maikäth die Mutter in eigentümlich weicher Stimmung. Sie sprach viel von heranrückendem Alter, von Sorgen für die

Zukunft, wenn sie ihr einziges Kind allein und hilflos zurücklassen müsse, von der mißlichen Lage, in welcher Bertrand sich bei der voraussichtlich schlechten Ernte befinden werde und von der Aussichtslosigkeit François', heiraten zu können.

Maikäth hatte hochklopfenden Herzens zugehört; es war in neuerer Zeit schon öfter dagewesen, daß die Mutter ähnliche Besorgnisse geäußert hatte, es gelang jedoch jedesmal, sie zu beruhigen. Heute schien dieses nicht gelingen zu wollen; Maikäths Reden und Zukunftspläne verfingen nicht, die Mutter brach in einen Strom von Thränen aus, zog sie an ihr Herz, küßte sie, nannte sie ihr folgsames Kind und teilte ihr endlich mit, daß Doktor Lebeau soeben um ihre Hand angehalten habe und die Antwort morgen holen werde.

Aus Maikäths Wangen war alles Blut gewichen; sie wollte antworten, aber die Ueberraschung hatte ihre Zunge gelähmt; einige Zeit stand sie schweigend, die Hände fest aufs Herz gedrückt. Endlich aber gewann sie ihre Fassung wieder.

„Und warum habt ihr ihm die Antwort nicht gleich gegeben?“ sagte sie, einen fragenden Blick auf die Mutter werfend.

„Wie konnte ich, ohne dich vorher gesprochen zu haben,“ sagte diese, schmeichelnd nach ihrer Hand greifend, welche ihr Maikäth willenlos überließ.

„Ihr wißt so gut wie ich, Mutter, daß ich dem François versprochen habe, ihm unter allen Verhältnissen treu zu bleiben; ihr könnt unmöglich wollen, daß ich mein gegebenes Wort breche,“ sagte sie in banger Erwartung.

„Wir sind arm, Kind; ich fange an, alt und gebrechlich zu werden; François muß noch lange Soldat bleiben; der Doktor ist ein schöner Mann und sehr reich“ — —

Aber Maikäth hörte das Ende der Rede nicht; sie hatte ihre Hand hastig zurückgezogen, eine flammende Röte stieg in ihren Wangen auf, ihr sonst so freundliches Auge funkelte, und sich hoch aufrichtend, rief sie ihrer Mutter entgegen:

„Wir sind nicht arm, Mutter; wir haben zu leben; ich werde nie und nimmer des Doktors Weib werden, das hättet ihr ihm gleich sagen müssen,“ und verließ hastigen Schrittes das Zimmer.

Alles Zureden, alle Bitten und Thränen, mit welchen die Mutter Maikäth bedrängte, blieben erfolglos.

Als Doktor Lebeau sich des anderen Tages einfand, um die Antwort zu holen, traf er die Mutter allein im Stübchen; er hörte der alten Frau lange Rede geduldig an und bewahrte die vollkommenste Ruhe. Er schien auf sofortigen Erfolg seiner Werbung nicht gerechnet zu haben und behielt sein leichtes blasiertes Lächeln bei, mit welchem er jede Gefühlsbewegung geschickt zu verbergen wußte.

Er war jedoch nicht der Mann, welcher einen einmal vorgefaßten Plan so leicht aufgegeben hätte; er sicherte sich die Zuneigung der Mutter und hoffte, die der Tochter auf die eine oder andere Art zu gewinnen. Bis zu François' Rückkehr vom Militär war noch lange Zeit und hierauf, sowie auf seine Ueberredungskunst und den ihm bekannten Wankelmut des Weibes setzte er seine Hoffnung.

Vorläufig zog er sich von dem Häuschen am Bildstein zurück; er wußte seine Sache in guten Händen.

Die Besorgnisse, welche Frau Benoit über Bertrands mißliche Lage ausgesprochen hatte, waren keine unberechtigten. Das Erntejahr schien in keiner Beziehung ein vielversprechendes werden zu wollen; späte Fröste hatten Wein und Hopfen vernichtet, das Erträgnis der Rapsernte war ein geringes und Bertrand überdies genötigt, sich an Stelle François' einen Knecht zu halten. Seine schlimme Lage war kein Geheimnis mehr und wurde von den Dorfbewohnern im Wirtshause eifrig besprochen.

Der eine wußte zu berichten, daß der rote Wolf schon längst die erste Hypothek, welche auf Bertrands Haus ruhe, an sich gebracht habe, um einziger Gläubiger zu sein; ein anderer wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der lange Aron täglich in Bertrands Haus verkehre, während ein dritter, dieses bestätigend, zu erzählen wußte,

daß die Feindschaft zwischen dem roten Wolf und dem langen Aron von jeher eine fingierte war und dazu dienen mußte, Bertraud leichter ins Garn zu locken, wozu der Matterjöri, der noch viel schlechter sei als der Wucherjude, bereitwillig die Hand gereicht habe. Alle aber waren sie darin einig, daß Bertraud unrettbar verloren sei, wenn er nicht einen Freund finde, welcher ihm eine Summe Geldes vorstrecke, groß genug, um die ganze Schuld an Wolf auf einmal zahlen zu können.

Schaut der Jud zum Fenster 'raus,
Kommt der Bauer um sein Haus.

Bei Bertraud aber war dieses vollauf der Fall. Der lange Aron ging im Hause aus und ein und schaltete und waltete darin, als wäre es schon längst sein eigen; er ließ Bertraud nicht mehr aus den Augen, bewachte ihn auf Schritt und Tritt, um der unberufenen Einmischung dritter vorzubeugen und jede Wahrnehmung von Wichtigkeit sofort an Wolf zu berichten. Den größten Teil seiner Zeit verbrachte Aron damit, seine französische Pfeife rauchend, auf der Tischecke zu sitzen, die Füße baumeln zu lassen und über die ganze Länge des Zimmers zu spucken.

Wo der Jude sich dieses Benehmen ungestraft erlaubt, sitzen seine Krallen tief und sicher. Bertraud fühlte das Schimpfliche seiner Lage bis in sein tiefstes Innerstes und wand sich unter dem furchtbaren Druck, ohne einen Ausweg zu finden. Immer näher sah er sich von allen Seiten von Abgründen umgeben, welche ihn zu verschlingen drohten, und immer schmaler wurden die Pfade, welche möglicherweise einen Ausweg aus dem Labyrinth bieten konnten.

Aron hatte die Maske schon längst abgelegt; es schien ihm nicht mehr der Mühe wert, die Wirklichkeit vor seinem ohnmächtigen Opfer zu verdecken; seine eigentliche Arbeit war zu Ende und das Geschäft gelungen, er hatte das Opfer an das Messer geliefert und nützte nur noch die Gelegenheit aus, bis zum vollkommenen Zusammenbruch seine Mahlzeiten umsonst bei dem geängstigten Bauern einzunehmen, von dessen Tabak zu rauchen, seinen Wein zu trinken und es sich im Hause möglichst wohl sein zu lassen.

Anders verhielt es sich mit dem roten Wolf. Dieser hatte einen Ehrenschild blank zu erhalten; er mußte auf seinen guten Namen und auf den Ruf der hochangesehenen Firma bedacht sein. Das Opfer sollte blutlos geschlachtet werden. Er hielt Bertraud stets mit schönen Redensarten hin, bedauerte jedoch neuerer Zeit aufrichtigst, mit dem besten Willen nicht mehr länger warten zu können, da er seines Geldes bei den schlechten Zeiten selbst bedürfe. Nunmehr zeigte es sich auch, daß Wolf im Besitze aller von Bertraud ausgestellten Schuldscheine war, welche er zwar nur aus ganz besonderer nachbarlicher Rücksicht angekauft haben wollte, um diesen vor lästigen kleinen Gläubigern zu schützen, vermittelst welcher er jedoch als einziger Gläubiger mit einer Gesamtschuld auftreten konnte. Dieselbe blieb weit hinter dem Werte von Bertrauds Gehöfte zurück, repräsentierte aber immerhin eine nicht leicht auf dasselbe aufzubringende Schuldsumme.

Unter diesen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß Wolf demnächst in der Lage sein werde, seinem Lämmchen die Erfüllung ihres innigsten Wunsches mitteilen zu können, umsomehr, als der Termin zur Zahlung schon verstrichen war und in Bälde zur öffentlichen Versteigerung der Bertraud'schen Liegenschaften geschritten werden sollte.*)

*) Die „Dresdener Nachrichten" vom 17. Juli 1887 Nr. 198 schreiben:

Die saubere Sippe der Wucherer rekrutiert sich zumeist aus Geschäftsleuten mit Grundsätzen, die an moralischer Gemeinheit hinter dem ärgsten Verbrechertum nicht zurückstehen.

Was ihr Treiben so widerwärtig und so gefährlich macht, das ist die kalte, herzlose Art, mit der sie ihr Opfer erst vorsichtig einfangen, dann sorglos machen, immer tiefer ins Garn locken, bis dann der von Anfang an ins Auge gefaßte Moment gekommen erscheint, um ihm die um den Hals gelegte Schlinge fest anzuziehen. Ihnen fehlt jede Spur von Moral, für sie ist der Geldgewinn alles.

Von allen diesen Verhältnissen hatte Frau Benoit genaue Kenntnis durch die Mitteilungen der Frau Bertrand, welche in ihrer verzweifelten Lage Hilfe und Trost bei ihrer einzigen Freundin suchte, die vor Jahren das gleiche Schicksal betroffen hatte. Die hilflose Lage der Bertrands war es, welche Frau Benoit bestimmte, den Werbungen des als sehr reich bekannten Doktors Lebeau um Maikäths Hand williges Gehör zu leihen, um durch diese Verbindung einerseits ihr einziges Kind versorgt zu wissen, andererseits der Freundin die noch einzig möglich scheinende Hilfe zu verschaffen.

Doktor Lebeau hatte das freundliche Häuschen am Bildstein seit dem abschlägigen Bescheid seiner Werbung nur ab und zu und meist zu Zeiten mit einem Besuche bedacht, zu welchen Maikäth von daheim abwesend war. Bei zufälligen oder absichtlich herbeigeführten Begegnungen mit Maikäth trug Lebeau ein stilles, resigniertes Wesen zur Schau, welches den Schmerz der Nichterfüllung seines innigsten Wunsches recht wohl zu erkennen gab, ohne jedoch irgend welche Sentimentalität oder den Schein von Aufdringlichkeit zur Schau zu tragen.

Seinem fein berechneten, echt weltmännischen Auftreten war es bald gelungen, die erklärliche Zurückhaltung Maikäths zu zerstreuen und ihr gegenseitiges Verhältnis in Bahnen der Freundschaft einzuleiten, welche ihm gestatteten, den unterbrochenen Verkehr wieder aufzunehmen, um vielleicht auf diesem Wege allmählich zu erreichen, was ihm durch eine offene Werbung nicht gelungen war.

Die erfahrene Zurückweisung kränkte einigermaßen seine Eitelkeit, ließ ihm jedoch den Gegenstand seiner Wünsche nur um so interessanter erscheinen und spornte ihn an, um so eifriger auf ein Ziel loszusteuern, welches ihm anfänglich als leicht erreichbar erschien. Er war gewohnt zu siegen und war sich seiner Macht über weibliche Herzen bewußt. Er hatte bisher nur getändelt und war das unerreichbare Ziel gar manches sehnsüchtigen Mädchenherzens geblieben. Er sagte sich, daß nur die erste Liebe eines ganz unerfahrenen und unverdorbenen Herzens Maikäth zu einer abweisenden Antwort bestimmen konnte und war fest entschlossen, die Liebe dieses Herzens für sich zu gewinnen, was ihm einem armen Bauernjungen gegenüber, wie François es jetzt war, nicht allzuschwer erschien, umsomehr, als derselbe noch auf lange Zeit von daheim abwesend war.

Die Umstände schienen seinem Unternehmen günstig sein zu wollen. Frau Benoits Unpäßlichkeit verschlimmerte sich und bot dem Doktor eine erwünschte Gelegenheit, das Haus öfter zu betreten. Er suchte durch große Teilnahme und ängstliches Besorgtsein für die Mutter das Herz der Tochter zu gewinnen und erntete manch dankbaren Blick aus Maikäths schönen Augen. Aber was ihm anfangs nur erwünschte Gelegenheit war, wuchs sich zur unabwendbaren Notwendigkeit aus; Frau Benoits Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, des Doktors Rat und Hilfe war unentbehrlich geworden, und Lebeau verbrachte täglich längere Zeit am Bette der Schwerkranken, in deren aufmerksamste Pflege er sich mit Maikäth teilte. Aus seinem Spiele war bitterer Ernst geworden und es trat die Pflicht an ihn heran, sein Möglichstes zur Erhaltung eines Menschenlebens zu thun, welches sich ihm anvertraut hatte.

Es war ihm selbst viel daran gelegen, das Leben der Frau Benoit zu erhalten, da er in ihr eine unentbehrliche Verbündete zur Erreichung seines Zieles sah. Er verwendete daher unter Beiziehung seines Kollegen alle ihm mögliche Sorgfalt auf seine Patientin und widmete derselben seine ganze Zeit. Dabei aber hatte er nur sein eigenes Ziel im Auge und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, dasselbe zu fördern. Er trug Sorge für Beschaffung aller möglichen Mittel, welche die Technik zur größeren Bequemlichkeit Schwerkranker und deren Erleichterung ersonnen hatte und sollten sie noch so kostspielig sein; er wies jede fremde Pflege als nicht entsprechend von der Hand, und als Frau Benoit in Fieberphantasieen lag und ihre Sinne verloren hatte, verließ er das kleine Häuschen kaum mehr und verbrachte auch gar manche Nachtstunde im Krankenzimmer in steter, unermüdlicher Pflege.

Die arme, von bitterer Angst um das Leben ihrer Mutter gequälte Maikäth war Zeugin all der aufopfernden Handlungen des Doktors; ihre Augen ruhten hundert und hundertmal mit banger Erwartung auf seinen schönen, ernsten Zügen, wenn er den Puls der Kranken fühlte, und ihr Herz sehnte in bangen Schlägen den Moment herbei, wo er mit wohlberechnetem Augenaufschlag seinen etwas verschleierten Blick mit dem Ausdruck unendlichen Wohlwollens über ihre Züge gleiten ließ, um sie zu beruhigen. Sie war Zeugin all der unendlich vielen kleinen Handgriffe, welche die Pflege eines Kranken erfordert, und welche er mit nie ermüdender Geduld und Ausdauer leistete; sie war Zeugin, mit welcher Sorgfalt und Liebe er der Kranken zu jeder Stunde die nötigen Medikamente reichte und ein tiefes, tiefes Dankgefühl kam über sie.

Seinem äußerst feinen, mit unvergleichlich weltmännischem Takt berechneten Auftreten war es längst gelungen, jede mädchenhafte Zurückhaltung von Seite Maikäths zu zerstreuen; ohne jegliches Zaudern ergriff sie seine weiche, wohlgepflegte Hand, wenn es sich darum handelte, die Kranke in andere Lage zu bringen, und oftmals mußte er es so einzurichten, daß sie sich auf seine Schulter stützen oder seine Wange beinahe die ihrige streifen mußte, was er, ganz nur auf die Kranke bedacht, kaum zu bemerken schien. Dabei hatte er sein ruhiges, dunkles Auge auf sie gerichtet und beobachtete mit dem scharfen Blicke des vollendeten Lebemanns, welchen Eindruck sein Gebahren auf ihre Sinne machte; ob es ihm gelungen sei, dieselben für sich zu wecken, und ob er bei nächster sich bietender Gelegenheit um ein kleines weiter schreiten dürfe, ohne den Verdacht in ihr wachzurufen, daß alle seine Handlungen nur darauf berechnet waren, ihre Liebe zu gewinnen.

Es war der Kampf der feinsten Koketterie des vollendetsten Weltmannes und Wüstlings gegen die erste Liebe eines reinen, unverdorbenen Herzens.

Lebeau hatte schon manchen Erfolg errungen. Er hatte nicht nur das Gefühl tiefster Dankbarkeit in ihrem Herzen erweckt, sondern es auch erreicht, daß sie ihm mit vollem Vertrauen entgegenkam. Er schmeichelte sich, daß sie nicht lange ihre Blicke mit Spannung auf seine Züge gerichtet haben könne, ohne die unbestreitbare männliche Schönheit derselben zu entdecken, gegen welche sie als wohlgebildetes Weib nicht unempfindlich bleiben werde.

Sie war schön und hatte Sinn für männliche Schönheit. Hatte sie doch ihre Liebe François, dem hübschesten und kräftigsten aller Burschen des Dorfes, zugewandt.

Der Doktor konnte einen Vergleich mit François wohl aushalten; es handelte sich nur darum, dessen Bild allmählich aus dem Gedächtnisse Maikäths zu verdrängen und sein eigenes dafür unterzuschieben; damit war viel gewonnen, und es mußte bei ständigem Beisammensein wohl von selbst kommen.

Die Dankbarkeit im Herzen eines jungen Mädchens aber verwandelte sich einem jungen Manne gegenüber leicht in Liebe, besonders wenn sie von Seite desselben darauf hingelenkt wird. Daran wollte er es nicht fehlen lassen.

Sie hatte ihm, als er das erste Mal ihre thätige Beihilfe in Anspruch nahm, nur zögernd ihre Hand gereicht, um gemeinschaftlich die Mutter zu heben; nunmehr ergriff sie dieselbe schon längst unaufgefordert, wenn ihre Hilfe nötig erschien. Und als er einst nach einer anstrengenden Nacht, welche er, um Maikäth Ruhe zu gönnen, allein am Bette der Mutter verbrachte, mit vollendeter Meisterschaft einen Ohnmachtsanfall heuchelte, sprang ihm das schöne Mädchen mit großem Eifer zu Hilfe, strich ihm die Haare aus dem Gesichte und rieb ihm die Schläfen mit Aether, so wie er es ihr gelehrt hatte, der Mutter zu thun.

Es war ihm nicht entgangen, daß sie ihre besorgten Blicke lange auf seinen bleichen Zügen hatte ruhen lassen. Er war mit diesem unverkennbaren Erfolge sehr zufrieden.

Außerdem aber standen ihm noch andere in Aussicht.

In der Krankheit der Mutter war der Wendepunkt vorüber; sie schritt ihrer Besserung entgegen; in wenigen Tagen mußte sie ihr volles Bewußtsein wieder erreichen und bei richtiger Pflege war nach menschlicher Voraussicht die volle Wiedergenesung sicher. War er nicht berechtigt, auf ihre kräftigste Unterstützung seiner Werbung in ganz anderer Weise zu rechnen als früher?

Er hatte mehr gethan, als jeder Arzt verpflichtet gewesen wäre zu thun; nur die Tochter konnte der Lohn für die Erhaltung des Lebens der Mutter sein.

Und sollte auch damit das Herz des schönen Mädchens nicht besiegt sein, so stand ihm noch ein weiteres Mittel zu Gebote, dessen Widerstand zu brechen, von welchem er jedoch nur im äußersten Notfall Gebrauch machen wollte.

François' Vater hatte vergeblich alle möglichen Schritte gethan, sich aus den Klauen des Juden zu retten; eine wiederholte Bitte an seinen Vetter Prosper brachte ihm als Antwort die Nachricht von dessen Ableben, womit ihm auch von dieser Seite jede Hoffnung abgeschnitten war. Es blieb nur noch ein Ausweg der Rettung, nämlich die thätige Hilfe, die man von ihm, dem Doktor Lebeau, erwartete.

Er hatte sich für diesen Fall vorbereitet, die nötige Summe Geldes lag wohlgezählt in seinem Schranke, sie sollte jedoch nur gewährt werden, wenn Maikäth eingewilligt habe, ihm ihre Hand zu reichen.

Wenn ihre Liebe zu François so groß war, daß es ihm nicht gelang, sich ihre Zuneigung zu erwerben, so sollte diese Liebe selbst dazu verwendet werden, einen Druck auf das Herz des armen Mädchens auszuüben.

Die Rettung der Eltern ihres Geliebten sollte einzig und allein in ihre Hand gelegt werden.

Ohne die Sachlage in ihren Einzelheiten genau zu kennen, litt Maikäth gegenwärtig schon unter dem auf sie ausgeübten Drucke. In ihrem Innern stritten sich die widersprechendsten Gefühle. Je größer ihre Liebe zu François war, um so mehr mußte ihr die gefahrvolle Lage nahe gehen, in welcher seine Eltern sich befanden, und um so mehr schmerzte es sie, wahrzunehmen, daß selbst seine Mutter, welche von jeher auf das Verhältnis der beiden Liebenden mit freundlichen Augen blickte, nunmehr die Werbung des Doktors zu begünstigen schien.

Aber wie, wenn er selbst es wünschte, daß sie dem Doktor die Hand reichte, um den Vater vor dem sicheren Untergang zu bewahren und ihm sein Daheim zu erhalten!

Doch nein, das konnte er nicht wünschen, bei all seiner Liebe zu den Eltern nicht. Sie wollten lieber arm bleiben und sich angehören.

Und konnte der Doktor nicht auch helfen, ohne daß sie ihm die Hand reichte!

Dieses waren die Gedanken, welchen sich Maikäth hingab, wenn sie, von dem Doktor zur Erholung ins Freie geschickt, auf der Bank vor dem Bildstein saß und ihre Blicke in die unendliche Ferne schweifen ließ.

Die von Doktor Lebeau vorausgesagte Besserung traf wirklich ein; die Krankheit war gewichen, die Patientin hatte ihr volles Bewußtsein wieder erlangt, die körperlichen Kräfte begannen wiederzukehren und mit hoffnungsfreudigen Augen blickte sie in die Zukunft. Aber auch in anderer Weise hatte Doktor Lebeau richtig vorausgesehen; die Kranke war von tiefem Dankgefühl gegen ihn durchdrungen und nur in dem einen hatte er sich getäuscht, nämlich, sich Maikäths Liebe zu erringen. Sie erkannte seinen Edelmut an, blieb aber taub gegen seine wiederholte Werbung und alle dieselbe unterstützenden Worte der wiedergenesenen Mutter auch dann noch, als Lebeau erklärt hatte, daß er nur im Falle seiner Verehelichung in der Lage wäre, sein Vermögen fließend zu machen und Bertrand Hilfe zu leisten.

Mehr als je saß Maikäth einsam und verlassen auf der Bank am Bildstein und vergoß im Kampfe der Kindesliebe und Dankbarkeit mit ihrer Liebe und Treue zu François die bittersten Thränen.

VI.
Ein unvorhergesehener Zwischenfall.

Im Hause Veit Wolfs herrschte gehobene Stimmung. Der zur Zahlung von Bertrands Schuld anberaumte Termin war abgelaufen, ohne daß es diesem möglich gewesen wäre, dieselbe zu decken, und die Zwangsversteigerung hatte heute stattgefunden.

Die Sache war nach Wunsch abgelaufen. Von den christlichen Einwohnern der Gemeinde hatte keiner ein Gebot auf Haus und Garten gemacht, da sich an den Erwerb desselben die Bedingung der sofortigen Ablösung der darauf ruhenden Schuldsumme geknüpft hatte. Eine Steigerung ohne Absicht auf wirklichen Erwerb, lediglich um dem armen Bertrand einen höheren Erlös zu sichern, hatte ebenfalls keiner der Nachbarn gewagt, da niemand sich den reichen mächtigen Kaufherrn, von welchem sie mehr oder minder alle abhängig waren, zum Feinde machen wollte.

Auch war man an ähnliche Vorkommnisse gewöhnt. Der Fall Bertrand unterschied sich in nichts von vielen anderen Fällen, die sich ergeben und kaum über den engen Kreis der Beteiligten und deren Nächststehenden hinaus bemerkt werden.

Vor seinen „eigenen Leuten" aber hatte sich Wolf von jeher vollkommen sicher gefühlt; kein Jude geht dem anderen ins Gehege, wenn er einen Christen in Arbeit hat.

So war denn die Sache glatt abgegangen, ohne irgend welchen unangenehmen Auftritt oder unvorhergesehenen Zwischenfall. Das Opfer war soweit ermattet und niedergedrückt, daß es sich ohne jeglichen unnützen Widerstand hinschlachten ließ. Garten und Haus waren zwangsweise um entsprechend geringen Preis in den Besitz von Wolf übergegangen, während die Fahrnisse, deren Bertrand nicht mehr bedurfte, von Nachbarn, das Vieh aber von den Juden gekauft und weggeführt wurde.

Der Notar und der „Husser" hatten nach vollendeter Versteigerung bei Herrn Wolf ein feines Frühstück eingenommen und sodann den Heimweg angetreten, womit die Mühen des Tages für Wolf zum Abschluß gebracht waren.

Stillvergnügt und voll innerer Zufriedenheit, wie sie anderen Menschen nach getreulicher Erfüllung schwerer Berufspflichten zu teil wird, zog sich Veit Wolf mit Esther in das Schlafzimmer zurück, woselbst sie am offenen Fenster sitzend den Ausblick über ihr neues Besitztum genossen, welches sich, an ihren Garten anlehnend, weit hinzog, bis da, wo der Giebel des Hauses über den stattlichen Obstbäumen sichtbar wurde. Es hatte sich ein leiser Wind von Westen her erhoben und die laue, würzige Luft spielte wohlig in den schweren Sammtgardinen und in Esthers reichen, schwarzen Haaren, welche aufgelöst über ihre Schultern fluteten.

Esthers schönes Gesicht leuchtete in der Voraussicht auf baldige Erfüllung ihres Lieblingswunsches und mit schmeichelnden Blicken und bezauberndem Lächeln setzte sie ihrem entzückten Gatten ihre ferneren Wünsche bezüglich der baldthunlichst in Angriff zu nehmenden Aenderungen auseinander, wobei sie nicht unterlassen konnte, einen sanften Vorwurf einzuschalten über die an Schwachheit grenzende Gutmütigkeit Veitls, welche ihn veranlaßt hatte, dem Gesindel viel zu lange Zeit zum Abzuge zu gewähren.

Die Arbeiten sollten nach Esthers Wunsch noch vor Eintritt der rauheren Jahreszeit möglichst gefördert werden. Der hölzerne Vorbau über ihren Zimmern, welcher den mit Ziegeln gepflasterten offenen Gang vor ihren Fenstern deckte und von unschönen Balken getragen war, sollte samt diesem beseitigt, und der oft mit Waren der verschiedensten Art bedeckte Platz in einen schönen, mit dem Garten in Verbindung stehenden Spielplatz für die heranwachsende Jugend umgewandelt werden, auf welchem man gleichzeitig zur milderen Jahreszeit den Kaffee einnehmen und Besuche empfangen könne. Die bisherigen Magazine konnten in einen hübschen Gartensalon und zu Bureaus umgewandelt werden, um das bisherige Kontor den Wohnräumen einverleiben zu können, welche zum würdigen Empfang hoher Gäste nicht geeignet wären.

Bei den hervorragenden Eigenschaften Veitls konnte es nach Esthers Ansicht nicht fehlen, daß ihm eine ruhmreiche Zukunft in Aussicht stehe. Er hatte schon verschiedene Male den Besuch höherer Beamten empfangen, um in verschiedenen Angelegenheiten als Sachverständiger zu Rate gezogen zu werden und hatte wiederholt die Ehre, dieselben in seinem Hause zu bewirten. Wie nahe lag es da, daß er mit einem Orden bedacht werde; er müsse sich nur nicht zu willfährig zeigen und erst um sich werben lassen.

Veitelchen hatte den großen Fehler, politisch ganz gesinnungslos zu sein; dieser Sinn wurde ganz und gar von dem vergrößerten Geschäftssinn aufgezehrt, und es war daher Esthers Sache, in solchen Angelegenheiten die Leitung zu übernehmen. Sie hatte recht wohl bemerkt, daß der Feldmarschall-Statthalter mit Dekorierung und Ehrenstellen vorzugsweise jene bedachte, welche sich der deutschen Sache am unzugänglichsten zeigten, um sie hierdurch für dieselbe zu gewinnen, und darnach vernünftiger Weise, wie tausend andere, ihr Verhalten eingerichtet.

Die angestammte deutsche Sprache wurde nur im engsten Familienkreis geduldet und würde ganz unterdrückt worden sein, wenn sie nicht zum Geschäftsverkehr unentbehrlich gewesen wäre; so wurde sie nur in Gegenwart deutscher Eingewanderter verpönt, für welchen Fall den Kindern auf das Strengste eingeschärft war, nur französisch zu plappern. Zur Erhöhung des Ansehens der Familie, sowie um die männlichen Glieder derselben dem Militärdienst zu entziehen und dem Geschäfte ständig zu erhalten, wurde grundsätzlich für Frankreich optiert; in richtiger Erkenntnis der Thatsache, daß deutsches Wesen nirgend mehr Zurücksetzung zu erdulden habe, als auf deutschem Boden selbst, wurde das ganze Verhalten und Auftreten dementsprechend eingerichtet und anerzogen und daran die berechtigte Hoffnung auf günstigen Erfolg geknüpft.

Hatte man doch vor kurzem einen Mann, der aus seiner deutschfeindlichen Gesinnung kein Hehl machte und dessen Söhne in Frankreich dienten, zum Staatsrat berufen! Warum sollte man Veit Wolf nicht zum Kommerzienrat stempeln, wenn er nur echt französische Gesinnung zur Schau trug.

Je spröder die Braut sich zeigt, desto mehr wird um sie geworben, und Kommerzienrätin zu werden, schien Esther ein sehr wünschenswertes und auch ein erreichbares Ziel.

Das waren die Einflüsterungen, mit welchen die schöne Esther ihren in Wonne schwimmenden Gatten kosend umgarnte, und welchen er in stiller Glückseligkeit geneigtes Gehör schenkte, bis der schärfer auftretende Wind und die kühlere Nachtluft sie mahnten, das Fenster zu schließen und sich zur Ruhe zu begeben.

Von rosigen Zukunftsträumen erfüllt, sank das würdige Paar nach ersprießlichem Tagwerk in sanften Schlummer.

Die holdesten Traumbilder umgaukelten Esther und halfen ihr, im Fluge über alle Hindernisse hinwegsetzend, die kühnsten Wünsche zu realisieren.

Sie sah sich an der Seite ihres dekorierten Gatten im eleganten Viergespann die Lichtenthaler Allee in Baden-Baden entlang fahren und allerseits wurde „Baron Wolf auf Brunnhof" ehrerbietig gegrüßt.

Unmittelbar darauf versetzte sie ein gefälliger Traumgott in die ersten Salons Straßburgs, wo sie, strahlend von Diamanten, dem wohlgefällig auf sie blickenden Feldmarschall-Statthalter eine tiefe Verbeugung machte.

Und wieder sah sie sich versetzt, diesmal auf Schloß Brunnhof. Die Familie derer von Wolf auf Brunnhof hatte sich, wie dieses in altadeligen Familien nun einmal so mode ist, eine weiße Frau beigelegt.

Langsam und feierlich kam dieselbe herangeschritten in nebelhaft bleicher Gestalt. Als sie aber näher trat, verwandelte sie ein neckischer Traumgott in die Gestalt der Frau Bertraud, welche weinend und händeringend vorüberzog und verschwand. — — —

Veitl hatte eines gesunden, festen Schlafes genossen, der erst mit dem Tagesgrauen unterbrochen wurde.

Es war ein schweres Gewitter heraufgezogen gegen Morgen; von ferne grollte noch der Donner in langen, dumpfrollenden Schlägen und vereinzelte Blitze erleuchteten ab und zu das dunkle Gemach mit fahlem, zuckendem Lichte.

Der Gewitterregen hatte nachgelassen und nur mehr das auf den Dächern angesammelte Wasser ergoß sich prasselnd durch die blechernen Dachrinnen oder fiel in schweren Tropfen zu Boden.

Ein heftiger Sturmwind peitschte dieselben gegen die Fensterläden, als suche jemand Einlaß zu erlangen, und ächzend leistete das Holzgebälk dem Anstürmenden Widerstand, während die blätterreichen Bäume durch mächtiges Brausen Einsprache gegen die ihnen zugefügte Unbill erhoben.

Lange lauschte Veitl im Halbschlummer dem Tongewirre draußen; bis er bei völligem Erwachen ein immer gleichmäßig wiederkehrendes Wischen und Klopfen an seinem Fensterladen zu vernehmen glaubte, welches seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihn veranlaßte, sich horchend im Bette aufzurichten.

Er hatte sich nicht getäuscht; aus all dem Klingen, Prasseln und Anschlagen schwerer Tropfen klang ein Geräusch heraus, welches er sich nicht zu erklären vermochte, und beunruhigt verließ er sein Lager, um nach der Ursache zu sehen. Noch hatte er kaum Zeit gefunden, sich notdürftig zu kleiden, als ein lauter Schreckensruf an sein Ohr drang, dem verschiedene Hilferufe folgten, und von banger Sorge getrieben, eilte er an das Fenster, den Laden zu öffnen. Allein, es wollte ihm nicht gelingen; ein unbekanntes Etwas, das nicht weichen wollte, hinderte ihn daran, und als das immer lauter werdende Rufen und Stimmengewirre draußen ihn zur Anwendung seiner vollen Kraft veranlaßte, und er mit einem wuchtigen Stoß sein Vorhaben erreicht hatte, prallte er mit einem entsetzlichen Schrei ins Zimmer zurück.

In dem Rahmen des Fensters aber zeigte sich Bertrands an einem Stricke baumelnde Leiche, mit all den gräßlichen Entstellungen eines Erhängten.

Esther war auf den Schreckensruf Veitls vom Lager aufgesprungen und stand erstarrt bei dem entsetzlichen Anblick.

Veit Wolf war nicht der Mann langen Zauderns in solchen Fällen; er gewann seine Geistesgegenwart bald wieder und war sofort darüber im Klaren, welch unangenehme Folgen Bertrands That für ihn im Gefolge haben könne.

Mit einigen eindringlichen Worten, sich möglichst zu fassen, zog er Esther vom Fenster weg und nach einem vergeblichen Versuch, den Laden zu schließen, entfernte er sich, um weitere Maßnahmen zu ergreifen.

Bei seinem Austritt aus der Wohnung fand er den Thorbogen von Neugierigen belebt, welche auf die schnell verbreitete Kunde herbeigeeilt waren, um sich das Unglück zu besehen, und welche nunmehr ihre Blicke mit ebenso großem Interesse auf ihn, wie auf den Toten richteten.

Frau Bertrand hatte bei ihrem Erwachen die Abwesenheit ihres Mannes wahrgenommen und sofort bei den Nachbarn vergebliche Umfrage nach ihm gehalten, was sie zu eingehenderem Suchen veranlaßte. Es währte nicht lange, bis sie den Erhängten gefunden hatte, und auf ihren Schreckensruf waren sofort die Leute von allen Seiten herbeigeeilt, welche sich um das bitterlich weinende und jammernde Weib scharten.

Als Veit Wolf den Platz betrat, wurde er von dem verzweifelten Weib mit den bittersten Vorwürfen und Schimpfnamen überhäuft, und aus der Menge wurde manch drohender Blick auf ihn gerichtet. Allein, er fühlte sich sicher vor thätlichem Angriff, und den Worten gegenüber bewahrte er eine eiserne Ruhe.

Der Bürgermeister und mehrere Beigeordnete waren, vom Polizeidiener herbeigerufen, am Platze erschienen, hatten die Abnahme der Leiche und nach Feststellung des wirklich erfolgten Todes deren Fortschaffung angeordnet. Ihrer Aufforderung Folge leistend, verließ die Menge ruhig das Haus, und als auch die Letzten sich entfernt hatten, hob Veit Wolf den liegen gebliebenen Strick auf, hing ihn zu anderen ins

Magazin und kehrte in sein Zimmer zurück, um nach Esther zu sehen und mit ihr womöglich über etwa nötig erscheinende Maßnahmen zu Rate zu gehen.

Er traf sein Weib in einer viel ruhigeren Verfassung, als er es erwartet hatte. Esther war nur von dem unerquicklichen Anblick der hängenden Leiche ergriffen, sie hätte dieselbe nicht um alles in der Welt berührt. Einen tieferen Eindruck, als den des momentanen Schreckens, hatte jedoch der unangenehme Zwischenfall nicht auf sie gemacht und nach erfolgter Fortschaffung der Leiche und Schließung der Fensterläden hatte sie bald Fassung genug errungen, um über etwaige mißliche Folgen der unseligen That Bertrands nachzudenken. Sie hatte die lauten Schmerzens- und Verzweiflungsschreie des armen, hinterlassenen Weibes und die furchtbaren Flüche und Vorwürfe vernommen, welche sie Veit Wolf ins Gesicht schleuderte. Auch waren ihr verschiedene drohende Redensarten der gaffenden Menge nicht entgangen, welche gegen den „Wucherjuden" laut wurden, und es ward ihr für kurze Zeit bange für dessen leibliches Wohl. Als aber die Menge sich beruhigt und allmählich entfernt hatte, war auch bei ihr die Ruhe wieder eingekehrt, und unmittelbar nach Veitls Rückkehr ins Schlafzimmer konnte sich das würdige Paar in ruhigster Verfassung darüber besprechen, in welcher Weise die unangenehme Angelegenheit am besten beigelegt werden könne.

Persönliche Furcht fühlte Veit Wolf nicht. Der elsässer Jude ist nicht feige, wie dieses manchem seiner Glaubensgenossen anderwärts mit Recht zum Vorwurf gemacht wird. Veit Wolf besaß persönlichen Mut und außerdem jenes feste und sichere Auftreten, welches gewöhnlich auf den vollen Geldsack zurückzuführen ist. Er war der murrenden Menge furchtlos und fest gegenübergetreten, und wenn er auch klug genug war, jeden herausfordernden Blick und jegliches aufreizende Wort zu vermeiden, so konnte doch andererseits nicht verkannt werden, daß er nicht viel auf ihre Meinung gebe und sich in seinem Hause sicher fühle. Viele von den Anwesenden waren seine Schuldner, und die es nicht waren, hatten diese Ehre meist nur dem günstigen Umstande zu danken, daß er ihnen den Kredit oder ein Darlehen verweigert hatte. Außerdem war er der Brotherr einer guten Anzahl unter ihnen. Nicht das war es, was ihm den Vorfall verdrießlich erscheinen ließ, auch nicht etwa gerichtliche Folgen, vor welchen er sich vollkommen sicher fühlen mußte, da ja die Pfändung Bertrands, wenn auch auf sein Betreiben, doch nur von rechtswegen erfolgt war. Es handelte sich nur um das Aufsehen, welches der Selbstmord in weiteren Kreisen machen werde, und welches die Aufmerksamkeit derselben in mehr als zuträglicher Weise auf die Art seiner Geschäfte lenken könnte. Er war noch nicht auf der Höhe angelangt, von welcher aus man die Menge ungestraft um Hab und Gut bringen kann, seine unsauberen Geschäfte konnten sich nicht hinter den hochtrabenden Namen genialer Finanzspekulationen verstecken, sie schädigten nicht wie diese die Allgemeinheit, sondern waren mehr auf das Besitztum des Einzelnen gerichtet und waren hierdurch viel mehr geeignet, den guten Namen der Firma und den so hoch gehaltenen blanken Ehrenschild in seiner Reinheit zu gefährden.

Das Resultat der langen Unterredung zwischen Veit Wolf und Esther war, daß letztere mit den kleineren Kindern sich auf einige Zeit zum Sommeraufenthalt nach Brunnhof zurückziehen solle, um vor mißliebigen Aeußerungen und neugierigen Blicken geschützt zu sein, daß Wolf selbst in den nächsten Tagen, bis die allgemeine Aufregung sich einigermaßen gelegt habe, sich möglichst wenig auf die Straße begeben solle, und daß der Umbau von Bertrands Gehöft und die Einrichtung von dessen Wohnhaus zu Geschäfts- und Lagerräumen nicht, wie bisher beschlossen, sofort in Angriff zu nehmen, sondern auf unbestimmte Zeit zu verschieben sei.

Alle Einwendungen Esthers gegen diesen letzten Beschluß, welcher ihren Lieblingswunsch fern rückte, blieben erfolglos in der Erwägung, daß die sofortige Inangriffnahme dieser Umänderung die vorher bestandene Absicht, Bertrand zu diesem Zwecke um sein Eigentum zu bringen, zu deutlich erkennen lasse, und hierdurch mißlicher Nachrede Vorschub geleistet werde.

Hiermit war die schwerste Stunde, welche Bertrands Selbstmord in Veitls Haus veranlaßte, verronnen; in welch himmelweitem Unterschied stand dagegen der Kummer und Schmerz, welchen derselbe in dem kleinen Häuschen am Bildstein heraufbeschwor.

Von Freundeshand geleitet, langte die unglückliche Frau Bertrand, noch unter dem ersten Schrecken des furchtbaren Ereignisses leidend, an der Thüre von Frau Benoits kleiner Behausung an, ehe eine Nachricht bis dahin gedrungen war. Maikäths Mutter hatte in Rücksicht auf die überstandene schwere Krankheit das Bett noch nicht verlassen und dem armen Mädchen war es vorbehalten, unvorbereitet die niederschmetternde Neuigkeit aus dem Munde der trostlosen Mutter ihres Geliebten selbst zu erfahren.

Maikäth war bis in das tiefste Innerste erschüttert; ein jäher Schreck lähmte ihre Glieder; ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, und vergeblich nach Atem ringend war sie nicht imstande, der Unglücklichen ein Wort der Teilnahme oder des Trostes zu erwidern. Wie betäubend wirkte die unerwartete, schreckliche Kunde auf ihre Sinne, und erst nach längerem Verharren in erstarrtem Zustande gelang es ihr, sich soweit zu sammeln, die Schwerbetroffene zu stützen, auf einen Stuhl niederzulassen und sich in ihrer klagenden Erzählung über die Schrecknisse des jüngst Erlebten zurecht zu finden.

Wie Schwertstiche drangen die jammernden Worte des unglücklichen Weibes in ihr Herz, daß der arme Mann seit langem wie ein wildes Tier gehetzt, endlich hilflos in Verzweiflung und Tod getrieben wurde, ohne daß sich ein Freund gefunden habe, der Hilfe gebracht hätte in dieser schrecklichen Lage. Nur die Machtlosigkeit der noch schwerer Betroffenen hielt Maikäth soweit aufrecht, daß sie es vermochte, ihre Mutter auf das Unglück, welches ihre nächste Freundin betroffen, vorzubereiten, diese gastfreundlich in die Wohnstube des Hauses zu führen und daselbst Zeuge zu sein von dem erschütternden Eindruck, welchen dasselbe auf das Gemüt der noch geschwächten Mutter machte.

Nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes sich gelegt hatte und Rede und Gegenrede mehr Klarheit und Zusammenhang in die Erzählung der nunmehrigen Witwe Bertrand brachte über das Gebahren des Verstorbenen und ihre eigenen Leiden vom Zeitpunkte der Pfändung ab bis zu jenem Augenblicke, da sie den Erhängten am Gebälke von Wolfs Haus entdeckte, klang es fast wie Vorwurf für Maikäth, daß die Hilfe, welche das Gräßliche hätte abwenden können, ausblieb. War nicht sie es, welche dieselbe hätte bringen können, wenn sie dem reichen Doktor Lebeau ihre Hand gereicht hätte?

Der überwältigende Schmerz der Frau Betrand und deren, sowie der Mutter Hilfsbedürftigkeit ließen den Schmerz in ihrem eigenen Busen nicht zum Ausbruch kommen. Frau Bertrand konnte natürlich nicht in ihre leere Behausung zurückkehren; sie sollte für die nächste Zukunft, wenn nicht für ständig, Aufenthalt bei ihrer Freundin nehmen, und Maikäth hatte vollauf zu thun, um für die Unterkunft für die kommende Nacht Sorge zu tragen.

An ihr war es auch, Sorge dafür zu tragen, daß die der Frau Bertrand unentbehrlichen Habseligkeiten aus ihrer ehemaligen Behausung in das Stübchen verbracht würden, welches man ihr als zukünftigen Wohnsitz anbot. Mit tiefster Wehmut und herbem Schmerze betrat und betrachtete Maikäth die Räume, in welchen ihr jeder Winkel vertraut war, jedes Stück Möbel freundliche Erinnerungen weckte; die Räume, in welchen sie viele Jahre die langen Winterabende am großen Ofen kauernd den abenteuerlichen Gespenstergeschichten François' lauschte, und welche sie erst mied von dem Tage an, als Père Benoit zum letztenmale sein Waldhorn blies, als François zum erstenmale einen Kuß auf ihre Lippen drückte und ihr in überglücklicher Stunde gestand, daß es schon seit lange sein beseligendster Traum war, sie dereinst als Hausfrau heimzuführen. Das waren die Räume, in welchen sie hätte glücklich sein sollen an seiner Seite ein ganzes Leben lang, welche ihr ein neues Daheim hätten bieten sollen,

nachdem sie selbst durch des Vaters Trunksucht und den beutegierigen Juden, den roten Wolf, um Hab und Gut gebracht war.

Und nun! Nun waren auch diese Räume in den Besitz desselben Juden übergegangen, die Ställe, in denen das schöne Vieh, der Stolz und die Freude François', in langen Reihen stand, waren leer, die Fahrnisse waren fort, der schöne Garten, aus welchem François ihr die schönsten Blumen und die besten Früchte brachte, war nicht mehr Eigentum seines Vaters, dieser selbst — und das war das Gräßlichste — hatte Hand an sein eigenes Leben gelegt, die Mutter war vertrieben aus ihrem Daheim, in welchem sie ein Leben lang als Herrin geschaltet und gewaltet, und mußte ein Obdach suchen bei Freunden in demselben ärmlichen Häuschen, in welchem auch sie und ihre Mutter einst Obdach fanden.

Und François selbst! François selbst war ferne, viele hundert Kilometer ferne und bei seiner Rückkehr sollte er kein Daheim mehr finden, sollte auf die Straße gesetzt und gezwungen sein, unter fremdem Dache Schutz zu suchen.

Es war zu viel des Kummers und Schmerzes, welcher die Seele des armen Mädchens peinigte; mit fieberhafter Hast sammelte sie die Gegenstände, welche ihr für Frau Bertrand unentbehrlich erschienen, warf noch einen schauernden Blick nach der unheimlichen Stelle des Nachbarhauses, an welchem sich das Furchtbarste ereignet hatte und verließ in fluchtartiger Eile die ihr früher so trauten Räume, um daheim nur noch mehr des Kummers und Elends zu finden.

Erst als die hereinbrechende Nacht — die erste nach Bertrands Tod — etwas Ruhe in das kleine Häuschen am Bildstein brachte, und Maikäth sich in ihre Schlafkammer zurückzog, konnte sie ihre Gedanken sammeln und sich mit ihren eigenen Angelegenheiten befassen. Diese waren nicht minder schrecklicher Art, als die der Frau Bertrand selbst. In ihrer Brust kämpften die widersprechendsten Gefühle in qualvoller Weise. So oft sie sich in ihrem Innern recht geben mußte, daß sie François die Treue bewahrt und die Hand des Doktors ausgeschlagen hatte, so oft erschien wieder das Bild des Gehängten vor ihrer Seele mit all der Verzweiflung, die ihn in den Tod getrieben hatte, beschuldigte sie der Eigenliebe und überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie ihm nicht das Leben erhalten habe, bis die körperliche Ermüdung ihr Recht geltend machte und sie in einen tiefen Schlaf versank, welcher sie dieser peinigenden Erwägungen überhob.

Die darauffolgenden Tage brachten noch viel des Erschütternden für die Bewohner des Häuschens am Bildstein und waren wenig geeignet, die Seelenpein Maikäths zu lindern. Nur sehr allmählich fand die schwergeprüfte Frau Bertrand einigermaßen ihre Ruhe wieder und erst am vierten Tage fand Maikäth einige Zeit der Erholung.

Sie hatte sich zu dem Bildstein geflüchtet, sich auf die Bank vor demselben niedergelassen und ließ nun ihren Thränen freien Lauf.

Ihre Gedanken waren auf François gerichtet. Der Brief, welchen sie in wenigen Worten an ihn geschrieben hatte im Auftrage der Mutter, mußte ihn erreicht und er somit schon Kenntnis haben von dem schweren Schlage, der ihn getroffen. Wie wird er sein Unglück tragen? Wird er sofort nach Hause eilen können? Was wird er unternehmen, er, der nun heimatlos ist? Wird er ihr verzeihen können, daß sie ihm treu blieb und unter solchen Verhältnissen, oder wird auch sein Schmerzensausbruch sich wie bitterer Vorwurf auf ihre Seele legen, wie dieses bei der Mutter der Fall war?

Nein, er konnte ihr keinen Vorwurf machen, hier an dieser Stelle hatte er sie in die Arme geschlossen im Augenblicke seines Scheidens und ihr mit fester Stimme gesagt: „Und wenn du arm bist und nichts hast als dein kleines Häusl, ich komm heim und hol dich. Aber versprechen mußt du mir's, daß auch du mir treu bleibst, selbst wenn der Jud auch meinen Vater um Haus und Hof bringt, wie's bei dem deinigen geschehen ist."

Was hatte sie mehr gethan, als ihr Wort gehalten!

Aber sein Vater war tot und hatte sich selbst das Leben genommen, eben weil sie es gehalten hatte.

Eine unnennbare Angst überkam sie; sie fühlte, daß sie nicht den Mut hätte, vor ihn hinzutreten, wenn er jetzt heimkehrte. Sie fürchtete von seinem Kommen das für sie Schrecklichste. Das geringste unüberlegte Wörtchen, ja nur eine Miene, in welcher der leiseste Vorwurf enthalten wäre, würde sie zur Verzweiflung getrieben haben. Von seiner Seite hätte sie dieses nicht ertragen können, sie hätte fliehen müssen und ihn meiden sein Leben lang.

Da fühlte sie sich von ein paar kräftigen Armen umschlungen und in die Höhe gezogen, und als sie erschreckt aufblickte, drückten sich ein paar stumme Lippen fest auf die ihrigen und blieben darauf haften, als wollten sie nicht mehr weichen. In ihre Thränen mischten sich die anderer Augen, die sie noch niemals feucht gesehen hatte in ihrem Leben, und als sie sich endlich losrang von der Umarmung, da sah sie in die Quelle dieser Thränen, in ein paar treue, braune Augen, aus welchen sich durch den Schmerz über den herben Verlust ein Freudenstrahl des Wiedersehens Bahn brach, wie die Sonne sich Bahn bricht durch zerrissenes Gewölk eines vorüberziehenden Sturmes, und brachte ihr die Verheißung, daß auch dieser Sturm in ihrem Leben vorüberziehen und wieder einem wolkenlosen Himmel Platz machen werde.

Eine unendliche Wonne ergoß sich aus dem Blicke seiner treuen Augen in ihre umnachtete Seele und löste den Bann, in welchen sie sich durch den Kampf der widersprechendsten Gefühle hilflos verirrt hatte.

Noch war kein Laut von seinen geschlossenen Lippen geflossen, aber der innige Druck seiner Arme, mit denen er sie noch umfangen hielt, und der rührende Ausdruck innigster Liebe, welcher ihr aus seinen geliebten männlichen Zügen entgegenleuchtete, sagten mehr, als alle Worte es vermocht hätten.

Diesem Manne hatte sie treu bleiben müssen, welches auch die unvorhergesehenen Folgen davon waren; er hatte es von ihr erwartet und nie daran gezweifelt, das bewies ihr die rückhaltslose Weise, mit der er sich der Freude des ersten Wiedersehens hingegeben hatte.

Ihm gegenüber hatte sie recht gehandelt, darüber waren alle Zweifel in ihrem Innern geschwunden, und hingerissen von Dankbarkeit und Liebe warf sie sich, einem unwiderstehlichen Zuge ihres aufjauchzenden Herzens folgend, von neuem an seine Brust und lohnte seinen ersten Kuß mit einem ebenso innigen zweiten.

François hatte, von seiner Reise kommend, erst einen Freund im Dorfe aufgesucht, um Erkundigungen über die Lage seiner Familie einzuziehen, ehe er das elterliche Haus betrat. Der Brief Maikäths hatte ihn nicht erreicht, da ein Telegramm desselben Freundes ihm von dem Tode seines Vaters Kenntnis und zur sofortigen Abreise aus seiner Garnison Veranlassung gegeben hatte. Von diesem brachte er auch in Erfahrung, daß seine Mutter Aufnahme bei Benoits gefunden habe, und auf dem Wege dahin traf er Maikäth in ihren tiefen Schmerz versunken, mit verhülltem Gesicht am Bildstein sitzend.

Nach kurzer Verständigung, und nachdem die erste Freude des Wiedersehens sich gelegt hatte, betraten die beiden Liebenden gemeinschaftlich die Wohnstube, in welcher sich die beiden Frauen befanden.

Auch auf die Mutter wirkte die Anwesenheit des Sohnes ermutigend und tröstend, und nachdem derselbe sich entfernt hatte, um bei seinem Freunde die Nacht zu verbringen, suchten die Frauen im Häuschen am Bildstein auch mit viel mehr Fassung und Ruhe ihr Nachtlager auf, als dieses bisher der Fall war.

Die Ankunft François konnte unter den vorliegenden Verhältnissen nicht verfehlen, großes Aufsehen im Dorfe zu erregen; dasselbe wurde noch erhöht durch die schmucke Uniform, welche derselbe trug, umsomehr, als eine solche bisher in Wingertswiller noch nicht gesehen worden war.

Von Natur aus mit körperlichen Vorzügen ausgestattet, welche ihn mit Recht als den schönsten und kräftigsten Burschen weit und breit bezeichnen ließen, war die kleidsame Uniform eines preußischen Garde-Ulanen umsomehr geeignet, alle diese Vorzüge in vorteilhaftester Weise zur Geltung zu bringen.

Sein schlanker, hoher Wuchs verriet ebensoviel Gewandtheit und Geschmeidigkeit, als die breiten Schultern und der kräftige Gliederbau auf eine herkulische Kraft schließen ließen. Dabei hatte er während seiner Dienstzeit sich ein sicheres und selbstbewußtes Auftreten angeeignet, wie selbiges nur durch die vorzügliche Schule der Armee in so kurzer Zeit erreicht werden kann. Der Ausdruck seiner Züge war ein männlicherer und ernsterer geworden, ohne daß deshalb der launige Zug jugendlichen Uebermutes, welcher ihm eigen war, daraus geschwunden wäre. Man sah es diesem Gesichte an, daß der Besitzer desselben über ebensoviel ernste Thatkraft, als über launigen Uebermut zu verfügen hatte, und die kleine Mütze, welche den Kopf zierte, trug nicht wenig dazu bei, den Ausdruck der Schneidigkeit des Gesichtes zu erhöhen.

Gegenwärtig lag ein tiefer, an Ingrimm grenzender Ernst über die schönen Züge gebreitet; die Lippen waren fest zusammengepreßt, oder die schneeweißen Zähne kauten an dem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen, die meist zu Boden geschlagenen Augen funkelten in unheimlicher Glut; mit Tritten, die den Boden erdröhnen machten, schritt er gesenkten Hauptes durch die Gassen des Dorfes, niemanden grüßend, kaum einen Gruß erwidernd, wie in tiefes Sinnen versunken, und nur wenn er am Hause Veit Wolfs vorbeiging, da erhob sich das Haupt, da rasselte der Säbel, da wand sich ein kerniger, verbissener Fluch aus dem Gehege seiner blinkenden Zähne und rollte das Auge, als wollte es einen Ausweg suchen aus seiner Höhle.

Die Geschäfte, welche François zu besorgen hatte, waren in wenigen Tagen abgemacht. Die Mobilien, welche ihm verblieben, waren teils in Benoits Hause, teils bei anderen Freunden untergebracht, welche sich auch in zuvorkommendster Weise geneigt zeigten, die noch ihm gehörigen Felder pachtweise zu übernehmen, da er entschlossen war, den Rest seiner Dienstzeit noch abzudienen.

Nach Abwicklung dieser Geschäfte verwendete er den Rest seines Urlaubs zu einer regelmäßigen Belagerung von Veit Wolfs Produktenhandlung.

Wie fast in jedem elsässischen Dorfe, so befindet sich auch in Wingertswiller ein Café du Commerce, und dieses hatte François als Standquartier ausersehen in Rücksicht auf die günstige Lage gegenüber von Wolfs Wohnhaus.

Das große Hausthor war der einzige Ausgang desselben; denn noch war die Zeit, welche Bertrands zum Abzuge gegeben war, nicht abgelaufen, und stand denselben auch noch das Ernterecht im Garten zu. Ein unberechtigtes Betreten dieses Raumes, welches durch den durchfließenden Bach und eine lebende Hecke erschwert war, würde nach François' lauter, mündlicher Verkündigung vor den Fenstern Veitls eine derbe Züchtigung im Gefolge gehabt haben.

Aehnliche und noch schärfere Züchtigungen waren dem „Juden" und seinen beiden ältesten Söhnen, den „Judenjungen", nicht minder hörbar angekündigt, wenn sie es wagten, sich auf der Straße blicken zu lassen.

Die furchtbare Wut, welche aus François' Zügen sprach, ließ es Veitl Wolf und seinen Angehörigen ratsam erscheinen, das gegebene Gebot vorsorglich zu beachten und unter dem schützenden Dach zu verbleiben.

François' Auftreten hatte die für Veitl unangenehme Folge, daß sich stets eine Menge Dorfbewohner um denselben sammelte, welche teils ein Glas Bier im Café du Commerce tranken, teils sich als müßige Zuschauer, ihre kurze Pfeife rauchend, auf dem Platze herumtrieben.

Doch nicht nur Veit Wolf befand sich in so bedrängter Lage; auch Matterjöri, welcher die Hand zu dem sauberen Geschäfte geboten hatte, fand es für geraten, dem wutschnaubenden Ulanen aus dem Wege zu gehen.

Doktor Lebeau hatte in dringenden Geschäften das Dorf verlassen, ohne sich, trotz der bisherigen Fürsorglichkeit, vorher von dem Befinden seiner Patientin im Häuschen am Bildstein zu überzeugen, wie es seine Pflicht als sorgsamer Arzt gewesen wäre.

So kam es, daß der Abzug des Ulanen von mancher Seite wie eine Erlösung aus schwerer Kriegsnot herbeigesehnt wurde, und erst, als dieselbe wirklich erfolgt war, trat wieder die gewohnte Ruhe im Dorfe ein und fiel die aufregende Angelegenheit allmählich der Vergessenheit anheim, wie dieses im sehnlichsten Wunsch Veitls lag.

François war abgereist, ohne seinen Nebenbuhler, den Doktor, gesehen zu haben. Er hatte zwar von seinen Freunden erfahren, daß der Doktor das Häuschen am Bildstein nicht nur der erkrankten Mutter wegen so gerne und so oft besuchte, und wurde auch von Maikäth kein Hehl daraus gemacht, daß derselbe eine große Neigung zu ihr gefaßt zu haben scheine. Wie weit aber dieselbe ging, wie sehr sie von Maikäths und François' eigener Mutter unterstützt worden war, und zu welch erregenden Auftritten sie geführt hatte, wagte Maikäth ihm in Rücksicht auf die beiden Frauen nicht zu gestehen. François aber war von der innigen Zuneigung und Treue Maikäths so sehr überzeugt, als daß er der Sache größeren Wert beigelegt hätte.

VII.

Das Waldhorn.

Dem Doktor Lebeau kam der fatale Zwischenfall sehr ungelegen. Durch den erfolgten Zwangsverkauf von Bertrands Anwesen war ihm zwar das Mittel, durch welches er den größten Druck auf Maikäth zur Unterstützung seiner Werbung auszuüben gedachte, entgangen; trotzdem aber Maikäth sich geweigert hatte, seine Hand zu nehmen, um hierdurch den Zwangsverkauf zu verhindern, hatte er doch die Hoffnung nicht aufgegeben.

François war nunmehr arm und konnte nicht heiraten; es war jedenfalls Zeit gewonnen, und dafür wollte er schon sorgen, daß dieselbe nicht unnütz verstreiche.

Durch die Selbstentleibung Bertrands aber wurden seine Pläne durchkreuzt. Es war unvermeidlich, daß die Liebenden sich wiedersahen, und daß Maikäth den so schwer vom Schicksal betroffenen Geliebten nur um so mehr in ihr Herz schloß.

Er fand es für gut, François aus dem Wege zu gehen und benutzte die Zeit von dessen Anwesenheit zu einem Besuche in der Heimat.

Im Gasthause „au rappell des bons camarades“ war inzwischen eine große Veränderung vorgegangen. Es herrschte keine Ordnung mehr in den Temperaturverhältnissen; es mochten noch so viele Wanderer die Straße passieren in brennendster Sonnenhitze, von dem Hause her ertönte kein freundlicher Ruf mehr — „il fait chaud“ — und der, der in Zipfelmütze und sabots seine Nebenmenschen so eifrig von der herrschenden Temperatur benachrichtigte, lag draußen auf dem kleinen Friedhof, für dessen Bewohner es Temperatur-Unterschiede nicht mehr gab.

Der arme Prosper stand eines Mittags in brennendster Sonnenhitze auf seinem Posten und hielt, mit lobenswertem Eifer und strenger Pflichterfüllung seinem Berufe obliegend, Auslug nach einem Wanderer; vergebens, es wollte sich keiner zeigen bei der sengenden Hitze, und als endlich ein Unglücklicher lechzend und schweißtriefend die Straße gezogen kam, erhielt Prosper auf seinen Ruf „il fait froid“ keine Erwiderung.

Als der Ruf „il fait froid“ wiederholt ertönte, sah Madame Hortense nach ihrem Gatten und fand denselben bei 35 Grad Réaumur klappernd vor Frost in der Sonne stehen.

Prosper wurde zu Bett gebracht und sofort nach dem Arzt geschickt, welcher ihn in heftiger Fieberhitze fand.

Madame Hortense versäumte nichts, was zur Wiederherstellung ihres schwerkranken Mannes geschehen konnte und verschmähte es nicht, als menschliches Wissen sich erfolglos erwies, nach dem nahen Wallfahrtsort Saint Livier bei Salival zu pilgern, um bei dem heiligen Livius, welcher mehr Zutrauen genießt als der Kantonalarzt und von den Bewohnern jener Gegend in Krankheitsfällen gläubig angerufen wird, Hilfe zu erflehen. Allein so oft und so flehentlich der Heilige auch angerufen wurde, und so sorgsam die Wärterin des Schwerkranken hinter dem Rücken des Doktors darauf hielt, daß Prosper nur von dem heilsamen Wasser der Quelle zu Saint Livier zu trinken bekam, die hitzige Krankheit wollte sich nicht geben, die Mittel des Heiligen erwiesen sich nicht wirksamer, als die des Doktors und nach Ablauf weniger Wochen hatte Prosper Bertrand das Zeitliche gesegnet.

Madame Hortense teilte hierdurch nur das Loos, welches sehr vielen Frauen in Lothringen beschieden ist, nämlich junge Witwe zu werden.

Wie viele andere, wußte sie sich mit Geschick in ihre Lage und in die kleidsame, schwarze Witwentracht, welche ihr vorzüglich zu Gesicht stand, zu finden. Ihre Freundinnen, die veuves Buillard, Gasquard, Larminier, Lemoine, Tarillon, Aubertin, Barbier, Dieudonné, Robinet, Richard, Donté, Moinier, Debacq, Meyeur, Schonmakér, Leroy, Pierson, Renaut, Grosjean, Manier, Brocard, Leclerc, Masson, Remy und noch viele andere waren aus nächster Nachbarschaft herbeigeeilt, um abwechselnd mit der Novize eine Thräne zu weinen, mit Rat und That zur Hand zu sein, die wichtige Toilettenfrage zu erledigen, die eigenen Erlebnisse in gleicher Lebenslage zu erzählen und den alten Schmerz über den unersetzlichen Verlust an dem neuen ein wenig aufzufrischen.

Dabei wurden die Tugenden und guten Eigenschaften des Verblichenen mit möglichster Vorsicht, der Wirklichkeit nicht zu nahe zu kommen, hervorgehoben, welche Erörterungen etwa zu dem Endresultate führten: „Besser noch ein solcher als gar keiner.“

Doktor Lebeau war damals an das Krankenlager seines Freundes geeilt und stand der jungen Witwe in Ordnung ihrer geschäftlichen Angelegenheiten bei. Nachdem Prosper beerdigt war, hatte er noch eine längere Besprechung mit Hortense, in welcher er dieselbe bestimmte, einen Brief von Bertrand in Wingertswiller, in welchem dieser sich abermals um ein Darlehen an seinen Vetter wandte, abschlägig zu bescheiden, und war hierauf wieder nach dort zurückgekehrt.

Nunmehr treffen wir ihn wieder im Hause „au rappel des bons camarades“, woselbst er Hortense, welche das Geschäft wie bisher fortführte, Mitteilungen macht von dem unvorhergesehenen Ausgang von Bertrands Angelegenheiten. Auch diesesmal war der Aufenthalt des Doktors auf Villa Deprét kein langer, und François hatte Wingertswiller noch kaum verlassen, als auch schon Lebeau wieder dortselbst erschien und allmählich seine Besuche im Häuschen am Bildstein wieder aufnahm.

François war zu seinem Regiment zurückgekehrt, um den noch kurzen Rest seiner Dienstzeit dortselbst zu verbringen und einen Entschluß zu fassen, was er nach Ablauf derselben beginnen wolle. Bei seinem Abschiede von Maikäth hatte er derselben versprochen, jedenfalls nach Wingertswiller zurückzukehren, ohne sich jedoch über weitere Vornahmen Rechenschaft zu geben. Es war ihm klar, daß er Maikäth nicht, wie er es wohl gewollt hätte, sogleich zum Weibe nehmen könne. Das Häuschen am Bildstein war gerade groß genug, seine drei Insassen zu beherbergen; für ihn war kein Platz mehr in demselben. Die Felder und Aecker, welche er noch besaß, waren nicht genügend, um seine Arbeitskraft vollkommen zu beanspruchen, und die ihm zu Gebote stehenden Barmittel nicht ausreichend, um neue hinzuzukaufen.

Es blieb ihm nur ein Ausweg; er mußte Geld erwerben, bis er in der Lage war, das Häuschen am Bildstein vergrößern und einige Stück Vieh kaufen zu können. Dann wollte er noch einige Aecker zu den seinen in Pacht nehmen und seinen eigenen Hausstand gründen. Bis dahin aber mußte er bei anderen in Dienst treten, um sich Geld erwerben zu können, und dieses wollte er nicht in seiner Heimat thun.

Noch war er im Ungewissen, wohin sich wenden, als ihn ein Brief der Witwe Hortense aller weiteren Erwägungen überhob. Hortense teilte ihm mit, wie nahe ihr der Tod seines Vaters gegangen sei, auch wenn sie denselben nicht persönlich gekannt habe, wie sehr sie bedauere, daß ihr Einfluß nicht ausreichend war, ihren verstorbenen Mann zu veranlassen, die nötige Summe vorzustrecken, und wie schwer es ihr falle, ohne diesen die Wirtschaft und den bedeutenden Weinbau allein fortzuführen, wie es ihr eigenes und das Interesse ihres Kindes fordere. Sie klagte darüber, daß sie nur mit fremden Menschen ihr großes Geschäft weiter betreiben müsse, da sich unter ihren vielen Verwandten keiner finde, der nicht durch eigenen Besitz zu sehr in Anspruch genommen wäre, um ihr in wirksamer Weise beistehen zu können; da sei sie auf den Einfall gekommen, ob nicht er die Leitung des Feld- und Weinbaues bei ihr übernehmen wolle, bis ihr Sohn groß genug wäre, es selbst zu thun, da sein, François' Besitz doch nicht im richtigen Verhältnis zu seiner Leistungsfähigkeit stehen könne und es in seinem Interesse liegen müsse, sich durch dieselbe wieder empor zu schwingen.

Der Antrag war in so sachlich richtiger und vernünftiger Weise gestellt und der in Aussicht gestellte Verdienst ein so beträchtlicher, daß François nach kurzem Briefwechsel auf denselben freudig einging und auch seine Mutter ebensowohl wie Maikäth denselben als ein großes Glück mit Freuden willkommen hießen.

Mit seinem Abschied in der Tasche zog François bald darauf mit erneutem Mut seiner Heimat zu, von den Seinen mit großer Freude und Innigkeit empfangen. Auch auf sie hatte die Zeit und die günstige Wendung in François' Geschick heilsam gewirkt. Die Mutter hatte sich von dem schweren Schlag, der sie betroffen, entsprechend erholt und nahm regen Anteil an dem Glück ihres Sohnes.

Dieser aber und Maikäth sahen die Zukunft im rosigsten Lichte. Waren doch wenige Jahre hinreichend, es ihnen zu ermöglichen, sich ihren eigenen Hausstand zu gründen und einander anzugehören fürs ganze Leben. Die wenigen Tage des Verbleibens, welche François sich gönnte, verbrachten die Liebenden größtenteils auf der Bank unter dem Bildstein in glückseliger Plauderei und Aufstellung von Zukunftsplänen, und nur zu schnell rückte die Stunde heran, zu welcher François sein Eintreffen im Gasthause „au rappel des bons camarades" zugesagt hatte. Gestärkt von den Segenswünschen seiner Mutter und dem innigen Abschiedskuß Maikäths, trat er den Weg an in der frohen Voraussicht, bald wiederzukehren, um die Heimat nicht mehr zu verlassen.

Der Empfang, welcher ihm an seinem neuen Bestimmungsort von seiner zukünftigen Herrin bereitet wurde, war ein ebenso freundlicher als ermunternder. Nach einem Händedruck Hortenses und den gewöhnlichen Begrüßungsformeln wurde François durch ein Mädchen des Hauses in das Zimmer geführt, welches ihm als Wohnung zugewiesen war. Dasselbe befand sich in einem Nebengebäude freundlich gelegen, gut möblirt und den runden Tisch in der Mitte desselben zierte eine Glasvase mit einem Bouquet prachtvoller Blumen, wie sie der Garten des Hauses in Menge bot, welche jedenfalls zu seinem Empfange hierhergestellt waren. Nachdem sein geringes Gepäck ins Zimmer gebracht und unter Beihilfe des Mädchens seine kleinen Habseligkeiten in den Wandschränken untergebracht waren, entfernte sich dieses und es blieb François Zeit, sich näher in dem Wohnraume, welcher von den ihm bekannten in seiner Heimat so himmelweit verschieden war, umzusehen. Es war dasselbe Zimmer, welches man ihm angewiesen hatte, als er vor mehr als drei Jahren sich wenige Tage als Gast hier befand, mäßig groß, mit heller, großblumiger Tapete tapeziert, kahlen Wänden mit Stahlstichen von etwas zweifelhaftem Wert behangen, welche, wie aus der Aufschrift mit Sicherheit zu entnehmen war, Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen, Eugenie, Kaiserin derselben, und Lulu darstellten. Die Einrichtung bestand aus einigen mit Stroh geflochtenen Stühlen, welche wie verloren in verschiedenen Ecken standen, aus dem oben erwähnten runden Eßtisch und einem mit grauem Marmor ausgelegten Waschtisch. Der ganze

Raum hätte nichts Wohnliches an sich gehabt, wenn dieser Mangel nicht durch ein französisches Bett von ungeheurer Breite, mit schön gefalteten Gardinen versehen, ausgeglichen worden wäre.

Mehr als durch das Innere des Zimmers fand sich François durch den Ausblick angezogen, welchen zwei nach verschiedenen Seiten gelegene große Fenster gewährten. Von dem einen, nach der Rückseite des Hauses gelegenen, an welches sich ein großer, wohlgepflegter Blumen- und Nutzgarten anschloß, schweifte der Blick über fruchtbare Felder bis an einen Höhenzug, dessen Abhang, soweit das Auge reichte, mit Reben, Pfirsich- und Mandelbäumen bedeckt war, aus deren dunklem Grün sich die weißen Weinberghäuschen malerisch abhoben, während den Gipfel ein dichter, niederer Laubwald in farbenprächtiger, herbstlicher Nüanzierung krönte. Das andere Fenster ließ das Auge die breite, weißglänzende, in einer Thalmulde sanft ansteigende Landstraße in ihren anmutigen Windungen bis zu jenem Punkte verfolgen, wo sie sich auf der Höhe der Terrainwelle in den Weinbergen verlor.

Lange Zeit ergötzte sich François an dem ihm fremdartigen Bilde, bis er sich aufraffte, um nach unten zu gehen und sich der Herrin des Hauses zur Verfügung zu stellen.

Die ihm von früher her noch einigermaßen bekannte geräumige Gaststube mit ihren grauen, auf gußeisernen Ständern festgeschraubten unbeweglichen Marmortischen und dem großen Glasschrank, aus welchem die farbenreichen Etiketts aller möglichen französischen Schnäpse, — von der einer Granate nachgebildeten Flasche des „souviens toi“ und der „revanche“ bis zur milderen Form der „parfait d'amour“, von der hellglänzenden „Cognac fine Champagne“ bis zur dunkelroten „Cassise“ und der grünen „Absinth“ — dem Gaste verlockend entgegenblinkten, war ziemlich leer.

Nur an einem der Tische saß „un bon gros“ mit blauer Bluse, unendlich großen sabots und musterte mit neugierigen Blicken die fremdartige stramme Gestalt des Eintretenden, seinen Gruß mit einem kurzen, freundlichen „sieur“ erwidernd.

Erst nach schärferem Umsichblicken gewahrte François am Büffet hinter einer Menge von Flaschen, turmhoch aufgeschichteten Tellern und ganzen Reihen von Kaffeetassen und Mazagran-Gläsern das zarte, dunkle Crêpe-Häubchen der trauernden jungen Witwe, welche mit Führung von Geschäftsbüchern emsig beschäftigt war. Sie hieß François mit freundlichem Gruß willkommen, ihn Platz nehmen und rief mit glockenheller Stimme ein Mädchen herbei, welche gleich darauf eine Flasche guten, roten Landwein und ein großes Weißbrot vor ihn hinstellte mit der freundlichen Aufforderung, sich damit bis zum Abendessen zu begnügen.

François war der Erfrischung bedürftig und schlürfte den guten Rotwein, sich Erwägungen hingebend, auf welchem Abhange derselbe wohl gediehen sei. Der „bon gros“ entfernte sich mit kurzem „salut“ und als bald darauf Hortense ihre Bücher in Ordnung gebracht hatte, trat sie aus ihrer Verschanzung hervor, nahm an François' Tisch Platz und begann ein Gespräch, in dessen Verlaufe sie ihm ein allgemeines Bild ihres gesamten Geschäftes und der ihm zufallenden Obliegenheiten gab. François brachte dabei in Erfahrung, daß verschiedene Stücke des von ihm bewunderten Weinberges Eigentum der Witwe seien, und daß demnächst an die Weinernte geschritten werden solle; daß die Ernte eine ziemlich gute zu werden verspreche, es aber an Arbeitern mangle, da die Leute zum Rebenschneiden oft jahrelang bei Großbesitzern im Voraus gedungen seien und oftmals den Lohn voraus bezahlt erhalten; daß im Keller noch viel zu richten sei, um den Wein unterzubringen, und auch für die Kelterung noch manches vorzusorgen wäre; daß sie den zum Selbstbedarf ihres Hauses unentbehrlichen Ackerbau betreibe; daß das Holz aus den Waldungen vor Einbruch des Winters noch nach Hause zu bringen sei und dergleichen mehr. Außerdem nannte sie ihm alle zum Hause gehörigen Knechte und Mägde, welche von jetzt ab unter seiner Führung stehen

würden und ihm Gehorsam zu leisten hätten und gab ihm eine Schilderung ihrer persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten.

Alles dieses geschah mit einer Zungengeläufigkeit, daß François Mühe hatte, ihr zu folgen, und oftmals um Wiederholung bitten mußte, da sein Ohr an so fließendes Französisch noch nicht gewöhnt sei.

Als Madame Hortense mit ihren Darstellungen einhielt und durch das Erscheinen von Gästen bald anderweit beschäftigt war, gewann François Zeit, über das Gehörte nachzudenken. Er konnte nicht umhin, der merkwürdigen Geschäftsgewandtheit und seltenen Kenntnis aller Zweige eines so großen Wirtschaftsbetriebes, welche die junge Frau an den Tag gelegt hatte, seine höchste Verwunderung zu zollen, sowie ihm auch die Art und Weise, in welcher sie die Mitteilung aller nötig scheinenden Punkte in freundlichster Form zu geben wußte, ohne sich dabei in ihrer Stellung als Herrin des Hauses im mindesten zu vergeben, eine unbedingte Hochachtung für sie einflößte.

Gleichzeitig aber nahm er auch mit Verwunderung die Größe des Besitzes der Witwe wahr, von welchem er sich zwar einen richtigen Begriff noch nicht machen konnte, der aber all seine Erwartungen überstieg, und gewann die Einsicht, daß ihm ein viel größerer Wirkungskreis zufalle, als er geahnt und gewagt hätte, zu übernehmen, wenn ihm dieser Einblick früher gewährt worden wäre, da er seine Kräfte zu übersteigen schien. Er nahm sich jedoch vor, den Versuch zu machen, sein Möglichstes zu thun, die ihm gewordene Aufgabe zur Zufriedenheit zu lösen und morgen mit Tagesanbruch an sein Werk zu gehen.

Von der Thätigkeit im Hause konnte François bald Ueberzeugung gewinnen.

Der Abend war angebrochen und mit ihm kamen die gewöhnlichen Gäste im Hause an, meist von der Feldarbeit zurückkehrende cultivateurs, welche ihren Schoppen Wein tranken, ihre kurze Thonpfeife rauchten und über die Weinernte sprachen, oder eine Gesellschaft älterer und jüngerer Bummler, welche, als Jäger verkleidet, von zahlreichen Hühnerhunden begleitet, ihre tournée Bier tranken, in französischer Sprache sich ebenso gut auf „Latein" verstanden, wie ihre östlichen Kollegen in deutscher, und sich gegenseitig in ebenso harmloser als lauter Ausgelassenheit neckten. Von anderen Tischen her ertönten Rufe nach Karten und Spielbrettern zu dem beliebten Piquetspiel, welches mit ebenso vielem Lärmen und Gelächter betrieben und besprochen wurde, wie diesseits die Jagdangelegenheiten.

Alles laut lärmend und heiter, aber in den gewähltesten Ausdrücken und der ausgesuchtesten Artigkeit, wie sie in französischen Gegenden dem Volke eigen ist.

Im anstoßenden Speisezimmer war der Tisch gedeckt für tägliche und zufällige Gäste, welche auch nicht lange auf sich warten ließen. Einige unverehelichte Besitzer aus der Umgebung, Weinreisende und auswärtige Gasthofbesitzer, welche gekommen waren, um die Traube für ihren Weinbedarf vorsichtiger Weise am Stocke zu kaufen; deutsche Steuerbeamte in schmucker, grüner Uniform und hohen Reitstiefeln, um die Kelterung in der Umgegend zu überwachen, und der unvermeidliche Notar und huissier mit der Pfändungsurkunde unter dem Arm, um die Rechte dritter geltend zu machen.

Madame Hortense hatte alle Hände voll zu thun, um die Gelder der Passanten einzuziehen und die Schoppen der Einheimischen zu notieren, denn der Lothringer Landmann trennt sich schwer vom Gelde und zieht vielfach vor, aufschreiben zu lassen, um die sous noch einige Tage in der Tasche zu behalten. Aber Madame Hortense entgeht nichts; sie ist überall, wo ihre Anwesenheit eben nötig erscheint, und findet bei all dem Trubel noch Zeit,/im Speisezimmer für kurze Zeit die honneurs zu machen, den Braten zu zerlegen und einige Artigkeiten, welche ihr dabei gesagt werden, mit eleganter Leichtigkeit und ohne Ziererei entgegenzunehmen oder abzulehnen.

François sah dem munteren Treiben mit Interesse zu und musterte die Anwesenden, ohne jedoch eine bekannte Physiognomie wahrzunehmen, obwohl er einen hübschen Mann, welchen er bei seinem ersten Hiersein bemerkte, recht wohl im Gedächtnis behalten zu

haben glaubte. Dann hatte er sich in die „Stallung für 39 Pferde“ begeben, welche er, wenn auch nicht so hoch, doch ziemlich besetzt fand, besichtigte die Pferde und wohnte der Fütterung bei. Bei seiner Rückkunft fand er die große Gaststube ziemlich geleert, nur auf dem Billard kämpften zwei junge Männer, deren Hände vielleicht noch vor einer Stunde den schweren, mit sechs Pferden bespannten Lothringer-Pflug geführt hatten, mit einer Ruhe und Gelassenheit, welche mit der sonstigen Lebhaftigkeit im grellen Widerspruch stand, mit einer an Meisterschaft grenzenden Virtuosität um den Sieg.

Für die Dienstleute des Hauses war inzwischen der Tisch gedeckt und François der oberste Platz angewiesen worden; Madame Hortense leistete den noch im Speisezimmer anwesenden Herren Gesellschaft. Erst später am Abend, als die Dienstboten sich längst entfernt hatten, fand er Gelegenheit, sich bei Hortense zu verabschieden und ihr zu sagen, daß er morgen in aller Frühe unter Führung eines Knechtes die Felder, Weinberge und den Wald besichtigen wolle, wozu sie ihre Zustimmung gab mit der leicht hingeworfenen Frage, ob er im Stalle alles in Ordnung gefunden habe.

„Also auch das ist ihr nicht entgangen,“ dachte François, als er sein Lager aufsuchte; „die hätte einen tüchtigen Wachtmeister abgegeben.“ — Weiterem Nachgrübeln über die Beobachtungsgabe und Allsichtigkeit der jungen Witwe wurde er durch einen gesunden Schlaf überhoben.

Der erste Sonnenstrahl des anderen Tages traf François schon auf den zum Hause gehörigen Feldern und Weinbergen. Es wurde alles eingehend besichtigt und je weiter er ging, desto mehr steigerte sich seine Verwunderung über die Ausdehnung des Besitzes, die Fruchtbarkeit der Felder und die Wohlgepflogenheit der erträgnisreichen Weinberge. Erst zu später Mittagsstunde kehrte er von seinem Rundgange, von der drückenden Schwüle des Herbsttages ermüdet, zurück, um seine Mahlzeit einzunehmen und darauf in Stall und Scheune nach dem Rechten zu sehen, wo sich ihm überall Gelegenheit zu selbständiger oder anweisender Thätigkeit bot. Wie gestern, so hatte er auch heute wieder erst spät am Abend Gelegenheit, mit Hortense eingehender über seine Wahrnehmungen zu sprechen und die Vornahmen des nächsten Tages zu beraten. Die folgenden Tage brachten immer mehr der Thätigkeit und als die Weinernte begann, verbrachte er Wochen lang den Tag vom frühen Morgen bis späten Abend außer dem Hause. Er hatte sich vollkommen in das ihm von Jugend auf angelernte Geschäft hineingefunden und seine Schaffensfreude wuchs mit der ihm entgegentretenden Arbeitslast. Die Knechte des Hauses, welche anfänglich mißmutig auf die „tête carée“ blickten — wie der Elsässer von dem Lothringer genannt wird —, erkannten bald seine persönliche Ueberlegenheit und sein eingehendes Verständnis an und leisteten seinen stets freundlich gegebenen Anordnungen willigen Gehorsam. Seine Offenherzigkeit und sein heiteres, gerades Wesen gewannen ihm bald die Herzen Aller und Madame Hortense blickte mit immer freundlicherem Auge auf ihren so thätigen cousin — wie sie ihn nannte —; sie hatte an ihm eine gute Errungenschaft gemacht.

So war allmählich der Winter herangenaht und mit ihm hatten sich die Geschäfte François’ merklich verringert. Auch die Gäste waren seltener geworden und Hortense gewann hierdurch Zeit, sich mehr mit anderen Angelegenheiten zu befassen. Sie forderte François mit großer Freundlichkeit auf, sich mehr Ruhe zu gönnen, da er sie wohl verdient habe und die laufenden Geschäfte leicht ohne ihn bewältigt werden könnten. Sie lud ihn ein, mit ihr die Pachtverträge durchzusehen und gewährte ihm dabei Einblick in ihre weiteren, ihm bisher unbekannten Vermögensverhältnisse.

So kam es, daß François oft stundenlang allein mit der jungen Witwe in dem kleinen Speisesaal saß und ihrer gewandten Rede zuhörte, die sich nicht immer gerade auf geschäftliche Angelegenheiten bezog. An einem besonders geschäftigen Tag, wo verschiedene Papiere auf dem Tisch ausgebreitet lagen, wurde für ihn ein Kuvert neben dem Hortenses aufgelegt, da sie ihre Geschäfte nicht unterbrechen wollte, und dabei blieb

es alle folgenden Tage. Bei Tische legte sie ihm gerne die besten Stücke vor und ermunterte ihn, von ihrem guten Wein zu trinken.

Dabei hatte sie ihr lebhaftes dunkles Auge mit vielem Wohlgefallen auf seine schönen braunen Züge gerichtet und lächelte ihm mit einer Heiterkeit entgegen, die mit der tiefen Trauer ihrer Witwentracht nicht besonders in Einklang stand. Zuweilen ergoß sich eine flammende Röte über ihr sonst so weißes, hübsches Gesicht, welches sie in solchen Augenblicken schnell abzuwenden suchte.

Hatte sie sich von jeher gut gekleidet, so wußte sie jetzt ihre dunkle Toilette so zu wählen, daß das reizende Ebenmaß ihres üppigen und doch so schlanken Wuchses möglichst zum Ausdruck kam, und ihr dunkles Witwen-Crêpehäubchen saß so kokett und so lose auf dem schwarzglänzenden Haar, als wäre es bereit, bei der geringsten Herzenserschütterung herabzufallen wie eine überreife Frucht.

François entgingen ihre Reize nicht; er hatte ein offenes Auge für ihre verführerische Gestalt; er wußte, daß sie schön und begehrenswert war und fühlte sich angezogen von dem liebenswürdigen, heiteren Wesen, das sie entfaltete; er war zu klug, um nicht zu bemerken, wie geneigt sie ihm sei, und hätte ihr unter anderen Verhältnissen keinenfalls Widerstand leisten können und wollen; aber in seinem Herzen thronte eine andere, die kein Plätzchen freiließ für die schöne Witwe; vor seinem inneren Auge stiegen die ihm so teuren Züge Maikäths auf und verdeckten mit ihrem seelenvollen, treuen Ausdruck das ihm freundlich zulächelnde Gesicht Hortenses. Er fühlte die Kraft in sich, ihren Reizen zu widerstehen und suchte für sein Nichtverstehenwollen einen Deckmantel in der hohen Achtung, welche er ihr als Herrin erwies in der Hoffnung, daß ihre Zuneigung keine tiefere sei.

Seine letzte Annahme war jedoch nicht so ganz zutreffend, wenn auch die Liebe Hortenses nicht so selbstlos war und nicht so tief wurzelte, als jene Maikäths. Schon als er das erste Mal in Lothringen war und von Prosper in die Gaststube geführt wurde, hatte er ihr ausnehmend gefallen und sie eine große Neigung zu ihm gefaßt. Sie fühlte sich in einer ihr selbst unerklärlichen Weise von ihm angezogen und konnte ihren Blick nicht abwenden von seiner jugendlichen Gestalt, seinem hübschen Gesichte und seinen offenen, klaren Augen. Er hatte damals Vertrauen zu ihr gefaßt, seine Bitte zuerst an sie gerichtet und ihr nicht nur die traurige Lage seines Vaters, sondern auch seine innige Liebe zu einem schönen jungen Mädchen unaufgefordert geschildert, welches er dereinst heimzuführen gedachte.

Das beinahe kindliche Geständnis seiner Liebe hatte einen besonderen Reiz auf sie ausgeübt; wie glücklich mußte das Mädchen sein, das von ihm geliebt wurde! Sie stellte Vergleiche an zwischen ihm und Prosper, welche sehr zu ungunsten des letzteren ausfielen. Wie ganz anders mußte es sein, mit einem solchen Manne zu leben, als mit ihrem eigenen, für welchen sie nur verächtliches Mitleid fühlte. Maikäth war arm geworden und François selbst war nahe daran, es zu werden, und doch warb er um sie und sah sein höchstes Lebensziel in ihrem Besitz. Um wie viel schöner war solch eine Werbung als die Familienvermittelung, durch welche sie den Ehebund mit Prosper schloß, wobei in erster Linie das Besitztum der beiden Vertrag schließenden Parteien in Frage kam, während auf die Regungen des Herzens kaum einige Rücksicht genommen wurde.

Sie war damals hingerissen von François' Zutrauen und Naivetät und wäre geneigt gewesen, seiner Bitte zu willfahren, wenn nicht Doktor Lebeau so entschieden davon abgeraten hätte.

So hatte sie ihn ziehen lassen ohne Hilfe, aber sein Bild trat oftmals vor ihre Seele als eine liebliche Erscheinung.

Doktor Lebeau, welcher mit seinem Stiefvater nicht auf bestem Fuße lebte, war bald darauf abgereist, um sich irgendwo als praktischer Arzt niederzulassen, und Hortense hörte nicht viel mehr von ihm, bis er, wenige Tage vor dem Hinscheiden ihres Mannes,

wiederkehrte und ihr seine Hilfe bei Regelung der mit dessen Tod unvermeidlich verbundenen leidigen Geschäfte anbot. Erst damals erhielt sie von Doktor Lebeau selbst Kenntnis davon, daß er sich in Wingertswiller, dem Heimatsort François', niedergelassen habe. Er wußte von François' Vater Verschiedenes zu erzählen, schilderte dessen Verhältnisse als gänzlich zerrüttete, so daß ein ihm gewährtes Darlehen als verloren zu betrachten wäre und ließ dabei einfließen, daß sich das Liebesverhältnis zwischen Maikäth und François, welcher als Soldat seit Jahren von daheim abwesend sei, bedeutend gelockert hätte.

Damit hatte er das Bild des jungen Mannes wieder vor ihre Seele gezaubert und Hortense fühlte eine gewisse Befriedigung darin, daß Maikäth denselben nicht besitzen solle.

Später kam der Doktor wieder einmal in die Heimat zurück, besuchte das Gasthaus „au rappel des bons camarades“ fleißig, berichtete von dem Zwangsverkauf des Bertrand'schen Anwesens, von der Selbstentleibung Bertrands und von der aussichtslosen Lage der beiden Liebenden. Er war es, welcher der jungen Witwe den Vorschlag machte, François, welcher sich in bedrängter Lage befinde, aber ein guter Landwirt sei, das Angebot zur Uebernahme der landwirtschaftlichen Geschäfte bei ihr zu stellen. Er verhehlte ihr nicht, daß es für ihn von größtem Interesse sei, François von der Heimat fern zu halten, da er selbst das Mädchen liebe und heiraten wolle. Dabei ließ er nicht undeutlich durchblicken, daß er umsomehr auf ihre Hilfe rechne, als ihr hierdurch Gelegenheit würde, dem jungen Mann, welcher einen so günstigen Eindruck auf sie gemacht habe, näher zu treten.

Hortense hätte von Seite des Doktors alles eher erwartet, als den Rat, François ins Haus zu nehmen, einen Heiratsantrag nicht ausgenommen, denn er hatte sie von jeher großer Aufmerksamkeit gewürdigt und sie sah einem solchen mit Sicherheit entgegen.

Aber er hatte sich in ihr nicht verrechnet; er wußte, daß die junge Witwe François ein Plätzchen in ihrem Herzen aufbewahrt habe; es war nur ein kleiner Funke, der dort noch glimmte, aber dieses Fünkchen konnte angefacht werden zur Glut. Je mehr sie über den Vorschlag des Doktors nachdachte und je näher der Zeitpunkt rückte, an welchem derselbe sich verwirklichen konnte, desto mehr erfüllte sich ihr Herz mit sehnendem Verlangen, und als sie den ersten Brief an François richtete, war es die helle Flamme der Liebe, welche ihr die Feder führte. Sie fühlte sich berechtigt, einen Mann nach der Wahl ihres Herzens zu nehmen und François war dieses viel mehr als selbst der Doktor. Ihre Ehe mit Prosper war keine sogenannte unglückliche, sie war weniger, sie war eine gänzlich gleichgiltige, reizlose. Sie gab ihre Einwilligung zur Verbindung mit ihm, ohne zu wissen, was sie opferte; beider Familien waren reich und angesehen; in ihrem Kreise war er eine gute Partie, man beneidete sie, die Eltern wünschten es und sie gehorchte.

Erst als es zu spät war, kam sie zu dem Bewußtsein, daß zu einem lebenslangen Bunde, zu einer glücklichen Ehe etwas anderes nötig sei, als nur Geld und Reichtum, und dieses andere, gegenseitige Zuneigung und Liebe, fehlte gänzlich in ihrem Bunde.

Sie wußte ihr Los mit Anstand zu tragen und fügte sich in das Unabänderliche. Nunmehr aber war sie frei und fühlte sich noch jung genug, die Reize des Lebens zu genießen und glücklich zu sein an der Seite eines Mannes, den sie liebte und der ihr gefiel.

Je länger sie ihre Gefühle unterdrücken mußte, um so mehr durchbrachen sie jetzt unaufhaltsam alle Schranken und ließen sie alle anderen Rücksichten vergessen.

François war arm, aber um so mehr liebte sie ihn; es war für sie ein beseligender Gedanke, ihm ihre Liebe zu schenken und außerdem ihren Reichtum mitgenießen lassen zu können.

Mit banger Erwartung sah sie seiner Zusage auf ihren Vorschlag entgegen und als diese erfolgt war, bestärkte sich ihre Hoffnung auf die Erfüllung ihres innigsten Wunsches.

Da kam der langersehnte Augenblick heran, wo er vor ihr stand und ihr bescheiden die Hand bot zum Gruße. Das war derselbe Mann, der einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte, nur mehr entwickelt als damals; seine Brust war breiter, seine Haltung stolzer und selbstbewußter geworden. Es waren dieselben schönen Züge, nur männlicher und fester, und aus seinen braunen Augen leuchtete dieselbe Treue und Offenheit, wenn sie auch nicht mehr mit dem harmlosen Vertrauen auf sie blickten, wie damals, als er ihr von seiner Liebe erzählte. Er hatte sich viel verändert, aber er war nur noch schöner und begehrenswerter geworden.

Hortense mußte alle Kräfte sammeln, um ihre Gefühle nicht zu verraten, als sie ihre Hand in die seine legte und ihn willkommen hieß in ihrem Hause. Er durfte nicht wissen, welche Hoffnungen sie an sein Kommen knüpfte, und sie schlug deshalb, als die erste Begrüßung vorüber war, jenen geschäftlichen Ton an, welchen er von ihr erwarten mußte. Sie besaß Verstellungskunst genug, um ihr Inneres vor ihm gänzlich zu verbergen, und genügende Klugheit, sein ganzes Wesen zu beobachten, ehe sie ihm zu verstehen gab, welcher Rang ihm sowohl in ihrem Hause als auch in ihrem Herzen zugedacht war.

Ihre Beobachtungen waren sehr zu seinen Gunsten ausgefallen und der Zeitpunkt längst herangerückt, zu welchem er sich etwas mehr Zutraulichkeit hätte herausnehmen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, zu mißfallen, und sie begann daher mit ihm über alles Mögliche zu sprechen und zu schäkern, um anzuzeigen, daß die Schranken zwischen ihnen keine hohen und vor allem keine unübersteiglichen wären.

Sie fand vielen Genuß im Zwiegespräch mit ihm; es fehlte ihm nicht an Verstand, geläufiger Ausdrucksweise und Humor; allein er blieb immer gleich höflich und von einer fatalen Bescheidenheit, welche schon längst nicht mehr nach ihrem Geschmacke war.

Sie setzte dieselbe anfänglich auf Rechnung seiner deutschen Schwerfälligkeit, machte sich über dieselbe lustig, verwendete ihn zu allerlei kleinen Diensten, schlug ihm ab und zu zornig auf die Hand, wenn er sich nicht anstellig genug zeigte, und suchte ihm durch diese Spielereien die gewünschte französische Leichtigkeit beizubringen.

Aber sie wurde nicht verstanden; anstatt das zornige Händchen, das ihn geschlagen hatte, zu fangen und an die Lippen zu drücken, lachte er nur gutmütig dazu und befleißigte sich, die Sache besser zu machen.

Ab und zu stieg eine Ahnung in ihr auf, daß er sie nicht verstehen wollte; dieses erschien ihr jedoch bei ihrem Reichtum und den Reizen, deren sie sich recht wohl bewußt war, unglaublich. Sein Widerstand reizte sie zu immer ausgelassenerem Spiele, an welchem sie, ihres endlichen Sieges gewiß, immer mehr Vergnügen fand. Es entging ihr nicht, daß ihre Koketterie für ihn viel mehr Fesselndes hatte, als er es zeigte und sich selbst vielleicht eingestand, und bemerkte recht wohl, daß sein Blick oftmals lange auf ihr ruhte, wenn er sich unbeobachtet wähnte.

Auch durch andere Mittel hatte sie sich Ueberzeugung verschafft, daß sie ihm durchaus nicht so gleichgiltig war, als er es zur Schau trug. Wenn sie sich übellaunig zeigte und sich in ihr Zimmer zurückzog, ohne ihm Gelegenheit zu geben, bei ihr zu bleiben oder ihn dazu aufzufordern, so konnte sie sicher sein, daß er irgend einen Vorwand fand, bei ihr einzutreten, um eine Frage an sie zu stellen und sich nur zögernd wieder zurückzuziehen. Er konnte keine Ruhe finden, wenn sie schmollte, und entbehrte ihre Gesellschaft nur sehr schwer.

Und als er ihr eines Tages unvorsichtiger Weise die Hand mit einem Messer ein wenig verletzte und sie ihm im Uebermut befahl, den Schaden durch einen Handkuß sofort wieder gut zu machen, da blieben seine Lippen viel länger auf ihrer weißen,

weichen Hand ruhen, als nötig gewesen wäre; sie gewahrte das leise Zittern, das seinen Körper durchbebte, und die Röte, die sein Gesicht überflog; er verließ fluchtartig das Zimmer und kehrte erst mit dem späten Abend wieder zu ihr zurück. Hortense war zufrieden mit dem Erfolge ihrer Koketterie; sie war überzeugt, daß er ihr mit Freuden auf das Standesamt folgen werde, wenn sie ihm ihre Zuneigung unzweideutig zu erkennen gäbe, und weiter wollte sie ihn nicht haben.

Noch war es nicht Zeit, das Wittum aufzugeben, aber lange wollte sie nicht mehr warten.

So war der Winter vorübergegangen; für die junge Witwe war er schnell und angenehm verstrichen. François hatte allmählich sein zurückhaltendes Benehmen aufgegeben, ihr gegenseitiger Verkehr war ein vertraulicherer geworden, und wenn er sich auch niemals eine bestimmte Annäherung herausnahm, so suchte er doch ihre Gesellschaft fleißig auf und schien sich nur in derselben wohl zu fühlen.

Tagsüber auswärts beschäftigt, kehrte er regelmäßig abends heim und plauderte gerne, wenn alles im Hause sich zur Ruhe begeben hatte, auf der Bank vor dem Hause sitzend, noch ein Stündchen mit der schönen Witwe.

So saß er auch eines schönen Maiabends an ihrer Seite. Die Gäste hatten sich entfernt, um der Ruhe zu genießen nach schwerer Tagesarbeit, auch die Bewohner des Hauses hatten ihr Lager aufgesucht und nur Hortense und er waren geblieben; sie wollte noch ein Stündchen den herrlichen Abend genießen.

Die sengende Hitze des Tages hatte einem lauen Luftzuge Platz gemacht, welcher wohlthuend um Stirne und Wange spielte, der Mond stand in voller Pracht am Himmel und ließ die in rötlicher Blüte stehenden Mandelbäume auf den Weinbergen wahrnehmen, aus deren dunklem Grün ein einziges Lichtlein herabschimmerte auf die Beschauer, Zeugnis davon gebend, daß Herr Deprét, vom Frühling angezogen, auf seinem Landsitze angekommen sei.

Hortense war lange Zeit ruhig sitzen geblieben und hatte ihre Blicke auf die sie umgebende Pracht und Herrlichkeit des sprossenden Frühlings gerichtet. Auch in ihrem Herzen war es Frühling; über Prospers Tod war mehr als ein Jahr hingegangen, neben ihr saß der Mann, der ihr als der begehrenswerteste von allen erschien. Was hinderte sie, es ihm zu sagen, daß sie ihn zum Lebensgefährten ausersehen habe! Sie hatte lange genug getrauert und getändelt, sie wollte ihre Herzensangelegenheit und ihr Wittum zu einem erwünschten Abschluß bringen und eben jetzt schien ihr der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein. Ihr Herz pochte hörbar und ihr Blut wallte. Sie hatte den Blick auf François gerichtet; auch er saß schweigend und schien in Gedanken vertieft. Das Mondlicht ließ ihr die schönen Linien seines Profils deutlich sehen. Sie rückte ihm näher und ergriff seine Hand, welche auf dem Knie ruhte; er ließ sie schweigend gewähren und wendete ihr langsam sein Gesicht zu.

„Es ist schön hier, François," flüsterte sie ihm, sich an ihn schmiegend, zu; „möchtest du wohl für immer hier bleiben?"

François fand nicht sogleich Worte zu einer Erwiderung, aber er fand auch nicht die Kraft, sich von ihrer Umschlingung los zu machen, als sie den Arm um seinen Hals legte, ihre Stirne an seine Wange preßte und in ihrem süßen, bestrickendem Flüstern fortfuhr:

„Ich liebe dich, François, aus vollem Herzen und mit heißem Blute; ich habe dich geliebt, als ich dich zum ersten Male sah, und will dich lieben, heiß lieben, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt."

François antwortete nicht, aber er hatte seinen Arm um die Taille des schönen Weibes gelegt und preßte sie zitternd an seine hochwogende Brust.

Vor seinem Auge erschien die Gestalt Maikäths mit traurigem, vorwurfsvollem Gesicht; aber er konnte ihre Züge nicht festhalten, so sehr er sich bemühte; er streckte seine Arme nach ihr aus, als wollte er sie fassen, aber es war die üppige Gestalt

Hortenses, welche er an seine Brust drückte, und welche seinen Druck immer inniger erwiderte. Immer mehr verschwammen Maikäths traurige Züge und wandelten sich in das liebeglühende Gesicht des schönen Weibes um, welches er in seinen Armen hielt.

„Alles, was du hier siehst, ist mein, und du sollst Herr darin sein, alleiniger Herr, wie in meinem Herzen," flüsterte die melodische Stimme wieder, und ein paar schwellende, weiche Lippen drückten sich verlangend auf die seinen.

Sein Widerstand war gebrochen. . . . . . .

Da ertönten von dem zunächst liegenden Weinberge herab die sonoren Töne eines Waldhorns.

Ha! Was war das? War Père Benoit wieder aufgestanden, um Appell zu blasen für die Liebenden?

Es war dieselbe Weise wie damals, als er sie zum letzten Male in seinem Leben an den Bildstein rief und ihre Hände ineinander legte.

Wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, schnellte François empor und drückte Hortense unsanft von sich.

Wütend über diese Beleidigung stürzte diese in die Hausthüre und schlug sie in nicht mißzuverstehender Weise hinter sich zu.

Ja; dieses Haus war für ihn geschlossen und sollte es bleiben; er wollte es so. Ohne sich lange zu besinnen, begab er sich in sein Zimmer, packte seine geringen Effekten ein, schnürte das Unentbehrlichste in ein Bündelchen zusammen, trat seinen Weg an und schritt fort, die ganze Nacht hindurch und bis weit in den Tag hinein, bis große Hitze und Müdigkeit ihn veranlaßten, eine Ruhepause zu machen.

VIII.

Die Geheimnisse des Bildsteins.

Nur kurze Zeit hatte sich François Ruhe gegönnt, um sich an einem Mittagsmahl zu stärken und die größte Sonnenhitze vorübergehen zu lassen. Dann nahm er seinen Weg wieder auf; ein unerklärliches Etwas trieb ihn vorwärts; er wollte Maikäth wiedersehen und nicht mehr von ihr weichen. Er wollte lieber daheim arbeiten und trachten, es wieder zu einer eigenen Behausung zu bringen, und wenn sie noch so klein und ärmlich wäre.

Er wußte jetzt, was er zu leisten imstande sei und getraute sich auch in der Heimat sein Ziel zu erreichen. Er bereute den Schritt nicht, den er gethan hatte, und je mehr er denselben überlegte, desto klarer war es ihm, daß er im Hause der Witwe nicht länger mehr bleiben konnte. Der nächste Morgen mußte ihn bei den Seinen finden, und rüstigen Schrittes kam er in der Kühle des Abends rasch vorwärts. Der hell leuchtende Mond ließ ihn seinen Weg ohne Beschwerde finden, und ohne die Schönheit des dichtbewaldeten Gebirgszuges der Vogesen wahrzunehmen, trachtete er unentwegt weiter, bis er auf der Höhe anlangte, auf welcher ihm sein heimatliches Dorf im Mondlicht entgegen blinkte.

Da mäßigte er seinen eilenden Schritt; er war viel früher an seinem Ziele angelangt, als er es erwartet hatte, und wollte den Schlaf der Seinen nicht stören. Noch graute der Morgen kaum, die Luft war lau und die Bank am Bildstein bot ihm ein willkommenes Ruheplätzchen. Langsam und sinnend schritt er darauf los und betrachtete das trauliche Plätzchen, welches so vielfach und innig mit seinem ganzen Lebensgang verknüpft war.

Erst jetzt gewahrte François die Schönheit der mondhellen Nacht und ließ dieselbe beruhigend auf sein Gemüt einwirken, die ganze Natur atmete Leben und Glück. Mit Wohlbehagen sog er den würzigen Duft von unzähligen blühenden Blumen und

Sträuchern ein und lauschte entzückt dem vieltausendstimmigen Gezirpe der Feldgrillen, dem Quaken der Frösche und dem melodischen, zarten Ruf der Unken.

Von weitem tönte ein unbestimmtes, singendes und klingendes Geräusch durch all dieses Stimmengewirre an sein Ohr, welches zu unaufhörlichem, neugierigem Lauschen veranlaßte. Es mochte wohl das Getöse verschiedener in weiter Ferne brausender Eisenbahnzüge sein; dazwischen summten dumpfe, mächtige und vermöge ihrer unermeßlichen Entfernung doch nur unbestimmt vernehmbare Schläge, wie von einem großen Eisenhammer herrührend, dessen Lage zu bestimmen dem Ohre bei der Allgemeinheit der Lufterschütterung nicht möglich wurde.

François lauschte all diesem Tongewirre mit aufmerksamem Ohr, ohne es in einzelne Laute trennen zu können; aber trotz des allgemeinen Summens, Dröhnens und Zirpens meinte er doch dazwischen ein ihm nahes, leises Geräusch, ähnlich dem verhaltenen Atmen eines Menschen, zu vernehmen. Es kam von dem Bildsteine und gespannt richtete er seine Aufmerksamkeit auf dasselbe.

Sollten die alten, kaum mehr erkennbaren Ueberreste des Standbildes Leben bekommen und zu atmen begonnen haben?

Die alte, verwitterte Steinfigur blickte, bald vom hellen Mondstrahl getroffen, bald von dem Schatten einer schnell vorüberziehenden Wolke verdunkelt, auf ihn herab, als nicke sie ihm ein freundliches Willkommen in der Heimat zu. Uebermütig lange Auswüchse von Brombeersträuchern und wilder Weinrose hatten sich bis zu ihm emporgeschlängelt und trieben ihr mutwilliges Spiel mit dem Wehrlosen, indem sie ihm den Bart mit ihren Dornen zerzausten, wozu ihnen ein frischer Morgenwind willig die Hand bot.

Daher mochte wohl auch das vorher vernommene Geräusch kommen!

François lenkte seine Blicke wieder von ihm ab in die weite Ferne. Ein dunkelblauer Himmel mit hellfunkelnden Sternen dehnte sich über ihm aus und fesselte seinen Blick. Der Mond schaute mit breitlächelndem Gesicht herab und trieb ein mutwilliges Versteckenspiel mit der in jugendlichem Frühlingsgrün prangenden Erde, indem er bald sein strahlendes Gesicht zeigte, bald es hinter einer dunklen Wolke versteckte, und Kukuk und Wachtel riefen ein kindisches „kukuk“ — „da, da, da“ — dazu, während eine Nachtigall in entzückenden Trillern ihrer Heiterkeit darüber Ausdruck gab.

Sie hatte soeben Platz genommen in dem dichten Gebüsch, welches das Steinbild umgab, hatte aber gleich darauf dasselbe zum Bedauern François' wieder verlassen und war dem nahen Walde zugeflogen, von wo aus sie ihre Lieder mit erneuter Kraft in die Luft schmetterte.

Warum blieb sie nicht, wo sie war?

Vielleicht lauschte ihr auch Mailäth! Da drüben lag das kleine, freundliche Häuschen mit seinen blauen Läden und weißen Wänden, an welchen sich die noch schwach belaubten Reben emporrankten. Es barg sein Liebstes, was er auf Erden hatte, aber es deckte auch vielen Kummer und Herzeleid. Er selbst war an das Häuschen gekettet mit allen Fasern seines Herzens; seine Mutter hatte Aufnahme gefunden in demselben, als sie von dem Juden von Haus und Hof getrieben wurde.

Da unten lag das Gehöft seines Vaters; wenn es nicht des Juden Eigentum geworden wäre, würde jetzt er darinnen wohnen, vielleicht Maikäth schon heimgeführt haben und nicht gezwungen sein, in der Welt herumzusteuern und sein Brot bei fremden Leuten zu suchen.

Seine Züge verfinsterten sich und eine leise Verwünschung glitt von seinen Lippen.

Und wieder zog das verhaltene Atmen des Bildsteins seine Aufmerksamkeit auf sich. Das war nicht das Geräusch der sich am Steine reibenden Ranken.

Warum war die Nachtigall so schnell hinweggeflogen? Lange lauschte er; — da vernahm er es wieder; es mußte ein Mensch sich in seiner unmittelbarsten Nähe befinden,

und getrieben von dem Drange, dem geheimnisvollen Atmen auf die Spur zu kommen, sprang er auf und drang in das dichte Gebüsch ein.

Er hatte sich nicht geirrt.

An der Rückseite des Steinbildes, fest an dasselbe gedrückt, kauerte, rings vom Gebüsch umgeben, ein Mann in gebückter Stellung. Derselbe schien seine Anwesenheit nicht verraten zu wollen, denn er drückte sich regungslos an das Steinbild, um dessen geringen Schatten auszunützen, und konnte infolge dessen von François nicht erkannt werden.

Auf seine wiederholte Frage, was er hier wolle, erhielt François keine Erwiderung, was ihn veranlaßte, den Geheimnisvollen mit kräftiger Faust am Kragen zu packen und in die Höhe zu ziehen.

Aber wie erstaunte er, als der Unbekannte dagegen Einsprache erhob und er an der Stimme Veit Wolf erkannte!

Was hatte der Jude zu dieser Stunde und an diesem Platze zu thun?

Er mochte etwas fester zugegriffen haben, als er die Entdeckung machte, daß er den roten Wolf unter der Faust habe, und zog nun den Widerstrebenden in das Mondlicht, um sich auch durch den Augenschein von dem kostbaren Fund zu überzeugen.

Sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht; es war wirklich Veitl, welcher nunmehr, erschöpft von dem langen Verharren in kauernder Stellung, tief Atem holte.

„Laß mich los, François!“ sagte der Jude, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte.

„Nicht eher, als bis ich weiß, was du hier zu suchen hast,“ erwiderte dieser.

„Was geht's dich an! Frag' ich dich doch auch nicht, was du zu suchen hast hier! Und was redest du mich an per Du, junger Mann“ . . . .

Weiter kam Veitl in seiner Rede nicht; die Faust, welche ihm am Kragen saß, schloß sich fester und rüttelte ihn in einer Weise, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Wir reden vielleicht noch in ganz anderer Weise miteinander, Wucherjude, verdammter“ — entgegnete François —, „vor allem aber will ich wissen, was du hier zu suchen hast!“ —

Veitl begriff sofort, daß er andere Saiten anschlagen müsse. An Körperkraft konnte er sich, trotzdem er ein kräftiger Mann war, mit diesem Hünen nicht messen; das Bild des wutschnaubenden Ulanen, welches er seiner Zeit lange genug von seinem Fenster aus zu beobachten Gelegenheit hatte, trat vor seine Seele. Es wäre unklug gewesen, seinen Zorn herauszufordern; auch mochte er noch andere Gründe haben, als die Sorge um sein augenblickliches, körperliches Wohlbefinden, welche es ihm ratsam erscheinen ließen, der Angelegenheit einen ruhigen Verlauf zu sichern.

„Was willst du machen mit einem alten Mann, François,“ hob Veitl wieder an, „laß mich los, daß ich kann reden, und ich werde dir sagen, was ich hier gemacht habe.“

François war dessen zufrieden; er ließ Veitl los und forderte ihn zu weiterer Rede auf. Was der Jude sagte, entsprach jedoch keineswegs seinen Erwartungen. Veitl wies auf die Schönheit der Mainacht hin, welche er genießen wollte, auf den Sang der Nachtigall, welchem er auf der Bank vor dem Steinbilde lauschte, bis er, durch François' Erscheinen veranlaßt, sein Versteck hinter dem Steinbild suchte, woselbst er gegen seinen Willen durch François' langes Verweilen mehr als eine Stunde festgehalten wurde und dergleichen mehr.

Aber Veitls schöne Worte fielen auf harten Boden; sein schwärmerischer Sinn für die erhabenen Schönheiten der Natur fanden wenig Anklang in dem verhärteten Gemüt des rohen Ulanen. Die Faust, welche ihn vor kurzem losgelassen, legte sich wieder liebend auf seinen Nacken und schüttelte ihn, daß ihm die Schweißtropfen auf die Stirne traten.

Die braven Grillen aber, welche bei der Rede des Juden wie durch einen Zauberschlag verstummten, die Frösche und Unken nahmen mit erneuter Kraft ihren melodischen

Gesang wieder auf; die Nachtigall schlug ihren schönsten Triller und der Mond, welcher sein strahlendes Antlitz verhüllt hatte, beschien mit seinem schönsten Silberlicht die erfreuliche Scene.

Wieder war Ruhe eingetreten, welche Veitl dazu benutzte, sich von dem für ihn so erschütternden Zwiegespräch mit dem Ulanen zu erholen.

Zu weiterer Rede aufgefordert, hub Veitl von neuem an, zu erzählen, daß es weniger die Reize der Natur und die schöne Mainacht waren, welche ihn aus dem Bette trieben, als ein Anfall von Asthma, welcher ihn am Atmen verhinderte und den Aufenthalt in der freien Luft zum unabwendbaren Bedürfnis machte.

Aber auch diese Worte fielen auf Sand. Der riesige Ulan schien von asthmatischen Beklemmungen noch weniger Begriff zu haben, als von der Schönheit der Mainacht.

Abermals legte sich seine Rechte, diesmal von der Linken brüderlich unterstützt, auf Veitls Schultern, und abermals begann ein Rütteln, als wollte er den Kopf des Juden vom Rumpfe schütteln, wie der Knabe den letzten Apfel, welchen sein suchendes Auge auf dem Baume entdeckt.

Und wiederum brach die schöne Frühlingsnatur in lauten Jubel aus; wiederum erhoben Grille und Unke ihren beifälligen Gesang, trillerte die Nachtigall und sah der Mond mit seinem süßesten Lächeln wohlgefällig herab, während der Kukuk mit lautem Ruf auf den Beginn der zweiten Scene des heiteren Spieles aufmerksam machte.

Für Veitl fing die Lage an, sehr kritisch zu werden. Wie der Mathematiker vom Bekannten auf Unbekanntes mit unumstößlicher Sicherheit schließt, so konnte auch er von dem erhöhten Kraftaufwand von Seite des Ulanen auf dessen gesteigerte innere Aufregung schließen.

Es war höchste Zeit, der erschütternden Scene ein Ende zu machen.

„Ich will dir die Wahrheit sagen,“ nahm Veitl seinerseits die Zwiesprache wieder auf, „aber du mußt mir versprechen, mich nicht mehr anzurühren, denn dich geht die ganze Sache eigentlich gar nichts an.“ —

„Ich wollte einige schöne Sträucher in meinen Garten haben, und da ich mir dieselben nicht zu verschaffen wußte, wollte ich sie mir hier holen, wo sie sich in solchem Ueberfluß befinden, daß sie sich gegenseitig am Gedeihen hindern.“

Für Sträucher und Gartenangelegenheiten schien der wilde Mann mehr Verständnis zu haben, als für Asthma und Mondstrahlen, wenigstens blieben seine Hände ruhig an ihrem Platze, was für Veitl immerhin schon eine schöne Errungenschaft war.

Die braven Grillen, Frösche, Unken und die Vögel des Waldes hatten vergeblich ihre Kräfte gesammelt zu neuer Jubelhymne und der Mond strich ruhig weiter, nach anderer Kurzweil suchend.

Recht viel Glauben schien jedoch François auch jetzt den Worten des Juden nicht zu schenken und forderte diesen auf, ihm die Sträucher zu zeigen. Veitl hatte wieder Mut gewonnen und weigerte sich, in das Gebüsch zurückzukehren. Er mußte jedoch dem Drängen des Stärkeren nachgeben und François fand an der Stelle, wo er Veitl entdeckt hatte, einen Spaten, welcher allerdings den Worten Veitls mehr Glaubhaftigkeit zu verleihen sehr geneigt war. Gleichzeitig aber endeckte er auch ein tiefes Loch in der Erde, unmittelbar am Steinbilde, welches unmöglich von der Herausnahme eines Strauches herrühren konnte.

Einen Augenblick starrte François auf die Oeffnung, dann aber durchkreuzte ein Gedanke wie ein Blitzstrahl sein Gehirn.

„Jude, du hast abermals gelogen,“ schrie er Veitl zu, aber seine Hand legte sich auch diesmal nicht auf dessen Schulter.

Er hatte auf seinem Marsche eine Schälwaldung passiert und sich dort mit einem tüchtigen Gehstock ausgerüstet.

Es war das Stämmchen einer deutschen Eiche, noch jung zwar und biegsam, aber dennoch mit der Zähigkeit und Härte ausgerüstet, welche dieser vorzüglichen Holzgattung eigen ist.

Dieser Stock war es, welchen François mit fester Hand erhob und drohend über Veitl schwang.

Mit begreiflicher Angst sah Veitl denselben über seinem Haupte schweben. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, nach dem Spaten zu greifen und den Kampf mit dem Gegner aufzunehmen. Aber nur einen Augenblick — dann gewann das Bewußtsein in ihm wieder die Oberhand, daß er um keinen Preis etwas unternehmen durfte, was geeignet war, die fatale Angelegenheit an die Oeffentlichkeit zu bringen.

„Schlag nicht, François," rief er, nachdem es ihm gelungen war, sich die nötige Fassung wieder zu erringen, „ich will dir ja alles gern erzählen, aber du mußt schweigen. Ich habe mir ein Sümmchen Geld erspart und da es bei diesen schlechten Zeiten nicht sicher ist im Hause und die Franzosen jeden Tag über unser Land herfallen können, gedachte ich es hier rechtzeitig zu verbergen."

Dabei suchte er einen dunklen Gegenstand, welcher zu seinen Füßen auf der frisch aufgeworfenen Erde lag, mit dem einen Fuße unter das dichte Gebüsch hinter sich zu schieben, was jedoch von François bemerkt wurde.

Dieser war einen Augenblick verblüfft über die unerwartete Wendung, welche der schlaue Jude der Sache zu seinen Gunsten zu geben wußte. Aber die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung leuchtete ihm sofort ein. Es war als sicher anzunehmen, daß Veitl den Gegenstand, welchen er beiseite zu schieben suchte, nicht in die Grube bringen wollte, sondern derselben soeben entnommen hatte.

Derselbe war jedenfalls von Père Benoit schon vor Jahren dahin gebracht und nunmehr von rechtswegen das Eigentum Maikäths, welches der Jude an sich nehmen wollte, nachdem er sie und François um alles gebracht hatte.

François überkam bei diesem Gedanken eine furchtbare Wut, es fiel ihm ein Wörtchen bei, welches er beim Regiment vielmals zu hören Gelegenheit hatte; ein Wörtchen klein und inhaltsschwer. Es ist „haue, haue," und als der Jude auf seiner Behauptung stehen blieb, sauste das deutsche Eichenstämmchen unsanft auf seinen breiten Rücken nieder.

Der Streich war von starker, geschulter Faust, so recht aus dem Gelenke geführt und hätte einem österreichischen Stock-Korporal von anno 48 alle Ehre gemacht. Daß er gut saß, bewies das langgedehnte, wimmernde „Aaah" — Pariser Stimmung 435 Schwingungen in der Sekunde — des sich in Schmerz windenden Veit Wolf.

Dieser drastische Vorgang entzog sich der Außenwelt und der Mond blickte naseweis durch das vielverschlungene Gezweige des dichten Gebüsches.

Ob nun das peinliche Verhör vonseite des wütenden Ulanen ein durch die Umstände berechtigtes oder unberechtigtes war, genug — es führte zum Ziele. Veitl gestand, daß er dem Unterbau des Steinbildes den gewichtigen Pack entnommen habe, welcher zu seinen Füßen lag und im Verlaufe, daß er durch ein Blatt Papier mit chiffrierter Schrift, welches er im Hause Bertrands gefunden habe und dessen Inhalt zu entziffern ihm nach vielen Versuchen gelungen sei, zu diesem Schritte veranlaßt wurde. Er beschwor François, über den Vorfall zu schweigen, mit der Versicherung, daß er sich nur die Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandensein des Packes verschaffen wollte und denselben jedenfalls uneröffnet an Maikäth oder deren Mutter abgegeben hätte.

Trotz eines neuen Wutausbruchs François' gelang es der Geschmeidigkeit und dem Flehen des schon bejahrten Mannes, weitere Thätlichkeiten hintan zu halten und nachdem er François auch noch das fragliche Blatt behändigt hatte, hielt ihn dieser in seiner fluchtartigen Entfernung vom Platze nicht weiter auf.

Als ihm der Jude aus dem Gesichtskreise entschwunden war, untersuchte François den Unterbau des Bildsteins, ohne jedoch weitere Entdeckungen zu machen, warf die Grube zu, suchte die Spuren nach Möglichkeit zu verwischen und schritt sodann mit dem Entschlusse, Schweigen über die Sache zu bewahren, dem kleinen Häuschen zu, um dessen Inwohner zu wecken und mit ihnen den Fund zu untersuchen.

Es war selbstverständlich Maikäth, welcher die Freude zuteil wurde, dem pochenden Geliebten Einlaß zu gewähren. Mit dem Ausruf höchster Freude fiel sie dem so unerwarteten Gast um den Hals und es blieb den Liebenden lange Zeit, sich des Wiedersehens zu erfreuen, bis Frau Benoit und Frau Bertrand in die Stube kamen, um auch ihrerseits den Angekommenen zu begrüßen und nach der Ursache der unerwarteten Wiederkehr zu fragen.

François verschob eingehendere Aufklärungen über diesen Punkt auf geeignetere Zeit und erklärte nur, daß er, durch einen glücklichen Zufall veranlaßt, den Bildstein untersucht und ein schweres Packet unter demselben gefunden habe.

Dieses war ganz geeignet, die Gedanken aller von anderem abzulenken und mit ungeheurer Spannung wurde an die Eröffnung desselben geschritten. Es enthielt in sorgfältigster Verpackung einen Sack mit nahezu tausend Franken in Gold und Silber und französische Wertpapiere im Betrage von neuntausend Franken. Denselben waren einige Zeilen von Père Benoits Hand angeschlossen, in welchen er schrieb, daß er diese Summe hier niederlege, um sie, für den Fall eines unerwarteten Todes, seinem verkommenen Sohn zu entziehen und für Maikäth zu retten.

Die Freude über den Fund war eine allgemeine; er war hinreichend für die beiden Liebenden, um sich ihren eigenen Hausstand zu gründen und es stand ihrer Vereinigung kein Hindernis mehr im Wege.

Den anstürmenden Fragen, auf welche Weise er von dem Vorhandensein des Packetes Kenntnis erhielt, wich François mit dem Bemerken aus, daß ihn der Gedanke hieran schon längere Zeit verfolgt habe und er eigens gekommen sei, um nachzusehen. Der Vormittag war schnell verstrichen und die Mittagsstunde benutzte François, um Veit Wolf aufzusuchen.

Er wollte wissen, was das Blatt, welches der Jude ihm gegeben hatte, enthalte; gleichzeitig trug er sich mit der Hoffnung, vielleicht wieder in den Besitz des Hauses seines Vaters gelangen zu können.

Wolf zeigte sich geschmeidig gegen François, wenngleich er die Herausgabe des Hauses verweigerte, da der Umbau desselben schon zu weit vorgeschritten sei.

Dagegen gab er ihm bereitwilligst den Schlüssel zu der von Père Benoit angewandten Geheimschrift.

Ein weiterer Versuch Veitls, sich François gegenüber gefällig zu zeigen, um sein Schweigen zu erkaufen, indem er ihm einen ehemaligen Weinberg von Maikäths Vater um sehr geringen Preis zum Rückkauf anbot, wurde von diesem verächtlich zurückgewiesen.

Bei seiner Rückkunft zu Hause war François in der Lage, die Neugier der Frauen über die Entdeckung des Fundes insoweit zu befriedigen, als er ihnen das allen bekannte chiffrierte Blatt vorzeigte, welches dieselbe herbeiführte und ihnen den Schlüssel wies, vermittelst welchem man die fremdartigen Zeichen enträtseln könne. Er fand sich nicht veranlaßt, den Seinigen länger zu verschweigen, auf welche Art er in den Besitz beider kam und ihnen die Vorgänge der verwichenen Nacht vorzuenthalten.

Der Brief war an Herrn Deprét in Paris gerichtet, unvollendet, und enthielt nur die Mitteilung von der Verwahrung der Papiere und des Geldes im Unterbau des Standbildes, um sie vor der Verschwendungssucht Benoits zu retten und Maikäth zu erhalten.

Der Eindruck, welchen diese wenigen Zeilen auf Maikäth und ihre Mutter machten, war ein mächtiger. Wurden sie doch hierdurch in lebhafter Weise in jene Zeit zurückversetzt, zu welcher Maikäth den Großvater tot auf seinem Zimmer fand und zu welcher der Vater, von der geringen Hinterlassenschaft schwer getäuscht, fast sinnlos vor Aufregung alle Winkel des Hauses und Gartens nach Geld durchsuchte, ohne in erwarteter Weise zu finden, um dann wenige Monate später selbst ins Grab zu sinken.

Nunmehr war das Rätsel von damals gelöst.

Herr Deprét, der intimste Freund Père Benoits, war allen von seinen öfteren

Besuchen und mehrtägigem Verweilen im Hause her gar wohl bekannt. Er hatte sich seit dem Tode des Großvaters nicht mehr sehen lassen.

Den Insassen des Häuschens am Bildstein waren jedoch noch andere Ueberraschungen vorbehalten.

Wenige Tage nach dem unerwarteten Eintreffen François, am 21. Geburtstag Maikäths, kam, nicht minder unerwartet, Herr Deprét zu Besuch, erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Befinden der Familie und rückte schließlich mit der Erklärung heraus, daß er als Notar und Sachwalter Père Benoits, nicht minder aber als dessen intimster Freund, gekommen sei, um Rechnung zu legen von den bei ihm bis zu dem heutigen Tage hinterlegten und eingegangenen Geldern.

Der Inhalt seiner langen, geschäftlichen Auseinandersetzung und Rechnungslegung war, kurz gefaßt, folgender:

Père Benoit war der Erfinder eines feinen Odeurs und in der Folge Mitbesitzer einer Pariser Parfümeriefabrik geworden. Er hatte sich von dem Geschäfte, welches anfangs nur mäßigen Gewinn abwarf, vorgerückten Alters wegen zurückgezogen und die Wahrung seiner Rechte dem Notar Deprét übertragen. Der Gewinn wurde aber mit den Jahren ein größerer und Père Benoit erhielt alljährlich eine bedeutende Summe geschickt. Als jedoch die Mißwirtschaft seines Sohnes wiederholt das angesammelte Kapital verschlang, zog er es vor, die Geldsendungen einzustellen und das Geld im Geschäfte zu belassen.

Herr Deprét kam alljährlich zur Abrechnung und zum Besuche nach Wingertswiller.

Das angesammelte Kapital betrug bisher rechnungsmäßig nachgewiesen 150 000 Franken und konnte sofort erhoben werden.

Die Hinterlassenschaft war durch ein Testament Père Benoits letztwillig geregelt und trat Maikäth als direkte Erbin in den Genuß nicht nur des Kapitals, sondern auch des Anteils der nunmehr mit größter Rentabilität betriebenen Parfümeriefabrik.

* * *

François und Maikäth hielten nicht lange nach der erfreulichen Wendung ihres Geschicks Hochzeit.

Das kleine Häuschen steht noch; Frau Benoit und Frau Bertrand waren gleichmäßig von dem Wunsche beseelt, ihre Lebenstage in demselben zu verbringen. Unweit desselben erhebt sich ein stattlicher Neubau mit schönem, wohlgepflegtem Garten; es ist der Wohnsitz des jungen Ehepaares. In seinem Glücke fiel es François nicht bei, den Juden wegen der bewußten Ausgrabung gerichtlich zu belangen, sowie er auch im allgemeinen über die Vorgänge jener Nacht zu schweigen liebte. Sie wären auch nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen, wenn nicht ganz besondere Umstände hierzu beigetragen hätten.

Der Bildstein, welcher von François und seinen Angehörigen in großen Ehren gehalten wird, macht zwar einen sehr ernsten, altersgrauen und schweigsamen Eindruck. Wenn jedoch rings um ihn her die Traube sich füllt, wenn schwüle Herbsttage dieselbe zur Reife bringen und der Winzer den würzigen Saft aus ihr preßt, dann steigen auch zu ihm die berauschenden Dünste auf und sollen den Alten geschwätzig machen; und wer ein erkleckliches Quantum des brausenden Saftes trinkt, der zu seinen Füßen gedieh und an einem Sonntage geboren ist, dem soll die steinerne Sprache verständlich sein.

Das hat ein Mann gewissenhaft erfüllt und sich dann hingestreckt auf die Bank vor dem Bildstein an einem schönen Herbstabend.

Die Natur war rosenrot angehaucht; ein lauer Herbstwind trug die süßen Düfte des Boskets zu ihm herüber und umfächelte ihm schmeichelnd Wange und Stirne. Die Zweige der Brombeere und Weinrose neigten sich spielend zu ihm herab und zahllose Herbstkäfer summten ihm ein Schlummerlied.

Es war stille und menschenleer geworden rings umher und nur von ferne tönten Gesang und heitere Rufe der heimkehrenden Winzer.

In dieser trauten Einsamkeit schien das graue Steinbild Leben zu gewinnen. Seine verschwommenen, wetterverwaschenen Züge gewannen menschlichere Formen, es grinste mit breitem Lächeln herab und nickte freundlich, als es mit ungelenker, fremdartiger und doch verständlicher Sprache anhub zu reden:

„Du kannst mir leid thun, armseliger Tropf. Hast deine schöne Heimat verlassen, um hier Enttäuschungen zu erleben. Ha, Ha! Verlorenes Leben und Streben; das thut weh; ich kenne das.“

„Du bist keiner von denen,“ sprach es wohlgefällig weiter, „die sich für Gelehrte halten, mein Gestein mit Hämmern und Messern malträtieren, mich für einen heidnischen Gott ausgeben, den sie Merkur nennen und mir nachsagen, ich hätte, kaum geboren, die Lyra erfunden. Ich bin aber kein Instrumentenmacher und auch kein Grieche, sondern ein böhmischer Student. Ich bin derselbe Nepomuk, den sie vor etwa 500 Jahren in die Moldau warfen, so daß ich elend versaufen mußte. 's ist lange her, aber so was vergißt man sein Lebtag nicht!“

Einige Zeit schien das Steinbild in tiefes Nachdenken versunken, dann hub es wieder an: „'s ist schön da heroben, viel schöner als unten auf der Brücke, wo ich früher stand zum Andenken an das mir damals widerfahrene Malheur. Lange Zeit hat's auch gut gethan drunten und ich hatte eine geachtete und ehrenvolle Stellung. Als ich aber eines Tages einem Karren, auf welchem ein Wucherjude mit dem Gerichtsvollzieher saß, meine schärfste, steinerne Ecke unter das Rad schob und das mir widrige Pack in den Bach schmiß, da fand man, daß die Brücke zu schmal sei und keinen Raum für mich böte. Ich wurde unsanft abgebrochen und auf die Wiese nebenan gestellt, wobei ich beide Arme und meine Nase einbüßte.“

„Lange stand ich da ohne Zweck, bis Père Benoit die Erlaubnis erbat, mir hier einen würdigeren Platz anweisen zu dürfen.“

„Es war im Jahre 1870 und der Krieg in Sicht. Père Benoit hat sich ein gutes Versteck durch mich geschaffen und meinem Unterbau seine Schätze anvertraut in schwerer Kriegszeit. Ich habe sie ihm getreulich bewahrt, als tausende und abertausende von Soldaten an mir vorüberzogen.“

„Dafür hat er mir einige schadhafte Stellen am Leibe mit Cement ausstreichen lassen. Es sieht nicht gut aus, aber ich stehe wieder fest und ein Kunstwerk war ich nie.“

„Es war eine schwere Zeit damals; später aber begann ein lieblicheres Treiben zu meinen Füßen. François und Maikäth spielten hier und ich sah das Pflänzlein ihrer jungen Liebe himmlisch schön aufkeimen in ihrer reinen Brust, bis es sich entfaltete zur herrlichsten Blume.

„So was hält auch in meinem Alter noch warm.“

„Es ist sonst nicht meine Sache, aus der Schule zu schwatzen; das wird mir der böhmische Wenzel jederzeit bestätigen müssen, aber dir sage ich alles, denn du weißt einen guten Tropfen zu schätzen, wie du heute bewiesen hast und leidest an Heimweh.“

„Ich kann die Leute gut leiden, die ihre Heimat und den Wein lieben.“

„Zu meinen Füßen wars auch, wo Père Benoit seinem treuen Freund Deprét seine Lieder auf dem Waldhorn blasen lehrte, damit er später, als François im fernen Lande den Verführungskünsten eines schönen Weibes unterliegen wollte, ihn mit gewaltigen Tönen gemahnen könne an sein treues Lieb daheim.“

„Ich war freudiger Zeuge, wie François heimzog, gerade zur rechten Zeit, um den Wucherjuden zu züchtigen für sein freches Beginnen.“

„Auch so was hält warm, wenn's gleich von Liebe himmelweit verschieden ist.“

„François hat damit seine Schwatzhaftigkeit wieder gut gemacht, mit der er der schönen Hortense seine Herzensgeheimnisse anvertraute.“

„Liebesangelegenheiten muß man nicht ausplaudern; das weiß unsereiner besser.“

„Hätte François geschwiegen, so wäre der Doktor nicht auf die Idee gekommen, ihm sein Bräutchen abspenstig machen zu wollen."

„Der Schlaukopf wußte, welche Reichtümer bei seinem Stiefvater der schönen Maikäth aufbewahrt waren und welch großartigen Aufschwung das Parfümeriegeschäft genommen."

„Ich meinesteils kann nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch so viel Geld ausgeben mag nur des guten Geruches halber; ich beziehe den herrlichsten Duft gratis von meiner Nachbarin Weinrose und von den Weinbergen ringsumher."

„Jetzt ist er wieder abgezogen, der schöne Ferdinand und führt gegenwärtig den Vorsitz im Speisesaal des „rappel des bons camarades" als Herr im Hause. Hortense hat sich leicht getröstet über François' Flucht durch die bald darauf erfolgte Rückkehr ihres alten Freundes und hat durch ihre Verehelichung mit ihm ein großes Verdienst erworben um die leidende Menschheit, da sie ihn hierdurch der ärztlichen Praxis für immer entzogen hat."

„Ich gönne allen Menschen gern ein frohes Dasein, am meisten aber freue ich mich des Glückes, welches ich zu meinen Füßen sehe. Da kommt täglich die schöne Maikäth gegangen mit ihrem kleinen Liebling auf den Armen, um sich niederzulassen auf der Bank, die würzige Luft zu genießen und zu warten, bis ihr glücklicher Gatte kommt und sie beide herzt und küßt."

„Oh, ich möchte meinen Platz nicht vertauschen, mit keinem andern der Welt, denn nirgend würde ich so viel des reinsten menschlichen Glückes sehen wie hier."

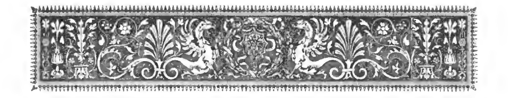
Wieder hielt der Alte inne in seiner Rede und blickte nachdenklich vor sich hin. Sein Gesicht nahm allmählich einen härteren Ausdruck an und fast war es, als wollte seine steinerne Stirne sich in Runzeln legen.

„Nur eines thut mir in der Seele leid," begann er von neuem, und seine Stimme grollte wie das Abrutschen eines wuchtigen Felsblockes, „daß dem Wucherer sein Handwerk nicht gelegt werden kann und er sich seines Reichtums freut, als hätte er ihn ehrlich erworben. . . . . . ."

„Aber du schläfst ja, mein Sohn, während ich dir die Ehre erweise, zu dir zu reden! Na warte nur."

Erschrocken fuhr der Mann in die Höhe; ein dorniger Brombeerzweig hatte ihm das Gesicht blutig geritzt. Mit Anbruch der Nacht hatte sich ein heftiger Wind erhoben und fröstelnd und mit zweifelndem Blick auf den dunklen, unbeweglichen Bildstein ging er heim, um das Gehörte niederzuschreiben.

Ende.



Zur Geschichte der Francke'schen Stiftungen und der Universität Halle.

Von

G. E. von Natzmer.

II.

Bald stellte sich für Francke das Bedürfnis heraus, auch bei den Anstalten eine Vertretung zu haben. Er nahm dafür einen Doktor der Theologie, Herrnschmid, in Aussicht, dessen damit gebotene Anstellung an der Universität aber auf Schwierigkeiten stieß. Natzmer wurde um sein Fürwort angegangen. Ehlers hat über den Fortgang der Angelegenheit aufgezeichtet: 31./1. 1716. „Herr v. Natzmer hat zweimal mit dem Könige geredet, auch wegen der subdirection (der Anstalten) etwas proponirt, ist aber gehindert worden.“ 24./3.: „Gestern kam umständliche Nachricht, daß Natzmer den König ausführlich von der Schwachheit des Herrn Professor (der damals sehr angegriffen) geredet, wie nöthig ihm ein adjunctus sei, welches er herzlich bedauert und versprochen, Herrnschmid solle es werden. Der Professor solle nur ad regem schreiben.“ Die Vokation erfolgte. Herrnschmid wirkte in Halle bis zum Jahre 1723, wo er starb, im größten Segen. —

Als die Verhandlungen wegen Herrnschmid schwebten, hatte Francke das Prorektorat der Universität. Die Handhabung der Disziplin, welche mit diesem Amte verknüpft war, brachte ihm Ungelegenheiten, auch Friktionen mit dem Kommandeur des in Halle garnisonierenden Regiments, dessen Chef der Fürst v. Anhalt war. Dazu kam, daß man die Exzesse, welche in Halle vorkamen, der pietistischen Richtung der Universität zuzuschreiben liebte. Unter solchen Umständen trat Francke gegen die Exzedenten mit solcher Energie auf, daß Herr v. Printzen der Universität im Namen des Königs eröffnete: „daß der Eifer ihm lieb wäre, man möchte aber moderation gebrauchen, damit die Universität nicht abnähme“ (28./1. 1717). Nach einer desfalsigen Vorstellung Natzmers durfte Francke den Beweis führen, daß die Zahl der Studierenden unter seinem Prorektorat gewachsen sei. Man sieht, wie praktisch der König war. Die Universität hatte damals 658 Studenten, darunter 81 Edelleute; auf letzteren Umstand legte man noch einen besonderen Wert.

Ende August traten Francke und Neubauer mit Erlaubnis des Königs eine sechswöchentliche „Erholungsreise ins Reich“ an. Es gestaltete sich diese Reise zu einem

24*

Triumph der Missionssache. Die Universität Halle und die Francke'schen Stiftungen wurden immer populärer. Auch Franckes persönlicher Einfluß stieg um so höher, als Breithaupt, infolge seiner Ernennung zum Generalsuperintendenten des Herzogtums Magdeburg und Abt des Klosters Bergen, genötigt war, längere Zeit von Halle abwesend zu sein. Der Berliner Lange und Michaelis, welche Breithaupt an der Universität vertreten, wenn nicht ersetzen sollten, hatten nicht dessen Bedeutung. Francke empfing auf jener Reise von der Herzogin v. Sachsen-Zeitz, einer Tochter des großen Kurfürsten, die ihrem reformierten Glauben von Herzen zugethan war, eine Aufforderung, ihren Gemahl, den Herzog Moritz Wilhelm, der im Begriffe stand, seinem Bruder, dem Herzog Christian, in den Schoß der katholischen Kirche zu folgen, in seinen Gewissensnöten zu beraten. Der Herzog Christian ließ sich die Bekehrung seiner früheren Glaubensgenossen, insbesondere seiner Verwandten, angelegen sein. Man hat ihm den Uebertritt des sächsischen Kurhauses, als Vorbedingung für die polnische Königskrone, zugeschrieben. Der Herzog Moritz Wilhelm hatte seinen einzigen Sohn in Halle erziehen lassen.

Bei seinem nunmehrigen Zusammentreffen mit Francke warf der Herzog die Frage auf: welches die beste Religion sei. Mit aller Entschiedenheit erwiderte Francke: die evangelische; in ihr sei die apostolische Lehre rein zu finden, während die Katholiken noch die Tradition und neben dem unsichtbaren ein sichtbares Haupt der Kirche verehrten. Die bloße Erkenntnis der evangelischen Wahrheit thue es aber nicht. In Christo gelte nichts als die neue Kreatur. Man müsse dazu beten und den Willen Gottes thun. Den mitanwesenden katholischen Beichtvater des Herzogs ermahnte Francke, Buße zu thun.

Der Herzog ließ sich überzeugen, entschloß sich aber erst nach einer ernstlichen Vermahnung Franckes, seiner Ueberzeugung einen entsprechenden Ausdruck zu geben, durch Teilnahme an einem Abendmahle beiderlei Gestalt feierlich zur evangelischen Kirche zurückzutreten. Bald darauf starb der Herzog an den Blattern (Nov. 1717). Aus den nachfolgenden Briefen ist zu ersehen, daß Francke sich gleich anfangs wegen des Herzogs an den König wandte.

Wir haben von des jungen Zinzendorfs Bestrebungen, den Streit der orthodoxen und pietistischen Lutheraner auszugleichen, gehört. Löscher in Dresden interessierte sich für die Vermittelung, obwohl er in seinen Schriften noch kürzlich die Hallenser mit den sektiererischen Fanatikern der Zeit zusammenwarf, wogegen Lange ihre Lehre als die wahre Orthodoxie, leider nur in zu schroffer Weise, hinstellte.

Löscher sah den Gegensatz in der zu großen Einseitigkeit der beiderseitigen Bestrebungen und zwar für die Orthodoxie der Kirche und die Frömmigkeit der Einzelnen. Letztere müßten, meinte er, dem Ganzen nachstehen. Als ob die Orthodoxie sich von der Frömmigkeit trennen dürfe? Die irenischen Bestrebungen Franckes schätzte auch Löscher.

Am 10. Mai 1719 vereinigte er sich mit Francke und Herrnschmid zu einer Besprechung in Merseburg. Es handelte sich dabei namentlich um die Lehre von der Erleuchtung der Unwiedergeborenen, die Behandlung der Mitteldinge und das Verhältnis der Rechtfertigung zu den guten Werken und der Heiligung. Die Unterredung verlief nach Wunsch. Löscher ließ aber den Streit dennoch nicht ruhen.

Aus unseren Briefen ersehen wir, wie objektiv Natzmer der Angelegenheit gegenüber sich verhielt. So sehr er den Frieden herbeisehnte, fürchtete er den falschen. Dem jungen Zinzendorf gestattete er nicht, sich mit der Vermittelung zu befassen, weil er noch unmündig war.

Am 19. August 1719 starb Canstein zu Berlin. Francke war an sein Sterbelager geeilt. Ehlers verzeichnete in sein Tagebuch: „Herr v. Natzmer, der Professor und ich wurden von den Thränen übernommen. Ich schlug in der Bibel die Worte auf: ‚Warum hast du mich verlassen.'" Der König erfuhr, daß Canstein das Waisenhaus zum Universalerben einsetzte und berief Francke nach Wusterhausen. Das von

Canstein hinterlassene bare Geld floß in die Kasse für den Druck der Bibeln, die Bücher vermehrten die Bibliothek des Waisenhauses, sein Wohnhaus in der Poststraße wurde vermietet und in den unteren Räumen zu einer Niederlage der Buchhandlung der Francke'schen Stiftung eingerichtet. Wegen der übrigen Hinterlassenschaft strengten die Verwandten Cansteins einen Prozeß an, der nach 70 Jahren mit einem Vergleich endete. Die Canstein'sche Bibelanstalt besteht noch in Segen, obwohl die Beiträge nicht immer nach Wunsch flossen. Canstein hat darüber aufgezeichnet, 30./6. 1710: „Wenn Gott nur den kennt, welcher die 1000 Thaler gegeben (ein Prinz von Dänemark)! Sonsten habe bei diesem Werke angemerkt, daß diejenigen, von welchen man das meiste sollte vermuthen, nichts oder wenig beigetragen, den guten Natzmer ausgenommen, der sich ehrlich dabei verhalten."

Am 4. Oktober 1720 kam der König wieder nach Halle und besuchte die Anstalten. Im Jahre zuvor hatte er mit Francke die Verabredung getroffen, daß jährlich zehn Soldatenkinder in das Waisenhaus kommen sollten. In den Briefen Natzmers finden sich Anklänge hieran.

Sehr befriedigt von allem, was er in Halle zu sehen bekommen, erfüllte der König die Bitte Franckes, einem gewissen Heineccius, der in seinen Ansichten mit den übrigen Theologen nicht stimmte, den Zugang zur Universität Halle zu verschließen. Bald darauf entsprach der König den Anträgen Franckes in dem berühmten Prozeß Wolff.

1706 als Professor der Mathematik und Physik nach Halle berufen, erhob Christian Wolff durch seine Vorträge über Metaphysik, Logik und Moral, die er als Mitglied der philosophischen Fakultät hielt, die Philosophie, welche man in Deutschland bis dahin vernachlässigt hatte, zu einer selbständigen Wissenschaft, welche das ganze Wissen umfaßte. Ein Freund der Mathematik und fleißiger Schriftsteller, erwarb er sich dabei durch seine systematische Lehrmethode großen Ruhm. „Da aber die Grundlagen seines Systems die natürlichen Kräfte der Vernunft waren und seine Methode darauf hinauslief, für alles Verstandesgründe zu verlangen", kam er mit seinen theologischen Kollegen, insbesondere Francke, die sich zu der unbedingten Autorität der Schrift und der Erleuchtung durch den heiligen Geist als Erfordernis der wahren Erkenntnis bekannten, bei Gelegenheit einer öffentlichen Rede, aus Anlaß der Uebergabe des Prorektorats an Lange, in einen unvermeidlichen Konflikt (12. Juli 1721). Indem er über die praktische Philosophie der älteren Chinesen sprach, dozierte er die Uebereinstimmung ihrer Grundsätze mit seiner Sittenlehre, und daß der vernünftige Mensch auch als Atheist das Gute zu erkennen und zu wollen vermöge.

Diese Rede, welche das pietistische Wesen in Halle in ganz anderer Weise in Frage stellte, als der Vorgang mit Thomasius, mußte das größte Aufsehen erregen.

Eine persönliche Verständigung, welche Francke suchte, wies Wolff von der Hand. Das Verhältnis der beiden Fakultäten wurde immer gespannter. Bald beteiligten sich auch Studenten an dem Streit, indem sie Lange, welcher bei ihnen wenigstens in seiner Amtsführung als Prorektor nicht beliebt war, verhöhnten.

Lange schrieb gegen Wolff; dieser antwortete und verlangte von dem Kuratorium, welches ihm wohlwollte, die Bestrafung eines Gegners und die Anstellung eines Anhängers als Dozenten, ohne daß die Fakultäten darum gefragt waren (22. Okt. 1723). Diese beschwerten sich deshalb beim Könige und baten, die philosophischen Vorlesungen Wolffs zu sistieren, da dessen System auf Atheismus und Fatalismus hinausliefe.

Der König schrieb an Francke:

„22. October.

Ich habe aus Eurem Schreiben vom 16. gesehen, was Ihr wegen des Professor Wolf und dessen adjuncti Thümmings anstößigen Lehren auf der dortigen Universität ausgeführt; ingleichen was die theologische Fakultät deshalb in dem beigefügten Material vorgestellt. Wenn ich nun benachrichtigt zu sein verlange, worin deren Lehren bestehen, als habt Ihr mir mit dem fördersamsten, jedoch kurz und alles punktweise anzugeben

und zugleich wo der Thümming her ist und wie er zu der Professur gekommen, mit zu berichten, wenn ich dann nicht ermangeln werde, schon weiter zu verordnen."

„3. November. Ich habe Euer Schreiben vom 26. October zu recht erhalten und habe ich wegen der irrigen Lehren des Professoris Wolf solche Ordre gestellt, daß jedermann daraus urtheilen wird, daß ich daran großes Mißfallen habe, wie ich dann auch die Ordre wegen der Introducirung des Thümmings wieder aufgehoben habe, indem mein Wille nicht, dergleichen Leute zu Professoren bestellen zu lassen."

Post scriptum eigenhändig: „Ich habe das nit wuhst, das der Wolf so gottlose ist, das ihm aber mein Dage nit in meinem Lande statuiren lasse; wann ich aber nits weiß, so ist es nit meine Schuld."

Unter demselben Datum wurde Wolff seiner Professur entsetzt und bei Strafe des Stranges aus Preußen verwiesen. Wolff folgte einem Rufe an die Universität Marburg.

In diesem Sinne hielt der König auch später Wolff gleichgesinnte Männer von den akademischen Lehrstühlen namentlich in Halle fern.

Es war aber ein Irrtum, wenn man meinte, der geistigen Bewegung durch äußere Mittel Einhalt thun zu können. Das Interesse an der Philosophie nahm dabei vielmehr in Deutschland zu.

Unter dem Eindruck dieser Thatsachen hat man in dem Verbannungsdekret einen Akt roher Kabinettsjustiz sehen wollen. Für die harte Form ist niemand eingetreten. Auch in Halle erschreckte dieselbe und uns erscheint sie barbarisch. Als bewegende Ursache der Entscheidung erkennen wir nach dem uns vorliegenden Material nicht den inneren Gegensatz zu der Wolff'schen Lehre, sondern das Autoritäts- und Gerechtigkeitsgefühl des Monarchen, welcher dem Ungehorsam und den Ueberhebungen Wolffs gegenüber den so gesegneten Bestrebungen des edlen Francke den ihnen noch erforderlichen und so verdienten Schutz nicht glaubte vorenthalten zu dürfen.

Man hat gemeint, daß Natzmer bei der bedeutenden Rolle, welche er als Vermittler zwischen dem Könige und Francke spielte, auch in dieser Angelegenheit die Hand im Spiele gehabt habe. Beweise hat man dafür nicht beigebracht. Der geistigen Bildung Natzmers hat Kramer ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Uns ist nur aufgefallen, daß der König bis zum 16. Oktober 1723 augenscheinlich zu den Gönnern Wolffs gehörte, mithin von seiner Umgebung, insbesondere Natzmer, welchem er in diesen Dingen doch vertraute, nicht gegen ihn beeinflußt war. Auch wissen wir von Natzmer, daß er einen Prof. Wolff in Halle ersuchen ließ, die collegia seines daselbst studierenden Sohnes zu regalieren, und daß er bestimmte, den Anordnungen desselben unbedingt zu folgen. Er schätzte also diesen Gelehrten und haben wir keine Ursache, anzunehmen, daß es sich dabei um eine dritte Person handelte.

Wir glauben, daß Natzmer bei seiner anerkannten Gewissenhaftigkeit, wenn er sich nach dem 16. Oktober 1723 gegen Wolff aussprach, dies nur in dem Sinne that, Francke gegen die Angriffe Wolffs zu schützen, indem er die Ueberhebungen Wolffs zur Sprache brachte.

Hierfür spricht unseres Bedünkens auch der Umstand, daß sich nachmals Männer, wie der Propst Reinbeck, unter den Augen des Königs, welcher den Widerspruch nicht liebte, für die Wolff'sche Lehre interessieren durften und ihn zu bestimmen vermochten, diese noch einer dazu erfolgreichen Prüfung zu unterwerfen.

Am 6./2. 1723 war Herrnschmid gestorben. Freylinghausen wurde sein Nachfolger, Franckes Sohn und ein gewisser Rambach Adjunkten der theologischen Fakultät (8. Juli 1723).

Im März 1725 folgte Francke mit Neubauer einem Rufe des Königs nach Potsdam in den Angelegenheiten des daselbst neu gegründeten Waisenhauses. Auf der Rückreise erkrankte er. Bald darauf starb Neubauer, der sich in seiner Schlichtheit jede Leichenfeierlichkeit verbat. Am 8. Juni 1727 endete der Tod Franckes reich

gesegnetes Leben. Sein Sohn Gotthilf übernahm die Direktion der Stiftungen mit Freylinghausen.

„Ich habe," erzählt ein Pastor Rogall, der im Hause Franckes viel verkehrte, „oft seinen genauen und vertrauten Umgang mit Gott bewundert, dessen er sich wie ein Freund seines allervertrautesten Freundes gebrauchte, seinen beständigen Wandel vor Gott. Alles, was er redete, geschah als aus Gott, vor Gott und in Christo Jesu und er mochte sein unter was vor Leuten er wollte, venerirte er Gott als die vornehmste Person in der Gesellschaft und ließ sich nichts von dessen Angesicht distrahiren."

Dazu nahm dieser Mann mit „dem Heldenglauben" nach Rogall mit Recht für sich eine „ungemeine Passivität" gern in Anspruch. Vieles erinnert in den nachfolgenden Briefen an solche Seelenstimmung.

Welch sittlicher Ernst tritt uns in den Briefen Natzmers entgegen. Es befremdet uns dabei allerdings die häufige, gewissermaßen regelmäßige Anrufung Gottes. Sie ist hier aber kein totes Lippenwerk. Handelt es sich dabei doch vielfach um großartige Werke der christlichen Liebe, welche dem Vaterlande zu gute kommen sollten und um den Verkehr mit einem auserwählten Rüstzeuge Gottes, von dem sich Natzmer übrigens in keiner Weise abhängig machte.

Eine Bethätigung des reinen Glaubenslebens beider Männer ist uns auch die herzliche, dienende Freundschaft des viel älteren, auf der höchsten Stufe des Staates stehenden Edelmannes. Sie ist aber auch ein Beweis für die hohe Bedeutung Franckes für die Christen seiner Zeit.

Wie anders ist dies Verhältnis als das von Natzmer und Zinzendorf, wo, wie wir an einer anderen Stelle ausführten, die Sorge um den Willen Gottes dem Vater die Pflichten der Zurückhaltung (nicht der Gleichgiltigkeit) der mehr separatistischen Richtung Zinzendorfs gegenüber auferlegen mochte. Wie würde Natzmer sich gefreut haben, hätte er den Bestand der christlichen Bestrebungen desselben erlebt. Wir werden hierauf noch zurückkommen.

Wie anders gestaltete sich das Francke'sche Wesen in einer unreifen Umgebung, wie wir aus den Schreiben des jungen Natzmer ersehen können, wohl infolge der zu großen Strenge der Halle'schen Schule in ihren Anforderungen an den Menschen.

Nachdem August Herrmann Francke das Zeitliche gesegnet hatte, mochte die Zeit gekommen sein, wo der König die Freiheit der philosophischen Wissenschaft auch in Halle mit gutem Gewissen proklamieren konnte. Und wir verdanken Wolff den Reichtum unserer Sprache für philosophische Begriffe und die systematische Schulung unserer Jugend. Der König ist aber der Vater der christlichen Volksschule in Preußen mit allgemeiner Schulpflicht geworden. Die Anregung und das Vorbild hierzu war ihm August Herrman Francke.

Wir lassen nun die Briefe folgen.

Natzmer an Francke:

„Berlin, 31./12 1714.

Bei diesem neu angehenden Jahre wünsche E. H. professor von Grund meines Herzens alles ersinnliche Wohlergehen und neue Kräfte der Seele und des Leibes, der Macht der Finsterniß mehr und mehr zu widerstehen und jederzeit, vornämlich in Ihren jetzigen Umständen, den heiligen Willen Gottes in Allem zu erkennen und nach göttlichem Wohlgefallen zu vollbringen.

Wobei denn auch zugleich aufs Neue meine Zuflucht zu Sie muß nehmen wegen meines ältesten Sohnes[1]), der, wie Ihnen schon von dem H. v. Canstein gemeldet, anjetzo ohne informator ist, weil H. Sprenger anderweits hinberufen und ihn schon vor einiger Zeit stante pede verlassen müssen.

[1]) Carl Dubislav v. Natzmer.

Es hat mich wohl etwas gedrücket, sowohl weil das Kind bei H. **Sprenger** wohl reussiret, als auch weil wohl weiß, wie rare dergleichen gute Leute sind und daß auch M. l. H. professor dadurch neue Sorge und Mühe muß verursachen. Allein da dieses lediglich als eine Schickung Gottes muß ansehen, so zweifle auch nicht, E. werden auch hierin uns Ihre Liebe und Vorsorge aufs Neue genießen lassen und daß der Hl. Gott nach Seiner Barmherzigkeit gleichmäßig dahin Seine Gnade und seinen Segen werde verleihen und denjenigen zeigen, der Ihnen wird wohlgefällig und dem armen Kinde nützlich sein. Ich bin von Herzen E. verbundener und ergebenster Diener.

N. S. Das Kind ist bis dato bei der Mama[1]) gewesen. Es wird aber nun wieder zu H. v. Borsdorf[2]) gesandt werden."

Frau v. Natzmer an Francke:

„Wenn Sprenger mit guten Worten und Geld zu erhalten gewesen, hätten wir ihn, solange das **Kind** (**Karl**) eines Hofmeisters benöthigt gewesen, nimmer gemißt, denn ich glaube nicht, daß unter tausenden sich einer so wohl für Kinder schicken wird. Das Kind hatte ihn herzlich lieb und er das Kind. Keins begehrte den ganzen Tag von einander. Wir haben einen großen Verlust gethan, zumal Herr Sprenger so geschwind wegkommen, ehe er seine Art sowohl im Lernen als sonst einem anderen hat können zeigen. Seine Offerte (ihn mit sich zu nehmen) wollten wir herzlich gern annehmen, allein Karl dünket dem general noch zu klein — weil er erst 9 Jahr — so weit weg zu schicken in die Fremde, zumal weil Herr Sprenger nicht der stärkste und uns sonst dorten gar niemand bekannt. Herr v. Canstein meint auch, daß es nicht rathsam; also müssen wir meinen werthesten Herrn professor bei allen wichtigen Geschäften stören und dero Hülfe erbitten. Gott zeige Ihnen den besten. Mit Liebe läßt sich das Kind weit mehr regieren als mit Schärfe. Herr Sprenger hat uns auch versichert, daß er offenherzig und nicht versteckt sei, wie man ihm beschrieben. Sein Wesen zeigt es auch bald.

Er soll noch ein Jahr bei dem Herrn v. Burgsdorf bleiben, denn der general muß immer auf dem Sprung stehen, kann also die Kinder nicht bei sich nehmen. Sind auch in Berlin schlechte exempel von guter Kinder Zucht.

Mit mehrerem will vor jetzo nicht beschwerlich fallen, weil ohnedem etwas **von dero jetzigen Umständen** gehört, die Ihnen wohl occupation genug geben. Der Herr dirigire alles zu seinem Preis.

Von meinem **Lutz**[3]) und dessen Hofmeister will vor jetzo nichts gedenken, um nicht länger aufzuhalten."

Natzmer an Francke:

„Berlin, 2. Aug.

E. H. gebe zur schuldigen Antwort, daß ich Gott lob gesund hier wieder angelangt, auch die Meinigen in Gesundheit gelassen. Ihr Maj. sind seit Donnerstag auch wieder hier. Ich bin alle Tage am Hofe erschienen, bin heute an Tafel gewesen, auch gestern eine lange Zeit mit dem Könige herumgefahren. Da war allerlei gesprochen worden, auch von H. **Berner**, allein E. H. ist mit keinem Worte gedacht worden. Sollte es Gelegenheit geben, werde ich nicht ermangeln, alles so vorzustellen, wie sich die Sache befindet. Ich glaube aber, daß der König wohl daran nicht wird gedenken, weil es gestern genug geschienen, daß der gute H. Berner seine Rechnung nicht finden wird und bei dem Könige schlecht angeschrieben ist.

Ich wünschte, daß er wieder seine Wasser?-Reise machte, wiewohl er bei seinem im Landesein auch gute Dinge sagt. Den Großen sagt er wohl viele Wahrheit.

---

[1]) Frau v. Gersdorf?

[2]) Burgsdorf, Schwager der Frau v. Natzmer.

[3]) Zinzendorf.

Ich freue mich von Herzen, daß es übrigens mit den Anstalten und der H. Collegen Verfügungen noch immer wohl gehet unter Gottes Segen. Gott wolle Sein gnädiges Auge noch ferner über Sie offen halten."

„Berlin, 11./1. 1717.

Wenn zuvörderst zu diesem angetretenen neuen Jahr Gottes Gnade und Segen von Herzen angewünschet, so melde, daß mir beikommendes paquet als ein großes Geheimniß gegeben und nach Halle zu überschicken ist anbefohlen worden, wie solches Ihro K. Majestät Hand auf beiliegendem Blatte mit mehreren zeigen wird, wie auch, daß E. H. dem examen vor Ihrer Person mit beiwohnen sollen. Ich habe denn die Sache so viel verschwiegener zu überschicken, diesen Umschweif nehmen und durch den H. Baron v. Canstein an Herrn Elers adressiren wollen, der auch nicht weiß, was darinnen ist, sondern nur lediglich gebeten wird, solches alsofort E. H. einzuhändigen in der Hoffnung, E. H. werden dann das übrige, was wieder hierzu erfordert wird, bestmöglichst besorgen und gleichmäßig, die Sachen bestermaßen verschwiegen zu halten und darin S. K. M. Befehl ein Genügen zu thun, so viel möglich recommandiren.

NS. Weil mir das Geheimniß hierin von S. K. M. sowohl schriftlich als mündlich so scharf anbefohlen ist, so ersuche nochmalen, E. H. thun doch alles mögliche, daß die Sache nicht vor der Zeit entdeckt und Ihnen und mir einiger Verdruß dadurch zugezogen werde, weil der Mutter, die hier zugegen ist, vermuthlich alles in der Welt anwenden würde, um ihr Unglück und ihre Schande zu decliniren. Ich bitte auch nicht zu verübeln, daß nicht mit eigener Hand geschrieben. Ich meinte Ihnen auch darin einen Gefallen gethan zu haben."

„Berlin, 20. Mai.

Ihr. Königl. Majestät haben wegen des bewußten Predigers aufs Neue nichts mehr erwähnt. Solange denn E. H. mir nichts positives darüber schreiben, werde ich mich nicht übereilen, davon zu gedenken, indessen ich mir vorstelle, daß unterschiedenes dabei zu consideriren ist.

Das übersandte memorial will ich, wo es irgend möglich, suchen zu übergeben. Es ist aber anjetzo wohl die unbequemste Zeit dazu, weil Ihr Majestät und der Fürst v. Anhalt nun fast Tag vor Tag mit der revue occupirt sind und sobald dieselbe hier geendigt, Ihr Majestät vor Ihre hohe Person nach Pommern, daselbst die revue zu continuiren, gehen werden. Zur Unzeit wollte ich es nicht gern überreichen. Ich werde nach Möglichkeit die gute Gelegenheit suchen und in Acht nehmen.

Der Herr v. Canstein muß die Sache wohl vergessen haben, weil ich mich nicht erinnere, daß er mir davon gesagt; ich werde aber deshalb doch nicht weniger mein Bestes thun, dabei aber doch auch erinnern, ob nicht more solito die Aufschrift auf dem memorial könnte laut Beilage gemacht und folglich ein neues gleichlautendes memorial gesandt werden, weil man gewohnt, auf dem endossement sofort zu lesen, was der Inhalt ist. Dieses in Händen habende (memorial) will ich ebenfalls parat halten, wenn etwa guter aspect sich zeigt, um denselben nicht zu versäumen, woran aber fast zweifle und könnte also das neue füglich mit der ersten Post mir noch zugesandt werden.

Ob ich was wegen des Herzog v. Zeitz hierher gesandten Brief werde ausrichten können, darüber bin ich noch mit mir selber nicht einig.

Zu der guten Hoffnung in Betreff der entrevue mit H. Löscher gratulire von Herzen; einige particuliers haben hier bereits ein ganz anderes davon wissen wollen.

Es wäre wohl eine besondere Gnade des gütigen Gottes, wenn dieser Stein des Anstoßes könnte gehoben werden. Ich wünsche es von Herzen, jedoch alles nach dem göttlichen Willen.

NS. So könnte auch der Rand der supplique etwas breiter gelassen werden, damit bei dem petito resolution von Ihrer Majestät wie gewöhnlich sofort angeschrieben könnte werden.

Ich bitte die Briefe nicht mehr zu frankiren."

„Berlin, 16. Aug. 1717.

Melde zur schuldigen Antwort, daß, wenn ich gleich wegen H. Scharschmidt bei dem Markgrafen etwas vorstellen wollte, solches anjetzo nicht thun könnte, weil er beständig auf dem Lande. Nach der Wahrheit erkenne auch nicht, daß an dem Orte meine Vorstellung etwas fruchten würde."

Ohne Datum.

„E. H. danke von Herzen vor Dero Begleitung auf meiner Reise und auch vor die Nachricht des göttlichen Segens. Gott vollführe aus Gnade Sein heiliges Werk zu vieler Erhebung und Stärkung.

Herr v. Canstein ist mit demjenigen, so mit vorigter Post geschrieben, wohl zufrieden, so mir sehr lieb ist. Ich sähe gern, wenn bei meiner Wiederkunft die Vertheidigung en gros sehen könnte. So will ich mit Ihrer Erlaubniß mithelfen, sie ins Reine zu bringen."

„Berlin, 25. Aug.

E. H. danke herzlich für übersandtes Buch, gratulire auch nicht weniger zu der Königlichen Gnade. Gott wolle des Königs Schild und großer Lohn dafür sein, insonderheit bei den jetzigen Umständen.

Ich bitte mir ferner Dero Liebe aus und inbrünstige Vorbitte zu Gott um desselben Erbauung, Weisheit, Licht und Kraft."

„Berlin, 23. Mai.

Ich glaube das petitum nicht de tempore, bin ich etwas zu timide, so bitte es zu vergeben.

Wegen des reformirten Predigers dürfen sich E. H. nicht weiter bemühen. Die Sachen sind von S. M. bereits anders gefaßt. Sie wollen, unter uns gesagt, jemand aus Frankfurt a. d. O. hernehmen. Es ist mir so viel lieber, damit E. H. auch darüber geruhig sein können.

Ihr Majestät haben mir zwar noch von einem anderen Reformirten, der hier in der Nähe ist, gesagt, — man will sie gern aus der Nähe haben — ich habe aber doch ordre, mich erst geheim darnach zu informiren. Ich will mein bestes thun. Gott lasse es wohl gelingen und mache nach Seiner Barmherzigkeit unsere Herzen nur recht bekannt und ruhig.

Wo die reformirten Prediger in Frankfurt E. H. wohlbekannt sein, insonderheit Noltheniu s, bitte mir eiligst Nachricht davon aus."

„12. Jun. Das memorial ist gestern an Ihr Majestät übergeben worden. Gott gebe, daß es in einer guten Stunde recht möge überlesen werden. Man muß das Beste hoffen, wenigstens ist Alles dabei geschehen und haben Sie mit einander sich nun nichts vorzuwerfen. Es ist auch ein großer Trost, daß man auch darin göttlichen Willen wird erkennen, um so viel mehr, als es Seine Sache ist.

Vor das communicirte Blättchen danke. Hier ist aber darin nichts zu hoffen. Der heilige Geist wolle dem armen Häuflein beistehen und Seine Macht an demselben verherrlichen.

H. Noltheniu s bekommt die vocation zum Hofprediger. Ich wünsche, daß er ein gesegnetes Werkzeug möge sein.

Es scheint, als wenn H. Löscher noch in großer Ueberlegung mit sich und den wahren Entschluß noch nicht muß gefaßt haben, wenigstens soll er sehr verborgen sein."

„Berlin, 27. Nov.

Daß ich Deroselben wehrtes, so in Sachsen empfangen, bis hierher zu beantworten verschoben, hoffe ich, werden Sie mir nicht übel deuten, weil Sie ohnedem meiner Ergebenheit wohl werden versichert sein, wie auch, daß ich mit herzlichem Dank erkenne, was mein H. professor zu meiner Aufmunterung an Zurede und wohlgemeinter Vorstellung haben wollen mit einfließen lassen. Ich gestehe gern, daß bei jetzigen Umständen

das Gemüth nicht ohne Bedrängniß und Bewegung bleibt und wie es also ebenso natürlich wie unrecht, daß der Mensch sich selbst will helfen und daß man leider nur allzuviel mit dem Herzen göttliche providence durch Unruhe, Sorge verleugnet, ob man sie gleich mit dem Munde bekennt, auch sich recht fest einbildet, (an) dieselbe zu glauben, daß dann wohl nöthig, wenn die Probestunden kommen, daß durch gute heilsame Erinnerung dem Gemüthe gleichsam neuer Muth und Kraft gegeben und die Pflicht in unserem Wandel neu eingeschärft werde.

Ich hoffe durch die Barmherzigkeit Gottes auch meinen Nutzen dabei zu machen und durch göttliche Erbarmung mich dahin zu befleißigen, mein Gemüth zu stillen und mehr und mehr zu gewöhnen, den heil. Willen Gottes in allem einzusehen und mich von demselben lediglich führen zu lassen.

Gott wolle mir dazu Gnade und Kraft geben u. E. H. werden aus herzlicher Liebe sowohl durch ihren Wunsch als durch Ihr inständiges Gebet auch solches vor mir helfen erbitten und dabei glauben, daß ich von Herzen bin E. H. ergebenster Diener."

Ohne Datum.

„Das memorial an den König ist eingesandt. Der liebe A. (Anton) scheint so garnicht die Zeit zu unterscheiden, noch weniger die Herzen zu urtheilen. Ich wünsche, daß er sich beruhigen möge. Ein starker Zaun kann so viel thun, als die Mauer. Er wird darin mit Gelassenheit mehr ausrichten. Der liebe Gott gebe ihm den besten Rath. Ich antworte ihm mit heutiger Post, was hier gemeldet und überlasse es nachgehends seiner Prüfung."

„Berlin, 26. September.

E. H. Dank habe ich nicht verdient, lege denselben lediglich Ihrer Liebe zu und bedauere, daß von der lieben Gegenwart nicht mehr und nicht länger profitiren können, freue mich auch nicht weniger, daß die Rückreise glücklich gewesen. Gott lasse auch Ihre übrigen Tage und Werke gesegnet sein.

Den Verdruß wegen Hemert? nehme mir mit an. Wenn der König hier, werde ich mich nicht entziehen, thunlich Vorstellung desfals an Ihre Maj. zu thun. Ich will aber hoffen, daß Gottes Güte darüber walten und die bösen Anschläge zu Nichte machen wird.

Wenn ich bitten darf, so ersparen E. H. den großen Titel. Er hat Ihnen mehr Mühe und ich suche dergleichen nicht."

„11. Januar. Es thut mir herzlich leid, daß es wegen des Hill. Geldes so schwer gehabt. Ich habe anfangs auch gemeint, daß Herr v. Crantz[1]) das Uebersandte wegen der Obligation an den König nicht gebracht und nur nach seinem Sinne ausgefertigt hat. Ich habe aber von gewisser Hand vernommen, daß es dem Könige muß vorgestellt sein und daß der König ganz ungeduldig darüber geworden ist. Es drückt mich mit. Man wird wohl mehr als einmal überlegen müssen, wie es nun anzufangen. Mit H. Mylius[2]) habe ich heute lange darüber geredet. Derselbe wird unsere Gedanken wohl unterschreiben. Der Gedanke, das Geld auf Hill. noch eine Zeitlang stehen zu lassen, muß ganz verschwinden, nie mehr hervorkommen. Ich glaube, daß solches den Anstoß gegeben, der König solches angesehen als etwas gesuchtes, damit man seinem Willen mehr widerstehen könnte, wovon Sie doch mit einander sehr weit entfernt. Allein das Geringste kann zum Stein des Anstoßes werden und sind daher Herrn Mylius Vorschläge um so mehr zu überlegen, weil er meint, daß kein periculum in mora.

---

[1]) Fungierte in den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm I., dessen Regiments-Auditeur er gewesen war, als dessen Cabinetsminister und wußte sich durch unermüdlichen Fleiß die Gunst des Königs zu erhalten, so daß er 1733 als Minister starb.

[2]) 1678 zu Halle geboren, Docent an der Universität, Syndikus des Magistrats, seit 1717 in Berlin Kriegs- und Kriminalrath, auch Auditeur des Regiment Gensdarmes, deren Chef Natzmer war. Er hat den Ruhm eines erfahrenen und einsichtsvollen Geschäftsmannes auch in höheren Stellungen erworben.

Neulich habe ich auch wieder einen Sturm wegen der Witwenkasse an des Königs Tafel gehabt, da der Fürst v. Anhalt H. Partei nahm. Leider ward mein Gemüth zu hitzig, indessen muß doch der König darnach urtheilen, daß ich meiner Sache sehr glaube gewiß zu sein, weil ich mich offerirte, 1000 Thaler an die Invaliden zu geben, wenn ich es nicht erweislich machte. Ich glaube aber, daß es schwer ist, etwas zu erweisen, wenn — man es nicht gern will erwiesen haben.

Gott helfe auch darin zu Ende. Man wird sehen, was die Commission vor Bericht thun wird. Gott wolle die Unschuld und verleihe E. H. noch immer Kraft und Muth, das Gute mehr und mehr zu befördern und dem Bösen zu widerstehen. Die beiden Freunde in Magdeburg wünschen das Gleiche. Mir ist der Mund gebunden. Gott wird sich Seiner armen Knechte denn soviel mehr annehmen nach Seinem heiligen Wohlgefallen." —

„Berlin, 18. Febr.

Die dort neu verursachte Betrübniß beklage von Herzen. Es ist ein schreckliches Gericht, so über uns liegt. Gott wolle es doch einmal nach seiner Erbarmung endigen und Seinen Namen verherrlichen.

Dem Gerüchte nach ist die Mauer? von (Breithaupt?) darnieder. Der arme wird wohl herzlich betrübt sein. Gott wolle ihn kräftig trösten. Die Zeitung hat mich recht gedrückt. Die jetzigen Umstände versperren alle Wege; es ist fast nichts mehr zu thun, als daß man wünsche und bete.

Das memorial an Ihre Majestät habe sofort per viam ordinariam bestellt. Gott gebe Seine Gnade und Seinen Segen dazu. E. H. haben nach meinem Bedünken die Sache in soweit wohl gefaßt und nicht weniger thun können. Es wird besser von E. H., als von dem Principal? angenommen werden, weil man sonst, wie recht, auch unschuldig die Sache auch sei, es dem Ehrgeiz und anderm fleischlichen Absehen (so zwar bei Vielem regieren) beigelegt würde.

Die Sache von Hiller habe mit Fleiß erwogen. Es ist mir lieb, daß sie sich scheint aufzuklären. H. Mylius wird darüber weitläufig schreiben.

Sprechen Sie doch dem lieben H. B. wieder ein wenig Muth zu. Ich möchte wünschen, daß er sich eine Zeitlang nach Halle verfüge."

Frau v. Natzmer an Francke:

„6. Februar. Es ist bekannt, daß der älteste Sohn vom General (Carl Dubislav) diese Ostern auf die Universität nach Halle mit seinem Hofmeister geht, da wir dem Grafen Reuß und dessen Gemahlin nicht genug danken können, daß dieselbigen die Liebe erzeugen wollen, ihn in dero Haus und an dero Tisch zu nehmen. Weil auch mein Schwager und Schwester verlangt gewesen, daß ihr ältester Sohn bei dem unsrigen unter unserem Hofmeister mitgehen möchte, hat der General in Liebe gewillfahrt. Nun findet der General aber nicht weniger nöthig, mit seinem jüngsten Sohn (Heinrich Ernst) Veränderung vorzunehmen. War zwar sein erster Gedanke, daß er ihn unter einem guten Hofmeister hier nach Berlin nehmen wollte, allein um des Kindes wahres besten Willen findet er sein Vorhaben gehindert. Er glaubt, daß er auch diesen Sohn nirgends besser als ebenfalls in Halle aufgehoben haben kann und geht sein Wunsch dahin, wo er nicht zu jung, weil er eben das 12. Jahr zurückgelegt, daß er ins Paedagogium kommen möchte. Er wollte ihn gern mit dem Bruder zugleich dahin schicken; wollte auch nichts an ihnen ersparen. Soviel er wüßte, belaste er Niemand, wo sie auch hinkommen möchten, mit ungehorsamen und boshaftigen Gemüthern, ob ihnen schon übrigens Tausendes fehle. Wenn er auch Ernst worinnen gezeigt, habe er doch die Aufrichtigkeit in Bekennung des Unrechts und dessen Abstellung verspürt. An Fähigkeit und Begierde, etwas zu lernen, fehle es keinem, nur daß der älteste seine application auf nichts anderes, auch nach der natürlichen Neigung, nichts als Gelahrtheit, der jüngste bezeuget einen besonderen natürlichen Trieb zum Soldatenhandwerk; doch müßte

und wollte er erst was rechtschaffenes lernen und dann als ein ehrlicher Mann, wie sein Vater, Gott und dem Könige im Soldatenstande dienen. Ihre Leibes constitution ist von beiden nicht robust."

Natzmer an Francke:

„Berlin, 14. Februar 1721.

Zuvörderst danke E. H. von Herzen vor Dero favorables Anerbieten in egard meiner Kinder, in specie was den jüngsten Sohn anbetrifft. Ich meine, daß ich nicht besser für ihn sorgen kann. Gott aber wolle das Gedeihen dazu geben.

Was mit voriger Post von der Hauptmannschaft [1]) von mir verlangt wird, übersende: theils einige Freude bei Ihnen zu erwecken, wie ich solche bei mir empfunden, theils um zu wissen, ob das an mir geschehene Ansinnen wegen der zwei jungen Knaben wird erfolgen können; so mir zwar lieb würde sein, indessen doch lediglich E. H. Gutfinden überlasse.

Ich finde mich hier in recht schweren Umständen. Ich bin leider praeses in dem Kriegsgericht des Oberst v. Kleist. Es übersteigt fast mein Vermögen wegen gewisser Umstände, die nicht schreiben darf. Mein Vornehmen ist wohl mit Gott nach der Redlichkeit zu wandeln, allein der liebe Gott muß Muth und Weisheit geben und ersuche ich E. H., den Hl. Gott mit inständigst darum anzurufen. Könnte ich Sie sprechen, so würden Sie wohl erkennen, daß ich solches auf alle Weise zu erbitten nöthig habe.

Wenn ein gewisser Pressir meinem Sohn zum Informator könnte bestellt werden, würde mir sehr lieb sein, weil man mir denselben hier sehr gerühmt.

Was alles des Jahres sowohl vor Tisch als information, item Stube zu entrichten würde sein, bitte mir die specification aus.

Es thut mir leid, daß ich mich in solchen Umständen finde, vielleicht durch meine Schuld, so mir Gott in Gnaden vergebe, daß ich Ihnen ja nichts nutzen kann, als daß mit aller Aufrichtigkeit versichere zu sein E. H. ergebenster Diener. Alle guten Freunde bitte von Herzen zu grüßen."

Frau v. Natzmer an Francke:

„Berlin, 21. Februar.

Ich soll vom l. general E. H. vielfältig vor Dero Güte danken und Einliegendes zur Durchlesung recommandiren. Es hat der arme Mann in seinem betrübten Kriegsgerichte wiederum von heute morgen an gesessen und weiß der H. allein dessen Ende. Derselbe lasse es nur ohne Verletzung des Gewissens abgehen. So mag es übrigens, wie zu alle Zeit, heißen: durch böse und gute Gerüchte und wie daselbst folgt.

Mündlich wäre Vieles zu sagen vom general, schriftlich ists unmöglich." [2])

Natzmer an Francke:

„Berlin, 14. März 1721.

Weil ich meinen ältesten Sohn (Carl Dubislav) gern eine Instruction mitgeben will und dazu nichts besseres erwählen kann, als was E. H. von dem Herrn v. Seckendorf für die studirende Jugend in Druck gegeben, in der Vorrede aber befinde, daß man einige personalia zurückbehalten habe, die vielleicht zu meinem Zwecke mir nicht weniger nützlich und dienlich könnten sein, so ersuche inständigst, mir solche communiciren, falls nicht was Erhebliches Sie davon abhalten möchte, wie auch, wenn

---

[1]) Amtshauptmannschaft: Naugard, Massow und Gültzow in Pommern, welche Natzmer verliehen erhalten.

[2]) Der spätere Feldmarschall Henning Alexander v. Kleist war 1721 Oberst und Commandeur des anhaltischen Regiments in Halle, geriet mit dem Fürsten Leopold in Differenzen und wurde im November 21 zum Regiment 20 Stille versetzt. 22./4. 22 nahm er den Abschied. Einige Jahre später wurde ihm wieder das Regiment Stille übertragen.

Sie überdies noch etwas anzumerken nöthig hätten, solches nach Dero Liebe mit beizufügen. Ich erkenne es mit herzlichem Danke.

Mit Ihrer Majestät schwerer Unpäßlichkeit hat sich's gebessert. Gott sei Dank, der alles weiß wohl zu machen. Er wolle auch ferner alles wohl machen.

Mit meinem Kriegsrecht will es noch nicht zu Ende.

Die Instruktion für Carl Dubislav haben wir nicht aufzufinden vermocht. Wir lassen deßhalb die Anweisung folgen, welche Natzmer dem Hofmeister seines zweiten Sohnes (Heinrich Ernst) mit den folgenden Worten des sel. Geheimen Raths Direktor v. Gersdorf (Vater von Frau v. Natzmer) ertheilte: „Alles läuft darauf hinaus, wie man einzig und allein dahin zu trachten hat, daß man redlich gegen Gott, gegen seinen Nächsten und sich selbst, ein tüchtiges Werkzeug, Gott und seinem Nächsten zu dienen, werde, wozu wir erschaffen.""

Instruction

I.

J. N. J.

Nachdem ich mit Gott entschlossen bin, meinen Sohn Heinrich Ernst zu Fortsetzung seiner Studien nunmehr im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit auf Academien zu verschicken, und ihme den Edlen . . . . zu einem Hofmeister zugegeben, welchem ich vor solche seine auf sich nehmende Sorge und Mühe, neben freiem Tisch, Wohnung, Holtz und Licht und Bette 150 Rthlr. jährl. besoldung versprochen, dahingegen er solche Funktion dergestalt auf sich genommen, daß er, so lange er bei meinem Sohn auf der Universität seyn wird, denselben mit aller möglichsten Sorgfalt, Treue und Fleiß vorzustehen, ihm sowohl durch eigenes gutes Exempel, als nöthige Aufsicht und Erinnerungen, zu einem Christlichen, Gottgefälligen, löblichen Leben und Wandel beständig anzuführen, als auch in Studiis und anständigen Wissenschaften treulich und fleißig zu informiren und zu unterhalten sich erkläret hat: Als habe, nächst herzlicher Anruffung Gottes um die Regierung seines heiligen guten Geistes, und dessen kräftiges Gedeien zu diesem Christlich gemeinten Vorhaben, ihn zu desto besserer exprimirung meiner Väterlichen intention und Willens mit gegenwärtiger Instruction zu versehen, der Nothdurft zu sein erachtet. Und zwar, so hat er anfänglich die wahre und hertzliche Furcht Gottes, als welche aller Weisheit Anfang und die rechte Klugheit ist, seinem Untergebenen unaufhörlich zu inprimiren, ihn auch zu andächtigem fleißigem Gebet und aufmerksamen ehrerbietigen Lesen und Anhören Göttlichen Worts unabläßig anzuhalten und stetig zu erinnern, nichts ohne herzliches Gebet und Anruffung Gottes anzufangen, sondern nach der Regel des frommen Tobiae Gott stets vor Augen und im Hertzen zu haben und dessen heiliges Wort und Befehl in allem seinen Thun und Fürhaben sein Licht und Rath und die Richtschnur seines gantzen Lebens seyn zu lassen, deswegen der Hofmeister die Fundamenta theologica nicht nur fleißig mit ihm zu repetiren, sondern auch zuförderst ihm solche dergestalt zu inculciren hat, daß es damit nicht nur bei dem bloßen, buchstäblichen, todten Wissen bleibe, sondern daß die gründliche Wissenschaft der wahren rechten gläubigen Theologie auch in ein thätiges Christenthum bei ihm ausbreche, und eine rechte Kraft der wahren Gottseligkeit, ohne welche sonst alle andere noch so herrliche Qualitäten ihm und andere wenig nützen würden, in ihm erwecke, damit er auch künftig in der Fremde mit so viel eifrigem Hertzen, sowohl ob der Reinigkeit des bei ihm von Kindheit an bevestigten reinen Evangelischen Glaubens-Grundes, als dem daraus fließenden ungefärbten rechtschaffenen und Gottseligen Wesen und Wandel halten, und sich davon weder durch fremde irrige Religionen, äußerliche Pracht, Interesse, oder einige Sophistereyen, noch auch durch Libertinische, Atheistische,

debauchante und unchristliche Exempel oder Geschwätz abwendig oder irre machen lassen möge, und ist also dieses unum necessarium (einzige nothwendige) aufs allerfleißigste bei ihm zu treiben, und zu bestätigen die höchste Nothwendigkeit. Hiernächst wird (2) zu Erreichung dieses Zweckes sehr dienlich und höchst nothwendig seyn, daß der Hoffmeister seinen Untergebenen nicht nur in beständiger Obacht und Aufsicht habe, sondern auch, daß er seine inclinationes und Gemüthsneigungen genau observire, und zu was für einem Laster, Untugend oder Varitaet er das meiste Penchant bei ihm findet, das hat er mit so viel mehr Nachdruck und sorgfältige Prudentz auf alle ersinnliche Weise zu dämpfen, ihn von allen verführerischen Exempeln ab, und auf die alleinige Regel der Göttlichen Gebothe zu weisen, und zu Brechung seines eigenen Willens, Verachtung der weltlichen Eitelkeiten und stetiger Wiederstehung und Dämpfung seiner Affecten und Passionen, damit er also denen principiis, so zu Sünd und Laster in uns selbst den Weg bahnen, aufs sorgfältigste wiederstehen lerne, bei allen occasionen aufs angelegentlichste zu ermuntern und anzutreiben; Und weil bei der jetzigen durchgehenden Verderbniß es an schädlichen Verführungen nirgend mangelt, so hat der Hoffmeister (3) auf alle Weise zu verhüten und nicht zu gestatten, daß der ihm anvertraute junge Mensch in allzuviel und große Gesellschaften gerathe, oder mit solchen Leuten Bekanntschaft mache und Conversation pflege, von denen er nichts erbauliches und nützliches lernen könne, sondern dadurch nur die edle und unwiderbringliche Zeit unnützlich verdorben und er an seinen Studiis und Zweck gehindert werden möge; am allerwenigsten soll er zugeben, daß er unanständige, debauchante, lasterhafte und verführerische Compagnien frequentire, sondern solche aufs äußerste fliehe und meide, weil es allzuwahr bleibet, daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben, und die Gelegenheit zu sündigen nicht weniger als die Sünde selbst zu meiden nöthig ist; weshalben er ihn nirgend allein hingehen lassen, sondern allezeit gegenwärtig, sowohl bei Gebung als Annehmung der nöthigen Visiten seyn muß, und da er eigentlich anjetzo darzu berufen, seine Zeit auf seinen Untergebenen zu wenden, so hat er sich mit keinen anderen Geschäften zu belegen, oder sich commissiones auftragen zu lassen, und solche auf sich zu nehmen, nach der Regel heiliger Schrift: Niemand kann zweyen Herren dienen.

Auf die äußerlichen mores und Sitten hat der Hoffmeister (4) gleichfalls gute Achtung zu haben, daß er sich keine unanständige Gebehrden annehme, und die er bereits etwa angenommen haben möchte, sowohl in Stellung des Leibes als des Gesichts mit allem Fleiß sich abgewöhne, sich einer modesten Miene und Sprache befleißige, und nimmer seine Sprache, es sei im Reden oder disputiren, erhebe. Vor aller Unmäßigkeit im Essen, und Trinken, auch vor unmäßigen Lachen, vielen Geplaudern und Schwätzhaftigkeit, sonderlich aber auch vor Beurtheilung anderer Leute und ihn nicht angehenden Dingen sich hüte, lieber wenig und mit gutem Bedacht und Ueberlegung rede, als durch Mißbrauch der Zungen und Uebereilung sich nicht nur versündige, sondern auch bei vernünftigen Leuten in Verachtung und Mißcredit setze, auch wohl in Unglück und Beschwerlichkeit stürtze.

Was (5) seine Studia betrift, um deren Willen er vornemlich auf die Universität geschickt wird, so hat der Hoffmeister absonderlich die Eintheilung der Zeit klüglich und so einzurichten, und meinen Sohn dahin zu gewöhnen, daß er zuvörderst die Frühstunden, als welche zum Studiren am geschicktesten und bequemsten sind, nicht verschlafe, sondern dieselben zu seinen Studiis wohl anlege und recht eintheile, auch den ganzen Vormittag denen Studiis vornemlich widme. Wie nun solche eigentlich zu tractiren und was für ein methodus dabey zu halten, wird an dem Orte selbst mit anderen gelehrten Leuten zu überlegen und deren Rath dabey zu gebrauchen seyn; Generaliter aber gehet meine väterliche intention dahin, daß auf das Studium juris privati et civilis der Hauptzweck zu richten; jedennoch müssen darneben auch andere humaniora studia, als das Studium Politicum, Historicum, Geographicum rc. und die Erlangung einer fundamentalen, eleganten und fertigen Latinität im Schreiben und Reden, sowohl in prosa als ligata oratione dabey nicht auf die Seite zu setzen, sondern mit allem Fleiß zu treiben und

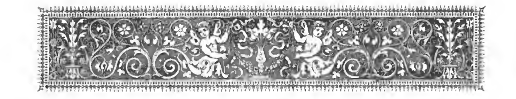
möglichst zu excoliren seyn; Wie er denn alle Collegia mit ihm zugleich zu besuchen, auch zu Hause solche fleißig mit ihm zu repetiren, was er in den Collegiis gehöret und angemerket, und daß er sich solches wohl zu nutze mache, anzuhalten hat. (6.) Die Exercitia anlangend, so ist nicht rathsam, solche gleich anfangs zu treiben, sondern wird nützlicher seyn, daß er die erste Zeit allein den Studiis obliege, von deren Progress denn von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten, wie er denn alle 14 Tage, oder, wo es die Noth erforderte, auch öfter an mich zu schreiben hat, und fernere Ordre einzuholen, was er vor Exercitiis anfangen soll, und auf was Weise es damit einzurichten. (7.) Der Geld-Ausgabe und Berechnung hat sich zwar der Hoffmeister neben meinem Sohn zu unterziehen und ihn zu guter Menage und Sparsamkeit fleißig anzuführen, also, daß zwar, was das necessarium und honestum erfordert, anzuwenden, alle unnöthige, vergebliche und übrige Ausgaben aber gäntzlich zu vermeiden, zu dem Ende auch alle Monathe richtige Rechnungen, die sie beide unterschreiben sollen, einzuschicken sind. Und wie ich schließlich das gute Vertrauen zu dem Hoffmeister habe, er werde in allen und jeden Stücken sich seiner Function, sowohl in der Direction, Aufsicht und Vorsorge, sowohl in gesunden Tagen, als da Gott meinem Sohn Krankheit zuschicken sollte, da er allezeit bei ihm bleiben muß, nicht weniger in der Information meines Sohnes, worinn er solche zu thun vermag, mit solcher Treue, Fleiß, Sorgfalt und Prudence angelegen seyn lassen, wie er solches in seinem eigenen Gewissen gegen Gott und uns Eltern, auch seinen anvertrauten selbst, bei dessen anwachsenden Jahren, zu verantworten sich getrauet, daher er auch nicht nur diesen der ihm von uns mitgegebenen schriftlichen ausführlichen Instruction öfters und inständigst zu erinnern, sondern vor seine eigene Person in seiner Aufführung gegen seinen Anbefohlenen sich so zu gouverniren befleißigen wird, daß er zwar die ihm nöthige Erinnerungen ernstlich und nachdrücklich zu thun, nie zu unterlassen, hingegen aber auch allzuharten, unanständigen und servilischen tractamenten sich gäntzlich zu enthalten, wodurch die Gemüther nicht gebessert, sondern nur erbittert werden, damit er das Vertrauen und Liebe des jungen Menschen gegen seine Person nicht auslösche, woraus sonst hernach viel schädliche Folgen leicht entstehen, und alle sonst gute Ermahnungen fruchtlos gemacht zu werden pflegen; Also habe hingegen zu meinem Sohn die gute Hoffnung, er werde auch an geziemenden Respect, Folge und Gehorsam so wenig, als an seinem Fleiße, wie er darzu, so lieb ihm Gottes Gnade und seiner Eltern Segen ist, aufs nachdrücklichste, sowohl mündlich und schriftlich ermahnet wird, nichts erwinden lassen, wie denn der Hoffmeister von Zeit zu Zeit von seinem Studiren sowohl, als gantzen übrigen Conduite aufrichtigen und ungeschmeichelten Bericht abzustatten hat, damit wir als Eltern unserem Amte nach, alles das thun und beytragen können, was wir zu seinem wahrhaftigen, zeitlichen und ewigen Besten nöthig zu seyn finden. Der Hoffmeister aber hat von seiner Treue, Sorge und Mühe, die er dissfals anwenden wird, sich meiner dankbaren Erkenntlichkeit versichert zu halten und zuvörderst den Vater aller Gnaden und Barmherzigkeit mit mir hertzlich anzuruffen, daß Er ihm zu seinem obhabenden Amte genugsam Weißheit und Verstand von oben herab geben und alle seine Worte und Werke selbst regiren, auch seine Arbeit nicht vergeblich seyn lassen, sondern zu allem Pflantzen und Begießen sein kräftiges Gedeyen geben, meinen Sohn mit der rechten Weisheit von oben herab gnädiglich ausrüsten, und mit seinem heiligen guten Geiste also regieren, leiten und führen wolle, damit er ein heilsames Gefäß seiner Gnade und Barmherzigkeit und tüchtiges Werkzeug werde, dadurch zuvörderst der Preiß und Ehre seines allerheiligsten Namens befördert und auf Art und Weise, wie göttliche Providenz, selbst ihm Gelegenheit dermaleins darzu geben wird, dem Nächsten nützliche Dienste geleistet werden, und ich also den gesuchten Zweck aller an ihn wendenden Sorgfalt, Mühe und Kosten, hier und dort erfreulich erreichen möge.

Der getreue Gott und Vater aber wolle zu allem Gnade und Segen verleihen um Christi willen, Amen. De Natzmer.

Was noch zu observiren ist.

1. Es soll nichts auf Borg genommen werden, sondern was gekauffet wird, soll wohl bedungen und sofort bezahlet werden, auch müssen sofort Quittungen darüber gefordert und dieselben wohl aufgehoben werden.
2. Der Hoffmeister nimmt quartaliter sein Gehalt und bringet es auch so quartaliter in die Rechnung.
3. Dem Diener muß alle Woche sein ordentl. Kostgeld 1 rthlr. 4 gr. gegeben werden, und alle Quartal 4 rthlr. Lohn; die Livree bekömmt er von hier.
4. Meinem Sohn wird alle Monat 6 rthlr. Handgeld gegeben, Er muß mir aber monatl. eigenhändig seine Rechnung davon zuschicken, damit er sich so vielmehr zur Richtigkeit gewöhne.
5. Der Hoffmeister schicket mir auch alle Monat seine Rechnung von deren Ausgaben, so monatlich geschehen, was aber quartaliter ausgegeben wird, davon schickt er sie quartaliter.
6. Der Hoffmeister führet niemand, wer es auch sey von andern Studenten mit meinem Sohn ins Collegium, sondern besorgt nur allein meinen Sohn.
7. Ohne mein Vorwissen muß er mit seinem Untergebenen keine Nacht aus Halle bleiben, sondern die spatzier Reisen müssen stets so eingerichtet werden, daß sie desselbigen Tages wieder in Halle seyn.
8. Bei Herrn Freylinghausen soll mein Sohn beichten und communiciren.
9. Die Singstunden sollen sie so viel möglich fleißig besuchen.
10. Meinen Sohn soll der Hofmeister nimmer allein lassen, sowohl wenn er Visiten bekömmt, als auch wenn er welche giebet, am Sonntage soll er keine geben noch annehmen.
11. Der Diener muß nimmer aus dem Hause schlaffen.
12. Damit mein Sohn sich nicht das Geblüt entzünde, verbiete ich ihm allen Wein, weil nebst dem Bier ihm nur solches erhitzen würde, wäre er zu Gaste geladen, soll er höchstens die Mahlzeit über nicht mehr als 2 Gläser trinken, und sich übrigens lediglich ans Bier halten.
13. Die Menage recommendire ich auf alle Weise, auch meinen Sohn darzu anzugewöhnen.
14. Wie auch alle viele Bekanntschaft zu verhüten, insonderheit mit denjenigen, so unordentlich leben, deßwegen sehr gut, daß sie sich von Anfang an ein wenig eingezogen halten.
15. Der Herr Professor Wolff wird die Collegia reguliren, demselben muß gefolget und mir geschrieben werden, wie die Zeit eingetheilet ist.
16. Auf meines Sohnes eigene Verantwortung muß man nichts ankommen lassen.
17. Monatl. oder wenigstens alle 2 Monat müssen meine Instructionen nachgelesen werden.
18. So wohl Toback Rauchen, als Schnupftoback gebrauchen, muß nicht permittiret werden, so wenig bei Fremden, als in seinem eigenen Quartier.
19. So wolte ich auch gern, daß alle Woche der Hoffmeister mit meinem Sohne, wenn es gut Wetter ist, außer der Stadt spatzieren gienge, so wohl meinem Sohn eine Leibis Bewegung zu machen, als auch um ihn so vielmehr aufzumuntern; wie ich denn auch desfals gern würde sehen, daß dann und wann mit meinem Sohn zu Pferde außer der Stadt spatzieret würde, nur müste darauf gesehen werden, daß er ein rechtes zahmes Pferd bekäme, das nicht scheu wäre, damit er kein Unglück habe, der Hoffmeister könnte soeins apart miethen.

De Natzmer.



Vom Schicklichen.

Von

Dr. Friedrich Schäfer.

II.

Es muß aber noch ein anderes hinzutreten. Das Schickliche ist nicht nur in die Erscheinung getreten, sondern die in schöne Erscheinung getretene Sittlichkeit. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß die sittlichen Gebote der heiligen Schrift nur die unmittelbare und einfache Verwirklichung eines Guten beabsichtigen, sondern sie sind häufig die sinnige Andeutung eines nicht in dieser Sache unmittelbar selbst Liegenden, sie haben symbolischen Charakter. Wuttke sagt davon in seiner Sittenlehre sehr schön: „Wie in der Natur das Gute als geordnete Zweckmäßigkeit verbunden ist mit einer über das bloß Zweckmäßige hinausweisenden Schönheit, wie die Blume nicht bloß die Befruchtungsorgane und eine dieselbe schützende Blütenhülle hat, sondern in ihrer lieblichen Gestalt, ihrer Farbe und ihrem Dufte den Menschen erfreut, als Sinnbild des ewig Schönen auf die göttliche Liebe und Herrlichkeit hinweist, wie die Singvögel nicht bloß sich nähren und fortpflanzen, sondern in herzerfreuenden Tönen die Güte des Schöpfers preisen, wie Gott nicht bloß die Sonne leuchten und wärmen und die Wolken regnen läßt, sondern auch den farbenglühenden Bogen an den Wolkenhimmel setzt zum Zeichen seiner Treue und Gnade, wie also Gott selbst seine Schöpfung so herrlich schmückt, daß die Himmel seine Ehre erzählen, mit Schönheit, die kein Verstand zu erfassen, nur das sinnigfromme Gemüt zu ahnen und zu lieben vermag — so bildet auch der seinem Gott ähnliche Mensch nicht bloß das für das zeitliche Leben Nützliche, sondern auch das ein höheres Gut in sinnigem Zeichen bedeutende, bildet die Wirklichkeit zum Bilde des Wahren und Guten, die Poesie der Wirklichkeit." Es schließt also dem sittlichen sich ein ästhetisches an. Zum honestum tritt das decorum. Das Volk der Griechen schon zeigt ein hohes Verständnis dafür, wenn ein Plato, ein Xenophon einem Manne das höchste Lob geben in der Bezeichnung mit zwei Begriffen, von denen der eine in erster Linie sittliche Tüchtigkeit bezeichnet, der andere die schöne Erscheinungsform dieses Sittlichen ausdrückt. Unser ganzes Verhalten muß aber nicht nur von sittlicher Güte getragen und durchleuchtet sein, es muß auch schön sein.

Manche werden nun vielleicht den Einwurf erheben, alles Schöne setze eine gewisse höhere Bildung voraus, Schönheit sei erst die Blüte einer höheren Kultur. Es ist dies jedoch grundfalsch. Vilmar sagt in seiner Geschichte des Volksliedes mit Recht, daß

alle Kunst, und Kunst ist Darstellung des Schönen, einem tiefen Bedürfnisse des menschlichen Herzens entspreche. Der Durst nach Schönheit liegt in jeder Menschenbrust, er läßt sich nur leichter unterdrücken als mancher andere Durst. Und umgekehrt sind die, die sich mit besonderem Nachdruck als schönheitsdurstige Menschen bezeichnen, nur schönheitsgierig. Gier läßt sich nie befriedigen, der Durst aber kann oft mit einem Trunke klaren Wassers gestillt werden. Man sehe nur die Brünnlein, an denen das Volk diesen Durst löscht. In unserm an landschaftlicher Schönheit ärmeren Norden ist es gar erfreulich zu sehen, wie oft selbst die kleinen Scheiben der Tagelöhnerkathen geschmückt sind mit einer Fülle blühender Blumen. Wenn der kleine Handwerker allerlei Bilder in sein Zimmer hängt, vielleicht von sehr geringem Kunstwert, ist das nicht ein Zeichen des in unserem Volke lebenden Schönheitssinnes? Wenn die arme Magd auf dem Dorfe ihren Spinnrocken mit einem prächtigen bunten Seidenbande umwindet, dann ist das nicht Eitelkeit, sondern sie beweist dem Sinnbild des häuslichen Fleißes Ehrerbietung. Man soll solchen Schönheitssinn unseres Volkes nicht verachten, nicht die oft unbeholfene, aber auch zuweilen tief poetische Aeußerung desselben nicht belächeln, sondern ihn hochhalten und versuchen, sich in denselben hinein zu versenken. Es ist das auch ein Mittel, die tiefe Kluft zu überbrücken, die zwischen höher und elementarer Gebildeten, zwischen Stadt und Land sich immer weiter spaltet, so daß der Herzschlag des einen vom anderen kaum noch vernommen wird.

Gehört also der Schönheitssinn zum Erbgut der Menschheit, dann wird die Erhaltung und Pflege desselben auch zu einer Pflicht, und der Schönheitssinn besteht doch nicht nur in der Freude an schönen Dingen, sondern vielmehr in der Hervorbringung derselben. Was wir gestalten, soll schön sein, auch unser eigenes ganzes Benehmen und Auftreten.

Schon das Leben des Einzelnen muß den Eindruck des Schönen machen. Das wird nun von vielen so verstanden, daß man, mit einem großen Geldbeutel ausgerüstet, einem Dekorateur den Auftrag zur Beschaffung einer sogenannten stilvollen Einrichtung giebt. Es klingt wie ein Widerspruch und ist doch wahr, wie unschön sind doch die meisten dieser stilvollen Einrichtungen, unschön deshalb, weil uns nicht aus denselben die Persönlichkeit des Besitzers entgegentritt, sondern nur der Modegeschmack des Tapeziers.

So berechtigt es ist, wenn im Fürstenschloß uns königliche Pracht entgegenleuchtet, wenn das Haus und die Einrichtung des reichen Kaufmanns Zeugnis davon giebt, daß er Geld nicht nur zu erwerben, sondern mit Geschmack auszugeben versteht, so geschmacklos ist in den bescheideneren Verhältnissen meistens die Herrichtung eines guten Zimmers, bei dem die Unbewohntheit und deshalb Zwecklosigkeit aus jedem Stuhle und jeder Nippfigur spricht. Es giebt in der Dresdener Gallerie ein von Leon Pohle gemaltes vorzügliches Porträt Ludwig Richters. Abgesehen von der köstlichen Wiedergabe der reinen Züge des köstlichen Meisters hat dasselbe mich immer besonders angesprochen durch das Beiwerk. Es ist ein Kniestück, der Künstler sitzt an einem einfachen Holztisch ohne jeglichen Zierrat und ohne Decke; auf denselben stützt sich das Zeichenbrett, an welchem er arbeitet. Eine einfarbige schlichte Wand ist der Hintergrund und als einziges Schmuckstück steht auf dem Tische in einem gewöhnlichen Wasserglase ein blühender Weidenzweig. Wie spricht sich hier in der ganzen Umgebung der einfache, schlichte und keusche Sinn des Mannes aus, der Schönheit zu finden wußte an jedem Wegrande. Wie störend, ja geradezu unschön würde hier ein Makartatelier den Hintergrund bilden. Es ist eben eine Forderung höchster Schicklichkeit, daß Uebereinstimmung bestehe zwischen der Persönlichkeit und ihrer ganzen äußeren Erscheinung und Umgebung. Die Schönheit des Arbeitszimmers eines Gelehrten ist eben eine ganz andere, als die eines Damenboudoirs. Auch der einfachste Wohnraum kann sehr schön sein, wenn er Zeugnis ablegt von dem schönen und schicklichen Sinn des Bewohners, wenn er Reinlichkeit und Ordnung ohne Pedanterie zeigt, wenn ein edler Sinn aus den vielleicht

sehr billigen Bildern in schmucklosem Rahmen, aus den viel gebrauchten, aber immerhin geschonten Büchern spricht. Der einfache Nähtisch der Hausfrau ist sehr schön, wenn er am sonnigen Fenster neben sorgsam gepflegten Blumen steht. Der Korb mit den vielfach gestopften Strümpfen und der vielgeflickten Wäsche der Kinder macht ihn nicht häßlich, wenn nur alles da ist, wo es zum Gebrauche sofort gefunden werden kann, und Sonntags ein übergebreitetes Tuch zeigt, daß heute die fleißige Hand der Hausfrau ruht. Es macht auf den Besucher gewiß keinen ungünstigen Eindruck, wenn er die Hausfrau, von der er ja doch weiß, daß sie genötigt ist, in ihrem Hausstande die Hände selbst zu rühren, im einfachsten Hauskleide antrifft, nur rein und ordentlich muß es sein, wie auch ihre ganze sonstige Erscheinung, den Gesamteindruck des Anmutigen muß es gewähren, dann mutet dies Bild uns an, wie unsere Sprache so schön sagt.

Oder betrachten wir das Auftreten und die Umgebung eines Arztes. Wir kommen zu ihm gewöhnlich nicht ganz leichten Herzens, wir begehren Hilfe, weil wir Vertrauen zu ihm haben. Würde dies Vertrauen nicht sofort schwinden, wenn der äußere Eindruck der geckenhafter Zierlichkeit wäre, würde unsere Besorgnis nicht sich steigern, wenn eine düstere Umgebung unser bekümmertes Herz noch mehr bedrückte. Hier verlangen wir den Ausdruck freundlichen Ernstes, der uns tröstet zugleich und ermutigt.

Wie wenig auf der anderen Seite schickt es sich, wenn der kostbare Luxus des Pastorates den kleinen Leuten den Mut nimmt, ihre Kümmernisse des Leibes und der Seele dahin zu tragen, wo sie doch hingetragen werden sollen, wenn die Scheuerwut der Pastorin selbst am Sonntage nicht Ruhe halten kann, oder wenn umgekehrt der praktisch-nützliche Sinn des Pastoren so ausgebildet ist, daß jener Viehhändler nicht wußte, ob er den Pastoren oder seinen Knecht vor sich habe. Der Schicklichkeitssinn des Landvolkes ist ebensowenig entzückt von der Trivialität des Geistlichen, wie von seiner vornehmen Abgeschlossenheit. Er will es merken, daß der Pastor geistig und gesellschaftlich über ihm steht, aber sich doch liebe- und verständnisvoll ihm hingiebt. Doch es mag genug mit diesen Beispielen sein, sie sollten nur die wunderbare Mannigfaltigkeit der Aeußerung des sittlich Schönen je nach den besonderen Lebensverhältnissen darlegen, und den Blick jedes Einzelnen darauf hinlenken, was für ihn das Schickliche sei.

Nicht weniger als das Einzelleben hat und soll haben seine Schönheit das Leben in der menschlichen Gesellschaft. Auch hier giebt es Forderungen der Schicklichkeit. Auch das Gemeinschaftsleben verlangt schöne Darstellung. Die festliche Stimmung z. B. findet ihren entsprechenden Ausdruck in den äußeren Einrichtungen. Wir legen das wertvollere Kleid, wir legen, wenn wir ihn haben, den Schmuck der Orden, die Frauen den wertvoller Steine in edler Fassung, die lieblichen Blumen an, wir schmücken die Tafel mit dem edelsten Gerät, wir bieten feinere Speise, das beste Getränk, wir bieten höhere geistige Anregung in schöner und heiterer Rede, in festlicher Musik. Reicht doch der Heiland selbst auf der Hochzeit zu Kana den festlichen Wein, und wendet er selbst das Gleichnis von dem hochzeitlichen Kleide an. Es mag das besonders gesagt sein zur Beruhigung ängstlicher und enger Gemüter, denen solche Aeußerlichkeiten als weltliche und sündige Lust erscheinen. Ist der Anlaß der Freude ein sittlich reiner, gedenken wir z. B. in Freude des Tages, an dem uns von Gott ein edler Herrscher geschenkt ward, freuen wir uns des Segens, den der Herr auf eine langjährige Berufsarbeit gelegt hat, freuen wir uns des Besitzes unserer Freunde, dann darf diese Freude auch ihren Ausdruck finden in den festlicheren Anstalten, nur darf darüber nicht der Geber solcher Freude vergessen werden, nur darf nicht durch das Geräusch der Festarbeit die Stimme Gottes übertönt werden, wenn er zu uns reden will. Auch das Gotteswort selbst gestattet uns dies in dem Worte: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch", oder in dem „Seid fröhlich in Hoffnung". Es ist ein wahres Wort, das Liedeswort: „Du bist ein Gott der Freuden, das Trauern magst du nicht." Und daß der Herr nicht nur die festliche Stimmung, sondern auch das

äußerliche Hervortreten derselben billigt, zeigt sich in der Geschichte von der köstlichen Narde, mit der Maria von Bethanien sein Haupt begießt.

Zahlreich sind auch die Stellen der Briefe, in denen auf Wohlanständigkeit hingewiesen wird, so im Philipperbrief 4,8 das Wort: Liebe Brüder, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Bedenken wir, daß diese Ermahnung gerichtet ist an die Gemeinde, welche des Apostels besondere Freude gewesen ist, über die er keinen Tadel auszusprechen hat, so gewinnt dieselbe noch die weitere Bedeutung, daß wir aus ihr erkennen, daß solche Wohlanständigkeit, welche wohl lautet, d. h. einen guten Namen bewirkt, welcher lieblich ist, d. h. Liebe erweckt, zu den höchsten Blüten christlicher Sittlichkeit zu rechnen ist. Von einer häufig unbewußten auf Gewöhnung und Sitten beruhenden Schicklichkeit dringen wir somit zu einer in ihrer sittlichen Bedeutung uns klar bewußten Wohlanständigkeit, die in der Form der Schönheit erscheint, oder wie ein feiner Kenner gesagt hat: Mit der Beobachtung des Anstands fängt des Lebens Veredelung an und vollendet sich in ihr. Neben dieser allgemeinen Schicklichkeit, die so als eine reife Frucht der sittlichen Vervollkommnung auftritt, darum bei allen Christen aller Zeiten und Arten in gleicher Weise gefordert werden muß, giebt es noch eine auf einer Art Uebereinkunft beruhende Schicklichkeit, die selbstverständlich nur Bedeutung hat für die, welche das Uebereinkommen getroffen haben, wir können dafür vielleicht das Wort Höflichkeit wählen. Sie ist nur die äußere Erscheinungsform des Schicklichen, also nichts von ihr dem Wesen nach verschiedenes. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die einzelne Pflanze nach ihrem Standort, nach dem Boden, dem sie entwächst, nach dem Klima, mannigfach verschiedene Formen annimmt, ohne deshalb eine andere zu werden, ja daß die Kunst des Gärtners, die einfache Blüte in eine gefüllte umzuwandeln, vielerlei verschiedene Färbungen zu erzielen weiß, man denke nur an Stiefmütterchen, Rosen und Obstarten. Ebenso ist es auch mit der Schicklichkeit, die nach Zeit und Art sehr verschiedene Erscheinungsformen erhält, für die wir am besten das schon erwähnte Wort Höflichkeit wählen. Ein besonders entwickelter Sinn für dieselbe wird jedoch nur gefunden werden auf den höheren Kulturstufen. So finden wir auch das Wort Höflichkeit in unserer Sprache erst im Mittelalter, etwa in der Zeit der Kreuzzüge. Seit jener Zeit fingen unsere Vorfahren an, wenigstens die vom ritterlichen Stande, eine feinere Sitte auszubilden; höfischen Brauch zu erlernen wurde nun jedes edlen Mannes wichtige und gar oft schwere Aufgabe. Häufig noch brach die natürliche Heftigkeit, die ungezähmte Art der Deutschen durch die zierliche Sitte hindurch, und wohl manches wackeren Helden wahre Herzensmeinung sprach der ehrliche Wate in der Gudrun aus, wenn er auf Hildens Frage, ob er lieber bei schönen Frauen sitze, oder in harten Kämpfen fechten wolle, antwortete: „Ich saß bei schönen Frauen so sanft noch nie bisher, daß mirs nicht lieber wäre, wenn ich mit guten Knechten, falls es die Not erheischtet, in vielen harten Stürmen könnte fechten." Ja, es mag manchem harten Kämpen sauer geworden sein, zu Füßen der Schönen auf niedrigen Polstern zu sitzen, das Haar mit dem Kränzlein von Perlen und Blumen umwunden, in zierlicher Rede Zwiesprach zu pflegen, sein wackeres Roß mit dem neumodischen Namen Pferd zu benennen, ja selbst im Kampfspiel allerlei feinen Brauch gewissenhaft zu beobachten. Der Parzival des Wolfram von Eschenbach giebt ein deutliches Bild von dem Aufkommen der neuen Hofesitte. War gewiß auch vieles gekünstelt und wie die Einführung französischer Worte und Redensarten nicht sehr empfehlenswert, so hatte doch der Zwang, den der einzelne sich authun mußte, wenn er unter seinen Genossen nicht als bäurisch roh verachtet sein wollte, einen stark erziehlichen Einfluß, und mit Recht wird gegen Ende des Mittelalters schmerzliche Klage über den Verfall höfischer Sitte geführt. Es waren nicht leere Aeußerlichkeiten, die dabei verloren gingen, sondern die äußeren Erscheinungsformen verschwanden, weil ihr Inhalt, die höhere Sittlichkeit unseren Rittern, in den wüsten Fehden entschwunden waren. Ein anderer Stand entwickelte sich damals zu höherer Kultur, der Bürgerstand

der Städte. Mit der Zunahme des Besitzes, mit der Erweiterung des Blicks durch den Handel, mit der größeren Rechtsordnung hob sich auch der Sinn für die Form. Nicht nur sein Haus schmückte der wohlhabende Bürger, nicht nur in farbenprächtiger Tracht zeigte sich sein gesteigertes Selbstgefühl, auch seine Umgangsformen erhielten ein feineres Gepräge, und wie die Mauern der Stadt ihn eng umschlossen, und ihm Schranken aufrichteten, in denen er allein Sicherheit und volle Wertschätzung finden konnte, so war auch seine Lebenssitte eng umgrenzt in Zunftsitte und Brauch, der Magistrat der Stadt ordnete in polizeilicher Weise selbst seine Festfreude, und schrieb ihm genau vor, wieviel Gäste er laden, welche Gerichte er vorsetzen, wie Frau und Tochter sich kleiden sollten. Diese im einzelnen uns seltsam erscheinenden Festsetzungen des Schicklichen, deren größter Fehler ihre Undurchführbarkeit war, beruhten doch in ihrem Kerne auf dem durchaus richtigen Gedanken, daß das äußere Auftreten in innerer Verbindung mit dem wahren Wesen sein solle, daß die Persönlichkeit, die damals allein sich aussprach in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Genossenschaft, sich auch in dem Verhalten überall ausprägen müsse. Auch das Bürgertum sank dahin; schon vorher in seiner Bedeutung erschüttert, verlor es den letzten Rest derselben im dreißigjährigen Krieg, den großen Zerstörer von so vielem Schönen und Guten. Jahrhunderte lang scheint der Sinn für edlere Lebensformen in unserm Volke erstorben, aber langsam und mählich kommen die Träger der neuen Höflichkeit empor, die Höfe der absoluten Monarchen. Je entschiedener der Gedanke der fürstlichen Souveränität sich Anerkennung erzwingt, um so rascher erwächst eine besondere Hofsitte. Zuerst in der steifen Grandezza der Spanier auftretend, ringt sie sich zur anmutigen Form der Franzosen hindurch. Hier wie im Mittelalter findet die feinere Sitte ihre Pflege an den Fürstenhöfen, aber mit dem Unterschied, daß in jener früheren Zeit die Frau der eigentliche Gegenstand der höfischen Verehrung, in der neueren Zeit dagegen die Persönlichkeit des Herrschers, und es war ein ganz passend gewähltes Sinnbild, wenn jener Fürst, der ein kunstvolles System der höfischen Sitte durch seinen Willen zur Entfaltung gebracht hat, sich gern unter dem Bild der Sonne und des Sonnengottes darstellte, von dem allein Licht, Wärme, Glanz und Leben ausgehen sollten. Der Maßstab des Schicklichen war für diese Zeit allein dadurch gegeben, inwieweit das Verhalten dazu diente, die Verehrung und Ergebenheit gegen den Fürsten zum Ausdruck zu bringen. Es war daher durchaus im Sinne dieser Höflichkeit gehandelt, wenn jener Kavalier, dem Ludwig XIV. winkte, vor ihm in den Wagen zu steigen, dies sofort that, da der unbedingte Gehorsam die erste Höflichkeit sei, und wenn derselbe Herrscher den Grundsatz aufstellte, daß Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige sei, wie ja auch die Sonne die Höflichkeit hat, genau zur bestimmten Zeit an unserm Horizonte zu erscheinen. Eine große Gefahr lag jedoch in diesem Anstand an den Höfen des vergangenen Jahrhunderts, die Vergötterung der Fürsten. Unsere Zeit ist nun von den Uebertreibungen des letzten Jahrhunderts zurückgekommen. Wie auf so vielen anderen Gebieten tritt in den Anstandsformen uns heutzutage ein gewisser Eklektizismus, eine Neigung zum Wählen aus verschiedenen Zeiten entgegen. Die Ehrerbietung gegen den Herrscher steht wohl noch stark im Vordergrund, aber von der geradezu unsittlichen Vergötterung sind wir zurückgekommen. Ob nicht hier und da in dieser Beziehung uns ein Zöpfchen im Nacken hängt, darüber zu entscheiden fehlt uns die Erfahrung. Jedenfalls steht das fest, daß von unserer Zeit eine Höflichkeit mißbilligt würde, die das Gepräge der Wahrheit verloren hätte, und jedenfalls können wir behaupten, in einer glücklichen Zeit zu leben, die es gestattet, mit fast unbedingter Wahrhaftigkeit äußere Ehrerbietung dem Haupte unseres Volkes zu erweisen. Ein zweites in den Kodex unserer Höflichkeit aufgenommenes Gesetz ist die Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht. Wir sprechen in Anlehnung an die geschichtliche Thatsache hier besonders gern von ritterlicher Höflichkeit, die wir jedoch auch von dem Bürger erwarten. Hier und da wird sie freilich immer noch vermißt. Man kann es immer noch erleben, daß junge gesunde Männer in Pferdebahnen sitzen bleiben, während Frauen stehen

müssen. Hier wäre oft Gelegenheit geboten, wirkliche Herzensgüte zu zeigen, nicht nur den jungen, sondern auch den älteren Damen gegenüber. Es darf hierbei noch erinnert werden an die Freundlichkeit gegenüber alten und gebrechlichen Leuten. Ich sah einmal in einer sehr überfüllten Kirche, daß eine Dame einem alten gebrechlichen Manne nicht Platz machte, sondern den von ihr selbst nicht benutzten Platz für eine später kommende Freundin sperrte. Rasch stand ein offenbar den höheren Ständen angehöriges junges Mädchen von ihrem nahegelegenen Platze auf und nötigte den alten Mann, ihre Stelle einzunehmen. Das war wirkliche und echte Höflichkeit. Manche ihrer Schwestern hätte sich vielleicht genieret, aber sie gedachte wohl des Wortes, das wir schon erwähnt haben, seid nicht so schüchtern, und des anderen „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn und die Alten ehren.“ Den gleichen Sinn der Ehrfurcht vor den Alten besaßen auch jene spartanischen Gesandten, die im athenischen Theater einem Greise an ihrem Ehrenplatze den Sitz einräumten. Auch von dem Grafen Roon wird erzählt, daß er den betagten Portier des Kriegsministeriums im eigenen Wagen mit zum Ordensfeste genommen habe und den treuen Mann also geehrt habe. Es wird überhaupt in unserer Zeit als eine Pflicht anerkannt, dem Einzelnen Ehre und Rücksicht zu erweisen, und wenn einmal ein Flegel dies vergißt, so kann es ihm passieren, daß er von einem energischen Menschen, und dann gewiß unter allgemeinem Beifall der Zuschauer eines besseren belehrt wird. Solche thatkräftige Höflichkeit findet sich nicht nur in den höheren oder gebildeten Ständen, auch bei einfachen Leuten aus dem Volke kann sie oft beobachtet werden. Ich denke noch mit Behagen an die Kraftworte einer Gemüsehökerin, als sie bemerkte, daß ein Blinder vom Publikum, das vielleicht seine Blindheit gar nicht bemerkt hatte, nicht mit gebührender Rücksicht behandelt wurde. Die derben Worte kamen aus einem recht höflichen Herzen, wenn sie auch scharf waren und augenbeizend wie ihre Rettige.

Die Formen unserer Höflichkeit haben noch einen weiteren besonderen Zug, daß sie etwas kosmopolitisches haben, nicht nur soweit sie aus der allgemeinen menschlichen und christlichen Wurzel hervorgehen, sondern auch soweit sie ein äußerlicher Brauch sind. Wie wir seit den Tagen Herders gelernt haben, uns zu versetzen in die geistige Eigenart anderer Völker, mehr als irgend eine andere Nation, so geschieht das auch vielfach in unseren Sitten und Gewohnheiten. Nach einer Seite ist der Einfluß Frankreichs unverkennbar, nach anderer der Englands. Das ist nicht ohne weiteres als ein Mangel oder Fehler zu bezeichnen, sowenig es ein Fehler ist, Erfindungen und Entdeckungen anderer Völker auch für uns und bei uns zu verwerten. Selbst das Schnupftuch können wir nicht als einen nationalen Artikel ansprechen, mundartliche Benennungen dasselbe verraten uns, daß dasselbe aus dem Süden zu uns gekommen, und die Gabel, die in England beim Essen eine dominierende Stellung einnimmt, hat auch dort nur mühsam das früher allein gebrauchte Messer zurückgedrängt. Noch im Zeitalter der Königin Elisabeth hat man in England gegen den Gebrauch derselben von der Kanzel gekämpft, es sei gottlos, ein Instrument an die Stelle der Finger zu setzen, die Gott zur Hilfeleistung beim Essen geschaffen. Wir sehen an diesem Beispiele, daß manche Sitten und Gebräuche, von einer Nation ausgehend, einen Siegeslauf durch die Welt gemacht haben, aber weil sie verständig und allgemein brauchbar waren. Anderes freilich hat ähnlichen glänzenden Erfolg, ohne daß es seine Berechtigung in gleicher Art nachweisen kann. Es entsteht eben das, wofür wir das Wort Mode brauchen. Das Auftreten einer Mode ähnelt dem eines Heuschreckenschwarms. Er taucht plötzlich auf, wendet sich in dieser, in jener Richtung, läßt sich hier oder dort nieder, ohne daß wir den Grund ermitteln können. Es ist aber eine brutale Thatsache, der wir uns wollend oder nicht wollend fügen müssen. Ein Ankämpfen dagegen hilft sehr wenig; nur den kleinsten Raum um uns her können wir vielleicht von den Plagegeistern freimachen. Der verständige Mensch denkt dabei mit dem Münchener Bilderbogen: Die Mode ist ein närrisch Ding. Ist sie eben nur ein närrisch Ding, und nicht, was auch verkommt, ein

böses, ein unsittliches Ding, so läßt er sie ruhig über sich ergehen, in dem beruhigenden Bewußtsein, daß jede Narrheit nur ihre kleine Zeit dahin, nach der sie von einer anderen abgelöst wird. Verschieden ist die Stellung der Menschen zur Mode, nicht nur zur Kleidermode, sondern auch zur Mode in Lebenssitte und Brauch. Für manche ist sie ein Gesetz, das an Beobachtung der eigentliche Gradmesser für die Bildung des Menschen ist. Das ist unstreitig eine Ueberschätzung, die jedenfalls dadurch veranlaßt wird, daß das Aeußere am ersten in die Sinne fällt. Es fällt uns sofort auf, wenn wir jemand in besonders geschmackloser oder unmoderner Tracht sehen, wenn jemand sich unbeholfen verbeugt, oder wenn jener Hausvater eines Armenhauses beim unerwarteten Besuche des Fürsten eiligst in den Schlafrock fährt, weil es sein neuestes Kleidungsstück ist, es ist das alles ein Mangel an gesellschaftlicher Bildung, aber nicht ein Mangel an Geistes- und Herzensbildung, die weit wichtiger sind, aber viel weniger leicht anerkannt werden. Goethe hat einmal in vortrefflicher Weise die Unart gezüchtigt, so äußerlich zu urteilen, und zwar hat er dies in einem Alter gethan, das für das Aeußerliche sonst sehr empfänglich ist. Als in Straßburg beim Essen einer seiner Bekannten, der eben erst angekommen, Jung-Stilling wegen seiner altmodischen Frisur verspottete, fuhr er dazwischen mit dem Worte: „Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei, es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben." Der schöne, elegante junge Patriziersohn schloß darauf innige Freundschaft mit Stilling, dem Sohne des armen Schneiders, desselben Lauterkeit und Wahrhaftigkeit ihn mächtig anzog.

Also überschätzen sollen wir diese äußeren Sitten und Bräuche ja nicht, das heißt, wir sollen sie nicht zum Ausgangspunkt unser Beurteilung anderer machen, denn das wäre sehr unhöflich, aber wir sollen sie auch nicht unterschätzen.

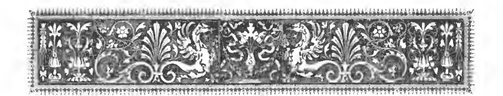
Sehr häufig findet man eine gewisse Unterschätzung der Formen bei solchen Männern, die es zu irgend etwas gebracht haben im Leben, die sich mit Stolz self made man nennen. Ist das, wozu sie es gebracht haben, das Geld, so machen sie meistens die Erfahrung, daß der Mammon ein Gott ist, vor dem sich auch heute noch die meisten Menschen mehr oder minder in den Staub werfen, daß das goldene Kalb noch immer durch seinen grellen Glanz die Augen blendet, die nun nicht mehr seine plumpen und geschmacklosen Formen sehen. Auch giebt die materielle Unabhängigkeit ein großes Selbstgefühl, das der Liebenswürdigkeit glaubt entbehren zu können, namentlich denen gegenüber, die nicht so viel Thaler wert sind wie sie, wie der bezeichnende Ausdruck im englischen lautet. Diese Formlosigkeit des Geldprotzentums hat für den feiner gebildeten Menschen etwas besonders Beleidigendes, und umsomehr, als der reiche Emporkömmling nur die einseitige Formlosigkeit liebt, und die gleiche Rücksichtslosigkeit bei anderen sehr übel nimmt. Auch den Beamten sagte man früher gerne eine gewisse Unhöflichkeit nach, doch scheint das ein überwundener Standpunkt zu sein, wenigstens hört man jetzt sehr häufig das Lob höflichen Benehmens aller der Beamten, die in beständigem Verkehr mit dem Publikum stehen, und denen Höflichkeit zu bewahren doch zuweilen recht schwer gemacht wird, wie den Beamten des öffentlichen Verkehrs. Nicht Unhöflichkeit, aber Ungeschicklichkeit in den geselligen Formen findet sich vielfach bei Stubengelehrten. Ihnen wird mit Recht dieser Mangel am wenigsten verübelt, weil einerseits ihre berufliche Tüchtigkeit wenigstens innerhalb ihres Lebenskreises so bekannt und so unbedingt anerkannt, ja vielleicht bewundert wird, daß die Mangelhaftigkeit ihrer äußeren Formen ganz darüber vergessen oder höchstens gutmütig belächelt wird. Im allgemeinen hat diese Formlosigkeit auch keine beleidigende Spitze, die sich gegen einen Nebenmenschen richtet, sie kann daher um so eher verziehen werden. Nur wo sie als Gelehrtenhochmut, als gehässige Herabsetzung des wissenschaftlichen Gegners auftritt, muß sie gegeißelt werden. Man spricht wohl zuweilen von einer rabies theologor, von einer Wut der Theologen, ich kann versichern, daß ich dies

Pflänzlein in nicht geringerer Blüte auch bei Juristen, Philosophen und Medizinern gefunden habe. Doch es würde zu weit führen, die Unhöflichkeit durch alle Stände durch zu verfolgen, sie ist überall da ein Unrecht, wo sie den Nachbar kränkt, und sie ist erträglich und harmlos, wo sie, nur als persönliche Ungeschicktheit auftretend, von beruflicher und persönlicher Tüchtigkeit überstrahlt wird. Da aber doch nicht jeder, auch nicht jeder Gebildete eine solche Stellung im Leben einnimmt und einnehmen kann, daß seine Charakter- und Berufseigenschaften sofort ins helle Licht treten, so muß man bemüht sein, über dieselben keinen verhüllenden Schleier von gesellschaftlicher Unbeholfenheit zu breiten. Es gilt auch hier, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Namentlich sollte die heranwachsende Jugend darauf bedacht sein, die schöne Form des Lebens nicht zu gering anzuschlagen, denn sie hat noch wenig zu zeigen, womit sie ihre eigene Tüchtigkeit beweist. Da nun die Jugend sich vorzugsweise in Gegensätzen bewegt, so sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Geckenhaftigkeit bei einem jungen Menschen, etwa bei einem Primaner oder Studenten, geradezu ekelhaft ist. Gerade ein Student sollte die geistigen Interessen so hoch stellen, daß ihm die Formen als etwas immerhin äußerliches erscheinen. Man kann leider jetzt auf den Hochschulen bisweilen Karrikaturen sehen, bei denen man im Zweifel ist, ob man über sie lachen oder sich ärgern soll, Leute, denen man ansieht, daß die Herstellung ihres äußeren Menschen das Resultat stundenlanger mühevoller Arbeit gewesen ist. Das ist natürlich verächtlich, aber schön ist es auch nicht, wenn die Erscheinung eines Studenten Zeugnis ablegt von der Vernachlässigung alles Aeußeren. Die Wissenschaft eines Menschen nimmt nicht in dem Verhältnis zu, wie sein Anzug sich verschlechtert, auch die sittliche Tüchtigkeit läßt sich nicht ermessen aus der Geschmacklosigkeit des Rockes. Es sollte also kein junger Mensch seine äußere Erscheinung vernachlässigen; ein vortreffliches Erziehungsmittel wie in sehr vielen anderen Dingen ist auch hierin unsere allgemeine Wehrpflicht. Noch nach vielen Jahren ist es meistens deutlich erkennbar, ob jemand ein Jahr lang unter der straffen Zucht des Militärlebens gestanden hat. Auch die größere Gehaltenheit und Gemessenheit, die man in Norddeutschland im Vergleich zum Süden antrifft, möchte zum Teil begründet sein in der schon länger wirksamen allgemeinen Wehrpflicht. Wenn ich auch keinem jungen Menschen ein Komplimentierbuch wünsche, so wünsche ich doch jedem ein offenes Auge und ein aufmerksames Ohr, daß er die kleine Scheidemünze der gesellschaftlichen Umgangsformen beachtet, sie weder für Gold und Silber ansieht, noch sie achtlos wegwirft. Sie haben einen ähnlichen Wert wie die Schönheit. Wohl hat der Prediger recht, wenn er sagt, Schönheit ist nichts, ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man ehren, aber es ist doch wahr, daß in jedem Menschen Empfänglichkeit für das Schöne ist, und daß deshalb mit Recht Schönheit für einen wirksamen Empfehlungsbrief gilt. Nun, Schönheit kann sich niemand geben, aber das kann jeder verhüten, daß er nicht häßlicher erscheint, als Gott ihn gewollt hat, ja, ein sittlich edler Mensch kann durch die äußere Schönheit seines ganzen Verhaltens bewirken, daß wir die körperliche Häßlichkeit an ihm vollständig übersehen.

Wir machen oft die Erfahrung, daß Frauen über die Schönheit ganz anders urteilen als Männer. Wir Männer denken dabei wesentlich an die körperliche, und fragen uns im einzelnen Falle, ob das Gesehene den Gesetzen des Schönen äußerlich entspricht. Eine rechte Frau wird immer nur schön finden, was sich schön verhält, d. h. Schönheit des Benehmens, des Betragens wird ihr immer besser gefallen, als Schönheit des Körpers. Nur eine Frau kann das Wort „kalte Schönheit" aufgebracht haben. Nur soweit Schönheit lebt, Wärme und Behagen verbreitet, existiert sie für die Frau. Und wir Männer werden uns dieser Auffassung fügen müssen, denn Frauen sind die allein berechtigten Richter im Reiche des Schicklichen. Dies Gesetz und seine Gründe hat schon Goethe in seiner vielgebrauchten Tassostelle der Prinzessin in den Mund gelegt:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten d'ran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und willst du die Geschlechter beide fragen,
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Suchen wir aber einen einheitlichen Ausdruck für das, was wir bisher betrachtet, so weiß ich nichts Besseres, als ein Wort Löhes: „Es ist in der Schicklichkeit Unwandelbares und Wandelbares. Unwandelbar sind ihre Bestandteile: Aufrichtigkeit, Gütigkeit, Hochschätzung der Seele des Nächsten und Scheu vor dem Herrn, dem alle angehören. Dagegen aber giebt es auch viel Wandelbares. Da die Schicklichkeit des Verhaltens so sehr auf der Hochachtung der Menschen beruht, mit denen man umgeht, sogar sehr von ihr abhängt, die Hochachtung selbst aber durch das Verhalten der Menschen, mit denen man umgeht, gesteigert oder erschwert wird, und daher so viele verschiedene Grade haben kann, so versteht es sich von selbst, daß die Art und Weise meines schicklichen Benehmens sich ändert, von den Bestandteilen der Schicklichkeit bald dieser, bald jener, bald die Aufrichtigkeit, bald die Gütigkeit — bald die Hochschätzung des Menschen, bald die Furcht Gottes mehr hervortritt. Da wandelt sich die Form; es bleibt aber das Wesen der Schicklichkeit.“



Volksvertreter und Minister in Italien.

Von

Carl von Bruch.

Unter dem seltsamen Titel „I Moribondi di Montecitorio“ (die Sterbenden von Montecitorio) hat der Advokat und italienische Abgeordnete Luigi Brangi versucht, in einem Buche von 450 Seiten (Rom, bei Roux; 1889) ein Spiegelbild der politischen Parteien Italiens und ihrer vornehmsten Vertreter zu entwerfen. Brangi schreibt launig und würzt seine Darstellung durch geschickt eingeflochtene Anekdoten, ohne doch in den Fehler des Haschens nach Pikantem, Sensationellem zu verfallen. Auch läßt er, soviel wir zu beurteilen vermögen, den politischen Gegnern — er gehört der Rechten an — volle Gerechtigkeit widerfahren. Manchmal zu sehr; und mancher statista („Staatsmann“), den er uns, namentlich von der Linken, vorführt, ist in unseren Augen nicht viel mehr als ein „Statist“ seiner Partei.

Da sind wir bereits Brangis Einfluß erlegen, denn er liebt und gebraucht solche Wortspiele über die Maßen. Auch macht es ihm Freude, gelegentlich in fremden Zungen zu reden. An deutschen Ausdrücken verwendet er wiederholt das Wort „Speisekarte“ als ziemlich gleichbedeutend mit „Programm“.

Uebrigens hat er mit seinem Werke in der italienischen Presse wenig Widerspruch erfahren; höchstens hinsichtlich des Abschnittes, der über die Altersverhältnisse der Abgeordneten-Kammer handelt und der dem ganzen Buche den Titel „I Moribondi“ verschafft hat. Montecitorio ist die Bezeichnung für den Tagungsort der Kammer.

Die Besprechung der Altersverhältnisse bildet den lebhaftesten, heftigsten Teil des Buches. Selbstverständlich gehört Brangi nicht zu den „Alten“, sondern zu den „Jungen“ und spricht also etwas pro domo, wenn er schreibt:

„In Italien beginnt das politische Leben spät. Fox saß dank dem Einflusse seines Vaters mit 18 Jahren im Hause der Gemeinen. Pitt war mit 21 Jahren Kanzler des Schatzamts und mit 23 erster Lord des Staatsschatzes, d. i. Chef des Kabinetts. Bei uns liegt die Sache ganz anders. Wer nicht 30 Jahre zählt, kann sich den Wählern nicht vorstellen. Und nicht genug damit: Die Gesellschaft ist noch viel strenger als das Gesetz, solange wir uns noch zwischen 30 und 40 befinden, sind wir in ihren Augen Knaben.“

In der italienischen Kammer führen die „Alten“ Wort und Herrschaft. Sie sind „jung im Herzen“ und hören nicht gern von ihrem Geburtsjahr reden. Bonghi mit seiner Gestalt als etwas verlängerter „Tom Pouce“ macht den ritterlichen Beschützer schöner Damen „gleich einem Litteraten aus dem Zeitalter Voltaires“. Der Herzog von Sandonato würde sehr unfreundlich werden, wenn ihn jemand früge, ob er nicht bald Senator werden wollte. Varè verwahrte sich energisch gegen die Bezeichnung „verehrungswürdig“ (venerando) und der Kollege, der ihn so genannt, beeilte sich zu sagen: „wenn auch jugendlich frisch, so doch verehrungswürdig durch Wissen und Jahre.“ Und als 1880 ein Abgeordneter von dem „berühmten Alten“ (illustre vecchio) sprach, frug Depretis lächelnd, aber sichtlich nicht angenehm berührt: „Wer ist dieser Alte?“ (Anhaltende Heiterkeit.) Der Redner verbesserte sich: „Ich gebrauchte das Wort „alt“, weil des Menschen Leben kurz ist; aber trotz seiner Jahre zeigt er, daß er jung sein kann, wenn er will; und manchmal allzusehr —“ (Anhaltende Heiterkeit) — „Niemals zu sehr!“ rief Depretis.

Die jüngeren Abgeordneten werden unter dem Druck der Herrschaft der Alten zu stummen Mitarbeitern in der parlamentarischen Thätigkeit. Wer es einmal gewagt hat, den Mund aufzuthun, dem sind unerfreuliche Erfahrungen nicht erspart geblieben. Nun ist ja eine Schule, wie die „Jungen“ sie durchzumachen haben, in vieler Beziehung vorteilhaft, aber sie dauert, wie Brangi meint, zu lange. „Nach 10 Jahren undankbarer Arbeit werden diese jungen Leute — moralisch betrachtet — oft noch älter, als die Alten selbst. Dauernd Berichterstatter und Ausschußmitglieder, werden sie unversehens Bureaukraten ohne Gehalt . . viele von ihnen gewahren bei einem Rückblick in die Vergangenheit zu ihrer größten Ueberraschung, daß sie nur in ihren schönen Hoffnungen jung geblieben sind.“ Ein „Portefeuille“ — das unausgesprochene Ziel des italienischen Parlamentariers — können sie erst erreichen, „wenn der Schnee auf ihrem Haupte liegt.“

„Kann man denn nicht regieren, bevor man 60 Jahre alt ist? Crispi, Baccarini Cairoli, Miceli, Tejani, Coppino, Ferracin und wenige andere: das sind die Leute, denen sich Italien verschrieben hat. Und doch sind die jungen Elemente der Kammer den älteren an Blick wie an politischer Bildung und an Temperament überlegen; sie allein haben die Bedeutung der wirtschaftlichen Fragen für unsere Zeit erfaßt und werden dafür von den Alten „prosaisch“ gescholten.“

Letztere haben außerdem an ihrer **Vergangenheit** zu tragen. „Wie können wir in Crispi das Prinzip der Autorität verehren, wenn er vor 30 Jahren Orsini-Bomben machte? Im Auslande sind in dieser Beziehung die Vorurteile noch viel größer. Cairoli haben weniger seine diplomatischen Fehler, als seine revolutionären Erinnerungen geschadet. Indeß — glissons, n'appuyons pas! Auch hinsichtlich des **Temperaments** tritt die Unterlegenheit der Alten klar zu Tage. Die skandalösen Sitzungen, die Auftritte in der Kammer verdanken wir nur den Alten und ganz besonders den alten Revolutionären. Bonghi beschuldigt ein ganzes Kabinett der „geistigen Beschränktheit“. Crispi wirft Mancini die der Königin Maria Christina gewidmeten Verse, Magliani die den Bourbonen geleisteten Dienste vor; Miceli ruft Worte wie: „unanständig“, „Schämt Euch!“ Sandonato beleidigt Depretis; Nicotera speit Lovito ins Gesicht; Cantelli nennt die Ausführungen Cesaros „Verläumdungen“ und Spaventa schleudert Laporta den gewöhnlichen Ausdruck „Dummkopf“ (sciocco) entgegen; Salaris und Castagnola überhäufen sich 1875 mit Schmähungen und sind nahe daran, handgemein zu werden. Immer die Alten! Tretet endlich ab! Ihr habt Italien hergestellt und wir sind euch dankbar dafür, ihr habt zuviel gearbeitet und gekämpft. Nun ruht euch aus . . . . . Glorreiche Alten, sagt euch los von der Kleinlichkeit des geschäftigen Lebens! Für euch ist der Marmor gut, aber keine Portefeuilles. Steigt auf das Piedestal und wir werden vor euch den Hut ziehen!“

Interessant ist Brangis Untersuchung über die **geographische Zugehörigkeit** der Abgeordneten. Daß er sie anstellt, ist allein schon ein Beweis dafür, daß von

einer wirklichen Verschmelzung des jungen Königreichs noch nicht die Rede sein kann. Wie wäre das auch möglich, bevor Generationen darüber hingestorben? Aber zu denken geben diese Verschiedenheiten — namentlich die Möglichkeit, die einzelnen Landesteile nach dem politischen Bekenntnis ihrer Vertreter zu charakterisieren — denn doch.

Italien wird bekanntlich in 16 „Compartimenti“ oder „Regioni“ — mit 69 Provinzen — geteilt. Sehen wir, wie die Regionen bei der Stellung von Abgeordneten vertreten sind. Des Vergleichs wegen führen wir die Einwohnerzahl der Regionen (nach der Volkszählung von 1881) mit an.

Für die gegenwärtige Abgeordneten-Kammer stellen:

Piemont	57	bei	3 070 250	Einwohnern.
Lombardei	59	„	3 680 615	„
Venetien	47	„	2 814 173	„
Ligurien	16	„	892 373	„
Emilia	38	„	2 183 391	„
Toskana	40	„	2 208 869	„
Marken	16	„	939 279	„
Umbrien	10	„	572 060	„
Rom (Latium)	16	„	903 472	„
Der Süden (Abruzzen u. Molise, Campanien, Apulien, Basilikata und Calabrien)	165	„	7 585 243	„
Sardinien	11	„	682 002	„
Sicilien	47	„	2 927 901	„

Selbstverständlich hat Brangi die Abgeordneten nach ihren Geburtsorten zusammengestellt.

Piemont nimmt seit Jahren die erste Stelle ein, die ihm auch wegen der leitenden Führung bei der Einigung Italiens und als erstem konstitutionellen Staate des Landes (1848) mit vollem Rechte gebührt. Nach den parlamentarischen Anschauungen müßte die Zahl der Minister im Verhältnis zu der Abgeordnetenzahl stehen und daher untersucht Brangi weiter die „Regionalität“ der Minister. Gegenwärtig sitzen in der Regierung: 2 Piemontesen, 2 Ligurianer, 2 Süditaliener, 1 Lombarde und 1 Sicilianer.

Seit 1881 sind 145 (!) Minister verbraucht, wovon 48 auf Piemont, 5 auf Ligurien, 15 auf die Lombardei, 4 auf Venetien, 1 auf Latium, 32 auf Süditalien, 13 auf Sicilien und 3 auf Sardinien entfallen.

Der Vorrang Piemonts in der Heranbringung von Staatsmännern tritt in diesen Zahlen noch klarer zu Tage. Der Süden ist auffällig wenig beteiligt. Neapel, eine Stadt von einer halben Million Einwohnern, hat an wirklichen Ministern nur Nicotera und Mancini geliefert. Auch Venetien fällt durch die geringe Zahl auf.

Brangi versucht dann die Charakterisierung der Abgeordneten einer Region in ihrer Gesamtheit.

Toskana: alle Abgeordneten sind monarchisch gesinnt und streben Versöhnung zwischen Quirinal und dem Vatikan an. „Der toskanische Geist ist versöhnlich und harmonisch. Natürlich. Toskana ist das Land der Kunst und die Kunst ist harmonisch.“ Nichtsdestoweniger sind aber dieselben Toskaner — Freihändler, Katheder-Sozialisten und Verfechter der Dezentralisation der Verwaltung, also in gewisser Weise Partikularisten — nach Angabe desselben Brangi stets die Störenfriede der Partei gewesen, der sie angehörten. Gegenwärtig gehören sie zum Zentrum.

Emilia: lauter gescheite Leute, kein Strohkopf (testa di legno) darunter; sie zeichnen sich aus durch Frische und Initiative, sowie durch unbeirrtes Weiterarbeiten in allen Wechselfällen des politischen Lebens, während die Süditaliener, Piemontesen und

Lombarden nach Mißerfolgen sich gern, gleich dem grollenden Achill, in die Zelte zurückziehen. Als Redner wissen sie nicht so geistreich und geglättet zu sprechen, wie die Toskaner, verfügen dafür aber über einen wirksamen Sarkasmus und beißende Ironie.

Piemont: in seinen charakterstarken Vertretern herrscht der Verstand vor. Sie leisten namentlich auf den Gebieten des Finanz- und Militärwesens etwas Besonderes. Republikaner giebt es nicht unter ihnen; wohl aber zahlreiche Agrarier.

Lombardei: die Lombarden sind beständig in ihren Ideen und bethätigen einen vernünftigen Patriotismus, d. h. sie stellen sich durch weiten Blick in Gegensatz zu dem „Regionalismus" der toskanischen Abgeordneten und vermeiden die nationale „Pose" der Süditaliener. Gegenüber den Piemontesen sind sie leichter für eine Sache zu erwärmen. Neben Radikalen und Republikanern findet sich eine starke agrarische Partei. Als im Dezember 1888 die Forderung der Wiedereinführung von $^{2}/_{10}$ Grundsteuer, um die gewaltigen außerordentlichen Ausgaben für Heer und Flotte zu decken, den Finanzminister Magliani zu Fall brachte, erklärten die lombardischen Agrarier ganz allein: sie würden diese Steuer auf sich nehmen, wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordere.

Venetien: meist Juristen und Geldleute mit entschiedenem Charakter, aber höflichen Manieren und duldsamem Wesen. Neben vorwiegend ruhigen Charakteren finden sich auch einige Hitzköpfe.

Ligurien: seine Vertreter sind mutig, geweckt, hartnäckig in der Verfolgung von Zielen; sie lieben die Klarheit in allen Dingen.

Neapel, Caserta und Benevent: mit Ausnahme von Bonghi und Marselli Leute von nicht hervorragender Bildung und ohne Ideale. Mit lebhafter Einbildungskraft begabt, verstehen sie — wenige ausgenommen — soviel vom Konstitutionalismus, wie der Groß-Türke vom Italienischen; sie reden gern, ohne Redner zu sein; von 35 Abgeordneten sind 15 Advokaten.

Salerno und Avellino: hier steht es etwas besser.

Basilikata: zehn gescheite Leute aller Stände; aufmerksam, fleißig und geschickt; mehr an das Folgen gewöhnt, als ans Führen, womit es zusammenhängen mag, daß diese Region gegenwärtig 3 Unterstaatssekretäre gestellt hat!

Calabrien: klug und unermüdlich, unter Umständen Initiative zeigend; sie wechseln gelegentlich ihren Standpunkt und machen sich aus Verantwortung nicht viel.

Abruzzen, Apulien: wenig eigenartig.

Sizilien: unruhig, stets unzufrieden und neuerungssüchtig; halten viel auf ihre eigene Person.

Sardinien: meist zufrieden und durchaus nicht eingebildet; zu $^{2}/_{3}$ Advokaten.

Es liegt auf der Hand, daß jede Gruppe einzelne Abweichungen von dem Gesamtbilde zeigen muß.

Den weitaus größten Teil seines Buches — 414 Seiten — widmet Brangi unter der Ueberschrift Colori e Valori (Farben und Valeurs) der Schilderung von Parteien und Persönlichkeiten der italienischen Kammer. Erst befaßt er sich kurz mit der betreffenden Partei im allgemeinen; dann folgt eine bisweilen recht breite, bisweilen knappere Schilderung ihrer vornehmsten Mitglieder. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Brangi nennt deren recht viele und jeder Genannte wird sich das Buch „I. Moribondi etc." wohl angeschafft haben. Bei uns ist die Mehrzahl der Namen ziemlich unbekannt und daher beschäftigen wir uns nur mit dem, was Verfasser über die Parteien im allgemeinen sagt, dann mit den Ministern.

Brangi bemerkt in der Einleitung des 3. Abschnitts, daß er sehr gemäßigten Ansichten huldigen und sich, wie eingangs bereits erwähnt, zur „Rechten" — ja zu einer „idealen Rechten," die es bislang noch nie gegeben habe, noch auch in Zukunft geben werde — rechne. Als höflicher Mann fange er daher mit der „äußersten Linken" an.

Die äußerste Linke. „Die Abgeordneten der äußersten Linken zählen nicht ganz 40 zu den Ihren, aber es sind mit wenigen Ausnahmen insgesamt valeurs. Sie

bilden keine Partei, sondern einfach eine Gruppe. Ihnen fehlt Einheit der Ziele und Manneszucht. Sie haben weder Führer noch Programm. Maffi, der sich vorzugsweise mit der Arbeiterfrage beschäftigt, hält dieselbe vielleicht für lösbar mit Beihülfe der Monarchie; Costa hält, dasselbe Ziel im Auge, die Republik für erforderlich. Bovio und Cavallotti schwärmen für die Republik als ihr politisches Ideal, aber in sehr verschiedener Weise. Cavallotti würde es selbst auf einen gewaltsamen Aufstand nicht ankommen, wenn er dadurch sein Ziel eine Viertelstunde früher erreichen könnte; Bovio würde nie in eine Umgestaltung der Verhältnisse willigen, wenn sie nicht die natürliche und sich von selbst ergebende Folge der Entwickelung der Dinge wäre. Der Eine, der Dichter, glaubt an die Revolution; der Andere, der Philosoph, glaubt an die Entwickelung (evoluzione). Gehen wir weiter. In den Reihen derselben äußersten Linken finden wir Leute, die das Problem der sozialen Frage mit der Monarchie lösen zu können glauben; das sind Aventi, Fortis, Luigi Ferrari, Caldesi, Majocchi."

„Die äußerste Linke zählt 17 Advokaten, wovon 12 in ihrem Berufe thätig sind, 2 Handwerker, 1 Landwirt, 4 Professoren, 1 Dichter, 3 Schriftsteller, 1 Bildhauer, 2 Aerzte, 3 Ex-Militärs, 1 Gewerbetreibenden und 2 Grafen. (Ist das auch ein Stand?) In der Gruppe fehlt mit Ausnahme des Klerus kein Beruf. . ."

„Teils aus parlamentarischer Heuchelei, teils aus Mangel an einem gemeinsamen Programm nennen die Abgeordneten der äußersten Linken sich „Radikale" und nicht „Republikaner." Ab und zu wechseln sie Beglückwünschungsbriefe oder Telegramme mit den französischen Republikanern. Ueber den Luxus, ihre Brüderlichkeit durch Post und Telegraph zu beweisen, gehen sie indessen nicht hinaus. Mag es in dem übertriebenen Chauvinismus der Pariser Herren liegen oder in dem größeren Ernst unserer Republikaner: die politischen Hauptmacher der Boulevards und des Quartier Latin finden bei den Mitgliedern der äußersten italienischen Linken wenig Sympathie. Letztere gleicht eher den englischen, als den französischen Radikalen. Es sind gentlemen und Patrioten. Sollte einmal Italien das Schauspiel einer Pariser Kommune erleben, so würde die Mehrzahl unserer Radikalen den Girondisten nachahmen und lieber ihre Köpfe dem Henker darbieten, als sich den Launen der Plebs verschreiben."

Und an einer anderen Stelle schreibt Verfasser noch:

„Die heutige Demokratie zeigt die Tendenzen eines aufgeklärten Despotismus. Vom Cäsarismus hat sie nicht die Ziele, aber die Instinkte."

Die Linke. Verfasser hat, was das Allgemeine über diese Gruppe angeht, nicht so ausführlich geschildert, wie bei der äußersten Linken.

Die Linke ist die zahlreichste Partei in Italien und am Ruder, seit ihr Haupt, Francesco Crispi (seit April 1887) der erste Minister des Reiches ist.

Als Nachbildung französischer Zustände wollte die Linke ein Hort des Liberalismus sein, aber eines königstreuen, ausgesprochen monarchischen. In ihr fand die nationale Begeisterung ihre Vertretung, aber in einer keineswegs gleichartigen Weise. Ein italienischer Schriftsteller führte 1862 die folgenden verschiedenen Richtungen innerhalb dieser Partei an: „Garibaldianer, Mazzinisten, Republikaner, Föderalisten, Ultramontane, Autonomisten, Liberale, Unabhängige, Abhängige, Geheimnisvolle, Unentschlossene, Zugvögel, Verirrte, Skeptiker, Doktrinäre und Prätendenten!"

1876 schieden die Republikaner und Ultramontanen aus; „die Linke wurde, ohne ganz gleichartig in sich zu werden, gleichartig mit Monarchie. Das war ein Fortschritt." Seitdem war sie auch wirklich eine „parlamentarische Partei."

Die junge Linke nannte sich ganz deutlich auch die konservative Linke. Der intransigente Teil der Partei wollte nicht so entschieden Farbe bekennen. „Monarchich? Ja. Aber wozu es offen sagen?" Warum auf die Gefolgschaft republikanisch gesinnter oder unentschlossener Elemente verzichten? — Ebenso legte die historische Linke Wert darauf, das alte Kostüm beizubehalten.

Einige Jahre später gelang es Depretis, die ganze Partei unter einen Hut zu bringen und damit ihr parlamentarisches Uebergewicht zu gewährleisten. Indeß war er persönlich mehr ein Mann des Centrums und die Regierungsgewalt kam, wie schon gesagt, erst mit Crispi wirklich an die Linke.

Brangi schildert nacheinander das Haupt der Partei (Crispi), die Kommandeure (Zanardelli, Cairoli, Baccarini, den inzwischen gestorbenen Mancini, Nicotera und Saudonato), die Lieutenants, den Stab und die Soldaten. Dann schiebt er, bevor er zum Centrum übergeht, noch die Gruppe der Volkswirte (economi) ein.

„Gruppe ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn die Volkswirte haben weder einen Vorsitzenden noch ein Blatt.“ Sie besitzen den Instinkt für die Leiden des Volkes, aber nicht das Gefühl dafür; sie kämpfen einzeln und verständigen sich vorher nicht. Dennoch verstehen sie sich, denn wenn ein Gesetz verhandelt wird, das neue Steuern u. s. w. verlangt, stimmen sie auch ohne Verabredung stets in derselben Weise.“

„Es sind abgekommene Soldaten. Im einzelnen könnten sie etwas ausrichten, wenn sie die begeisterte Wärme (calore) des Apostels und die Färbung (colore) der Volkstribunen hätten. Aber sie haben weder die eine noch die andere. Sie sprechen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, aber sie suchen nicht darnach. Sie machen im Lande keine Propaganda, sondern lassen es sich an den Schein-Siegen in der Kammer genügen. Und in der Kammer suchen sie nicht einmal die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren.“

„Gegenwärtig sind sie weder zahlreich, noch politisch bedeutend. Indes erscheinen sie als der Stamm einer ernsten und logischen Partei.“

Von den 10 hervorragenden Volkswirten, die Brangi aufführt, gehören nur 2 nicht Piemont an! Das ist um so auffälliger, als wie oben bereits bemerkt, Piemont gleichzeitig die am meisten militärische Region Italiens ist, und weil die „Volkswirte“ dem Ausbau des Heerwesens durchweg feindlich gegenüberstehen. Unter ihnen befindet sich trotzdem sogar ein früherer Offizier!

Das Centrum. „Das Centrum gleicht einem Bahnhofe, auf dem die Züge ankommen, Halt machen und wieder abfahren. Dort kommen die vom politischen Leben Angeärgerten, die Gestürzten und die Gesättigten an und bleiben da. Dort nehmen solche ihren Aufenthalt, die sich nicht dem wütenden Getreibe der Parteien auf den beiden Flügeln aussetzen, noch auch für gewöhnlich in ihrer Freiheit binden lassen wollen. Dort finden sich Unabhängige und Vereinsamte. Dorthin wenden sich zunächst die jungen Abgeordneten, um zu beobachten und dann einen bestimmten Weg einzuschlagen. Daher ist das Centrum zugleich auch das Lazareth der politischen Invaliden, das Hospiz für die politischen Einsiedler. Bisweilen auch für Findlinge. Dies bedarf der Erklärung. Wenn einmal der Führer einer Partei in Beziehungen zu einer gegnerischen tritt und mit ihr eine Vereinigung, nicht eine Ehe eingeht, so finden sich natürliche Kinder ein — und diese nehmen im Centrum Platz. So schuf das Verhältnis, welches Depretis mit der alten Rechten schloß, allerlei politische Leute, die nun im Centrum sitzen.“

„Nach Guizot besteht die eigentliche Thätigkeit oder der Zweck des Centrums zwischen den politischen Parteien darin, gleich dem Chor der griechischen Tragödie die Thaten der politischen Parteien zu billigen oder zu mißbilligen und mit seiner Ansicht den Ausschlag zu geben. Nichtsdestoweniger ist es auch oft anders gekommen und das Centrum wurde aus dem Zuschauer (spettatore) ein Mitwirkender (attore).

Dann war das Centrum die dritte Partei und in Italien ist es wiederholt zu solcher Bedeutung gelangt. „Ratazzi zähmte viele demokratische Wilden, indem er sie im Seminar des linken Centrums zu königstreuen Gefühlen und zur Achtung vor der Gesetzlichkeit erzog. Cavour dagegen erzog im Seminar des rechten Centrums manchen achtungswerten Ritter des Käppchens und des Degens zu konstitutionellem Denken. Als sich dann Ratazzi und Cavour einander näherten, entstand die dritte Partei.“

„Mit dem Tode Cavours brach die Führerschaft des Centrums zusammen und lebte erst wieder auf, als Depretis ans Ruder kam. Während der letzten 10 Jahre ist das Centrum die thätigste Partei Italiens gewesen . . . Es hat den Anschein, als ob mit Crispis Eintritt in die Regierung der Stern des Centrums untergegangen sei. Das wird aber nicht lange dauern."

Daß das italienische Centrum in unseren deutschen Verhältnissen durchaus kein Gegenbild findet, bedarf kaum der Erwähnung. Die italienischen Ultramontanen bleiben, an dem Satze: nè eletti, nè elettori festhaltend, dem politischen Leben fern.

Nach Erwähnung der militärischen Abgeordneten, die als solche keine bestimmte Partei oder Gruppe bilden, geht Verfasser über zur

Rechten. Seltsam! Seine eigene Partei, die konservative, staatserhaltende, behandelt er am stiefväterlichsten. Zum wenigsten, was ihre allgemeine Zeichnung angeht. Er begründet sein Verfahren wie folgt:

„Die Rechte verdient nicht den Luxus mehrerer Paragraphen. Sie hat eine glorreiche Vergangenheit. Aber gerade diese glorreiche Vergangenheit macht ihre heutige Unbedeutendheit doppelt fühlbar. Hervorragende Führer wie Minghetti, Lanza, Sella, Farini, Lamarmora, sind in das Reich der Schatten hinabgestiegen. Jetzt sind nur noch Hauptleute ohne Soldaten da. Die Rechte hat kein Programm. Sie hat Depretis gedient, sie dient jetzt Crispi. Ein stärkeres Hervortreten des Parteigeistes wäre wünschenswert."

Brangi schließt seine Schilderungen des Parteiwesens in Italien mit folgenden Worten:

„In der gegenwärtigen Kammer fehlt es an einer vernünftigen Unterscheidung der Parteien. Sie unterscheiden sich durch den Platz, wo sie sitzen, nicht durch ihren Gedankengang. Das Kriterium einer stärkeren oder geringeren Freigebung der Zügel genügt nicht für eine logische Gliederung der Parteien. Selbst ein Rochefort wird, zur Regierung gelangt, den Versuch machen, die Zügel anzuziehen. Kanonen und Henker — sagte einmal Guiseppe Ferrari — sind bislang das Handwerkszeug jeder Regierung gewesen. Es muß daher nach einem ehrlicheren Unterscheidungsmerkmal gesucht werden. Und das kann nur darin bestehen, daß eine Partei sich das Wohlsein des Ackerbaues, des Handels und der Schiffahrt Italiens angelegen sein läßt, während die andere für seinen Ruhm sorgt. Die erste soll den Hunger bekämpfen (combattere la fame), die zweite für den Ruhm kämpfen (combattere per la fama).

Ohne Zweifel werden die Alten und die Revolutionäre diese Sprache nicht verstehen. Um so besser. Ich schreibe nicht für sie. Ich schreibe für die Jungen, von denen wir das Aufblühen unseres Vaterlandes erwarten. Zweier Dinge bedarf der Staatsmann bei uns: Bildung (coltura) und Aufrichtigkeit. Den Republikanern fehlt es an der einen und sie ermangeln der andern. Sie stellten „Italien" her, indem sie die sieben Königreiche (sette regni) zerstörten. Aufgabe der Jungen ist es, den „Italiener" herzustellen, indem sie der Herrschaft der Sekten (regno delle sette) ein Ende machen."

Worte voll Idealismus, wenn sie auch der Phrase nahe verwandt sind! Die Verhältnisse liegen aber verschwommen genug, wenn auch beispielsweise der Verfasser von seiner eigenen starken Partei — und zumal in einem Lande, in dem der Parlamentarismus Alles ist — sagen muß: sie hat kein Programm.

Mit Brangis Schilderung deckt sich, wenn der Diritto vom 16. Februar 1889 schreibt: „Und in der That, in der Kammer herrscht die Konfusion, die Parteien sind verwirrt, die Gruppen bilden sich und laufen auseinander von einem Tage zum andern; sie vermengen sich, sie wechseln ihren Platz, sie unterstützen und bekämpfen nach unsicheren Grundsätzen, die sie bisweilen sogar zu offenbaren sich scheuen. Noch mehr: wir sind so weit gekommen, daß ein und derselbe Abgeordnete heute angreift, was er gestern verfocht."

Dieser Verschwommenheit entspricht die Thatsache, daß das Interesse der Bevölkerung

an den parlamentarischen Vorgängen, namentlich an den Wahlen, ein äußerst geringes geworden ist; weiterhin entspricht ihr auch die bunte Zusammensetzung der augenblicklichen Regierung. Gelegentlich einer Verhandlung im Senat sprach Crispi im November v. J. auch die Ansicht aus, daß es zweckmäßig sei, zwei starke politische Parteien zu haben; gleichzeitig äußerte er aber auch seine Zufriedenheit darüber, daß alle Parteien gleichmäßig an dem Regierungswerke teilnähmen: eine „Vereinigung für die Wohlfahrt und den Ruhm Italiens."

Depretis war es, der mit diesem Regierungs-System, dem „Transformismus", begann und Crispi setzte es glücklich fort. Daher ist es auch nur mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen, wenn wir — Brangi folgend — oben sagten, daß mit Crispi die Linke zur Herrschaft gelangt sei.

Von den gegenwärtigen Ministern gehören vier, Bertolè-Viale, Boselli, Saracco und Perazzi der Rechten an, zwei, Grimaldi und Brin, dem linken Centrum und nur drei, Zanardelli, Miceli und Crispi, der eigentlichen Linken.

Generallieutenant Bertolè-Viale übernahm im April 1887 beim Ausscheiden Riccottis das Kriegsministerium. Er ist ein gewandter Redner und in der Kammer beliebt, da er weniger Neigung, politisch hervorzutreten, an den Tag legt, als sein hitzköpfiger Vorgänger. Eine vornehme Erscheinung begünstigt den 1829 zu Genua geborenen General, der bereits 1869 zum ersten Male auf kurze Zeit das Portefeuille des Krieges in Händen hatte. Wie glänzend seine militärische Laufbahn gewesen, mag daraus ersehen werden, daß der 45jährige 1874 an die Spitze des Generalstabes trat und diese Stellung bis 1881 inne hatte. Dann kommandierte er bis zu seiner Ernennung zum Kriegsminister ein Armeekorps.

Der knapp 50jährige Unterrichtsminister Boselli war vor seiner Berufung Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rom. „Er ist ein glücklicher Redner, wenn ihm auch die Gabe warmer Färbung und der Improvisation versagt ist. Weder Verschwörer noch Soldat gewesen, ist er das Urbild des „jungen" Politikers. Er ist gelehrt, arbeitsam, bescheiden. Frei von persönlicher Gehässigkeit wie von Parteihaß, ist er nicht von den Erinnerungen der Vergangenheit voreingenommen oder gebunden und versteht es in die Zukunft zu schauen."

Saracco, der Minister der öffentlichen Arbeiten, ist 1821 zu Bistagno (Acqui) geboren. Dem Beruf nach Jurist, war er meist in der Verwaltung thätig und erwies sich, zum Abgeordneten gewählt, namentlich als hervorragender Finanzmann. Im Ministerium Ratazzi bekleidete er die Stellung eines General-Sekretärs.

„Saracco ist, was seine äußere Erscheinung angeht, ein alter „Dandy"; ein zweiter Thiers, nicht so häßlich wie dieser, aber ebenso mager, klein und quecksilbern. Er spricht flüssig, beweiskräftig und klar. Seine Reden, in denen der Sarkasmus oft vorwiegt, sind nicht litterarisch umrankt, sondern nackt, schlicht, wie es sich für einen Professor der Philosophie gehört.

Saracco besitzt alle Vorzüge und Mängel analytischer Geister. Sein Temperament ist phlegmatisch, wenn er auch äußerlich unruhig erscheint. Diese Unruhe hat aber nur in den Muskeln ihren Sitz. Sie geht nicht vom Herzen aus, noch berührt sie seine Nerven. Als kalter Rechner träumt er nicht von dem Ruhm seines Vaterlandes. Aber er möchte es reich und blühend machen. Das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere ist ihm völlig gleichgiltig; umsomehr liegt ihm an dem Gleichgewicht des Staatshaushalts."

Der Name des um die letzte Jahreswende neu ernannten Ministers des Schatzamts (del tesoro) Perazzi ist in Brangis Buch, das vor jener Ernennung geschrieben wurde, überhaupt nicht zu finden, trotzdem an Hunderte von Abgeordneten aufgeführt sind. Ein Beweis, daß Perazzi bis dahin wenig politisch hervorgetreten ist, wie auch von der periodischen Presse betont wurde.

Es bedarf hier der Erläuterung, daß der ausscheidende Finanzminister Magliani

durch zwei neue Minister, Grimaldi und Perazzi, ersetzt wurde. In Maglianis Hand waren die durch Königliches Dekret vom 27. Dezember 1877 geschaffenen beiden Ministerien di finanza und del tesoro vereinigt; nun wurde für jedes wieder ein besonderer Minister ernannt. Die Abgrenzung der Wirkungskreise beider Minister ist keine scharfe und es dürfte darin der Keim zu allerlei Reibungen liegen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Sorge für die Einnahmen dem Finanzminister obliegt, während die Ausgaben vom Schatzminister geregelt werden.

Finanzminister ist nun, gleichfalls mit dem Beginn dieses Jahres, Grimaldi geworden, bis dahin Minister des Ackerbaues, des Handels und der Industrie.

Grimaldi zählt zu den jungen Ministern: er wurde 1839 zu Catanzaro geboren und schlug, wie die meisten italienischen Staatsmänner, die juristische Laufbahn ein. Von ihm und seinem Vorgänger im Finanzministerium Magliani schreibt Brangi:

„Beiden hat ihre angeborene Höflichkeit viel geholfen. Ohne Stolz und Einbildung sind sie kostbare Elemente in den Händen von Leuten, die Initiative besitzen. Sie sind so hoch gestiegen, ohne Neid und Eifersucht zu erwecken. Jeder hat sich gewundert, daß sie es so weit gebracht, aber niemand hat sich darüber geärgert. Grimaldi verfügt über eine größere Spannkraft der Leidenschaften und über eine entzückende Liebenswürdigkeit, die ebenso hinreißend wirkt, wie seine Beredsamkeit."

„Grimaldi studiert für den Tag. Wenn er heute zum Kriegsminister ernannt würde, so würde er sich hinsetzen und Taktik, Strategie, Mobilmachungsangelegenheiten und Völkerrecht von Grotius bis Fiore studieren. Als junger Mann lehrte er einmal konstitutionelles Recht; später pflegte er diesen Zweig der juristischen Wissenschaft nicht mehr."

Mit strengen Parteigrundsätzen hält er sich nicht auf. Dem Aeußeren nach ist er der unverfälschte Calabrese; nicht schön nach den Grundsätzen der Aesthetik — sein Gesicht zeigt Pockennarben — macht er doch einen sympathischen, vertrauenerweckenden Eindruck. Indessen fehlen ihm als Redner, bei allen sonstigen glänzenden Gaben: „die Kunst, die Studien, jene vis divina — welche in dem felsenfesten Glauben an ein großes Ideal ihren Ursprung hat."

Der Flottenminister Brin, 1833 zu Turin geboren, ist seinem Beruf nach Ingenieur. Zum See-Genie-Korps übergetreten, that er sich als Konstrukteur hervor und rückte 1876 an die Stelle des Flottenministers Saint-Bon. An Verherrlichung sowie an heftigen Angriffen hat es seitdem nicht gefehlt. „Derselbe Saint-Bon, der vordem das Glück Brin's machte, ist jetzt der erbittertste Gegner seines früheren Untergebenen. Brin, der Ingenieur, ist für ihn nur ein Admiral zu Lande. Diese Ansicht wird von vielen See-Offizieren geteilt; in der Flotte herrscht der Zwiespalt: nicht mehr zwischen Piemontesen und Neapolitanern, sondern zwischen den Konstrukteuren und See-Offizieren. Wird Brin auf dem Altar der Eintracht geopfert werden? Die Zukunft muß es lehren. Jedenfalls kann niemand dem gegenwärtigen Flottenminister das große Verdienst absprechen, die italienische Kriegsflotte auf die Höhe der „ersten Flotten der Welt gehoben zu haben. . ."

Ueber den Justizminister Zanardelli schrieb — nach Brangi — Fortis 1876 das Folgende:

„Er kleidet sich schwarz, aber Handschuhe mag er nicht. Auf der Ministerbank bringt er seine langen Gliedmaßen oft in die seltsamsten Lagen und Verdrehungen. Einmal zieht er sich gleich einer Schnecke in sich selbst zurück; dann dehnt er sich wie eine Eidechse. Cairoli und Zanardelli haben beide für sich, daß sie sympathisch sind. Sympathisch sein ist aber für einen Minister ebenso notwendig, wie für eine Dame."

Zanardelli ist zu Brescia geboren und zählt jetzt 59 Jahre. Erst war er Soldat, dann Rechtsbeflissener, erst Republikaner, dann Monarchist; 1876, 77 war er Minister der öffentlichen Arbeiten unter Depretis; 1878 Minister des Innern unter Cairoli, von 1881—83 Justizminister wieder unter Depretis und seit 1887 in derselben Stellung.

Sein Name ist mit zwei Gesetzbüchern eng verknüpft: mit dem Handelsgesetzbuch und mit dem bürgerlichen Strafgesetzbuch. Letzteres kam Ende 1888 zustande und hat viel von sich reden gemacht, weil in ihm die Todesstrafe nicht mehr vorkommt.

„Zanardelli ist Schriftsteller und Redner. Er schreibt, wie er spricht. Sein Bericht über das Wahlgesetz war ein Meisterwerk. . . . Als Redner wird er von keinem der gegenwärtigen Abgeordneten übertroffen. Tief in der Auffassung, gewaltig, glänzend in der Form. Die Worte fließen ihm leicht, rasch, wohlgeordnet von den Lippen. . . . Häufig kommen klassische Citate vor. Besonders in der Abwehr persönlicher Angriffe ist er glücklich. Seine Antworten sind oft sarkastisch. . ." Er gehört zu den aufrichtigen Politikern.

Weniger glänzend ist das Bild, welches Brangi von Miceli, seit anfang 1889 Minister des Ackerbaues und des Handels, entwirft. Er wurde der Nachfolger Grimaldis, als dieser das Finanzministerium übernahm.

Miceli, 1825 zu Longobardi in der Provinz Cosenza geboren, war 1848 bereits Advokat. Dann Verschwörer, Flüchtling, Garibaldianer, Abgeordneter, Soldat, wurde ihm 1881 für kurze Zeit bereits einmal das Ministerium für Ackerbau und Handel anvertraut. Als Redner ist er minder begabt als seine Kollegen und bisweilen gehen die Worte mit ihm in nicht eben parlamentarischer Weise durch. Im Uebrigen ist er einfach und bescheiden in seinen Ansprüchen und vor allen Dingen: im Charakter.

Es bleibt noch als wichtigster unter den italienischen Ministern Crispi, der Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, zugleich Vorsitzender im Ministerrat, zu erwähnen: der „Benjamin" des italienischen Volkes, wie ihn Brangi nennt.

Francesco Crispi ist 1819 zu Ribera bei Girgenti geboren. Den jungen Juristen machte der Zwang der Verhältnisse zum Verschwörer für die Einigung Italiens unter Führung des Hauses Savoyen: die Erhebung Siciliens gegen die Herrschaft der Bourbonen war zum großen Teil sein Werk; daß der Flüchtling Orsini-Bomben verfertigte, haben wir eingangs dieser Arbeit bereits gesagt. Er war es auch, der Garibaldi zum Zug der „Tausend" nach Sicilien zu bestimmen wußte. Anfangs der 60er Jahre zum Abgeordneten erwählt, saß Crispi trotz seiner ausgesprochenen monarchischen Gesinnung auf der äußersten Linken.

„Die Monarchie vereinigt uns, die Republik trennt uns!" ist eines seiner Schlagworte aus damaliger Zeit.

„Crispi spricht bestimmt und so scharf, daß man erwartet, er werde im nächsten Augenblick einen Revolver aus der Tasche ziehen und seinen Gegnern ins Gesicht schießen." So wurde damals — wohl stark aufgetragen — über ihn geschrieben.

Im Jahre 1866 wurde ihm zum ersten Mal, und zwar durch Lamarmora, ein Portefeuille angeboten, das er aber ausschlug. Als Garibaldi 1867 gegen die ewige Stadt ziehen wollte, riet ihm Crispi dringend davon ab, und das Ergebnis war Mentana; 1870 zwangen derselbe Crispi und seine Freunde das Ministerium Lanza, auf Rom zu marschieren.

Der Regierung gehörte er zum ersten Male in den Jahren 1877 und 1878 an und zwar als Minister des Innern; zum zweiten Male in seiner jetzigen Stellung seit dem Tode Depretis 1887.

Als Parteimann ist Crispi sich stets treu geblieben: ein unversöhnlicher Gegner der historischen Rechten, d. h. mehr der Personen als ihrer Grundsätze.

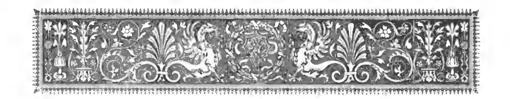
„Als Redner nimmt er keine hervorragende Stelle in der Kammer ein. Keine seiner Reden hat einen oratorischen Erfolg gehabt. Freunde und Feinde hören gespannt zu; diese mit Interesse, jene mit Ehrfurcht. Seine natürlichen Rednergaben sind gering. Ein regelmäßiges Gesicht, weder sympathisch noch antipathisch; eine eher kleine als große Gestalt; eine trockene, weder klangvolle noch durchdringende Stimme; keine rasche, glatte und gleichmäßig fortfließende Sprache; eine Ausdrucksweise, die bisweilen nicht genau

ist und den Gedanken des Redners nicht klar wiedergiebt; ein Stil, weder curialmäßig aufgeputzt noch bureaukratisch zugestutzt, sondern einfach und schlicht, ohne Eleganz; kein Feuer, keine Geistreichigkeit, kein „Humor“; hin und wieder eine Spur von Ironie; keine weit hergeholten originellen Bilder, aber auch keine gewöhnlichen; eine nicht grade eng geschlossene und zwingende Beweisführung, aber scharf hervorgehoben an zwei bis drei Stellen seiner Rede; ein kühner und verblüffender Schluß. Crispi ist als Redner weder ein sanft dahingleitender Fluß, noch ein Bergstrom oder ein See. Seine Art zu reden gleicht den Regenschauern im März: ein heftiger Guß; dann eine Pause, ein zweiter, minder heftiger Guß, dann wieder eine Pause; und zwischendurch als symphonische Begleitung fernes Donnern und Aufleuchten vereinzelter Blitze. Wird Crispi brusk unterbrochen, so droht er. Als im Dezember 1882 das Gesetz über den Eid verhandelt wurde, begann die Rechte, vielleicht, um ihm mehr Mut zu machen, ihn zu unterbrechen. Mit zornigem Gesichtsausdruck stieß Crispi die Worte hervor: 1861 saßen dort mehr und unduldsamere Leute als heute und ich habe sie im Zaum gehalten (tenni a dovere); mit euch werde ich es ebenso machen.“

Parlamentarische Taktik ist Crispi fremd und die Abgeordneten müssen sich in ihren Reden ihm gegenüber sehr in Acht nehmen. „An übergroßer Bescheidenheit leidet er nicht“, wofür Brangi eine Anzahl von Beweisstellen beibringt. Ueber Crispi, den Vorsitzenden im Ministerrat und den Minister des Innern, äußert er sich um so anerkennender.

„Er versteht soviel von der Sache, als notwendig ist, die einzelnen Verwaltungen zu überwachen und nötigenfalls selbst zu leiten. Als Minister des Innern zeigte er eine feste und gewandte Hand. Als im Jahre 1878 der erste König von Italien und der letzte Papst-König in das Grab stiegen, kam dank der Energie Crispis keinerlei Ausschreitung vor. Ganz besonders lobenswert ist die Thätigkeit Crispis als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seit dem Tode Cavours hat Italien nie so viel Ansehen in Europa genossen. Große Dinge hat Crispi noch nicht vollbracht. Ereignen sie sich aber nicht, so liegt das nicht an dem Mangel guter Vorbereitung.“

„Von revolutionärem Temperament, diktatorischem Charakter, hat Crispi große Fehler, aber auch große Vorzüge. — Er kann rauh, stolz im Parlament sein, wenn er sich einmal in Cromwell'scher oder Bismarck'scher Art zeigen will; aber er hat eine richtige Auffassung von der Regierungsgewalt, die er stark, einfach, gesammelt will . . Es fehlt ihm an Milde und Edelmut, aber er besitzt bürgerlichen Mut, das Gefühl nationaler Würde und das Verlangen nach Ruhm. Der nationale Charakter wird unter Crispis Verwaltung sein Haupt nicht stolz erheben, denn er will, daß alles den Kopf beugt und ohne Widerrede gehorcht; indeß kann unser Vaterland dabei größeres Ansehen (prestigio) gewinnen. Zehn Jahre Crispi'scher Herrschaft würden ein ruhmreiches Italien und einen nichts bedeutenden (abietto) Italiener schaffen!“



Eduard von Hartmann in der Politik.

Die 23 Jahre, welche seit dem Jahre 1866 ins Land gegangen sind, wiegen für die deutsche Geschichte schwerer, als sonst wohl ein ganzes Jahrhundert. Nicht nur die territoriale Gestaltung Deutschlands hat eine vollständige Veränderung erlitten, nicht nur die politischen Einrichtungen haben sich von Grund aus umgestaltet, sondern selbst die deutsche Anschauungs- und Denkweise ist eine andere geworden oder ist doch im Begriff, eine andere zu werden. Man vergleiche nur die Ideen und Bestrebungen, von denen erfüllt und getragen heute die Studierenden nach Vollendung des Studiums in die Berufsarbeit eintreten, mit den Anschauungen, Hoffnungen und Wünschen, mit welchen einst ihre Väter die Universität verließen. Man wird den Unterschied sofort erkennen. Trotzdem trägt unsere Zeit in keiner Weise den Charakter einer abgeschlossenen Periode, sondern vielmehr nach allen Seiten den einer Werdezeit, einer Sturm- und Drangperiode. Nur unsere äußere politische Entwickelung scheint — Gott sei Dank — fest abgeschlossen zu sein.

Der Bau des Reiches hat sich als fest gefügt und unerschütterlich bewiesen, wie die große Berliner Fürstenversammlung des Jahres 1888 gezeigt. Im übrigen aber ist noch alles im Fluß und in Bewegung. Nichts ist fest abgeschlossen. Auf allen Gebieten tauchen eine Unzahl von Fragen auf, die der Lösung harren und nicht gelöst sind. Berechtigte und unberechtigte Ansprüche machen sich geltend, die zu prüfen, recht zu befriedigen oder zurückzuweisen sind. Klagen werden laut, die unberechtigt sind und Forderungen werden gestellt, die unerfüllbar sind. An Ratgebern, berufenen und unberufenen, fehlt es nicht, an Heilmitteln auch nicht, nur daß diese leider sehr oft den Arzneien quacksalbernder Heilkünstler, wie ein Ei dem andern, gleichen. Kurzum alles, was geschrieben, geredet und gethan wird, macht den Eindruck des Halben, Unklaren und Unfertigen.

Bei solcher Lage ist es von hohem Interesse und durchaus der Aufmerksamkeit wert, wenn ein Philosoph, fern von dem Parteigetriebe und unberührt von den politischen Kämpfen, mit der seinem Beruf naturgemäßen Ruhe und Unparteilichkeit von seiner weitblickenden Warte hinab die deutsche politische Entwickelung der Gegenwart und die gegenwärtige Weltlage einer kritischen Beurteilung und Prüfung unterzieht. Selbst-

verständlich wird eine solche sich ja nicht mit einem Rückblick in die Vergangenheit und mit einer Umschau in der Gegenwart begnügen, sondern sie wird auch hinausschauen in die noch vor uns liegende Zeit, und, gestützt auf die Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart, für die Zukunft neue Ziele der weiteren Entwickelung zeigen und Richtpunkte aufstellen.

Mit solchen Erwartungen gingen wir an die Lektüre des neuesten, mit einem so vielversprechenden Titel: „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage" versehenen Werkes Eduard von Hartmanns heran. Konnten wir von ihm, dem Philosophen des Unbewußten, bei seiner der unseren gerade entgegengesetzten Weltanschauung auch keine Uebereinstimmung erwarten, so hofften wir doch, ein Werk zu finden von scharfer dialektischer und logischer Beurteilung der politischen Vorgänge, wohl geeignet, der eigenen Ueberzeugung als guter Prüfstein zu dienen, die Lücken und Schwächen in derselben aufzudecken und zu ihrer Vertiefung und zu ihrem Ausbau zu zwingen. Doch wie wurden wir enttäuscht, als schon die Inhaltsangabe uns belehrte, daß wir nicht ein Werk gereifter philosophischer Ueberzeugung und Ruhe vor uns hätten, sondern nichts anderes, als eine Sammlung von politischen Aufsätzen, die, zufällig entstanden, nicht eine geschichtlich zusammenhängende Darstellung oder eine tief durchdachte und wohl begründete Beurteilung unserer politischen Entwickelung geben, sondern nichts anderes enthalten, als „Widerspiegelungen der großen Ereignisse, die wir alle mit durchlebt haben, Reflexe des unmittelbar Erlebten, gefärbt von der Wärme und Entschiedenheit des ersten Eindrucks und hervorgerufen durch entscheidende Wendepunkte unseres nationalen Lebens."

Diese so von dem Verfasser selbst charakterisierten Aufsätze, die sämtlich bereits bald in dieser, bald in jener Zeitschrift erschienen, zum Teil sogar bereits zweimal gedruckt sind, werden jetzt dem traulichen Halbdunkel, in dem sie sich bisher befanden, entrissen und dem Publikum noch einmal „gesammelt" und noch dazu zum Preise von 6 Mark dargeboten, um, wie die Vorrede sagt, damit „von neuem zu beweisen, daß man spekulativer Philosoph und Metaphysiker sein und sich dabei doch ein warmes Herz für die Geschicke des Vaterlandes und ein lebhaftes Interesse für die brennenden Fragen des Tages bewahren kann." Ungefähr das Gegenteil zu finden von dem, was man gehofft, ist hart, noch härter aber ist es, daß Verfasser sogleich weiter in der Vorrede mitteilt, daß er auch die kleineren und unbedeutenderen Auslassungen zur Tagesgeschichte mitaufgenommen habe, selbst auf die Gefahr hin, dadurch an einzelnen Stellen auf kleine Wiederholungen zu stoßen, damit nicht der Anschein erweckt werde, als ob nur das im Fortgang der Geschichte Stichhaltige hier zusammengestellt, das Mißratene und Widerlegte aber weggelassen wäre.

Jedoch wir thun dem Verfasser mit unserer Klage wohl Unrecht. Müssen wir ihn doch loben und ihm unsere ganze Anerkennung zu teil werden lassen, daß er in seiner Bescheidenheit sogleich selbst zugiebt, „widerlegte und nicht stichhaltige" Abhandlungen je geschrieben zu haben! Denn es wird doch nicht jemand sagen wollen, daß es eine Selbstüberhebung ohne gleichen sei, eingestandenermaßen ungenügende Aufsätze noch einmal zu publizieren, oder gar bestreiten, daß nicht selbst solche Arbeiten des Philosophen des Unbewußten doch noch so wertvoll sind, daß sie nicht in einem gesammelten Werk zum ewigen Gedächtnis der Nachwelt überliefert werden müßten. Sollten aber so freche Kritiker vorhanden sein, die die dreiste Behauptung aufstellten: Unbrauchbare Artikel gehören in den Papierkorb oder in den Ofen, so müßten wir uns gar vielleicht noch rechtfertigen, daß wir überhaupt eine Besprechung dieses Buches an dieser Stelle wagen. In der That müssen wir auch zugestehen, daß die litterarische Bedeutung desselben allein eine Besprechung an dieser Stelle nicht rechtfertigen würde. Denn sein Inhalt besteht nur aus lose chronologisch, ohne jeden inneren Zusammenhang aneinander gereihten Abhandlungen, die in feuilletonartiger Weise bald diese, bald jene Fragen der äußeren oder inneren Politik, die zum großen Teil längst abgethan sind, erörtern. Was uns

doch hierzu veranlaßt, ist nicht die Hartmann'sche Arbeit um ihrer selbst willen, sondern es ist die Aufnahme, welche dieselbe in einem Teil der Presse gefunden, der sich bemüht, dieselbe zu einem litterarischen Ereignis zu stempeln. Drei Aufsätze: „Die Gegner und die Stützen des Reichs", „Die Parteien der Vergangenheit und die Partei der Gegenwart" und „Die Lage der Parteien", welche sich mit den inneren Parteiverhältnissen des Reiches beschäftigen, bieten den Anlaß dazu.

Es ist schon so viel geschrieben und so viel geredet von dem Kartell und von der zu erstrebenden Mittelpartei der Zukunft, die die sichere Stütze der Reichspolitik gegen die Reichsfeinde und die Extremen von rechts und links sein soll, daß man dessen schier überdrüssig ist. Was aber diesen Bestrebungen noch immer fehlt, das ist ein festes, zielbewußtes Programm. Dies scheint der Philosoph des Unbewußten hier zu bieten und damit endlich allem Hangen und Bangen in schwebender Pein ein Ende zu machen. Darum haben sich diese neu aufgefrischten Aufsätze eines so lebhaften Beifalls bei den mittelparteilichen Blättern zu erfreuen gehabt, die anscheinend nichts weiter gelesen haben, als die genannten drei Abhandlungen, da man sonst wohl mit der Berufung auf die Autorität des Philosophen des Unbewußten auf dieser Seite etwas vorsichtiger gewesen sein würde. Dies rechtfertigt es aber, wenn auch wir uns mit Herrn von Hartmann, der von ihm neu erfundenen „reichskonservativen Partei", ihrem Programm, ihren Zielen und ihrer Herkunft etwas eingehender beschäftigen.

Wie billig, lassen wir dem Vater derselben zunächst das Wort, um dann zu prüfen, ob es ein gut geratenes und wohl erzogenes Kind ist, was uns hier vorgestellt wird: „Was ich stets angestrebt habe", — so schreibt er im Vorwort — „ist erstens eine strenge Sonderung der politischen, religiös-kirchlichen und wirtschaftlichen Parteibildung, zweitens eine Vereinigung aller rein politischen Parteien, welche auf dem nationalen Boden des neubegründeten Reiches stehen, gegen alle diese Neugründung hassenden und bekämpfenden Parteien, drittens eine Ausscheidung der mit einander unverträglichen extremen Flügel aus der politischen Verbindung der übrigen, durch welche Ausscheidung allein diese Verbindung erst die Möglichkeit eines dauernden Bestandes gewinnt, und viertens den Verzicht der Liberalen auf das irrtümliche Ideal der parlamentarischen Regierungsform, dessen Verwirklichung für das deutsche Reich verhängnisvoll und verderblich werden müßte."

„Durch ihre Verquickung mit dem christlich religiösen Konservatismus", — so schreibt der Philosoph dann weiter in dem Aufsatz „Die Parteien der Vergangenheit und die Partei der Gegenwart" — „beweisen alle konservativen Fraktionen, daß sie keine Reichskonservativen in dem Sinne sind, wie wir sie heute brauchen, im Sinne eines zugleich erhaltenden und entwickelnden Ausbaues der Reichsinstitutionen, der sich ebenso energisch einer etwaigen reaktionären Tendenz von oben wie einer radikal-liberalen Tendenz von unten widersetzt. Weder die freikonservative noch die nationalliberale Partei als solche bietet die Möglichkeit, eine „reichskonservative Entwickelungspartei" in diesem Sinne zu werden, und noch weniger würde die Vereinigung beider, falls sie möglich wäre, die solide Grundlage einer solchen zeitgemäßen Partei liefern. Wohl aber enthalten gerade diese beiden Parteien schätzbare Elemente, welche nur die wahren politischen Forderungen der Gegenwart zu erkennen brauchen, um sich von den bestehenden Fraktionen abzulösen und eine „reichskonservative Entwickelungspartei" zu schaffen. Eine solche Partei mit dem Programm einerseits des definitiven Verzichts auf parlamentarische Regierungsform und andrerseits des unbeugsamen Widerstandes gegen jede reaktionäre Velleität der Regierung wie der Parteien, würde genau in die Mitte zwischen den genannten beiden Mittelparteien fallen, also recht eigentlich das Centrum aller reichstreuen Parteien darstellen; es wäre eine wirkliche „deutsche Centrumspartei" gegenüber jenen reichsfeindlichen Römlingen, welche dem deutschen Volk zum offenen Hohn ihre Vereinigung im deutschen Parlamente „Centrumspartei" genannt haben. Sie würde als das parlamentarische Gegenbild des deutschen Einheitsgedankens ohne Zweifel bald den centralen

Krystallisationspunkt bilden, um den viele der besten Kräfte des Reiches anschießen würden, namentlich ein großer Theil derer, die jetzt aus Ueberdruß am widerspruchvollen Parteigetriebe dem politischen Leben fern bleiben.

Es kommt nur darauf an, diesen centralen Kern mit deutlicher Erkenntnis als eine erst noch zu verwirklichende Neuschöpfung zu erfassen und zu dem Behufe einzusehen, daß alle unsere bisherigen Parteien solche der Vergangenheit, nicht der Gegenwart sind, und daß auch die beiden am besten an die Aufgaben der Gegenwart angepaßten doch nur halb angepaßt, zur andern Hälfte aber in der Vergangenheit stecken geblieben sind. Es kommt darauf an, sich endlich einmal von dem Zauber veralteter Stichworte und Phrasen freizumachen, der liberalen Idee der parlamentarischen Regierungsform einerseits und der konservativen Idee des christlichen Staats andererseits. Es kommt darauf an, die Worte „Freiheit" und „liberal" als hohle Phrasen anzuerkennen im Bereiche des äußeren Staatslebens, wo nur die gesetzliche Ordnung und die gesetzestreue Gesinnung Wert hat, den Zwang und die Reglementierung aber als widersinnig in sich zu verwerfen auf dem Gebiete des inneren religiösen Lebens, wo nur die freie aufrichtige Ueberzeugung Wert hat. Nur eine Partei, die zugleich politisch-konservativ, religiös-liberal und volkswirtschaftlich-opportunistisch ist, kann die Partei der Gegenwart sein, um welche die deutsche Jugend sich willig und vertrauensvoll schart.

Diese reichskonservative Partei der Zukunft, die der Philosoph im Juli 1881 erhofft, die sieht er im Juni 1885 in dem Aufsatz „die Lage der Parteien" nach dem Heidelberger Programm in der nationalliberalen Partei erstanden.

„Erst jetzt ist die nationalliberale Partei Das geworden, was die neuen Verhältnisse von Anfang an von ihr erfordert hätten: eine religiös-liberale, wirtschaftlich-opportunistische, staatserhaltende und staatsfördernde Partei. Sie ist thatsächlich jetzt eine konservative Partei, aber konservativ nicht im Sinne der Konservativen, die auf eine vergangene Zeit als auf die „gute, alte" zurückblicken, auch nicht konservativ im Sinne des unthätigen Stillstandes, sondern konservativ in Bezug auf die Erhaltung der wesentlich liberalen Reichsverfassung, welche bei ihrer offenbaren Unfertigkeit zu ihrer Erhaltung der stetigen Fortentwickelung bedarf. Die Einsicht, daß ein parteifreies königliches Beamtenministerium an der Spitze der Regierung in jeder Hinsicht bei weitem einem parlamentarischen Parteiministerium vorzuziehen ist, und daß unsre Zustände in dieser Hinsicht nicht eine tiefere, sondern eine höhere Stufe der politischen Entwickelung als die der westlichen Nachbarländer darstellen, diese Einsicht, (wie sie z. B. von Bluntschli in überzeugender Weise [Sommer 1881] begründet worden ist), dürfte die gegenwärtige nationalliberale Partei so ziemlich durchdrungen haben. Was der Fraktion augenblicklich noch fehlt, ist die Bewährung in der standhaften Durchführung des neuen Programms und in dem politischen Geschick parlamentarischer Taktik; erst durch diese kann ihr das volle Vertrauen des reichstreuen gebildeten Bürgerthums gewonnen und gesichert werden. Wie die Ausscheidung der Nationalliberalen aus dem Fortschritt im Jahre 1866 den Grund gelegt hat zu einer staatserhaltenden bürgerlichen Reichspartei, so hat die jetzige Selbstbesinnung und Regeneration dieselbe vollendet. Möge sie diesen Lehren treu bleiben, dann wird es ihr auch an zuströmenden jüngeren Talenten nicht fehlen, und der gebildetste und feinfühligste Teil unseres deutschen Bürgertums wird seine Kraft von Neuem der Politik widmen."

Aber leider thuts der Nationalliberalismus trotz der zuströmenden jüngeren Talente und trotzdem der gebildetste und feinfühligste Teil unseres deutschen Bürgertums, dem nur „Verquickung mit dem religiös-kirchlichen Konservatismus Furcht und Grauen einflößt", allein noch nicht. „Die Staaten werden, nach Machiavelli, nur durch dieselben Mittel erhalten, durch welche sie gegründet wurden; nach diesem Grundsatz bedarf das deutsche Reich einer starken monarchischen Regierung, welche sich auf die reichstreuen und staatserhaltenden Bestandteile sowohl der konservativen ländlichen Volksschichten, wie des gebildeten und freidenkenden Bürgertums stützt."

Aber leider hat sich der gleiche Umbildungsprozeß wie der der nationalliberalen in der konservativen Partei noch nicht vollzogen, welche noch fest mit wirtschaftlichen und kirchlichen Interessen verwachsen ist und sich noch immer nicht zu einer Abstoßung des evangelisch-klerikalen Flügels entschließen kann, welcher eine dauernde Aufrechterhaltung des Kartells mit den Nationalliberalen unmöglich macht." „Es ist die nächste und dringendste Aufgabe unseres politischen Lebens, daß die deutsch-konservative Partei die Fusion der Alt- und Neukonservativen wieder rückgängig macht, daß sie die Altkonservativen, gleich den Polen und Welfen, zu einem Anhängsel des Centrums werden läßt, was sie innerlich schon längst sind, und daß sie der regenerierten und von der freisinnigen Opposition nunmehr scharf geschiedenen nationalliberalen Partei die Hand reicht. Die Grenze zwischen neukonservativ und altkonservativ liegt genau da, wo die Neigung zur Verbrüderung mit dem reichsfeindlichen Klerikalismus und das Hindrängen der Regierung zu reaktionären Maßregeln beginnt. Denn auch von den Neukonservativen erwartet niemand entschlossenen Widerstand gegen etwaige reaktionäre Gesetzesvorschläge der Regierung, aber man befürchtet wenigstens nicht, daß sie die Regierung zu solchen drängen werden. Ebenso traut man den Neukonservativen nicht zu, daß sie die Regierung von einem Zusammengehen mit den Klerikalen abhalten würden, aber man glaubt auch nicht, daß sie das Bündnis des Centrums aus eigenem Antriebe aufsuchen würden. Ohne ein Zusammengehen von Neukonservativen und Nationalliberalen läßt sich auf die Dauer keine gesunde Reichspolitik und preußische Politik treiben. Die Nationalliberalen haben sich der notwendigen Umwandlung unterzogen und mit der liberalen Opposition gebrochen; die dringende und nächst liegende Pflicht der Konservativen ist es jetzt, an politischer Einsicht und Opferwilligkeit nicht zurückzubleiben, d. h. auch ihrerseits die entsprechende Umwandlung mit sich vorzunehmen und die dargebotene Hand der Konservativ-Liberalen zu ergreifen. Sache der Regierung aber ist es, diesen notwendigen Umwandlungsprozeß und speziell die Wiederauflösung der unheilvollen Verschmelzung der Konservativen ebenso zu unterstützen, wie sie dies seinerzeit bei den Nationalliberalen gethan hat, damit Preußen und das neue Reich endlich eine konservative Partei erhält, zu welcher das städtische Volk ohne beständige Furcht vor Reaktion und Gewissenszwang aufblicken und Zutrauen fassen kann."

Neben dieser aus Nationalliberalen, Neukonservativen und Freikonservativen gebildeten „reichskonservativen Entwickelungspartei" wird dann noch das Recht der Existenz in bescheidenen Grenzen den Freisinnigen als Vertretern der Interessen des Großhandels und der ärmeren Klassen (!) und den Sozialdemokraten gewährt. Letztere freilich müssen sich erst einer Umhäutung unterziehen, die aber „mit dem Ausbau der sozialen Reformen und mit dem folgerichtigen, vollständigen Umschlag der internationalen Sozialdemokratie in Anarchismus und Genußgeberkommunismus erwartet werden muß." Als gänzlich unverbesserlich und auf immer verstoßen gelten ihm nur das Centrum und die evangelischen „Klerikalkonservativen."

Einer ernsten Kritik und Widerlegung sind diese Auslassungen des Philosophen des Unbewußten, der nunmehr auch der Philosoph der Mittelpartei geworden, kaum wert, wenn man nicht in der That glauben müßte, daß selbst Männer, die auf die Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten nicht ohne Einfluß sind, auch die Meinung hegten, daß sich eine Mittelpartei schaffen ließe, die „zugleich politisch-konservativ, religiös-liberal und volkswirtschaftlich-opportunistisch" wäre. Zwar ist der Leiter unserer Politik, Fürst Bismarck, auf dessen Namen sonst allein die Mittelpartei eingeschworen werden soll, anderer Ansicht. Er hält nach Busch' „Graf Bismarck und seine Leute" die „wundervolle Basis der Religion" als das einzig sichere Fundament. Er legt dort das schöne Zeugnis ab: „Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen

Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen." Auf die Entgegnung, daß, wie die Griechen aus Selbstverleugnung, Hingebung und Vaterlandsliebe Großes gethan, so auch heute viele Leute jetzt gleiches thäten aus Staatsgefühl und aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, erwiderte der Fürst treffend: „Diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König ist bei uns aber nur der Rest des Glaubens von Vätern und Großvätern in verwandelter Gestalt, unklar und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube."

Es mag dahingestellt bleiben, wie viel oder wie wenig der Fürst diese Worte während seiner Amtsführung in Thaten umgesetzt hat. Genug, daß auch er es einmal für unmöglich gehalten hat, eine Partei zu schaffen, die politisch im guten Sinne konservativ sein könnte, ohne „die wundervolle Basis der Religion".

Herr von Hartmann scheint das öffentliche Leben nur aus den mittelparteilichen Zeitungen zu kennen. Anscheinend ist er Abonnent der „Post". Sonst müßte er doch bemerkt haben, daß seine Annahme, daß die Nationalliberalen sich volkswirtschaftlich von dem Freisinn und dem Freihandel frei gemacht, eine durchaus fehlsame ist. Nur auf den kleineren Teil derselben trifft diese Annahme zu, während die größere Hälfte derselben zur Zeit noch immer wirtschaftlich im Schlepptau des Freisinns ist und die Regierung nur mit Hilfe der Konservativen und des Centrums ihre wirtschaftlichen Vorlagen durchsetzen kann.

Ueber soziale Probleme nachzudenken, scheint außerhalb der Zauberkreise der Philosophie des Unbewußten zu liegen. Wie würde es ihrem Erfinder sonst möglich gewesen sein, die Freisinnigen zugleich zur Hüterin des Großkapitals und des armen Mannes bestellen zu wollen? Besteht doch „der große Kampf der Zeit" heute in nichts anderem, als in der Auseinandersetzung zwischen Börse und Proletariat. Vollends gedankenlos ist die Charakterisierung seiner Zukunftspartei. Der innige Zusammenhang zwischen politischer, sozialer und religiöser Anschauung besteht und wird sich mit Notwendigkeit immer geltend machen. Nur dann kann dies anders sein, wenn eine Partei nichts anderes ist und sein will, als die Gefolgschaft eines großen Mannes, auf dessen Wort sie schwört. Solchen Falles wird die Einheit der politischen, sozialen und religiösen Anschauung aber doch vorhanden sein, wenn auch vielleicht manchem Parteimitgliede unbewußt, nur in ihrem Haupt und Führer. Diese notwendige Einheit ist so sehr in der menschlichen Natur begründet, daß sich selbst unser Philosoph dem nicht entziehen kann. Unbewußt huldigt auch er diesem menschlichen Entwickelungsgesetz. So sehr er auch die strenge Sonderung der politischen, religiös-kirchlichen und wirtschaftlichen Parteibildung fordert, so hält er es doch für angebracht, an Stelle der geoffenbarten Religion seiner neu entdeckten Zukunftspartei eine neu erfundene Religion des großen Hartmann'schen Geistes zur geneigten Benutzung zu empfehlen. Freilich nur großen Geistern ist das Verständnis für diese neue Religion aufgegangen. Wer aber zu diesen gehört, dem ist „ihr wesentlicher Ideeninhalt" bereits erkennbar, der erkennt, daß „durch ihre religiöse Moral das sittliche Volksleben auf eine neue, bisher unerreichte Stufe gehoben wird", der aber sieht noch weit mehr, daß nämlich den ersten Anstoß zur Entwickelung dieser neuen Religion Kaiser Wilhelm I. gegeben hat. Zwar rühmt der große Denker Hartmann in seinem Nachruf zum Gedächtnis Kaiser Wilhelm I., daß „noch in keinem Helden der Geschichte in jedem Augenblick so klar die Ueberzeugung gelebt und Ausdruck gefunden, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse in letzter Instanz nicht Menschenwerk, sondern Thaten Gottes durch die Menschen sind, daß auch der höchst Gestellte nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung ist, als in Kaiser Wilhelm, trotzdem hat dieser Fürst, dessen tiefe religiöse Ueberzeugung immer

wieder von Hartmann betont wird, nicht erkannt, daß Seine berühmte Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 nicht auf christlichem, sondern auf heidnischem Standpunkt steht, und daß sie nichts anderes enthält, als den Keim der Hartmann'schen Zukunftsreligion, die das Christentum beseitigen wird. Denn die „soziale Reform depossediert die Kirche als Wohlthätigkeitsanstalt und macht die Vorsehung überflüssig durch Assekuranz.“ Damit aber ist ihr nach Hartmann der Lebensfaden abgeschnitten.

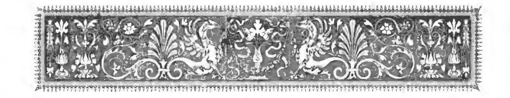
Die Tiefe dieser philosophischen Weisheit ist in der That eine wirklich unergründliche! Da, wie Hartmann mitteilt — anderen ist hierüber nichts bekannt geworden —, selbst der Reichskanzler, natürlich vergeblich, im Reichstage versucht hat, die Hartmannschen Bemerkungen über die Beeinträchtigung des Christentums durch die sozialen Reformen zu widerlegen, so müssen wir, kleinen Geister, vor dieser erhabenen Erkenntnis selbstverständlich die Waffen strecken und uns mit der bloßen Mitteilung begnügen. Wenn nun aber doch das Christentum, dem Untergang geweiht, durch Hartmann bald ersetzt sein wird, wenn „in den breiten Schichten der gebildeten, wie der Arbeiterklassen wesentlich nur noch die von dem weiblichen Geschlecht conservierte gesellschaftliche Sitte neben den Zwangsmaßregeln des Staates den äußeren Schein einer Zugehörigkeit zur Kirche aufrecht erhält, während innerlich bereits jedes Band gelöst“, wenn dem so ist, warum — so fragt man sich erstaunt — verfolgt der große Denker denn noch mit so grimmem Haß das Christentum? Er haßt und verfolgt das Christentum, in welcher Gestalt und Form es sich auch äußern mag oder ausgeprägt ist. In dieser Abneigung spricht er z. B. dem Zentrum und allen seinen Anhängern, also rund 15 Millionen Deutschen, jeden Patriotismus ab, und nicht etwa in der Hitze des Wahlkampfes, sondern wohlgemerkt aus der stillen Studierstube eines Mannes heraus, der nach eigener Schätzung zu den größten Geistern der Gegenwart gehört.

Nur wenig besser sind die Konservativen. Darum fühlt er sich auch verpflichtet, ausdrücklich Zeugnis dafür abzulegen, daß nur die „Borniertheit und der Wankelmut“ der extremen Parteien, nämlich der Freisinnigen und der klerikal-konservativen Evangelischen die moralische Kraft des Kultur-Kampfes in sich gebrochen und zersplittert habe.“ Denn Alles war schon auf dem besten Wege, wenn nur nicht „den Fürsten, wie dem Volk die Geduld gemangelt hätte, das Aussterben der staatsfeindlichen Priesterschaft abzuwarten, die schon beinahe auf die Hälfte zusammengeschmolzen war.“ Die moralische Kraft aber, die dem Staate im Kulturkampf den Sieg verbürgte, das ist nach Hartmann „der preußische Militarismus“, ein Gedanke, der entschieden durch seine Neuheit imponiert. „Der kirchliche Protestantismus,“ so schreibt Hartmann, „war nicht nur wegen seiner inneren Halbheit und Widersprüche unfähig, den Katholizismus zu schädigen oder gar zu stürzen, sondern es fehlte ihm vor allem an einer seine Kräfte verwertenden Organisation. Der Katholizismus als die imposanteste Organisation seit dem römischen Cäsarenreich war unüberwindlich, so lange er nicht auf eine ihm qualitativ und intensiv nach überlegene Organisation stieß. Diese aber entwickelte sich in dem Militarismus der Hohenzollern. Der den Ultramontanen und Sozialdemokraten mit Recht so verhaßte und verrufene preußische Militarismus, und nichts anderes ist es, woran die Weltmacht des Katholizismus zerschellt.“ Dies dürfte genügen zur Charakterisierung des tiefen Verständnisses der Macht der Ideen und des Glaubens, deren sich unser Philosoph erfreut.

Auf gleicher Höhe steht die Würdigung der evangelischen Kirche. Einmal ist sie das schwache Wesen, das nur von der Gunst der Frauen und der Gnade des Staats lebt, ein anderes Mal die gefährliche Macht, vor der das gebildete Bürgerthum „Angst und Grauen“ empfindet, vor dem es sich nicht anders retten kann, als in den Armen des Freisinns, um „die systematische Verdummung des unmündigen Volkes und der unmündigen Jugend durch die Staatskirche“ abzuwehren. Darum erscheinen ihm auch die „Klerikal-Konservativen oder Alt-Konservativen“ einmal als eine ohnmächtige Klique die nur so lange etwas bedeutet, wie die Sonne von oben sie bescheint, das andere Mal als die geistigen Beherrscher der konservativen Fraktion, welche allein die reichskonservative

Partei in ihrer Entwickelung hemmen und zu deren Beseitigung die Hilfe der Regierung als Entgelt für die bisherigen Leistungen der Nationalliberalen in Anspruch genommen wird. Doch auch diese Rechnung dürfte ohne den Wirt gemacht sein. Weder gedenken die Konservativen dem Herrn von Hartmann und den Mittelparteilern zu Liebe sich zu spalten, noch wird die Regierung unseres Kaiserlichen Herrn, der seiner christlichen Ueberzeugung schon so oft deutlichen und klaren Ausdruck geliehen hat, die „Orthodoxen" an die Wand drücken können und wollen.

Stolz verkündet Hartmann seinen Lesern, daß er „in der Politik den Bahnen derjenigen drei Philosophen folge, an deren Größe das Preußenthum sich zu seiner weltgeschichtlichen Mission emporgeläutert und vertieft habe: Kant's, Fichte's und Hegel's, — Kant's als des philosophischen Begründers des preußischen Pflichtgefühls, Fichte's als des Verkündigers der deutschen Mission Preußens und der weltgeschichtlichen Mission Deutschlands und Hegel's als des Apostels der immanenten Vernünftigkeit aller geschichtlichen Entwickelung und als Erneuerer eines ethischen Staatsbegriffes gegenüber den Gefühlen und Neigungen der Einzelnen und der Parteien". — Wir aber meinen, daß diesen Meistern kaum mit einem Schüler gedient ist, der des geschichtlichen Sinnes so bar, aber an Inkonsequenzen und logischen Sprüngen so reich ist, wie Herr v. Hartmann sich in seinen Aufsätzen über Fragen der inneren Politik und Kirchenpolitik erwiesen hat.



Ein Märztag in Neapel.

Von

E. von Hoerschelmann.

Nur im Fluge gestatteten Zeit und Umstände mir — es war im Frühling dieses Jahres — in der sonnigsten der Städte Italiens, „der schön umgürteten", zu verweilen. Ein kurzer Märztag, an dem es bereits um fünf Uhr abends dunkelte für Neapel, das hieß nicht mehr und nicht weniger, als mich auf ein paar Spaziergänge zu beschränken.

Die kurz zugemessene Frist, es war während der letzten Tage der „Caresima" (der Fasten), die Museen geschlossen, sollte — so stand es in meinem Reiseplan verzeichnet — dem Stadtbilde, dem Golf, den umliegenden Ortschaften gewidmet sein. Wohl hatte mein Wirt mich in Florenz vor dem „Marzo matto" (dem tollen März) gewarnt, „in dem man besser thue, sich nicht von dem Fleck zu rühren, den man bewohnt, da dieser dem nordischen April vergleichbare Uebergangsmonat wohl oft die wonnigsten, mitunter aber auch jählings die unwirtlichsten Tage des Jahres mit sich bringt." — Durch das günstige Wetter ermutigt, das mich bisher auf meiner Wanderschaft begleitet, hatte ich trotz des „tollen Monats" und seiner in Italien mit Recht berüchtigten Launen auch des weiteren mein Glück versucht, und bis so weit mit gutem Erfolge; bei demselben strahlenden Sonnenschein, in dem ich Florenz hinter mir ließ, langte ich in Neapel an.

In dem alten ruinenhaften Palazzo R**** neben dem „Pizzo di Falcone" (Falkenschnabel*), der trotzig nach dem Castel del'Ovo hinüberschaut, gleichsam im stummen Wettkampf um den Vorrang an Alter und Ruinenhaftigkeit, begrüßen mich wohlbekannte Gestalten: „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind." — Schon vor Jahren, als ich zum ersten Mal in Neapel war, um einem jener Dramen beizuwohnen, die sich alljährlich im Innenraum von St. Domenico**) abspielen — es war der berühmte „Kistenprozeß", der zwei der glänzendsten Redner des neapolitanischen Forums Gelegenheit gab, ihre Kräfte zu messen, und infolge dessen Scharen von Zuhörern aus allen Weltgegenden anlockte — schon damals machte die ganze Sippschaft den Eindruck eines von den Parzen vergessenen Geschlechts. — Es ist, als hätte die Zeit seitdem in der Via St. Lucia still gestanden. Vor dem Portal steht, auf seinen Krückstock gestützt, der

*) ein Felskegel, gegenüber dem Castel del'Ovo.
**) dem Assissenhof.

„Portiere", der mich mit einer militärischen Handbewegung willkommen heißt. Noch gar wohl erinnere ich mich der herkulischen Gestalt; sie hätte, ehe der Schlag sie rührte, trefflich zum Modell einer aus den Tagen Bonapartes herüberlebenden Veteranenfigur dienen können, von der jetzt nur in den massiven Schultern, dem wie aus Granit gehauenen Kopf, in den eisenfesten Zügen ein Fragment übrig ist. Statt seiner versieht, auch wie ehemals, seine greise Gattin — sie zählte bei jenem ersten, oben erwähnten Besuche schon an die achtzig Jahre — den Dienst. „Buon giorno, Signoria!" ruft sie mir in den eigentümlich unschönen Gurgellauten des neapolitanischen Volksdialekts entgegen; „siete la stessa che, peggio d'un avvocato, stana presente alle assise del processo Daniele." („Sie sind dieselbe, die, wie nur je ein Advokat! den Verhandlungen des Prozesses Daniele beiwohnte.")

„Si! Si!" antwortete ich zerstreut auf den Gruß des Alten, der mich unbehaglich berührte, denn er führte mir die Nachtscenen wieder ins Gedächtnis, die der Staatsanwalt damals vor seinen Zuhörern entrollte, und mit ihnen die Kehrseite der Menschennatur die sich während der täglich erneuten Debatten zwischen dem berühmten Kläger, Cavaliere Masucci und dem nicht weniger berühmten Verteidiger Dottore Placido, in dem Helden des sogenannten „Kistenprozesses" so drastisch offenbarte — wie sich dessen gewiß Jeder erinnern wird, der jenem finstren Schauspiel aus dem modernen neapolitanischen Volksleben beizuwohnen Gelegenheit hatte.

Jetzt erscheint auch Jungfer Sabina, die stark verblühte Tochter des Hauses, die Jüngste des ehrsamen Geschlechts. Mit den Schlüsseln klappernd schreitet sie mir voran durch die ausgestorbenen Räume des ersten Stockwerks. Dem Anschein nach bin ich heute der einzige Gast in dem alten Palazzo, der sich übrigens — zumal in dem Künstler- und Poetenkontingent des Reise-Publikums, trotz seiner Ruinenhaftigkeit einer noch nicht ganz zur Tradition gewordenen Beliebtheit erfreut. Gar vornehme Gäste, in der That, haben vor Zeiten, da sein Aussehen noch etwas weniger ruinenhaft sein mochte als heute, in diesen verwitterten Mauern Einkehr gehalten. So soll u. a. hier, in derselben, von Spinnenweben umflorten „camera" (Schlafstube), deren Thür sich unter Jungfer Sabinas harpienartigen Fingern knarrend öffnet, Frau von Staëls „Corinne", ebenso Goethes „Torquato Tasso" in seinem ersten Entwurf das Licht der Welt erblickt haben.

Wie wir Anderen heute noch, so mochten schon Jene, unsere glorreichen Ahnen, den alten Palazzo seiner unvergleichlichen Lage zu Liebe jeder anderen Behausung vorziehen. Wenn ich aus den öden Innenräumen auf den Balkon hinaustrete, der mit seinen wüsten Roccoco-Figuren, wie ein Haufen zusammengerotteter Kobolde über den Portikus hinausragt — welch eine Aussicht umgiebt mich da! — sie ist wahrlich dazu angethan, die mancherlei Unbequemlichkeiten vergessen zu machen, die man ihr zu Liebe gerne mit in den Kauf nimmt. An und für sich zwar sind's keine ganz behaglichen Beigaben, wie z. B. eine Bettstelle, deren Oberfläche eine bedenklich schiefe Ebene bildet, eine Bedienung, die in den meisten Fällen vergeblich auf sich warten läßt, das Frühstück, dem Namen nach „Thee" — ein Gebräu, das der Caffetière im Erdgeschoß aus unbestimmbaren Quellen zusammenbraut — endlich eine Tische und Stühle bedeckende Staubmasse, die, wenn der Gast nicht selbst ihren Anwachs hindert, ins Unendliche fortlagert!

Tags über ist die alte Künstler-Behausung der Via Lucia — es läßt sich dies in der That nicht leugnen — ein ziemlich unwirtlicher Aufenthalt. Von der Straße, wo uns die Austerbuden die tausenderlei „Frutti di mare" (Meerfrüchte) ausgeboten werden, um die das Volk sich von früh auf drängt, tönt ein nicht endender Tumult herauf; dazu das Gerassel der Tramway, der Omnibusse, die unentgeltlichen Konzerte des Dudelsack. — Aber des Abends, wenn der Mond über das Wasser steigt, wenn das Meer, von den hin und hergleitenden Barken belebt, unter jedem Ruderschlag einen wahren Kometenschweif glühender Funken aufwirbelt, wenn die schwarze Riesenmohle drüben sich ernst und mächtig gegen den Horizont abhebt, und ihre glühenden Athemstöße zum Himmel auswirft, dann dürften selbst solche Insassen, die für die Bohême des

Künstlerlebens beim Reisen wenig Vorliebe haben, den verwitterten altmodischen Palazzo am Pizzo di Falcone nicht ungern gegen das fashionabelste Hôtel des Fremden-Viertels, des Corso Emanuele oder der Chiaja vorziehen.

„Sul mare lucido“ tönt soeben das beliebte neapolitanische Volkslied in weichen Lauten zu mir herauf. Eine Barke mit zwei halbnackten, vom lodernden Feuerschein grell beleuchteten Männergestalten — Fischer, die auf ihren nächtlichen Fang ausziehn — gleitet an mir vorüber. Weit hinter ihnen flimmert und sprüht das Wasser in breiten Ringen, gleich Milliarden flüssig gewordener Smaragde. Schon kreuzt ein zweiter Phosphorstreif den ersten, der sich eben in zahllosen auseinanderstiebenden Feuergarben auflöst. Eine zweite Barke naht vom Posilip. Auch in ihr wird gesungen. Aber jetzt ists eine weibliche Stimme. Sie wird von einer Guitarre und einem nur hin und wieder einfallenden Tenor begleitet. Sie streifen so nahe am Ufer hin, daß ich die schlanken Umrisse einer schwarzgekleideten Frauengestalt deutlich zu erkennen und jedes Wort des Textes zu unterscheiden vermag, der mit der Bravour einer Sängerin von Fach eingesetzt wird:

„Morirò! Morirò! che n'avrai?
Per me sia messa in ordine la croce;
E le campane suonar' sentirai,
Cantar il Miserere a bassa voce.
'N mezzo di chiesa portar' mi vedrai,
Cogli occhi chiusi, e colle mani in croce
E arriverai a dire: or me ne pento!
Non occorr' altro, quand' il fuoco è spento.
Morirò! Morirò!“

(„Sterben soll ich, ja sterben! Was gilt es dir!
Bald wird man für mich das Kreuz herstellen,
Die Glocken wirst du läuten hören,
Das Miserere singen mit leiser Stimme.
In die Kirche wird man mich tragen,
Mit gebrochenen Augen, mit gekreuzten Händen.
Dann wirst du kommen und sagen: „Es ist mir leid.“
Nun das Feuer erloschen, was willst du weiter
Sterben, ja sterben soll ich!“)

Noch einmal hallt's von den Mauern des Castel dell'Ovo, gleich einer ominösen Prophezeiung herüber: „Morirò, Morirò!“

Es ist, ich will es gern zugestehn, eine verdammungswürdige Schwäche; trotz meiner nordischen Abstammung bin ich nicht frei von Aberglauben. Wie ich so dem klagenden Aufschrei zuhöre, bemächtigt sich meiner eine unbehagliche Stimmung; mir ist, als harrte meiner irgend unbekannte Gefahr.

„Mezzanotte passata! Sia attenta! Si vede il Vesuvio anche domani!“ (Mitternacht ist vorüber! Haben Sie Acht! Der Vesuv ist auch morgen noch zu sehen!) näselt plötzlich Jungfer Sabine, eine flackernde Lampe in den mageren Händen, zur Thür herein. Die Gute! sie hat es noch nicht vergessen, daß ich ähnliche Nachtstudien hier einst mit der Perniciosa*) büßte! Dagegen erinnerte ich mich nichts weniger wohl, bei jener Gelegenheit mit einer Gutmütigkeit, ja einer Inbrunst von Aufopferung und Langmut gepflegt worden zu sein, auf die aus Jungfer Sabinas äußerer Erscheinung wohl Niemand schließen würde. Wie ich so den hageren, gespensterhaften Umrissen nachsehe, die allmälig im Dunkel des Korridors verschwinden, dünkt es mich fürwahr — ich kann es trotz allem nicht leugnen — als gehöre unter allen unschönen Frauen Neapels der edlen Sabina unstreitig der Vorrang des ausgeprägtesten Xantippen-Typus.

Was übrigens die wohlgemeinte Warnung betraf, so war dieselbe nicht weniger

*) Das Malariafieber in seiner bösartigsten Gestalt.

als damals in den Wind gesprochen, was mich indessen heute keineswegs gereute, denn ärger als ichs mir gedacht, sollte auch ich noch dem „Marzo matto“ meinen Tribut entrichten.

Unter dem einlullenden Rythmus der Fischerlieder, die bald in kurzen, bald in gedehnten Intervallen immer wieder vom Wasser heraufhallen, unter dem Zauberbann, den der dampfende Riese drüben mit seinem immer offenen Feuerrachen ausübt, bin ich bei offenen Läden eingeschlafen. — Ein Strom von Gold und Purpur, der sich jählings in meine camera ergießt, die Spinnengewebe an der Decke, selbst die wurmstichigen Möbel längs der Wände mit verklärendem Glanz überzieht, weckt mich in der Frühe des aufsteigenden Tages.

In eine gleichgültige, wolkenumzogene Masse verwandelt liegt drüben der Vesuv; dagegen ists jetzt an dem Himmel, mit dem Meere zu wetteifern. Und welch eine Farbenpracht!

Dort der krystallhelle Horizont, hier die spiegelglatte Wasserfläche, die rot herüberschimmernden Hügel des Posilipp, alles scheint meiner Inselfahrt einen günstigen Erfolg zu prophezeien.

An dem Castel del'Ovo, an der düster prächtigen Villa Donna Anna vorüber, gleitet die Barke, die schon Abends zuvor vom Portier bestellt ward. Schon liegt Pozzuolo hinter uns. In der Ferne tauchen hier die ragenden Ufer von Ischia auf, weiterhin Capri und Anacapri. Plötzlich beginnt ein scharfer Wind von Norden her zu wehen. In kaum einer Viertelstunde ist die vorhin sanft wallende Wasserfläche in einen wüst brandenden Gischt verwandelt. „Corpo di Bacco!“ brummt der Bootsmann, „il mare vuol' farsi cattivo.“ (Das Meer droht schlimm zu werden.)

„Wie weit ists noch nach Ischia?“

„Wir müssen so schnell als möglich umkehren“, lautet ohne Berücksichtigung meiner Frage die Entgegnung des Lootsen: „si farà una furrasca“! (es gibt einen Sturm). Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wirft der Mann Rock und Mantel von sich und fängt aus Leibeskräften an zu rudern. Aber umsonst. Immer toller, immer unbändiger schwillt das Meer, wälzen und schleudern, vom Sturm gejagt, die Wellen sich über einander. Aus der schwarzen Wolkenwand, die im Nu den Himmel bedeckt, gießt's in Strömen herab. So weit ich durch das Gemenge von aufwirbelndem Gischt und niederprasselndem Wasserguß erkenne, reicht die Kraft des keuchenden, mit aller Macht arbeitenden Burschen nicht aus, die nötige Richtung zu verfolgen. Der Wind ist uns entgegen. Mit Macht treibt er uns immer weiter und weiter dem offenen Meere zu.

„Santa Vergine!“ — Ein geller Schrei; um ein Haar mir am Kopf vorbei fliegt das eine Ruder links, das andere rechts ins Weite. Die Stelle, wo eben noch der Bootsmann saß, ist leer. Er hat unter der Wucht der Arbeit das Gleichgewicht verloren; der wütend heulende Wirbel, der uns mit sich herumjagt, hat ihn niedergerissen. Im Sturze ist es ihm indessen geglückt, sich mit beiden Fäusten an das Rettungstau zu klammern, das ich ihn schon zuvor an einer der Bänke anheften sah.

„Ajuto! Ajuto!“

Das Rufen, dünkt mich, ist für beide Teile, sowohl für ihn, als für mich, verlorene Mühe. Ohnehin scheint es mir ein halbes Wunder, daß ich mich noch auf meinem Sitz befinde und die Barke sich noch auf der Oberfläche der berghoch übereinanderrollenden Wogen erhält. So bleibt mir nichts weiter übrig, als auf meinem unsichern Sitz das Ende des Liedes abzuwarten, das mir wüst genug in die Ohren pfeift. Auch der mit den Wellen Kämpfende scheint sich zu meiner Ansicht zu bekehren. Er hat sein Geschrei eingestellt. Ob schon die Wassermassen, die er einschluckt, ihm den Mund zuschließen, ob der fortgesetzte Kampf mit den Wellen ihn schweigen macht, vermag ich nicht zu beurteilen; hin und wieder wirft der Schaum eine schwarze Masse aus seinem Gischt auf und reißt sie wieder hinab; das ist alles, was ich von dem armen Teufel wahrnehmen kann. —

Die Situation, in der ich mich befinde, ruft auch mir ihr Memento mori zu. Auch ich für mein Teil bin dabei, meine Rechnung mit dem lieben Tageslicht zu schließen, in dem ich heute ahnungslos wohl gar meinem letzten Stündlein entgegenfuhr! Mir ist wahrhaftig als hört ichs schlagen: „Morirò! Morirò!“

Da plötzlich „nel mezzo del camin“ (inmitten des Weges), der dem Anschein nach mich schon jenen unbekannten Regionen zuführt, die Dante uns in seiner großen Dichtung schildert — und von denen es in derselben heißt: „Da schweigt das Licht, der dunkle Raum erbrüllt, So wie die See, wenn Stürme sich erhoben Und ihre Fläche wütend überschwillt“ — da gleitet ein fahler Lichtstreif durch das Chaos von Donner und Sturm. Die Wolken teilen sich; der Grimm des Wetters scheint nachzulassen.

Ganz in den bleifarbenen Strahl getaucht naht plötzlich, welch eine seltsame Gesellschaft? — Eine Barke, schwarz wie ein Sarg; darin vier vermummte Gestalten, hager, mit flatterndem Haar, mit eingesunkenen Augenhöhlen, leichenhaft anzusehen. Von der Wut der Arbeit, unter der sie herannahen, selbst wie zerbrochen, treiben sie auf uns zu. Aber, dem Himmel sei's Dank, sie scheinen nur Gespenster; sie sind es nicht; sie kommen, mit Macht die Wellen teilend, immer näher an uns heran.

„Maria e Gesu!“ kreischt's neben mir aus dem Wasser auf. Es ist dem Manne wirklich gelungen, sich wie eine Wasserratte über den Wellen zu erhalten. Eine über ihn wegspritzende Woge wirft ihn zu seinem Glück dicht an die Barke heran. Er hat das Seil erfaßt, das die Männer drüben ihm zuwarfen. Es sind, wie ich jetzt wohl unterscheide, vier Brüder der Misericordia. Sie haben uns von Pozzuolo aus in der Gefahr gesehen und sich zu unserer Rettung hinausgewagt. Zwei von ihnen packen den Lootsen an, die beiden andern winken mir zu, „Acht zu geben.“ — Jetzt bin auch ich nur auf Armeslänge von der rettenden Menschenhand entfernt, die sich mir statt des ausgestreckten Armes des Todes naht. Noch ein Augenblick des Zweifels, wird es gelingen? — und von den stahlharten Armen eines der Brüder erfaßt, bin ich am Bord des Rettungsbootes.

„Eccola anche Lei!“ (Da haben wir auch Sie!) lächelt der Frate, eine hochragende Gestalt mit verwetterten Zügen: „Siete salvati!“ (Ihr seid gerettet.)

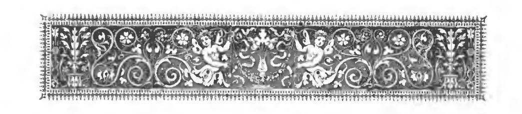
In der That waren wir gerettet. Von dem vorherigen Sturm wehte nur noch das Echo durch die Luft; schon brach zwischen den flatternden, wie in Fetzen hängenden Wolken die Sonne mit Macht hervor. — Es war eben nichts gewesen, als eine der tollen Launen des März, vor dem ich, wie ich jetzt einsah, nicht ohne Grund in Florenz gewarnt wurde. Wie wir jetzt — es ist kaum eine Stunde seit dem wildesten Moment des Sturmes verflossen — wieder am Castel del'Ovo vorübertreiben, läßt nur das aufgeregte Meer noch an die Scenen glauben, in denen Jeder von uns, freiwillig oder nicht, mit seine Rolle spielte. Diesen letzteren sollte es übrigens nicht an einem ihrer würdigen Nachspiel fehlen. Kaum sind wir glücklich am Quai der St. Lucia gelandet, so empfängt uns ein neuer Spektakel; glücklicherweise ist er von weniger gefährlicher Art, als es der auf dem offenen Meere war!

Der erste, der mit Gesten, als wäre er plötzlich toll geworden, oder als hätte er den Veitstanz im Leibe, auf mich gestürzt kommt, ist der Portier.

„La credemmo morta!“ (Wir glaubten Sie tot!) ruft der Alte mit Stentorstimme, worauf alsbald ein nicht endendes Echo ringsum erschallt: „Morta si, si cosi la credemmo!“ Ein dichter Haufen von Proletariern hat sich im Nu um uns gesammelt. Die meisten von ihnen pfeifen, schreien, brüllen drauf zu, ohne auch nur zu ahnen, warum es sich handelt; denn keinem von ihnen würde es in den Sinn kommen, eine so gute Gelegenheit zum „Lärmmachen“ unbenutzt vorübergehen zu lassen. Umsonst suche ich mich in den Flur zu retten. Nicht ein Fenster im Hofraum, das nicht aufgerissen würde; nicht ein Kopf in dem vier Stockwerk hohen Treppenhause, der sich nicht herausstreckte: ein Gekreisch, ein Geschnatter, ein Getöse, als wäre der letzte der Tage angebrochen.

Nur wer die Aufregungsbedürftigkeit dieser müßigen, dabei von Lebensüberkraft lodernden südländischen Naturen kennt, vermag sich von solchen Auftritten, für die oft der unbedeutendste Vorwand genügt, eine Vorstellung zu machen.

Vor allen andern hat die würdige, den Dienst des Hauses versehende Sippschaft sich's nicht nehmen lassen, mir das Geleit zu geben. Hinter dem Portier, dem die Aufregung selbst, wie es scheint, in die lahmen Beine gefahren ist, trippelt Jungfer Sabina. Den Rosenkranz in den Händen, unter dem pfeifenden Athem ihrer dünnen Lippen, wird sie nicht müde, das an die Schutzpatronin des Quartiere (des Stadtviertels) gerichtete „Viva St. Lucia!“ andächtig in sich hinein zu murmeln. „La nonna“, die „Urahne“ der Sippe, beschließt den Zug; sie bleibt für ihr Teil bei dem mir bereits wohlbekannten Stichwort, das sie nie ermangelt, wo sich nur die Gelegenheit bietet, mir zuzurufen: „Peggio d'un avvocato!“



Monatsschau.

Politik.

An augenfälligen Ereignissen ist der abgelaufene Monat im Deutschen Reiche arm gewesen. Die gesetzgeberische Arbeit hat indeß nichts weniger als stillgestanden. Zunächst in den Kommissionen des Reichstages; dann auch im Plenum. Der Reichstag ist in die Beratung des Genossenschafts-Gesetzes und der Alters- und Invaliden-Versicherung der Arbeiter nunmehr eingetreten. Das Genossenschaftsgesetz wird ohne Zweifel Gesetzeskraft erlangen, da die Kommission der Vorlage eine Fassung gegeben hat, die allen Parteien mit Ausnahme der grundsätzlichen Neinsager annehmbar erscheint. Die Kommission war fast einmütig der Ueberzeugung, daß der Entwurf im Großen und Ganzen als ein bedeutender Fortschritt zu begrüßen sei. Auch darüber herrschte keine Meinungsverschiedenheit, daß der wesentlichste Vorteil des neuen Gesetzes in der Zulassung von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht erblickt werden müsse. Neben der beschränkten Haftpflicht sind die wichtigsten Punkte der Vorlage die Ausdehnung des Geschäftsbetriebes auf Nichtmitglieder, die Revisionsbestimmungen und die Frage des Einzelangriffs der Gläubiger gegen die Genossen. Die Beibehaltung des Einzelangriffs der Gläubiger gegen die Genossen erfuhr, obgleich derselbe nur subsidiären Charakter haben soll, von einem Teile der Kommissionsmitglieder scharfe Anfechtungen. Die Kommission schlug einen Mittelweg ein, indem sie eine dritte Art Genossenschaften, „Eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Nachschußpflicht", den Genossenschaften mit beschränkter und unbeschränkter Haftpflicht hinzufügte. In Folge dessen mußten eine Anzahl neuer Paragraphen eingeschaltet werden. Während die Mitglieder der Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht nur bis zur Höhe der statutenmäßig bestimmten Haftsumme haften, sind die Mitglieder der Genossenschaften mit unbeschränkter Nachschußpflicht mit ihrem ganzen Vermögen verpflichtet, der Genossenschaft die zur Befriedigung der Gläubiger derselben erforderlichen Nachschüsse nach Maßgabe des Gesetzes zu leisten. — Es steht zu hoffen, daß nunmehr das Problem, die Rechte und Pflichten, welche die Sicherheit der Genossenschafter einerseits und die Solidität der Genossenschaft andererseits gewährleisten sollen, richtig abgegrenzt sein möchten. — Was aus der Invalidenversicherung werden wird, ist in dem Augenblick, wo wir schreiben, noch nicht abzusehen. Es wird über dieses Gesetz, wenn es überhaupt zustande kommt, jedenfalls noch harte Kämpfe geben.

Gleichfalls unentschieden ist das Schicksal des alten oder neuen Sozialisten-Gesetzes. Es hat durchaus den Anschein, als wäre es der Regierung oder doch wenigstens dem Fürsten Bismarck das Liebste gewesen, das alte Gesetz einfach verlängert zu bekommen. Gegen diese Verlängerung hat sich indes immer mehr Widerspruch erhoben, und der Widerspruch, gleichviel von welcher Seite er ausgeht, hat doch wohl entweder mit seinen inneren Gründen als durchschlagend, oder aus äußeren Gründen als unvermeidlich erkannt werden müssen. Novellen zum Strafgesetzbuch und zum Preßgesetz sind nun in Vorbereitung und sollen dem Reichstag vorgelegt werden, Entwürfe, die indes ihrem Wortlaut nach in dem Augenblick, wo wir schreiben, noch nicht bekannt sind. Immerhin haben die Andeutungen, welche sich in offiziösen Blättern fanden, bereits ausgereicht, um eine große publicistische Fehde „für und wider" zu entfesseln. An diesen Erörterungen sich zu betheiligen, solange der Wortlaut nicht vorliegt, ist kein Grund vorhanden. Als beachtenswert verdient nur registriert zu werden, daß die Nationalliberalen, welche stets am lautesten die Ueberführung der ausnahmsgesetzlichen Bestimmungen in das gemeine Recht gefordert haben, plötzlich ganz kleinlaut geworden sind. Sie merken nun, daß jede Fassung des Strafgesetzes, welche sich nicht gegen eine bestimmte Partei als solche richtet, gelegentlich alle Parteien treffen kann. Diese Konsequenz will man aber nicht gerne ziehen, da sie dem liberalen Dogma widerspricht; man will wie gewöhnlich den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Wir unsererseits halten an dem stets bekannten Standpunkt fest, daß man allerdings strafgesetzliche Paragraphen nicht gegen Parteien, sondern nur gegen bestimmte Vergehen machen sollte. An der Sozialdemokratie sind keineswegs die theoretisch sozialistischen Ideen das Verwerfliche. Ein gewisses Maß von Gemeinwirtschaft ist jetzt schon in unseren Institutionen vorhanden und der Wunsch, die individualistische Produktion einzuengen, die kommunistische zu steigern, kann sachlich sehr wohl begründet werden. Verwerflich ist nur die niedrige und gewissenlose Art der Agitation, welche alle Autoritäten im Himmel und auf Erden erschüttert und ohne klares Programm an den bestehenden Verhältnissen in einer Weise Kritik übt, welche den öffentlichen Frieden gefährdet. Diese verwerfliche Agitation findet sich aber in ganz ähnlicher Weise wie bei den Sozialisten, auch bei anderen Parteien, und es ist daher nicht mehr als recht und billig, wenn diese Agitation getroffen wird, wo man sie findet.

Die Sache ist bereits im abgelaufenen Monat in einem Einzelfalle in Berlin brennend gewesen. Es hatten sich nämlich den Umstand, daß Blätter mit offen sozialistischem Programm nicht geduldet wurden, daß aber andererseits die Arbeiter doch Zeitungen lesen wollten, in denen gründlich auf alle bestehenden Verhältnisse geschimpft wurde, einige Juden (Ullstein und Bernstein) in ihren fortschrittlichen Blättern, z. B. in der „Berliner Zeitung" und „Volkszeitung" zugute gemacht. Am schlimmsten trieb es seit längerer Zeit das letztere Blatt, in welchem übrigens auch ein „Arier", der Schriftsteller Franz Mehring, sein Wesen trieb, ein verbitterter Mann, der früher noch hin und wieder eine Ahnung davon hatte, daß, wer Kritik übt, auch Mittel und Wege der Besserung und Reform angeben muß, der aber neuerdings als Söldner der Semiten in das blöde und stupide Schimpfen hineingekommen war.

Ein nichtswürdiger Schmähartikel auf das Andenken Kaiser Wilhelms stieß dem Faß den Boden aus. Die Polizei schritt ein, verbot die Zeitung auf Grund des Sozialistengesetzes und verhinderte auch jeden Versuch des Verlages, dasselbe Blatt oder ähnliche Blätter unter anderem Namen herauszugeben. Der Verlag appellierte an die im Sozialistengesetz vorgesehene Berufsinstanz, eine bundesrätliche Kommission. Diese wird nun darüber zu befinden haben, ob das Sozialistengesetz auch auf Umsturzbestrebungen anwendbar ist, welche nur den demokratischen, aber nicht den sozialdemokratischen Stempel an der Stirn tragen.

Wie auch die Entscheidung fallen möge, der Fall scheint uns die Richtigkeit des Standpunktes zu bestätigen, den wir von jeher in diesen Blättern eingenommen haben:

die Notwendigkeit nämlich, das Sozialistengesetz aufzuheben und die notwendigen Bestimmungen gegen Umsturz jeder Art in das gemeine Recht überzuführen. Daß diese Absicht besteht, scheint aus den Andeutungen hervorzugehen, welche die Presse über die dem Bundesrat zugegangenen Vorlagen bringt. Man kann nur wünschen, daß dieselben baldthunlichst Gesetz werden, und daß damit der Schein verschwinden möge, als sollten sozialistische Gedanken an sich straffällig sein. Das kann doch um so weniger der Fall sein, als wir, wie gesagt, bereits eine Menge sozialistischer Einrichtungen haben und nach dem Urteil auch sehr konservativer Politiker deren noch recht viele bekommen werden.

Die Entwickelung der politischen Institutionen liegt infolge der wachsenden Teilung der Arbeit und der aus innerer Notwendigkeit zunehmenden Großproduktion in dieser Richtung. Es hilft nichts sich dagegen zu sperren.

* * *

Vom Gebiet der **internationalen Beziehungen** ist zu melden, daß sich das Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wesentlich gebessert hat. Daß die Nordamerikaner alle Ursache gehabt haben, von ihrem Standpunkt aus mißtrauisch die deutsche Politik zu beobachten, steht leider nunmehr fest. Es geht das klar hervor aus einem deutschen vor wenigen Tagen dem Reichstag mitgeteilten Weißbuch, welches Aktenstücke enthält, die sich auf Samoa beziehen. Das Buch giebt den Nachweis, daß der nun abberufene deutsche Konsul Knappe den Kopf verloren hatte und auf Grund einer mißverstandenen telegraphischen Weisung aus Berlin, die allerdings deutlicher hätte abgefaßt sein können, sich berechtigt hielt, rücksichtslos gegen die fremdländischen Vertreter und kriegerisch gegen die Samoaner vorzugehen. Die Folge der übereilten Maßregeln war Verwirrung nach allen Seiten, durch welche er die deutsche Sache und sein Verhalten schwer kompromittiert hat. Fürst Bismarck hat diesen Beamten öffentlich preisgegeben und sich, wie nicht anders zu erwarten war, auf den Boden des bekannten Abkommens mit England gestellt, daß nämlich keine der beteiligten Mächte die Samoa-Inseln annektieren solle. Immerhin ist die Situation auf den Inseln durch die Schwierigkeit, eine halbwegs dauerhafte einheimische Regierung herzustellen, gründlich verpfuscht, und die demnächst zusammentretende Konferenz wird Mühe genug haben, einen modus vivendi herzustellen. Der Zusammentritt der Konferenz dürfte nicht lange mehr auf sich warten lassen; die amerikanischen Delegierten haben bereits die Reise nach Berlin angetreten.

* * *

Zwischen Deutschland und **England** hat ein lebhafter Gedankenaustausch stattgefunden. Ueber den Inhalt der Verhandlungen, welche Graf Bismarck persönlich in London geführt hat, ist naturgemäß wenig bekannt geworden. Was die Blätter bringen, ist fast durchweg Kombination. Indessen scheint doch soviel mit Sicherheit aus offiziösen Andeutungen hervorzugehen, daß die Beziehungen beider Länder recht gute sind. Hat man hier und da diese Beziehungen für so gut erachtet, daß von einem Bündnis zwischen England und Deutschland die Rede gewesen ist, so vermögen wir so weit gehenden Gerüchten keine Glaubwürdigkeit beizumessen. Es widerspricht allen Traditionen der insularen Politik, sich selbst durch Bündnisse zu binden; man zieht es vor, sich unter allen Umständen freie Hand zu bewahren, sich in keine europäischen Händel zu verwickeln, sondern lieber an der Neutralität und durch dieselbe Geld zu verdienen, wenn andere Völker Krieg führen. Bisher ist das häufig genug geglückt, trotzdem nicht nur das Landheer, sondern auch die Flotte in ziemlich desolatem Zustande sich befinden; ob es immer gehen wird, ist eine andere Frage. Nach dem Gang, den die menschlichen Dinge zu nehmen pflegen, daß nämlich doch die Wahrheit ans Licht kommt und die Ohnmacht nicht im Stande bleibt, sich auf die Dauer für Macht zu geben, muß man fürchten, daß ein Tag kommen wird, der Englands Leistungsfähigkeit mit seinen internationalen Ansprüchen ins Gleichgewicht setzt, wenn nicht, wozu soeben ein Anfang

gemacht ist, das große Weltreich sich entschließt, seine Wehrkraft einigermaßen auf die Höhe der Zeit zu bringen.

Im übrigen ist es in England nicht ausgeschlossen, daß neue Erfolge der Liberalen einen Ministerwechsel zu Wege bringen. Gladstone und seine Anhänger sind fleißig an der Arbeit und sie haben bereits mehrere Wahlerfolge zu verzeichnen. Die Konservativen dagegen halten mit ihrem irischen Programm zurück, und doch ist die Meinung eine allgemein verbreitete, daß in Irland irgend etwas geschehen muß, wenn der innere Friede halbwegs wieder hergestellt werden soll. — Es ist nicht unmöglich, daß die konservative Aera an ihrer Unthätigkeit in dieser Richtung über kurz oder lang zu Grunde geht.

* * *

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist das Ereignis des Monats die **Abdankung des Königs Milan von Serbien.**

Wenn diese Abdankung vielleicht hier und da in den Kabinetten der Großmächte bekannt gewesen ist, so ist sie allen weiteren Kreisen völlig überraschend gekommen. Gleichwohl aber scheint es kein plötzlicher Einfall, sondern ein wohl überlegter Schritt des in seiner Weise klugen und energischen Fürsten gewesen zu sein. Man sprach, um die Gründe des Entschlusses klar zu legen, von „Weibern und Schulden", die dem Könige Sorgen gemacht haben sollten. Das ist ja möglich. Indessen ist nicht recht zu erkennen, was an dergleichen Verlegenheiten der Rücktritt bessern könnte. Keineswegs unglaubwürdig klingt daher, was der König selbst als Rückzugsgrund angiebt, daß er es nämlich für völlig unmöglich halte, in Serbien konstitutionell zu regieren. Diese Unmöglichkeit leuchtet ein. Die neuesten Verfassungsexperimente, die Milan gemacht, sind durchweg zu gunsten der Russenfreunde und Radikalen ausgefallen. Mit diesen zu regieren, hält der König ebenso unmöglich, als *ohne* sie fertig zu werden. Und darum geht er. Er hat seinen Sohn zum König proklamieren lassen und eine Regentschaft bestellt, welche vorsichtige, von allen Abenteuern sich fernhaltende Politik befolgen soll.

Ob und wie weit das gelingen wird, steht dahin, einstweilen wird die leidenschaftliche Königin Natalie von Belgrad ferngehalten. Ja, Milan hat einem Reporter gegenüber erklärt, sie würde „ein Ungeheuer" sein, wenn sie zurückkehren wollte. Trotzdem spricht die große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die leidenschaftliche Frau zum „Ungeheuer" in Milans Augen werden wird. An Versuchungen, sich wieder in die Politik zu stürzen, wird es ihr so wenig fehlen als an persönlicher Lust dazu.

Durchaus der Lage entspricht die Haltung, welche Regierung und öffentliche Meinung in Wien und Petersburg einnehmen. In *Wien* ist man erschreckt über den neuen Ausgangspunkt orientalischer Wirren, umsomehr, als auch Bulgarien und Rumänien in allen Fugen krachen. Und nun wird die Lage, die längst unsicher war, gerade an einem Punkt gefährlich, wo man sie am sichersten wähnte. — In Rußland dagegen begrüßt man die freigewordene radikale Hochflut in Belgrad mit besonderer Freude. Ist es doch das letzte Ziel der russischen Politik, Europa nicht zur Ruhe kommen zu lassen, bis am Balkan der „Berliner Friede" vollständig hergestellt ist, d. h. bis namentlich Fürst Ferdinand von Bulgarien den Thron geräumt haben wird. Abgesehen davon, daß man auch in Belgrad einen russischen Kronprätendenten auf Lager hat, findet man es eben überhaupt erfreulich, wenn *Unruhe* da ist, und die Konsolidierung der selbständigen Balkanstaaten thunlichst verhindert wird. Die für Rußland gefährlichste Idee ist der populäre Gedanke des balkanischen Autonomismus.

* * *

In **Frankreich** hat endlich die Regierung begonnen, einige Energie zu entwickeln gegen die Patriotenliga der Herren *Deroulède* und Genossen. Solange diese Liga nur gegen Deutschland hetzte, ließ man sie gewähren. Seit dieselbe aber anfing, offen

den Staatsstreich vorzubereiten und sogar innerhalb der Armee auf Abfall hinzuarbeiten, ist die Regierung eingeschritten, hat Haussuchungen gehalten, eine Menge Papiere mit Beschlag belegt und sogar bei der Kammer die Ermächtigung eingeholt und bekommen, mehrere stark kompromittierte Abgeordnete gerichtlich zu belangen.

Der Fall zeigt aufs neue, daß kein Volk der Erde so sehr eine förmliche Sehnsucht danach hat, fest und energisch regiert zu werden, wie die Franzosen. Man wünscht es jetzt umsomehr, als die Ausstellung vor der Thür ist, und die Franzosen zwar gute Patrioten, aber noch bessere Geschäftsleute sind.

Boulanger scheint auch aus demselben Grunde seine Hauptaktion auf den nächsten Winter verlegt zu haben, was ihn freilich nicht abhält, auch jetzt schon im Lande umherzureisen und durch Wahlreden Stimmung zu machen. In der Auswahl von Adepten verfährt er dabei gänzlich vorurteilslos. Was er will, sagt er nicht, wohl aber zeigt er, daß ihm alle Parteien als Helfershelfer willkommen sind. Zu den Orleanisten und Bonapartisten, die er schon hatte, scheint nun der ganze Klerus hinzukommen zu sollen. Die Bischöfe begrüßen ihn schon als den Mann der Zukunft, während Juden und Freimaurer ihn als Generalstab umgeben. Was ihm noch fehlt, ist nur die Armee — ein Defizit, das einstweilen allerdings soviel wie alles bedeutet.

Ein bedenkliches Zeichen, wie nahe die Republik mit der Börse verwandt ist, hat übrigens der durch den Kupferkrach verursachte Zusammenbruch einer großen Aktienbank, des Comptoir d'Escompte, gegeben. Zur Rettung dieses Unternehmens hat die Bank von Frankreich auf Anlaß der Regierung ungeheure Summen hergegeben, dabei sich dem sehr berechtigten Vorwurf aussetzend, daß sie sich geweigert habe, dem Panamakanal zu helfen, der in kleinen Händen war, während man der Großfinanz sofort mit ungezählten Millionen beispringt, obwohl grade diese es doch „Gott sei Dank, nicht nötig" hat.

* * *

Auf die **Schweiz** hat ein Unglücksfall, der durch Bomben-Experimente der Nihilisten entstanden ist, die Aufmerksamkeit von Europa wieder gelenkt bezw. auf die Gastfreundschaft, welche dies Land den merkwürdigsten Elementen aller Nachbar-Nationen gewährt. Vor Jahr und Tag ist die politische Polizei den Kantonen entzogen und der Zentralgewalt übertragen worden, und man hoffte von diesem Wechsel eine erhöhte Kontrole der in und um Zürich hausenden Verbrecher. Nach den neuesten Erfahrungen scheint indes die vorübergehende Ruhe nur eine Episode gewesen zu sein.

Sehr viel verdienstlicher, als diese unzeitgemäße Toleranz ist eine Initiative, welche der schweizerische Bundesrat zur internationalen Regelung des Arbeiterschutzes genommen hat. Vor Jahren bereits hatte derselbe Bundesrat eine Einladung an die Regierungen aller Kulturstaaten ergehen lassen, sich an einer sozialpolitischen Konferenz zu diesem Zweck zu beteiligen; die angeregte Konferenz kam aber damals nicht zustande. Umso anerkennenswerter ist es, daß der damalige Mißerfolg die Schweiz nicht abgeschreckt hat, nochmals in gleicher Richtung vorzugehen, denn die internationale Regelung des Arbeiterschutzes ist eine unabweisbare Notwendigkeit. Alle einsichtigen Sozialpolitiker und Nationalökonomen sind darüber einig, daß eine wirklich wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung nicht von einem einzelnen Staate, sondern bei dem internationalen Zusammenhange der modernen Produktions-Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse auch nur auf internationalem Wege, im gemeinschaftlichen Zusammenwirken aller Kulturstaaten zu regeln ist.

Die großen Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung des großartigen Gedankens entgegenstehen und welche hauptsächlich in den sehr verschiedenen Kulturverhältnissen der verschiedenen Länder ihren Grund haben, verkennen wir keineswegs. Namentlich begegnen ja die Arbeiterschutzvorschläge auf Seiten der Arbeitgeber dem Einwand, es würde die Industrie geschädigt, wenn das Ausland nicht ebensolche Schutzmaßregeln einführte, und darauf sei nicht zu rechnen, demselben wäre es eben recht, wenn dadurch

unsere Industrie geschädigt und ihm die Konkurrenz gegen dieselbe erleichtert würde. Diese Einwände sind indes meist übertrieben. Denn gerade das am meisten in Betracht kommende Ausland — England und Amerika — haben ja längst die Sonntagsarbeit eingestellt und haben davon nur Nutzen statt Schaden gehabt und auch der Normalarbeitstag ist in Oesterreich und in der Schweiz eingeführt. Auch das wird diesen Ländern eher zum Vorteil als zum Nachteil geraten und zwar desto mehr, je mehr andere Länder ihre Arbeiter durch übermäßige Arbeitszeit ruinieren; denn schließlich wird die Industrie das Feld behaupten, welche mit tüchtigen, leiblich und geistig gesunden Arbeitern arbeiten kann. Ueberdies ist es bekannt, daß nichts der Sozialdemokratie so den Boden unter den Arbeitern bereitet, als die übermäßige Ausbeutung derselben und daß die Grundbedingung für die Ueberwindung derselben eine wohlgesinnte Arbeiterschutzgesetzgebung ist, welche den Arbeiter gegen die Uebermacht der kapitalistischen Großindustriellen schützt.

In jedem Falle wäre es sehr zu wünschen, daß die Einladung der Schweiz angenommen würde. Es könnte das auf die Stimmung der Arbeiterwelt nicht ohne Einfluß bleiben, welche dann einen sichtbaren Beweis dafür in Händen hätte, daß der Schutz ihrer Interessen und ihres Rechtes den Staaten ebenso sehr am Herzen liegt, wie der Schutz der Interessen der anderen Berufsstände.

Wirtschaftspolitik.

Der volkswirtschaftliche Bericht in diesem Hefte muß ausfallen, weil der bisherige Verfasser derselben, unser langjähriger Mitarbeiter, Herr Emil Richter in Frankfurt a. M., mit Tode abgegangen ist.

Der Verstorbene ist uns persönlich unbekannt gewesen, aber wir schätzten in ihm eine Kraft, wie sie der konservativen Presse außerordentlich notthut. Gerade auf dem Gebiet der Beurteilung volkswirtschaftlicher Dinge, besonders des Börsenwesens und alles dessen, was damit zusammenhängt, ist es häufig genug so bestellt gewesen, daß diejenigen, die von guten Grundsätzen ausgehend darüber schrieben, die Sache nicht hinreichend verstanden, wohl gar dilettantenhafte Bilder entwarfen, während umgekehrt diejenigen, die unter voller Kenntnis der Dinge sich darüber verbreiteten, meist auch der Verführung bereits erlegen waren, ihre Kenntnisse praktisch zu verwerten und daher der wünschenswerten Integrität ermangelten. Wir kennen Zeitungen, welche schwer unter diesem Uebelstand gelitten haben.

Emil Richter gehörte zu denen, welche mit gründlicher Sachkenntnis sich volle Integrität bis ans Ende bewahrt haben. Er hätte, wenn anders er gewollt, durch seine Kenntnisse auf dem Gebiet des Börsenwesens reich werden können, wenn auch nur so, daß er seine Feder in den Dienst des Liberalismus gestellt, aber er ist in großer Armut gestorben. Zu seiner Ehre mag erwähnt werden, daß er sich z. B. noch vor kurzem einen Honorarbetrag von uns vorschüssig hat geben lassen, wie er denn unter schweren häuslichen Verhältnissen einen harten Kampf ums Dasein führte.

Außer an zahlreichen konservativen Blättern war Emil Richter übrigens auch durch Herausgabe selbstständiger Brochüren, der sogenannten „Germanikusbrochüren", schriftstellerisch thätig. Auch diese Brochüren galten dem Kampf gegen die Börse und was ungefähr dasselbe sagen will, dem Kampf gegen das Judenthum, welches er sowohl seinem Charakter wie seiner Geschichte nach gründlich kannte. In seinem Wohnort Frankfurt a. M. hatte er freilich auch ausreichende Gelegenheit, diese Nation zu studieren. Richters Arbeiten über die Judenverfolgungen des Mittelalters, über die „Kipper und Wipper" u. a. m., sind ebenso interessante geschichtliche Studien, wie seine Enthüllungen über Rothschild und Genossen, und über die ganze Art und Weise, wie die Börse parasitisch am Wohlstand der Nationen zehrt, treffende moderne Zeitbilder geben.

Statt des kirchlichen ein

Hymnologischer Bericht

über das letzte Jahrzehnt hymnologischer Arbeit in der deutschen evangelischen Kirche

von Pfarrer Nelle in Hamm i./W.

Es könnte befremdlich scheinen, daß wir von einer Thätigkeit, welche das ganze Jahrhundert erfüllt, dem letztverflossenen Jahrzehnte eine besondere Darstellung widmen und also in gewisser Weise eine selbständige Bedeutung beimessen. Wir thun es mit gutem Bedachte. Zehn Jahre sind seit dem Tode des bedeutendsten Hymnologen unseres Jahrhunderts verflossen: am 20. Juni 1877 ging Philipp Wackernagel heim, der Mann, der der hymnologischen Arbeit die Bahnen gewiesen, von denen sie nicht abweichen darf, der aber insbesondere den hymnologischen Bestrebungen seiner Zeit das Gepräge gegeben hat. Zehn Jahre sind sodann verflossen, seit Albert Fischers Kirchenliederlexikon erschienen ist (Gotha, Perthes, 1878. 1879), das Buch, welchem nach unserem Urteil nächst Wackernagels Arbeiten die größte Bedeutung für unser hymnologisches Wissen und Handeln zukommt.

Ueberdies ist gerade das letzte Jahrzehnt an Schaffung neuer, mustergiltiger, aufs Sorgfältigste gearbeiteter Gesangbücher für einzelne deutsche Provinzial- und Landeskirchen so reich gewesen, wie wohl kein Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vor ihm.

Doch dies alles würde uns vielleicht noch nicht berechtigen, das letzte Jahrzehnt deutscher Hymnologie zu gesonderter Darstellung zu bringen, wenn wir nicht zugleich die Beobachtung bestätigt fänden, daß gewisse Grundsätze für die kirchliche Bethätigung auf diesem Gebiete durch die Arbeit des letzten Jahrzehnts und in derselben zu allseitiger Anerkennung gelangt sind, welche früher, sowohl im ersten als auch im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts sich — und wir glauben zum Nachteile der in jenen Zeiten geschaffenen Gesangbücher — keineswegs allgemeiner Zustimmung erfreuten. Versuchen wir dies näher darzulegen.

Es scheint uns, als ließen sich in der hymnologischen Arbeit unseres Jahrhunderts, die dereinst ein lichtes Blatt in der Geschichte deutscher Theologie einnehmen wird, drei Perioden unterscheiden, welche annähernd mit den drei gleichen Zeitdritteln des Jahrhunderts zusammenfallen dürften.

Die erste Periode umfaßt stark das erste Drittel, etwa die ersten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts. Die leuchtendsten Namen derselben sind A. J. Rambach und Chr. K. J. von Bunsen. Es war die herrliche ahnungs- und hoffnungsvolle Frühlingszeit das Wiedererwachen deutschen und christlichen Lebens auf allen Gebieten. Mochte mehr in schroffem Bruch mit dem früheren, rationalistischen Wesen, mehr in einem sanften Uebergange aus dem alten in das neue, das doch das ursprüngliche war, die Kirche in Lehre und Leben zu urfrischer Kraft zurückgeführt werden: unbekümmert um das Einzelne schaute man mehr aufs Ganze, geneigt, im Einzelnen dem hergebrachten Geschmack zahlreiche, vielleicht zu zahlreiche Zugeständnisse zu machen. Mit den beiden Namen Rambach und Bunsen sind nun doch gewissermaßen zwei gegensätzliche Richtungen der hymnologischen Lebensbethätigung jener Zeit gekennzeichnet. Rambachs hochverdienstliches, für die deutsche Hymnologie grundlegliches Werk „Anthologie christlicher Gesänge" (1817—1833) widmet von seinen fünf Bänden deutscher Lieder nicht weniger als zwei den „seit Gellerts und Klopstocks Zeit erschienenen Liedern": also den Erzeugnissen des heute als schier ganz unfruchtbar für die kirchliche Liederdichtung anerkannten Zeitraumes von 1757 bis etwa 1800! Bunsens „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche (Hamburg, Perthes, 1833)" geht in ganz anderer Weise auf die klassischen Zeiten der evangelischen Kirchenliederdichtung zurück und zeigt mit wunderbarem Scharf- und Tiefblick für den kirchlichen Charakter

und zugleich den dichterischen Wert der Kirchenlieder, daß Luthers, Paul Gerhardts und Freylinghausens Zeitalter diejenigen seien, aus welchen die evangelisch-kirchliche Erbauung Kraft und Nahrung zu schöpfen habe. Gleichwohl wagt Bunsen längst nicht in der Weise, wie wir es heut als allgemein zugestanden ansehen, die ursprüngliche Fassung der Lieder überall zu bieten. Von wie vielen überflüssigen Aenderungen und Kürzungen, die Bunsen in der Ausgabe von 1833 vorgenommen, geben uns die Anmerkungen in Fischers Neubearbeitung des Bunsen'schen Buches (Gotha, Perthes, 1881) Kunde! Trotzdem K. von Raumers bedeutsame, weithin widerhallende Stimme im Jahre 1829 die unbedingte Beibehaltung des ursprünglichen Wortlauts der Lieder empfahl — trotzdem das Bunsen'sche Gesangbuch sich in unmittelbare Gegnerschaft gegen das — bekanntlich die Lieder nicht nur abglättende, sondern auch abschwächende — Berliner Gesangbuch von 1829 setzte: dennoch war die Durchführung der trefflichen Grundsätze Bunsens in seinem „Versuche" hie und da eine — unter den damaligen Zeitverhältnissen wohl gebotene — recht vorsichtige, ja schüchterne. Und die neuen Gesangbücher, welche um jene Zeit erschienen, z. B. das für Jülich, Cleve, Berg und Mark (Elberfeld, 1834, das sogenannte „Rheinische Provinzial-Gesangbuch"), und das Württembergische von 1841 — wie viel abgeschliffene, abgeblaßte Formen der kernhaftesten Lieder bringen sie doch, und wie sind sie auch in der Auswahl nicht ausschließend genug gegenüber manchen unerprobten Erzeugnissen der Zeitgenossen! So durchschlagend der Erfolg des Bunsen'schen „Versuches" war — immer noch wirken manche Grundsätze des Berliner Gesangbuchs von 1829 in der kirchlichen Gesangbuchsthätigkeit jener Zeit nach. Trotz der Begeisterung für das Ursprüngliche, wie sie sich in E. M. Arndts Schrift „vom Wort und vom Kirchenlied, Bonn 1819", und sonst in zahlreichen Schriften und in der allgemeinen Sehnsucht der Besten jener Zeit aussprach, vermochte man für die neuen kirchlichen Gesangbücher doch den Sauerteig rationalistischen Geschmacks und Glaubens noch nicht völlig auszufegen. Und daß ein dichterisch so begabter Mann wie Albert Knapp sich feilend und umschmelzend des Kronschatzes der Königin, des Liederschatzes der evangelischen Kirche annahm, hat zwar ohne Zweifel manche Gemüter diesen Herrlichkeiten wieder geneigt gemacht, doch aber andererseits auch hemmend und verwirrend auf die Bildung des hymnologischen Geschmackes eingewirkt.

Knapps hymnologische Richtung und Thätigkeit erschien denn auch vor allem dem Manne als Schaden und Verhängnis, welcher die zweite Periode der Arbeit und des Kampfes um das deutsche Kirchenlied eröffnet und beherrscht: Philipp Wackernagel. Geboren im Jahre 1800, hatte er mit jugendlich glühender Seele im Niedergange des Vaterlandes das Wiedererstehen desselben erglaubt, erbetet, und sich versenkt „in den Reichtum, in die Pracht" deutschen Volkstums vergangener Zeiten. Durch K. v. Raumer in die Wunderwelt des Kirchenliedes eingeführt, hat er diese seine Jugendliebe zwar zeitlebens nicht erkalten lassen, doch aber erst im Jahre 1841, in voller Mannesreife, jenes Werk geschaffen, das er durch seine späteren bewundernswerten Arbeiten eigentlich nur erweitert hat: „Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Herman und A. Blaurer." Wie kein anderer war Wackernagel befähigt, Führer der Kirchenlied-Erweckung zu werden. Vielseitig gebildet, ein gewiegter Forscher und Lehrer auf dem Gebiete der Mathematik, der Botanik, der Mineralogie, insbesondere der Krystallographie, vor allem aber der deutschen Litteratur und der Pädagogik, versenkte er sich zugleich mit poetischem Gemüte in Natur, Geschichte und Volksleben, umfaßte er mit lauterster Liebe seine Kirche und ihre Bedürfnisse. Der Mann, der mit unvergleichlicher Genauigkeit den alten Liederdrucken als denkwürdigen Urkunden bis auf die Untersuchung der mehr oder minder abgebrauchten Lettern nachforschte, dem niemand genug that in Sorgfalt der Wiedergabe und Beschreibung alter Buchstabenformen — er ward doch nicht im mindesten zu einem Buchstabenmenschen, sondern alles in seiner groß angelegten, hochgemuten Persönlichkeit zeugte von dem „Geist, der da lebendig macht." Die Notzeiten von 1848 trieben ihn nicht nur, seine „Trosteinsamkeit in Liedern" 1849 gleich-

gesinnten Seelen darzubieten, sondern führten ihn in die vordersten Reihen derer, welche damals den deutschen evangelischen Kirchentag begründeten. So stand er mitten im Strome des kirchlichen Lebens, und zugleich auf der Höhe umfassendster wissenschaftlicher Bildung. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß eine Reihe seiner hymnologisch thätigen Zeitgenossen, gleichfalls nicht von Hause aus Theologen, mit hervorragender Wissenschaftlichkeit herzliche Liebe zur evangelischen Kirche verbanden. So der schon genannte Pädagoge und Geologe K. v. Raumer, ein Mann vielseitigster und doch einheitlicher Bildung; der Pädagoge und Geograph Daniel, die Pädagogen L. Wiese, Mützell, Scholz u. a. m.

Durch Wackernagel ist die Hymnologie zur Wissenschaft geworden. So umfassend und groß nun aber auch die Gesichtspunkte waren, die er zur allgemeinen Anerkennung brachte: es läßt sich dennoch nicht verkennen, daß sein Standpunkt in zwiefacher Hinsicht einer Ergänzung und Milderung bedürftig war. Einmal war die kirchliche Objektivität seiner Geistes- und Gemütsrichtung so vorwiegend, daß er den Erzeugnissen schon der pietistischen Periode der Kirchenliederdichtung, vollends aber denen der Zeit nach 1750 nicht das liebevolle Verständnis entgegentrug, welches er den Dichtungen der Zeiten Luthers, J. Heermanns und P. Gerhardts gegenüber in so genialer, kongenialer Weise bekundet hat. In dieser Hinsicht stimmt er (und die meisten seiner hymnologischen Zeitgenossen) mit Vilmar überein, dessen Urteil über die Kirchenlieder der Zeit vom Pietismus an eigentlich ein vernichtendes ist. „Mit dem 17. Jahrhundert", sagt Vilmar, „stirbt das evangelische Kirchenlied aus, und nur geistliche Lieder, . . . Leselieder aber keine Singlieder werden noch produziert." — „Die Lieder Gellerts sind mit ganz geringen Ausnahmen niemals in das Volk gedrungen, noch werden sie hineindringen." Wir sind uns bewußt, von aller Ueberschätzung der seit 1700 gedichteten Gesangbuchslieder frei zu sein; das Urteil Vilmars aber leidet bei viel Treffendem unseres Erachtens an einer Einseitigkeit, die es erklärlich macht, daß die Gesangbücher, welche in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts nach Wackernagels und Vilmars Grundsätzen gearbeitet wurden, die Zeit von 1700 an vernachlässigen und dadurch zu voller Volkstümlichkeit nicht gelangt sind und nicht gelangen konnten.

Mit dieser Einseitigkeit Wackernagels und seiner Zeitgenossen hängt eine andere zusammen. Es ist die bis zum Eigensinn getriebene Forderung unveränderter Wiedergabe der ursprünglichen Texte. Sie konnte nur gefordert werden von solchen Hymnologen, denen an der Lebendigerhaltung der Liederdichtung des Pietismus nicht viel gelegen war. Denn sonst hätte sich die Notwendigkeit mannigfacher Aenderungen schon im Interesse der Reinheit der kirchlichen Lehre in den Liedern jedem Hymnologen aufgedrängt. Nun man aber auf die Lieder der Zeit von 1524 bis etwa 1675 sein eigentliches Interesse beschränkte, glaubten Männer wie Stip und Scholz auch für die Gemeinde gänzlich unveränderte Texte fordern zu können. Hat doch letzterer (Gymnasiallehrer in Gütersloh) selbst für lateinische Ausdrücke wie „gratiosa coeli rosa" in dem Liede: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" ein gutes Wort eingelegt. Es ist bekannt, daß Wackernagel aus der Kommission sowohl des „Allg. Kirchengesangbuchs in 150 Kernliedern (Eisenacher Entwurf, 1853)", als auch des Elberfelder lutherischen Gesangbuches (1857) ausgeschieden ist, weil ihm die Textänderungen in diesen Büchern zu weitgehende waren. So trefflich und bahnbrechend für die Wissenschaft der Liederkunde der von ihm aufgestellte Grundsatz „einer freien von allem Bedürfnis absehenden Behandlung des Gegenstandes ist, so wenig hat Wackernagel es vermocht, im einzelnen Falle dem kirchlichen Erbauungsbedürfnis die nötige Rücksicht zuteil werden zu lassen.

Noch zwei andere Umstände, welche die Zeit der Entstehung des Eisenacher Entwurfes aufweiset, lassen einen Mangel erkennen, der später überwunden werden mußte. Wir vermissen in der Zahl der für ein Gemeindegesangbuch auszuwählenden Lieder Klarheit und Sicherheit, und vor allem die nötige Rücksichtnahme auf das Bedürfnis der Gemeinde. Man macht hie und da auffallend und ungenügend kleine Gesangbücher

(Vilmar [1838 und 1860] eins von 137 Liedern, Wackernagel eins von 224, Viktor von Strauß eins von 150 Liedern, eine für Schaumburg-Lippe bestimmte Bearbeitung des Eisenacher Entwurfes mit noch ursprünglicheren Texten und noch weitgehenderer Berücksichtigung der Lieder des 16. Jahrhunderts), und andererseits wieder bis an oder über 1000 Lieder zählende Gesangbücher — beides für den Gemeindegebrauch ungeeignet, dem nicht unter 500, nicht über 600 Lieder geboten werden sollten.

Sodann war es in der Mitte unseres Jahrhunderts noch nicht möglich, die Dichter geistlicher Lieder, welche seit dem Jahre 1800 hervorgetreten waren, in Bezug auf ihre Aufnahme in das Gemeindegesangbuch völlig objektiv zu beurteilen. Zumeist lebten sie noch und so konnte ein abschließendes Urteil über sie noch nicht gegeben werden. Zudem hatte sowohl die Zeit des Rationalismus, als auch die erste Periode der Gesangbuch-Erneuerung (im ersten Drittel unseres Jahrhunderts) einen abschreckenden Beweis von der Gefahr gegeben, die darin liegt, daß die Gesangbuchsverfasser Dichter sind; und man nahm deshalb grundsätzlich so gut wie gar kein Lied neuerer und neuester Zeit auf — nicht ohne sich betreffs der wenigen zugelassenen gelegentlich auch noch stark zu vergreifen.

Es darf nun nicht verschwiegen werden, daß während des Zeitraumes, der etwa das zweite Drittel unseres Jahrhunderts umfaßt, während der 40er, 50er und 60er Jahre auch Gesangbücher erschienen sind, welche nach Art der Bücher der ersten Periode in Bezug auf Gestaltung der Texte freier verfuhren, ebenso auch in Bezug auf die Verwertung der Lieder der Zeit nach 1700 und insbesondere der Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts. Ja es entstehen gerade in dieser Zeit Bücher mit vorwiegend pietistischem Charakter. Wo aber die Texte willkürlicher behandelt werden, da thut es zumeist jede Gesangbuchs-Redaktion auf ihre eigene Faust: noch fehlt es an festen, einheitlichen Grundsätzen (außer wo der *eine* befolgt ward: nichts, oder so gut wie nichts zu ändern), noch an einer festen Tradition betreffs der nötigen Aenderungen.

Diese Mängel sehen wir in der dritten Periode immer mehr überwunden, insbesondere in dem letzten Jahrzehnt, welchem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Was vor allem die *Auswahl* der Lieder angeht, so ist dieselbe in mehrfacher Beziehung gegen die der Zeit Wackernagels im Vorteil. Mehr und mehr ist man zu einer unbefangenen und liebevollen Würdigung des Zeitalters des Pietismus, auch einzelner Lieder des Zeitalters der Aufklärung gelangt. Auch für die Auswahl aus den Dichtungen der geistlichen Sänger unseres Jahrhunderts, Arndt, Schenkendorf, Knapp, Spitta u. a. fehlt es nicht mehr an sicheren, ziemlich allgemein zugestandenen Grundsätzen. Hocherfreulich ist ferner, daß die Gegensätze zwischen lutherisch und reformiert auf diesem Gebiete als überwunden angesehen werden dürfen. Was die reformierten Gesangbücher von Anfang an mit den lutherischen Liedern gethan haben, das zu thun verschmähen die lutherischen jetzt auch mit den Liedern Joachim Neanders, Fr. Ad. Lampes, Gerhard Tersteegens nicht: sie nehmen diese Lieder zahlreich auf; namentlich Tersteegen, aber auch Neander sind in die neuen Gesangbücher reichlich, ersterer meist mit 10 oder mehr, letzterer mit etwa 5 Liedern vertreten. Von Lampe findet freilich in lutherischen Kreisen meist nur das Lied „Mein Leben ist ein Pilgrimstand" Aufnahme.

Die Zahl der Lieder, welche die in den letzten zehn Jahren geschaffenen Gesangbücher enthalten, ist auch allgemein eine maßvolle; sie bleibt selten unter 500 und steigt nicht wesentlich über 600 Lieder.

Auch ist der kirchliche Charakter der neuen Sammlungen durchweg ein unanfechtbarer; die Rücksicht auf die Andacht im Hausgottesdienst und im Kämmerlein ist nicht außer Acht gelassen, aber in richtiger Weise der auf die öffentliche Erbauung unter- oder vielmehr eingeordnet.

Ueber die Stellung zu der Ursprünglichkeit der Texte ist zweierlei zu sagen. Einmal ist man gegenüber der früheren im einzelnen Falle wohl einmal ängstlichen und

schroffen Beibehaltung der ursprünglichen Lesart freier geworden. Es ist das auch ein Ergebnis geschichtlicher Forschung. Die Thatsache wird immer mehr allgemein bekannt, daß gewisse nicht unbeträchtliche Aenderungen mit einzelnen Liedern schon sehr frühe vorgenommen worden sind. „Wie schön leuchtet der Morgenstern (1598)" hat 1646 eine seitdem weit verbreitete (wahrscheinlich von J. Gesenius herrührende) Bearbeitung erfahren. „O heilger Geist kehr bei uns ein (1640)" ward 1659, „Jesu deine tiefe Wunden (1630)" 1657, „Auf Christi Himmelfahrt allein (1636)" 1661 verändert, und in diesen Veränderungen aus dem schöpferischen Zeitalter P. Gerhardts haben die Lieder zum Teil eine größere Verbreitung gefunden, als in ihrer ursprünglichen Form. Rinckarts „Nun danket alle Gott (1630)" ist 1659 in die (minderwertige) vierstrophige Form umgearbeitet worden. Rists Neujahrslied „Hilf Herr Jesu laß gelingen (1642)" ist schon 1650 aus 6zeiligen in 8zeilige Strophen umgedichtet worden. „Ich will von meiner Missethat (Berlin 1653)" erfuhr 1659 eine Umarbeitung. Wir betonen hier nur die Thatsache der Umarbeitung ohne über ihren Wert zu urteilen. — Ferner hat man sich davon überzeugt, daß ein gut Teil der Lieder aus dem Zeitalter des Pietismus ohne Veränderungen schon damals nicht geblieben sind und auch heute nicht bleiben können. Zinzendorfs Lieder z. B. benutzen wir fast ausschließlich in der Fassung, welche sie durch Chr. Gregor für das Brüdergesangbuch von 1778 erfahren haben; und diese Redaktion war oft eine sehr weitgehende. Um nur ein Beispiel anzuführen: Das Lied „Herz und Herz vereint zusammen", dessen Fassung von 1778 allgemein bekannt ist, lautet in der Urform von 1725:

Herz und Herz vereint zusammen
sucht in Gottes Herzen Ruh!
keusche Liebes-Geistes-Flammen
lodern auf das Lämmlein zu,
das vor jenes Alten Throne
in der Blut-Rubinen-Pracht
und in seiner Unschulds-Crone
liebliche Parade macht.

An diesem, ja fast an allen Liedern Zinsendorfs läßt sich nachweisen, wie nur Unkenntnis der ursprünglichen Formen der pietistischen Liederdichtung das wohlfeile Gerede ermöglicht: „wir verlangen für das Gemeinde-Gesangbuch alle Lieder in der Urform".

Uebrigens muß hier, damit Mißverständnisse vermieden werden, ausdrücklich bezeugt werden, daß die meisten und besten Gesangbücher des letzten Jahrzehnts betreffs der Texte der Zeit von 1524 bis etwa 1675 sich nur in selteneren einzelnen Fällen zu Aenderungen herbeilassen.

Was aber für die Aenderungen (und Kürzungen) der Lieder aus allen Perioden der Kirchenliederdichtung von besonderer Bedeutung ist, ist der Umstand, daß man über die Grundsätze des Aenderungsverfahrens jetzt ziemlich einig ist, ja daß eine Menge von Aenderungen immer allgemeinere Aufnahme finden, so daß wir hoffen dürfen, auf diesem Wege allmälig zu einem nahezu übereinstimmenden, kirchlich allgemein anerkannten Lied-Wortlaut in den deutschen Landeskirchen zu gelangen. Freilich sind auch die in den letzten zehn Jahren geschaffenen Gesangbücher nur Vorarbeiten zu diesem Ziele. Aber wir hoffen die Zeit noch zu erleben, wo die Eisenacher Kirchenkonferenz einmal auf Grund der in der Mehrheit der Gesangbücher übereinstimmenden Abweichungen von der Urform der Lieder einen Bestand von etwa 600 Liedern mit einer Textbearbeitung aufstellen wird, welche dann als allgemein anerkannte in der gesammten deutschen evangelischen Christenheit Aufnahme findet. Sie wird Aufnahme finden können, ohne daß die besseren der seit der Mitte dieses Jahrhunderts geschaffenen Gesangbücher stark verändert zu werden brauchen.

Ohne auf eine Beurteilung ins einzelne eingehen zu können, nennen wir von den in den letzten zehn Jahren teils entworfenen, teils zur Einführung gelangten Gesang-

büchern folgende: das Militärgesangbuch; Schlesien (1879); Schweiz (Entwurf); Hessen-Darmstadt (1880); Frankfurt a. M. (Entwurf 1881); Hannover (1881); Provinz Sachsen (1882); Sachsen-Weimar (1882); Baden (1882); Königreich Sachsen (1883); Provinz Brandenburg (1884); Ost- und Westpreußen (1884); Schleswig-Holstein (1884); Schwarzburg-Sondershausen (1887); Konsistorialbezirk Cassel (Entwurf 1887). Eine Ausnahme in Bezug auf die Grundsätze der Auswahl und vor allem der Textgestaltung macht unter den Büchern des letzten Jahrzehnts wohl nur das im Interesse kirchlich liberaler Hannoveraner verfaßte „Protestanten-Gesangbuch" (Bremen 1886) mit seinen 850 Nummern und zum Teil den ursprünglichen Charakter gänzlich verwischenden Texten. (Bl. f. Hymn. 1887, S. 37.) Auch die Pommersche Provinzial-Synode von 1887 hat eine Kommission eingesetzt, welche die Vorarbeiten für ein neues Provinzialgesangbuch fördern soll. — In Braunschweig, wo die Gesangbuchsfrage schon länger auf der Tagesordnung steht, ist nunmehr ins Auge gefaßt, die 150 Lieder des Militär-Gesangbuches (bis auf drei) dem dortigen Landesgesangbuche zunächst als Anhang hinzuzufügen. Hoffentlich ist das nur ein Uebergang zu baldiger Erlangung eines neuen Gesangbuches aus einem Gusse.

Dieser gesangbuchschaffenden Thätigkeit steht die hymnologisch-wissenschaftliche ebenbürtig zur Seite. Vor allem ist hier auf Fischers Kirchenlieder-Lexikon hinzuweisen. Es ist nicht zu verwundern, daß das Buch bei seinem Erscheinen zuerst nicht allseitig in seiner vollen Bedeutung erkannt worden ist. Es mag einzelne befremdet haben, daß das Buch nur an 5000 Lieder aus dem Schatze von, wie man zu sagen gewohnt ist, 80,000 bis 100,000 Liedern, welche die deutsche evangelische Kirche hervorgebracht hat, bespricht, und daß man so über manches lieb gewordene, verhältnismäßig bekannte Lied vergebens Aufschluß sucht. Und doch liegt gerade in der Beschränkung auf die verhältnismäßig geringe Liederzahl ein Schwerpunkt der Bedeutung des Buches, und zwar seiner wissenschaftlichen und seiner praktischen Bedeutung; seiner wissenschaftlichen, denn es ladet dazu ein, bezüglich einer Auswahl von 5000 der verbreitetsten Lieder die Forschung nach Ursprung, Verbreitung, Umgestaltung, Nachahmung, geschichtlicher Bedeutung &c. einmal zum Abschlusse zu bringen; es behütet davor, daß die hymnologischen Forschungen sich allzusehr in das Gebiet des unbedeutenden verlieren und wirft doch auf alle Gebiete durch Beleuchtung der hervorragenderen Lieder neues Licht. Aber auch die praktische Bedeutung des Buches ist eine weitreichende. Indem das Buch 5000 der verbreitetsten Lieder bespricht und unter diesen wieder 426 als Kernlieder allgemeinster Verbreitung hervorhebt, gewährt es allen vorhandenen Gesangbüchern, namentlich denen, deren Mangelhaftigkeit zwar allgemein empfunden, aber ins einzelne hinein nicht leicht nachweisbar war, einen untrüglichen Prüfstein.

Ich erlaube mir das an einem Beispiele anschaulich zu machen. Das Rheinisch-Westfälische Gesangbuch (Elberfeld 1834) war seit seiner Entstehung vielfach bemängelt und auch wiederum in Schutz genommen worden. Was der eine an ihm tadelte, das gerade lobte der andere — jedes Urteil hatte etwas subjektives. Ich unternahm es, in einer hymnologischen Untersuchung des Gesangbuches (1883) die 681 Lieder desselben auf ihr Vorkommen in dem Fischerschen Lexikon zu prüfen, und stellte fest, daß

227 Lieder, also ein Drittel des Inhalts unseres Gesangbuches (und zwar vielfach die langatmigsten Lieder) unter den 4751 Liedern des Lexikons nicht erwähnt werden,

219 Lieder, also knapp ein Drittel der 681 Lieder unseres Gesangbuches von Fischer als Kernlieder aufgeführt,

235 Lieder, also stark ein Drittel unserer 681 Lieder, außerdem unter Fischers 4751 Liedern genannt werden.

Ich darf sagen, daß die Ermittelung dieser nackten Thatsache, dieses Urteil des Fischerschen Lexikons über unser Buch, welches gewissermaßen als ein Urteil der Gesamtkirche angesehen werden konnte, eigentlich den Stab über das Buch gebrochen hat (zusammen

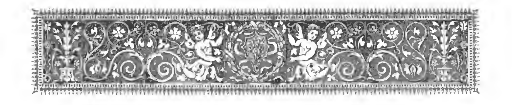
mit dem freilich aus Fischer nicht zu erbringenden Nachweise, daß sowohl von den Kern- als auch von anderen Liedern ein gut Teil umgedichtet und stark verändert seien). Beide Provinzialsynoden haben Kommissionen erwählt, welche an der Abfassung eines gemeinsamen neuen Gesangbuchs arbeiten, dessen Entwurf 1890 vorliegen soll.

In derselben Weise kann jedes Gesangbuch bezüglich seines Wertes oder Unwertes an dem Fischerschen Lexikon sich erproben lassen. Daß dasselbe vorwiegend die Gesangbücher der sächsischen Provinzialkirche bei seiner Auswahl berücksichtigt, ist kein wesentlicher Nachteil. Denn seit der Reformationszeit ist gerade im sächsischen Gebiete in allen Zeiträumen der Liederdichtung eine Reihe der bedeutendsten Bücher erschienen.

Aber auch für die Schaffung neuer Liederbestände bietet das Lexikon wertvollste Anhalts- und Richtpunkte.

Freilich möchten wir uns eine neue Ausgabe, die wir dem trefflichen Buche baldigst wünschen, etwa so denken, daß das Buch aus den seit dem Eisenacher Entwurfe (1853), oder auch aus den im letzten Jahrzehnt erschienenen neuen Gesangbüchern, unter Hinzuziehung einiger weniger der geschichtlich wichtigsten Gesangbücher seit der Reformationszeit, 5000 Lieder auswählte und davon etwa 500 als Kernlieder feststellte.

Welchen Anklang das Fischersche Buch in den Kreisen, die an unserem Kirchenliede und seiner Geschichte Freude haben, gefunden hat, geht daraus hervor, daß schon 1886 ein „Supplement" zum ersten Bande, Ergänzungen und Berichtigungen nur über die in dem ersten Bande, bereits besprochenen Lieder enthaltend, erschienen ist. Mehr noch aber bedeutet das seit dem Lutherjahre ermöglichte Erscheinen der im Jahre 1883 von D. Fischer, seit 1884 von ihm in Verbindung mit D. Linke herausgegebenen monatlich erscheinenden Blätter für Hymnologie (jährl. 5 M., Kahla, Beck). Sie sind ein Sammelpunkt der Kirchenliederforschung der Gegenwart, gewissermaßen als eine Fortsetzung und Ergänzung der Arbeiten des Fischerschen Lexikons anzusehen, berichten zugleich über die Vorgänge auf dem Gebiete der Gesangbuchsarbeiten und verdienten, zumal seitens der Geistlichen, eine regere Teilnahme, als sie zu finden scheinen. Frische, sichere, gründliche Kunde über unseren Kirchenliederschatz, nächst und mit Bibel und Katechismus das wichtigste, was uns Geistlichen vertraut ist, thut doch unbedingt not, und ein Stillstand auf diesem Gebiete gereicht unserer Wirksamkeit in Predigt, Unterricht und Seelsorge gewiß zum Schaden, wie eine stete Beschäftigung mit unserem Liederschatze seinen unmittelbaren Segen für alle Felder unserer Amtsthätigkeit hat.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Pflichten und Aufgaben der Arbeitgeber in der Arbeiterfrage. Zugleich als Antwort auf die verwandten Schriften der Herren Oechelhäuser und Roesicke, von Franz Hitze, Generalsekretär des „Arbeiterwohl", Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. (Separat-Abdruck aus „Arbeiterwohl".)

„Die Arbeitgeber sollen der Gesetzgebung die Wege bahnen, die Fahne vorantragen. Die Gesetzgebung kann nur das, was wohlwollende Arbeitgeber aus freier Initiative gethan, verallgemeinern; sie ist aber immer durch so viele Rücksichten gebunden, daß sie sich immer auf das Mindeste der Leistungen und Zumutungen beschränken muß. Andererseits hat jede gesetzliche Regelung etwas Schablonenhaftes an sich, kann unmöglich allen individuellen Bedürfnissen und Interessen gerecht werden. Das ist aber nun kein Grund, prinzipiell gegen jede gesetzliche Ordnung zu sein — wir können derselben nicht entbehren, so lange es eben Menschen giebt, die mehr dem Egoismus, als der Pflicht gehorchen —, noch auch, unwillig zu murren, wenn die Schranke und Schablone einmal lästig erscheint: vielmehr ist es Aufgabe, im Rahmen und im Geiste des Gesetzes die Verhältnisse zu ordnen, die Institutionen auszubauen." Diese Worte geben das Thema, den Sinn und den Geist wieder, in welchem der bekannte Kaplan Hitze die Pflichten und Aufgaben der Fabrikherren in der Arbeiterfrage erörtert. Denn seine Erörterungen beziehen sich nur auf Fabrikverhältnisse und treffen auf andere Arbeiterverhältnisse nicht zu. Der Ausdruck „Arbeitgeber" in dem Titel ist daher nicht ganz richtig gewählt. Wir können uns im übrigen mit den Ausführungen vollständig einverstanden erklären. Dieselben sind ein Niederschlag nicht nur theoretischer Beschäftigung mit der Arbeiterfrage, sondern jahrelanger Arbeit an den Arbeitern und mit den Arbeitern. Verf. weiß, wie der Arbeiter denkt, lebt und fühlt. Darum kann er auch praktische Vorschläge machen, wie mit demselben zu verkehren, wie mit ihm umzugehen, wie er zu heben und mit dem Arbeitgeber in menschliche Beziehungen zu bringen ist. Im Anschluß an die Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung und der Versicherungs-Gesetzgebung werden in allgemein verständlicher Weise besprochen: Aufgaben der Arbeitgeber bezüglich des Arbeiterschutzes; Krankheits- und Unfallverhütung; Schutz der Sittlichkeit; Löhnung; Schutz der jugendlichen Arbeiter; Schutz der Arbeiterinnen, auch der verheirateten Frauen; Beschränkung der Arbeitszeit (Maximal-Arbeitstag); Verbot der Sonntagsarbeit; Aufgaben der Arbeitgeber auf dem Gebiete der Arbeiter-Versicherung; Bedeutung und charitativer Ausbau der Fabrik-Krankenkasse; Versicherung gegen besondere Notfälle — Arbeiter-Unterstützungs- und Vorschußkasse; das Aeltesten-Kollegium in der Fabrik; Förderung der Sparsamkeit, Fabrik-Sparkasse; sonstige Wohlfahrts-Einrichtungen in der Fabrik (die Fürsorge für gute Wohnungen, Fürsorge für häusliche Ausbildung der Arbeiterinnen; Fortbildung, Vereine und Feste; persönliche Teilnahme und Fürsorge). In einem besonderen Abschnitt „Verirrungen" wird Stellung genommen gegen solche Veranstaltungen, die zwar auf dem Papier und auf den Ausstellungen sich herrlich ausnehmen, in Wirklichkeit aber doch oft nur eine Ausbeutung der Arbeiter bezwecken und häufig mit rücksichtsloser Behandlung derselben gepaart sind, so z. B. die Errichtung von Pensionskassen oder Konsumvereinen in solcher Weise, daß die Arbeiter in vollständiger Abhängigkeit von der Fabrik erhalten und nach jahrelangen Beiträgen rücksichtslos von der Fabrik abgestoßen werden können, ohne jedes Anrecht auf Rückzahlung der Beiträge. Als eine Verirrung, um noch eine herauszugreifen, was vielleicht manchen befremdet, uns aber durchaus aus der Seele gesprochen ist, bezeichnet Verfasser ferner die Errichtung von Kinderkrippen

und Bewahranstalten, wenn dieselben der Mutter nicht nur eine Erleichterung gewähren, sondern wenn diese Anstalten, was so häufig geschieht, das Kind den ganzen Tag dem Hause entziehen, wenn sie dahin führen, daß auch die Mutter das Haus verläßt und dem Verdienst der Fabrik nachgeht, u. s. w. Mit Ernst macht Verfasser sodann darauf aufmerksam, daß man das, was man für die Arbeiter thut, **auch durch die Arbeiter** thun muß, wenn anders man das ihnen innewohnende Mißtrauen gegen die Arbeitgeber besiegen will, daß ferner gelegentliche große Unterstützungen, ja großartige Wohlfahrtsanstalten nichts nützen können, wenn nicht die **tagtägliche Behandlung** in der Fabrik eine wohlwollende sei. Auf die Beweisung persönlicher Teilnahme und Fürsorge komme alles an. — Zum Schluß noch die Anerkennung, daß Verständnis der sozialen Frage und Kenntnis der Mittel zu ihrer Lösung auf katholischer Seite so erfreulich gewachsen sind. Die Schriften des Bischofs Ketteler waren noch erfüllt von Mißtrauen gegen den „Racker von Staat". Die zur Lösung der sozialen Frage in Vorschlag gebrachten Heilmittel waren durchweg sozialistischer Natur, zum Teil Lassalle entlehnt, nur daß der Bischof, wo Lassalle den Staat zu Hilfe nahm, die Kirche rief und ihre charitative Thätigkeit. Bei Hitze finden wir kein Mißtrauen gegen den Staat. Mit Begeisterung vielmehr beruft er sich auf die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. Zur Lösung der Arbeiterfrage ruft er **alle** beteiligten Faktoren, einen jeden an dem ihm zukommenden Platze, zur Mitwirkung auf: Staat und Kirche, Gemeinde und Schule, Arbeitgeber und Arbeiter. tz.

— **Verhandlungen** der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. **abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik.** Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuß. 263 Seiten. Preis 5,40 Mk. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Der Verein für Sozialpolitik umfaßt Männer der verschiedensten politischen, kirchlichen und volkswirtschaftlichen Richtungen. Ueber seine Verhandlungen haben zwar schon die Tageszeitungen mehr oder minder eingehend berichtet, ein wirkliches Bild derselben geben aber doch erst die offiziellen Veröffentlichungen des ständigen Ausschusses. Der Verein hat verhandelt auf Grund von umfangreichen von ihm veranstalteten Enqueten, deren Ergebnisse gleichfalls, aber besonders publiziert worden sind. Das Referat über den ersten Verhandlungsgegenstand: „Die Wucherfrage und die Frage der ländlichen Kreditorganisation" hat Professor Dr. v. **Miaskowski**-Breslau gegeben und das Korreferat der Geheime Oberregierungsrat Dr. **Thiel**-Berlin. Ueber „Einfluß des Detailhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungesunde Preisbildung" hat Professor Dr. **Conrad**-Halle a. S. referiert, und die Korreferate hatten übernommen Gerichtsassessor Dr. **Crüger**-Berlin und Regierungsassessor v. **Rohrscheidt**-Merseburg, ersterer über „Einfluß der Konsumvereine auf die Preisbildung des Kleinhandels", letzterer über „Die Polizeitaxen und die Preise der Kleingewerbe". An die Referate und Korreferate schloß sich beide Male eine lebhafte, gleichfalls nach stenographischer Niederschrift mitgeteilte eingehende Debatte.

Das Ergebnis der beiden Verhandlungstage konnte der Vorsitzende, Professor Dr. **Nasse**-Bonn, in einem Schlußwort, um aus demselben das Wesentlichste hervorzuheben, dahin zusammenfassen, daß in weiten Distrikten unseres Vaterlandes die monopolistische Ausbeutung der kreditbedürftigen kleinen Bauern zu einer öffentlichen Kalamität geworden und daß die Privatindustrie unzureichend zur Abhülfe der bestehenden Uebelstände sei. Dagegen erscheine eine Ausbeutung der Konsumenten im Kleinhandel und den anderen distributären Gewerben aller Wahrscheinlichkeit nach als Ausnahme, die zu einem notorischen Notstand bis jetzt nicht geführt habe und eine öffentliche staatliche Thätigkeit nicht erheische.

2. Kirche.

— **Krankheit und Heilung.** Vortrag an der Badener Konferenz, den 2. Mai 1888, von **Fr. Zündel**, Pfarrer. (Basel, Verlag von C. F. Spittler.) S. 37.

Zündel ist der Biograph von Pfarrer Blumhart und ist wohl mit durch die Abfassung jenes Lebensbildes und die dadurch bedingte Erwägung der Stellung des Christen zu Krankheit und Heilung veranlaßt worden, sich in besonderer Weise mit dem Thema zu befassen, welches der Titel dieses kleinen Vortrages angiebt. Der Vortrag ist recht interessant und wird namentlich jedem Kranken zur Erbauung und Stärkung dienen können. Die Ausführungen sind zugleich von großer Tiefe und großer Nüchternheit. Besonders wohlthuend wirkt, daß der Verfasser sich frei hält von aller Aufstellung schablonenhafter Regeln, die bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der in Betracht kommenden Fälle, ihrer Ursachen und Bedingungen fast durchgängig schon bei der ersten Probe auf das Exempel zu Schanden zu werden pflegen. Der kleine Vortrag ist zu empfehlen.

— **Die Seelsorge an den Kranken** von J. C. Heuch, Pastor und Lehrer am prakt. theol. Seminar in Christiania. Deutsch von H. G. W. Hansen. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes.) 1887. 124 S. kl. 8°. 1,60 Mk.

Schreiber dieses hatte das treffliche Buch des ebenso bedeutenden wissenschaftlichen und praktischen Theologen als tüchtigen Führers der konservativen Partei in Christiania von ihm nach seinem Erscheinen in norwegischer Sprache erhalten und es zur Uebersetzung einem befreundeten Norweger, der seit einem Menschenalter in Deutschland wohnt, übergeben. Leider verzog sich die Fertigstellung der Uebersetzung so lange, daß die vorliegende ihr zuvor kam. Dieselbe ist auch vortrefflich geraten und versetzt den Leser in die ebenso systematische als aus reicher seelsorgerlicher Erfahrung an Krankenbetten hervorgegangene Dar-

legung. Sie lehrt uns mit psychologischem Blick und christlicher Erfahrung die Seelenzustände der Kranken prüfen, ehe man an die Anfassung derselben, sei es strafend, sei es kräftigend oder tröstend, geht. Er geht auf die Hauptgruppen ein, unter die sich die Kranken dem Seelsorger gegenüber bringen lassen: solche, die auch die Krankheit nicht hat aufwecken können aus ihrem geistlichen Stumpfsinn und Tod; solche, die während oder infolge der Krankheit aufgeweckt worden sind, aber doch noch wenig Erfahrung haben; endlich erprobte und erfahrene Christen. Er lehrt, die Diagnose festzustellen, zu welcher Abteilung ein Kranker gehört, und nach derselben die innere Behandlung vorzunehmen. Und das alles so klar und bestimmt, und doch mit einer Fülle von Erfahrungen an Krankenbetten belebt: und so barmherzig und zart, daß jeder Geistliche das Büchlein als einen treuen Berater und Gewissensschärfer zu Händen haben sollte.

Breiter angelegt und weiterer Verbreitung schon teilhaftig ist: „Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette. Ein Beitrag zur praktischen Theologie von Eucharius Kündig, † Pfarrer von St. Leonhard in Basel. Mit einem Lebensabriß des Verfassers und mehreren Anhängen vermehrte sechste Auflage. Herausgegeben von Rudolf Anstein, Pfarrer am Spital zu Basel. (Basel, Felix Schneider.) 1888. XIV u. 359 S. 8°. 3 Mk.

Auch ein treffliches Buch, wenn auch in systematischer Zusammenfassung und Behandlung des Stoffes dem Heuch'schen nachstehend. Auf die früheren Auflagen schon angehörigen und hier schon besprochenen Teile des Buches, dessen Verf., wie uns seine vorangestellte Lebensbeschreibung berichtet, 1795 in Basel geboren und 1875 daselbst verstorben ist, brauchen wir nicht zurückzugehen. Doch enthalten die neu beigefügten Anmerkungen auch manches Bemerkenswerte, an welches ein Pastor, ein junger zumal, selten denkt. Wir weisen nur hin auf Seite 31, wo auf das Unerträgliche des Tabaksgeruchs, den mancher Geistliche an das Bett des Kranken bringt, hingewiesen wird. „Manche Geistliche üben das sich selbst Verleugnen auch in solchen scheinbaren Aeußerlichkeiten noch nicht, und doch ist dasselbe ein Grundgesetz in Christi Reich." Neu beigefügt sind Anhänge, welche behandeln: „Die Seelsorge in Hinsicht der Temperamente", ein kurzer Auszug aus Hofpredigers Windel in Potsdam: Aus der Seelsorge für die Seelsorge, Heft I. Gegenüber sektiererischen (zu Speners Zeiten würde man sie labadistisch genannt haben) Irrungen, wie sie in Amerika (Simpson) und Deutschland (Stockmayer) aufgetreten sind und ein Verschwinden der Krankheit mit der zunehmenden Heiligung lehren, fügt die neue Auflage auch einen Anhang bei, welcher diese Frage in dem durchaus nüchtern-gläubigen Sinn erörtert, wie Prof. Lemme-Bonn sie uns 1887 auf der Festwoche in Barmen in seinem Vortrage erörtert hat. Endlich giebt ein letzter Anhang einen leider auch nicht genügenden Fingerzeig für das Verhältnis des Geistlichen zum Arzt. Es giebt da bei dem materialistischen Sinn vieler Aerzte recht heikle Fragen, die, wenn die Sache zur Besprechung kommen sollte, auch herbeigezogen werden müßten: wir erinnern an die Behandlung resp. Betäubung der Kranken durch Narkotika, die sie oft jeder seelsorgerlichen Einwirkung unzugänglich machen.

A. F.

— Stimmen aus dem Heiligtum. Biblische Psalmen in deutschen Liederweisen von Wilhelm Preger. Zweite Auflage. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Sonst kennt man den Verfasser als wissenschaftlichen Theologen, hier begegnet er uns als Dichter. Die heiligen Lieder des Volkes Gottes sind es, die er uns als Gesänge vorführt. Mit Recht betont er, daß es uns wenig nützen würde, den musikalischen Vortrag der Psalmen zu kennen, da die Kunst, durch welche das in seinem Wesen bei allen Völkern gleichartige persönliche Leben sich ausdrückt, eine mannigfaltige ist, so daß uns voraussichtlich jene Weisen fremdartig und unverständlich sein würden. Sollen die Psalmen im Feierkleide der Kunst auf uns wirken, müssen sie in Kirchenlied umgesetzt werden, wie das seit Luther wieder und wieder geschehen ist. Preger hat bei seiner Umdichtung zunächst an sein Haus gedacht. Nun mögen diese Nachklänge der unsterblichen Lieder aus dem alttestamentlichen Heiligtum auch andere erfreuen und erbauen helfen. Diese zweite Ausgabe enthält mehr als 60 Psalmen. Die Umdichtung ist nach den Weisen unserer Kirchenlieder geschehen, so daß jeder Psalm seine Melodie hat, nach welcher er gesungen werden kann. Indem ich durch diese Worte dem Büchlein ein freundliches Geleite auf den Weg gebe, sende ich zugleich dem Dichter einen Gruß aus der Erinnerung vergangener Tage und danke ihm, daß er diese seine Stimme hinzugethan hat zu dem großen Chor, in welchem der Glaube den Lobpreis Gottes seines Heilandes verkündigt. D.

— Die evangelische Konfirmation. Ein erweiterter Konferenzvortrag von H. Ph. Schnabel, evang. Pfarrer in Dortelweil. (Berlin, H. Reuthers Verlagsbuchhandlung.) 1,50 Mk.

Der Verfasser möchte gern die Konfirmation in unserer evangelischen Kirche zu dem ausbilden helfen, was sie sein soll in richtig ergriffener Idee. Dazu giebt er zuerst einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Konfirmation, bestimmt dann ihr Wesen und zieht in einem dritten Abschnitt die Folgerungen für die kirchliche Praxis. Fast alle neueren Arbeiten über die Konfirmation gehen auf die grundlegende und bahnbrechende Arbeit des mecklenburgischen Oberkirchenrats-Präsidenten Kliefoth zurück. Das thut auch die Schnabelsche Schrift. Doch nicht durchweg zustimmend. So ist ihr Urteil über Speners Einfluß ein anderes. Und auch die Bestimmung über das, was die Konfirmation wesentlich ist. Schnabel faßt sie als diejenige Kultushandlung auf, durch welche die Erneuerung des Taufbundes zugleich und in engster Verbindung mit der Aufnahme des Konfirmanden in die mündige Mitgliedschaft seiner Konfessionskirche feierlich vollzogen wird. Dem

entsprechend soll denn auch die liturgische Handlung des Konfirmationsaktes gestaltet werden, sowie die ganze Handhabung der Konfirmanden. Wer den Stand der Sache kennt, wird hieraus entnehmen, daß Schnabel versucht, zwei Anschauungen zu einer zu verbinden. Er thut das auf wesentlich unierter Grundlage, da er den Heidelberger Katechismus neben den Lutherischen stellt. Dies dürfte zur Orientierung über Inhalt und Absicht des Buches vollkommen ausreichen. D.

— Blicke in das Seelenleben des Herrn. Biblische Betrachtungen von Dr W. G. Blaikie, Professor zu Edinburg. Mit einem Vorwort von Dr. Fr. H. Brandes zu Göttingen. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Dr. Blaikie, ein hervorragendes Mitglied der freien schottischen Kirche, hat sich durch sein Buch „Unser Herr als Lehrer und Seelsorger" eine geachtete Stellung in der deutschen Theologie erworben. Vielen Theologen ist diese feinsinnige biblische Pastorallehre lieb und wert geworden. Sein neues Werk, welches Dr. Brandes uns vermittelt, ist nicht vorwiegend für Theologen bestimmt. Es will der Nachfolge Christi dienen, in der jeder Christ einhergehen soll. Seine Eigenart aber besteht darin, daß er uns das Seelenleben des Herrn erschließt und uns dadurch hilft, seinem Vorbilde ähnlich zu werden, wie der Apostel mahnt: Ein jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war. Daß die Nachfolge Christi nicht in einer äußern Nachahmung der Gestalt des Lebens Christi besteht, wie mittelalterliche Erscheinungen versuchten, liegt ja auf der Hand, wir müssen dazu innerliche geistliche Wege gehen. Blaikie führt uns solche, indem er uns das Innenleben des Herrn nach den verschiedenen Seiten hin erschließt, sein Verhältnis zum Vater, seine Versuchung, sein Mitgefühl, seine Schmerzen, seine Freude, seinen Frieden, sein Gebetsleben, seinen Kreuzestod. Es ist natürlich, daß hiebei die menschliche Seite am Leben des Herrn in den Vordergrund tritt, ja, fast ausschließlich in Betracht kommt. Man könnte deshalb fürchten, christologischen Irrtümern zu begegnen. Indessen beruht Blaikies Glaubensstellung durchaus auf der wahren Gottheit des eingeborenen Sohnes, wenn er auch die Verbindung der beiden Naturen mehr nach der Weise der neueren Theologie zu erfassen sucht. Das Buch eignet sich vortrefflich für ernstere christliche Kreise und Persönlichkeiten, denen daran liegt, ihr eigenes Christenleben aus Gottes Wort zu vertiefen und nach dem Vorbilde des Herrn zu verklären. D.

— Das evangelische Predigerseminar. Ein Versuch über Notwendigkeit, Bestand und Einrichtung desselben von Dr. E. Eichhorn, Pfarrer zu Kerspenhausen. (Leipzig. J. C. Hinrichssche Verlagsbuchhandlung.) 1,20 Mk.

In der neueren Zeit ist die Erkenntnis in der evangelischen Kirche lebendig geworden, daß die Ausbildung, welche die Universität den jungen Theologen, den künftigen Dienern der Kirche, mitgiebt, grade nach der praktischen Seite hin ungenügend sei. Wohl werden Vorlesungen über praktische Theologie gehalten, wohl giebt es auf den Universitäten homiletische und katechetische Seminare, aber diese können nach ihrer Beschaffenheit nicht soweit fördern, als die Kirche es wünschen muß. Besonders brennend wurde die Frage noch durch den Rückgang des theologischen Studiums. Denn der Mangel an Theologen nötigte dazu, dieselben gleich oder doch möglichst bald nach beendetem Studium kirchlich zu verwenden. So fiel die frühere Zwischenschule der Kandidatur ganz weg, und diejenige des Schuldienstes, welche in manchen Landeskirchen üblich, wurde sehr eingeschränkt. Dieser Mangel ist ja nun ziemlich gehoben. Die meisten Landeskirchen verfügen wieder über ein auskömmliches Material von jungen Theologen. Man kann darum die Frage in Erwägung ziehen, wie man dieselben für die Zwecke des Kirchendienstes am besten ausbilden kann. Die Vorschläge gehen nach zwei Seiten auseinander: Vikariat und Seminar. Beide Einrichtungen finden lebhafte Befürworter. Pf. Eichhorn tritt für das Seminar ein. Er giebt eine Reihe von wertvollen Beiträgen zur Sache. Doch hat er mich nicht völlig überzeugen können, daß das Seminar dem Vikariat unbedingt vorzuziehen sei. Ein sehr bedenklicher Punkt ist mir dabei die Herrschaft der Schule. Man nehme einmal an, was gar nicht außerhalb der Möglichkeit einer Verwirklichung liegt, daß Loccum unter die Ritschl'sche Schule käme, welche Auswirkungen für die Landeskirche würde das haben. Wenn man zu den Gegnern der Schule zählt, würde man sich derselben gewiß nicht freuen können. Beim Seminar müssen die Bürgschaften für bekenntnis- und kirchenordnungsmäßige Leitung besonders fest gegeben sein, sonst könnte die Sache übel geraten. Indessen will ich gern anerkennen, daß Licht und Schatten nach beiden Seiten hin verteilt sind, und gewiß nicht einseitig für das Vikariat gegen das Seminar Partei nehmen. D.

— Christliche Betrachtungen der Frau Isabelle von Bourbon, Infantin von Spanien, Prinzessin von Parma und Erzherzogin von Oesterreich. Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig de Marées. (Braunschweig. Wollermann.)

Die vieledle Frau, welche diese Betrachtungen niedergeschrieben hat, gehört dem vorigen Jahrhundert an. Näheres, als was ihre Namen kundgeben, kann ich von ihr nicht sagen. Jedenfalls war sie trotz ihrer hohen Namen eine fromme Seele. Und obwohl Katholikin, doch Christin genug, um auch von evangelischen Christen mit Segen gelesen zu werden. Freilich, wo ihr römischer Katholizismus hervortritt, hat der Uebersetzer geändert und die ursprüngliche Meinung unter den Text verwiesen, die Ausführung über das Fegfeuer aber ganz gestrichen, weil dieselbe dem Worte Gottes widerstreitet. Die Betrachtungen verbreiten sich über die Stille, über die Lauheit, über die Vorbereitung auf den Tod, über das was wir zu erwarten haben, über die Liebe zu den Geschöpfen, über unsere Undankbarkeit gegen Gott und über den Tod. Die Verfasserin dürfte unter Fénélonscher Anregung gestanden haben, wenigstens atmet ihre Weise dessen Geist. Ein Anhang bringt Gedichte von Alfonso Maria di Liguori, die mir aber nicht so hervor-

ragend zu sein scheinen, daß sie eine Einführung bei uns verdienten. Wir haben jedenfalls besseres. Uebrigens haftet den meisten dieser Erzeugnisse römisch-katholischer Frömmigkeit ein fremdes Gepräge an, und wenn man genau zusieht, trifft es die Lehre von der Rechtfertigung, die Einführung des eigenen Verdienstes, eine Mahnung an die evangelische Kirche, in dieser Lehre rein und fest zu bestehen, wenn anders sie den Kampf wider Rom siegreich hinausführen will. Wir sind aber unsererseits frei genug, um uns auch an Blüten, die im fremden Garten gewachsen sind, freuen zu können. D.

— Der Diakonissenberuf nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Kurz dargestellt von Emil Wacker, Pastor und Rektor der evang.-luth. Diakonissenanstalt zu Flensburg. (Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann.)

Ein kleines feines Büchlein. Dasselbe giebt in einfacher Sprache das Nötige über den Diakonissenberuf. Und dieser Beruf ist ja ein hochwichtiger. Mit Recht sagt der Verfasser, daß unter den Lebenszeugnissen der Kirche in der neueren Zeit neben dem Werk der Heidenmission keins bedeutsamer sei, als die Erneuerung der weiblichen Diakonie auf der Grundlage der Reformation. Eine wohlthuende Hingebung an die Sache, verbunden mit der Erfahrung, welche der Beruf selbst giebt, führen in dem Büchlein die Feder. Es bringt zuerst die Diakonie nach der Schrift, dann in der alten Kirche. Auch der Frauendienst in der römischen Kirche findet die ihm gebührende Stelle. Die ausführlichste Besprechung ist natürlich der Gegenwart gewidmet. Der Verfasser führt uns in die Mutterhäuser, er zeigt uns das Leben der Schwesternschaft, und er gewährt uns einen Ueberblick über die Arbeitsgebiete der Diakonie. Allen, welche dies Werk des Herrn in seiner Kirche lieb haben, können wir das Wacker'sche Büchlein warm empfehlen. D.

3. Geschichte.

— Tischreden Luthers aus den Jahren 1531 und 1532. Nach den Aufzeichnungen von Johann Schlaginhaufen. Aus einer Münchener Handschrift herausgegeben von Wilhelm Preger. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1888. 146 S. gr. 8°.

Die früheren Ausgaben von Luthers Tischreden von Förstemann, Bindseil und Irmischer haben nur den Wert abgeleiteter Quellen, die naturgemäß zurücktreten müssen, sobald die Tagebücher der Tischgenossen Luthers selbst veröffentlicht sind. Die Aufzeichnungen des Antonius Lauterbach und Konrad Cordatus sind bereits veröffentlicht; auch die in Nürnberg befindlichen Nachschriften Veit Dietrichs dürften nicht lange mehr auf sich warten lassen; diejenigen des Johannes Schlaginhaufen (von Luther auch oft Schleinhauffen geschrieben; latinisiert Turbicida, griechisch Ochloplektes, Typtochlios genannt) bietet uns jetzt Wilhelm Preger aus einer Münchener Handschrift Clm. 943, wobei er noch die aus Schlaginhaufen, Lauterbach und anderen Quellen von dem sächsischen Pfarrer Gg. Steinbart zusammengetragenen und seinem Superintendenten Johann Tettelbach in Chemnitz geschenkten, jetzt ebenfalls in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Sammelbände Clm. 939 und 937 zur Vergleichung des Textes benutzen konnte. Schlaginhausens Leben hat uns G. Bossert in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben von Luthardt 1887 nach den vorhandenen spärlichen Angaben zusammengestellt. Er ist demnach in Neunburg vorm Wald in der Oberpfalz geboren, hat sich am 23. Mai 1520 als Student in Wittenberg eingetragen und hat seine Aufzeichnungen vom November 1531 bis September 1532 als Luthers Haus- und Tischgenosse gemacht. Damals noch amtlos, war er bereit, überall hinzugehen, wohin ihn Luther schicken würde. Er litt während dieser Zeit — anscheinend im Verein mit gestörter Gesundheit und Schwäche (Ohnmacht; Luther empfiehlt ihm wiederholt auch gegen seine Anfechtungen kräftiges Leben) — an schweren inneren Anfechtungen. Rührend ist die zarte seelsorgerliche Sorgfalt, mit welcher der in diesen Kämpfen vielerfahrene Luther sich seiner annimmt. Spätjahr 1532 wurde er dann Pastor in Zahna bei Wittenberg, Dezember 1533 Pfarrer in Köthen, blieb aber fortwährend Luther dankbar ergeben. Bald wurde er auch Superintendent und hat als solcher die Anhalt-Köthener Kirchenordnung entworfen und eingeführt. 1537 vertrat er das Herzogtum auf dem Tag zu Schmalkalden. Er ist es auch gewesen, der den am Stein so schwer erkrankten Luther auf der Heimreise begleitete und, als die schnelle Besserung in Tambach eintrat, zurückeilte und sich nicht versagen konnte, auch unter dem Fenster des in Schmalkalden anwesenden päpstlichen Nuntius Vorstius jenes bekannte triumphierende Lutherus vivit, Lutherus vivit zu rufen. Seine Verbindung mit Luther und Melanchthon erhielt sich auch (1547 finden wir Melanchthon, als sich in Folge des Schmalkaldischen Krieges die Universität auflösen mußte, bei Schlaginhaufen in Köthen, woselbst er sich lebhaft für des Superintendenten Bienenzucht interessierte). Wann Schlaginhaufen gestorben, ist bis jetzt unbekannt; nach einem Briefe des Jonas lebte er noch 1549.

Gegen Bossert muß der Beweis als von Preger erbracht anerkannt werden, daß dieser Schlaginhaufen verschieden ist von einem unseres Erachtens pseudonymen Schlaginhaufen, welcher 1530 die derbe Satire gegen Eck, in Erinnerung an Pirkheimers „Gehobelter Eck", „Eckii Dedolati ad Caesarem majestatem magistralis Oratio" genannt, verfaßte. Wie Preger richtig bemerkt, ist der ganze Ton der Schrift und deren Latein vollständig von demjenigen unseres Schlaginhaufens verschieden, so daß Bossert wohl nicht zu seiner Meinung gekommen wäre, wenn er die Schrift selbst hätte einsehen können. (So viel wir wissen, hat Bossert jetzt auch seine frühere Annahme fallen gelassen.) Das in die Satire eingestreute „Schwäbisch" würde eher auf den Schwaben Urbanus Rhegius, der auch erst um diese Zeit mit Eck, der ihn bekanntlich vom Untergange gerettet hatte, zerfiel.

Ob mit jenem Schlaginhaufen auch der Köthener Pfarrer gemeint ist, der in den Jahren 1539 bis

1544 das Mißfallen Melanchthons auf sich zog, weil er das Beichtsiegel gebrochen, wagen wir noch nicht zu entscheiden. Jener Köthener Pfarrer hatte einen Mann, der sich im Beichtstuhl als Ehebrecher bekannt hatte, dem Rate zur Anzeige gebracht. Dieser, ohne zu erwähnen, auf welchem Wege ihm der Fall bekannt geworden, erbat ein Urteil von dem Schöffengericht zu Leipzig, damals dem Oberhof für viele Städte, und dieses verurteilte den Mann zum Tode. Erst nach vollzogener Todesstrafe erfuhr man zu Leipzig den Bruch des Beichtsiegels, vernichtete das Urteil und erklärte den Mann für ungerecht bestraft. Schlaginhausen braucht schon um deswillen nicht mit jenem Köthener Pfarrer gemeint zu sein, weil sich auch sonst Spuren eines zweiten Pfarrers von Köthen finden. Vielleicht finden sich in Leipzig noch die betreffenden Akten und geben Licht.

Preger hat die Tischreden in vorzüglicher Bearbeitung herausgegeben. Er begnügt sich nicht, die verschobenen Bogen der Handschrift in eine richtige zeitliche Reihenfolge zu bringen, sondern giebt auch eine Würdigung der Sammlung gegenüber jenen von Veit Dietrich (in der Nürnberger Stadtbibliothek, Handschr. Cent. V, app. Nr. 75, 8° Papier), 1529—35 umfassend, und Cordatus gegebenen. Darnach ist bei den Aufzeichnungen von November 1531 bis September 1532 in erste Linie Schlaginhausen zu stellen. „Die Vergleichung zeigt, wie er bei klarer Auffassung und einem offenen Sinn für das Individuelle und Charakteristische uns Luthers Wort und Weise in möglichster Unmittelbarkeit wiedergiebt. Die Beachtung, die er den Veranlassungen, der Zeit und den Umständen bei Luthers Aeußerungen schenkt, ist dabei ein nicht zu unterschätzender Vorzug."

So ist uns wieder ein höchst dankenswertes Quellenwerk zur Kenntnis des wirklichen Luthers in die Hände gelegt. Denn hier möchte man doch sagen: wie solch ein Mann ißt, so ist er; und wenn, wer die Sitte der Zeit nicht kennt, an Aussprüchen wie Nr. 76, 323 um ihrer Derbheit willen Anstoß nimmt, so muß man dem Thüringer Bauernsohne doch gewiß zu gute halten, was damals auch Fürsten unanstößig hielten. Zu Nr. 228 setzt Preger die Anmerkung: „Für Janssen", wenn das „joeabatur" weggelassen wird." Luther brachte in derb-scherzhafter Verteidigung der Vielweiderei seine Frau arg in die Hitze.

A. F.

— Die Jesuiten, deren Geschichte, Verfassung, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft, von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar. 2. Aufl. (Leipzig, Karl Ziegenhirt.) VII und 85 S.

Weniger wäre mehr gewesen. Der Verfasser hätte sich auf die Moral und Politik der Jesuiten beschränken sollen, um von diesem soliden Boden aus seinem lobenswerten Ziele: der Wiedereinführung des Jesuitenordens in Deutschland und der Schweiz entgegenzuarbeiten, nahe zu kommen. Wie kann man auf 30 Seiten die Geschichte des Jesuitenordens geben? — Die heute wie vor 300 Jahren gelehrte besondere Jesuitenmoral dagegen liefert einen solch massenhaften Stoff, um die Verwerflichkeit des Ordens darzuthun, daß diesem Gebiet der Raum, welcher für die Geschichte verwendet worden ist, besser gewidmet worden wäre. Die Moral der Jesuiten ist ein entsetzliches Krebsübel am Körper der katholischen Kirche. Was nach der Lehre der Jesuiten erlaubt ist, übersteigt alle Vorstellung eines Menschen, der nichts weiter von ihnen weiß, als daß sie, nicht in diesen Worten, aber der Sache nach, den Satz aufgestellt haben: Der Zweck heiligt das Mittel. Kein paritätischer Staat kann das Thun und Treiben eines Ordens dulden, der nur darum gegründet worden ist, um die Ketzerei mit allen Mitteln — unerlaubte giebt es dabei für die Jesuiten gar nicht — aller Orten auszurotten. Die Parität ist ein staatlicher Begriff und widerspricht direkt dem römischen Dogma. Der Jesuitenorden, welcher einzig und allein heutzutage den Ton auf römischer Seite angiebt, widerspricht als solcher der staatlichen Parität. Wie kann der paritätische Staat eine solche Gesellschaft dulden? — Kein christlicher Staat, also auch kein katholischer Staat, kann aber die durch und durch faule, teuflische Moral der Jesuiten gutheißen. Es ist eine Kurzsichtigkeit ohne gleichen, wenn ein christlicher Staat eine Gesellschaft auf seinem Gebiete duldet, welche Ausnahmen von allen zehn Geboten zuläßt. Vor etwas mehr denn 20 Jahren haben die drei Superintendenten in Hessen-Darmstadt den Bischof Ketteler darum angegriffen, weil er behauptet hatte, das deutsche Volk habe seit der Reformation sein Gewissen verloren. Wie kläglich hat sich damals der Bischof, welcher seine Jugend bei den Jesuiten in Brieg (Wallis) zugebracht hat, gewunden und gedreht, um jene Ungeheuerlichkeit zu mildern. „Seit der Reformation" sollte nicht heißen: in Folge der Reformation, sondern nur den Zeitpunkt bezeichnen. Echt jesuitisch, aber höchst albern! Und als der Bischof Ketteler die in Mainz gelehrte Moral des Jesuiten Gury verteidigte, hat er sich so jämmerlich um die Wahrheit herumgedrückt, daß man sagen muß: Zwischen dem Wort: „Eure Rede sei Ja, Ja; Nein, Nein, was darüber ist, das ist vom Uebel" und der Moral der Jesuiten und ihrer Verteidiger ist der Unterschied, daß diese Moral vom Uebel ist, Ja und Nein zugleich, was schon nach Shakespeare keine gute Theologie ist. — Wer die Jesuiten etwas näher kennen lernen will, wer insbesondere ihre Höllen-Moral näher kennen lernen will, als das aus vulgären Geschichtsbüchern möglich ist, dem kann die vorliegende kleine Schrift mit der Einschränkung empfohlen werden, daß im geschichtlichen Teil einige Oberflächlichkeiten getadelt werden müssen. Wie kann man Lavater und gar Hamann mit der Kabbala auf eine Stufe stellen, wie kann man die Gaukeleien Cagliostros und Jung-Stillings in einem Atem nennen? O. K.

4. Biographisches.

— Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen in drei Bänden von Adolf Friedrich Graf v. Schack. 2. Auflage. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) 1888.

Adolf Friedrich Graf von Schack. Ein

poetisches Charakterbild von W. J. Manssen. (Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.) 1888.

Von der großen dreibändigen Selbstbiographie des Grafen v. Schack ist bereits die zweite Auflage erschienen. Ein Beweis, daß der Kreis derjenigen, welche dem Leben und Schaffen des Dichters und Gelehrten mit Teilnahme gefolgt sind, doch erheblich größer ist, als es dieser in seinen vielfältigen pessimistischen Anwandlungen zuzugestehen geneigt ist. Und die freundliche Aufnahme, die das Buch durchweg bei der Kritik gefunden, zeigt deutlich genug, daß der empfindliche Autor nichts weniger als im Rechte ist, wenn er das Urteil der Rezensenten mit ungezählten wenig schmeichelhaften Eigenschaftsworten oder auch, was gelegentlich der Fall ist, mit dem „heiseren Geheul des Schakals" vergleicht, das ihn nächtlicher Weile im Orient anfänglich oft gestört, später aber völlig unangefochten gelassen habe. Ist jenes harte Urteil undegründet im allgemeinen, so hinkt der Vergleich auch sonst; denn an das Urteil der Mitwelt hat sich der Dichter keineswegs so bis zur Gleichgiltigkeit gewöhnt, wie das nach seiner Angabe bei dem Bellen der Wüstenhunde der Fall gewesen sein soll. Im Gegenteil. Geht durch das sonst so interessante und fesselnde Buch ein unliebsamer Zug hindurch, der bisweilen bis zur Unerquicklichkeit die Lektüre stört, so ist es die immer wiederkehrende Klage des Grafen Schack, daß er die Anerkennung nicht gefunden habe, auf welche er Anspruch zu haben glaubt. Wir unsererseits sind nun einerseits gewiß der Ansicht, daß der Dichter ein hohes Maß von Anerkennung verdient, andererseits aber auch, daß er durchaus zufrieden sein kann mit dem, was ihm in seinem Leben auch an äußerem Erfolg und zeitgenössischer Anerkennung zu teil geworden ist. Da er ganz und gar auf dem Boden der liberalen Weltanschauung steht, so kargen gerade diejenigen, die heute in der Litteratur das große Wort führen, keineswegs mit ihrem Beifall. Eine wirkliche Empfindung davon, was es heißt, totgeschwiegen zu werden, dürfte Schack nie gehabt haben. Diese Erfahrung bleibt denen vorbehalten, welche die christliche Weltanschauung vertreten, und dieselbe nicht mit, sondern gegen den Strom zur Geltung zu bringen suchen. Allerdings haben die Träger derselben vor Schack und anderen den Vorzug voraus, daß sie an unbefriedigtem Ehrgeiz nicht krank werden können, weil und insofern es eben der Grundzug ihrer Denkweise ist, die Dinge dieser Erde sub specie aeterni zu betrachten und auch von dem Besten, was sie leisten, das quid habes, quod non accepisti? auszusagen. Von solchem befriedigenden Gleichmut möchte man aber dem durch und durch unbefriedigten Schack etwas wünschen, der in wunderlicher Weise sich eine eigene Religion gebaut hat. Das Buch schließt mit folgender Betrachtung, die wir zur Charakteristik wörtlich wiedergeben:

„In der Einsamkeit, in die ein schweres neuralgisches Leiden mich mehr und mehr zurückzuziehen mir gebietet, gewährt mir die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn Trost und Befriedigung. Wie muß ich dem Geschicke danken für alle geistigen Genüsse, die es mir seit meiner Jugend geboten hat, wie auch dafür, daß ich meine Seelennahrung nicht blos aus den Worten Eines Volkes, sondern aus denen so vieler, die vor mir gewesen, schöpfen konnte! Sie alle haben ihr Bestes vor mich hingebreitet. Nicht nur Homer, Plato und Aeschylos durfte ich in mich aufnehmen, sondern auch die uralte Weisheit, die Indiens Brahmanen auf Palmenblätter geschrieben haben. Ich sah die Sonne über dem Himalaya aufgehen, hörte die Hirten sie mit den frommen Liedern der Veden begrüßen und habe dem Strom des iranischen Heldengesanges gelauscht, wie er über die Felsklippen des Alburs herabstürzt; in der romantischen Dichterwelt konnte ich mich heimisch machen, die großen Schöpfungen der Kunst, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert entstanden, sind mir vertraut geworden. Und wie soll ich die Entzückungen preisen, welche die Musik, die erst im vorigen und diesem Jahrhundert ihren höchsten Flug genommen, mir geboten hat? Zu dem allen ist mir noch vergönnt gewesen, einen unendlichen Horizont sich vor mir aufthun zu sehen, von dem keiner der früher Lebenden eine Ahnung gehabt, und den Blick in eine dämmerferne Vergangenheit zugleich, wie in eine hoffnungsreiche Zukunft der Menschheit zu werfen. Ich kann mir daher sagen, daß ich ein so reiches Leben gehabt habe, wie es in keiner der früheren Epochen möglich gewesen wäre. Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für viele eine dunkle ist, so hoffe ich, sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet, und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten, nachzufolgen ich bemüht gewesen bin, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen."

Wenn wir diesen Exkurs über die Person des Dichters vorangeschickt haben, weil der bittere Zug in der Lebensbeschreibung ein hervorstechender ist und leider ja vielfach auch in den Dichtungen zum Ausdruck kommt, so begrenzt das wohl unsere Anerkennung, hindert aber nicht, daß wir uns des Großen und Bedeutenden, was übrigens Schack als Gelehrter und Dichter geleistet hat, vielfach in aufrichtiger Bewunderung freuen. Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen und poetischen Leistungen zu geben — wir behalten das einem späteren ausführlichen Essay vor —, für heute beschränken wir uns darauf, jedem gereiften Leser, der kritisch zu lesen imstande ist, zu empfehlen, daß er das „halbe Jahrhundert" mit Schack durchwandern und den Dichter, der äußerlich angesehen ein überaus reiches und glückliches Leben hinter sich hat, auf seinen Reisen begleiten, an seinem poetischen Schaffen und Arbeiten teilnehmen möge.

Will jemand eine litterarische Würdigung Schack's lesen, welche sehr viel Gutes und Rich-

tiges enthält, so nehme er das oben genannte Manssen'sche Buch zur Hand. Zwar teilen wir die religiösen Ansichten auch dieses Kritikers nicht; immerhin besitzt derselbe Unparteilichkeit genug, um Schack in ganz ergötzlicher Weise darzuthun, daß er an „Dogmatophobie" leidet und ungerecht wird, sobald er auf kirchliche Dinge zu sprechen kommt. Schack's poetische Leistungen stellt er dagegen außerordentlich hoch. Jedenfalls, sagt er, muß jeder, der Gefühl für große Poesie hat, seine Dichtungen anerkennen, mag seine Weltanschauung auch eine ganz andere sein. Diesem Urteil schließen wir uns unbedingt an. Mag auch bisweilen dem Dichter, der in erstaunlicher Kraft und Gewandtheit die Form (wie kaum Einer vor ihm) beherrscht, der volle Zauber der Unmittelbarkeit fehlen und Reflexion und Gelehrsamkeit der Phantasie und Empfindung zu Hilfe kommen — immerhin bleibt noch genügend übrig, um ihn turmhoch über ganze Dutzende von modernen Poeten zu erheben.

— Johann Eberlin von Günzburg, der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt von Julius Werner. (Heidelberg, C. Winters Universitäts-Buchhandlung.) VI und 153 S. 2 Mk.

Was B. Riggenbach und M. Radlkofer 1874 und 1887 in umfangreichen Schriften den Theologen und Historikern über den gewaltigen Franziskaner Johann Eberlin mitgeteilt haben, das hat der Verfasser der großen Menge evangelischer Leser in lebendiger Darstellung vor Augen geführt. Das unstete Leben des Prädikanten, die Wirksamkeit der Flugschriften des bald im Norden, bald im Süden thätigen Mannes, seine einsichtsvolle, gesunde Lebensanschauung, welche nach Ueberwindung einzelner Unbesonnenheiten, im Gegensatz zu dem negativen Treiben der Humanisten, an Luther Maß und Richtschnur fand, zuletzt sein verhältnismäßig ruhiger Lebensabend in seiner Stellung zu Wertheim am Main, als erster Geistlicher des trefflichen Grafen Georg von Wertheim, all das wird in dem kleinen Buche zu einem Lebensbild vereinigt, dem der Leser das Lob geschichtlicher Wahrheit zuerkennen muß. Daß der Verfasser bei jeder schicklichen Gelegenheit die Gegenwart in Betracht zieht, zeigt deutlich, daß er ebenso wie Eberlin ein Mann des Lebens, nicht aber ein müßiger Bücherschreiber ist.

O. K.

5. Naturwissenschaft.

— Neue Heilmittel für Nerven von J. N. von Nußbaum. (Breslau, Eduard Trewendt.) 1888. 16 S. gr. 8°.

Dies schon in sechster Auflage als Sonderabdruck aus der Deutschen Revue erschienene Schriftchen bringt einen anscheinend aus einer Nachschrift der Rede hervorgegangenen, wenigstens recht lückenhaft erscheinenden Bericht über einen im Februar desselben Jahres im chemischen Hörsaale zu München gehaltenen „populär-wissenschaftlichen" Vortrag des als Chirurg, Gelehrter und Mensch gleich hervorragenden Geheimrats und Professors v. N. Das erste Drittel des Vortrags behandelt in anschaulicher Weise nach verschiedenen Richtungen den Zusammenhang von Körperbewegung und Nahrung mit Kraft und Leistung der Nerven, schildert in drastischer Weise die Zunahme der nervösen Ueberreizung und verlangt eine Entlastung der überreizten Nerven durch gesteigerte Muskelthätigkeit — eine Behandlungsmethode, welche in dem die Arbeit jedes Muskels prüfenden und veranlassenden „Ergostaten" ein Sinnbild gefunden hat. Dann geht es über zu einem Heilmittel, von dem jetzt alle Blätter voll sind: der Hypnose, dem tierischen Magnetismus. Wie heikel dies Thema ist, zeigt die Entschuldigung, welche der Vortragende vorauszuschicken für nötig hält: er betrete eine schlüpfrige Bahn, baue aber auf das Vertrauen, mit welchem man ihm in München begegne, so daß er hoffe, man werde ihn nicht für fähig halten, einer Schwindelei das Wort zu reden. In der That sind die Meinungen — auch in der Welt der Sachverständigen — so geteilt, daß die einen einen Schwindel, eine Gaukelei nennen, wo die anderen ein ganz wunderbares magnetisches Fluidum annehmen, welches in diesem oder jenem Menschen stecken müsse. N. hält beide Auffassungen für unrichtig: er bezeichnet die Hypnose als tierisch-magnetischen Schlaf, als einen Reizzustand unserer Nerven; da die Nerven bei allen Menschen gleichartig sind, so muß auch jeder hypnotisieren und hypnotisiert werden können — nur der eine mehr als der andere. Dieser seiner Ansicht widerspricht einigermaßen eine gegen Ende gemachte Mitteilung, daß, als N. vor 30 Jahren schon in Paris in einem Café des Palais royal hypnotischen Experimenten beiwohnte, es nie gelungen sei, ihn selbst und die übrigen deutschen Mediziner einzuschläfern, so daß die damit beschäftigten französischen Aerzte ärgerlich gemeint hätten, les Allemands passen nicht hierfür. Eine andere ähnliche Erfahrung machte N. in den sechziger Jahren. Er hatte gehört, daß es in Paris gelungen sei, in der Hypnose schmerzlos zu amputieren, und versuchte auf seiner Klinik ein Gleiches. Die Kranken schliefen wohl ein, aber schon ein Nadelstich weckte sie auf. Mit Recht folgert N. daraus, wir Deutschen dürften nicht traurig sein, daß wir für solche Ermüdung und Ueberreizung der Nerven wenig Disposition hätten. N. ist nun der Ansicht — und damit stellt er sich auf die Seite der entschiedenen Anhänger des Hypnotismus —, daß diese interessante Eigenschaft des Nervensystems uns eine Reihe von Wundern erklären hilft (sic!); ferner folgert er aus einem Kunststücke des vielgenannten Pariser Nervenarztes Charcot (welcher eine Dame durch das Gefühl unterscheiden ließ, in welcher von zwei Schachteln ein positiv oder ein negativ elektrischer Körper sei, nachdem er in jede ein Stückchen Siegellack bez. Eisen, in viele Papiere eingewickelt, gesteckt hatte), daß die Homöopathie zu Recht bestehe, „denn wenn man durch viele Papiere und Schachteln hindurch noch deutlich unterscheidet, ob man einen elektrisch positiven oder negativen Körper in der Hand hat, dann kann man wohl

auch die Wirkung eines Millionteil Tropfens führen" — ein sehr gewagter Schluß! — Nachdem verschiedene Experimente der Hypnose beschrieben sind, kommt N. auf das Allerbedenklichste, den s. g. posthypnotischen Zustand, da der Schlafende vom Magnetiseur auch Befehle bekommen kann, welche er erst mehrere Tage nach dem Schlafe ausführen muß und auch wirklich ausführt, wozu ein ganz unheimliches Beispiel erzählt wird. Mit Recht folgert N., daß durch diese „Suggestion" sich viel „Unrecht, Erbschleicherei und alles mögliche Böse" erreichen läßt. — Die guten Resultate des magnetischen Schlafes will N. in drei Ordnungen bringen. Erstens kann man einen Kranken ohne Opium, Wein, Chloralhydrat in Ruhe, und Schlaf bringen, zweitens von Schmerz befreien. Die größte Wirkung ist aber drittens die der Suggestion, durch welche man „jede Empfindung geben und nehmen", damit also Krämpfe, Schmerzen und Lähmungen, denen keine bedeutenden objektiven Veränderungen zu grunde liegen, behandeln kann. — Uns scheinen die Mitteilungen des Verfassers teilweise sehr bedenklich. Deshalb hat uns der Schluß am besten gefallen: „Bei dem jetzigen Stande dieser Angelegenheit kommt man viel öfter in die Lage, noch vor solchen Experimenten warnen zu müssen, als dieselben anraten zu dürfen." C. M. Ss.

— Der Feuerstoff von L. Mann. (Berlin, Steinitz.) 1888. 87 S.

Gern wollen wir Schopenhauer zustimmen, daß dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fache als solchem oft blos Mittel sei; daß nur der eine Sache mit ganzem Ernste treibe, dem unmittelbar an ihr gelegen sei, der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftige, sie con amore treibe. Von solchen, nicht von den Lohndienern, sei stets das Größte ausgegangen. Die Gefahr, welche jeder Verallgemeinerung droht, in absurdum zu geraten, besteht auch hier. Gewiß haben gerade die Naturwissenschaften in der aufopfernden Dienstwilligkeit in der freudigen Hingabe der dilettanti eine ganz wesentliche Förderung gefunden. Aber der Dilettant soll sich beschränken, sonst verfällt er dem Heyse'schen Spruche:

Dilettant heißt der kuriose Mann,
Der findet sein Vergnügen dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann.

Zwischen seinem Wirken und dem des berufenen Naturforschers ist der Unterschied, welchen Goethe in seinem Spruche zwischen Dilettant und Künstler aufstellt. Wer in der wissenschaftlichen Erforschung der Natur selbständig arbeiten will, hat sich so oder so mit dem bisher Geleisteten abzufinden: entweder auf ihm weiterbauend, fördernd, oder kritisch das bisher Geleistete zu prüfen und den Irrtum von der Wahrheit zu sondern. Jede dieser Thätigkeiten verlangt aber eine genaue Kenntnis des heutigen Standes der betreffenden Wissenschaft. Der Verfasser des oben angeführten Schriftchens gehört zu den Dilettanten; er hat viel gelesen, beherrscht aber die theoretische Physik, mit deren Leistungen er sehr unzufrieden ist, nicht mit der Sicherheit, die kritisches Verwerfen und neues Gestalten erlaubt. So bringt er, statt Irrtümer nachzuweisen, derbe Ausfälle gegen die heutige Wissenschaft; die neue Theorie aber, welche er an Stelle jener setzen will, entbehrt einer soliden Grundlage. An dieser Stelle mit dem Werkchen uns kritisch auseinanderzusetzen, ist nicht möglich, selbst wenn viel mehr Raum zur Verfügung stände — wir wüßten gar nicht, von welchem Punkte aus wir mit des Verfassers Ansichten zusammengehen könnten, die alles verwerfen, ohne tristige Gründe beizubringen. Wir erwähnen dies ausdrücklich, da er in seiner Vorrede in schroffer Weise über eine unterbliebene Widerlegung seiner Anschauungen sich ausspricht. Wir wissen nur einen Rat: Das Werkchen über Feuerstoff werde Feuerstoff!
C. M. Ss.

6. Litteratur.

— Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz. (Potsdam, A. Stein.) 1888. 297 S. 3 Mk.

Man kann es dem Verfasser nur Dank wissen, daß er dieses vierzehn Vorträge und Aufsätze sammelnde Buch veröffentlicht hat. Im ersten Vortrag wird das Gedächtnis Heinrich von Kleists erneuert. — Der Aufsatz „Die Statistik in der Dichtung" macht sich, auf Paul Heyses Kosten, darüber lustig, daß die Statistik sich noch nicht auf die Zusammenstellung der Selbstmorde, Geburten und Eheschließungen im Gebiete der Dichtung erstreckt hat. — Die von der Frau Komödia den Schillerpreisrichtern vorgelegte Petition bittet um Berücksichtigung des Lustspiels. — Mit dem Inhalt des längeren Aufsatzes „Ueber den Berliner Shakespeare-Kultus im allgemeinen und in Berlin im besonderen" kann ich mich nicht einverstanden erklären, denn darnach müßte Shakespeare verabschiedet und abgewartet werden, ob es deutsche Dichter geben wird, welche sich dem Gesetze unterwerfen, das von dem Verfasser folgendermaßen abgefaßt ist: „Nur die Charaktere, nur die Empfindungen und Anschauungen, nur die Sprache seiner eigenen Nation in der Gegenwart hat der dramatische Dichter zu seiner Vorlage zu nehmen und mit aller Feinheit der Beobachtung, ganz nach den Gesetzen seiner Kunst, aber auch mit zartester Schonung ihrer lebendigen, organischen Natur wiederzugeben." Wir hätten also auf die italienische Leidenschaft einer Julia, auf die Gottesfurcht einer Antigone, auf die Vaterlandsliebe einer Jeanne d'Arc zu verzichten. Shakespeare, Schiller, Goethe, Calderon, alle haben jenen ausschließlich nationalen Gesichtspunkt mißachtet und in der Fremde ihre Charaktere gesucht. Mit solchen engherzigen Sätzen läßt sich wohl ein uns Deutschen sehr übel stehender Chauvinismus — wir haben nicht einmal ein deutsches Wort für diese undeutsche Sache —, nicht aber berechtigter Patriotismus pflegen. — Einen gleichfalls engherzigen Gesichtspunkt stellt Biltz auf, wenn er der Jambentragödie gegenüber die wirkliche moderne Umgangssprache für die dramatische Poesie verlangt. Dieser Satz mag für sog. Konversationsstücke gelten, für Dramen höheren, ernsteren

Gepräges ist er unerträglich. — Der „Ueber eine Modifikation in der gewöhnlichen Einteilung der deutschen Litteraturgeschichte" überschriebene Aufsatz ist durchaus lobenswert, nur wird der wohlbegründete Rat von den katholischen Litterarhistorikern nicht befolgt werden. — Zu dem Vortrag über „Die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen", insbesondere zu der S. 109 niedergelegten Bemerkung, daß Göthe ein weiteres Urteil über den ästhetischen Wert des Nibelungenliedes an seine Aufzeichnungen in den Tag- und Jahresheften von 1807 nicht geknüpft habe, will ich die Bemerkung machen, daß Göthe in seinen Gesprächen mit Eckermann am 2. April 1829 auf die Bedeutung von klassisch und romantisch zu sprechen kam: „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältnis nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist." — Der Vortrag „Ueber die gedruckte vorlutherische Bibelübersetzung" liefert einen nachdrücklichen Beweis dafür, daß ein Litterarhistoriker nach dem anderen von Dingen schreibt, welche er nur von Dritten kennt, die ebenfalls nichts wissen. Die einzige vor Luther **gedruckte** deutsche Bibelübersetzung ist 1466 zum ersten-, 1522 zum letztenmale erschienen und hat im ganzen 14 Auflagen erlebt. Wertlos war diese Uebersetzung durchaus nicht, aber der Uebersetzung Luthers gegenüber konnte sie sich nicht halten. — Die beiden Abschnitte über die Frage, wann „Ein feste Burg ist unser Gott" gedichtet worden sei, sowie über die neueste diese Frage erörternde Schrift haben mich vollständig kalt gelassen. Es ist mir ganz gleichgiltig, ob das Lied schon 1527, 1528 oder 1529 gedichtet worden ist. Dagegen habe ich mit wärmster Teilnahme den vortrefflichen Aufsatz über die Berliner Gesangbuchfrage gelesen. Wer unwissenden Kirchenfeinden den Standpunkt klar machen will, der bei Veröffentlichung eines (zeitlich) neuen Gesangbuches einzunehmen ist, der halte sich an diesen Aufsatz. — Mustergiltig ist ferner der Vortrag über die Etymologie des Wortes **Sorge**. Der Verfasser versteht es, dem Leben der deutschen Sprache sorgsam nachzugehen. Seine Darlegungen sind völlig überzeugend. Zu S. 238 und 239 bemerke ich, daß man im Odenwald statt vom Brunnentrog vom Brunnensarg und daß man ganz allgemein von einer Zarge bei der Geige, bei einem Tische u. s. w. spricht. Das S. 248 erwähnte Kompositum lihkar kommt heute noch in Frankfurt a. M. als Leichkorb vor und bedeutet Sarg. — Ebenfalls recht interessant ist der letzte Aufsatz „Ueber das Wort und den Begriff Posse". O. K.

7. Unterhaltungslitteratur.

— **Jeschua von Nazara.** Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet von **Paul Ador**. (München, Bassermann.) Preis: Geheftet M. 6,60, gebunden M. 8,—.

Zu diesem Buche ist ein Prospekt versandt worden, der folgende Sätze enthielt: „Gleich Klopstock's Messiade zeigt uns dies Werk in ernster würdigster Darstellung die hoheitsvolle Idealgestalt unseres Heilands. Aber Jesus tritt uns entgegen, nicht als Gott, sondern als einfacher Mensch, wie ihn die neuere historische Forschung uns kennen lehrt. — Mit glühender Begeisterung verherrlicht das tiefreligiöse Buch das Evangelium der Liebe und fesselt den Leser von Anfang bis Ende durch überraschend lebensvolle, oft wild bewegte dramatische Darstellung. Dem Verfasser schwebt das Ziel vor, den zahllosen Christen, welche manchen kirchlichen Glaubensvorschriften nicht zustimmen können und darum gegen die Religion überhaupt gleichgiltig geworden sind, zu zeigen, daß die christliche Lehre ohne die verschiedenen kirchlichen Ausschmückungen bestehen kann. Das Buch kämpft also für eine christliche Kirche der Zukunft, deren Lehren mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen und historischen Forschung im Einklang stehen." Aus diesen Sätzen leuchtet sofort ein, daß der Standpunkt des Verfassers ein dem unsrigen völlig entgegengesetzter ist. Der Name Adors ist uns bisher unbekannt gewesen. Hieraus, wie aus dem Vermerk auf dem Titelblatt, daß der Inhalt auf Ergebnisse „historischer Forschung" sich gründet, und aus der Perspektive, die der Prospekt, doch wohl mit Vorwissen des Verfassers, eröffnet, daß derselbe nämlich für eine „christliche Kirche der Zukunft" zu kämpfen meint, möchten wir schließen, daß wir es mit einem noch jugendlichen Autor zu thun haben — allerdings mit einem Autor, der nicht ohne Talent ist. An dem Buche ist manches zu loben. Der historische Hintergrund Alt-Israels mit seinen Institutionen und seiner Denkweise, die Charakteristik einzelner Personen, z. B. des Hannas, auch die Darstellung des rein Menschlichen im Leben Jesu, die in modern realistischer Weise gegeben wird, ist wenigstens stellenweise nicht übel geglückt. Zudem tritt entschieden ein religiöser Ernst zu Tage, freilich auf breit deistischer Grundlage. Im Uebrigen aber bringt der Versuch, alles Wunderbare aus dem Leben Jesu herauszubringen, nichts Neues, was nicht schon vor hundert Jahren von Professor Paulus in Heidelberg, in neuerer Zeit von Strauß, Renan, Hausrath u. a. vorgebracht worden wäre. Die Versuchung wird als durch Entbehrung verursachte Extase, die Heilung der Besessenen als persönliche Einwirkung, etwa „Therapie durch Suggestion", die Heilung durch Speichel als Anwendung eines Hausmittels nach dem Prinzip der kalten Umschläge erklärt. Der Tod der Erweckten ist Scheintod u. s. w. Die Ergebnisse der „historischen Forschung" fassen sich also einfach zusammen zum Standpunkt des sogenannten „edlen Rationalismus", der „historisch" zu verfahren glaubt, wenn er alle vorhandenen Urkunden, auch da, wo die Aussage mehrerer einwandfreier Zeugen übereinstimmt, einfach bestreitet. Das Ergebnis der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen scheint sich beim Verfasser zu dem Dogma konzentriert

zu haben, daß Wunder unmöglich sind, als ob man nicht schon vor 2000 Jahren so gut gewußt hätte, wie heute, daß im natürlichen Lauf der Dinge die Wunder nicht zur Regel gehören. Bei den am schwierigsten rationalistisch zu deutenden Wundern, den Todtenerweckungen, hilft der Verfasser sich, wie gesagt, beim Jairus mit der Scheintodtheorie. „Das Mägdlein schläft" nur. Bei der Auferweckung des Lazarus fehlt jede Erklärung dafür, daß Lazarus, der schon tagelang im Felsgrab gelegen hatte, plötzlich, als Jesus in die Höhle hineinruft, mit seinen Grabtüchern herauskommt. Er ist doch nach Marthas Angabe am Schlagfluß gestorben! Wir müssen gestehen, daß uns diese oft wiederholten Fälle von Scheintod fast ebenso wunderbar vorkommen, wie die Wunder der Bibel. Mit der Kreuzigung schließt naturgemäß dies Leben Jesu ab. Es folgen dann nur noch die Worte: „Ausgelitten hatte der edle Streiter des Herrn, doch als Sieger, nicht als Besiegter war er gestorben. Seinen Leib nur hatten die Feinde getötet, doch seinen Geist nicht, den sie bekämpft. — Ein Stern war erloschen, aber eine Sonne erhob sich aus dem Grab: Auferstanden ist für alle Zeiten der Geist des göttlichen Propheten, der Geist der Bruderliebe! Feinde versöhnend, Armen und Elenden helfend geht er durch die Welt und bringt Glück und Zufriedenheit Jedem, der ihn bei sich aufnimmt. Längst sind die Mörder des Gekreuzigten vergessen, verflucht von der Nachwelt, aber aufatmend in der Morgenröte einer glücklicheren Zeit blicken Millionen von Menschen in unendlicher Verehrung auf ihren Erlöser zurück, von welchem siegreich und segenbringend ausging: Das Evangelium der Liebe." Was hiernach der Verfasser über die Himmelfahrt denkt und über Pfingsten, errät sich leicht. Weniger leicht versteht sich, wie gerade er, als Mann der angeblichen historischen Forschung, sich namentlich mit dem Pfingstfest abfindet. Denn daß damals irgend etwas Bedeutungsvolles stattgefunden, wird doch auch die „neue Forschung" nicht leugnen, und ebensowenig, daß von diesem Tage an der Gang der christlichen Kirche begonnen hat, den sie nun 18 Jahrhunderte hindurch bis heute fortsetzt, bis heute, trotz aller Menschlichkeiten und Verirrungen ihrer Glieder, die einzige Trägerin und Botin der Nächstenliebe, bis heute unzählige Male totgesagt und doch immer wieder auf dem Plan: „Als die Sterbenden — und siehe: wir leben!" Ja, heute lebendiger denn je schickt die Kirche sich an und ist bereits am Werk, den ganzen Erdkreis für das Evangelium von Jesus, dem Gottessohn, zu erobern. Und gerade bei dieser Arbeit, bei allen Werken der äußeren und inneren Mission erweist es sich täglich aufs Neue, daß das Evangelium der „historischen Forschung" des Herrn Ador ein ohnmächtiges Gebilde ist, eine Lehre, durch welche noch niemals irgend etwas anderes in Bewegung gesetzt worden ist, als Zungen und Federn. Die gegenwärtige Geschichte des Protestantenvereins und die frühere des Rationalismus sind die Geschichten ruhmloser Unthätigkeit und sittlichen Verfalls. Das wirkliche und volle Evangelium dagegen ist Leben, Geist und Kraft. Es hat vor 1800 Jahren den Märtyrern im alten Rom die Kraft und Begeisterung gegeben, sich freudig den wilden Thieren vorwerfen zu lassen, und es wirkt noch heute bei allen denen, die wahrhaft in die „Nachfolge" eintreten, den Mut und die Begeisterung, Alles hinter sich zu lassen: sei es, daß sie in der Heimat die Schmach tragen, die mit dem Bekenntnis verknüpft ist, sei es, daß sie willig die Annehmlichkeiten und Vorzüge christlicher Kultur und Zivilisation mit den Mühen und Entbehrungen des Heidenlandes vertauschen. Gewiß forderte eine zeitweilig in der protestantischen Theologie beliebte Auffassung der Bibel, als eines wörtlich inspirierten Buches, den Widerspruch der Kritik heraus. Heute ist diese mechanische Inspirationstheorie allgemein aufgegeben. Auch lutherische Theologen, wie Delitzsch, machen weitgehende Zugeständnisse. Aber diese Zugeständnisse lassen den Kern der evangelischen Wahrheit, der nicht Sache des Wissens, sondern Sache des Glaubens oder Unglaubens ist, unangetastet, die Offenbarung Gottes in Christo. Mit der Leugnung dieser Offenbarung fällt die Kirche. Aber sie wird nicht fallen, weil sie nicht fallen kann. Denn diese Offenbarung kann von jedem Menschen innerlich erfahren werden. Eben darum wird aber auch die „Kirche der Zukunft" keine andere sein, als es die Kirche der Vergangenheit gewesen ist. Sit ut est, aut non sit!

— Für Geist und Herz. Eine Gabe für Deutschlands Töchter. Unter Mitwirkung von Ad. J. Cüppers, Prof. H. Groß, Heinr. Seidel, Heinr. Steinhausen, Prof. K. Weiß-Schrattenthal, Anna Ritschke u. a. herausgegeben von Anna Conwentz. (Berlin, L. J. Münnich.) 225 S. 4 Mk. 40 Pf., eleg. geb. 5 Mk.

Der erste Jahrgang eines Jahrbuches für der Schule entwachsene Mädchen. Das Wahre, Gute und Schöne ist das Dreigestirn an diesem weiblichen Bildungshimmel. Alles gut gemeint, aber schwach, manchmal sehr schwach. Die Herausgeberin hat einen Loyalitätsartikel „Dem Herrscherhause", einen Aufsatz über Sprachstudien, der — trotz dem Rückert'schen Motto „Sprachkunde sei Grundlag' deinem Wissen" — falsch „Sprachenstudie" überschrieben und ohne irgend erheblichen Inhalt ist, sowie eine recht matte, recht mißlungene Novelle „Eleonor" geliefert. Besser, aber ohne rechtes Ziel ist die Steinhausen'sche Novelle „Mira". Litterarische „Porträts" sind der Königin von Rumänien und der Margarete in Scheffels „Trompeter von Säkkingen" gewidmet. Auch hier ist das Ergebnis, beim Licht betrachtet, unbedeutend. Der Aufsatz eines Professors „Die Ausbildung des Mädchens" ist reich an höchst anfechtbaren Forderungen: gründliche Kenntnis der Geschichte, der Nationallitteratur, der Hauptpunkte der Naturwissenschaften, der Wirtschaftslehre, einer oder der anderen Kultursprache, sowie der Erziehungslehre!! Ich messe an diesem Verzeichnis meine Großmutter und meine Mutter. Es waren erfahrungsreiche, gescheite Frauen, welche das Herz auf dem rechten Fleck hatten, aber wie

ungebildet waren sie! Und um beim Nächsten stehen zu bleiben: wie ungebildet bin ich selbst einer modernen Mustertochter gegenüber! Und nun sollen die Töchter Deutschlands, wenn man den Worten ihres ludi magister glauben darf, sogar „voll und ganz geeignet und befähigt sein für wissenschaftliche und schriftstellerische Bethätigung“! Wie wird der Magister diese dreiste Behauptung mit der „weiblichen Bethätigung“ in dem vorliegenden Buche zusammenreimen? Der Magister empfiehlt neben der Pflege des Gesangs auch das Harfenspiel. Weiß der Mann nicht, daß Harfen sehr teure Instrumente sind? Will er das Klavierklimpern mit Harfenklimpern vertreiben? — Am besten ist noch der „Pietät“ überschriebene Abschnitt. Da schimmert doch wenigstens die Nüchternheit christlicher Gesinnung durch. — Es wäre zu bedauern, wenn durch Bücher wie das eben besprochene der Hang zur weiblichen Schriftstellerei noch mehr epidemisch würde, als derselbe zur Zeit ist. Ich dächte, wir haben in Deutschland eine förmliche Unheils-Armee von mittelmäßigen Schriftstellern und dergleichen Schriftstellerinnen. Wer ein unzureichendes, blaustrümpfelndes Talent unterdrücken hilft, macht sich um das Vaterland verdient. O. K.

8. Verschiedenes.

— Das Lexikon der feinen Sitte. Praktisches Hand- und Nachschlagebuch für alle Fälle des gesellschaftlichen Verkehrs von Kurt Adelfels. (Stuttgart, Levy & Müller.) VIII und 298 S. „Sittlichkeit und Sitte sind zwei Schwestern, die im Laufe der Zeit einander immer unähnlicher geworden sind und nicht selten einander geradezu feindselig begegnen“. Ein Beispiel hierfür bietet das Duell, von der Moral verabscheut, von der Sitte mancher Gesellschaftsschichten geboten. „Das Reich der Sitte ist die Aeußerlichkeit, sind die sinnfälligen Formen, hier herrscht die Oberflächlichkeit, der Schein, nicht selten die Heuchelei, die „konventionelle Lüge“. Gleichwohl ist die Sitte mit ihren Schranken, welche sie der Willkür der Einzelnen zieht, eine gesellschaftliche Notwendigkeit und Wohlthat.“ Von diesen unzweifelhaft richtigen Sätzen ausgehend, hat sich der Verfasser gleichwohl verleiten lassen, ganze Abschnitte aus der Ethik seinem Buch über die feine Sitte einzuverleiben. Seinen Artikeln über gesellschaftlichen Anstand und Takt wird mancher ein williges Ohr leihen, seinen Moralpredigten schwerlich. Darum ist auch der Artikel „Bildung“ mißraten, denn diese bedeutet, wie schon das Wort verrät, die Kenntnis der äußeren gefälligen Form. Es kann einer ein vielseitig gebildeter, innerlich aber verwahrloster Mensch sein. Die Herzensbildung, die moralische Vervollkommnung gehört nicht in ein Wörterbuch der feinen Sitte. Ich denke mir, daß dem belesenen, wohlunterrichteten und wohldenkenden Verfasser das blos äußere Wesen des gesellschaftlichen Verkehrs, der Inhalt eines Komplimentirbuchs allzu dürftig erschien, als daß er diesem Stoff hätte ausschließlich sich widmen wollen. Um diesem im Stoff selbst liegenden Mangel auszuweichen, hat er das Gebiet der Moral hineingezogen, natürlich nicht erschöpfend, vielmehr nur da und dort. Trotz dieser Ausstellungen kann ich das Buch mit folgenden Einschränkungen empfehlen: Harmlose Notlügen giebt es nicht, Notlügen widerstreiten dem Gebot: „Eure Rede sei Ja, Ja, Nein Nein, was darüber ist (und das ist jedesmal die Ja und Nein verwechselnde Notlüge) das ist vom Uebel“. Der Verfasser redet dabei allerdings von Ausnahmefällen, in welchen man mit Widerstreben von einer gerechtfertigten Notlüge Gebrauch mache. Hier liegt ein Widerspruch vor. Wenn es in Einzelfällen recht ist, zu lügen, warum sich gegen dieses Recht sträuben? Wer berechtigt aber den Menschen dazu, dem Gebote, nicht zu lügen und zu trügen, eine Ausnahme nach eigenem Gutdünken gegenüberzustellen? — Wenn der Verfasser das Wort mulier taceat in ecclesia „jenen barbarischen Anschauungen ehemaliger Zeiten“ zuschreibt, „die das Weib zur Halbsklavin des Mannes degradierten“, so scheint er nicht zu wissen, daß der Apostel Paulus jenes Gebot 1. Tim. 2, 12 ff. in einer Weise begründet hat, die weit entfernt ist von der ganz oberflächlichen Begründung der Ansicht des Verfassers. — Auch darin irrt der Verfasser, daß er die Ehe eine Kulturinstitution nennt; die Ehe ist eine Urinstitution, eine aus dem Paradies stammende Gottesordnung und ein Teil der dem Sündenfall nachfolgenden göttlichen Strafe ist in den Worten angedeutet: „Und er soll dein Herr sein“. Es ist ganz unrichtig, hier von „orientalischen Begriffen“ zu reden. Ueberhaupt scheint dem Verfasser das Verständnis für christliche Dinge vielfach zu fehlen. Lobt er doch das „auf dem Lande“ bestehende Institut der Patenschaft, als ob dasselbe für die Städte nicht bestände. — Auch in rein äußeren Dingen ist nicht selten Widerspruch gegen die Ausstellungen des Verfassers zu erheben. So wenn er dafürhält, daß man Dienstboten stets mit Sie anreden soll. Gott sei Dank, da wo ich wohne, sagt man allgemein Du zu den Dienstboten. — Die Kinder sollen ihre Eltern Papa und Mama anreden. Gott sei Dank, daß in weiten Kreisen wieder zu dem kräftigen Vater und Mutter zurückgekehrt wird. — Die Regel, daß man „Personen, mit denen man in keinem regelmäßigen Briefwechsel steht“, für die Antwort eine „Retourmarke“ beikleben soll, ist in dieser Allgemeinheit in dem Maße unrichtig, daß ein solches Beikleben in den meisten Fällen geradezu ein peinliches Gefühl beim Briefempfänger hervorrufen muß. Wenn der Verfasser die Ausstellung eines Büffets für Abendgesellschaften eine vortreffliche Einrichtung nennt, um ein eigentliches Souper zu vermeiden, so kann ich nur sagen, daß diese Einrichtung eine beklagenswerte ist. (Unter gewissen Umständen doch schwer zu vermeiden. D. Red.) Auch dem notwendigen Uebel des Fracks scheint der Verfasser zugethan zu sein. Der unnötige Verbrauch von Fremdwörtern wird zwar mit Recht eine „sprachliche Unart“ genannt, leider macht sich aber der Verfasser dieser Unart in zahlreichen Fällen schuldig. Ich nenne einige ganz überflüssige Fremdwörter

des Verfassers. Gleich auf dem Titelblatt: Lexikon, warum nicht Wörterbuch? — Degoutieren, markieren, applizieren, Fadessen, apperzipieren, Passepartout, arrangieren, plazieren, instruieren, Desekt. Die aus Frankreich entlehnte Sitte, Neujahrskarten nach allen Windrichtungen abzusenden, lehne ich als inhaltlose Neuerung, welche nur auf das do ut des gerichtet ist, hartnäckig ab. Gegen den Satz: „Es ist jedermann sehr zu empfehlen, irgend ein Instrument spielen zu lernen" lege ich feierlichst Verwahrung ein. Dagegen erklärt sich auch die Großmacht des täglichen Lebens. Wie viele lernen „irgend ein Instrument", plagen ihre Mitmenschen damit und geben nach einigen Jahren ihre beruflosen musikalischen Bemühungen völlig auf. Wenn der Verfasser die „parlamentarische Form" selbst für Vergnügungsgesellschaften empfiehlt, so scheint ihm dabei der Verstand stille gestanden zu haben. Diese absonderliche Meinung wird mit der anderen zusammenhängen, wonach die Wahlen im öffentlichen Leben „erfreulicherweise" eine so große Rolle spielen. — Die Führung von Messer und Gabel läßt der Verfasser nur nach englischer Gewohnheit gelten. Auch dagegen lege ich Verwahrung ein. — Wenn er es gestattet, daß man Apfelsinen mit der Hand schält, so möchte ich das Schälen mit dem Messer empfehlen. Das Ergebnis auf diesem Wege wird sich schöner darbieten, auch die Schälarbeit selbst. — In anderen Dingen bin ich durch den Verfasser nicht klüger geworden. „Die beste Haltung der Arme beim Gehen ist die, den einen Arm gestreckt, den anderen gebogen zu halten, aber nicht so, daß ein spitzer Winkel entstehe." Also der rechte Winkel und der stumpfe sind erlaubt. Ich habe keine Ahnung davon, wie der Verfasser einherschreitet und wie viel ich in einem halben Jahrhundert an derartiger Schönheitsbethätigung versäumt habe. — „Das Beifallklatschen sollte in Privatgesellschaften unterbleiben." Warum? Das Beifallklatschen ist in tausend Fällen besser als das Beifallreden. — „Die Hand soll angemessen gekrümmt gehalten werden." Was ist angemessen? Wer giebt den Maßstab? — Auch der Satz, daß nur eigens zum Handkuß dargereichte Hände geküßt werden sollen, ist höchst anfechtbar. Bescheidene vornehme Damen reichen die Hand oft nicht zum Handkuß dar, und solchen Damen küßt man am liebsten die Hand. — Damit hätte ich meine Bedenken gegen das Wörterbuch des sich schön „Kurt Adelfels" nennenden Verfassers so ziemlich erschöpft. Nun bleibt mir zum Schluß die angenehme Aufgabe übrig, den Verfasser zu loben. Im Artikel „Abreise" ist die Mahnung enthalten, allzugroße Zärtlichkeiten vor anderen Leuten zu unterlassen. Wenn ein im letzten Augenblick zum Bahnzug laufender alter Professor seine alten, häßlichen Kusinen vor dem Einsteigen in den Wagen der Reihe nach mit je zwei eiligen Wangenküssen versieht, so muß das im höchsten Grade erheiternd auf die Mitreisenden wirken. Auch die Mahnung, daß sich Verlobte und Eheleute nicht vor anderen liebkosen sollen, ist durchaus lobenswert. Mit halbem Entsetzen denke ich an jenen Engländer, der auf dem Dampfschiff seine zweite schmiegsame Frau fortwährend in den Armen hielt, während die armen Kinder erster Ehe sich gelangweilt herumtrieben. Welchem Handwerk mag dieser Engländer angehört haben? — Den Frauen wird die Einführung der Doppelwährung empfohlen: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold". Wer wird dieser Empfehlung seinen Beifall versagen? — Die „Produktionen" von Dilettanten rechnet der Verfasser zu den „Dilettantalusqualen", mit Recht. — Die „Simpelfransen" werden mit gutem Grund eine „grandiose Geschmacklosigkeit" genannt: „Das Verdecken der Stirn mit den Haaren ist geradezu eine Barbarei, ja es verleiht dem Antlitz etwas stupid Tierisches." Vollständig richtig! — Auch das, was der Verfasser gegen das den besseren Gesellschaftsgeist ertötende Spiel (Skat u. s. w.) sagt, ist vortrefflich. — Hübsch ist ferner der Satz stilisirt: „Als indezent, zugleich aber auch als höchst geschmacklos, erscheint uns auch eine chimborassohafte Tournüre, welche die „Vorspiegelung falscher Thatsachen" ins Polizeiwidrige übertreibt." — Von Ludwig Fulda ist ein trefflicher Aufsatz „Kunstgespräche" entlehnt. Ebenso trefflich ist das, was der Verfasser über die litterarische Genügsamkeit des deutschen Publikums urteilt. — Auch die schauerliche Mode, die Fingernägel so lange wachsen zu lassen, bis sie wie Vogelkrallen aussehen, wird vom Verfasser gerügt. — In hundert Fällen kann man nur mit dem Wörterbuch der feinen Sitte einverstanden sein, während man in zehn Fällen abweichender Ansicht sein muß. — Von Dichtern und Schriftstellern werden in geschickter Weise Shakespeare, Göthe, Schiller, Dickens, Buckle, Bodenstedt, Auerbach, Bürger, Schopenhauer zitiert, auch Heine wiederholt, das eine Mal im Punkte des Patriotismus. Dieses Zitat hätte unterdrückt werden sollen, Heine war der elendeste Nichtpatriot, der sich denken läßt, gesinnungs- und charakterlos, haßte und verachtete er Deutschland als Durchschnitts-Jude, der sich überall da wohl fühlt, wo es ihm gut geht. Beiläufig noch die Bemerkung, daß der Verfasser das Judenkapitel ganz unberührt gelassen hat. Hoffentlich ohne Absicht. O. K.

— Die Schriftenniederlage von Bethel bei Bielefeld hat soeben ein Werk herausgegeben, auf das wir unsere Leser gern aufmerksam machen: Bilder aus der heiligen Geschichte. Von Prof. D. Pfannschmidt, in zwei Ausgaben. (Preis der Volksausgabe M. 6.—.) Die erste Sammlung enthält: Anbetende Engel. — Die heilige Weihnacht. — Der 12jährige Jesus im Tempel. — Christus in Bethanien, in Gethsemane, am Kreuz. — Christi Grablegung und Auferstehung. — Der Auferstandene vor Maria Magdalena. — Die Emmaus-Jünger. — Christi Pfingstpredigt. — Christus in der Herrlichkeit.

Die zweite Sammlung: Anbetung der Hirten, der Weisen. — Christi Gespräch mit Nikodemus. — Christus und Maria vor Bethanien. Auferweckung des Jünglings zu Nain. — Christus und Petrus auf dem Meer. — Christi Kreuztragung. — Moses erhöht die eherne Schlange. — Christus am Kreuz

und Maria Magdalena. — Die erste Osterverkündigung. — Maria Rabbuni. — Die Steinigung des Stephanus.

Teils von Altargemälden, teils von Glasfenstern entnommen, geben diese Bilder eine Anschauung von des heimgegangenen Meisters D. Pfannschmidt reicher Kunst. Im besten Lichtdruck ausgeführt, den Gegenständen und der Reihenfolge nach schön ausgewählt, erfreuen sie das Gemüth und erheben den Geist.

Es ist ja heut zu Tage ein Zug der Zeit, den Realismus auch in die religiösen und biblischen Gemälde und Darstellungen hineinzutragen, und bis zu einem Grade gewiß mit Recht. Wir würden heute kein Bild mehr ertragen, das uns den Herrn etwa in norddeutscher Landschaft und in der Kleidung unserer Zeit darstellte, wie die alten Meister es in naiver Kindlichkeit machten. Leider verfällt man heute in das entgegengesetzte Extrem. Man glaubt wunder was gethan zu haben, wenn man die erhabensten Vorgänge möglichst in die Alltäglichkeit hinabgedrückt und aller Großartigkeit entkleidet hat. Man sammelt sich Modelle von der Straße auf drapiert sie orientalisch und sucht dann etwas darin, sie in photographischer Treue auf die Leinwand zu bannen. Allen diesen Verirrungen gegenüber war Pfannschmidt ein lebendiger Protest. Durch seine Bilder vom ersten bis zum letzten geht ein großer feierlicher Zug hindurch, spricht ein heiliger Ernst ergreifend zu dem andächtigen Beschauer. Die Zeichnung ist von tadelloser Korrektheit, die Haltung der Figuren voll klassischer Ruhe und edler Gemessenheit. Freilich, was bei den Realisten zu viel ist an bunter Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens, ist hier stellenweise zu wenig. Ideale Gestalten immer neu zu erfinden, ist schwer, daher wiederholen sie sich häufig im Ausdruck und in der Gebärde. Aber man findet sich damit ab, weil doch immer die ganze Gruppirung der Bilder neu genug ist, um frühere Eindrücke nicht einfach zu wiederholen und vor allen Dingen, weil stets eine Fülle großer und tiefer Gedanken das Gemüth, den Geist und die Phantasie beschäftigt. Pfannschmidt ist nicht nur Maler, sondern auch Schriftgelehrter mit umfassender Kenntniß der ganzen Bibel. In vielen seiner Bilder findet sich eine solche Fülle von Beziehungen, Andeutungen und Allegorien, daß sie ein förmliches Studium und gradezu einen Kommentar erfordern. Wenn irgend eines, so kann dies Werk zur Konfirmationszeit empfohlen werden. Der Kaiserin Augusta Viktoria sind beide Sammlungen gewidmet.

— **Die Aerztin im XIX. Jahrhundert** von Dr. med. **Caroline Schultze** in Paris. (Leipzig, Peter Hobbing.) 1889. 64 S.

Ein als „rechtmäßige Uebersetzung" angezeigtes Schriftchen mit dem Bildnisse der Verfasserin — Fräulein Schultze zeigt auf dem Bildchen ein freundliches Gesicht. Die Dame im Schriftsteller verrät das eigenartige Kostüm — soweit ein Brustbild beurteilen läßt, eine Art Talar — übrigens kleidsam. Fräulein Schultze, so teilt uns ein Vorwort „nach französischen Blättern" mit, ist 1866 als Tochter eines wohlhabenden Musikers in Warschau geboren, hat sich mit 17 Jahren der Heilkunde zugewandt, 1888 ihre Promotionsprüfung in Paris glänzend bestanden. Seitdem praktisiert sie dort als Aerztin für Frauen und Kinder. Die Schrift scheint nach einem vorgedruckten Bruchstück der Vorrede des Originals ihre Dissertation zu sein; sie soll über die Stellung der Frau im Heilwesen eine **knappe aber unvollständige** Uebersicht geben — letzteres stimmt, sie ist obendrein — auch eine sehr flüchtige. Denn der Passus der letzten Seite „In den „Berichten von Zentral-Asien an die geographische „Gesellschaft erwähnt Herr Müller eine Russin, „welche seit Beendigung ihrer Studien zu Peters„burg unter den Türken praktisiert; sie hat ganz „außerordentlichen Zuspruch." Dieser Passus ist, abgesehen von seiner äußeren Form, an der vielleicht die Uebersetzung mit Schuld hat, ein Typus frauenzimmerhafter Schreibweise. Dieser Herr Müller hätte uns doch wohl die zentralasiatischen Türken sammt ihrer arztenden Russin etwas genauer angeben dürfen. Will man für diesen Satz Herrn Müller verantwortlich machen, so hat den Anfang des ersten Kapitels „Geschichtliches" Fräulein Schultze doch selbst geleistet. „Die Frau „als Aerztin existierte bereits im Altertume; im „alten Griechenland gab es deren mehrere aus „der Familie der Asklepiden (sic!), der Nach„kommen des Aeskulap. Außerdem wäre die „Mutter von Sokrates, Phänarete, anzuführen, „die sich der Geburtshülfe widmete. Auch Rom „kannte die medicae. Im Mittelalter gab es in „Italien mehr weibliche Aerzte, als anderswo rc." So wird die Geschichte in 3 Seitchen — beseitigt; wie gründlich, zeigt die Notiz über die Phänarete; solche „der Geburtshülfe sich widmende Frauen" nennen wir Hebeammen. Des weiteren hören wir von allerlei Schwierigkeiten, die Frau Madelaine Brès in Paris zu überwinden, noch größeren Lobreden, die Frau Tkatscheff in Montpellier auszustehen hatte, von russischen und englischen Studentinnen, ihren Leiden und Freuden, rohen Begegnungen und artigen Ablehnungen — alles zu einem kritiklosen potpourri aneinander gereiht. Am Ende heißt es: „Die Schlüsse aus „diesen Ausführungen liegen klar: Die zweite „Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichnet sich „durch eine allgemeine geistige und berufliche „Emanzipation der Frauen." Das ist neu, aber, glauben wir, nicht richtig. C. M. Ss.

— **Ein Wort für unsere Fremdwörter** von **Ludwig Logander**. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) 1888. 36 S. kl. 8°. 80 Pf.

Der Kampf gegen die Fremdwörter, ein Kampf gegen die Welschsucht von Prof. Dr. phil. **K. Jansen**. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) 1888. 68 S. kl 8°. 1 Mk. 20 Pf.

Zwei Broschüren eines und desselben Verlages für und wider die deutschen Sprachreinigungsbestrebungen, wie sie der Deutsche Sprachverein ins Werk setzt. Logander hat in einer Reihe von Briefen an eine Freundin, welche er in der Kieler Zeitung veröffentlicht und jetzt in obigem Schriftchen mit einem Nachwort gesammelt hat

erscheinen lassen, den Verein gewarnt, nicht zu weit zu gehen. In welchem Sinn, deutet sein Motto: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim an. In unserer Allg. Kons. Monatsschrift gilt ja auch der Grundsatz: wenn möglich, deutsche Wörter zu gebrauchen, Fremdwörter zu vermeiden. Aber wie überall, ist doch auch auf diesem Gebiet der Puritanismus vom Uebel und wird auch in der Allg. Monatsschr. keine Heimat finden. Es bedürfte doch einer derben Bezeichnung, wenn man einen Mann, wie den Geschichtsschreiber L. von Ranke, wollte unter die Anklage der Welschsucht stellen, weil er viele, auch ungewöhnliche Fremdwörter gebraucht. Ganz gewiß würde das Eigenschaftswort auf dem Gebiete des Verstandes für eine Sprachreinigung zu suchen sein, welche sich auch gegen solche Worte wendet, die Fleisch von unserem Fleische geworden sind. Logander fragt in dieser Beziehung, wie man denn sagen solle statt: Ich habe einen Brief (breve) geschrieben (scribere), zugesiegelt (sigillum) und der Post (posita) übergeben? Uns gedenken noch Sprachreinigungsversuche aus den fünfziger Jahren, welche das Wort „Salat" in „Essigkraut" und „Frack" in „Bruchrock" verwandelten. Zu scharf schneidet nicht. Oder will man die Sprachreinigung auch auf Worte beziehen, welche, wie R. von Raumer gezeigt, durch die sprachbildende Macht des Christentums als eines neuen geistlichen Prinzips eingekommen sind? Das wäre dem Germanismus das volksbildende Band des christlichen Glaubens — oder womit hat Karl der Große das deutsche Reich gebildet? — zum Opfer gebracht. — Wir gestehen, wir folgen da gerne Altmeister Goethe — mit Verlaub zu sagen, sogar noch lieber, als Exz. Stephan, denn wenn auch Göthe als Minister keinen Weltpostverein ins Leben rief — eines schickt sich nicht für alle —, er hat's doch trefflich verstanden, deutsch zu schreiben. Er aber sagt: „Die Muttersprache zugleich zu reinigen und zu bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen." Daß bei solcher Regel Gefahr entstünde, daß, wie im 30jährigen Kriege Deutschland ein Tummelplatz der Nationen, so deutsche Sprache ein Tummelplatz fremder Sprachen würde, haben wir nicht zu fürchten. Auch wollen wir nicht einmal etwas dagegen sagen, wenn sich in unserer vereinswütigen Zeit auch ein Verein gebildet hat zur Bekämpfung der Fremdwörter. Vielleicht würde es sich empfehlen, Mütter als Ehrendamen aufzunehmen, um die Reinheit der Muttersprache recht gründlich zu pflegen. Unanfechtbar scheint auch uns der Grundsatz, welchen der Deutsche Sprachverein in § 1 seiner Statuten ausgesprochen hat. Das spricht auch Logander aus: „Die Reinigung der deutschen Sprache von unartigen fremden Bestandteilen zu fördern, die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen." Es giebt auch auf diesem Gebiete noch viel zu thun, auch wenn man nicht gleich daran denkt, volkstümlich gewordene Formeln wie „Adieu" in „Gottbefohlen" oder „Fahrtwohl" umzusetzen. Aber auch wir möchten das mit geistigen Mitteln gethan haben. Und daß dies nicht immer von den Vertretern der Sprachreinigung geschieht, beweist am besten die von zahlreichen Schriftstellern Deutschlands verschiedenster Geistesrichtung unterschriebene Erklärung, welche uns soeben zur Hand kommt (sie ist von Prälat Gerok, Oberhofprediger Kögel, Hofprediger E. Frommel, Freytag, Virchow ꝛc. unterschrieben) und welche gegen einen Kampf für Sprachreinheit gerichtet zu sein scheint, wie ihn Logander S. 27 geschildert hat. Pflege reinen christlich-deutschen Wesens wird immer mehr zum reinen christlich-deutschen Worte helfen, als Agitation oder gar Denunziation.

A. F.

Verschiedenes.

Zur 50jährigen Jubelfeier der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft" zu Dorpat wird uns folgendes mitgeteilt: „Es war am 18. Januar 1838, als die 19 Stifter der Gesellschaft, zum größten Teil Prediger aus Liv- und Estland, zur ersten Beratung zusammentraten, und der damalige Professor Bunge die von ihm ausgearbeiteten und bald darauf Allerhöchst bestätigten Statuten vorlegte. Der Zweck war die Erforschung der Sprache und Litteratur, sowie der Sitten und Gebräuche des estnischen Volkes und des von ihm bewohnten Landes und war auch die Thätigkeit der Gesellschaft durch die Ungunst der allgem. Verhältnisse vorerst nur eine geringe, so sollte es ungeachtet dessen einer späteren Zeit vorbehalten sein, eine überaus dankenswerte Wirksamkeit zu entfalten. Zuerst konzentrierte sich das Interesse der Mitglieder vorzüglich auf die Sprache und die Gebräuche der Esten, worin aber ein erfreulicher Umschwung stattfand durch den 1841 in den Verband der Gesellschaft eingetretenen, unvergeßlichen Ed. Philipp Körber (weil. Konsistorialrat und Pastor zu Wenden, † 1850). Dieser um die Gesellschaft hoch verdiente Altertumsforscher vermehrte die damals noch äußerst geringen Antiquitäten-Sammlungen durch wertvolle Beiträge und war der eigentliche Schöpfer des jetzt recht umfangreichen, bei der Universität Dorpat bestehenden „Museums vaterländischer Altertümer", in welchem sich die Sammlungen der Gesellschaft befinden. In der Manuskript-Sammlung findet man dort manchen, von der fleißigen Hand Körbers mit für die Geschichte Livlands bedeutenden chronologischen Aufsätzen und historischen Urkunden gefüllten Folianten und 105 baltische Kirchensiegel, die

zum Teil fast ganz dem Ruin verfallen waren, verdanken ihm in überaus sauberen Zeichnungen ihre Erhaltung, wodurch hauptsächlich die Herausgabe des so wertvollen IV. Bandes der „Est- und livländ. Brieflade" ermöglicht wurde. — In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde er denn auch anläßlich seines 50jährigen Amtsjubiläums von der Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt. Große Dienste wurden dieser ferner von Dr. med. F. R. Faehlmann erwiesen, welcher von 1843 bis zu seinem 1850 erfolgten Ableben an ihrer Spitze stand und in ihren Verhandlungen bedeutende grammatikalische Arbeiten veröffentlichte. Nach dem Tode dieser beiden Männer trat die Gesellschaft in eine andere Sphäre ihrer Wirksamkeit, indem sie unter der verdienstvollen Leitung des weil. dir. Pastors Karl Reinthal eine, zum größten Teile dessen gewandter Feder entstammende, gelungene Uebertragung des estn. Nationalepos „Kalewipoeg" veröffentlichte. Die so vollendete poetische Form der in Versen übersetzten alten Volkssage erregte sogar das wärmste Interesse Jakob Grimms, so daß dieser ein überaus ehrendes Schreiben an den Autor richtete, in dem er ihm für die vortreffliche Leistung warm dankte. — Als in den sechziger Jahren Professor Schirren zum Präsidenten gewählt wurde, trat unter seinem Scepter die vaterländische Geschichte in den Vordergrund und die Gesellschaft verdankt ihm die Herausgabe in Schweden aufgefundener, für die Geschichte Livlands wertvoller historischer Urkunden. Wohl auch durch seinen Einfluß wurden die monatlichen Sitzungen der Gesellschaft, die bisher abwechselnd bei den in Dorpat wohnenden Mitgliedern stattgefunden hatten, fortan im alten Universitäts-Gebäude abgehalten und immer mehr entfalteten sich die Blüten der erst so bescheidenen Wirksamkeit, so daß unter dem so liebenswürdigen und verdienstvollen Präsidenten Leo Meyer schon gar manche schöne Frucht geerntet wurde. — Der wärmste Dank gebührt endlich noch vor allem dem im Juni vorigen Jahres verewigten Professor Const. Grewingk, welcher der Gesellschaft Jahre lang als Ehrenmitglied angehört und ihr unvergängliche Dienste geleistet hat. Dieser, um die Mineralogie und Archäologie hochverdiente Mann trat, freilich auf seine Art, in die schon verwischten Fußtapfen Körbers und wandte dadurch das Interesse der Mitglieder wiederum der Erforschung des vom estnischen Volke bewohnten Landes zu. Er veröffentlichte in den Schriften, Sitzungsberichten und Verhandlungen der Gesellschaft eine Menge hochinteressanter, bahnbrechender archäologischer Arbeiten und hat sich dadurch nicht allein in den Annalen derselben, sondern in wissenschaftlichen Kreisen überhaupt ein unvergängliches Denkmal errichtet. — Die Zahl der Mitglieder ist in steter Zunahme begriffen und die noch vom seligen Grewingk begründeten archäologischen, von der Gesellschaft seit zwei Jahren zu Pfingsten unternommenen Ausflüge haben viel Anregung gebracht, so daß sich die Grenzen ihrer Wirksamkeit allmählich immer mehr erweitern. Sehr dankenswert ist es, daß die livländische Ritterschaft in Anerkennung der ihrer Heimat von der Gesellschaft erwiesenen Dienste dieser kürzlich eine jährliche Subvention im Betrage von 300 Rbl. bewilligt hat, wodurch manche, bisher unübersteiglich scheinenden Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können. So ist denn nun die „Gelehrte Estnische Gesellschaft der Kaiserl. Universität Dorpat" unter der wärmsten Teilnahme der verschiedensten Vereine und Kreise in das einundfünfzigste Jahr ihrer fruchtbaren Thätigkeit getreten und wir können zum Schluß nur noch wünschen, daß sie fort und fort wachsen, blühen und gedeihen möge zu Nutz und Frommen ihrer Heimat und der Wissenschaft, zu deren Fahne sie vor nunmehr fünf Dezennien geschworen hat." (C. v. K.)

Erklärung.

Unserem letzten (Märzheft) hat ein Prospekt beigelegen, dessen Inhalt in unserem Leserkreise vielfach Anstoß erregt und Anlaß gegeben hat zu einer ganzen Reihe von Zuschriften an die Redaktion.

Wir geben gerne an dieser Stelle die Versicherung ab, daß in Zukunft auch die buchhändlerischen Prospekte genauer auf ihren Inhalt geprüft und gegebenen Falles abgelehnt werden sollen.

Eine kritische Würdigung des angezeigten Werkes „Jeschua von Nazara" findet sich unter den Rezensionen des vorliegenden Heftes. (Red.)

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Für dich.

Erzählung von **Wilhelm Petersen.**

Auf einer Eisenbahnfahrt im vorigen Sommer fiel mir das Buch von Octave Feuillet: „La Morte“ in die Hände. Obschon ich sonst keine Romane lese, nahm ich Kenntnis von dem Inhalt, der mich tief bewegte, und zwar deshalb tief bewegte, weil ich wenige Jahre vorher eine ganz ähnliche Begebenheit bei einem Aufenthalt in Badenweiler mit durchlebt und mit durchlitten hatte. Die Sache ging mir nach, umsomehr, als mir der Gang meiner Erlebnisse noch wesentlich mitteilenswerter erschien, als die Darstellung des genannten Franzosen, und so vermochte ich der Versuchung nicht zu widerstehen, meine Erlebnisse kurz aufzuzeichnen. Die Erzählung macht keinen Anspruch darauf, eine Novelle oder gar ein kunstvoll aufgebauter Roman zu sein, sie soll nichts anderes, als in schlichten Worten eine Folgereihe thatsächlicher Ereignisse mitteilen, eins an das andere gefügt, wie mein Gedächtnis sie eingiebt.

Im Jahre 18.. brachte ich den Juni und Juli in dem im badischen Schwarzwalde malerisch gelegenen Kurorte Badenweiler zu, wo ich schon mehrfach in den Bädern, welche die eigenartige Therme spendet, Erquickung und Erfrischung nach dem aufregenden Treiben eines großstädtischen Winters gefunden hatte. Ich bewohnte eines jener Häuser, welche am Kurplatz liegen, und von deren erstem Stockwerk aus sich das Leben und Treiben des Oertchens wohl übersehen läßt.

Unter den mancherlei Badegästen, welche ich dort als Bekannte traf oder als Unbekannte kennen lernte, wurden bald zwei in gewissem Sinne bedeutungsvoll für mich.

Eine alte Freundschaft verband mich mit der Familie des Grafen Rehberg, die aus dem Grafen, seiner Gemahlin, ihrer zwanzigjährigen Tochter Marie und einer Schwester des Grafen bestand.

Da ich in Berlin nach besten Kräften mich am kirchlichen Leben beteiligte und an den zahllosen Vereinsbestrebungen, welche in etwas den kirchlichen Notstand mildern und der sittlichen Verwahrlosung entgegen arbeiten sollen, so war ich dort auf die mannigfachste Weise mit der Familie Rehberg, welche die gleichen Interessen verfolgte, in Berührung gekommen.

Die Trägerin solcher Denkweise unter den Ihrigen war die Gräfin, welche aus vornehmem kurländischen Geschlecht stammte und sich mit der ganzen Lebhaftigkeit, welche den Deutschen jener Gebiete eigen ist, auf die Arbeiten der inneren Mission geworfen hatte.

Sie gehörte nicht zu den in der vornehmen Damenwelt so häufig vorkommenden Erscheinungen, welche die kirchliche Liebesthätigkeit im besten Falle als eine Art Sport ruckweise und nach Einfällen betreiben, häufig auch nur mit Gönnermiene von oben her unterstützen, sondern sie setzte Fleiß und Ausdauer daran, begonnene Arbeiten auch wirklich durchzuführen und Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, welche die Arbeit mit sich brachte, nicht schon von weitem aus dem Wege zu gehen.

Mit größtem Eifer und mit voller Hingebung wurde sie stets in allen diesen Dingen von ihrer Tochter unterstützt, deren ganzes Interesse, eine seltene Erscheinung unter den jungen Mädchen der Hauptstadt, sich nicht auf Theater, Geselligkeit und Toilette erstreckte, sondern von früher Jugend an geistigen und geistlichen Dingen zugewendet blieb. Erleichtert wurde ihr freilich alle Arbeit durch ein außerordentlich anziehendes Aeußere. Mit Schönheit und Anmut verband sie eine große Gefälligkeit und Freundlichkeit des ganzen Wesens, das ihr viele Herzen gewann und es fast unmöglich machte, ihr etwas abzuschlagen.

Theoretisch stimmte diesen Bestrebungen auch die Schwester des Grafen, die ältere, unverheiratete Comtesse Anna, zu. Sie gehörte zu den Naturen, deren Christentum mehr Verstandes- als Herzenssache ist und die es allen anderen dringend empfehlen, ohne grade selbst demselben großen Einfluß auf den eigenen Charakter einzuräumen, denn ihr ganzes Wesen war von großer Schärfe und Eckigkeit.

Graf Rehberg, der den Sommer auf seinen Gütern in Westpreußen zu verbringen pflegte, hatte die Thätigkeit seiner Damen, die ihn begleiteten, wenn er im Winter seinen Sitz im Herrenhause einnahm, mit großem Mißtrauen betrachtet. Nachdem er aber gesehen, daß auch andere vornehme Leute mit klingendem Titel sich an dergleichen Bestrebungen beteiligten, hatte er die Damen gewähren lassen. Das Gewährenlassen war überhaupt der Grundzug seines Charakters.

Ich war mit dieser Familie von Berlin her eng befreundet und so machte es sich von selbst, daß wir uns im Bade täglich und häufig sahen, ja, in der ersten Zeit, als ich noch fremder war, bildeten die Damen Rehberg, wobei der Graf in den Kauf genommen wurde, ziemlich meinen einzigen Umgang.

Aber unser kleiner Kreis erweiterte sich bald, denn auf Grund einer entfernten Verwandtschaft mit der gräflichen Familie gesellte sich zu uns der auch mir schon dem Namen, wenn auch nicht der Person nach, bekannte Herr von Hersfeld.

Herr von Hersfeld war ein Mann, der über die erste Jugend ziemlich weit hinaus war, aber schön und wohl gebaut und immer noch eine sehr stattliche Erscheinung. Er war der Sohn eines Gutsbesitzers in Westfalen, der nicht durch die Landwirtschaft, wohl aber durch Beteiligung an der Kohlen- und Eisen-Industrie jener Gegend zu ungeheurem Reichtum gelangt war. Hersfeld war zunächst Offizier gewesen und hatte es auf der militärischen Stufenleiter bis zum Hauptmann gebracht, dann war ihm durch den Tod seines Vaters das große Immobiliar-Vermögen zugefallen, ein Besitz, den er nur antrat, um sich desselben bei erster sich bietender Gelegenheit schnell zu entledigen, denn er zog es vor, alles, was er hatte, in mobilen Werten anzulegen und nach Berlin zu ziehen, wo er der Verwaltung und dem Genuß seines Vermögens am besten leben zu können glaubte. Die Schärfe seines Urteils hatte dem als reich bekannten Manne in den Kreisen der Berliner Börse und Großfinanz eine gewisse Stellung gemacht und ihm einträgliche Posten als Aufsichtsrat und Verwaltungsrat eingetragen. Freilich kamen ihm dabei nicht nur Vermögen und Name, sondern auch die kalt materialistische Weltanschauung, die er mit einer gewissen Koketterie zur Schau trug, sehr zu statten. Herr von Hersfeld schriftstellerte auch gelegentlich in Zeitungen und Zeitschriften, und zwar nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf philosophischem Gebiet.

Einige seiner Essays hatte ich gelesen und konnte daher gleich nach der ersten Bekanntschaft, bei welcher über gleichgültige Dinge kurz gesprochen war, die Rehberg'schen Damen orientieren, weß Geistes Kind der neue Vetter sei.

Meine Mitteilungen wurden an jenem Tage kühl und gleichgültig aufgenommen, aber bald genug kam die Zeit, wo dieselben ein erhöhtes, ja fast das ausschließliche Interesse der Familie in Anspruch nahmen.

In der dritten Woche unseres Zusammenseins schon kam eines Tages Herr von Hersfeld auf mein Zimmer in sichtlicher innerer Bewegung, die zu beherrschen er sich alle Mühe gab, aber gleichwohl nicht ganz verbergen konnte.

Vom Wetter, mit dem wir begonnen, ging unser Gespräch bald auf die Rehbergs über.

„Sie kennen die Familie seit langer Zeit?“ fragte Hersfeld.

„Seit vielen Jahren bin ich eng befreundet mit ihnen, wenigstens mit den Damen.“

„Da stimmt unser Geschmack merkwürdig überein, die Comtesse ist reizend — imstande, einen alten Sünder, wie mich, in Flammen zu setzen.“

„Nun, man braucht kein Prophet zu sein, um das zu bemerken, Herr Hauptmann,“ erwiderte ich lächelnd.

„Sie haben etwas bemerkt?“

„Ich glaube wenigstens, etwas bemerkt zu haben.“

„Dann haben Sie sicher schon manches Gespräch mit den Damen über mich geführt?“

„Man braucht wieder kein Prophet gewesen zu sein, um das zu erraten.“

„Und würden Sie mir anvertrauen, welches Urteil der hohe Gerichtshof über mich gefällt hat?“

„Ho, ho, Herr Hauptmann, Sie gehen als guter Soldat grade auf Ihr Ziel los. Nun — was alles wir geredet haben, kann ich Ihnen nicht verraten, schon deshalb nicht, weil ich nicht alles behalten habe, aber soviel sollen Sie von mir erfahren, daß eine Verurteilung nicht stattgefunden hat.“

Hersfeld, der während unseres Gesprächs unruhig auf- und abgegangen war, blieb nachdenklich stehen.

„Keine Verurteilung,“ sagte er dann sinnend nach einer Pause, „das ist schon etwas.“

Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann sagte er, mich starr anblickend: „Sie haben es eben an mir gelobt, daß ich grade aufs Ziel losgehe, so will ich es jetzt thun, bitte, sagen Sie mir frei und offen, glauben Sie, daß es von Erfolg sein könnte, wenn ich mich um die Hand der Comtesse bewürbe?“

„Darauf, Herr von Hersfeld, kann ich Ihnen zu meinem Bedauern keine Antwort geben. Ich glaube, versichern zu können, daß die Damen sehr gerne geselligen Umgang mit Ihnen pflegen und Ihre Gesellschaft ihnen angenehm ist — aber“

Ich zögerte einen Augenblick.

„Aber,“ fiel er mir ins Wort, „Sie sind ein so altes, verbrauchtes Wrack, daß kein Mensch sich demselben zu neuer Seefahrt anvertrauen möchte.“

„Das wollte ich durchaus nicht sagen, Herr Hauptmann. Es haben schon ältere Leute, wie Sie, geheiratet. Und überdies sind Sie eine gute Partie.“

„Nun, und was haben Sie denn für Bedenken?“

„Die will ich Ihnen nicht verhehlen. Die ganze Familie Rehberg, und vor allem die Damen stehen auf einem sehr entschieden christlichen Standpunkt und zwar auf einem so entschiedenen, daß selbst mir, der ich im allgemeinen ihre Ansichten teile, zuweilen die Luft etwas eng wird. Und ich glaube doch, daß die Eltern, wenn sie über eine Werbung entscheiden sollen, vor allen Dingen sich vergewissern werden, ob der Bewerber den religiösen Grundsätzen und dem Glauben zugethan ist, den sie für die Grundbedingung alles ehelichen Glückes halten müssen.“

„Darnach glauben Sie also doch, daß meine Werbung erfolglos sein würde?“

„Das würde ich nur sagen können, wenn ich Ihre religiösen Ansichten genauer kennte, als ich sie kenne. Ich weiß zwar, daß Sie gelegentlich Essays in Zeitschriften geschrieben haben, welche sehr fortgeschrittene Ansichten vertraten, aber ich kann natürlich

nicht wissen, wie weit Sie im einzelnen daran festhalten oder Ihre Anschauung geändert haben."

„Geändert mag ich meine Ansichten haben, aber schwerlich in Ihrem Sinne. Ich war früher Materialist, und jetzt bin ich Pessimist, aber ein ehrlicher Mann, und, wie ich glaube, Pessimist eben deshalb, weil ich ehrlich bin."

„Dann müssen Sie mich also für unehrlich halten, weil ich es nicht bin?"

„Bitte, wenden Sie die Sache nicht persönlich, aber sagen Sie selbst, finden Sie, daß es ein großes Vergnügen ist, zu leben?"

„Ein Vergnügen soll es auch, nach meiner Auffassung, nicht sein."

„Das ist's ja, was ich sage, daß der Pessimismus im Grunde nur das gereinigte Christentum ist, ohne die abergläubischen Zuthaten seiner langen, geschichtlichen Entwickelung."

„Diese Auffassung ist mir ebenso neu, wie ich sie kühn finde. Uns Christen ist grade das, was Sie die abergläubischen Zuthaten nennen, der wesentlichste Gegenstand des Glaubens."

„Wir sind an dem Punkt angelangt, wo unsere Wege sich scheiden. Sie halten für Wahrheit, was die biblischen Berichte erzählen, ich meinerseits halte die Bibel für ein Buch, das der Kritik unterliegt, wie alle anderen, und überdies für ein Buch, von dessen angeblichen Thatsachen eben diese Kritik nicht viel überläßt."

„Die Kritik müht sich seit zweitausend Jahren ab, der Bibel beizukommen, bisher, wie Sie zugeben werden, mit geringem Erfolg."

„Ich kann den Erfolg unter den Gebildeten der Gegenwart so gering nicht finden."

„Es hat Gebildete und sogar große Geister gegeben, welche den wesentlichen Inhalt der Schrift festgehalten haben."

„Sie sagen den wesentlichen, das ist schon eine Einschränkung. Ich will Ihnen aber auch wesentliche Dinge nennen, die Sie mir preisgeben werden. Glauben Sie z. B. wirklich an das Paradies, und glauben Sie, daß in demselben die Raubtiere ihre Krallen und Tatzen benutzt haben, um Heu zu fressen?"

„Mir ist keine Schriftstelle bekannt, welche die Raubtiere für Vegetarianer erklärt. Uebrigens geraten wir in einen religiösen Disput hinein, der uns von dem Zweck Ihres Besuches weit abführt."

„Da haben wir's," lächelte Hersfeld, „Sie weichen aus, weil Sie nicht ehrlich für Ihre Ansicht einstehen wollen. Ich bin ein Heide, aber ein ehrlicher. Sagen Sie selbst, könnte ich nicht, wenn ich Komödie spielen und vor den frommen Damen den Schein christlicher Frömmigkeit erwecken wollte, ein Spiel gewinnen, das ich von Herzen gern gewinnen möchte. Aber das will ich nicht. Will die junge Christin mich nehmen, so soll sie mich als alten Heiden nehmen, wie ich bin. Will sie es nicht, nun — dann vermehrt sich eben die Zahl der schmerzlichen Erfahrungen meines Lebens wieder um eine neue, was beiläufig bei der schon vorhandenen stattlichen Anzahl keinen großen Unterschied ausmacht."

Mit kalter Bitterkeit hatte Hersfeld diese letzten Sätze herausgestoßen und starrte nun, mit einem schmerzlichen Ausdruck in den Zügen, aus dem Fenster ins Leere hinaus.

Nach einer Pause drehte er sich um und fragte noch einmal: „Daß ich als Heide genommen werde, glauben Sie also nicht?"

„Es thut mir leid," erwiderte ich ernst, „aber ich muß es bezweifeln."

Er griff zu Hut und Stock und wiederholte mit einem Seufzer.

„Als Heuchler würde ich genommen, als ehrlichen Mann setzt man mich kalt vor die Thür."

Etwa vierzehn Tage später — ich war noch immer in Badenweiler — ging ich an einem Sonntag Abend mit dem Pastor Asmuß aus Kalditten, dem Geistlichen von der Rehberg'schen Herrschaft, in eifrigem Gespräch begriffen auf dem Rundweg um die Ruine herum.

Es war alles gekommen, wie ich gefürchtet hatte.

Hersfeld, so kalt und blasiert er sich stellte, war doch von einer so lebhaften Neigung zu der jungen Marie Rehberg ergriffen, daß er es nicht fertig gebracht hatte, abzureisen. Er war mit dem Hotel-Omnibus nach Müllheim zur Eisenbahn gefahren, hatte aber auf dem Bahnhof kein Billet, sondern eine Droschke genommen, die ihn nach Badenweiler zurückführte. Hier wieder installiert, hatte er seine Werbungen mit erneutem Eifer fortgesetzt. Wo immer in den Anlagen Rehbergs sich sehen ließen, war Hersfeld wie ihr Schatten in der Nähe zu finden.

Die Stellung der Familie zu Hersfelds Plänen war eine sehr verschiedene. Eine unbedingte Gegnerin hatte er an der alten, unverheirateten Tante. Diese hielt überhaupt das Heiraten für nicht sehr nötig und am allerwenigsten die Heirat mit einem Manne, von dem die Frauen wußten, daß er ihrer christlichen Ueberzeugung nicht etwa gleichgültig, sondern als Gegner und Spötter gegenüberstand. Entschiedene Fürsprecherin war ihm die Mutter, oder wenigstens hätte sie es sein mögen, wenn sie ihrem Herzen gefolgt wäre. Weit mehr als ihre Tochter bewunderte sie den schönen und interessanten Mann. Gewiß war sie ernst genug, um die großen Bedenken gegen eine solche Verbindung nicht leicht zu nehmen, aber im Grunde ihres Herzens wünschte sie dieselbe und war daher auch um Beschönigungen und Ausreden nie verlegen, wenn die Tante ihr aus ihren eigenen Grundsätzen nachzuweisen suchte, daß sie die Werbung überhaupt nicht zugeben dürfe.

Sehr viel ernster als die Mutter nahm die junge Gräfin die Bedenken auf, welche die Tante nicht müde wurde ihr vorzustellen. Sie war eine festgegründete, gereifte Christin, und daher voll tiefen Mißtrauens gegen sich selbst und ihre Kraft. Wenn daher die Mutter ihre Sorge zu zerstreuen bemüht war und die Ansicht vertrat, daß, wenn die Frau es nur recht anfange, sie bald auch den Mann für ihren Glauben gewinnen werde, so sprach Marie ganz offen die Befürchtung aus, daß die Entwickelung eine umgekehrte sein, und der ungläubige Mann sie dem Glauben ihrer Kindheit abspenstig machen könne.

Unzählige Male wurde auch ich zu Rate gezogen, was in dem schwierigen Falle zu thun sei. Ich aber vermied es natürlich, irgend einen direkten Rat oder Abrat zu geben. Ich konnte immer nur meine Ansicht dahin wiederholen, daß ich Hersfeld für eine kalte und verstandesmäßige und zunächst jeder Religion entfremdete Natur, daß ich ihn aber für einen im Grunde anständigen Charakter hielte.

Mit meiner zweideutigen Auskunft war aber den Frauen nicht gedient, sie wollten bestimmten Rat haben, und da der Graf mit dem seinigen nicht in Betracht kam, so ersuchten sie ihren Geistlichen in Kalditten, auf den sie große Stücke hielten, für einige Tage nach Badenweiler zu kommen und das entscheidende Wort, dem man sich fügen wollte, zu sprechen.

Pastor Asmuß kam an einem Sonnabend Abend, und am folgenden Tage fiel mir die Aufgabe zu, den parteiischen Darstellungen der Frauen mein unbeteiligtes Urteil hinzuzufügen.

„Ich beneide Sie nicht um ihre Aufgabe, Herr Pfarrer,“ sagte ich, „Sie sollen Vorsehung spielen, und das ist für kurzsichtige Menschen immer mißlich.“

„Gott weiß es,“ erwiderte er, „zumal in einer Sache, wo im Grunde nur das Herz der zunächst beteiligten jungen Gräfin entscheiden kann.“

„Haben Sie Hersfeld schon kennen gelernt?“

„Ich saß neben ihm am Wirtstisch, aber naturgemäß ließ die Anwesenheit vieler Menschen keine andere als oberflächliche Unterhaltung zu.“

„Und sein äußerer Eindruck war günstig?“

„Er war freundlich und liebenswürdig und vermied es in jeder Weise, irgend etwas zu sagen, was mich oder meinen Stand hätte verletzen können.“

„O darin,“ erwiderte ich, „ist er stets sehr vorsichtig, und ich möchte sagen, wohl-

erzogen. Er wird niemals etwas darin suchen, religiöse Leute durch Spott zu verletzen, um so weniger nimmt er ein Blatt vor den Mund in Gesellschaft von Herren, von denen er glaubt, daß sie einen Puff vertragen können."

„Und Sie glauben nicht, daß das Freude am Sarkasmus ist, hinter welcher doch noch ein Stück übertäubter Religiosität sich findet?"

„Beim besten Willen nicht. Ich habe niemals einen Menschen kennen gelernt, bei dessen Pessimismus und seinem Materialismus ich so das Gefühl der vollen, überzeugten Wahrheit gehabt hätte, wie bei Hersfeld."

„Da glauben Sie also auch nicht, daß es einer frommen Frau gelingen werde, ihn durch Milde und Sanftmut und durch Entfaltung aller christlichen Tugenden für Christum zu gewinnen?"

„In der Hinsicht glaube ich garnichts, verehrter Herr Pfarrer, das steht bei Gott allein. Unter allen Umständen halte ich es für ein gewagtes Experiment für ein junges, unerfahrenes Mädchen, einen Mann in seinen Ansichten erschüttern zu wollen, der ihr nicht nur an Klugheit und Geist, sondern vor allem an Alter und Lebenserfahrung so weit überlegen ist."

„So ist wirklich Herr von Hersfeld Ihrer Ansicht nach ein geistvoller Mann?"

In diesem Augenblick näherten wir uns der äußersten Ausbiegung des Rundweges, wo ein herrlicher Ausblick in das Rheinthal, das auf der entgegengesetzten Seite von den Vogesen umkränzt wird, das Auge entzückt. Am Rande des Abhanges stand Hersfeld und blickte, in Gedanken verloren, in die dämmernde Ferne hinaus.

„Dort steht er," sagte ich zu dem Pfarrer, „sprechen Sie selbst mit ihm und suchen Sie aus seinem eigenen Munde zu erfahren, was Sie erfahren müssen."

Ich wollte mich verabschieden, aber der Pfarrer bat mich dringend, zu bleiben, und so that ich ihm den Gefallen und blieb.

Da Hersfeld genau darüber orientiert war, was der Pfarrer sollte und wollte, so kam er ihm auf halbem Wege entgegen und führte selbst durch die Frage, der Pfarrer müsse nun wohl ein Examen mit ihm anstellen, das Gespräch auf die Dinge, über welche Auskunft zu erbitten für den Pfarrer immerhin peinlich gewesen wäre. Aber die Sache nahm keine sonderlich erfreuliche Wendung. Der Pastor mochte es gewohnt sein und die Fähigkeit besitzen, mit solchen zu disputieren, welche wenigstens in einiger Hinsicht von gleichem Gesichtspunkte ausgingen, wie er, aber zur Auseinandersetzung mit einem Manne, der alle christlichen Grundvoraussetzungen leugnete, fehlten ihm Takt und Geschick. Mir aber erschwerte er es vielfach, ihn in der Verteidigung zu unterstützen, weil er Dinge vorbrachte, die ich selbst nicht billigte, hinsichtlich derer aber ich doch dem Gegner alles Christentums den Gefallen nicht thun mochte, die Christen als solche erscheinen zu lassen, die uneins wären über die Quellen und obersten Grundsätze ihres Glaubens.

Die Folge davon war, daß ich mir zwei Gegner gemacht hatte.

Am nächsten Morgen um sieben begegnete ich Hersfeld auf der Brunnenpromenade.

„Aber ich begreife Sie nicht," sagte er nach kurzer Begrüßung, „wie ist es möglich, daß Sie mir gestern nicht beistanden, als der alte Pastor seine fabelhaften Thesen aufstellte."

„Ich mußte es ihm überlassen, seine Sache zu führen," erwiderte ich, „will Ihnen übrigens gern gestehen, daß ich weit entfernt bin, alles zu billigen, was er gesagt hat."

„Ich dachte es mir gleich, daß Sie wenigstens seine Taktik mißbilligen müßten. Als ich ihm von weitem den kleinen Finger zeigte, ergriff er gleich die ganze Hand und verlangte von einem gebildeten Manne, was ihm vielleicht schon die Kinder in der Dorfschule nicht mehr abgenommen haben."

„Welche unter seinen Zumutungen war Ihnen denn so anstößig?"

„Der gute Mann schien mir die Lehre von dem Opfertod Christi für die Grundbedingung einer glücklichen Ehe zu halten."

„In gewissem Sinne gebe ich ihm darin Recht, wenn ich auch andererseits zugestehe, daß er den Hausbau nicht beim Fundament, sondern beim Dache angefangen hat."

„Mir ist, offen gestanden, von allen christlichen Lehren diese die unverständlichste. Sollte Gott wirklich, wenn er der Menschheit zürnte, nur durch ein Menschenopfer zu versöhnen gewesen sein?"

„‚Sollte Gott gesagt haben', mit dieser Einleitung hat von den Tagen des Paradieses her aller Zweifel und Unglaube seine Auflehnung begonnen. Wir kommen hier und da nicht anders zum Ziel, als daß wir den Verstand gefangen nehmen und Gehorsam üben."

„In Sachen der Erkenntnis Gehorsam üben, das ist es grade, was ich nicht kann. Hat mir ein Gott den Verstand gegeben, nach welchem zweimal zwei vier sind, so kann ich unmöglich gleichzeitig meinen Verstand gefangen geben in die Behauptung, daß zweimal zwei fünf sind."

„Sie vergessen, daß es sich bei diesem Gehorsam nicht um Thatsachen irdischer Erkenntnis, sondern um überirdische Dinge des Glaubens handelt. Die Ansicht, daß Christus für uns gestorben ist, kann ich Ihnen so wenig beweisen, wie Sie mir das Gegenteil. Es ist eine Frage des Glaubens oder Unglaubens, und alle, die sie glauben, werden Ihnen stets die Versicherung geben, daß das Glück ihres Lebens mit diesem Glauben zusammenhängt."

„Wenn ich das zugebe, so muß ich annehmen, daß die Menschen verschieden konstruiert sind, daß es einige giebt, die für den Glauben, und andere, die für den Unglauben prädestiniert sind."

„Und sich selber halten Sie für den Unglauben prädestiniert?"

„Aus tiefster Ueberzeugung."

Die Dinge gingen unaufhaltsam ihren Gang. Je länger, je weniger vermochte Marie sich dem Eindruck Hersfelds zu entziehen. Die Mutter, die so lange geschwankt hatte, war nun in ihrer Meinung, daß man es wagen solle, durch Pastor Asmuß bestärkt worden, obschon dieser schwache Mann in keiner Weise ihre Ansichten beeinflußt, sondern sich lediglich zum Echo hergegeben hatte für das, was sie selber vorschlug. Die weibliche Prophetengabe sagte ihr vorher, daß es nicht gut sei, in dieser Sache die Verantwortung allein zu tragen, und so hatte sie denn den Geistlichen kommen lassen und beruhigte nun ihr Gewissen damit, daß sie nicht nach dem Wunsch des eigenen Herzens, sondern auf fremden Rat zu der gefährlichen Ehe ihren Segen erteilte.

Die Tante war schließlich die einzige, welche energisch abriet, aber sie predigte tauben Ohren, die Heirat war beschlossene Sache.

Freilich machten die Damen nun untereinander auf das Entschiedenste aus, daß man sich unmöglich dabei beruhigen könne, daß Hersfeld ein ausgemachter und bewußter Nichtchrist sei, sondern es gelte vielmehr, alles daran zu setzen, ihn für den Glauben zu gewinnen und an seiner Bekehrung zu arbeiten, denn dazu waren schließlich doch die Frauen zu klug und auf religiösem Gebiet zu weit gefördert, um für möglich zu halten, daß eine Ehe auf die Dauer glücklich bleiben könne, bei diametral entgegengesetzten religiösen Ansichten.

Immer wieder unternahm es die Gräfin, das Gespräch auf dieses schwierige Gebiet zu leiten und es mit Hersfeld in diesen Dingen zu einer Auseinandersetzung zu bringen, aber sie erreichte nichts anderes, als daß derselbe in der ihm eigenen gewandten und verbindlichen Weise das Gespräch ablenkte und jedem Versuch, eine Frage zur Entscheidung zu bringen, die Spitze abbrach.

Ich konnte mich angesichts dieser Erscheinungen nicht enthalten, einmal auf einem Morgenspaziergange, wo Hersfeld noch nicht zugegen war, ein stilles Zwiegespräch mit Marie herbeizuführen.

„Würden Sie mir wohl ein Wort gestatten über den Schritt, den Sie vorhaben?“ redete ich Marie an. Sie sagte freundlich und nicht ohne Neugierde zu.

„Es ist ja viel die Rede davon gewesen, daß Ihr Verlobter die religiösen Ansichten nicht teilt, in denen Ihre Eltern, und ich, und vor allen Dingen Sie selbst das Einzige erblicken, was Frieden im Leben und Trost im Sterben geben kann. Ich sehe es daher als einen sehr gewagten Schritt an, daß Sie von alledem absehen wollen, aber Ihr Herz hat gesprochen, und Sie geben Hersfeld Ihre Hand in der festen Hoffnung, daß Gott seinen Sinn lenken und ihn zum Glauben führen möge.“

„Ja, ganz gewiß ist das meine Hoffnung und mein tägliches Gebet,“ warf das junge Mädchen eifrig ein, und sie war schön anzusehen in der freudigen Begeisterung, welche bei diesen Worten ihr ganzes Wesen durchzitterte.

„Haben Sie schon religiöse Gespräche mit Hersfeld gehabt?“

„Ein einziges und sehr kurzes. Er wich mir aus, indem er betonte, daß unsere Ansichten verschieden seien, und ich fürchte mich vor Auseinandersetzungen mit ihm, denen ich mich nicht gewachsen fühle, — und doch werden sie nötig sein,“ fügte sie zögernd hinzu.

„Nichts ist weniger nötig, als das, hier eben wollte ich mit meinem Rat, den zu erteilen Sie mir gestattet haben, einsetzen. Im Dispnt würde Hersfeld Ihnen stets überlegen sein, disputieren Sie daher niemals mit ihm. Bringen Sie ihm gegenüber das Christentum nicht durch Worte, sondern durch Thaten zur Geltung. Das ist meines Erachtens die einzige Predigt, die ihn gewinnen kann.“

„Aber wird das möglich sein, und wenn er nun einmal das Gespräch auf diese Dinge brächte?“

„Seien Sie unbesorgt, er wird das nicht thun. Er hat es mir sogar versprochen, daß er niemals in irgend einer Weise Ihre Gefühle verletzen, Ihren Glauben kränken will. Sie mögen sich am kirchlichen Leben, an christlicher Wohlthätigkeit beteiligen, soviel Sie wollen, aber, fügte er hinzu, selbstverständlich muß solch ein Pakt auf Gegenseitigkeit beruhen; ich muß sicher sein, daß ich mit Bekehrungsversuchen verschont bleibe.“

„Aber ist es nicht Pflicht für mich, den Glauben zu bekennen, der mich erfüllt?“

„Seid klug wie die Schlangen,“ erwiderte ich, „und ohne Falsch wie die Tauben. Sie werden sehen, daß die Aufgabe zu schweigen viel schwerer ist, als das Reden, das Schwerste aber wird sein, daß Sie selbst Ihren Grundsätzen treu bleiben. Sie werden Ihrem Manne folgen müssen in die Kreise, denen er in Berlin angehört, und in einer Gesellschaft, in der von allen, nur nicht von göttlichen Dingen die Rede ist, verkehren müssen. Sie werden hineingerissen werden in den Strudel des Berliner Lebens, werden Theater, Konzerte, Bälle und Geselligkeit aller Art besuchen müssen, und ich kann Ihnen aus Erfahrung sagen, daß es nicht leicht ist, da ganz unbeeinflußt zu bleiben und von dem Wege nicht abzuweichen, den wir für den rechten halten . . . . .“

„Ich hoffe immer noch, daß Gott sein Herz lenken und ihm die Augen öffnen wird.“

„Gott erfülle Ihre Hoffnung,“ sagte ich, „da kommt übrigens Hersfeld.“

Die beiden Verlobten eilten auf einander zu, um sich in herzlicher Weise zu begrüßen.

Zwei Monate später fand im Schlosse zu Kalditten die Hochzeit statt.

Am Tage nach derselben trat das junge Paar eine Reise nach Italien an, wo es das Glück in vollen Zügen genoß. Hersfeld bemühte sich, seiner Frau alle Annehmlichkeiten zu bieten, die reiche Leute sich in unserem hochentwickelten Kulturleben verschaffen können. Marie glaubte um so glücklicher zu sein, je mehr sie merkte, daß ihr Mann nicht nur sein gegebenes Versprechen, sie in keiner Weise an der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu verhindern, auf das Gewissenhafteste hielt, sondern sogar bemüht war, ihren Wünschen zuvorzukommen.

In Venedig z. B. kamen sie grade an einem Sonnabend Abend an. Am nächsten Morgen erkundigte sich, als beide aus dem Hotel traten, Hersfeld zur Verwunderung

seiner Frau nach der Lage der deutschen Kirche und der Anfangsstunde des Gottesdienstes.

Marie horchte hoch auf, und eine freudige Hoffnung durchbebte sie. Sollte wirklich ihr Mann die Absicht haben, sie zu begleiten? Wenn nur erst ein warm gepredigtes Wort an ihn heran käme, so hoffte sie, werde auch die Wirkung nicht ausbleiben.

Sie erinnerte sich ihres Versprechens und sagte kein Wort, aber in freudiger Zuversicht legte sie ihren Arm in den seinen und folgte ihm, als er den Weg zur deutschen Kirche einschlug.

An der Thür angekommen, blieben sie stehen, Hersfeld zog seine Uhr und sagte dann mit ernster Miene:

„Jetzt ist es zehn Uhr, mein lieber Schatz, dein Gottesdienst wird eine Stunde dauern, um elf Uhr bin ich wieder hier und hole dich ab. Ich gehe solange ins Café, meine Zeitung zu lesen.“

Marie verbarg schwer ihre Enttäuschung. Aber sie lächelte ihm doch zu und trat in die Kirchthür ein. Das Wort „dein Gottesdienst“ klang ihr immer in den Ohren, das Lächeln verschwand, die Lippen zuckten und eine große Thräne perlte langsam über ihre Wange nieder.

Indessen faßte sie sich schnell. Was hatte sie denn im Grunde für ein Recht, überrascht zu sein. Es war nichts geschehen, als was man ihr vorhergesagt hatte. Sie betete inbrünstig für den, der ihr Herz erfüllte, und als er zur festgesetzten Frist am Ausgang erschien, lag auf ihren Zügen ein Lächeln, so freundlich und sonnig, als es nur jemals gewesen war.

Ganz ähnliche Vorgänge wiederholten sich häufig auch an anderen Orten. Marie gewöhnte sich nicht nur daran, sondern gab ihnen allmählich eine Deutung, welche den tiefsten Wünschen ihres Herzens entsprach. Sie legte seine kühle Objektivität, die Frauen und Kindern das religiöse Spielwerk als harmlosen Zeitvertreib gönnte, als ein Beweismittel dafür aus, daß er dem Glauben doch wohl nicht ganz so entfremdet sei, wie er sich stellte, und während sie sich alle Mühe gab, ihrem Mann zu gefallen und ihm seine Wünsche an den Augen abzusehen, verdoppelte sie die Inbrunst ihres täglichen Gebetes zu Gott um die Bekehrung dessen, dem sie ihr Schicksal anvertraut hatte.

Die Rückkehr des jungen Paares aus Italien fand Ende Januar statt, d. h. sie hielten ihren Einzug in Berlin zu einer Zeit, wo das winterliche Gesellschaftsleben noch in voller Blüte stand.

Hersfeld hatte ein prachtvolles Quartier in der Voß-Straße gemietet und aufs Glänzendste einrichten lassen. Die Räume und die zahlreiche Dienerschaft, welche engagiert war — alles deutete darauf hin, daß man nicht nur selber ausgehen, sondern auch Gäste bei sich sehen wollte.

Nachdem das Ehepaar sich einige Tage hindurch in den eigenen Räumen zurecht gefunden hatte, begannen sie in ihrer eleganten Equipage Visiten zu fahren. Hersfeld verkehrte in den mannigfachsten Gesellschaftskreisen, durch seine Beziehungen zu den großen Bank-Instituten war er in der Groß-Finanz eine gerngesehene Persönlichkeit. Durch die Groß-Finanzleute hatten sich ihm vielfache Gelegenheiten geboten, mit den auswärtigen Diplomaten bekannt zu werden, und durch diese Bekanntschaften war er dann überhaupt in die erste und vornehmste Gesellschaft Berlins eingedrungen. Seine nunmehr stattgehabte Verbindung mit der jungen Komtesse Rehberg, deren Vater Herrenhausmitglied war, konnte nur dazu dienen, die alten Beziehungen zu befestigen und neue Thüren zu öffnen.

Hersfeld rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß der Strudel des Berliner Lebens, in den er seine Frau unvermerkt hineinzuziehen suchte, dieselbe allmählich von allen Skrupeln, unter denen er zuweilen auf der Reise gelitten hatte, befreien und sie über-

haupt in ihrer religiösen Stellung erschüttern würde, wenn sie nur erst um sich her, so rechnete er, lauter vornehme, reiche, feingebildete Leute sehen würde und zugleich bemerken, daß kaum einer von allen denen sich um Kirche und kirchliche Dinge kümmerte.

Aber so schnell kam der Verkehr natürlich nicht in Gang, und in der ersten Zeit fanden sich doch noch manche Abende frei und unbesetzt.

„Was meinst du, wollen wir nicht einmal ins Theater gehen?" sagte am Schluß der ersten Woche Hersfeld zu seiner Frau.

„Wenn du Lust hast, warum nicht," erwiderte Marie, die noch nie in ihrem Leben ein Theater betreten hatte. „Wird denn etwas Gutes gegeben?"

„Wir wollen den Zettel besehen," sagte er, „zeig' her, was es giebt," und nahm von ihrem Tische ein Zeitungsblatt, das er eilig durchflog.

Nach einigem Suchen fuhr er fort: „Was in den besseren Theatern gegeben wird, ist alles langweilig heute, das einzig Mögliche scheint mir Walhalla-Operetten-Theater. Meine Freunde erzählen mir, daß das Stück, das da gegeben wird, sehr amüsant sein soll."

„Wie heißt es?"

„‚Diana', hast du Lust?"

„Wenn du gehen willst, so begleite ich dich."

Hersfeld empfand es, daß seine Frau nicht die geringste eigene Neigung äußerte, das Stück zu sehen, sondern offenbar nur aus Rücksicht für ihn ihre Zustimmung gab. Er ärgerte sich, sagte aber nichts und abends fuhr man ins Theater.

Das Stück war, wie es alle dergleichen Stücke sind, schlüpfrig und lüstern von Anfang bis zu Ende. Hersfeld mußte es mit ansehen, daß die Empfindungen seiner Frau aus Unbehagen in Ekel und aus Ekel in Empörung übergingen, daß man es überhaupt wagte, dergleichen Sachen öffentlich auszusprechen.

Als die Vorstellung aus war, fuhren Beide nach Hause und tranken gemeinsam den Thee, aber eine Unterhaltung wollte nicht zustande kommen, da etwas zwischen ihnen lag. Keiner mochte es über sich gewinnen, von der eben gesehenen Vorstellung zu sprechen. Marie, weil sie wußte, daß alles, was sie sagen könnte, ihrem Manne unangenehm sein würde, Hersfeld, weil er das Gefühl hatte, daß dieser erste kühnere Versuch, seine Frau einer freieren Lebensauffassung zugänglich zu machen, völlig gescheitert sei.

Ja, er war nicht nur völlig gescheitert, sondern Hersfeld fühlte sogar etwas, wie Gewissensbisse, die zwingende Empfindung, daß es nicht ehrenhaft sei, die ihm anvertraute reine Frau unreiner Berührung auszusetzen.

Aber zu ernsten Vorwürfen über das, was er gethan, ließ er es gleichwohl nicht kommen, sondern fing vielmehr fast schon an, mit seinem Schicksal zu hadern. Wie war denn da jemals auf irgend einen Lebensgenuß zu hoffen, wenn seine Frau auch fernerhin den ganzen Weltverkehr zwar stets mit freundlicher und liebenswürdiger Miene mitmachen wollte, aber doch immer so, daß diese Freundlichkeit nicht der Ausdruck ihres eigenen Wohlbefindens, sondern nur ein Opfer sein würde, das sie ihrem Manne darbrachte.

Inzwischen tröstete er sich damit, daß Rom nicht in einem Tage erbaut worden sei, und daß er offenbar zu viel verlangte, wenn er schon gleich nach einer einzigen Probe am Ziel seiner Wünsche sein wollte. Durch ein allmähliges Gewöhnen seiner Frau an üppiges Weltleben hoffte er sie mit der Zeit noch herum zu bekommen.

War aber Hersfeld auf seine Interessen bedacht, so wich aus Mariens Gedankenkreise niemals die Erwägung, ob sie nicht irgend etwas thun könne, um ihren Mann aus dem Banne seiner rein irdischen Denkweise zu lösen.

Sie erinnerte sich des Ratschlages, den man ihr gegeben hatte, niemals über religiöse Fragen zu disputieren, und ihr Instinkt bestätigte ihr zu voller Gewißheit,

daß dabei nichts herauskommen würde. Darum rechnete sie, es komme besonders darauf an, Hersfeld mit Männern zusammen zu bringen, die in christlicher Erkenntnis gefördert und zugleich in geistiger und dialektischer Hinsicht ihm gewachsen seien.

Ihrem Kirchenbesuch hatte Hersfeld, wie er es der Mutter versprochen, niemals irgend ein Hindernis in den Weg gelegt, und so hatte sie in der ihr zunächst gelegenen Trinitatiskirche den Superintendenten Holzmann durch seine Predigten kennen und schätzen gelernt. Gerade auf Ungläubige, meinte sie, müßten seine Worte einen großen Eindruck machen, aber sie wußte ganz genau, daß es ihr niemals gelingen würde, ihren Mann zum Besuch dieser Kirche zu bewegen, und so nahm sie zu einem Umweg ihre Zuflucht.

Durch ein ihr zugesandtes Programm des „Christlichen Vereins junger Männer" war zu ihrer Kenntnis gekommen, daß in den Vereinsräumen ein Concert namhafter Dilettanten stattfinden, und die Versammlung, welche auf einen Abend berechnet war, durch eine Ansprache des Superintendenten Holzmann geschlossen werden sollte.

Als eben in jenen Tagen ihr Mann sie aufforderte, mit ihm ein Konzert zu besuchen, faßte sie sich ein Herz und kam mit ihrem Gegenvorschlag heraus.

Aber mit derselben Feinheit des Gefühls, mit welcher sie schon von weitem die Fallen entdeckte, die man ihr legte, spürte auch hier Hersfeld die Absicht heraus, die ihn verstimmte.

„Und wo wird denn dein Konzert stattfinden, wenn man fragen darf?"

„Es sind Vereinsräume," antwortete sie.

„Was für Vereinsräume, welchem Verein gehören sie?" forschte er unerbittlich weiter.

„Es ist ein christlicher Verein junger Männer."

„Dann wird es doch jedenfalls nicht bei Konzert und Musik allein bleiben, sondern es werden auch Reden, und zwar geistliche, gehalten werden. Ich müßte doch die Pastoren schlecht kennen, wenn ich glauben soll, daß in einem Verein, den sie leiten, jemand aus- und eingehen könnte, ohne angepredigt zu werden."

„Nun ja," gab Marie kleinlaut zu, „es wird wohl zum Schluß eine Andacht gehalten werden."

„Und wer wird sie halten?"

„Superintendent Holzmann."

„Das habe ich mir gleich gedacht, gestehe es nur offen, dein ganzes Konzert hat weiter keinen Zweck, als daß ich Holzmann seine Rede hören soll!"

Marie wagte nicht nein zu sagen.

„Sieh, liebes Kind, fuhr Hersfeld nun fort, „wir fühlen Beide, daß etwas zwischen uns ist, du bist nicht zufrieden und ich auch nicht. Woran liegt das? An nichts anderem, als daß du dich nicht dabei beruhigen kannst, daß ich deine religiösen Anschauungen nicht teile, und ich dächte doch, ich hätte dir volle Klarheit darüber gegeben, daß jeder Versuch, mich zu bekehren, völlig aussichtslos ist. Magst du direkt auch niemals von diesen Dingen sprechen, so merke ich es ja dennoch aus deinem Thun und Lassen, aus deinem Reden und Schweigen: kein anderer Gedanke beseelt dich, als der Wunsch, mich schließlich auch noch einmal fromm zu machen, und mich verstimmt nichts so, als dieses fortwährende unausgesprochene Streben."

Marie sah mit großen, traurigen Augen ihren Mann beim Beginn seiner Rede an. Als er nun aber fortfuhr, ihr Vorwürfe zu machen, brach sie in einen Strom von Thränen aus, umarmte ihren Mann und sagte schluchzend:

„Ach lieber, lieber Erich, sei mir doch nicht böse, daß ich etwas anderes will, als du willst, ich kann es ja nicht leugnen, daß es der sehnlichste Wunsch meines Herzens ist, du möchtest auch glauben, was ich glaube."

„Was in aller Welt kann denn dir so viel daran gelegen sein", sagte er freundlich einlenkend, „behalte du doch deinen und laß mir meinen Glauben."

„Ach Erich, wenn du es doch erkennen könntest," gab sie zurück; „gerade weil

unser Glaube die Liebe giebt, können wir es nicht lassen, auch anderen das Glück zu wünschen, dessen wir selbst teilhaftig geworden. Man könnte sterben für den anderen, wenn man sicher wäre, ihm damit die Augen zu öffnen."

„Sterben für andere! Marie, was sind das für schwärmerische Ideen."

„Und wie gerne stürbe ich für dich!"

„Für mich?"

„Ja, für dich, wenn ich es wüßte, daß mein Wunsch dadurch erfüllt würde."

Die beiden Ehegatten trennten sich in freundlicher, aber ernster Stimmung. Hersfeld machte einen Spaziergang durch den Tiergarten. Sterben will sie für mich, simulierte er für sich hin; welch ein Maß von Fanatismus sind doch diese Geistlichen zu entzünden imstande, wenn sie sich so einer edlen, aber unerfahrenen Seele bemächtigen.

Zunächst sollten beide Ehegatten über den inneren Zwiespalt nun noch leichter hinwegkommen, als sie geglaubt, denn die Erwartung eines fröhlichen Familienereignisses half über manche Schwierigkeiten hinweg und gestaltete Mariens Leben ohne weiteres Zuthun mehr nach ihrem Sinn, als sie es zu hoffen gewagt.

Im Juli des folgenden Sommers erfüllte sich ihr Herzenswunsch durch die Geburt eines gesunden Söhnchens. Zur Ankunft desselben hatte sich die Gräfin Rehberg mit einer alten Wärterin eingefunden, welche im elterlichen Hause von früh auf Marie gepflegt und gewartet hatte und schon in den letzten Jahren vor der Hochzeit mehr Vertraute als Dienerin gewesen war. Hersfeld umgab in dieser Zeit seine Frau mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit und blickte nicht ohne Stolz auf seinen Erstgeborenen hin.

So hatte sich ihr Leben äußerlich so harmonisch gestaltet, als es bei den inneren Widersprüchen nur möglich war, aber das sollte nur zu bald aufhören. Hersfeld, der bisher den Wünschen seiner Frau in weitgehendster Weise nachgegeben, hatte nun seinerseits erwartet, daß Marie sich jetzt dafür seinen Lebensgewohnheiten anschließen sollte. Doch ihre Kräfte kehrten nur langsam wieder, und ihre Aufmerksamkeit zu Hause wurde durch die Wartung des Kindes vollauf beschäftigt, so daß die Folge war, daß sie ihren Mann selten auf seinen Gängen zum Theater und in Gesellschaften begleitete, und Hersfeld gewöhnte sich mehr und mehr, allein zu gehen und namentlich auch Gesellschaften aufzusuchen, in die er seine Frau nimmermehr geführt hätte.

In einem solchen Kreise, der halb aus jüngeren Herren der Großfinanz und halb aus hervorragenden Bühnenmitgliedern bestand, lernte er auch eine eigentümlich schöne und lebhafte Frau kennen, die Baronin Nordenfeld. Sie erschien in jener Gesellschaft in so auffallender Toilette, daß Hersfeld sich an den jungen Bankier Simonsohn mit der Frage wandte:

„Was ist denn das eigentlich für ein Frauenzimmer?"

„Was denken Sie," erwiderte dieser, „kein Frauenzimmer, sondern eine sehr anständige Dame. Etwas auffallende Toilette, aber sehr gute Familie."

„Witwe?"

„Ja freilich, junge Witwe."

„Was war ihr Mann?"

„Gutsbesitzer in Ostpreußen, als er lebte. Jetzt ist er tot, und sie begräbt ihren Kummer bei Gerson und Hertzog."

Hersfeld ließ sich der schönen Frau vorstellen, begann ein Gespräch mit ihr, und nach kurzer Zeit schon war er derart bestrickt von dem Reiz ihrer Unterhaltung, an welcher sie ihrerseits großes Gefallen zu finden schien, daß er nur ungern sich von der neuen Bekanntschaft trennte.

Dergleichen bedenkliche Feste machte nun Hersfeld häufig allein mit, und das gefiel ihm auch ganz gut, aber ganz mochte er sich über den äußeren Schein doch nicht hinwegsetzen und so hielt er denn darauf, daß gelegentlich bei besonderen Anlässen seine Frau ihn in die Welt begleitete.

Zu den Bekanntschaften Herssfelds gehörten, wie gesagt, einige vornehme Kreise, in denen sich leben ließ. Blieb das Herz auch kalt in solchem Umgang, dessen Oberflächlichkeit jede gemütliche Annäherung ausschloß, so wurde doch Marie in ihren Gefühlen weder verletzt noch beleidigt. Mit dem Takt, der in der guten Gesellschaft unentbehrlich ist, umging man alle Fragen, welche zu Meinungsverschiedenheit Anlaß geben konnten, wenn und so lange man nicht den Standpunkt der Anwesenden von Grund aus kannte.

Bedenklicher waren die geselligen Kreise, deren Umgang Herssfeld seiner Beziehungen zur Börse wegen sich nicht ganz entziehen konnte.

Da er zum Aufsichtsrat der germanischen Bank, deren Direktor ein jüdischer Kaufmann namens Lesser war, gehörte, hatte er das Lessersche Ehepaar einmal bei sich zu Tisch gesehen und konnte es nun nicht wohl ablehnen, einer Einladung zu folgen, welche Lesser und Frau zu einem großen Fest ergehen ließen, das sie in den Nebenräumen des Kaiserhofs veranstaltet hatten. Die Gesellschaft war zahlreich und bunt genug: Offiziere, Beamte, große Kaufleute, Künstler und Schauspieler.

Direktor Lesser war bemüht, sich seinen Gästen gegenüber so zuvorkommend zu zeigen, wie möglich, namentlich war er bestrebt, die Leute mit vornehmen Namen unter einander zusammen zu bringen, um gewissermaßen vor dem einen mit dem anderen zu renommieren.

Herssfelds machten eine Reihe von Bekanntschaften: der Gesandte von Uruguay, der gerade in Berlin anwesende Präsident von Columbien, der Sohn des japanischen Finanzministers, eine Reihe von Offizieren außer Dienst und zwei Majors vom großen Generalstabe. Zuletzt ließ sich noch eine sehr elegante und sehr bewegliche junge Dame als Frau von Nordenfeld Marien vorstellen.

„Von Nordenfeld?“ fragte diese teilnehmend, „ich stamme aus Kalditten in Westpreußen, auf dem mit uns grenzenden Gute Rosenberg wohnt eine Familie Nordenfeld, sind das vielleicht Ihre Verwandten?“

„Eben daher bin ich,“ erwiderte die junge Frau, „Sie werden meinen verstorbenen Mann gekannt haben, ich bin die Witwe von Eberhard Nordenfeld.“

„Die Witwe von Eberhard,“ sagte Marie mit größter Teilnahme, „o, ich habe ja alles erfahren, was Sie Trauriges erleben mußten. Ich habe Ihren Mann so gut gekannt, er war der Gespiele meiner Jugend, aber ich komme jetzt kaum noch in meine alte Heimat, vor zwei Jahren waren wir in den Bergen, voriges Jahr konnte ich meines Kindes wegen nicht reisen, und ob es dies Jahr etwas wird, steht noch dahin.“

„Ihr Kind ist doch nicht krank?“ fragte teilnehmend Frau von Nordenfeld.

„Nicht ernstlich,“ erwiderte Marie, „Gott sei Dank. Es laboriert an den Zähnen etwas.“

„Ach, wie gern möchte ich Ihnen da ein Mittel geben.“

„Vertrauen Sie sich nur der Baronin an,“ warf scherzend Herr Lesser dazwischen. „Sie ist eine große Homöopathin und wäre in Amerika längst Doktor geworden.“

„Spotten Sie nicht, ich verstehe mein Handwerk, sehen Sie mich an und sehen Sie hier die Frau von Herssfeld an. Zu wessen Gunsten fällt die Entscheidung aus?“

Herssfeld, der einen Augenblick anderweitig in Anspruch genommen gewesen war, trat jetzt wieder zu Marie heran und fand sie zu seiner Ueberraschung mit der ihm bereits bekannten Baronin im Gespräch.

„Du kanntest die Baronin,“ sagte Marie, als diese sich entfernt, zu ihrem Gatten, „und hast mir nie davon gesagt. Wußtest du nicht, daß die Nordenfelds seit langen Jahren unsere Nachbarn waren?“

„Ich habe sie nur vor einigen Tagen flüchtig kennen gelernt, woher stammen denn eure Beziehungen?“

„Sie ist ja die Witwe von Eberhard Nordenfeld, unserm Gutsnachbar in Westpreußen.“

„Charmante Dame, wir wollen doch versuchen, sie öfter zu sehen," sagte Hersfeld, nicht ganz ohne Hoffnung, eine Bundesgenossin in ihr zu finden.

Nachdem man mehrere Stunden lang in den Gesellschaftsräumen sich unterhalten, forderten die Gastgeber ihre Gäste auf, in einem großen Eßsaal an kleinen Tischen Platz zu nehmen und dem überaus üppigen Mahle zuzusprechen, das von einer reichen Anzahl Diener aufgetragen wurde.

Der Frau von Hersfeld ließ sich grade im Augenblick des Aufbruchs, als er sie noch unaufgefordert von einem Herrn stehen sah, ein kleiner dicker Jude vorstellen, der den seltenen Namen Cohn führte. Herr Cohn war klein und fett und alles an ihm rund und wohlgepolstert.

„Ich freu' mich sehr, daß ich die Ehre hab', die Frau Baronin zu führen," sagte er im unverfälschten, jüdischen Accent, „ich kenn' den Herrn Baron sehr gut, wir haben manches Geschäft zusammen gemacht."

„Ich glaube, daß mein Mann mir Ihren Namen genannt hat," sagte Marie, um etwas zu sagen.

„Wenn's nur der Name ist, so brauchte ich es d'rum noch nicht zu sein, es giebt viele Cohn, ich bin aber der Inhaber von dem großen Bankgeschäft Cohn & Adler — Unter den Linden. Von Privatbankgeschäften sind wir wohl das größte. Wir haben in voriger Woche die Emission der neuen patagonischen Anleihe gehabt — ein großes Geschäft!" und Cohn wiederholte noch einmal behaglich schmunzelnd: „ein großes Geschäft!"

„Da gratuliere ich Ihnen, Herr Cohn," sagte nun Marie, auch ihrerseits lächelnd. „Es ist ja schön, daß alle Geschäfte wieder einen Aufschwung genommen haben, nur die Landleute klagen."

„Die Landleute klagen immer," gab Cohn zurück, „ist aber auch ein schlechtes Geschäft, die Landwirtschaft. Man muß heutzutage ein reicher Mann sein, um sich Güter zu halten."

„Wer ist die Dame dort in dem auffallenden Kostüm?" fragte Marie, „das Gesicht sieht mir bekannt aus."

„Auf der Bühne werden Sie sie gesehen haben, gnädige Frau, es ist die Prima Donna vom Operetten-Theater, welche in ‚Diana' die Hauptrolle spielt. Sie haben doch ‚Diana' gesehen, gnädige Frau?"

Marie wurde dunkelrot bei dieser Frage, aber es blieb ihr nichts übrig, als zu antworten: „Ich war dort."

Aber Cohn war durchaus nicht ebenso kurzer Hand abzuweisen, er verbreitete sich ausführlich über das Stück und vertrat mit Wärme die Ansicht, daß Lucinde Balfi besonders in dem einen Couplet, welches Marie so sehr anstößig gewesen war, unvergleichlich und geradezu göttlich gespielt habe.

Marien wurde es heiß und kalt bei dem selbstgefälligen Geschwätz ihres Nachbars, sie würde sonst wohl den Mut gehabt haben, ihn heimzuleuchten, aber durch das Geständnis, daß sie selbst jenes Stück gesehen, war sie entwaffnet und hatte die Kraft des Widerstandes verloren.

Ein Gefühl tiefen Heimwehs kam allmählich über sie und Verzagtheit zugleich. War es nicht doch ein zu gewagtes Unternehmen gewesen, in welches sie durch ihre Ehe eingetreten?

Sie war die Heirat mit ihrem Manne eingegangen in der klaren Erkenntnis, daß er ein Ungläubiger, ein Gottesleugner war, sie hatte gehofft, nicht durch Disputation, wohl aber durch ihr Beispiel, durch christliche Tugenden, durch Milde und Sanftmut, vor allem aber durch eifriges Gebet seine Bekehrung zu bewirken. Jetzt war sie bald zwei Jahre verheiratet und was war das Resultat? In der Verwirklichung ihrer Absichten war sie nicht um einen Schritt weiter gekommen, und in dem weltlichen Treiben, das sie umgab und das sie mitmachte, hatte sie, sie fühlte es, schon ein gutes Teil ihrer Widerstandskraft eingebüßt.

Die Verzagtheit, welche über sie gekommen war, gelangte in einem tiefen Seufzer zum Ausdruck, einen Augenblick flimmerte es vor ihren Augen, aber sie erholte sich um so schneller, als eine allgemeine Bewegung in der Gesellschaft entstand.

„Was ist los, was geschieht?“ klangen die Stimmen durcheinander.

Die Sache klärte sich bald auf. Auf das Podium vor der kleinen Bühne, welche auf der Längsseite des Saales sich befand, trat der berühmte Geigenspieler Harrison, um ein Solo auf der Violine zum besten zu geben. Die Leistung war eine künstlerisch vollendete und den Virtuosen lohnte der rauschende Beifall der anwesenden Gäste. Er mußte sich mehrmals produzieren und ein Bravourstück auf allgemeinen Wunsch wiederholen. Ihm folgte der erste Tenorist des Opernhauses, der gleichfalls unter wahren Beifallssalven mit dem Postillon von Lonjumeau die Zuhörer hinriß.

Der Wirt wollte nun eine Pause eintreten lassen, aber es gelang ihm nicht. Eine Anzahl jüngerer Herren, fast schien es, als wäre der Hausherr selber mit im Komplott, umdrängten Fräulein Balsi mit der stürmischen Bitte, sie möge ihrerseits ein Couplet zum besten geben. Die berühmte Soubrette ließ sich etwas bitten, aber bald gab sie nach. Mit routinierter Keckheit trat sie auf das kleine Podium und sang nun grade jenes unsittliche und anstößige Couplet aus „Diana“, welches vor kurzem die ganze Entrüstung Mariens wachgerufen hatte. Die übermütige Laune, welche aus den witzigen Versen sprach, teilte sich elektrisierend der ganzen Gesellschaft und besonders der Jugend in derselben mit, und einige junge Herren fingen schon an, sich über die gewohnheitsmäßigen Schranken hinwegzusetzen, und gaben ihrem Uebermut Ausdruck, indem sie den Refrain des Couplets mitzusingen begannen.

Die Sängerin stieg vom Podium hinab und nun bildete sich um dieselbe ein großer Kreis von Bewunderern, die sich in mehr oder minder groben Schmeicheleien gegenseitig überboten.

Aber nicht nur um den Stuhl der Sängerin, sondern auch um Mariens Sitz bildete sich ein erregter Kreis. Hier freilich ganz anderer Art. Hatte ihr vorher schon das Gespräch mit Herrn Cohn die Stimmung völlig verdorben, hatte die Hitze im Saale das Ihre gethan, um zu der seelischen Unbehaglichkeit eine körperliche hinzuzufügen, so hatte es ihr endlich den Rest gegeben, die Augen ihres Mannes mit sichtlichem Behagen an den Lippen der sittenlosen Sängerin hängen zu sehen. Kalter Schweiß brach aus ihrer Stirn, und langsam sank sie halb seitwärts von ihrem Sessel zur Erde nieder. Viele hülfreiche Hände griffen sofort zu, um die Ohnmächtige aufzurichten. Man wandte die gewöhnlichen Mittel, an und der Erfolg war wenigstens der, daß nach Verlauf einer Viertelstunde das Hersfeldsche Ehepaar, während die Gesellschaft fortdauerte, nach Hause fahren konnte. Marie war zu Bett gebracht, und der Arzt gerufen, der am nächsten Tage ein Nervenfieber konstatierte.

Im Juni des Sommers, welcher auf diesen Winter folgte, traf ich mit dem Hersfeldschen Ehepaar wieder in Badenweiler zusammen. Mariens Gesundheit bedurfte noch äußerster Schonung, aber man konnte keinen fürsorgenderen Ehemann finden, als Hersfeld. Voll ausgesuchter Aufmerksamkeit umgab er seine Frau mit allem, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens demjenigen zu Gebote steht, der das Geld nicht zu schonen braucht. Und ihrerseits Marie suchte in jeder Weise diese Aufmerksamkeit zu erwidern und zu thun, was sie ihrem Manne an den Augen absehen konnte.

Ein oberflächlicher Beobachter dieses Ehepaares hätte glauben können, daß hier wirklich alles gegeben sei, um ein Stückchen Erdenglück zu schaffen, wirklich einmal eine Oase in der großen Wüste von Mühen, Sorgen und Trübsal, die das Menschenleben darstellt.

Wer aber, wie ich, die Vorgeschichte dieser Ehe kannte und auch über den späteren Verlauf derselben manches gehört, konnte nicht umhin, das Verhältnis sich gründlicher anzusehen und die Formen, in denen das Zusammenleben der Gatten sich vollzog, auf

ihren wahren Wert zu prüfen, und da schien es mir bald, als ständen die Beiden sich völlig fremd gegenüber.

Meine Vermutung sollte zur Gewißheit werden, als einmal Hersfeld für einige Tage in Geschäften abwesend war und mir Gelegenheit gegeben ward, dann und wann allein mit der jungen Frau in den Anlagen zu verweilen.

Eines Morgens kam dieselbe in ihrer freundlichen Weise auf mich zu, als ich mich mit Büchern und Schreibwerk auf einem der schattigen Plätze niedergelassen hatte. Als sie herankam, bedeckte ich, was ich geschrieben hatte, mit einem großen Löschblatte.

„Sie verbergen ja Ihre Arbeit, als ob Sie ein schlechtes Gewissen hätten?" scherzte Marie.

„Dazu habe ich auch alle Ursache," erwiderte ich, „ich habe etwas ganz Schreckliches verbrochen."

„Wohl gar ein Gedicht?"

„Wie Sie raten können."

„O, lassen Sie michs lesen," bat sie.

„Unter einer Bedingung, daß Sie es mir sofort laut vortragen."

Sie nahm das Papier und las:

„Manch' rauher Weg, manch' steigender und steiler,
Ist hier im Wald von meinem Fuß berührt, —
Doch einen Weg nur giebt's in Badenweiler,
Der sanft und eben zur Bestimmung führt.

Du Zufluchtsweg der Alten und der Matten
Teilst Jedem aus, so reich und doch so schön,
Dem Sonnenwärme und dem kühlen Schatten,
Schutz vor dem Nord, wie vor des Südens Föhn.

In Wald und Gartens freundlicher Verbindung,
Von mächt'gen Kronen schützend überdacht,
Führst du uns hin in sanft geschlung'ner Windung,
Wo uns das Rheinthal froh entgegenlacht.

Hoch über uns, ein grau gespenstisch Wesen,
Die alte Burg von fernen Zeiten träumt,
Indes im Blau, die Kette der Vogesen
Das letzte Gold des Abendlichts umsäumt.

Dann geht's zurück. Ein Blick auf grüne Auen,
Wo Berg und Thal sanft in einander fließt,
Und majestätisch fern der hohe Blauen
Gen Himmel ragend uns den Ausblick schließt.

O schöner Weg, wie mahnst du doch so leise,
So mild und still, wie sinnendes Gebet,
Mich an den Kreislauf uns'rer Lebensreise,
An jenen Weg, den Jeder kommt und geht.

Die ersten Schritte unter mächt'gen Bäumen,
Von treuer Hand behütet und bewacht,
Dann in die Welt — von fernem Glück zu träumen,
In jener Zeit, da alles glänzt und lacht.

O sel'ge Zeit, wo alles sonnbeschienen,
Wo alles trunken um uns jauchzt und glänzt,
Und selbst die Zinne wankender Ruinen,
Noch lichtes Gold der Abendsonne kränzt.

Dann geht's zurück. — Die Wünsche, sie erkalten,
Die Hoffnung schweigt. Der Berg verschließt den Blick.
Dann weiter noch. Wir zählen zu den Alten —
Wann hältst du inne, schreitendes Geschick?

Ein kurzer Schritt noch — Eitelkeit der Erden —
Zu seinem Ausgang kehrt der Pfad zurück —
Mensch, du bist Erde und sollst Erde werden —
Staub ist das Ende, auch vom höchsten Glück.

Doch nicht nur das, sollst du, mein Weg, mir sagen,
In deiner Sprache, die mein Herz gerührt,
Nein, jenes auch, daß aus den Erdentagen
Ein schmaler Weg nur zur Bestimmung führt.

Herr, halt uns fest in deinen treuen Händen,
Auf schmalem Pfad, in Erden-Lust und -Last —
Vom Schattenweg, von sonnigen Geländen
Führ' uns hindurch zu sel'ger Friedensrast!"

Es trat ein Augenblick tiefen Schweigens ein.

„Entsinnen Sie sich wohl," fragte sie nach einigen Minuten, „daß Sie mir einst einen Rat gaben?"

„Gewiß denke ich daran, ich habe ihn nicht vergessen. Haben Sie ihn befolgt?"

„Gewissenhaft befolgt," antwortete sie traurig, „aber geholfen hat es nichts. Ich habe nie disputiert mit meinem Mann und viel für ihn gebetet, zwei Jahre lang täglich."

„Tausend Jahre sind vor Ihm, wie ein Tag," antwortete ich, „wo heute noch Schnee liegt, können morgen schon Frühlingsblumen sprießen, und wo heute noch Glaubenslosigkeit und Gottesferne zu sein scheint, kann schon die vorlaufende Gnade ihr Werk im Verborgenen begonnen haben."

„Ich will auch nicht verzagen," sagte sie fest und ruhig, „vielleicht wird mirs einst gehen wie dem Moses, der selbst das gelobte Land nicht erreichte, dem es aber vergönnt war, wenigstens von ferne einen Blick hineinzuthun."

„Das steht in Gottes Hand. Soviel ist gewiß, daß kein Gebet verloren geht, daß sie alle erhört werden."

„Ich glaube in der That, daß Ihr Rat ein guter war. Darum komme ich nun noch einmal zu Ihnen. Sagen Sie mir, was soll ich thun. Mein Mann fühlt es, daß mir der Aufenthalt in Berlin unleidlich ist, daß ich in die weltliche Gesellschaft, in der er verkehrt, nicht hinein gehöre, mich auch niemals darin zurechtfinden werde, und nun will er mir zuliebe aufs Land ziehen, wo ich erfahrungsmäßig stets nach wenigen Wochen schon an Leib und Seele mich erhole. Nun aber weiß ich meinerseits, daß für meinen Mann der Aufenthalt in Berlin und der Verkehr in den großstädtischen Kreisen Lebenslust und Lebensfrage ist. Er ist glücklich, in Berlin seinen Wirkungskreis auszufüllen, und er wird unglücklich sein, unthätig auf dem Lande zu sitzen. Soll ich seinen Entschluß, aufs Land zu ziehen, annehmen, oder soll ich dahin zu wirken versuchen, daß er in Berlin bleibt?"

„Ich glaube unbedingt," erwiderte ich, „daß Sie suchen müssen, Ihrem Mann seine Thätigkeit zu erhalten, sind es auch nur selbstübernommene Pflichten und Arbeiten, so ist es doch Arbeit."

Kennen Sie aber auch den Preis, den ich würde zahlen müssen?"

„Und der wäre?"

„Ich muß dann alles mitmachen in Berlin, was er von mir mitgemacht sehen möchte."

„Und könnten Sie denn darin Ihrem Mann nicht etwas entgegenkommen?"

„Ich fürchte nein, denn daß ich an allen jenen Dingen, Gesellschaften, Theater, Bällen nur aus Pflichtgefühl teilnehme, wird ihm nie genügen, ich müßte sie denn so mitmachen, daß ich den Schein erwecke, mich selbst daran zu freuen, und zu dieser Lüge bin ich nicht imstaude."

„Hat denn Ihr Mann aus eigenem Antriebe den Entschluß kundgegeben, aufs Land zu ziehen?"

„Ganz aus eigenem Antriebe."

„Dann freilich weiß ich kaum einen besseren Rat, als den, daß Sie ihn gewähren

lassen. Wird ihm der Landaufenthalt zu schwer, so ist ja Berlin immer wieder zu erreichen."

„Zu demselben Schluß war ich auch gekommen, und wenn mich etwas an der Sache freut, so sind es die Aussichten für mein Kind. Ein Kind bewahrt sich leichter auf dem Lande, als in der Großstadt, wo die ganze Luft mit Verderbnis erfüllt ist."

„Und wohin werden Sie denn gehen," fragte ich, „Ihr Umzug scheint mir ziemlich fest zu stehen?"

„Zu Kalditten, der Herrschaft meiner Eltern, gehört ein kleines Nebengut, welches hart an der Südbahn liegt. Es befindet sich dort ein ganz stattliches Wohnhaus, das mit geringer Mühe für uns hergerichtet werden kann. Ich glaube, unser Weg wird uns bald dahin führen."

Sie machte eine kurze Pause, dann fuhr sie fort:

„Sie müssen uns besuchen, wenn wir erst dort sind, wollen Sie?"

„Wenns nach meinen Wünschen ginge, nicht mehr wie gerne," erwiderte ich, „aber die Weichsel ist fern, und mein Beruf bindet mich sehr. Indessen kommt Zeit, kommt Rat, wir wollen die Frage offen lassen."

Hersfelds zogen in der That aufs Land, aber das Glück, das sie in der Stadt vergeblich gesucht, sollte auch auf dem Lande nicht bei ihnen einkehren. Marie, deren Gesundheit sonst immer durch die Landluft wesentlich gestärkt worden war, wollte sich diesmal gar nicht erholen, sondern kränkelte fort und fort. Hersfeld aber empfand aufs Peinlichste das Fehlen seiner gewohnten Beschäftigung. Anfänglich war die Sache noch erträglich, so lange die Einrichtung von Haus, Hof und Garten dauerte, als aber dann der Winter kam, und hoher Schnee weithin die Landschaft bedeckte, wurden doch die Tage lang, und die Abende noch länger.

Besuche in der Nachbarschaft hatte man nur wenig machen können, weil Mariens Gesundheit das Fahren auf den schlechten Landwegen nicht wohl vertragen konnte, und die Folge davon war, daß man auch in Hohenfelde nicht oft Gäste sah. Nur eine Dame schien unermüdlich darin, Besuche zu machen, gleichviel, ob sie Gegenbesuche bekam oder nicht, und das war die Baronin Nordenfeld. Sie kam als kühne Reiterin meistens zu Pferde, stellte sich in der Regel nachmittags zur späten Essensstunde ein, die Hersfelds wie in Berlin beibehalten hatten, um dann am Abend auf ihrem normännischen Schimmel den etwa dreiviertel deutsche Meile entfernten Weg nach Franken zurückzureiten.

Da Hersfeld seine Stallungen mit Reit- und Wagenpferden reichlich ausgestattet und selbst wieder zu reiten angefangen hatte, so war nichts natürlicher, als daß er Frau von Nordenfeld häufig bis in die Nähe ihrer Besitzung begleitete. Diese gemeinsamen Ritte waren an sich durchaus nichts Auffallendes, umsoweniger, als Hersfeld stets einen Reitknecht mitnahm, der in gemessener Entfernung folgte.

War aber die Begleitung an sich durchaus gegeben und der Landessitte nicht widersprechend, so wurde sie Hersfeld nichtsdestoweniger gefährlich. Es konnte nicht ausbleiben, daß er Vergleiche zog zwischen der lebenslustigen jungen Witwe, die keck neben ihm einhergaloppierte, und seiner blassen Frau, die den größten Teil des Tages hinfällig auf ihren Polstern lag. In Berlin hatte sie ihm den Aufenthalt völlig verleidet, weil sie keinen Gefallen fand an der Geselligkeit und an allen den Genüssen, welche das Berliner Leben bietet. Nun war er ihr zuliebe aufs Land gezogen in der Hoffnung, daß sie nun wenigstens die Freuden des Landlebens mit ihm teilen werde, aber nichts von alledem war eingetroffen. Statt sich zu erholen, war sie nur noch leidender geworden, und statt der erhofften freundlicheren Stimmung, die sie in sein Leben hineintragen sollte, kämpfte sie nur zu sichtlich selber mit Schwermut und Niedergeschlagenheit. Das freundliche Lächeln, das ihn früher entzückt, verschwand mehr und

mehr von ihren Lippen, um dauernd einem traurigen und wehmütigen Zuge das Feld zu räumen.

An einem schönen Herbsttage saßen die beiden Ehegatten in der Veranda des Hauses, welche nach dem Hofe zu Schutz vor Wind und Wetter bot. Beide warteten ungeduldig auf die Post, welche jeden Augenblick eintreffen mußte. Nicht lange, so rief Hersfeld: „Da ist der Briefträger", nahm Hut und Stock und eilte die Stufen hinunter, dem Ankommenden entgegen. Mit reicher Beute beladen, kam er kurz darauf zurück, schüttete Zeitungen und Zeitschriften, Briefe und Karten auf dem Tische, an welchem Marie saß, aus, und beide vertieften sich in die Lektüre.

Nach Eröffnung eines großen Geschäftsbriefes aus Berlin wurde Hersfeld einen Augenblick ernst und nachdenklich und sagte dann ziemlich erregt: „Eine unangenehme Geschichte, ich werde hin müssen, um die Sache in Ordnung zu bringen."

„Was ist's denn?" fragte teilnehmend Marie.

„Ein ärgerlicher Handel," gab Hersfeld zurück, „die Hypothekenbank, deren Aufsichtsrat ich war, hat auf meinen Rat ein Gut in Posen — es gehörte einem alten Regimentskameraden — zu hoch beliehen, jetzt ist der Konkurs da, und um nicht alles zu verlieren, hat die Bank das Gut kaufen müssen."

„Ich meinte, die Bank wäre so wohlhabend, daß sie einen Verlust ertragen könnte?"

„Die Bank wird nicht gleich sterben, aber sie wird Verluste haben, und das Unangenehme ist, daß ich daran schuld bin."

„Und es läßt sich nichts dagegen unternehmen?"

„Wenigstens nicht für den Augenblick, aber ich werde hin müssen und die Sache betreiben."

„Du willst nach Berlin?"

„Sei nicht böse, daß ich dich verlasse, aber es ist schwer zu vermeiden."

Sie nahm seine Hand und sagte freundlich: „Ich freue mich im Gegenteil und gönne dir von Herzen, wenn du in Berlin die alten Beziehungen einmal wieder aufsuchst, ich weiß, welches Opfer du mir gebracht hast, als du allem entsagtest, was dir lieb war. Gott wird dirs lohnen."

Zu dieser letzten Bemerkung lächelte Hersfeld sarkastisch.

In diesem Augenblick ertönte Hufschlag und die Baronin Nordenfeld kam, gefolgt von einem Reitknecht, über den Hof gesprengt.

Als sie abgestiegen und man sich freundlich begrüßt hatte, kam das Gespräch natürlich bald auf Hersfelds Reise. Die Baronin horchte einen Augenblick sichtlich auf, gleich darauf aber hatte sie ihre Ruhe völlig wiedergewonnen.

„Nach Berlin also wollen Sie?" fragte sie.

„Nur auf kurze Zeit," gab Hersfeld zurück, „ein paar Tage nur."

„Da wird Ihre Frau hier recht vereinsamt hausen."

„Nun, hoffentlich werden Sie ihr fleißig Gesellschaft leisten."

„Von Herzen gern werde ich das, aber es bleiben doch einsame Stunden genug am Tage übrig."

„Wir wissen nicht, ob es zu unbescheiden ist," sagte Hersfeld, „sonst möchten wir Sie gern einladen, ein paar Tage ganz zu uns überzusiedeln."

„Mit Freuden nehme ich das an, ich sitze allein in meinem Schloß, und Ihre liebe Frau hier. Warum sollten wir nicht versuchen, uns Gesellschaft zu leisten."

Marie streckte ihr aus dem Sessel die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner so annehmen."

Man kam überein, daß die Baronin gleich bleiben sollte. Der Reitknecht wurde zurückgeschickt, um die nötigen Sachen zu holen.

Hersfeld reiste am Abend mit dem Nachtkurierzug ab und traf am nächsten Morgen in Berlin ein. Dort erledigte er seine Geschäfte mit der ihm eigenen Pünktlichkeit und Sicherheit, und bald war alles, soviel sich im Augenblick thun ließ, zu seiner Zufrieden-

heit geordnet. Er gab sich nun mit voller Freude dem Zauber des großstädtischen Lebens hin, den er oft schmerzlich und schon lange entbehrt hatte, denn wenn er auch erst kurze Zeit von Berlin fortgezogen war, so hatte ihm doch schon in der letzten Zeit vorher die stets zunehmende Rücksicht auf seine Frau das Berliner Leben völlig vergällt und verleidet. Jetzt war er frei von aller lästigen Rücksicht, und wenn der Gedanke an Frau und Kind ihm kam, so tröstete ihn die Gewißheit, daß die beiden Damen auf dem schönen Landsitz sehr wohl imstande wären, sich die angenehmste Gesellschaft zu leisten, und da auch an Mariens Eltern geschrieben worden war, daß sie doch, wenn möglich, während seiner Abwesenheit nach Hohenfelde kommen möchten, so konnte ihr ja die Zeit kaum lang werden.

Hersfeld hatte auch versucht, mich in Berlin zu treffen, aber verfehlt, ebenso erfolglos war ein von mir unternommener Gang in den „Kaiserhof", um den Gegenbesuch zu machen. Erst nachdem er schon acht Tage in Berlin gewesen, begegneten wir uns eines Vormittags unter den Linden. Hersfeld war außerordentlich aufgeräumt und guter Dinge und ging gerne darauf ein, als ich ihm vorschlug, gemeinsam mit mir einen Spaziergang in den Tiergarten zu machen.

„Und wie gefällt Ihnen," fragte ich, „das stille Landleben nach dem Berliner Trubel, den Sie gewohnt waren?"

„Nun, so gut es gehen kann," erwiderte er, „Sie wissen ja, daß ich hier in der letzten Zeit meines Aufenthalts nichts weniger als angenehme Tage gehabt habe. Was mir zusagte, mochte meine Frau nicht, und was sie mitmachen wollte, war mir zuwider. Diese Konflikte sind jetzt glücklich vorüber."

„Sie sehen wohl aus, hoffentlich bekommt Ihrer Gemahlin die Landluft ebenso gut."

„Das ist leider nicht der Fall, im Gegenteil, sie scheint fast täglich schwächer zu werden, und das ist kein Wunder bei ihren ewigen Quälereien. Meine Frau ist zu schwach besaitet und zu sehr Frau, um der Wahrheit, daß das Leben ein Elend ist, ruhig ins Gesicht zu sehen. Sie hofft immer noch, daß ein Tag komme, der uns Glück und Frieden bringen soll, und doch ist die Kluft zwischen uns, über die keine Brücke hinüberführt."

„Wirklich keine Brücke?" fragte ich teilnehmend.

„Keine," sagte Hersfeld tonlos, „ich habe alles versucht, um ihr etwas Freude am Leben beizubringen, aber sie beharrt dabei, sich nur mit den Dingen einer anderen Welt zu beschäftigen."

„Nun, wenn es sich als unmöglich herausgestellt hat, Ihre Frau zu Ihren Anschauungen herüber zu ziehen, wäre dann nicht vielleicht das Gegenteil doch noch möglich, daß Sie sich zu den Anschauungen Ihrer Frau bekehrten?"

„Fangen Sie auch noch an, mich bekehren zu wollen. Sie wissen es ja, daß ich mich längst damit abgefunden habe, daß man genügsam sein muß in dieser Welt der Schmerzen. Ja, wenn Gott wirklich die Liebe wäre, so müßte er Erbarmen haben mit all dem Jammer auf Erden, und sich nicht in Mitleid von uns Menschen übertreffen lassen."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so kam uns mit großen Schritten ein Offizier, Herr von Bock, entgegen, ein alter Regimentskamerad Hersfelds.

„Hersfeld, altes Haus," schnarrte er schon von weitem, „plagt Sie der Teufel, daß Sie schon wieder sich in Berlin herumtreiben. Frau natürlich zu Hause gelassen?" fragte er mit geistlosem Lächeln.

Hersfeld begrüßte seinerseits den alten Kameraden freundlich, aber ohne auf den Ton einzugehen.

„Wollen wir nicht heute Abend ins Theater gehen?"

„In welches?" fragte Hersfeld.

„Zu Kroll."

„Da war ich gestern Abend schon."

„Sieh einer an, nun dann ins Ostend."

„Da war ich vorgestern."

„Nun, dann wollen wir wenigstens zusammen im ‚Kaiserhof' essen."

„Das läßt sich eher hören," sagte Hersfeld, und dann zu mir gewendet: „Sind Sie vielleicht mit von der Partie?"

Ich sagte meinerseits zu und in der nächsten Stunde führten wir den Vorsatz aus.

Herr von Bock ließ zum Braten Champagner kommen, und wir kamen in eine ganz vergnügte und zuletzt recht lebhafte Unterhaltung. Es ergab sich im Lauf des Gesprächs, daß Hersfeld mit vollen Zügen am Kelch des Berliner Lebens schlürfte, und daß er im Strudel der Geselligkeit und der mannigfachsten geistigen Anregungen den Schmerz zu übertäuben suchte, den ihm die immer wieder aufbrechende Wunde, der Verlust seiner ihn befriedigenden Thätigkeit, verursachte.

Als er grade mit besonders freudiger Miene ein Glas Sekt leeren wollte, kam plötzlich der Portier, die Mütze in der Hand, ein Telegramm für Baron Hersfeld abzugeben.

Es war fast beängstigend anzusehen, wie völlig unvermittelt sich der freundliche Ausdruck des von Natur liebenswürdigen Menschen wieder in die kalten, harten Falten des bitteren Pessimisten umlegte.

„Ich weiß, was es ist," sagte Hersfeld, „es wird eine Krankheit meiner Frau sein, die mich zurückruft. Sie war schon elend, als ich abreiste, ich bin eben eine Viertelstunde vergnügt gewesen, das ist aber schon zu lange für diese Welt."

Er ließ das Telegramm eine Weile uneröffnet auf dem Tische liegen und steckte sich zunächst eine Zigarre an. Dann brach er es auf und starrte einen Augenblick hinein.

„Ihre Vermutung bestätigt sich?" fragte ich teilnehmend.

„Nicht ganz," erwiderte er, „nicht meine Frau ist krank, sondern mein Sohn. Meine Frau bittet mich dringend, heimzukehren; ich muß heute Abend elf Uhr mit dem Kourierzug fahren."

Trotzdem Hersfeld weiter versuchte, unbefangen zu sein, so war nun doch die gute Stimmung völlig zerstört. Man merkte es dem Vater an, wie sehr er an dem Kinde hing, dessen Leben durch Diphtheritis bedroht schien, und wie sehr ihn die Ungeduld peinigte, nach Hause zu kommen. Herr von Bock, dem der Ernst der Lage durchaus nicht zusagte, benutzte die erste beste Gelegenheit, sich zu empfehlen, und ich folgte ihm bald, da Hersfeld innerlich beschäftigt war und nur mit halber Aufmerksamkeit noch sich am Gespräch beteiligte.

Abends elf Uhr fuhr Hersfeld mit dem Kourierzuge ab und traf am nächsten Morgen sieben Uhr auf seiner Bahnstation ein. Auf dem Bahnhof hielt sein Wagen, der Kutscher mit ernster Miene auf dem Bock.

„Wie steht's?" fragte Hersfeld, „was macht das Kind."

„Die Nacht ist schlecht gewesen, Herr Baron, gegen Morgen soll es ja etwas besser geworden sein."

„Vorwärts," sagte Hersfeld, stieg in den Wagen und klappte den Kutschenschlag zu.

Die Pferde zogen an und legten im schärfsten Trabe den Weg zum Schlosse zurück. Von der Freitreppe herunter kamen Hersfeld Mariens Eltern mit bekümmerter Miene entgegen.

„Und wie geht's im Augenblick?" fragte Hersfeld.

„Es ist alles vorbei," erwiderte weinend die Mutter.

„Vorbei?" fragte Hersfeld erschreckt.

„Vorbei, vor einer Viertelstunde ist das Kind gestorben."

Hersfeld eilte in das gemeinsame Schlafzimmer, wo auch das Bett des Kindes stand. Vom Ruhebett am Fenster erhob sich Marie und wankte auf ihren Mann zu, der sie in seine Arme schloß.

Dann traten Beide an das Bettchen, wo die Kindesleiche still und friedlich mit gefalteten Händen lag.

„Ihm ist jetzt wohl," sagte Marie.

„Ihm ist besser, wie uns," erwiderte Hersfeld kalt und schneidend, „weil er dies Leben nicht mehr zu ertragen braucht. Glücklich, wer damit durch ist."

„Er ist bei Gott," sagte Marie schluchzend.

„Er ist tot," gab Hersfeld zurück, „und darum ist ihm wohl."

Bei diesen Worten fiel ein Sonnenstrahl ins Zimmer und beleuchtete hell Mariens Gesicht. Hersfeld erschrak bei diesem Anblick, so hatte sie noch niemals ausgesehen, so elend und eingefallen, und es ging wie eine Ahnung durch seinen Sinn, daß auch für Marie wohl der Anfang vom Ende begonnen habe.

Hersfeld zeigte mir den Tod seines Kindes an und fügte zugleich seinem Brief eine in freundlichsten Worten gefaßte Einladung hinzu, ihn doch womöglich noch vor dem Winter in Hohenfelde zu besuchen. Er selbst bedürfe, um nicht völlig Hypochonder zu werden, des freundschaftlichen Verkehrs, und noch mehr würde er sich über mein Kommen freuen für seine Frau, die schwach und hart mitgenommen sei, wenn sie zu ihrem Trost bei mir die Gesinnung fände, die sie sich wünsche, und die ihm, Hersfeld, leider versagt sei.

Ich überlegte einige Zeit, ob ich der Einladung folgen solle, da ich aber aus der Fassung des Briefes entnehmen zu können glaubte, daß sie wirklich ernst gemeint sei, so beschloß ich, eine kurze Ferienzeit, die ich noch machen konnte, zu dieser Reise zu benutzen. . . . . . .

Acht Tage später führte mich der Schnellzug nach Hohenfelde. Ich fand außer Hersfeld und seiner Frau, die bleich und angegriffen aussah und überaus hinfällig war, die Baronin Nordenfeld, die sich ganz als Hausfreundin eingerichtet hatte und mit eifriger Fürsorge und Pflege die kranke Hausfrau umgab, und — die Eltern waren wieder abgereist — die alte Tante Kathrine, die Einzige, welche seiner Zeit sich in Badenweiler dem Heiratsplan zwischen Marie und Hersfeld widersetzt und zu jeder Zeit die Meinung aufrecht erhalten hatte, daß aus dieser Ehe nicht viel Gutes kommen könne.

Um einigermaßen orientiert zu werden über den Zustand im Hause und über das Verhältnis in der Hersfeld'schen Ehe, beschloß ich, wenn irgend möglich eine gelegentliche Privatunterredung mit der alten Tante herbeizuführen. Es gelang mir über Erwarten schon am Abend des ersten Tages. Von meinem Fenster aus sah ich Tante Kathrine in der großen Allee des Gartens spazieren gehen, schnell nahm ich Hut und Stock und war bald an ihrer Seite. Sie war ihrerseits nichts weniger als zugeknöpft.

„Es ist alles genau so gekommen, wie ich es vorher gesagt," versicherte sie einmal über das andere, „und es wird weiter kommen, was ich jetzt vorhersage. Es war ein großes Unrecht von den Eltern, das Kind einem Manne zu geben, der keinen Glauben hatte, und auch gar keinen haben wollte."

„Sie sind hart," sagte ich, „Hersfeld ist doch ein guter Ehemann und thut alles, was er seiner Frau an den Augen absehen kann. Er hat ihr sogar das schwerste Opfer gebracht, Berlin zu verlassen und aufs Land zu ziehen."

„Und trotz aller Opfer, glauben Sie es mir, werden wir sie nicht lange mehr behalten. Sie ist eine zarte, mitteilsame Natur, sie braucht jemand, dem sie ihr Herz ausschütten kann. Einen anderen als ihren Mann zum Vertrauten zu machen, widerstrebt ihr, und grade über die höchsten und tiefsten Fragen kann sie mit ihm nicht sprechen, weil sie stets fürchtet, sein Mißfallen wachzurufen."

„Aber sie hat die Baronin Nordenfeld, das Verhältnis scheint mir ein sehr intimes geworden."

Die alte Tante blieb einen Augenblick stehen und sah mich mit ihrem Habichtsausdruck forschend an.

„Die Baronin," sagte sie dann kurz; „der Baronin traue ich nicht über den Weg. Glauben Sie mir, ich beobachte gut, bei Marie ist keine Spur von Liebe für diese Frau. Ihre ganze Freundlichkeit ist Selbstverleugnung. Sie sucht sie zu fesseln, weil sie weiß, daß Hersfeld den Umgang dieser Dame liebt."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte ich nachdenklich.

„Für mich ist kein Zweifel," sagte sie.

„Haben Sie denn irgend welchen Anhalt dafür, daß Hersfeld versucht hätte, die Baronin hierher zu führen?"

„Sie sind Beide sehr vorsichtig, aber trotzdem habe ich Anhaltspunkte genug. Mir ist das Unangenehmste an der Person, daß sie heuchelt. Sie geht scheinbar auf Mariens religiöse Interessen ein und ich bin überzeugt, daß sie sich über ihre eigenen Aussprüche lustig macht, sobald sie mit Hersfeld auf einem einsamen Waldwege reitet."

„Sie reiten also zusammen spazieren?"

„Reiten und gehen, selbst abends im Park."

„Ich meine gehört zu haben, daß die Baronin sehr treu bei der Pflege des Kindes gewesen ist."

„Treu, nun ja, wie man's nehmen will. Gewirtschaftet hat sie genug mit den Medikamenten, die sie in ihrer homöopathischen Apotheke zurecht braut. Gott weiß, ob das Kind nicht vielleicht noch lebte, wenn sie ihre Finger davon gelassen."

In diesem Augenblick hörten wir Tritte hinter uns, Hersfeld näherte sich mit großen Schritten.

„Treff' ich Sie hier unten?" rief er mir von weitem zu, „ich habe sie in Ihrem Zimmer und überall im Hause gesucht, aber Sie waren verschwunden. Ich wollte Ihnen einen Spaziergang in den Wald vorschlagen."

Ich nahm dankend diesen Vorschlag an, von Tante Kathrine, die nicht weiter gehen mochte, trennten wir uns.

Nach einem etwa einstündigen Spaziergang kehrten wir durch den Park zurück. In der großen Lindenallee, welche auf das Schloß zuführte, kam uns eine Frauengestalt entgegen, die Hersfeld trotz der schon beginnenden Dämmerung auf große Entfernung als die Baronin erkannte. Im Halbdunkel der Allee begrüßten wir uns auf förmlichste Weise.

„Wie finden Sie meine Frau heute Nachmittag?" fragte Hersfeld.

„Leider nicht besonders, sie hat sich eben ein wenig hingelegt, und ich nutze den Augenblick, um etwas frische Luft zu schöpfen."

„Wir sind Ihnen viel Dank schuldig," sagte Hersfeld, „daß Sie sich so treulich Mariens annehmen."

„Ich thue nichts anderes als Christenpflicht, wollte Gott, es könnte mehr sein. Ja, wenn nur Ihre liebe Frau sich meinen ärztlichen Anordnungen etwas williger fügen wollte, könnten wir viel weiter sein."

„Sie sind Anhängerin der Homöopathie?" fragte ich.

„Anhängerin der einzig vernünftigen ärztlichen Wissenschaft," gab die Baronin zurück, „deren Mittel nebenbei das Gute haben, daß, wenn sie nichts nützen, sie wenigstens auch nicht schaden können."

Wir waren inzwischen in die Nähe des Schlosses gekommen und ich verabschiedete mich von Hersfeld und der Baronin, die noch längere Zeit in der Nähe des Hauses auf- und niedergingen, wie es schien, in eifriger Unterhaltung. Kaum war ich auf meinem Zimmer angelangt, so wurde mir die überraschende Aufforderung gebracht, Frau von Hersfeld in ihrem Zimmer zu besuchen. Auf meine Frage, ob es auch kein Mißverständnis sei, da mir eben mitgeteilt war, sie ruhe, wurde mir das Gegenteil versichert, und so beeilte ich mich, der Aufforderung zu entsprechen. Marie lag bleich und matt auf dem Ruhebett ihres Wohnzimmers und streckte mir, als ich eintrat, freundlich die Hand entgegen.

„Es ist vieles anders geworden," sagte sie, „seit wir uns zuletzt gesehen haben."

„Die Zeit geht hin," sagte ich, „Freude und Leid wechseln im Leben."

„Aber des Leides ist mehr wie der Freude."

„Es kommt alles aus Gottes Hand," sagte ich, „und alles zu unserm Besten."

„Und es hat alles einmal ein Ende, ich selbst werde bald überwunden haben."

„Sehen Sie wirklich Ihren Zustand so ernst an," fragte ich, „daß Sie an das Schlimmste denken?"

„Der Tod ist nicht das Schlimmste für mich, was ihn schwer macht, ist nur der Gedanke, daß ich ganz umsonst gelebt habe. Ich willigte in die Ehe in der Hoffnung, meinen Mann zu bekehren, aber er ist nach wie vor völlig verschlossen für den Glauben. O, es ist schwer, niemand zu haben, dem man sein Herz ausschütten kann."

„Aber Sie haben in der Baronin eine treue Freundin."

„Sie irren, nicht meine, sondern meines Mannes Freundin. Ich dulde sie um mich, weil ihr Wesen meinem Manne zusagt, und ich ihm auch ein Opfer bringen möchte, da er mir das ihm so schwere Opfer des Landlebens gebracht hat."

„Aber sie ist insofern wenigstens eine Gesinnungsgenossin für Sie, als sie Ihren kirchlichen und religiösen Standpunkt teilt."

„So stellt sie sich nur und trägt die Religion zur Schau, aber es ist nicht leicht, etwas zu zeigen, das man nicht hat, eine geförderte Christin ist sie nicht."

„Sie würden diese Pflegerin also gern entbehren?"

„Wenigstens nicht ungern, zudem verfolgt sie mich mit ihren homöopathischen Medikamenten. Wer weiß, ob ich mich nicht schon besser befände, wenn ich von vornherein ihre Heilmittel abgelehnt hätte."

„Eine ähnliche Aeußerung machte mir Ihre Tante auch schon. Sie haben doch keinen Verdacht irgend welcher Art?"

„Gott weiß es," sagte Marie, „ich beschuldige niemand."

Ich merkte es Marie an, die mich ja ausdrücklich hatte rufen lassen, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte, was sie gerne ausgesprochen hätte, aber doch über die Lippen zu bringen sich scheute. Wir wurden abgerufen zum gemeinsamen Abendessen im Speisesaal, und so behielt sie ihr Geheimnis für sich. Nachdem es zunächst ein ländliches Gericht gegeben hatte, beeilte sich die geschäftige Baronin, den Thee zu machen und allen Gästen zu kredenzen. Zur Herstellung von Mariens Tasse nahm sie aus einem Separatfläschchen mehrere Tropfen und setzte sie dem Getränk zu.

„Erlassen Sie es mir heute," bat Marie, „das Medikament zu nehmen, ich ziehe eine Tasse reinen Thee vor."

Aber die Baronin ließ sich nicht abweisen, sondern bemühte sich, mit einem Schwall von Worten ihre Mittel anzupreisen. Gleichwohl wäre sie mit ihrem Vorschlage nicht durchgedrungen, wenn sie nicht durch Hersfeld unterstützt worden wäre.

„Nimm doch, liebes Kind," sagte er, „was unser Hausarzt dir gebraut hat, wenn es nicht nutzt, so kann es wenigstens nicht schaden."

„Nun," sagte Marie, „dann geben Sie," und wenn auch mit Widerstreben, so fügte sie sich doch dem Wunsche ihres Mannes.

Nach dem Thee blieben wir noch eine Stunde in leidlich lebhafter Unterhaltung beisammen, bis man sich um zehn Uhr zum Zubettgehen trennte. Aber schon um halb zwölf Uhr in der Nacht wurde ich durch den Diener geweckt, die Tante wünsche mich zu sprechen, die gnädige Frau sei schwer krank.

„Ist denn der Herr nicht im Hause?"

„Er ist ausgegangen," bekam ich zur Antwort, „er geht häufig abends aus."

„Aber die Baronin ist bei der gnädigen Frau."

„Sie ist leider nicht zu finden, wir haben alles durchgesucht im Hause, aber ihr Zimmer ist leer."

In diesem Augenblick kam auch schon Tante Kathrine hereingestürzt:

„Helfen Sie, helfen Sie, sie stirbt, sie stirbt."

Notdürftig angezogen, folgte ich ihr, um zu sehen, ob man schnell zum Arzte schicken müsse, sah aber sofort, daß alles zu spät war. Die Agonie hatte begonnen, Marie lag in heftigen Zuckungen, es trat ein Augenblick der Pause in den körperlichen

Erschütterungen ein, sie faltete die Hände, sah mich mit einem überaus friedlichen und freundlichen Ausdruck an und sagte dann mit ruhiger Stimme:

„Bitte, sagen Sie meinem Mann, daß ich ihm alles, alles vergebe, auch das Letzte, daß ich immer für ihn gebetet habe und immer für ihn bitten werde, und daß ich sterbe, weil ich bis zuletzt an ihn geglaubt."

Nach diesen Worten traten aufs neue furchtbare Konvulsionen ein, zuletzt ein Röcheln, ein tiefes Seufzen, und die Seele der vielgeprüften Frau hatte ihr irdisches Haus verlassen.

— —

Drei Monate später fand in Danzig eine Schwurgerichtssitzung statt, welche weit und breit ungeheures Aufsehen erregte. Angeklagt waren der Baron Hersfeld auf Hohenfelde, und die Baronin Nordenfeld auf Franken wegen Giftmordes. Sie sollten die Frau von Hersfeld, geborene Gräfin Rehberg, am zwölften September 18 . . durch Arsenik vergiftet haben. Als Zeugen geladen waren Tante Kathrine, ich und sämtliche Hausgenossen.

Das Verhör begann mit dem Baron Hersfeld.

„Sie werden angeschuldigt," sagte der Vorsitzende, „ein intimes Verhältnis mit der Baronin Nordenfeld unterhalten zu haben, Sie haben den Wunsch gehabt, sich mit der Baronin zu vermählen, und zu diesem Zweck Ihre Gemahlin, die Ihnen hinderlich war, aus dem Wege geschafft. Die gerichtliche Obduktion der Leiche hat ohne Zweifel ergeben, daß der Tod durch Arsenik erfolgt ist. In einer Fensternische Ihres Wohnzimmers ist Arsenik gefunden worden. Was haben Sie zu diesen Anschuldigungen zu bemerken?"

Hersfeld, der bleich und angegriffen aussah, aber sein festes Auftreten nicht verloren hatte, erwiderte mit großer Bestimmtheit:

„Ich bestreite auf das Entschiedenste, mit der Baronin Nordenfeld in irgend anderen Beziehungen gestanden zu haben, als in denen einer rein äußerlichen Bekanntschaft. Ich habe gern mit der Baronin verkehrt und bin mit ihr geritten und gefahren, aber niemals ohne begleitende Dienerschaft, und ich möchte den sehen, der etwas Ungünstiges über unsere Beziehungen aussagen könnte."

„Und welchen Zweck hatte das Arsenik, das man in Ihrem Zimmer gefunden hat?"

„Ich habe dasselbe gleich am Anfang meines Aufenthalts in Hohenfelde zur Verwendung für meine Pferde kommen lassen, und zwar zu einer Zeit, wo unsere Bekanntschaft mit der Baronin Nordenfeld noch eine ganz oberflächliche war."

„Es ist Ihnen bekannt, daß Frau von Nordenfeld Ihrer Frau häufig Medikamente aus der homöopathischen Apotheke verabreicht hat?"

„Ich habe davon gehört und es gelegentlich auch wohl gesehen."

„Sie haben es niemals gehindert?"

„Ich hielt jene Mittel, der allgemeinen Ansicht entsprechend, für völlig harmlos."

„Sie geben zu, daß an dem Abend, an welchem Ihre Frau starb, die Baronin derselben den Thee gereicht hat?"

„Ich entsinne mich des Vorfalles ganz genau."

„Die Baronin reichte Ihrer Frau den Thee, die letztere lehnte zunächst ab, bis Sie selbst ihr zuredeten?"

„Ganz recht, so war es."

„Wie kamen Sie dazu, Ihrer Frau zuzureden, daß sie den Trank nehmen solle?"

„Meine Frau nahm in jener Zeit wenig Speise zu sich, ich hoffte, daß der Thee ihr wohlthun werde."

„Und wo waren Sie später an jenem Abend, als man Sie überall suchte, und nirgends finden konnte?"

„Ich war in nächster Nähe des Schlosses, wo ich in einer Allee, allerdings in Gesellschaft der Baronin, auf- und niederging."

„Und von der Aufregung im Schlosse, welche mit der Katastrophe verbunden war, haben Sie garnichts gemerkt?"

„Durchaus nichts gemerkt, erst als ich später nach Hause kam, wurde mir die traurige Thatsache mitgeteilt."

„Sind Ihnen die Tagebücher bekannt, welche Ihre verstorbene Gemahlin geführt hat."

„Nur die Thatsache, daß solche überhaupt vorhanden sind. Ich wußte, daß meine Frau Tagebuch führte, Einsicht in dieselben habe ich nie gehabt."

„Aus diesen Tagebüchern geht hervor, daß Frau von Hersfeld um Ihre Neigung zur Baronin wußte, gleichviel, welcher Art dieselbe nun gewesen sein mag, und daß sie seit längerer Zeit den bestimmten Verdacht mit sich umhertrug, die Baronin trachte, im Einverständnis mit Ihnen, danach, sie durch Gift aus dem Wege zu räumen. Ich werde einiges aus dem Tagebuch vorlesen lassen."

Der Präsident übergab dem Sekretär die bezeichneten Aktenstücke zur Verlesung.

„10. Juli 18 . . Einsam und allein! Wie lange nun schon und wie lange noch wird es währen? Mein Gott, du forderst viel von meinem Glauben. Aber ich will nicht klagen, nur beten, beten für den, den meine Seele liebt, trotz allem. Und doch, fast will mein Herz erliegen unter dem grenzenlosen Weh. Ja, litte ich nur allein, was thäte es, ich würde ja für ihn sterben mit Freuden, aber es ansehen, es erleben müssen, wie er sein Herz einer anderen schenkt, auf verbotenen Wegen geht und sich immer mehr entfernt von der Gnade, die doch auch ihn sucht, o, das ist schwer, schwer!"

Und wenige Tage später:

„Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

„15. August: Im Kreuze nur ist Heil und Frieden,
Im Kreuze nur des Kampfes Lohn,
D'rum murre, wenn dir Kreuz beschieden
Nicht um die dorn'ge Siegeskron.

O, mein Gott, du weißt, es ist kein Murren, wenn auch das schwache Herz oft zagt. Ich will ja gerne leiden, wenn du es willst, hilf nur, zu deiner Ehre zu leiden, und bewahre mich vor Bitterkeit, bewahre mich, daß ich sie nicht hasse, sie, die jetzt so namenloses Leid über mich bringt. Oft weiß ich nicht, wie ihr begegnen, ich erscheine vor mir selbst als Heuchlerin, ich möchte ihr die Wahrheit ins Gesicht schleudern, und doch schweige ich. O, daß ich nur immer schweige, denn die Liebe, sie soll alles vertragen, dulden, sie soll glauben und hoffen, sie soll nimmer aufhören. Und wenn das Herz oft nicht mehr kann, dann spricht der Verstand, die Klugheit, die wir lernen sollen von den Kindern dieser Welt — denn — zerreiße ich nicht vielleicht alle Bande zwischen ihm und mir, treibe ich nicht mit ihr auch ihn fort aus meiner Nähe — o mein Gott, ist das Strafe von dir. Habe ich doch auf mich getraut, als ich ihm meine Hand reichte, auf meinen Einfluß, mein Vermögen, und nicht nur deiner Macht, deiner Hilfe, deiner Gnade vertraut. O, wenn es geschehen, du weißt, jetzt ist mein Herz ganz frei vom Bauen auf eigene Kraft, erbarme dich mein, erbarme dich seiner!"

Und zwei Tage später:

„Mein Kind, mein Liebling, geh' nicht von mir, ich kann deine Liebe nicht missen."

Den 20. August:

„Es ist geschehen, auch das noch, Gott hat meinen Liebling heimgerufen. Ja, Er hat ihn gerufen, ich will es glauben, ich will die Gedanken zurückdrängen, die Gedanken, die mir fast als Sünde erscheinen. O, mein Mann, mein Geliebter, will Gott selber zu dir sprechen, indem Er dir nimmt den, der dein Stolz und deine Freude war. Dann ist das Opfer nicht zu groß, wenn deine Seele dadurch erkauft wird, dann will ich stille sein, will die Augen schließen und glauben blind."

Vom 1. September, 14 Tage etwa vor der Katastrophe, finden sich folgende Aufzeichnungen:

„Und wenn es zum Aeußersten käme, wenn er seine Hand liehe zu ihrem Vorhaben, ich ahne es ja, was sie mit ihrer vermeintlichen Fürsorge will, ich muß es einmal aussprechen, das schaurige Wort — — — vergiften, langsam vergiften. Laß mich sterbend siegen, mein Gott, denn lebend soll es nicht sein. O, könnte ich mit meinem Tode ein schwacher Wegweiser sein zu dem, der uns geliebt hat, ob wir ihn auch haßten, ja, geliebt bis zum Tode am Kreuze, nur, daß Er unsere Seelen errettete. Mein Gott, habe Geduld mit ihm, du willst ja, daß allen geholfen werde, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen."

Diese und ähnlich lautende Stellen ließ der Vorsitzende der Versammlung vorlesen, dann wandte er sich abermals an Hersfeld mit der Aufforderung, dies für ihn so peinliche Verhör nicht durch ferneres Leugnen zu verlängern.

Keines Wortes mächtig, starrte Hersfeld den Sprecher an, und als er auch auf wiederholtes Dringen sich nicht aus seiner scheinbaren Geistesabwesenheit herausreißen ließ, hieß der Vorsitzende ihn fortführen und die Baronin an seine Stelle treten.

Keck und trotzig trat die schöne Frau vor die Schranken und musterte mit kaltem, stechenden Blick den Vorsitzenden und die Versammlung.

„Sie werden angeschuldigt," sagte der Präsident, „in einem Verhältnis zum Baron Hersfeld gestanden zu haben, welches Ihnen wünschenswert machte, die Frau desselben zu beseitigen. Sie haben sich Arsenik zu verschaffen gewußt und dasselbe wahrscheinlich mehrmals in geringeren Dosen der Verstorbenen beigebracht, jedenfalls aber am Abend des 12. September ihr den Thee gereicht, welcher so stark mit Arsenik vermischt war, daß der Genuß desselben den unmittelbaren Tod zur Folge hatte. Was haben Sie zunächst über die Beziehungen zu sagen, in denen Sie zu Herrn von Hersfeld gestanden?"

„Ich kann nur sagen," erwiderte die Baronin, „daß ich empört bin, auf solche Fragen überhaupt antworten zu müssen. Ich habe ein durchaus ehrenhaftes Leben hinter mir, und niemand kann mir das Geringste nachsagen."

„Sie geben zu, am Abend des 12. September, während Frau von Hersfeld starb, mit deren Gemahl im Park spazieren gegangen zu sein?"

„Ich gebe das vollkommen zu, wie ich auch garnicht bestreite, häufig allein mit ihm Spaziergänge gemacht zu haben."

„Sie geben auch zu, am Abend des 12. September den Thee bereitet zu haben?"

„Ich habe das wie immer gethan."

„Es ist aber durch gerichtliche Untersuchung der aufgefundenen Rückstände festgestellt worden, daß derselbe stark arsenikhaltig war."

„Dann müßte ich auch krank geworden sein, denn ich selbst habe mehrere Tassen davon genossen."

„Davon bezeugt grade die Gräfin Rehberg das Gegenteil. Dieselbe hat seit längerer Zeit den von Ihnen bereiteten Thee nicht mehr genossen, weil sie den Verdacht geschöpft hatte, daß Sie die Absicht hätten, dem Thee Gift beizumengen. Sie ist etwa drei Wochen vorher in einer Nacht mit allen Symptomen der Vergiftung erkrankt, und sie ist es auch gewesen, welche den Anstoß zur gerichtlichen Untersuchung gegeben hat."

„Ich kann die gehässigen Aussagen der Gräfin Rehberg nur auf Bosheit und Rache zurückführen. Meine Freundschaft mit Frau von Hersfeld erregte ihre Eifersucht."

„Diese Vermutung ist wenig glaubhaft. Aus den Tagebüchern der Frau von Hersfeld geht ungefähr das Gegenteil hervor. Sie nehmen also entschieden in Abrede, das Arsenik, welches sich in Ihrer Apotheke vorgefunden hat, zu verbrecherischen Zwecken verwendet zu haben?"

„Ich bin mir nicht der geringsten Schuld bewußt."

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß bei der gerichtlichen Obduktion der Leiche der Genuß von Arsenik als Todesursache festgestellt wurde. Wie erklären Sie das?"

„Nur so kann ich mir die Sache erklären, daß meine arme Freundin in einem, durch ihre langen Leiden hervorgerufenen Anfall von Lebensüberdruß Hand an sich selbst gelegt.“

Das Verhör zog sich stundenlang hin. Die Zeugenaussagen, welche durchweg zu Ungunsten der Baronin lauteten, wurden ihr vorgehalten. Aber sie fand stets einen Ausweg und blieb unter allen Umständen bei der Beteuerung ihrer Unschuld. Aber wider Erwarten hatte die Keckheit ihres Auftretens auf die Geschworenen einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Man hielt die Verdachtsgründe für ausreichend. Der Spruch der Geschworenen lautete für die Baronin auf Schuldig, während Hersfeld freigesprochen und aus der Haft entlassen wurde.

Am Abend des Gerichtstages, an welchem das Schwurgericht sein „Schuldig“ über die Baronin gesprochen hatte, kehrte ich, tief erschüttert von den Aufregungen der Verhandlungen, nach Berlin zurück, wo mich schnell das großstädtische Leben in seinen Strudel hineinzog, ohne mir in den ersten Tagen viel Zeit zu lassen, meinen Gedanken über das Erlebte nachzuhängen. Als aber eine Periode vorübergehender Ruhe für mich eintrat, erwachte die Erinnerung umso stärker, und die Teilnahme für Hersfeld verursachte mir, je länger, je mehr, eine innere Unruhe, die mich endlich antrieb, ihm einen Brief zu schreiben, nach seinem Ergehen zu fragen, und mich womöglich in den schweren Zeiten, die ihn betroffen, als einen Freund zu bewähren, der nicht nur in guten, sondern auch in bösen Tagen die Treue hält. Drei Tage darauf kam die Antwort, sie lautete:

„Mein lieber Freund!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, eine wie große Freude mir Ihr teilnehmender Brief gemacht hat, wenn ich denn in meinem verfehlten und verkrachten Leben überhaupt noch von Freuden reden kann. Aber Sie wissen ja, welch' eine Fülle erschütternder Ereignisse in den letzten Monaten meines Lebens sich zusammen gedrängt hat, wenn ich dieselben durchmustere, so glaube ich oft noch zu träumen. Sie wissen, daß ich stets ein Pessimist war, und vom Schicksal nichts weniger erwartete, als daß es mir Rosen auf meinen Lebensweg streuen werde. Aber die rauhe Wirklichkeit hat meine schwärzesten Erwartungen übertroffen.

Sie wissen, daß meine Ehe im Grunde nicht glücklich war, weil meine Frau religiösen Anschauungen huldigte, die ich zu teilen gar nicht im Stande war. Das einzige, was mir nahezu völlige Befriedigung gewährte, war meine Arbeit, meine geschäftliche Thätigkeit, war das geistig anregende Berliner Leben. Ich habe das alles, mein liebstes aufgegeben, um mit diesem Opfer die Zufriedenheit meiner Frau und das Glück unserer Ehe zu erkaufen, — keine meiner Hoffnungen hat sich erfüllt, mein Opfer war gebracht — aber das Glück blieb aus. Was weiter kam, ist Ihnen bekannt, lassen Sie mich nun eine Frage an Sie richten, deren Antwort darüber entscheiden soll, ob unsere Freundschaft fortdauern kann, oder nicht. Ich schrieb vor einigen Tagen an meine alten Berliner Geschäftsfreunde, um zu erfahren, ob ich event. in meine alten Rechte und Pflichten wieder eintreten könnte. Der Kommerzienrath Cohn antwortete mir zustimmend, machte aber am Schluß seines Briefes einen so rohen Witz über die angeblich von mir vorgenommene Vergiftung, daß ich schließen zu müssen glaubte, es werde unter meinen Bekannten in Berlin der Verdacht, ich sei ein Mörder, allgemein für begründet gehalten.

Sagen Sie mir jetzt, ich bitte, was ich in der Welt eigentlich noch anfangen soll. Hier mag ich nicht bleiben, wo tausend entsetzliche Erinnerungen auf mich einstürmen und wo mich stets der Geist Mariens umgiebt, eine lebendige Anklage, daß sie für mich sterben mußte, sterben, weil sie einem Unwürdigen ihr Vertrauen nicht entziehen

wollte. Nach Berlin kann ich nicht zurückkehren und in meinen früheren Beruf nicht wieder eintreten, weil ich fühle, daß auch die, die es nicht auszusprechen wagen, doch den Verdacht hegen, ich sei ein Mörder.

Und das Schlimmste ist, daß ich immer wieder vor mir selbst zum Ankläger werde, und die Thatsache nicht zu entkräften vermag, daß ich wirklich ein Mörder bin.

Sagen Sie mir nun, das ist die Frage, auf die ich hinaus will, glauben auch Sie, daß ich an der Vergiftung Mariens beteiligt war, glauben auch Sie, daß ich in einem Verhältnis zu der Baronin Nordenfeld gestanden habe, welches das Licht zu scheuen hat?"

Am nächsten Tage schickte ich Hersfeld folgende Antwort:

„Verehrter und lieber Herr von Hersfeld!

„Die Frage, die Sie an mich richten, ist eine zu wichtige und peinliche, als daß ich dieselbe mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten könnte. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich allerdings auf Grund der gerichtlichen Verhandlungen den Verdacht geschöpft hatte, es liege mindestens eine Mitschuld Ihrerseits vor, wenn Sie mir aber jetzt auf Ehre und Gewissen erklären wollen, daß dieser Verdacht ein unbegründeter ist, so verspreche ich Ihnen, daß ich es glauben will. Lassen Sie uns mündlich darüber auseinandersetzen, und kommen Sie zu diesem Zweck nach Berlin. Trotzen Sie für ein paar Tage den befremdeten Gesichtern, die Ihnen etwa begegnen könnten, Sie wissen ja hinlänglich, wie schnell die Großstadt vergißt."

Mein Brief war nicht ohne Erfolg, vier Tage später saß Hersfeld in meinem Zimmer.

„Sie schrieben mir neulich," sagte er, „daß auch Sie den Verdacht geteilt haben, ich sei am Tode meiner Frau schuldig."

„Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, ich habe keine Gelegenheit gehabt, mit Ihnen persönlich über die Sache zu reden, und Sie müssen zugeben, daß eine ganze Reihe von Indizien gegen Sie sprechen."

„Ich gebe das zu und bin weit entfernt, Ihnen zu zürnen, wenn Sie nur jetzt meiner Versicherung Glauben schenken, daß ich in der That völlig unschuldig bin."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon brieflich sagte, daß ich Ihrer Versicherung vollkommen traue."

„Wenns aufrichtig ist, so danke ich Ihnen herzlich," sagte er und reichte mir die Hand. „Ihre Meinung ist schließlich noch das Einzige, woran mir in der Welt gelegen ist."

„Und wenn ich nun stürbe, so würde Ihnen also alles gleichgültig sein."

„Vollkommen," sagte er, „was sollte ich wohl wünschen, oder worauf sollte ich noch hoffen?

„Sie machen sich schlechter, wie Sie sind, Herr von Hersfeld, lassen Sie mich einmal ganz offen sprechen. Ihre Versicherung, daß Sie an den schrecklichen Erlebnissen Ihres Hauses unbeteiligt sind, halte ich für aufrichtig, aber Ihre Versicherungen, daß Sie mit Gott gebrochen haben und von dem Glauben nichts wissen wollen, der Ihrer Frau die Kraft gegeben, für Sie zu sterben, das glaube ich nicht."

„Eine Liebe ist der andern werth, da Sie offen gegen mich sind, will ich eben so offen gegen Sie sein. Ich will Ihnen gestehen, daß es einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, daß es gerade mir, dem von allen Lehren des Christentums die Lehre vom Opfertod die unleidlichste war, daß es gerade mir geschehen mußte, daß jemand aus Liebe für mich gestorben ist."

„Und warum geben Sie diesem Eindruck nicht nach, warum ergreifen Sie nicht die Hand des Herrn, die in den Führungen Ihres Lebens so klar erkennbar ist?"

Er schwieg einen Augenblick und lehnte sich zurück, dann sagte er langsam und allmählich wieder den bitteren Gedanken nachgebend:

„Ich möchte wohl, aber es ist zu spät für mich."

„Wenn Sie nur möchten, ist es nie zu spät, zu spät wird es dann erst, wenn unser Herz zu schlagen aufhört."

„Sie ahnen nicht die Größe meiner Schuld, wenn nicht direkt, so habe ich doch indirekt viel dazu beigetragen, die Lebenstage meiner Frau zu kürzen."

„Und wenn Sie es hätten, Gottes Güte ist größer als alle Schuld der Menschen. Ohne Vergebung kann auch der Beste nicht bestehen."

„Ich bin heute in der Stimmung, Ihren Worten nachzugeben, ich möchte wirklich einen Versuch machen, zu glauben, was Sie glauben."

„Machen Sie keinen Versuch, sondern greifen Sie fest zu. Nichts verträgt weniger die Halbheit, als der Glaube, und Sie werden die Erfahrung machen, die jeder Christ gemacht hat, unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Gott."

„O, daß ich fände, was ich noch nie im Leben gehabt habe, Ruhe und Frieden und wahres Glück."

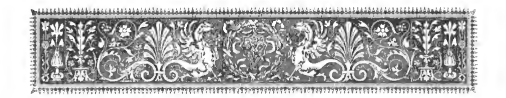
Wir sprachen noch lange zusammen, und aus den Gesprächen ging immer klarer hervor, daß das Herz meines Freundes, verfolgt von den Gebeten seiner Frau, schon lange die Werkstatt der vorlaufenden Gnade gewesen war. Immer hatte er sich gewehrt und geweigert, ihrem Zuge zu folgen, und sich immer wieder vorgeredet, daß es einen gütigen Gott nicht geben könne, da ihm in seinem ganzen Leben nur Leid und Trauer und Trübsal beschieden gewesen sei, und nur allmählich dämmerte jetzt in ihm die Erkenntnis auf, daß Gott sein Leben freundlicher gestaltet haben würde, wenn er auch im Leiden den Glauben gehalten hätte, wie Gott umgekehrt die Unglücklichen in der Trübsal dahingehen läßt, die ein Recht zu haben glauben, pessimistisch mit ihm zu hadern. Es wurde ihm klar, daß Gott durch alles zeitliche Leid nichts weiter gewollt habe, als ihn für ewig zu sich zu ziehen.

In schöner, gehobener Stimmung verließ er abends um zehn Uhr mein Zimmer, nachdem er mich mehrmals herzlich umarmt hatte.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr wurde ich durch heftiges Klingeln geweckt. Es war der Hausknecht des nahen Hotels zum roten Adler, in welchem Hersfeld wohnte.

Da Hersfeld Verwandte in Berlin nicht hatte, man aber dort meine Beziehungen mit ihm kannte, so hatte man eilig zu mir geschickt, um mir mitzuteilen, daß man den Baron am Morgen tot in seinem Bette gefunden habe. Durch einen Unfall hatte der Ofen sich von selbst geschlossen, und das ausströmende Kohlengas hatte einem schweren und schmerzvollem Leben ein leichtes und schmerzloses Ende gemacht.

Ich eilte in das Zimmer und fand den Entseelten mit gefalteten Händen und mit einem Ausdruck des Friedens in den Zügen, den man im Leben nicht an ihm gekannt, auf seinem Lager liegend. Auf dem Tisch vor dem Bette lag ein Stoß religiöser Schriften, die aus Mariens Nachlaß stammten, obenauf ein kleines Neues Testament mit Psalter, ich schlug den Deckel auf und las von Hersfelds Hand mit einem Bleistift augenscheinlich in neuester Zeit die Worte geschrieben: „Mein Gott, mein Gott, warum habe ich dich verlassen?"



Zur Geschichte der Francke'schen Stiftungen und der Universität Halle.

Von

G. E. von Natzmer.

III.

Natzmer an Francke:

„Berlin, 25. April.

Gestern sind meine beiden Söhne gesund und wohl im Namen Gottes von hier zurück nach Lübben gegangen, von wo sie genommener Abrede gemäß mit anfang künftiger Woche mit dem jungen Borsdorf[1]) in Begleitung und unter Aufsicht H. Bötgers wieder abreisen und mit göttlicher Hülfe ohnfehlbar vor Ende derselben in Halle anlangen werden. Die Haut sollte mir wohl etwas schaudern, wenn ich gedenke, womit insonderheit der älteste wird zu kämpfen bekommen, bei dem Anschein der mehren Freiheit und daß, ungeachtet aller Vermahnungen und von ihm geschehenen Versprechungen, seine Freunde doch nicht weniger zu fürchten; allein die erbarmende Liebe Gottes, die richtet mich darin so viel mehr auf, weil bei allem Verderben und bösem Exempel, so sich leider auf den Universitäten finden, in Halle eine rechte antidote? gegen dies Seelengift und solches bei meinen lieben Freunden anzutreffen, auf welche nächst Gott einzig und allein mich verlasse, auch H. Bötger Anweisung gethan, sich daselbst allein allen guten Rath zu erholen, mich versichert haltend, daß sowohl E. H., als die übrigen guten Freunde, an nichts werden mangeln lassen, an diesen armen unschuldigen Seelen ihre Liebe und Treue zu erweisen.

Solchem nach ist denn auch meine erste Bitte, was den ältesten anbetrifft, daß E. H. mir die Liebe erzeigen, ihn durch wen sie es gutfinden werden, sowohl was sein Christenthum anlangt, als seine Gelehrsamkeit und Profectus examiniren zu lassen und danach die benöthigte Vermahnung, studia und Collegia zu reguliren und nach Ihrem Gutbefinden seine Zeit einzutheilen.

H. Bötger, welcher beide Kinder auswendig und inwendig am besten kennt und ein vernünftiger und ehrlicher Mensch ist, wird am allerbesten von aller beider Wesen, inclination und humeur Zeugniß, Rede und Antwort geben können.

[1]) Burgsdorf?

Soviel ich von beider Wesen urtheilen kann, sind sie folgsam. Der älteste aber, weil er mehr Flüchtigkeit hat, kann leichter was verdauen und scheint nicht so leicht niedergeschlagen zu werden. Wie er viele Erinnerungen nöthig, kann er sie auch vertragen. Hingegen ist der Kleinste, in den der liebe Gott nach seinen Jahren viel gutes und dabei viel rechtschaffenes gelegt, zwar munter und nicht eben blöde, aber doch dabei leicht niedergeschlagen und fast gramhaftig und betrübten Gemüthes, wenn er gefehlt und ihm zu hart darüber zugeredet wird, derfalls ihm auch die Aufmunterung und dann und wann einige recreation so viel nöthiger finde, weil ich gern wollte, daß seine Munterkeit lieber mehr erweckt als niedergeschlagen würde. Ich habe zu dem Ende den H. inspector gebeten, daß von Zeit zu Zeit H. Bötger vergönnt werde, dem Kleinen mit Spazirengehen oder sonst mit seinem Bruder einige Veränderung zu machen, in der Zuversicht, daß man mir solches nicht versagen werde und daß solches anderen keinen Anstoß wird geben können, in Erwägung aller Umstände.

Ich liebe beide herzlich, weil sie mich bis dato noch nicht mit dem geringsten Widerstand erzürnt und betrübt haben. Nach meiner Erkenntniß hat auch der liebe Gott soviel Fähigkeit in ihnen gelegt, daß sie unter göttlichem Seegen dermaleinst tüchtige Werkzeuge könnten werden, Gottes Ehre und der Nächsten Bestes zu befördern, wozu auch alle unsere Anweisungen geschaffen. Der barmherzige Gott und Vater wolle aus Gnaden sein Gedeihen dazu geben, wenigstens ihre Seelen retten und solches um Seiner ewigen Liebe und Erbarmung, um Jesu Christi willen. Amen.

H. Langen, H. Michelis, H. Anthon insonderheit H. Dr. Breithaupt und H. D. Richter und alle übrigen guten Freunde, H. Ehlers, H. Neubauer, H. Rost[1]) bitte ich je vielenmalen von mir zu grüßen, wie auch H. Herrnschmid und dabei meinen unbekannten Gruß an H. Freylinghausen. Gott lasse S. Gnade über Sie walten, damit Sie noch lange Seine tüchtigen Werkzeuge bleiben und bis in die späte Nachwelt immer mehr und mehr getreue Arbeiter zubereiten und hinterlassen mögen. Vale et fave."[2])

„Berlin, 5. Mai.

Ich wundre mich nicht, daß Ihr Durchl. E. H. die Sentence communicirt haben, aber darüber wundre ich mich, daß Ihr Durchl. gemeint, daß durch meinen Betrieb den armen Leuten das erpreßte Geld könnte wiedergegeben werden. Ich habe mein Bestes gethan, daß Ihnen solches durch das Kriegsgericht ist zuerkannt worden. Daß aber auch in dem Stücke die sentence executirt werde, dazu wünschte im Stande zu sein. So sollte noch mancher arme erfreut werden.

Der Oberst hat bei seinem Regiment noch an die 600 Thaler sogenannter Gewehrgelder zu fordern. Wenn nur solches vorerst an die Aermsten, als an den Jacob Andraean, an den Juden Moses an die Wallerin und an ein (armes) Dienstmädchen wieder gegeben würde, die könnten alle 4 mit der Post ausgezahlt werden. Vor die Uebrigen weiß ich keinen besseren Rath, als daß sie mit einander mit ihrer supliquen bei Ihrer Durchlaucht wieder einkommen und auf die Erfüllung der sentence dringen. Ich überlasse aber E. H. darin zu wirken und zu reden, wie es Ihnen gefällig werde sein, doch wollte ich gern, daß Ihrer Durchlaucht meine Antwort und folglich mein ihr ohnedem bekanntes Unvermögen insonderheit in hoc passu lebendig gemacht werde.

Das memorial habe ich H. Mylius gegeben, der will zuvor mit einem gewissen advocat Gansen darüber reden, weil dieser vorher diese Sache in seiner Untersuchung und direction gehabt; danach wollen wir uns hernach richten, ob es an den König zu bringen und wie man es am besten damit anfange. Ich werde, so viel an mir ist, mein Bestes thun, daß keine hohe Person sich in die besondere Aufsicht meines Sohnes menge. H. Bötger, der ein feiner Mensch ist, ist alles aufgegeben, und wird hoffentlich seinen Fleiß nach wie vor thun."

---

[1]) Der Schreibelehrer.

[2]) Hierzu bemerkte Francke: lectis hisce literis eas quaeso ad me remittas.

„Berlin, 6. März.

Den Brief an Ihr Majestät habe sofort zur Uebergabe eingeschickt, weil Ihr Majestät eben hier waren. An Herrn Mylius habe das Briefchen auch bestellt. Nach meinem Sinne haben E. H. wohlgethan, es auf die Weise einzuschicken, weil er sich sonsten, wenn er auf andere Weise erfahren, fremde Gedanken möchte gemacht haben.

Ich wünsche nur von Herzen, daß der Herr Gott bald jemand tüchtiges zeigen möge, den E. H. vorschlagen können, damit das Eisen geschmiedet werde, weil es noch warm ist. Gott lasse Seine Gnade stets über Sie walten.

N. S. Herr v. M., bei dem Mylius zu Mittag gespeist, hat ihm gesagt, daß er auf Befehl Ihr Majestät eine gnädige Antwort an E. H. abgefaßt hätte. Herr Mylius vermeinte, daß E. H. wohl gethan, daß Sie sich an Ihre Majestät directe adressirt hätten. Ich ließ mir nicht anmerken, daß die Briefe durch meinen Kanal gegangen."

„Berlin, 8. Mai.

Ich danke von Herzen vor die gute Einrichtung und alle genommene Mühe. H. Bötger hat alles ausführlich berichtet und kann sich von Dero und der andern sämmtlichen Herren, die ich bestens grüße, nicht genugsam rühmen. Gott sei Ihr Schild und Ihr Lohn dafür.

Ich habe H. Bötger nochmalen recommandiret, sowohl in specie E. H., als den übrigen Herren nicht zur Last zu sein und wenn er an mich schreibet, zugleich bei E. H. sich zu melden und ob etwas an mich zu berichten, anzufragen. Er sowohl, als sein Untergebener, sind sehr content. Gott gebe sein gütiges Gedeihen ferner zu allem.

I. Maj. sind nun lange nicht hier gewesen, also, daß ich nichts gehört, wie Er mit E. H. Antwort zufrieden. Auf das allererste, so dem Könige durch mich geschehen, kam keine Antwort. Ich habe mich jedoch versichert, daß Ihr Maj. content worden seien. E. H. haben auch die Sache wohl gefügt, daß Sie lieber anfangs etwas über sich wollen ergehen lassen. Ich habe es mir wohl eingebildet; wenn es nur nicht zu stark wird. Es könnte mit der Zeit redressirt werden.

In Brandenburg ist ein kleiner Sturm über die Saldersche Schule ergangen. Es ist aber Gott lob einigermaßen redressirt.

S. Maj. der König sind heute früh 9 Uhr unvermuthet hereingekomen. Ihr Maj. sagten mir von selbst, eben wie sie an Tafel wollten gehen, daß Oppel nunmehr in Halle wäre, gaben auch zu erkennen, daß Sie von E. H. Antwort erhalten und, soviel ich schließen konnte, war Ihr. Maj. zufrieden. Es schien aber doch, wie Ihr Maj. sich gegen andere Beistehende ausließ, daß Sie den jungen Burschen eben nicht so gar fromm glaubten. Ich sagte darauf, daß E. H. mir geschrieben, daß er sich bis dato wohl gehalten. Weiter ward auch über das sujet nicht mehr geredet.

N. S. Den 12. gehe ich mit Hülfe Gottes auf meine Güter und werde den Sommer daselbst zubringen, weil bei der Erbschaft[1]), die ich gethan, die vor jetzo nur noch den Namen hat, viel Wunder habe. Der Herr Gott sei auch darin meine Hülfe und mein Licht."

„Janowitz[2]), 25. Juni.

E. H. beide geehrte schreiben habe richtig empfangen.

Ich gratulire zu den Gaben an dem Waisenhause. So zeigt es sich in der That: Gottes Hände seien nicht verkehrt. Ich wünschte, daß es die Königin mit allen Umständen wüßte. Nicht weniger bin ich froh, daß wegen der Cansteinschen Erbschaft es sich zum Frieden und Endschaft lenkt. Das halte ich vor einen großen Gewinn vor E. H. Es wäre aber auch gut, daß die Königin von allem umständlich Nachricht hätte, sonst werden die Sachen immer vergrößert, und ist des Klagens kein

[1]) 22. Sept. 1720 war sein Brudersohn Friedrich Leopold v. Natzmer in Genf gestorben. Die väterlichen Güter fielen dem General zu.

[2]) Das Hauptgut Natzmers im Lauenburgischen.

Ende. Gott lenke alles nach Seinem heiligen Willen und Recht und verlängere E. H. Jahre und Tage nebst benöthigten Kräften an Leib und Seele."

„Berlin, 1. Juli.

Melde auf dero geehrtes, daß Ihr Königl. Maj. gestern spät hergekommen, daß ich heute früh Ihr Majestät gesehen, auch mit derselben geredet, aber keine Gelegenheit gehabt, der Waisenhäuser Anliegen zu gedenken. Ich werde aber nicht nachlassen, soviel möglich dieselbe zu suchen und alsdann Ihre Majestät, soviel mir Gott Gnade wird geben, was nur immer sich wird thun lassen, lebendig machen.

Indessen hat H. Mylius auf sich genommen, mit dem Herrn v. Printz, der heute auch angelangt, wo es nur immer möglich ist, zu sprechen, so er ihn aber nicht sprechen könnte, schriftlich dasjenige zu erinnern, was in punct. des Testaments[1]) vor E. H. zu desideriren ist.

Sollte morgen Antwort noch zeitig genug erfolgen, soll sie hierbei gelegt, wie auch, wo ich von Ihr. Majestät etwas Zuverlässiges darüber vernehme.

Der barmherzige Gott, der nach Seiner unendlichen Gnade die Sache soweit geführt, wird sie auch ferner führen. Ich halte mich versichert, daß E. H. sich allezeit damit aufrichten; indessen werde ich doch noch den H. v. Löben ersuchen, bei gelegener Zeit nichts zu versäumen. Gott erfreue Sie beständigst auch in dieser Zeit, wo es am allerbetrübtesten aussieht.

N. S. Weder ich noch Mylius haben bis dato nichts ausrichten können."

„Berlin, 30. Aug.

Ich wünsche von Herzen, daß Ihnen an Leib und Seele wohl sei. Uebrigens habe einen Gedanken, den ich gern will, wo es geht, zu Stande bringen. Ich wollte gern Herrn Ditmar, meinem Prediger in Jannewitz, einen guten substituten bei meinem Leben zufügen, damit die Eingepfarrten sich an ihn gewöhnen und nachgehends, nach Ditmars Tode, der Art sofort mit einem tüchtigen und getreuen Manne versorgt wären.

Da aber, bei anderen guten Gaben, auch noch, wie bewußt, erfordert würde, daß er der polnischen Sprache recht mächtig sei und ich wohl weiß, daß dergleichen subjecte rare sind, so wäre wohl meine Meinung, daß, wenn E. H. dort einen hübschen Menschen, der polnisch wüßte, auffinden und einfangen könnten, daß ich denselben, damit er sich so viel besser im Predigen und mir Nothwendigen perfectionirt, auch damit E. H. ihn um so besser prüfen könnten, daß solch einen Menschen ein oder ein Paar Jahre etwa jährlich bis 50 Thaler Zuschuß geben wollte, damit er sein Auskommen um so viel besser hätte und ich seiner nachgehends um so viel mehr versichert wäre. Vielleicht läßt Gott mich und den H. Ditmar solange leben, daß alles zur Richtigkeit käme; stürbe ich vor der Zeit, könnte es vielleicht hernach doch noch durch die Meinigen dazu gebracht werden. Wäre es aber auch nicht, so wären doch die Unkosten indessen nicht weniger wohl angewendet und würde ein solcher Mensch schon seine Stelle finden.

Ich bitte mit Fleiß hierauf zu sinnen und, wo es sein kann, mir recht was Tüchtiges auszusuchen, damit er (sich) nachgehends durch seine guten Gaben selber recommandire und meine gute Intention mit befördere. Gott gebe dazu seine Gnade. —

N. S. M. Robst ist gestern hier angelangt. Ich fürchte, seine Helfershelfer werden ihm durchhelfen. Die Situation ist gut dazu, wenn (sich nicht) Gott ins Mittel (legt)."

„Berlin, 17. 4.

Die Einlage zeigt, was H. Dittmar von seiner vocation schreibt, was er resolviret ist (zu thun), und worauf er sich vermeint zu gründen. B. ist die Copie meiner Antwort. Habe ich Unrecht, so bitte ich mich zu belehren; auch zugleich, wo H. Ditmar sollte gefehlt haben. Denselben durch ein paar Worte zu redressiren würde solches mehr thun als alles andere, was man vorstellen kann.

Allenfalls bitte aber auch bedacht zu sein, ob nicht in Halle und durch E. H. Kenntniß sonst irgend jemand aufzufinden, mit dem die arme Gemeinde wohl wieder

[1]) Cansteins.

könnte versorgt werden. Ich bitte zugleich nicht zu verübeln, daß ich Ihnen diese Mühe machen muß."

„Berlin, 1. Mai.

Ich bitte mir nicht übel zu deuten, wenn mir nochmals Raths bei Sie erhole. Anbei ist meines Predigers Antwort, woraus zur Genüge erhellt, daß er weg will und daß er meint, daß es göttlicher Wille ist. Ich muß es mir denn auch gefallen lassen. Weil er aber auf den 8. Punkt meiner Vorstellung, daß er solange bleiben müsse, bis seine Stelle wieder besetzt, garnichts antwortet, sondern mir blos meldet, daß seines Bleibens nicht mehr ist, indessen ich aber doch nicht sehe, daß er seine Gemeine so bloß hin vor Hinkunft seines successoris abandoniren kann, jedoch auch nicht nach meinem eigenen Willen ihm darin widersetzen darf, so bitte E. H. nochmalen, mir über diesen Punkt Ihre Meinung wissen zu lassen, damit ich mich nicht vergehe.

Ich sende auch meine Objecte, so ihm vormalen gemacht habe, mit, wenn solche etwa E. H. entfallen wären."

„Berlin, 20. 12.

Es hat mir der Oberst Camphausen, wie ich ihn vergangenen Mittwoch besucht, bei Uebergebung E. H. an mich Abgelassenen, mir sofort gemeldet, in was terminis (er) an Ihr Majestät wegen der Universität in Halle und wegen H. Lange geredet. Er hat bequeme Zeit dazu gehabt und, wie er mir sagt, die Sache nachdrücklich genug gemacht.

Es scheint ein hübscher Mann zu sein. Sonderbare Führung Gottes, der uns beschämt, daß uns aus Kutsen ? ein fremder Mensch hier die Sache Gottes und ehrlicher Leute das Wort muß reden. Gott wolle es lassen gesegnet sein und nicht ohne Erfolg, wie sich bald zeigen wird.

Es ist gestern 8 Tage, daß er mit dem Könige geredet. Ihr Majestät sind auf der Jagd incommodirt worden, welches Ursache, daß nichts expedirt wurde. Das könnte auch wohl Ursache sein, daß bis dato noch nichts weiter erfolgt. Er wird sich aber doch wohl ehestens äußern. Vale et fave."

„Berlin, 28. März.

Ich habe an E. H. eine commission von Ihro Majestät dem Könige, die Ihnen wohl nicht in allem möchte angenehm sein, und daher ich mich also auch gern hätte davon frei gesehen, wenn es thunlich gewesen wäre. Es bestehet darin:

Vergangenes Jahr, wo mir recht ist, entlief ein gewisser Knabe seinen Eltern hier in Berlin, einem sogenannten Baron Oppel, wie man sagt, weil der Vater den Knaben sehr hart gehalten. Gedachter Knabe nahm sein Ziel, wie der König spaziren fuhr, in die Stadt, lief dem Könige solange nach, daß der König ihn endlich in die Augen bekam und — weil der Knabe sehr munteren äußerens — ihn auch fraget, was er wolle?

Die Antwort von dem Knaben war, wie man sagt, so hurtig und artig, daß Ihr. Maj. ihn sofort beliebet und glaube ich, dazumal ihn unter die Pagen zu nehmen destinirten, wie ich ihn auch den 2. oder 3. Tag hinter dem Könige an der Tafel aufwarten habe gesehen, da ich den Knaben selber sehr munter und witzig gefunden. Nach der Zeit, beinah ein Jahr mehr, habe ich ihn nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört, als nun heute an Tafel bei dem Grafen Hompesch, da Majestät von dem Knaben gegen den Fürsten v. Anhalt Erwähnung that, ungefähr, daß es ein so munterer Junge und aufgeräumter Kopf wäre, daß Ihr Majestät deßhalb auf alle Weise alles an ihn wagen wollten, ihn studieren und reisen lassen wollten, daß etwas recht gutes aus ihm werden würde, weil er einen fähigen Kopf hätte und behauptete der König, daß er noch nicht recht wisse, wie er es mit ihm anfangen und wohin er ihn thun wolle. Auf einmal fiel aber der König von selber darauf (weil von der Universität und dem protectorat von Halle geredet wurde), daß ich an E. H. schreiben solle, daß Ihr Majestät der König den Knaben gern in dem paedagogium habe, jedoch, daß Ihr Majestät alles bezahlen wolle, damit recht was Gutes aus ihm gemacht würde.

Ich stellte mit wenigen vor, ob der Knabe schon im Stande und den Jahren wäre, daß er sich selber reinigen ? könne. Die Versicherung geschah darauf von Anderen, so auch an Tafel, daß er solches völlig wäre, daß er auch schon latein wüßte.

Ich sagte noch dabei, daß, wenn er sich nur bändigen lasse, daß die (Veranstaltung) wäre, daß allemal ein Informator 6 Knaben unter sich hätte. Rex: Das wüßte er wohl. Das Bändigen müßte man thun. ego an die anderen: daß aus dem Pädagogio viele gute Leute herausgekommen, aber auch böse. Und so blieb es ungefähr, jedoch sagte noch der Fürst v. Anhalt dazwischen, daß er auch sein Auge auf den Knaben mit haben wolle, jedoch kam mir fast vor, als wenn der Fürst dabei sagte, daß E. H. nichts begehren würden. Der König replicirte nicht darauf, sondern wiederholte noch ein Paar mal, daß er es nicht umsonst haben wolle. Ich schreibe dieses alles so weitläufig, damit E. H. Ihre Antwort so viel besser danach einrichten können.

Vorm Jahre habe mal von vielen besch ? gehört, die der Knabe bei seinen Eltern ausgeübt hat. Ob er sich nun gebessert, lasse ich dahin gestellt sein.

Abschlagen werden E. H. (das Verlangen des Königs) nicht können. Dabei glaube ich doch, daß Sie gut thun, daß Sie den Brief an mich so schreiben, daß ich ihn dem Könige zeigen kann und daß Sie darin recht deutlich machen, was es alles kosten und erfordern würde.

Ein Theologe soll (der Knabe) nicht werden, das war mit bei der Commission, und weil mir meine Frau von einer lateinischen Schule, die Sie noch dort a parte haben, (sagt), so stelle anheim, ob solches in der Antwort, wenn die Schule und Verpflegung darin weniger kostet, auch könnte berechnet und also der Knabe dadurch aus dem Paedagogio gehalten werden, weil ich mir nicht sehr vieles von seiner Bändigkeit promittire und böse Folgen durch dessen exempel besorge.

Die Antwort muß wohl etwas behutsam, jedoch auch deutlich eingerichtet sein. Wo ich kann, will ich dem Könige gedruckte Nachricht von dem paedagogium in die Hände bringen. Ihre Antwort muß aber deßwegen doch erfolgen. —

Ich wurde auch von Ihr. Majestät gefragt, ob Sie nach England wären gegangen, weil der Fürst sagte, daß er solches gehört. ego: daß ich solches nicht glaube. rex: er glaube es auch nicht, weil E. H. keinen Urlaub gefragt.

Es wurde noch von (den) Studenten und der Universität geredet. rex: Einer sagt ihm, man müsse den Studenten viel Freiheit lassen, um die Universität in Aufnahme zu bringen; andere sagte ihm das contrarium. Ich stimmte vor die letzteren mit dem Anhang, daß Eltern ihre Kinder lieber an einem Ort wissen wollen, wo gute disciplin wäre, als daß man sie außer aller Zucht liesse und allegirte Geneve zum exempel. Es wurde aber nichts decidiret. —

Der Fürst sprach sehr behutsam, redete auch von dem prorectorat, zeigte, daß er nicht vor dem prorectoratu perpetuo wäre, aber sehr behutsam. Wurde auch Herr Lange erwähnt. N. N. sagte, daß solches prorectoratum perpetuum wider die Institution wäre und auf diese Weise aus der Universität ein Gymnasium würde.

Ich sagte, daß ich Majestät versichern könne, daß Lange ein redlicher, ehrlicher Mann wäre, daß er bei seinem prorectorat nichts gegen die Studenten verfügt hätte, als was im consilio von allen gutgefunden worden, daß ich ihn (schon) in Berlin lange gekannt hätte. Noch sagte ich, daß man die Mittelstraße wegen der disciplin zu halten hätte. rex: Was ist die Mittelstraße? ego: Seine Majestät könnte nachfragen lassen, unter welchem prorectorat die Universität am meisten zugenommen hätte, darauf keine Antwort erfolgte.

Der Fürst ist wohl, wie es scheint, vor Sie mit einander gut gesinnt, menagirt sich aber darin sehr bei seinen übrigen Umständen und fast zu viel.

Gott der Heilige und Gerechte muß das Beste thun.

Dieses sagt der König auch noch, daß E. H. das Gute angerichtet hätten, daß

nun so sehr viel gute Prediger überall wären. Von dem Waisenhause hat er noch einen fremden concept. Vale et fave.

Dieses alles ist heute über öffentlicher Tafel passirt." —

Carl Dubislav v. Natzmer an Francke:

„Halle, 26. September 1722.

E. H. mit diesen Zeilen beschwerlich zu fallen, würde mich nicht erkühnen, wenn nicht aus folgenden Ursachen mich dazu gedungen fände und dero Liebe und Gütigkeit mich versicherte, daß Sie solches nicht ungütig aufnehmen werden.

Es hat mein gnädiger Papa auf Vorbitte des 23. Herren (Graf Reuß) uns erlaubt, eine recreations-Reise nach Altenburg, Köstritz und Pölzig zu thun und waren wir gesinnt, selbige gestern mit dem H. Grafen zugleich anzutreten. Weil aber mein H. Hofmeister nicht gern Sonnabend nach Altenburg kommen wollte, damit nicht der Sonntag daselbst müßte zugebracht werden, der Fuhrmann auch zuviel forderte und ein anderer es am Montag um billigeren Preis thun wollte, unsere Reise auch einige Tage kürzer konnte angestellt werden, so resolvirte er erst den Montag die Reise anzutreten. Ich hörte die resolution, da aus dem collegio Nachmittag kam und hätte mich nun gar leicht in solches fügen können, weil es ja um die wenigen Tage nicht so viel zu bedeuten, zumal die resolution noch nicht so fest gefaßt, sondern noch zur deliberation genommen war, allein ich ließ mich zu meiner nunmehrigen großen Beschämung von dem heftigen affecte des Zornes so dahin reißen, daß ich ihm, da er aus dem ? zurückkam, nicht allein mit heftigem Geschrei auf der Straße entgegen ging, sondern auch, von der Bosheit verblendet, ihm zu sagen nicht erröthete, daß dieser Aufschub weder dem H. Grafen, noch übriger Reisegesellschaft, noch viel weniger uns beiden angenehm, ihm also allein gefällig sei. Ob er nun wohl Hofmeister, so müsse er doch nicht bloß seinem Willen folgen, da es doch zumal über der Untergebenen Geld gehe und mein Vater davon nicht ärmer werden würde, ob ein Paar Thaler mehr oder weniger für die Fuhren gegeben würde.

Dieses mein ungescheites Verfahren befestigte H. Bötger in der noch ungewissen resolution, gestern nicht zu reisen und da der H. Graf und Frau Gräfin sich darüber ungnädig erwiesen, resolvirte er, diese Reise ganz einzustellen.

Ich erkenne nun, daß ich die Ursache an allem diesen Widerwillen und bereue offen mein Verbrechen, wovon ich die Vergebung noch selbigen Abend von H. Bötger auf Vorsprechen der Frau von Montbel erhalten, in dem ernsten Vorsatz, mich durch göttlichen Beistand hinfüro zu bestreben, diesen Feind zu dämpfen und zu widerstehen, damit ich keine dergleichen groben Ausdrücke begehen möge, wozu ich auch um E. H. kräftige Vorbitte ergebenst ersuche. Weil aber H. Bötger mir heute die Hoffnung gegeben, daß er auf E. H. Vorbitte seine resolution noch wohl ändern und die Reise Montag antreten wolle, wodurch dann viel daraus entstehender Widerwille könnte gehoben, wie auch des Vergnügens, so wir schon ein halb Jahr gewünscht, habhaft werden könnten, ich es über dies bereits nach Altenburg an Großtanten gemeldet, so unterstehe ich mich, E. H. gehorsamst zu bitten, durch Dero viel und in diesem Falle allein gültigen Vorspruch meinen H. Hofmeister dahin zu bewegen, daß er zu unserem großen Vergnügen die resolution vor diesmal ändern möge. Ich werde solches als ein Zeichen der väterlichen Liebe erkennen und es nur zu einer Ermunterung dienen lassen, mit desto größerem Ernst an rechter Aenderung meines Herzens zu arbeiten."

„Halle, 8. November 1722.

Ich würde heute selbst zu E. H. zu kommen nicht ermangelt haben, wenn ich nicht wüßte, daß es Ihnen den Sonntag nicht angenehm sein möchte. So habe denn hierdurch schriftlich vor die gestern gegebene liebreiche Erinnerung meines in der Singstunde geschehnen üblen Verhaltens und dadurch gegebenen öffentlichen Aergerniß halber gehorsamst danken und zugleich versichern wollen, daß, wie diese Erinnerung nicht anders

als ein deutliches Zeiches Ihrer Liebe zu meinem Besten ansehen kann, also mich um so viel mehr durch göttlichen Beistand bestreben werde, dieselbe zu meiner Seele Bestem dienen zu lassen.

Es ist mir recht herzlich leid, E. W. nebst andern hierdurch betrübt und geärgert zu haben, fasse aber zugleich den festen Vorsatz, durch göttliche Hülfe hinfort mit allem Ernst zu ringen, die im Herzen befindliche böse Wurzel zu dämpfen und zu überwinden und vor allen dergleichen und andern sündlichen Bezeugungen mich mit allem Eifer zu hüten. E. W. bitte indeß herzlich, mir die Ihnen hierdurch gegebene Betrübniß zu vergeben und mich, nach wie vor, Dero Liebe und Sorge vor mein Bestes zu würdigen, zu deren Versicherung ich mir ein Paar Worte Antwort ergebenst ausbitte und dagegen lebenslang verharre meines geliebten HErrn Pastoris gehorsam verbundenster Freund und Diener."

General Natzmer an Francke:

„Berlin, 24. November.

Heute Vormittag kam H. Mylius zu mir und sagte, daß H. v. Katsch[1]) die Sache wegen Ihres Herrn Sohnes wohl eingesehen, auch nach Magdeburg geschrieben, sie in vorigem Stande zu lassen. Mylius meint alles wohl eingerichtet zu haben. Ich wünsche, daß alles zu Gottes Ehren und E. H. Vergnügen ausschlagen möge.

Der König hat bis dato von dem memorial noch nichts gesehen, glaube auch schwerlich, daß er es wird zu sehen bekommen, indessen weiß er doch, daß eins vorhanden, weil, im Vertrauen gesagt, ich H. Gedicke dazu bewogen, daß er gestern bei einer copulation die er bei dem Oberst Lingen in Gegenwart des Königs gehabt, dem Könige mit ein Paar Worten von allem, was man mit E. H. Herrn Sohn vor hatte, Erwähnung gethan und daß der Magistrat desfals en faveur Ihres Sohnes ein memorial an den König habe abgehen lassen und daß ich davon ein Mehres wüßte.

Der König hat darauf geantwortet, daß er von dem memorial nichts wüßte und dabei gesagt (weil H. Gedicke Ihrem Sohn ein gutes Zeugniß gegeben und daß es mehr aus falscher Absicht, Geld zu sparen, geschehen), daß die Veränderung nicht geschehen solle, wobei es vermuthlich auch bleiben wird.

Ich habe es aber E. H. wollen schreiben, in Hoffnung, ich werde hierin nicht gefehlt haben. Hätte ich aber geirrt, so ist es in guter Meinung geschehen.

Der König ist heute früh weggegangen sonder, daß ich ihn, seit der Unterredung mit H. Gedicke, gesehen. Ich bin auch nicht willens das memorial dem Könige zu schicken. Ich möchte — nun ohnedem alles in gutem train — nur etwas verderben.

E. H. werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir von dem ferneren Verlauf der Sache Ihres Sohnes etwas Nachricht geben wollen. E. H. übersandtes memorial und Brief sind mit einander cassirt. E. H. können darüber zur Zeit in Ruhe sein."

„Berlin, 9. Febr.

E. H. geehrte Antwort wegen der Zigeunerkinder hat mich beschämt und aufgemuntert. Ich preise die Güte Gottes, die E. H. immer bei allem Sturm und Ungewitter bei gutem Muth erhält. Es soll mir billig zu einer großen Lection dienen, welche der liebe Gott, nach seiner Gnade, auch bei mir wolle kräftig sein lassen. Er wolle auch E. H. Seinen heil. Willen und Rath ? zeigen, nicht allein wegen der proposition, die ich Ihnen thun muß, sondern auch in dem Leiden, das Sie ebenfalls durch den unvermutheten Verlust und Tod des guten H. Dr. Herrnschmid, so Ihnen nicht anders als sehr empfindlich sein kann, (betroffen).

E. H. Antwort übersende ich sogleich an Ihr. Maj. den König. Das ps. behalte bei mir, weil man sagt, daß Ihr. Maj. am Sonnabend wieder hereinkommen werden,

[1]) Justizminister, übrigens seit 1718 Generalauditeur. Da eine geheime Instruction ihn verpflichtete, die Thätigkeit der anderen Minister in Bezug auf die Gesetzgebung zu überwachen, gehörte er zu den bestgehaßtetsten Männern seiner Zeit. Er † 1729.

da es dann vielleicht Gelegenheit geben möchte, wegen des Vorschlags von dem Zuchthause, etwas auf die Bahn zu bringen.

Ich wünsche im Uebrigen, daß die Antwort auf die angefügten Puncte zulänglich. So weit ich höre, wegen der Kinder, werden sehr viele und darunter auch welche etwa von 2 bis 3 Jahre sein. Die Antwort wird es ausweisen und vielleicht neue Anfragen verursachen.

Der H. Gott wird auch darin helfen."

„Berlin, 13. 2.

Die mir zugesandten Schreiben sind wohl bestellt worden. Auch würde ich, bei Gelegenheit nicht ermangeln, wenn wegen der grassirenden Krankheit in Halle einige discurse geführt würden, der H. medicorum reflexion darüber aufs Tapet zu bringen. Ich hoffe aber, solches werde nicht nöthig sein, da E. H. so weislich das praeveniren gespielt und H. Schultze in Potsdam von allem informirt haben.

E. H. erste Antwort an mich wegen der Zigeunerkinder, die ich dem Könige sofort zugesandt, ist, wie H. Mylius mir gestern gesagt, von Ihr. Majestät an H. v. Katsch geschickt worden und von Ihr. Majestät nichts weiter darauf als nur das Wort Katsch gesetzt gewesen, dergestalt daß E. H. nun von demselben alles werden zu erwarten haben. Gott gebe, daß alles wohl eingesehen werde.

H. Mylius sagte mir sonst so halb im Vertrauen, daß H. v. Katsch gegen ihn bei dieser Gelegenheit erwähnt hätte, daß man ihm auch wohl den Gefallen erweisen könnte, daß Rohl zu lesen vergönnt würde. H. Mylius erwähnte zugleich, daß er solches sofort H. v. Katsch zu benehmen gesucht hätte und er auch noch ferner thun wolle, wozu ich ihn möglichst animirt, auch heute fragen lassen, ob weiter was passirt wäre? So aber mit Nein ist beantwortet worden.

Das wird E. H. wohl sonst bewußt sein, — daß Mag. Rohl anhält Professor zu werden. Sein Patron ist in großem Credit, weil der König sich deutlich während seiner Krankheit ausgelassen, was er an ihm (Katsch) verlieren würde, also könnte es leicht geschehen, wo es nicht Gottes Güte verhindert, daß Rohl reussirte.

So eben geht wieder H. Mylius von mir heraus. Von Rohl meinte er, daß H. v. Katsch nicht approbirte, daß er professor. Zum Weiteren sagt H. Mylius, es wäre ein rescript an die Facultät ergangen. Er meint auch, E. H. könnten am besten damit durchkommen, daß man nach der Wahrheit sagen könnte, daß H. Rohl unmöglich H. Herrnschmid's Stelle antreten könnte und daß man keinen Professor mehr übrig, sich alsdann auch schwerlich ein anderer dazu verstehen würde.

H. Mylius hat noch einige Rathschläge wegen des Zuchthauses vor die Zigeuner-Kinder gethan und wird E. H. solches umständlich melden.

Der gute H. Mylius kommt nun auch in schweres Gedränge, weil ihn Ihr. Majestät zum Generalauditeur-Lieutenant aus eigener Bewegung ernannt hat. Gott gebe ihm alles Benöthigte, solches nach Gottes Willen zu bekleiden.[1])

Ich wünsche nicht weniger E. H. in Ihren jetzigen schweren Umständen ein reiches Maaß der Gnade von Gott."

„Berlin, 23. März.

Ich rede so immer mit als der Blinde von der Farbe. Ich thue es aber doch wohlmeinend und weil Sie es so wollen.

Von H. Rusmeyer Schriften habe ich was gelesen. Es scheint gelehrt und tiefsinnig zu sein. Gott gebe, daß er auch alle übrigen benöthigten Gaben habe und in allem sein comportement so sei, wie des H. Herrnschmid.

---

[1]) Mylius wurde 1723 General-Auditeur-Lieutenant, 1739 General-Auditeur, nachdem er die Stelle eines Kammer-Gerichts-Directors ausgeschlagen hatte. Geistig und körperlich rüstig starb er nach 57jähriger Dienstleistung 1760 82 Jahre alt. Wir verdanken ihm zwei umfassende Sammlungen von Verordnungen.

Nach meiner Meinung bleibe ich dabei, daß E. H. ihren H. Sohn mit bei den Anstalten employiren. Ich glaube, solches würde Ihr. Majestät nicht unangenehm sein u. E. H. Gedächtniß würde nicht weniger in Sorgen und den Anstalten bei Fremden solches ein großer Vorschub sein.

Gott lasse auch diese Ostern in Segen vollbracht werden.

Ihre Majestät werden, wie man redet, nicht hereinkommen."

„Berlin, 19. Juni.

Ich habe vom Könige, betreffend E. H., nicht das geringste, die ganze Zeit über, weder im Guten, noch im Bösen vernommen. Es ist durchaus altum silentium gewesen.

Nach meiner Meinung wird der kürzeste Weg sein, daß E. H. gegen des Königs Zurückkunft, die den 28., wie man sagt, sein soll, noch einmal wegen der adjunction? schreiben. Ich glaube nicht, daß Er das vorige übel genommen und vermuthe auch nicht, daß er weitere Anfragen darüber übelnehmen kann. Die Sache wegen der Titulatur wird alsdann wohl verblutet sein.

Von der Collecte wegen der Zigeuner habe kein Wort gehört. Will mich danach erkundigen.

Wegen des Grafen v. Lottum ist der kürzeste Weg, daß sich die Facultät gerade an Ihr. Majestät wende.

Wenn es Gelegenheit gäbe, an Ihr. Majestät wegen der Disciplin etwas zu sagen, thue es herzlich gern. Allein, sobald Ihr. Majestät herkommen, gehen Sie wieder nach Stettin zu dortigen revuen. Folglich sind die Gelegenheiten, an Ihr. Majestät zu kommen, so viel rarer und de but en blanc darf ich es auch nicht wagen, wie gern ich auch dienen wollte. Der liebe Gott helfe alles überwinden."

„Berlin, 14. December.

Gott sei Dank vor die gnädige Königliche resolution. Gott sei Ihr. Majestät Lohn und großer Schild dafür und wolle auch ferner nach seiner ewigen Erbarmung über Sie walten.

H. Pastor Freylinghausen schweren Zufall beklage herzlich. Der liebe Gott wolle denselben als ein theures Werkzeug (erhalten) u. demselben noch viele Jahre zulegen.

Die Differenz von H. Consistorialrath Reinbeck mit H. Lange drückt mich um so viel mehr, weil ich dieselbe ganz assoupirt geglaubt und begreife nicht, wie solche sich aufs Neue angesponnen. Hätte ich Weisheit genug, wollte ich gern, wie vormals gethan, beiden Theilen moderation und Frieden anrathen, weil ich den bösen Erfolg genug erkenne. Ich halte (nun) für das sicherste, wenn E. H. H. Schubert ersuchten, H. Reinbeck zu beschwichtigen, wenigstens denselben zu noch etwas Geduld anzumahnen. Ich fürchte H. Wagner's Geist, doch wollte denselben auch nicht gern ohne Grund beschuldigen. Könnte ich H. Schubert sprechen, wollte mit bei demselben mein Bestes thun. Der Satan kann kein gefährlicheres Spiel anrichten als dergl. animosität. Der liebe Gott wende solches zum Besten.

Wo E. H. es mir nicht verübeln wollen, so werde ich rathen, daß Sie ein förmliches Diarium halten. Vielleicht thun sie es ohnedem.

Herrn Schultzen kenne auch nicht. Ich bin von ehrlichen Leuten auf sein chapitre sehr erbaut worden und wünsche, daß die Sache mit demselben einen ersehnten Zweck erreiche. Der Satan arbeitet aber noch dagegen. Man muß erschrecken über alles, was man zu Zeiten hört."

„Berlin, 29. Mai.

H. Geehrtes Schr. wohl erhalten und daraus ersehen, daß der gute H. Lindhammer nunmehr seine Station in Halle wird zu erwarten haben, welches er mir vorher auch schon bekannt gemacht und worüber ich mich auch mit ihm gefreuet, weil ich ihm gerne alles gute gönne.

Nicht weniger würde ich mich freuen, wenn die Stelle wieder dort durch H. Koppe, den ich vor einiger Zeit hier gehört und gesprochen, könnte besetzt werden. E. H. werden mir aber vergönnen, daß ich noch in Etwas darüber balancire, weil H. Hein mir jederzeit gesaget, daß er gern seine jetzige Station in Perleberg, wo er auf alle Weise sehr schlecht stehet, verlassen und auf mein Verlangen hier wieder zum Regiment kommen will. Ich werde mich aber auch darüber noch nicht so schnell determiniren, weil, im Vertrauen gesagt, es mit mir und dem regiment anjetzo in einer besonderen crise ist, daß vielleicht wohl eine große Aenderung folgen könnte, so sich aber wohl ehestens zeigen wird. Gott führe alles nach Seinem Willen und Rath. In meinem Gemüthe bin ich nicht wenig gedrückt, weil die Umstände vor mir auf allen Seiten sehr schwer finde. E. H. wollen dem heil. Gott mit vor mir anruffen, daß ich lediglich dasjenige möge wollen und wirken, was Ihm gefalle und zu Seinen H. Ehren gereicht."

„Berlin, 3. Juli 1726.

Ich beklage E. H. von Herzen über den Verlust unsers guten ehrlichen H. Neubauer. Gott wolle denselben ersetzen und E. H. wieder jemand zuweisen, der Ihnen völlig nach Ihrem Sinn sei.

Ihre Maj. fragten gestern auch: Ob E. H. wohl würden jemand Guter wiederfinden würden und nehmen in Absicht E. H. gleichfalls Theil an dem Verlust.

Ihr. Majestät sagten mir auch von einem gewissen Prediger, den Sie für Potsdam erwählt haben, dessen Namen ich aber vergessen, bei welcher Gelegenheit ich denn auch Ihr. Majestät eröffnet, daß ich den Prediger v. Salzwedel in Lindhamer's Stelle wieder zu vociren gesonnen wäre, welches Ihr. Maj. approbirte. Hätten E. H. Gelegenheit, demselben einige Nachricht davon zu geben, würde es mir lieb sein, damit mir nicht andere vorkommen, weil die hiesigen Regiments-Prediger fast alle anderwärts hinkommen.

Man hat mir auch zu einem Hofmeister bei meinem jüngsten Sohn, wenn er diesen Michael auf die Universität gehen wird, einen gewissen Juristen Livius vorgeschlagen. Er ist mir sehr gerühmt worden. Er ist anjetzo bei H. Geh. Rath v. Gericken in Magdeburg. Wenn jemand in Halle unter den guten Freunden, denen dieser Livius bekannt wäre, weil er in Halle studiert hat, würde mir ein großer Gefalle geschehen, wenn dessen und E. H. Gutfinden und Gedanken darüber erfahren könnte, damit meiner Sachen soviel mehr versichert wäre.

Der liebe Gott erhalte E. H. noch viele Jahre und lasse die kleine Reise, die Sie gethan haben, gesegnet sein."

„17. October.

E. H. bin ich vor dero liebreiches Verlangen, meinen Sohn Carl vor seiner Entfernung zu sprechen und zu vermahnen, so viel herzlicher verbunden, weil er der Vermahnung sehr benöthigt und ich auch von der erbarmenden Gnade Gottes hoffe, daß dieselbe nicht ohne Eindruck und Segen bei ihm bleiben werde, so Gott aus Gnaden verleihen wolle. Zugleich habe ich auch als eine besondere göttliche Führung anzusehen, daß mein Sohn erst auf Halle hat zugehen müssen, weil solches Gelegenheit giebt, von Livio, den ich auf guter Leute recommandation zum Hofmeister meines jüngeren Sohnes gewählt hatte, nähere Information zu bekommen, die mich denn auch bewogen, weil mir mit großem Nachdruck dessen häßlicher Wandel in seinen Studenten-Jahren vorgestellt worden, gemeldeten Livius ohngeachtet seines Versprechens stehenden Fußes nach reiflicher Ueberlegung, wieder zu demittiren, wovon H. Memnitz weitläufig den ganzen Vorfall wird erzählen können, nicht zweifelnd, E. H. werden mir, weil ich es mit gethan, Aergerniß zu verhüten, Beifall geben. Anjetzo wird alles darauf ankommen, ob auch E. H. meine Bitte gefällig würde sein, daß H. Memnitz, weil ich noch ganz im bloßen befunden, noch eine kurze Zeit die Stelle eines Hofmeisters bei meinem Sohn vertreten, jedoch mit dieser condition, daß solches keinerlei Weise H. Memnitz an seiner

weiteren so wohl verdienten Beförderung hindere, darin ich mich so wohl bescheide, daß demselben nicht allein frei lasse, so bald sich nur was gutes für ihn ereignen wird, meinen Sohn zu quittiren, sondern ich will selber nach Möglichkeit mit für ihn hier sorgen und darin nach aller Aufrichtigkeit seine Verbesserung meines Sohnes interesse preferiren, wie ich denn auch zugleich inständigst E. H. ersuche, auch in dem Paedagogio H. Memnitz seine Stelle, nach wie vor, offen zu halten und dieselbe ihm zu conserviren, damit er auf keinerlei Weise sich im bloßen befinde und was er aus Liebe vor mir thut, ihm zum Nachtheil gereiche. Ich will mich indessen, so viel möglich, um einen andern tüchtigen Menschen bemühen, in der Hoffnung, der liebe Gott würde darin auch Mittel und Wege zeigen."

„Berlin, 22. Febr.

E. H. danke von Herzen für die gegebene adresse an ihren guten Freund sowohl in Venedig als auch in Wien und bitte ich bei Gelegenheit an den guten Freund in Venedig meines Sohnes wegen zu schreiben, weil mein Sohn mit Ms. Walbaum, zu folge meiner instruction, erst anfangs Juni in Venedig sein werden. Sie sollen sich nicht über einen Monat daselbst aufhalten.

Nach Wien haben E. H. nicht nöthig zu schreiben.

Ich danke dem lieben Gott von ganzem Herzen, der Sie aus den Pforten des Todes diesesmal noch wieder erhoben und zum Preise Seines heiligen Namens Sie wieder aufs Neue Seiner Kirche geschenkt: Gott vermehre Ihre Tage und Kräfte noch auf sehr viele lange Zeit.

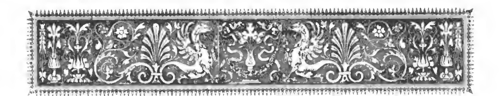
Mir thut der liebe gnädige Gott mehr Gnade als nimmer hätte vermuthen können. Gott gebe, daß sie wohl anwende und da ich an den Pforten der Ewigkeit, mich von Herzen dazu bereite."

„Berlin, 18. Sept.

Der unvermuthete Tod unsers werthen lieben Freundes hat mich gewiß inniglich afficirt nicht allein weil denselben geliebt und wirklich sehr hoch geschätzt, sondern weil ich auch wohl begreife, was den guten Freunden und dortigen Anstalten durch denselben entgangen. Dessen selige Seele ist nun wohl bei dem heiligen Gott in der großen Freude, darüber man billig den H. Gott und dessen heilige Wege verherrlichen soll, indessen ist der Verlust einer so nützlichen Person nicht weniger empfindlich. Der große erhabene Gott kann aber thun mehr als wir wissen und verstehen. Der Name des Herrn sei ewig gelobt und gebenedeit. Er ist und bleibt Herr über unser Leben und Tod.

Von meiner Ergebenheit können Sie wohl versichert sein. Die hiesigen Beschaffenheiten aber und mein Unvermögen ist Ihnen am besten bekannt.

Den H. Pastor Freylinghausen condolire gleichmäßig herzlich. Bitte denselben sowohl von meiner lieben Frau als mir herzlich zu grüßen, nicht weniger auch die Frau Professorin. Gott stehe Ihnen kräftig bei. Ich versichere, daß ich mit aller Ergebenheit stets bin E. H. dienstergebener Diener."



Aus Süd-Italien.

Von

E. von Horrschelmann.

„Sigilgaita.“

Weit hinter uns, in graulichen Nebeln verschwindet der Vesuv; nur das um ihn gelagerte Stadtbild taucht noch einmal — ein rot schimmernder Gürtel — am Horizont auf. Unter einer Reihe kaleidoskopartiger Bilder, die an den Schneckenwindungen der Küste bald auftauchen, bald verschwinden, haben wir Amalfi erreicht, zu dessen Häupten, aus Wolken ragend, Ravello zu uns herabschaut. In einem bleiernen monotonen Grau, nur hier und da von matten Streiflichtern erhellt, flimmert das Meer; regungslos, wie die Atmosphäre, die sie umgiebt, lagern, auf dem heißen Sande hingestreckt, in Lumpen gehüllte Männer- und Frauengestalten. Plötzlich durchschneidet ein Frachtschiff die eben noch spiegelglatte Flut. Im Nu ändert sich das Bild. Lärmend, schreiend, drängt alles in buntem Wirrwarr dem Strande zu. Die Männer werfen ihre Kittel ab; wir blicken in ein Gewühl halbnackter Gestalten. Den meisten von ihnen dient diese jähe Aenderung der Dekoration zu einer wahren Apotheose. Aus den schwarzen, schmutzstarrenden Lumpen lösen sich die edelsten Körperformen. Als wäre er sich seiner malerischen Pose bewußt, steht dort inmitten des Getümmels ein Bursche, der wenige Minuten zuvor in seinem elenden Bettelanzug auf die ankommenden Fremden fahndete. Auf dem stierartigen Nacken trägt er den Kopf leicht nach vorne gebeugt. Wäre die bronzene Farbe nicht, so könnte man sich einbilden, das lebendige Modell zum Apoxiomenes (dem Athleten mit dem Schabeisen) im Vatikan vor sich zu sehen. Neben ihm entledigt sich ein Knabe, er mag wohl an die fünfzehn bis sechszehn Jahre zählen, seiner Kleider, um sich, gleich den anderen, mit dem Abladen des Frachtschiffes ein paar Soldi zu verdienen. Um den feingeschnittenen Kopf ringeln sich bräunliche Locken; seine Arme, von denen er eben die häßlichen Fetzen abstreift, zeichnen sich in fast weiblich zarten Linien; er betreibt sein mühseliges Handwerk unter so mutwilligem und neckischem Gelärme, als wäre er nur zum Zeitvertreib vom Olymp etwa unter die Erdenkinder herabgestiegen. Jetzt läuft er den Strand entlang, ein jugendlicher Merkur, dem nur die kleinen Flügel über den Fersen fehlen, um uns glauben zu machen: jene graziöse Figur Jean Bolagnes sei uns aus Florenz nachgeflogen. — — Das Schiff ist abgeladen. Der Tumult hat ein Ende. Die nackten Athleten und Götterbilder

haben sich wieder in einen Haufen zerlumpter Vagabunden und Schmarotzer verwandelt. Mit ihren paar Soldis in der Tasche ziehen sie dem Marktplatz zu, und zwar unter einem Getöse, daß man sich schier in die Zeiten der alten, mächtigen Republik Amalfi zurückversetzt glaubt, deren reichgefüllte Brokat- und Teppich-Magazine etwa von Sarazenenscharen oder anderen unwillkommenen Gästen ähnlicher Art überfallen wurden.

Spärlich genug und unscheinbar sind in der Stadt selbst die Spuren, die auf die Glanzzeit deuten, wo Amalfi, heute ein Haufen unscheinbarer Hütten, das Thyrrhenische Meer ebenso machtvoll beherrschte, wie Venedig später das Adriatische. —

Ein elendes Café, wo die Insassen des Ortes ihren Absynth schlürfen und ihre Virginia rauchen, zeigt auf seinem Schilde eine struppige Bildnisfigur, die den Flavio Gioja*) vorstellt; darunter die Worte:

„Trovar d'un mondo incognito e remoto
Il Colombo non mai potria la porta
Se per l'invio sentier di flutto ignoto
Non gli facesse pria Flavio la scorta."

(Nimmer hätte uns Columbus die Pforte des fernen, unbekannten Reiches geöffnet, hätte auf dem beschwerlichen Pfad durch fremdes Gewässer nicht Flavio ihm als Führer gedient.)

In einem halbfinstern Seitengang des Domes — einem maurischen Prachtbau steht ein Sarkophag, dessen Deckel ein Relief in Medaillonform ziert. Letzteres stellt das Wappen der alten Republik Amalfi dar, das von dem Stolz und dem Selbstgefühl ihrer Bürger beredtes Zeugniß giebt. Die Hauptfigur, eine weibliche Gestalt von majestätischer Haltung, ist die Nymphe von Amalfi, der Sage nach die Geliebte des Herkules und die Schutzpatronin der Stadt. Auf dem lockenumwallten Kopf trägt sie die übliche Mauerkrone, in der rechten Hand hält sie einen Apfel, mit der linken streichelt sie einen Löwen, den sie im Schooß hält; der rechte Fuß ruht auf einem aufgeschlagenen Buche, den in Amalfi aufgefundenen Pandekten Justinians, der linke auf einem Globus der auf des Flavio Gioja Erfindung, die Magnetnadel, hinweist. Zu ihren Füßen endlich sind drei Wappenschilder in kleinerem Maße gebildet. Das erste zeigt ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde. Es ist das Abzeichen des von Amalfitanern gegründeten Ritterordens von Jerusalem, aus dem später der Malteser-Orden hervorging. In gleicher Weise deuten die beiden anderen auf die Glanzzeit der Republik zurück, das eine durch den Hinweis auf die Erhebung der Stadt durch die Römer, das andere durch die von vier Flügeln (den vier Winden) umgebene Magnetnadel. Die in schwarzen Lettern ringsum laufenden Strophen aus Dante's Purgatoria bezeichnen jedoch jene Zeit des Glanzes und der Macht als eine längst vergangene; sie lauten:

„Quante volte del tempo che rimembre,
Legge, moneta e ufficio e costume
Hai tu mutato e rinnovato membre."

(In jener Zeit, an die du mahnest, hast du, wie oft! Gesetz und Münz und Obrigkeit gewechselt und erneuert deine Glieder.)

Aus den wenigen, kümmerlichen, in wirrem Zickzack hinlaufenden Straßen der Stadt, die außer dem prächtigen Dome kaum noch irgend eine namhafte Spur ihrer einstigen Herrlichkeit aufweist, wenden wir uns der Ferriera zu, und dem schmalen Fußpfad, der durch ihre einsamen Schluchten nach Ravello emporführt.

Weit mächtiger als drüben die wenigen Reliquien, deren wir erwähnten, erinnert hier jeder Fuß breit an das mittelalterliche Leben, das in diesen weltabgeschiedenen Thälern einst seine buntesten Kampf- und Tummelplätze fand. Ein malerischer Kranz von Burgruinen, viele von maurischem Gepräge, zieht sich die wildzerklüfteten Felsen-

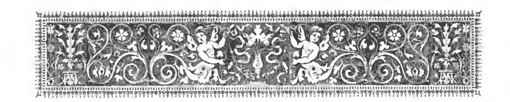
*) Den Erfinder der Magnetnadel.

profile entlang. Die ältesten, auf den verwegensten Berghöhen gelegen, verdanken ihre Entstehung dem fünften und sechsten Jahrhundert, der Flucht vor den Barbaren-Invasionen, die sich über Ravenna, Benevent, Rom bis nach Neapel und Amalfi ergossen. Nur die allgemeine Anarchie, die jeden Einzelnen zwang, unter steten Faustkämpfen von Tag zu Tag sein Dasein zu fristen, erklärt die Entstehung dieser gleichsam zu Stein erstarrten Fabeln. Dazwischen taucht ein noch jetzt bewohnter Borgo auf, Hütte an Hütte geschmiegt, als drängte die Scheu vor der sie umgebenden Einsamkeit sie so ängstlich an und über einander. Ragende Trümmerhaufen, finstere Bergmassen, klappernde Mühlen — hin und wieder inmitten der starrenden Felsen eine Wiese von weidenden Ziegen bedeckt — so geht der Weg fort bis Ravello, zu dessen Höhen sich nur selten ein Wanderer verirrt. Eine neue Welt ist es, die uns hier empfängt — schweigsam, geheimnisvoll. Die Phantasie des Nordländers, an den kälteren Himmel gebannt, mag sich so die Stätten träumen, wo der griechische Künstler einst der Göttin der Liebe und der Schönheit seine Altäre errichtete; der Horizont, so weit das Auge reicht, vom Meer umsäumt, ringsum die Bergmassen, von Oleander, Myrthen, blühenden Rosen und Orangen übersäet. Inmitten der Stadt, neben dem Palazzo Rufalo, mit seinen maurischen Korridoren und Säulengängen, die der Epheu schier begräbt — die Kathedrale. Wir treten durch die halboffene Thür in die kühle, hochgewölbte Halle, wo uns von weitem schon eine mit Gold und Mosaik geschmückte Ambona entgegenleuchtet. Auf marmornen Löwen ruhen die schlanken Säulen, die sie tragen. Ein Adler von schwarzem Basalt scheint sie mit ausgebreiteten Flügeln zu bewachen. Dort — nach Osten gewandt, taucht geisterhaft über einer der Seitenwände ein Frauenbild auf. Eine einfache Krone beschattet eine niedere, griechisch gebildete Stirn. Sind es die schweren, tiefsinnigen Träume einer Sappho? ist es der geheimnisvolle Schauer einer Sybille, die in dem Buch der Zukunft blättert, was diesem hehren Antlitz seinen unaussprechlichen Zauber verleiht? — Wie ein Meteor tauchte es einst aus der Nacht empor, in der die Kunst Italiens dem Anschein nach für immer begraben lag. Mit Recht nennt man sie „die Sphinx des Mittelalters". Sie stammt aus der Zeit der Herrschaft des Anjou in Süditalien; das ist alles, was man über ihren Ursprung nachwies. Mitten unter die seufzenden oder büßenden Byzantinerinnen ist plötzlich diese Juno gebieterisch hingetreten. Nachdem die zweite Griechenherrschaft, die des Mittelalters, das Schönheits-Ideal der Vorfahren erbarmungslos vernichtet, ist jenes zertrümmerte Ideal in der Gestalt der „Sigilgaita" dem unbekannten Künstler erschienen und hat ihm eine bessere Zukunft, und mit ihr die Wiedergeburt der alten Kunst im Dienst der alten Ideale prophezeit.

Und sie selbst? können wir nicht umhin, uns zu fragen, obgleich wir wohl wissen, daß niemand uns auf unsere Frage antworten wird, wer war sie? Woher der fremdartige Name der auf longobardischen Ursprung hindeutet? — Unter den wenigen Urkunden Ravellos, welche der unaufhörlich lodernden Kriegsfackel des Mittelalters nicht zum Raube fielen, ist nicht eine, die uns die Geschichte „der Sphinx von Ravello" zu erzählen wüßte. Nur eine aus Amalfi stammende Chronik scheint einmal auf sie hinzuweisen. „Sigilgaita", so lautet es in derselben, „hieß die Gemahlin des Niccolo, Signore von Rufalo, den das rebellische Ravello ebenso fürchtet, wie das stolze, üppige Amalfi."

Durch die zierlich gewölbten Fenster fällt der Abendschein. Seine heißen Strahlen gleiten über das stumme Antlitz und machen seine Lippen erglühen, und mir ists, als hörte ich sie flüstern:

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu."



Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard“, „Mörikeana“, „Visionen und Träume“.)

(Fortsetzung.)

Nachdem ich mir Westminster-Abtey betrachtet hatte, galt natürlich mein nächster Gang dem britischen Museum. Um dasselbe mit seinen reichen Schätzen aber würdig zu beschreiben, dazu müßte man nach dem Sprüchwort „die Weisheit mit Löffeln gegessen haben“, d. h. in allen Gebieten der Kunst (besonders der archäologischen), der Litteratur und der Naturgeschichte gleichmäßig erfahren sein; ich strecke deshalb von vornherein die Waffen und beschränke mich darauf, von dem nur zu erzählen, was mir persönlich besonderen Eindruck machte. Zuvor schicke ich aber noch voraus, daß das Museum in Bloomsburg Great-Russelstreet untergebracht ist, in einem Gebäude, das früher dem Herzog Ralph von Montague gehörte und auf dessen Grund und Boden stand. Durch eine Parlamentsakte wurde dieses Anwesen als Gemeingut für die englische Nation erworben, um daselbst wertvolle und gemeinnützige Sammlungen unterzubringen. Die erste derselben wurde schon im Jahre 1700 von Sir John Cotton der englischen Nation zum Geschenk gemacht und stammte aus dem Nachlasse seines Großvaters, der ein Sammler war, und hauptsächlich alte merkwürdige Manuskripte angehäuft hatte. — Der Appetit kommt bekanntlich über dem Essen, und so wurde in nicht zu ferner Zeit durch eine zweite Parlamentsakte das Museum des Sir Hans Sloane in Chelsea um 20,000 Pfd. Sterl. angekauft „zu weiteren gemeinnützigen Zwecken.“ Dies war eine reichhaltige Sammlung von Kostbarkeiten aller Art: Bücher, Münzen, Antiquitäten u. s. w. Auf dem Fuße nach folgte diesem Kaufe die Erwerbung der „Harley-Kollektion“ für 10,000 Pfd. Sterl. Diese drei Sammlungen wurden während der Regierung Georg II. vereinigt und unter dem Namen „Britisches Museum“ am 15. Januar 1759 „für alle Welt“ eröffnet. Bald floß nun ein unversiegbarer Strom von Schenkungen, Legaten u. s. w. diesem neu gegründeten Museum zu, so daß Montague-House die Schätze alle nicht mehr in seinen Räumen bergen konnte, und deshalb, um für dieselben Platz zu gewinnen, von Sir R. Smirke so viel daran vergrößert, verlängert und umgebaut wurde, bis der heutige kolossale Bau mit seinen vier Flügeln und einer Front im jonischen Stil fertig dastand. Doch nein, fertig nicht, denn später wurde noch ein großartiger Lesesaal mit Gallerien angebaut, in dessen Räumen für die gegenwärtige Bibliothek von 1,500,000 Bänden Platz ist. Mir selbst ist noch das alte

unscheinbare Lesezimmer gar wohl bekannt, an dessen innerer Thüre ein wahrer Cerberus von Museumsdiener Wache hielt, der einem flüsternd befahl, die anwesenden „Gents"*) — das waren Carlyle und Macaulay! — ja nicht zu stören, denn sie seien gerade „tief drinnen!" Ehe ich nun daran gehe, einzelne Schätze des Museums herauszugreifen und zu schildern, muß ich noch sagen, daß die drei Naturreiche in ausgezeichnet interessanten und seltenen Exemplaren hier vorhanden sind, und daß selbst das Totenreich seine dunklen Pforten für uns aufgethan und in Wahrheit königliche Vertreter geschickt hat: indem die Mumien von nahezu allen Herrscher-Dynastien Egyptens hier ausgestellt sind! Darunter z. B. auch solche aus der Zeit Abrahams, der 2ten und 3ten Dynastie angehörend. — Will man das britische Museum ganz bewältigen, so geht es einem wie jenem österreichischen Bauern auf einer Ausstellung, der auf Befragen, was er alles gesehen habe, antwortete: „Nix hob i g'sehen, wal i z'viel g'sehen hob!" Oder man sieht sich auch im eigentlichsten Sinne des Wortes „blind" daran. So erging es mir. Mein Interesse war so vielseitig in Anspruch genommen, daß ich keine Ermüdung beachtete, bis es mir plötzlich dunkel vor den Augen wurde.

Von 10 Uhr morgens bis gegen 5 Uhr nachmittags war ich mit meinem gelehrten Begleiter und einer geduldigen Freundin herumgewandelt, von Saal zu Saal, von Gallerie zu Gallerie; da wurde es mir schließlich vor den Augen so dunkel, daß ich die Vermutung aussprach: der Himmel umwölke sich, es scheine ein Gewitter aufzuziehen. Meine Begleiter widersprachen. „Dann bricht die Nacht herein, denn man sieht ja plötzlich nichts mehr," versicherte ich jetzt. Meine Gesellschaft flüsterte nun unter sich, was ich wenig beachtete, doch zustimmte, als meine Freundin mir vorschlug: jetzt gleich heimzufahren, da ich gewiß auch so hungerig sein müßte wie sie! Wie ich in den Wagen kam, weiß ich kaum mehr, nur daß ich zuvor die große Treppe — die ich nicht mehr sah — hinabgestürzt wäre, wenn mich nicht der starke Arm, der mich führte, daran verhindert hätte. Auf dem Wege nach Canon Row, Westminster, sah ich garnichts — weder Häuser, Menschen oder Tiere — nur tosendes Geräusch schlug an meine Ohren! Wie ich bei meiner Freundin in deren Salon kam, ist mir heute noch ein Wunder, doch saß ich bald dort in einem Lehnsessel und schlief, wie es schien sofort ein. Kurz darauf, wie ich glaubte, weckte mich der Hunger wieder, und meine erste Frage war: „Warum denn so festlich beleuchtet sei?" „„Gottlob!"" erscholl es aus mehrfachem Munde. Erstaunt richtete ich mich in die Höhe, blickte enttäuscht nach der dunkeln Thür des offenen Eßzimmers und fragte: „Wird noch nicht gespeist, ich bin sehr hungrig!" „„Das glauben wir!"" bekam ich lachend zur Antwort, und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß es abends 11 Uhr sei und ich von 6 Uhr bis jetzt geschlafen hatte, „so fest, als wenn ich in dieser Welt nicht mehr erwachen wolle," wie meine Freundin mich versicherte, und daß der Hausarzt den Rat erteilt habe, mich schlafen zu lassen bis ich von selbst erwache, denn dies sei das einfachste und beste Mittel, mich vor Erblindung des Sehnervs zu retten, die im ersten Stadium — durch Ueberanstrengung — bereits bei mir eingetreten zu sein scheine. „Nein! Gott sei Lob und Dank! ich sehe!" rief ich, und doch fuhr mir ein Schauder dabei über den ganzen Körper, weil ich mir plötzlich bewußt wurde, wie nahe mir die Gefahr war.

Am wohlbesetzten Eßtisch erfrischten sich alle Lebensgeister vollständig wieder, und nur so nebenbei schenkte ich der Beschreibung meiner Freundin Gehör: wie ich mich im britischen Museum momentan „blind gesehen" hatte! . . . .

Ausgang des Winters 1854 nahm ich eine andere Stelle ein, weil die Familie, bei der ich war, über Nacht ihr ganzes Vermögen durch einen Banquier verlor; diesmal wählte ich ein Institut, um Gelegenheit zu bekommen, selbst auch Englisch zu lernen. Kaum war ich an meinem neuen Bestimmungsort in Norwich, so träumte mir jede Nacht Wochen hindurch, ich trage meine kaum erst ausgepackten sieben Sachen schon

*) Dialekt für Gentlemen.

wieder zusammen und packe abermals meinen Koffer, aber nicht um damit in England an einen andern Ort zu gehen, sondern auf den Kontingent in eine mir ganz fremde Gegend. Auch hatte ich im Traume jede Nacht die Empfindung, daß es mir sehr pressiere, an Ort und Stelle zu kommen, daß sich mir aber Hindernisse aller Art in den Weg legten. Einmal jedoch erreichte ich nachts wirklich die Stätte, welche ich aufsuchen wollte, doch lag sie in pechschwarzer Dunkelheit vor mir, so daß ich nichts sehen konnte, jedoch hörte ich Hähne krähen und bekam dadurch den Eindruck, als sei ich auf dem Lande. Da seit langen Wochen alle Nachrichten von daheim ausblieben, so ängstigten mich diese Träume doppelt, und dringend bat ich: mir doch jede Nachricht, die sie zu geben hätten, nicht länger vorzuenthalten, weil die Ungewißheit mir nachgerade ganz unerträglich sei! Da endlich kam die Unglücksbotschaft, daß unsere Bertha in E. (der ersten Pfarrstelle unseres jüngsten Bruders) an ihrem alten Leiden schwer erkrankt sei. Der Zufall wollte es, daß in einer englischen Schule gerade eine Vakanz in Sicht war, und so schrieb ich umgehend heim: ich wolle dieselbe in E. zubringen, um Bertha pflegen zu helfen. Ehe ich aber abreisen konnte, träumte mir eines Nachts, daß ich in E. angekommen sei, im Pfarrhaus umhergehe, aber nur meine Mutter und meinen Bruder vorfinde, die beide abgehärmt aussähen. Als ich auspackte, seien mir Stecknadeln unter die Hand gekommen, und meine Mutter habe mir dafür ein kleines Nadelkissen an der Wand bezeichnet, und ich bemerkte, daß es meine erste Straminarbeit war, die ich ihrer vielen krummen Stiche wegen später in die Rumpelkammer verbaunt hatte. Als ich nun meine Stecknadeln darauf unterbringen wollte, sah ich das Kissen mit schwarz eingefädelten Nähnadeln besteckt und bestürzt fragte ich meine Mutter: „Ja, habt ihr denn Trauer genäht?“ und zugleich suchten auch schon meine Augen angstvoll Bertha. Da, als ich mich umblickte, stand sie dicht hinter mir, vom Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, in ein Gewand, wie ein Sterbekleid, und begegnete meinen erschreckten Augen mit Blicken voll zärtlichen Mitleids, doch als ich mich ihr nähern wollte, war sie körperlos, und schwand dahin wie eine Wolke! — Als ich bald nach diesem Traum meine Heimreise in Wirklichkeit antrat, gestaltete sich dieselbe genau, wie ich es schon zuvor träumend erlebt hatte. Sogar das kleine Eisenbahnunglück, das mich verspätete, traf ein, so daß ich nur noch mit Extrapost und erst nach Mitternacht in dem von der Welt abgeschiedenen Dörfchen ankam. Das Pfarrhaus lag in tiefes Dunkel gehüllt da, denn zum erstenmal nach langen Wochen hatten sich die überwachten, verweinten Augen wieder im Schlummer geschlossen — Tags zuvor war unsere Bertha beerdigt worden! Ich fand keine Thränen, keinen äußeren Ausdruck meines Schmerzes, nur betäubend gleich einem Echo mit Donnerschall klangen jetzt fortwährend in meinen Ohren die damals beim Abschied*) in M. mir zugeflüsterten Worte: „Du siehst deine geliebte Bertha nie, nie mehr auf dieser Welt! . . . Sobald ich mich notdürftig gesammelt hatte, stand der Entschluß bei mir fest, jetzt an Berthas Stelle bei unserer Mutter zu bleiben, und dies gleich in die Schule nach England zu melden, damit die Vorsteherin während der Vakanz für Ersatz sorgen konnte. Als ich an das Auspacken kam und Stecknadeln vorfand, sagte meine Mutter, die mir half: „Sieh, dort hängt dein altes Nadelkissen, das wir mit hierher nahmen, weil es uns an dich erinnerte,“ und als ich auf dasselbe zuschritt, um meine Nadeln hinein zu stecken, fand ich darauf die schwarz eingefädelten Nähnadeln vor, die ich schon im Traum in England darauf erblickt hatte. Nun erinnerte ich mich plötzlich der ganzen Traumvision und meine bebenden Lippen flüsterten sehnsuchtsvoll „Bertha, Bertha!“ aber meine blöden Augen bekamen sie nicht zu sehen. Meine Mutter, die meine große Erregung bemerkte, befragte mich darum und ich erzählte ihr diesen Traum und den folgenden, der in der schwarzen Nacht des Kummers der erste Lichtstrahl wurde, der meine finstern Gedanken

*) Wir hatten uns getrennt; ich saß im Wagen und hatte Bertha gebeten, jetzt gleich heimzugehen, und lehnte mich zurück in die Ecke, um ihr das Fortgehen leichter zu machen, da flüsterte eine Stimme hörbar mir in die Ohren das Obige.

ein wenig erhellte und sie himmelwärts wies. In diesem Traum befand ich mich auf heimatlichem Boden und sah meine ganze Familie in Gruppen getrennt von der Höhe eines Berges hinab in das Thal wandeln. Meine Schwester Bertha führte den Zug an, meine Mutter folgte ihr dicht auf den Füßen und ein wenig hinter ihnen ging Bernhard. In einiger Entfernung wandelten die Tanten und mein ältester Bruder mit seiner Familie, und Emma und ich waren die Letzten und standen noch auf dem Gipfel des Berges. Ich betrachtete mir die Aussicht ringsum und zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß es nicht das Heimat-Flüßchen war, (welches wie ein blaues Band durch schlängelte) das hier unten im Thal dahinfloß, sondern ein anderer, ganz dunkler Fluß, dessen jenseitiges Ufer ich nicht sehen konnte, weil es von einer undurchdringlichen Nebelschicht verhüllt war. Auf dem Fluß fiel mir auch gleich in die Augen ein unheimlich, ja gespenstisch aussehendes schwarzes Schiff, welches lautlos aus dem Nebel heraus und herübersteuerte auf das diesseitige Ufer zu, und zwar genau nach der Stelle, an der meine Schwester sich befand. Wer schon am Rhein lebte, erinnert sich vielleicht, eine eigentümliche Art holländischer Kohlenschiffe gesehen zu haben, schwarz von Kohlenstaub, schmal und flach, kaum über den Rand des Wassers sich erhebend, und nur in der Mitte mit einer Erhöhung ausgestattet, die sich meinen Augen damals wie ein sitzender, in einen Mantel gehüllter Mensch präsentierte, die aber in Wirklichkeit der Kaminmantel, das Steuerhäuschen oder sonst etwas zum Schiff Gehöriges war. Als ich ein solches Schiff zum erstenmal erblickte, rief ich überrascht: „Wahrhaftig, man könnte glauben, hier kommt Charon mit seinem Totenschiff!“ Meine Gefährtinnen griffen diesen Ausdruck auf und nun hieß unter uns ein solches Schiff „das Totenschiff“, und wir neckten uns, wen es zuerst abholen werde? . . . Jetzt im Traum sah ich ein ähnliches Schiff auf dem dunklen Flusse daherkommen und sagte in alter Erinnerung zu meiner Schwester Emma: „Siehe das Totenschiff! Wen von uns holt es wohl?“ Diese (sehr fernsichtig) blickte sogleich scharf hin nach den Vorausgehenden und teilte mir erschreckt mit, daß sie sehen könne, wie eben unsere Mutter und unser jüngster Bruder von Bertha sich verabschiedeten, und daß diese direkt auf die Stelle zugehe, wo das Schiffchen am Ufer angelegt habe. Unglaublich schien mir das Entsetzliche, und ich Kurzsichtige strengte meine Augen vergeblich an, das mir soeben Gesagte auch zu schauen. Doch war meine Sehnsucht, dieser geliebten Schwester nachzueilen und sie wenigstens noch einmal zu sehen — so unaussprechlich groß, daß sie mir Flügel zu verleihen schien und mich in den Lüften wie dahin trug. Bald sah ich deutlich Schwester, Mutter und Bruder unter mir und beide letzteren in großer Bewegung. Der Bruder blieb zuerst zurück, dann die Mutter, auch diese erst, als Bertha den schwarzen Kahn schon betrat. Obwohl getrennt von ihr, empfand und teilte ich ihr Grauen, mit dem sie sich auf dem schwarzen Wasser einschiffte, und der Ewigkeit, die ganz dunkel vor ihr lag, zusteuerte. Da rührte es sich plötzlich unter dem schwarzen Kaminmantel, der wie eine Hülle oder Wolke herabsank, und eine Lichtgestalt, die das Schiffchen zu lenken schien, sagte zu Bertha: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir, führe das Steuer und bringe dich sicher hinüber in die selige Ewigkeit.“ Freudig, von aller Angst befreit, sah ich meine Schwester jetzt sich ganz zutraulich in der Nähe der herrlichen Gestalt niederlassen und ich hörte, wie Bertha diese fragte: weshalb die Ewigkeit so dunkel vor uns Menschenkindern liege? „Weil die Welt, von der du herkommst, ihren Schatten auf sie wirft!“ erwiderte, der am Steuer saß. Schnell überblickte ich von meiner Höhe den Weg, welchen die Schiffenden auf dem Flusse zurückgelegt hatten, und in der That unterschied ich ganz deutlich, daß es wirklich nur unsere Erde war, die wie mit einem Gürtel von schwarzen Dünsten umzogen schien, der einen tiefen Schatten gegen die Ewigkeit hin warf, und daß dieser allein es ist, der uns das Jenseits in undurchdringliches Dunkel gehüllt erscheinen läßt; zugleich bemerkte ich aber auch, daß, sobald die Schiffenden aus dem Bereich dieses Schattens, den unsere Erde warf, waren, es auf ihrem Wege immer heller und lichter wurde, bis man die Ufer der Ewigkeit leuchten

und funkeln sah, tausendmal prächtiger als Sonnenglanz und Sternenschimmer! Zugleich hörte ich ein wunderbares Klingen und Singen, und der Traum zeigte mir die Ufer oder Grenzen der Ewigkeit mit hochstämmigen, riesenhaften Lilien umzäunt, deren silberglänzende Glockenkelche sich wie im Rhythmus bewegten, was eine Musik verursachte, die meinen Ohren herrlicher klang, als alle, die ich je auf Erden gehört hatte. „Die Musik der Sphären", hörte ich vom Totenschiff her sagen, und war ganz froh, jetzt doch auch gehört zu haben, was man unter „Sphärenmusik" verstand. So begierig lauschte ich derselben, und so versunken war ich darein, daß ich erst im Lichtkreis eines ganz wundersamen Glanzes wieder soweit zu mir kam, um auf meine Umgebung weiter zu achten. Wie ich um mich blickte, hatte sich der Lilienzaun in der Breite eines Thores flach auf den Wasserspiegel hingelegt, doch so, daß die Blütenkelche kerzengerade aus dem Wasser in die Hände standen, und da sah ich, daß sie mit einem purpurnen Safte — gleich Blut — angefüllt waren, der wogte und wallte, und dessen Wellen den Kahn wie zu heben und hinüber zu tragen schienen in die Ewigkeit — einen wunderbar herrlichen Ort, in dem es lebte und webte von Lichtgestalten. Eine Gruppe schien sich von den anderen zu trennen und Bertha entgegen zu gehen, und in der ersten Gestalt — trotzdem sie nur wie ein Licht im Lichte schien — erkannte ich doch ganz deutlich meinen Vater! Und dieses Erkennen, und dabei der intensive Strahlenglanz, der ihn und alles andere umgab, traf meine irdischen Augen so blendend, daß ich darüber erwachte! . . . Wie himmelweit von diesem gleichsam „seligen Erwachen" war aber jetzt in E. mein „Zumirkommen" und mich Zurechtfinden in der so überaus traurigen Wirklichkeit! Thränen konnte ich lange keine vergießen, auch an Berthas Grabe nicht; der Schmerz um den Verlust dieser so heiß geliebten Schwester hielt mich wie mit eisernen Banden umklammert und drohte mich zu ersticken! Da kam die Abgeschiedene eines Nachts zu mir, setzte sich auf mein Bett, beruhigte mich, indem sie mit Nachdruck sagte: „Es geht mir gut, ganz gut, nur dein Jammer stört mich!" Da versprach ich: ihr zu Liebe es über mich zu gewinnen, in die Trennung mich zu ergeben — wie es Christen ziemt! und unter lindernden, mich sichtlich erleichternden Thränen erwachte ich.

Auf den Tod unserer Schwester hin kam uns ein Kondolenzbrief edelster Art von unserem alten Freunde J. T. Beck zu. (Mit Professor Becks Uebersiedlung von Basel nach Tübingen wurde der seither ununterbrochene schriftliche Verkehr desselben mit seinen Freunden in M. beendigt; der persönliche Umgang trat wieder in den Vordergrund, und Beck unternahm in seinen Vacanzen nicht leicht eine seiner größeren Fußreisen, ohne dabei im Hin- oder Heimweg im Doktorhause in M. vorzusprechen und im Kreise seiner Anhänger ein paar Tage zu verweilen.) Derselbe schrieb auf die Todesnachricht hin an Mutter, er könne sich lebhaft in ihre Lage hineindenken und mitempfinden, wie doppelt schmerzlich die Trennung von dieser l. Tochter ihr gerade jetzt sei,*) aber sie solle nicht klagen wie die, welche nicht wissen, wer die Wunden schlägt und wozu es geschieht und wie man sie heilt! Beck verwies sie auf Den, der des eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn dahin gegeben in Sünderhände bis auf das Aeußerste, um uns zu helfen. Auch erinnerte er sie daran: sie habe ihr Kind nur in Vater- und Heilands-Hände zu geben gehabt, damit es ihm endlich einmal wohl werde auf die bange Zeit. Solche Hoffnung könne nicht jede Mutter haben, aber Bertha habe ja den Heiland der Sünder gefunden gehabt und den Stein des ewigen Lebens schon in sich getragen. Also sei sie erlöst und wohl aufgehoben, statt mit siechem Leib hilflos noch länger in die nicht gute Zukunft hinein blicken zu müssen. Dann führt Beck aus: unsere Mutter und wir Geschwister hätten jetzt einen Magnet mehr dort oben und eine schmerzlich süße Mahnung zu vergessen, was dahinten liegt im Leben und sich zu strecken nach dem, was vorne ist — dem himmlischen Kleinod.

*) wo wir beiden andern Töchter abwesend in England waren.

Das gelte es; dahin schule uns der Vater und Hirte unserer Seelen; und wenn Er uns recht Liebes, ja das Liebste nehme, so sei es, daß Er uns nachziehe und übe im Armwerden, Hungern und Dürsten nach dem Unsterblichen und Unverlierbaren, damit Er uns das wahre und höchste Gut geben könne. Darum greife Er uns, wenn es Zeit dazu sei, gerade an der empfindlichsten Seite an, wo unser Herz am zartesten und tiefsten mit dieser Welt zusammenhängt — da müsse ein Riß geschehen, sonst griffen unsere Seelen-Wurzeln nicht wahrhaft über diese Welt hinaus in den ewigen Grund der Gottesstadt, in die Geister-Heimat der vollendeten Gerechten: Ebr. 11, 22 u. 13, 14. Dorthin könnten wir jetzt schon kommen, es führe ein Weg hin, für die, welche ihn gehen, nicht nur darauf hinblicken; und Füße dazu wolle uns der Herr machen, indem Er den Boden hier unter unsern Füßen wegziehe — es gelte den Schritt: Herr, wie Du willst, nicht wie ich will! nimm das Meine und gieb mir das Deine. Es gelte, so tief es schmerze, Alles fahren zu lassen, verlieren und entbehren — willig und geduldig — und den Einen (ohne den Alle zusammen verloren gehen, in Dem alles Verlorene aber reiner und vollkommener wieder gewonnen wird!) lieber haben, als Alles und Alle! Ihn in seinem Wort und Gebet ergreifen mit dem verwaisten nach Ersatz verlangenden Herzen, daß es ein Hineinleben wird; dann giebt es nicht nur einen zeitweisen Trost oder mit der Zeit eine neue Geburt aus dem begrabenen Alten, eine innere Versiegelung des Wortes: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!" ... Meine Mutter war mit ihrem jüngsten Sohne auf dessen erste Pfarrei aufgezogen, weil eigenthümliche, kaum glaubliche Zustände dort herrschten. Der Fürst als Patronatsherr entzog nämlich der Pfarre die ziemlich bedeutende Holzbesoldung in der Meinung, dazu nicht verpflichtet zu sein. Darüber entstand ein Prozeß, der schließlich zu Ungunsten des Fürsten entschieden wurde. Bis dahin war das Einkommen des Pfarrers sehr beschränkt, weshalb unsere Mutter vorzog, in das Pfarrhaus nach E. ihre Haushaltung zu verlegen, damit ihrem Sohne auf seinem Erstlingsdienst ein erträgliches Heim bereitet werde. Sehr wohnlich war dasselbe aber nicht, denn nicht nur daß wenig Besoldung ausbezahlt wurde: man nahm noch weniger bauliche Verbesserungen vor; doch hatte man das baufällige Haus wenigstens mit fünf neuen Stützen versehen, was aber nicht verhinderte, daß unsere Mutter eines Tages in der Kammer mit dem Stubenboden hindurchbrach. Der l. Gott schenkte ihr aber soviel Geistesgegenwart, daß sie im Durchbrechen schnell ihre Arme ausbreitete und sich auf diese Art am Gebälk hielt, bis es meinem Bruder, der in ihrer Nähe stand, (ohne mit einzubrechen!) gelang, sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. — Schrecken, Trübsal und Trauer gaben sich damals bei uns die Hand, und eines löste nur immer das andere ab. Im Laufe von 12 Monaten verlor unser Bruder Hermann mehrere Kinder, und unsere gute Tante Renate ihre zwei letzten Geschwister, den Gerichtshofdirektor in E. und Sophie Bach (Wittwe eines Großneffen von Sebastian Bach), mit der sie in unserem Hause den oberen Stock bewohnte. Besonders der Tod dieser Tante machte es uns sehr wünschenswert, wieder nach M. zurück zu können, und dazu wurde Rath auf unerwartete Art.

Von dem Pfarrdorf E., nur durch einen schönen Berg- und Waldweg getrennt, lag das Schlößchen E., bewohnt von jenem Herrn von B . . ., der seiner Zeit die einzige Tochter des Dichters — hauptsächlich Epigrammatikers — Haug geheiratet hatte, welcher Ehe wiederum ein Mädchen entsprossen ist, die mit ihren Eltern auf Schloß E. wohnte. Obigen schönen Waldweg wandelte nun mein Bruder mit Vorliebe und auch mit Erfolg, der darin gipfelte, daß im Sommer 1855 eine junge Pfarrfrau in E. einzog und wir frei wurden, in die alte Heimat zurückzukehren. — Dort starb mir meine Schwester so zu sagen zum zweiten mal, denn in E. hatte ich sie nie gesehen, aber hier erinnerte jeder Stuhl, jedes Zimmer, jeder Gegenstand an die Fehlende — mir Unersetzliche! ... Alte und neue Freunde suchten mir Trost zu spenden — doch lange vergeblich. Geistige Nahrung fand ich am reichsten wieder im Barons-Haus. Dort war noch Line daheim, die Brüder aber alle ausgeflogen! Georg und Albert

befuhren die Meere und die zwei andern dienten beim Militär, Karl in Oesterreich, Ernst in Württemberg. Mit der Baronin und ihrer Tochter verband mich — wie früher — mein literarisches Interesse. Als der Briefwechsel zwischen Göthe und dem Grafen Reinhard herauskam, schickte dessen Sohn (damals Gesandter in Bern) eines der ersten Exemplare an seine Schwester, und sobald diese und Line es gelesen, gaben sie es mir mit dem Auftrage, es nur bis zum nächsten Tage zu behalten, weil der Baron bis dahin von seiner Badereise zurückkomme, und auch neugierig sein werde, sich das Buch ansehen zu wollen, habe er es aber nur einmal durchgeblättert, so könne ich es auf unbestimmte Zeit wieder haben. Natürlich versprach ich die gewissenhafte Ablieferung bis zum nächsten Morgen, und die Baronin ordnete noch an, eines ihrer Mädchen zu uns zu schicken, um den Briefwechsel in Empfang zu nehmen. Als ich denselben heimbrachte, gab mir meine Mutter die nöthige Muße, ungestört bis zum Abend darin lesen zu können, dann mußte ich aber eine Einladung absitzen bei Menschen, die wir im Doktorshaus unter dem Sammelwort „Besuchsmörder" bezeichneten. Gerne hätte ich zuvor noch das mir anvertraute Buch eigenhändig bei der Baronin abgegeben, aber weil meine Mutter auch wünschte, sich mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen, so unterblieb dies. Als ich nachts von meiner „Lustpartie" heim kam, war meine erste Frage nach dem Briefwechsel, aber Mutter befahl mir jetzt, zu Bett zu gehen und bezeichnete mir nur noch mit der Hand die Schublade der Kommode, in welcher das Buch wohlverwahrt liege! — Am nächsten Morgen beschäftigte sich meine Mutter an dem großen Blumenbeet unter unserer Wohnstube und ich ging einer häuslichen Angelegenheit nach. Da schellte es an unserem Haus und hinter der Küchenthüre hörte ich, daß eine Dienerin der Baronin der unsrigen, welche den Hausgang scheuerte, ausrichtete: wenn wir den Briefwechsel fertig gelesen hätten, solle sie ihn mitnehmen, außerdem pressire es nicht damit, weil der Herr Baron sein Heimkommen verschoben habe. — Da ließ ich schnell alles liegen und stehen, um — bis die Mägde ausgeschwätzt hätten — das Buch herbei zu holen, eilte in die Wohnstube, zog eine Schublade heraus, dann die zweite, die dritte, doch das Buch war in keiner! Nun ging ich an das Fenster und beschuldigte meine Mutter, sie müsse das Buch wo anders hin aufgehoben haben, denn in der Kommode sei es nicht. Mutter dagegen war der Meinung, ich hätte nur nicht recht darnach gesucht, sie komme gleich selbst herein und werde es beim ersten Griff haben; ihr zuvor erschien aber das Mädchen bei mir im Zimmer und in meiner Noth machte ich nun von der Gnadenfrist (die mir des Barons Fortbleiben schenkte) Gebrauch und bat, das Buch noch länger behalten zu dürfen. Kaum war die Dienerin verschwunden, betrat meine Mutter das Wohnzimmer und nun ging der ganze Tag unter beständigem Suchen, Thränen und Vorwürfen (von meiner Seite, denn ich war peinlich darauf versessen, Geliehenes pünktlich zurückzugeben) dahin, und wer schließlich aufgeregter war, ich oder meine gute Mutter, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Ganz erschöpft schliefen wir beide erst spät ein, und kaum hatten sich meine Augen geschlossen, da träumte mir, ich suche wieder das „verwunschene" Buch und nehme diesmal aus der alten Kommode (Urväterhausrath!) die untere Schublade ganz heraus, lege mich flach auf den Boden, um gut hineinsehen zu können, und was ich dann aufrecht an der Rücklehne stehend erblickte, sei das so räthselhaft verschwundene Buch gewesen. Mit einem Freudenschrei erwachte ich, stand im nächsten Augenblick vor der Kommode, nahm dieselbe Schublade wie im Traum heraus, kniete mich hin — und erblickte das Buch leibhaftig. Es herausreißen, an mich drücken und einen wilden Tanz mit ihm à la Fidschiinsulanerin (deren Kostüm in Oberflächlichkeit dem meinigen nicht viel voraus sein konnte) in der Stube herum machen, war das Werk eines Augenblicks und geschah so lautbar, daß meine Mutter darob erwachte, mich von ihrem Bett aus aber so erschreckt anblickte, daß ich mit dem corpus delicti in Händen zu ihrer Beruhigung nur schnell zu ihr hinging, und beim Anblick des verschwundenen und wiedergefundenen Buches war ihre Freude kaum weniger groß, als die meinige, und es erwachten bei

Mutter alte Jugenderinnerungen und sie gestand mir, daß sie schon einmal Aehnliches erlebt habe mit der Großmutter und auch wegen eines Buches, des „Siegwart eine Klostergeschichte.“

Eine Frau Kammersekretärin hatte dieses neueste opus der damaligen Literatur — unter der Hand — aus der Bibliothek des sogenannten „Fürstenpappe“, der in Oe. residierte, unserer Mutter geliehen und diese heilig verpflichtet, es am nächsten Tag wieder abzuliefern. Als der Augenblick dazu kam, war aber das Buch verschwunden und blieb es trotz alles Suchens. Nachts träumte es nun meiner Mutter, die Sonntagshaube der Großmutter sei über die „Klostergeschichte“ gestülpt; freudig erregt erwachte sie, eilte an den Schrank, der die Sonntagskleider barg, und richtig fand sie die Staatshaube ihrer Mutter, welche dieselbe Tags zuvor frisch gebügelt und zurecht gemacht hatte, zur Schonung einem Buche aufgesetzt, und das nächste beste dazu nehmend, hatte Großmutter leider „Siegwart eine Klostergeschichte“ dazu erwischt! Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum erstenmal, daß ich doch nicht so ganz vereinzelt als „Träumerin“ in der Familie dastand, und da meine Mutter einmal hierüber im beichten war, so erzählte sie mir auch gleich einen bedeutungsvollen Traum, den ihr Vater einst gehabt hatte. Derselbe habe jederzeit alle Hecken seines Gartens selbst beschnitten und dieses Geschäft auch wieder einmal auf den nächsten Tag vorgehabt, morgens beim Frühstück dann erzählt, vergangene Nacht habe er geträumt, während er die Hecken beschnitt, sei ihm eine Kreuzotter an den Fuß gefahren und habe versucht, ihn zu beißen. Obgleich es nicht den Großeltern bekannt war, daß es solche in der Gegend gab, nöthigte Großmutter doch ihren Mann, daß er ein Paar dicksohlige Stiefel anzog, ehe er sich an sein Gartengeschäft begab, anstatt, wie er pflegte, dasselbe in leichten Hausschuhen vorzunehmen. Im Laufe des Vormittags trug Großmutter ein Vesper in die Gartenlaube und wollte ihren Mann dazu holen, sah aber schon von ferne, daß dieser mit seinem Fuße und der Gartenscheere sich gegen etwas wehrte, und als sie näher hinzukam, lag am Boden vor ihren Augen eine so eben getötete — Kreuzotter! . . . . . .

Als sich unser † Kaiser Friedrich mit der Prinzeß Royal von England verlobte, war unter den ihn dahin begleitenden Hofkavalieren ein General von Schreckenstein, dessen Schwester in unserem Städtchen an den dortigen Oberforstmeister von Seckendorff verheiratet war. Zu dieser Schwester kam der General kurz vor seiner englischen Reise und teilte ihr mit, daß er sich in einiger Verlegenheit befinde wegen einer passenden Gabe, die er schicklicherweise der königlichen Braut zu Füßen legen könne. Da erinnerte sich Frau von Seckendorff, im alten Doktors-Haus in der Krametsgasse ein seltenes Altertum — eine unvergleichlich schöne Marmorschatulle gesehen zu haben. Dieselbe stammte aus dem Nachlaß des letzten Deutschmeisters, der 1809 bei seiner eiligen Abreise nach Oesterreich manches zurückgelassen hatte, was später unter den Hammer und an die Juden kam, um von diesen wieder an Sammler, wie z. B. unser Vater einer war, verkauft zu werden. Besagte Schatulle war etwa 1½ Fuß lang, ein Fuß breit und hoch, auf vergoldeten Füßchen stehend und ringsum, wie auf der Deckelplatte mit Vögeln, besonders Distelfinken in allerlei Gruppirungen, aber in Lebensgröße aus verschiedenfarbigen Steinen höchst sorgfältig und naturgetreu eingelegt. Diese Vogelmosaik war dann auf jeder Seite mit goldenen Stäbchen eingefaßt, deren feine Gliederung und Einkerbungen höchst zierlich waren. Innen hatte die Lade verschiedene Einsätze und Schublädchen aus kostbaren Hölzern. Dieses Prunkstück zog bei uns, in seiner einfachen Umgebung, Jedermanns Augen auf sich und meine Mutter war deshalb kaum verwundert, als Frau von Seckendorff eines Tages ihre Dienerin schickte mit der Bitte: derselben unser Altertum anzuvertrauen, weil sie es gar so gerne ihrem Bruder, dem General zeigen möchte! Bereitwilligst wurde der Wunsch erfüllt und das Ende vom Lied war: unser Prunkstück paßte dem Herrn von Schreckenstein so vorzüglich, daß er meiner Mutter 10 Louisdors dafür bieten ließ, und nach kurzem Kampfe zwischen Pietät und Geldbeutel, (welche als feindliche Brüder bei uns lebten!) gab der Geld-

beutel den Ausschlag, d. h. gewann die Oberherrschaft, und das Letzte aus unseres † Vaters Sammlungen (die seltenen Mineralien waren in die Hände des Herzogs Paul von Württemberg übergegangen) ging den Weg alles übrigen! Doch noch einmal kam die Marmorschatulle unerwartet einem von uns, meinem Bruder Hermann, wieder vor die Augen; als dieser im September 1857 unsere Emma in England abholte und bei dieser Gelegenheit in Manchester eine Ausstellung von Alterthümern und Kunstgegenständen besuchte, fiel ihm dort sofort in die Augen unsere ihm so wohlbekannte Schatulle! . . . . . .

Am 25. Januar 1858 starb in meiner Vaterstadt Baron v. D., der Schwiegersohn von Goethes Freund, dem Grafen Karl Reinhard. Dieser Todesfall bildete den Anfang des Endes meines Zusammenlebens mit einer Familie, die in meiner Kindheit und Jugend den größten Einfluß auf meine geistige Entwicklung ausgeübt hatte und lange Jahre meine Lebensanschauungen und Neigungen beherrschte, weil sie durch ihre Geistreichheit mich anregte und für mich aus einem Wassertropfen einen Diamant zu machen verstand. Oft kam ich mit solch leuchtenden Augen und brennenden Wangen von der Baronin und ihrer Tochter heim, daß meine Mutter ängstlich fragte: „Du wirst doch keinen Wein*) genossen haben?" was niemals der Fall war; nur geistig war ich bewirtet worden. Jetzt, nachdem ich den größten Teil meines Lebens hinter mir habe, drängt es mich aber zu bekennen, daß ich Gott dankbar bin, mich so geführt zu haben: jedes Ding im Lichte der Ewigkeit betrachten zu lernen, weshalb ich als Schlußergebnis meiner Lebenserfahrung hier noch niederschreiben möchte, daß wahrhaft fromme Menschen einen bleibenderen Einfluß auf uns ausüben, als geistreiche, und daß jetzt eine einfache Pflichterfüllung für mich mehr Wert hat, als 1000 schöne Gedanken in glatten Worten ausgedrückt! Damals dachte ich aber noch nicht so und empfand es als schweren Verlust, als ich im Sommer 1859 meine Jugendgespielin, Caroline v. D., verlor durch ihre Verheiratung und den damit verbundenen Wegzug der übrigen Familie. Line feierte ihre Hochzeit mit einem württb. Offizier am 4. Juni 1859, dem Tage, an welchem in Italien die Schlacht von Magenta geschlagen wurde, bei welcher der älteste Sohn der Barons-Familie, Karl, den Heldentod fand. Alte Freundschaftsbande lösten sich damals für mich, und neue wurden geknüpft mit der Familie des im Jahre 1872 in St. als Minister verstorbenen Karl v. Scheurlen. Die biederen Kleinstädter stritten sich damals, ob die Hausfrau mehr durch ihre große Schönheit imponiere oder der Hausherr durch seine ungewöhnliche Geistesschärfe, und beider Ehegatten unbestechlich rechtschaffener Charakter verlieh ihren blendenden Eigenschaften den wahrhaft dauerhaften Untergrund. Beide sind nicht mehr. Doch ging der Name ihres jüngsten Sohnes, des Dr. Ernst Sch. kürzlich durch alle Zeitungen wegen seiner wichtigen Entdeckungen auf dem Gebiete der „Aetiologie des Carcinoms." Man verzeihe es mir, daß ich jetzt „damit Staat mache" (wie man hier zu Lande sagt), daß ich es war, die den am 5. Februar 1863 geborenen Doktor damals über die Taufe halten durfte, mit dem jetzigen württb. Ministerpräsidenten Freiherrn v. M.; aber in der Zeit, von der ich spreche, noch bürgerlicher Beamter einer Kreisstadt, in der mein Onkel langjähriger Direktor des dortigen Gerichtshofes gewesen ist. Zu meinen heitersten Erinnerungen gehört das glänzende Tauffest, welches man dem kleinen Ernst (wohl in Vorahnung seines künftigen Glanzes als weiser Daniel unter den Doktoren) in seinem Elternhause gab. Doch wollte es mir damals zunächst nicht gefallen, daß der Herr Mitgevatter von der Vicepathin keine Notiz nahm, sondern was meine Unterhaltung betraf, mich ganz von dem Wohlwollen meines Nachbars zur Linken abhängen ließ. Als daher zwischen das eifrige Politisieren der Herren zu meiner Rechten plötzlich der mir gegenübersitzende Geistliche mich fragte: was mein Nachbar, der Herr M., eben zu mir gesagt habe, antwortete ich: „Er hat überhaupt noch nichts zu mir gesagt." Diese Rede fing das feine Ohr des Hausherren auf, und ohne Zweifel wollte dieser

*) Derselbe war mir gesundheitshalber streng untersagt.

nun seinem Gevattermann einen etwas handgreiflichen Wink geben, seine Unterhaltungsgabe auch bei mir leuchten zu lassen, aber es kann passieren, daß man den unrechten Fuß tritt, und den meinen schnell zurückziehend, gab ich meinem Freunde Sch. lächelnd die Versicherung, daß er seinen zarten Wink an der falschen Adresse angebracht habe. Darüber mußte Herr Sch. ebenfalls lachen und der Gevattermann erkundigte sich nun nach dem Grunde unserer gegenseitigen Heiterkeit, wurde auch bereitwilligst darüber aufgeklärt, und in Folge davon so artig gegen mich, daß er mich Abends sogar heimbegleitete, eine Ehre, die mir noch heute wohlthut, wenn ich von „Seiner Excellenz“ in den Zeitungen lese. Außer den neuen Freundschaftsbanden, die ich damals knüpfte, wurden auch alte erneut. So bei einem Besuch in der Residenz die, welche mich mit Eduard Mörike, dessen Frau und Schwester verbanden. Indem ich wie früher im Dichterhause freundschaftlich aus- und einging, nahm ich gelegentlich wahr, daß Eduard Mörike immer noch seinen alten Liebhabereien, besonders dem Sammeln von Curiositäten oblag. Auch sprach der Dichter, als er von mir hörte, daß ich in freundschaftlichen Beziehungen zu einer Professoren-Familie der Universität W. stand, den lebhaften Wunsch gegen mich aus: von der dortigen Universitätssammlung eine der gefälschten Versteinerungen habhaft zu werden, mit denen einst mutwillige Professoren in W. den alten Dr. Behringer angeführt hatten. Ich versprach mein Möglichstes zu thun. Der Kurator der Sammlung war ein älterer Herr, der eine junge schöne Frau geheiratet hatte, die meine besondere Freundin war, und zu der ich öfter zu Besuch kam, da sollte es mir doch wohl glücken, solch eine nachgemachte Versteinerung zu erbeuten, um so mehr, als ich wußte, daß der Herr auch in seinem Privatbesitz ein paar Stücke besaß. Beim nächsten Besuch in W. erstreckte sich mein Aufenthalt in der Universitätsstadt gerade auf sieben Tage, ein Zeitraum, den der Herr Curator nachher den „7 jährigen Krieg“ zu nennen beliebte, denn — behauptete er — jeder Tag sei ihm damals zum Jahr geworden, weil er vom Morgen bis zum Abend beim Frühstück, Mittagessen, Abendbrot, im Haus, Garten und auf dem Spaziergang — kurz überall — von seiner Frau und mir geplagt wurde, „mit solch einer betrogenen Versteinerung“ herauszurücken. Aber der Professor blieb hart, steinhart. Schon war der letzte Tag meines Aufenthaltes herangekommen und ich mußte an das Einpacken meiner sieben Sachen denken, aber für Eduard Mörike war nichts darunter, gar nichts. Da verstieg ich mich dem Herrn Kurator gegenüber (den ich wegen seines Uebermutes sonst gerne kurz hielt) zu allerlei Liebenswürdigkeiten, ja sogar zu Versprechungen und stellte ihm ein Paar hübsch gestickte Straminschuhe, eine weiche Schlummerrolle, „oder sonst was für ihn Passendes“ (wie ich boshaft sagte) in Aussicht. Schlau lächelte der Professor und antwortete: „Gut, die drei Steine in meinem Besitz sollen mir feil sein für . . . .“ „‚Was, was?‘“ fragte ich ungeduldig. „Jeder um einen Kuß,“ gab er schmunzelnd zur Antwort. Die Frau Professorin lachte laut, ich aber setzte mein stolzestes „Fürstengesicht“ auf (wie man diese Worte daheim hieß) knixte spöttisch und lief davon, mich für den Gang zum Eilwagen parat zu machen und nahm mir vor, damals so zu trödeln, daß es nicht mehr langte, noch ein mal zum Professor hinein zu gehen, denn diesem wollte ich aus Aerger nicht Adieu sagen. Als mich die Professorin, als es höchste Zeit war, abholte, sagte ich oben hin: „ich kann deinem Mann nicht mehr nachlaufen, du mußt mich entschuldigen.“ Lächelnd antwortete sie: „das wäre auch die verkehrte Welt. Die Männer müssen hinter den Frauenzimmern herlaufen und so der meinige dir nach auf die Post.“ Als wir dort ankamen, stieg ich — der einzige Passagier — auch gleich in den gelben Rumpelkasten. Kaum saß ich aber, sah ich eine bekannte Gestalt über die sonnige Straße herüber schlenkern und bemerkte, wie die Professorin derselben Zeichen machte sich zu beeilen. Der Postillion blies, graue Locken flatterten vor dem Eilwagen-Fenster, der Besitzer derselben kletterte auf den Wagentritt, drückte mir etwas in den Schoß, und ehe ich mich halbwegs versah, was geschehen sollte, war ich dreimal geküßt!!! und während ich mich empört abwischte, rief mir der Kurator lachend und grinsend

zum Fenster herein: „Eduard Mörike schuldet mir für diese Behringer'schen Prachtstücke auch noch eine eigenhändige Quittung, die ich meiner Handschriften-Sammlung einverleibe!" . . . .

Während der Fahrt nach M. verkühlte sich nach und nach mein Unmut über den Professor, und die Freude an seinem Danaer-Geschenk gewann die Oberhand, denn ich hoffte damit dem Dichter ein großes Vergnügen zu bereiten.

Kaum war ich auch daheim, so schickte ich schon die Steine an Frau Margarethe Mörike nach St., schilderte ihr alle Unbill, die ich darum erfahren hatte, und richtete auch das Verlangen des Kurators wegen der Quittung aus. Auf meine Sendung erhielt ich von dem Dichter folgenden Brief nebst

Quittung:

Unterzeichneter bezeugt hiermit pflichtlich,
Aus Herrn Behringers Cabinet ganz richtig
Drei Stück Petrefacta: Den Tausendsuß,
Den Palaeoniscus dubius,
Wie auch ein sehr rar seltsam Object,
Deß Art und Natur noch nicht entdeckt,
(Etwan Kropf und Bürzel von Noä Raben),
Durch Fräulein B . . . . mit Ach und Krach
Vom Herrn Curator erhalten zu haben,
Wofür von gedachtem schönen Kind
Drei Küsse bezahlt worden sind,
Die ich, mit Zinsen verbindlich
Mündlich
Ohn alle Gefährde
Wieder erstatten werde. Eduard Mörike.

Der obige Quittung begleitende Brief lautet:

Liebe Freundin! Mein langes Schweigen ist arg, aber doch doch nicht so arg als Sie denken. Beiliegendes Blättchen wurde gleich in der ersten Freude über ihre herrliche Sendung, am 14ten November Morgens geschrieben; unmittelbar nachher lief die Nachricht von Uhlands Tod ein, der Scherz, den überdies ein heiterer Brief begleiten sollte, blieb liegen, und darauf gab es eine verdrießliche Abhaltung nach der anderen. — Nun würde ich aber umsonst versuchen, Ihnen den Jubel zu beschreiben, den Ihr Packet und Brief erregte. Ich saß Abends eben allein bei meiner Lampe über der Erklärung einer verpfuschten Stelle des Anakreon, als der Postträger kam, und glaubte nach Gestalt und Gewicht des Päckchens nicht anders, als es wären Pappenheimer Petrefakten, die mir mein Bruder in Baiern versprochenermaßen schicke. Aber — o freudiger Schrecken! Der unwillige Schatten des alten Doktor Behringer stieg vor mir auf! beschworen und begleitet von der Zauberin, die ich alsbald an ihrem Lachen erkenne. Ich konnte nicht umhin, den Brief, der nicht einmal an mich gerichtet war, wie ich erst jetzt bemerkte, gleich ganz allein zu verspeisen. Endlich kam Gretchen: „Hast Du Briefe? woher?" — „„Ja woher! So was behält man gern als Geheimniß für sich!"" (Dies ist nämlich derzeit eine stehende Redensart unter uns, siehe unten.) Nach dem Abendessen las und zeigte ich alles, unter großem Applaus; und seitdem ergötzte sich mancher Hausfreund (NB. Lauter ganz diskrete Leute) an der vortrefflichen Beschreibung Ihrer diplomatischen Künste, nicht minder als an der Acquisition selbst. Wie soll ich Ihnen so viel Güte vergelten, liebe Freundin, und wie Ihren beiden Gastfreunden? Bezeugen Sie ihnen, ich bitte Sie, meinen herzlichsten Dank, bis mir selber Gelegenheit wird, es zu thun, wozu ich auf nächsten Sommer einige Hoffnung habe, wenn endlich aus der Bamberger Reise, über M. versteht sich, etwas wird. — Wie gut Sie es mit mir meinen, beweist nächst jenem ersten ein zweiter l. Brief, dessen vordere Seite mit den rührenden Zügen Ihrer theuren Frau Mutter ausgefüllt ist, und welchen Gretchen gleich zu ihren liebsten Freundes-Angedenken legte. Was Sie darin zu meinem

Lobe sagen, war freilich in der Zeit, da wir um Uhland trauern, doppelt beschämend. Was zu viel daran, bringe ich aber auf Rechnung der Freundschaft, und freue mich deßhalb darüber so gut, als wenn Alles wahr wäre. (So eben war Paul Heyse da. Er hat diesen Herbst seine vortreffliche Frau Margarethe, geb. Kugler und Tochter des † Kunsthistorikers, verloren.) Ihre Krankheitsgeschichte und der Kummer des Mannes (sein schönes Gesicht ist ganz schmal geworden) hat mich erschüttert. Er kam von C., wo er auf Bitten Dörings der Vorstellung seines Ludwig des Baiern beiwohnte. In diesen Tagen wird derselbe hier gespielt; P. H. hat aber zu seinen Kindern heimgeeilt.

Sagen Sie doch der l. Mutter, die Unterhaltung über Gretchens wohlthätigen Aufenthalt in M. fließe immer noch munter fort. Meine Frau ist ordentlich froh, zuweilen Jemand zu finden, der gern etwas von dort erzählen hört. Ich schließe unter tausend Grüßen an Ihr liebes Haus,

Ihr herzlich dankbarer

Mörike.

P. S. Ein Spaß, von Anfang November. In der Nacht wache ich auf und bald nachher auch Gretchen. Beide wünschen zu wissen, was es an der Zeit ist. Ich streiche deßhalb ein Schwefelholz an, sehe rasch nach der Uhr, lösche gleich wieder und werfe mich, ohne ein Wort zu sagen, mit einem gewissen Ausdruck des Behagens auf die andere Seite. (Kurze Pause.) Gretchen: Nun, wie viel Uhr? (Keine Antwort.) Mach keine Possen, sag! — Ich: So was behält man gern als Geheimniß für sich. — Gretchen (ungeduldig): So sprich doch jetzt! Das heißt einen gefoltert. — Ich: Es ist mir sauer genug geworden. Auch ist der Zeitweiser mein pekuliarisches Eigenthum — (und so fort, bis es nachgerade rathsam war, gehörigen Bescheid zu geben!) Den andern Tag beim Essen erzählte ich den Scherz der Clara, die Kinder lachten aber auch. Am Abend fing die Kleine an: Mutter, heut ist mir Jemand auf der Straße begegnet, der hat mir einen Gruß an dich aufgetragen. Wer denn? Mariele: So was behält man gern als Geheimniß bei sich! . . . .

Dieser Brief Eduard Mörikes war am 27. November 1862 geschrieben. Da es die Leser vielleicht interessiert, so reihe ich hier gleich noch ein paar Briefe an, die der Dichter mit mir und meiner Schwester Emma wechselte; letztere war nämlich zu unserer l. Mutter 70. Geburtstag auch wieder von England nach Hause zurückgekehrt, um für immer da zu bleiben. Ein Brief E. Mörikes vom 19. Januar 1865 (an uns Schwestern) lautet:

Verehrtes liebes Schwesternpaar.

Ich bin ja bekanntlich der unglückselige Mann, der immer von hundert Haken und Häkchen gehalten und gezerrt, hinter seinen besten Vorsätzen zurückbleiben muß! So kommt auch jetzt mein Dank für Ihre Sendung dermaßen verspätet, daß Sie, wie wenigstens Gretchen mir droht, ihn kaum mehr annehmen werden. Damit wäre mir aber in Wahrheit meine innige Freude an Ihrer Zusendung so gründlich verdorben, daß ich mich dieses Gedankens aus allen Kräften, d. h. mit allem, was von Glauben an weibliche Großmuth in mir ist, erwehre. Brief und Gedicht von Frl. Emma wurden gleich, nachdem man sich und Andere davon erbaut, von Gretchen, welche die Sammlung solcher Ehren- und Freundschafts-Dokumente unter sich hat, in die betreffende Mappe gelegt, um noch in später Zeit theilnehmende Herzen damit zu vergnügen. Geschenke der Musen — und was wäre auch Frl. Marie's Epistel denn anderes, als ein Erguß lebendigster Poesie? — sind billig nur mit Gleichem zu erwidern. Nun fehlt mir dazu der Stoff, der persönliche keineswegs, wohl aber alles Andere, was sonst dazu gehört, und so bleibt nur Ein Mittel, um mir einigermaßen zu helfen:

Hab ich aus dem eignen Garten
Nichts von Früchten aufzuwarten —
Hinter meines Nachbars Hecken
Giebt es, die wohl besser schmecken!

Nehmen Sie also beifolgendes Büchlein gütig auf, worin Sie manches Gute finden werden, vor allem P. H.'s und K.'s Uebersetzungen aus Giusti und Leopardi. Lesen Sie nur gleich die herrliche Dampfguillotine der l. Mutter zur Erheiterung vor. Mein eigener Beitrag (er wurde mir nur erst am Schluß des Drucks von dem Verleger abgenöthigt) will weiter nichts heißen. — Wir sind herzlich verlangend zu hören, wie Sie sich Alle neuerdings befinden. Dieser unregelmäßig verlaufende Winter hat ja in Ihrem Hause, wie bei uns, allerlei Uebles gebracht! (Ich durfte seit dem Thomastag nur zweimal auf die Straße.) Was macht Freund Bernhard? Tausend Grüße an ihn und die l. Ihrigen alle, besonders auch Tante Renate.

Mit unveränderlich treuen Gesinnungen

Ihr dankbarer

Eduard Mörike.

Kurze Zeit zuvor, ehe wir uns von unserem alten Haus und Garten und dem von Eduard Mörike so viel bewunderten Buchsbaum für immer trennten, wandte sich Emma an den Dichter mit ungefähr einem halben Dutzend Uebersetzungen englischer und amerikanischer Dichter, und bat sich von ihm den Rat aus: ob sie sich daran wagen solle, Longfellow von A bis Z zu übersetzen, oder eine Reihenfolge aller englischen Dichter von der ältesten bis auf die Neuzeit, mit je nur einem oder zwei Exemplaren ihrer Dichtkunst. (Bis aber Mörikes Antwort darauf eintraf, verging so lange Zeit, daß meine Schwester eben „unberaten" begann, englische Dichter, von Chaucer — 1328 bis 1400 — an, nebst Proben ihrer Dichtkunst zu übersetzen, eine Riesenarbeit, von der aber bis jetzt nur einzelne Gedichte in Zeitschriften Aufnahme fanden.) Die sehr verspätete Antwort Eduard Mörikes — in der die litterarische Angelegenheit mit wenigen Worten abgemacht war, bestand in folgendem:

Winternachtstraum.

Es ist Sonntag Nachmittag 2 Uhr. Ein Mensch von etwas gedrücktem Aussehen, nach seiner Tracht und Haltung dem Schulstand angehörig, kommt durch eines der stillsten Gäßchen M.'s geschlichen, hält vor dem letzten Haus (das quer übersteht), wo er nach längerem Zaudern pianissimo die Glocke zieht. Es geht, wie er, ohne auch nur mit halbem Aug' hinaufzusehen, bemerkt — ein Fenster oben auf, doch dauert es noch eine ganze Weile, bis sich die Pforte öffnet. Zehn oder zwölf schüchterne Schritte den Gang vorwärts und er steht vor dem Wohnzimmer, ist eben im Begriff zu klopfen, als ein bedenkliches Geräusch im Innern und eine wohlbekannte weibliche Stimme ihn erschrocken innehalten ließ. „Mutter! Marie! ich bin nicht zu Haus." Was ist es denn? Wer kommt? Der Ankömmling hörte ganz deutlich seinen Namen nennen und zugleich eine Thüre sehr rasch in das Schloß fallen. Er fühlte die Unmöglichkeit, in diesem Augenblick einzutreten, und während man drinnen vergeblich auf seine unerwartete Erscheinung gefaßt war, hatte er in aller Stille den Rückzug genommen.

Ein einsamer Spaziergang in dem eingefrorenen Hofgarten schien seiner Armen-Sünder-Stimmung das einzig Angemessene. Wohl eine halbe Stunde trieb er sich bei strenger Winterluft in jeder Richtung hin und her; am Ende stehen bleibend und seine eigenen Fußstapfen im frischgefallenen Schnee auf einem jener Schlangenpfade vor- und rückwärts betrachtend, sagte er halb laut für sich: „Das ist so recht die Fährte eines einfältigen Menschen, der, weil er einen Schritt zur rechten Zeit nicht that, jetzt ihrer hunderte auf lauter Umwegen zu machen hat. Mitten in diesem Selbstgespräch erblickte ihn aus geringer Entfernung ein alter, guter Freund, der eben aus dem Schloßthor trat. Man erkannte sich sogleich, ging aufeinander zu, begrüßte sich.

W. „Und was führt Sie denn zu dieser Jahreszeit hierher? Gewiß Ihr leidiger Prozeß?"

„Wohl, ein verzweifelter Prozeß, worin ich aber nur als Supplikant erscheine. Ich habe mein Urteil bereits vernommen, mein erster Gang war ins B.'sche Haus — — —"

W. „Ach, ist es das? Ich weiß davon, — nun, ehrlich gestanden, lieber Mörike,

da sind wir freilich ein wenig stutzig über Sie geworden und unsere Emma meinte, so etwas sei ihr weder diesseits, noch jenseits des Kanals, wo es doch wunderliche Leute und Flegel aller Gattung gebe, je begegnet. Die sonst so liberale Schwester M. konnte nicht umhin, in gleichem Sinn sich sehr lebhaft auszusprechen, und die mildeste der Mütter selbst sah ich bisweilen in der ersten Zeit (denn später enthielt man sich billig, der Sache nur noch zu gedenken) den Kopf auf eine Weise schütteln, wie sie es nur in den extremsten Fällen zu thun gewohnt."

„Dies Alles ist sehr wohlverdient und tausendmal hat mir das Ohr darnach geklungen."

W.: „Um so rätselhafter finde ich Ihr Schweigen."

„Der gute Wille, der Entschluß zu schreiben, war — gleich mit der ersten Freude über diese Sendung, über diesen Beweis von herzlichem Vertrauen, wodurch ich mich geehrt und selbst geschmeichelt fühlte, stand der Vorsatz, alsbald und ausführlich zu schreiben, bei mir fest — siehe da, die tückische Einflüsterung eines unzähligemal von mir verwünschten und mir doch immer wieder auf's Neue gefährlichen Feindes, — die leichte Schlinge, die er um mich wirft, die dann mit jedem Tage wachsend endlich zum unzerreißbaren Stricke wird, worin mir alle Lust erstickt. Ich will das weiter nicht ausführen, — genug, so war's."

W.: „Ich fange wenigstens nun an, Sie zu verstehen, wenn ich Sie auch nicht zu entschuldigen weiß. Einstweilen aber diene Ihnen die Versicherung zu einigem Trost, daß das Ausbleiben Ihres Gutachtens der Sache selbst wenig verschlug*), d. h. E.'s Entschließung nicht allzulange hinhielt. Es findet sich auch wohl bei uns hier unten noch hie und da Jemand, der sich ein Urteil zutrauen darf, den man um so etwas fragen kann."

„O ja, gewiß! gewiß! und ich gestehe Ihnen, schon in der ersten peinlichen Zeit meines halb erstarrten Gewissens beschlich mich zuweilen — ebenso tröstlich als beschämend — eine Ahnung, daß Sie Verehrtester, daß B., daß M. —"

W.: „Ganz richtig."

„Und was wurde beschlossen?"

W.: „Das sagen wir vielleicht dem Herrn ein andermal. Vor allem wird es Ihnen jetzt um Pardon zu thun sein. Ich will zu Ihren Gunsten reden, was ich kann. Kommen Sie, wir gehen sogleich in das B.'sche Haus. Sie finden meine Frau und Hofrat K.'s dort an jenem traulichen Kaffeetisch sitzen, in jener weiland braunen Gartenstube, von der Sie immer sagten, Sie wüßten nichts darüber. Kommen Sie."

„Wo denken Sie hin, das kann ja nicht sein! Ihre Vermittlung nehme ich an mit tausend Dank, teuerster Freund, allein, daß ich so ohne weiteres — — ꝛc."

W.: „Auch gut! Item, Sie kommen mir in einer Weile nach. Wo bleiben Sie inzwischen?"

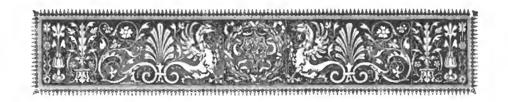
„Beim Schneider H. . . . . ."

W.: „Auf dem Turm? Ha, ha, ha, ha! Sei's denn! Weil ich aber als praktischer Mann mit allem, was man thut, einen halbwegs vernünftigen Zweck — und geht das nicht, zum mindesten einen guten Spaß verbunden sehe, so werde ich den lieben Leuten sagen, ein reuevoller Freund erwarte bei dem Schneider H. . . . . . auf dem Kranz das Signal der Vergebung. So richten Sie denn fleißig Ihre Augen auf den bekannten Hausgiebel. Erwünschten Falls wird eine weiße Flagge dort ausgehängt werden. B'hüts Gott derweil!"

„Tausend Grüße —! O Buchsbaum, wenn ich dich im Frieden wiedersehen sollte!"

Eduard Mörike.

*) Dies verhält sich nicht so. Unberaten, wie sie war, kam E. auf die Idee, Proben aller englischen Dichter zu übersetzen, was unpraktisch war, denn viel mittelmäßiges mußte in eine vollständige Sammlung aufgenommen werden; dieselbe umfaßt alle englischen Dichter, vom Jahr 1300 bis auf die Neuzeit; hat aber noch keinen Buchhändler gefunden, der es mit ihr wagte.



Dantes göttliche Komödie

als Quelle vom 2. Teil des Goetheschen Faust.

Von

Bernh. Gräfe.

Teil 1.

Einleitung.

Eingehende Beschäftigung mit Dantes göttlicher Komödie hat mich im Chorus mysticus am Schlusse vom 2. Teile des Faust die Goethesche Charakterisierung der Danteschen Dichtung finden lassen, nach deren Vorbild Goethe an seinem Lebensabend sein größtes Dichterwerk abgeschlossen hat. Ich habe nach dem Rate des Homunculus an Wagner dieser in der gelehrten Welt unbekannten Thatsache nachgeforscht:

Eh nun,
Du bleibst zu Hause, Wichtigstes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebens-Elemente
Und füge sie mit Vorsicht eins ins andre,
Das Was bedenke, mehr das Wie.
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf dem I.
Dann ist der große Zweck erreicht.

Demnach will ich den Danteschen Ursprung vom Faust, mein Tüpfchen auf dem I, darlegen. Goethe selbst hat die Methode in 3 Stellen bezeichnet.

1. Die große Aufgabe bezeichnet er im Chor der seligen Knaben bei der Aufnahme des Faust:

Freudig empfangen wir	Löset die Flocken los
Diesen im Puppenstand;	Die ihn umgeben!
Also erlangen wir	Schon ist er schön und groß
Englisches Unterpfand.	Von heiligem Leben.

Hiernach ist meine Aufgabe, die aus Dante gesogenen Flocken vom Faust abzulösen, den Goethe aus der künstlerischen Verpuppung in die fremdartigen Gebilde Dantescher Poesie zu befreien, daß unser deutsches Volk in seinem Dichterfürsten ein Englisches Unterpfand habe, groß und schön von heiligem Leben.

2. Wie es zur Flockenbildung bei Goethe gekommen ist, und wie demgemäß auch ich Dante habe verstehen lernen und die Genesis der Goetheschen Gedanken und Formen habe belauschen dürfen, beschreibt Proteus vom Homunculus:

> Doch gilt es hier nicht viel Besinnen,
> Im weiten Meere mußt du anbeginnen.
> Da fängt man erst im Kleinen an,
> Und freut sich, Kleinste zu verschlingen;
> Man wächst so nach und nach heran,
> Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

3. Respektabel aber für die Beurteilung dieser Danteschen Beeinflussung Goethes soll nach den Worten des Plutus zum Herold die Lösung meiner Aufgabe sein:

> Wir müssen uns in hohem Sinne fassen,
> Und was geschieht, getrost geschehen lassen;
> Du bist ja sonst des stärksten Mutes voll.
> Nun wird sich gleich ein Greulichstes eräugnen;
> Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen.
> Du schreib es treulich in dein Protokoll.

Hiernach will ich, unbekümmert um das Urteil über Goethes Charakter und über seinen Faust bei Welt und Nachwelt, meine Aufgabe zu lösen suchen. Ich bin nicht ganz unbekannt mit der überaus reichen Faustlitteratur, aber ich will mich dessen entschlagen und nur das in den Akten verloren gegangene Protokoll zu entziffern suchen, das Goethe selbst vom Jahre 1824 bis zum September 1831 geschrieben und vor seinem am 22. März 1832 erfolgten Tode versiegelt hat. In seiner Freude, das Werk seines Lebens vollendet zu haben, sagt der 83jährige Greis: Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.

Ich nehme an, daß Goethe die Dantesche Komödie vor dem Jahre 1824 kaum gekannt hat. Wie konnte auch das katholische Buch aus den Jahren 1300—1321 in der Blütezeit des Humanismus in Weimar lebhaft interessieren! Wie ein mittelalterlicher Dom ragte die göttliche Komödie in den Gesichtskreis des rationalistischen Deutschlands und blieb unbeachtet. Auch scheint Goethe das Buch nicht in der Ursprache studiert zu haben. In den Jahren 1824, 25 und 26 ließ der Geh. Regierungsrat Ad. Streckfuß zu Berlin in 3 Bänden zu Halle die Uebersetzung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses erscheinen. Dieser talentvolle Uebersetzer muß wohl in einem persönlichen Verhältnis zu Goethe gestanden haben, denn er eignet ihm 1827 die Uebersetzung des Trauerspiels Adelgis von Manzoni zu. Daß Goethe nach dieser Uebersetzung mit Dante sich vertraut gemacht hat, schließe ich aus einigen Vokabeln, wie Nymphen, Raufbold, Glorie rc.

Außer dieser Hypothese mögen einige Bemerkungen folgen über die Entstehung des 2. Teils von Faust.

Der älteste Bestandteil ist der 3. Aufzug, welcher am 27. Januar 1827 versiegelt an Cotta in Stuttgart abgeht und im 4. Bande von Goethes Werken erschienen ist unter dem Titel: Helena. Klassisch romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust.

Schon am 22. und 23. März 1780 hat aber Goethe Stücke daraus der Großherzogin Mutter vorgelesen; 1800 hat Goethe einen neuen Anlauf gemacht und liest im September Schillern Abschnitte vor. Die letzte Durcharbeitung erfolgt im Sommer und Winter 1826. Ich nehme an, daß die 1824 erschienene Hölle Dantes Göthen wegen der allegorischen Dichtungsweise und wegen Aehnlichkeit der Stoffe gereizt hat, seine alte Dichtung wieder vorzunehmen.

Außer diesem 3. Akte sind noch einige Stücke ältern Datums. Denn schon 1775 hat Goethe den Gedanken eines 2. Teils zum Faust gefaßt und mit Schiller später über den Plan konferiert. Wie der erste Teil aus Fragmenten entstanden ist, so verlegt man

den Auftritt mit dem Baccalaureus ins Jahr 1795 oder 1796, und sicherlich liegt der Same zu der Scene mit Wagner im Laboratorium, sowie zu den 2 Scenen im 5. Akt von den grauen Schwestern und vom Tode des Faust im 1. Teile.

Die erste Konzeption zu diesem 1. Teil fällt ins Jahr 1773; das fertige Manuskript bringt Goethe schon mit nach Weimar, und es begleitet ihn auf seiner italienischen Reise; die Hexenküche entsteht in Rom. Fragmente werden gedruckt 1790; das höchst konfuse Manuskript wird 1798 abgeschrieben. Das Ganze wird 1808 gedruckt, aber noch 1816 sendet Goethe dem Prinzen Radziwill Zusätze.

Für die ältern Bestandteile sind die Danteschen Gesänge natürlich keine Quelle, aber für alles, was seit 1824 gedichtet ist zur dichterischen Umkränzung seiner Phantasmagorie ist die Kenntnis Dantes vielleicht notwendige Vorbedingung zum objektiven Verständnis.

Aus den Gesprächen mit Eckermann, aus den Briefen an Zelter u. s. w. weiß man, daß 1825 Goethe einiges im 5. Akte vollendet, 1827 die klassische Walpurgisnacht skizziert und etwas am 4. Akte gearbeitet hat. 1828 wünscht Goethe die beiden ersten Akte fertig zu kriegen, damit die Helena sich ungezwungen anschlösse. Nach einem Briefe an Zelter vom 4. Januar 1831 hat er die beiden ersten Akte und den 5. Akt fertig auf dem Papier und zwar bis zum Ende vom Ende; am 11. Februar hat er etwas am 4. Akte gearbeitet und im September 1831 ist das Werk vollendet.

Ich beginne mit einem Nachweis der Berührungspunkte von Goethes Helena mit Dantes Hölle.

1. Im 5. Gesange sieht Dante im Sturm der Sünder Zug,

> Wie Kraniche zum Streifen lang gereiht
> In hoher Luft die Klagelieder krächzen.

Hinter der Semiramis, Dido und Kleopatra:

> Auch Helena, die Ursach großer Not,
> Im Sturme sah ich den Achill sich heben,
> Der allem Trotz, nur nicht der Liebe bot.
> Den Paris sah ich dort, den Tristan schweben 2c. 2c.

Außer der Erwähnung der Hauptperson, der Helena, neben Paris und Achill stellt sich der Chor bei Goethe auf denselben dichterisch-politischen Standpunkt wie Dante und dessen Führer Virgil:

> Schütze sie eben so gut,
> Eben wie Ilios Burg,
> Die doch endlich nur
> Niederträchtiger List erlag.

Und nun findet Goethe bei Dante so viele Nebenfiguren, die Lethe und den dreiköpfigen Cerberus, den Tiresias, die Harpyien, Theseus, Castor und Pollux, die Rhea, die Parzen, den Antäus, und zwar in ähnlicher Beurteilung wie durch die Phorkyas:

> Höret allerliebste Klänge,
> Macht euch schnell von Fabeln frei!
> Eurer Götter alt Gemenge,
> Laßt es hin! es ist vorbei.

Und doch hat alles eine neue Bedeutung, die Schemen haben Dantesches Leben. Als einen Zusatz aus Dante möchte ich zur „Helena" das Wort der Panthalis halten:

> Nur eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
> Der alt-thessalischen Vettel wüsten Geisterzwang.

cf. Erichtho. —

2. Die Phorkyas läßt Goethe aus Kreta stammen. Er kann sich der Danteschen tiefsinnigen Bemerkung über Kreta im 14. Gesange nicht entziehen.

Wüst liegt ein Land im Meere fern,
Das Kreta heißt, und Keuschheit hat gewaltet,
Als noch die Welt stand unter seinem Herrn.
Ein Berg dort, Ida, war einst schön gestaltet,
Mit Quellen, Laub u. Bäumen reich geschmückt,
Jetzt ist er öd', verwittert und veraltet.
Dorthin hat Rhea ihren Sohn entrückt,
Und alle Späher listig hintergehend,
Des Kindes Schrei'n durch Tosen unterdrückt.
Ein hoher Greis ist drin, grad' aufrecht stehend,
(Nebukadnezar: Dan. 2)
Den Rücken nach Damiette hingewandt,
Nach Rom hin, wie in seinem Spiegel, sehend,
Das Haupt von feinem Gold; Brust, Arm u. Hand
Von reinem Silber; weiter dann hernieder
Von Kupfer nur bis an der Hüften Rand;
Von tücht'gem Eisen bis zur Sohle nieder;
Nur von gebranntem Thon der rechte Fuß,
Doch ruht auf diesem meist die Last der Glieder.
Das Gold allein ist von gedieg'nem Guß;
Die andern haben Spalt' und träufeln Zähren,
Und diese brechen durch die Grott' als Fluß,
Um ihren Lauf nach diesem Thal zu kehren
Als Acheron, als Styx, als Phlegethon,
Und bilden, wenn sie zu den tiefsten Sphären
Durch diesen engen Graben hingeflohn,
Dort den Cocyt, doch nahst du diesem Teiche
Bald selber dich, d'rum hier nichts mehr davon.

Haben diese Thränen den deutschen Dichter zur Reue gebracht über die pantheistische Färbung des Todes der Helena und der Auflösung des Chores in die Elemente? Jedenfalls macht er die Phorkyas-Mephisto zu einem Angelpunkte der ganzen Dichtung und läßt den Sohn des Chaos bei den Phorkyden in der klassischen Walpurgisnacht, den Göttinnen der Nacht und der Häßlichkeit, schließen.

3. Zu einem 2. Angelpunkte des Ganzen macht Goethe den Lynceus, einen Namen, der wie Phorkyas nicht bei Dante vorkommt. Lynceus ist der Steuermann bei der Argofahrt, mit tiefen Augen, und Dante hat den Jason und die übrigen Helden des Argonautenzuges sehr vielfach in seinen Gesängen eingeführt; statt vieler Citate gebe ich die charakteristische Stelle aus Par. 33:

Mehr läßt ein Augenblick dem Schaun erbleichen,
Als zum Vergessen jener Argo-Fahrt.
Dritthalb Jahrtausend dem Gedächtnis reichen.
Scharf, unbeweglich schaut' in solcher Art
Die Seele nach dem göttlichen Gesichte,
Drob sie stets mehr im Schaun entzündet ward.

Goethe macht den Lynceus später zum Turmwächter des greisen Faust, das Auge und Wächter Israels, im 5. Akte.

Ich wende mich zur Betrachtung des innerlichen Verhältnisses von Goethe zu Dante.

1. Dieser macht vielfach Mitteilungen über seine Dichterlaufbahn, über italienische Sprache und Poesie und gebraucht in der ausgiebigsten Weise die Mythologie der Klassiker. Mußte Goethe nicht in ihm sein Ideal erkennen? Wie? ist nicht Dante der italienische, mit der Helena vermählte Faust? Sodann hat Dante die Allegorie großartig, ja kolossal, von Anfang bis Ende seiner Komödie, durchgeführt, wie Goethe sie schüchtern in seiner Helena begonnen hat, und zwar mit so vielen Fingerzeigen, daß alle verständigen Ausleger die Bedeutung der Helena richtig interpretieren, wenn sie die Bemerkung Goethes dazu nehmen, daß in dem Euphorion, dem Produkte der Romantik und der Klassizität, ein Denkmal für den Dichter Byron soll gesetzt sein. Goethen fallen

beim Lesen der Komödie Schuppen von den Augen, bewundernd spricht er als Chorus mysticus:

Alles Vergängliche Ist nur ein Gleichnis,
Das Unzugängliche, Hier wird's Ereignis;
Das Unbegreifliche, Hier wird's gethan;
Das ewig weibliche Zieht uns hinan.

2. Dante läßt sich auf seiner mysteriösen Reise durch die Hölle und durch das Fegefeuer stetig von Virgil, einem Schatten aus der Unterwelt, begleiten. Ist Mephisto vielleicht derselbe Virgil, da er auch den Faust wie sein zweites Ich begleitet? Nein, Virgil ist nicht das böse Prinzip, der Geist, der stets verneint; Virgil ist nicht wie Mephisto das böse Gewissen, herzlos, kalt, widrigen Wesens, bitter, scharf, der nichts versteht, was der Mensch bedarf; er reizt nicht den idealischen Prof. Dr. Faust zu viehischer Sinnlichkeit und stürzt ihn nicht in Nacht und Grauen. Was ist Virgil? Ist er nicht das gute Gewissen des Dante? Man verbanne jeden Gedanken, daß Virgil etwa als Zauberer Aehnlichkeit haben könnte mit Mephisto; vielmehr ist er das reine Ideal von Kunst und Wissenschaft, und leitet mit väterlicher Liebe im Auftrag Gottes zu Idealen, zu Licht und Wonne. In völligem Gehorsam führt er den Dante und beugt hierdurch alle Kräfte der Teufel und bösen Geister; ihm müssen gehorsam dienen alle Kreaturen. Wie muß er überwältigenden Eindruck machen auf den stolzen Strebegeist des Goethe, der die Keime alles Guten im eignen Herzen sucht, wenn Virgil beim Abschied zu Dante spricht: Fegef. 28:

Des zeitlichen und ewigen Feuers Leiden
Sahst du und bist, wo weiterhin nichts mehr
Ich durch mich selbst vermag zu unterscheiden.
Durch Geist und Kunst geleitet' ich dich her;
Zum Führer nimm fortan dein Gutbedünken!
Dein Pfad ist fürderhin nicht steil und schwer.
Sieh dort die Sonn' auf deine Stirne blinken,
Sieh, durch des Bodens Kraft und ohne Saat
Entkeimt, dir Gras, Gesträuch und Blumen winken.
Bis sich dir froh ihr schönes Auge naht,
Das mich zu dir einst rief mit bittern Zähren,
Ruh' oder wandle hier auf heiterm Pfad.
Nicht harre fürder meiner Wink' und Lehren;
Frei, grad, gesund ist, was du wollen wirst,
Und Fehler wär' es, deiner Willkür wehren.
Sei drum dein eigner Bischof und dein Fürst.

3. Im Faust ist Gretchen, die unschuldige Taube, von den Krallen des Verführers ergriffen und kann trotz allen Mariendienstes Vergebung der Sünden und Trost nicht finden; Goethe ist wohl selbst nicht zufrieden mit dem ziemlich unmotivierten Schluß des 1. Teils. Wie lichtvoll ist dagegen die Liebe Dantes zu Beatrice. Ein achtjähriges Kind, hat sie mit dem unschuldigen Blick ihrer Augen das Herz des neunjährigen Knaben gefesselt; in vollkommenster Reinigkeit gestaltet sich das Liebesverhältnis des Dichters aus, dem die Welt dankt die herrlichsten Kanzonen in seiner Vita nuova, zuletzt das kolossale geistliche Minnelied seiner göttlichen Komödie. Beatrice stirbt in jungfräulicher Schöne als das Weib eines andern Mannes. Aber Dantes Liebe hört nimmer auf; Beatrice zieht ihn himmelan und geleitet ihn durch alle Himmel bis zur seligen Ruhe in der Himmelsrose.

4. Goethe findet im Dante mehrfach den Lucifer. Soll er ihn bei seinem Vergleich mit seinem Faust mit dem Mephisto identifizieren? Richtig, Lucifer ist ja der erste der 7 Churfürsten in der Praxis cabulae nigrae Doctoris Faustii celeberrimi (Passau 1612) neben Ariel und Mephistophiel. Dazu findet Goethe ganz wunderliche Theorieen über geologische Veränderungen, von der Bildung der Hölle mitten in der Erde, vom plötzlichen Hervortreten des Fegefeuerberges, von dem freundlichen Walten des Wassers

auf der Erdoberfläche. Das fällt in Goethes Lieblingsbeschäftigungen mit der Geologie. Er hat sich durch den Freiburger Werner in den Neptunismus hineingedacht, der so schön zu seiner Vorliebe für gleichmäßige Entwickelung paßte. Als ihm Alexander von Humboldt als ein Vorläufer der vulkanistischen Richtung in einem Buche seinen Plutonismus übersandte, wandte sich Goethe mißmutig von dieser Wendung in seiner geliebten Geologie ab. Nun liest er den Dante. Also auch du, mein Lucifer, ein Plutonist! So wählt er aus der Hölle den Anaxagoras und macht ihn zum Vertreter des Plutonismus; sein Thales aber ist Neptunist. Wo aber Mephisto (ernsthaft Akt 4) seine Theorie entwickelt, da ist gewissenhaftes Referat aus Dante.

5. Doch wichtiger ist die Einwirkung des Dante auf Goethe unmittelbar, wo zwei geistgesalbte Dichter sich berühren, die andere Sterbliche um eines Hauptes Länge überragen. Ist der Faust der Lebensspiegel Goethes, so findet Goethe im Dante seinen Meister, der in einem großen Lebenswerke sich selbst, sein innerstes Dichten und Trachten getreulich abzuspiegeln versucht hat. Den feinen deutschen Seelenmaler, der auf jede Bewegung seines Herzens gelauscht und seinem deutschen Volke getreu und wahr in unerreichter Formvollendung dargestellt hat, ergreifen Dantes Worte, Fgf. 24, 52:

Dem Hauch der Liebe lausch' ich sinnend,
Was sie mir immer vorspricht, nehm' ich wahr,
Und schreib es nach, nichts aus mir selbst ersinnend.

Es wehet unsern greisen Dichter ein seltsam Lüftlein an Hölle 11, 96 ff.:

Weltweisheit, sprach er, lehrt in mehrern Sätzen,
Daß nur aus Gottes Geist und Kunst und Kraft
Natur entstand mit allen ihren Schätzen.
Und überdenkst du deine Wissenschaft
Von der Natur, so wirst du bald erkennen,
Daß eure Kunst, mit allem, was sie schafft,
Nur der Natur folgt, wie nach bestem Können
Der Schüler geht auf seines Meisters Spur;
Drum ist sie Gottes Enkelin zu nennen.

Offenbar hat sich Goethe in der Seele des göttlichen Dante gedankenvoll versenket, und an ihm geht in Erfüllung, was der Ahnherr Cacciaguida dem Dante geweissagt Par. 17, 130 ff.:

Ob schwer dein Wort beim ersten Kosten sei,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräftigerm Leben,
Ist des Gerichts Verdauung erst vorbei.
Dein Laut wird sich, dem Sturme gleich, erheben,
Der hohe Gipfel stärker schüttelnd faßt,
Und dies wird Grund zu größrer Ehre geben.

Ich wage Goethen die demütigen Worte in das Herz zu legen:

Dante, du stehst in der Gnade Gottes, du bist ein ganzer Mann. Ich aber bin zwiespältig. Ich habe in meinen Dichtungen von der Gnade Gottes nichts gesungen, keins meiner Lieder paßt in die Kirche für die gläubige Gemeinde. Ich habe nichts gesungen von der Liebe Gottes, die mich doch auch zu sich gezogen und mit Gaben und Lorbeer mich gekrönet hat. Ich muß in meinen alten Tagen mich aufraffen und wie ein Phönix mich als Dichter erneuern. Dante, du sollst mein Führer sein! Dich will ich erforschen und alles treulich schreiben in mein Protokoll. Bis in die Todesstunde will ich in deine tiefe Brust eindringen, und seufzen und jubeln: Licht, mehr Licht!

Ob's ihm gelungen im 2. Teil des Faust, das kann die Nachwelt erst erproben. Denn seine Mitwelt hat ihn nicht verstanden, auch Eckermann nicht, dem Goethe vielfach Scenen vorgelesen, und über den Fortschritt in seinem Dichterwerk Mitteilung gemacht hat. Wer kannte die göttliche Komödie! Und über sie und ihre Bedeutung in kurzer Plauderstunde etwas Gescheutes, etwas Bedeutendes zu sagen, das übersteigt die Kräfte selbst eines Goethe. Ich kann keine schönere Beschreibung der Komödie geben, als die

Parabel des Herrn: Das Himmelreich ist gleich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand und verbarg ihn und ging hin vor Freuden über denselbigen und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.

Ich habe einen Auszug aus Johannes Falk „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" gefunden, für dessen Abdruck mir viele Leser dankbar sein werden.

„Wenn ich es nur ja dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein 50 oder 100 Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Uebels nachsagten; das sollte mich außer Maßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Produkt sein, was solche Effekte bei einem von Natur gleichmütigen Publikum, wie das unsre, hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen, und in irgend etwas, sei es was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht. Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andre wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von „Faust" etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnade und Erbarmen vor Gott findet: das, denke ich doch, vergeben sie mir so bald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksbergs und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im „Faust" vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen, und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen. Nahm doch selbst die geistreiche Frau von Staël es übel, daß ich in dem Engelgesang, Gott-Vater gegenüber, den Teufel so gutmütig gehalten hätte; sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wieder begegnet? — Um Verzeihung, nahm ich hier das Wort, Sie sprachen vorhin von einem Walpurgissack? Es ist das erste Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wissen, was es mit demselben eigentlich für ein Bewenden hat? Der Walpurgissack, gab mir hierauf Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur Antwort, ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältnis, Sack oder wie Ihr's sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenscenen im „Faust", wo nicht auf den Blocksberg selbst, einen näheren Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr, so wie die Hölle auch von Anfang herein auch nur Einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabteilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, das in meinen Walpurgissack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, giebt es keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack, bei meinem Eid, was da unten steckt, das steckt unten, und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die höllische Konstitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will Niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen. Ich fürchte mich selbst davor."

Es ist mir seltsam zu Mute, daß ich diesen Walpurgissack öffnen soll, und, 57 Jahre nach Goethes Tode, zuerst die durchlaufende Abhängigkeit des „Faust" von Dantes Hölle, Fegefeuer und Paradies zeige. Die stygischen Plagegeister haben mich wie Goethe geplagt, und vielleicht veranlaßt diese Schrift hie und da einen Leser, die entsetzliche, aber süße Plage zu suchen, und bei Dante den Limbus der Heiden und

den Limbus der Kinder, den Höllenrichter Minos, auch das Verhältnis von Hölle und dem seltsamen Berg des Fegefeuers zu erforschen. In Auerbachs Keller redet Goethe noch von Hölle und Fegefeuer in vulgärem Sprachgebrauch, im 2. Teil muß aber Dantes fantasiereiche Ausschmückung von Hölle und Fegefeuer oder Inferno und Purgatorio bekannt sein. Ich habe darum ein Kärtlein als Wegweiser entworfen und beigefügt. Auch einen Lieblingsplan Goethes im 2. Teil des Faust bezeichnet die obige Originalmitteilung, daß der Teufel, Mephisto, das böse Ich des Goethe, fast in den Himmel hineinkommt; denn die jüngern Engel sprechen:

Selbst der alte Satans-Meister
War von spitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es ist gelungen.

Freilich die vollendeteren Engel sagen:

Uns bleibt ein Erdenrest,
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.

Aber wenn Goethe als Faust zuletzt selig wird, wie sollte nicht auch sein böses Ich, sein Erdenrest, mit ihm vereinigt bleiben?

Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden.

Teil 2.

Komposition und Personen.

Goethe bezeichnet als den Schlüssel zum Verständnis des Faust das Lied der Engel im 5. Akt in einem Gespräch mit Eckermann:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Teil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Hier ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten; im Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dies, sagte er, mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht blos durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. Uebrigens werden sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht hätte im Vagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen, christlich kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.

Klarer konnte kaum Goethe seine in Dante fließende Quelle angeben, wenn er nicht seinen verborgenen Schatz vor die Füße werfen wollte einem Manne, der keine Ahnung hatte von der ungeheuren Geistesrevolution, die in Goethe durch die göttliche Komödie erregt worden ist. Um sie sich zu fixieren, seinen Geist zu beruhigen und zu klären, arbeitet Goethe an seinem zweiten Teil des Faust mit unendlicher Liebe.

Eine Probe dieser Liebesarbeit biete ich durch Behandlung der Ouverture des ganzen Stückes.

Anmutige Gegend. Dante kommt mit Virgil und einem andern Dichter Sordello auf dem Fegefeuerberge in das Thal der Fürsten, wo Rudolf von Habsburg und andere, die gezaudert haben, ihre höchste Lebensaufgabe zu erreichen, vor dem Eingange in die nebelfreie Region verharren müssen; droben winkt die Porta Petri. Fgf. 7. Faust auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig Schlaf suchend.

Sordello, v. 67 ff.:

Dorthin, so sprach der Schatten, laß uns gehn,
Seht dort den Berg von einer Höhlung teilen,
Dort sehen wir den Morgen auferstehn."
Ein krummer Fußpfad führte zwischen steilen
Felshöh'n und Ebenen zum Rand der Schlucht,
Da hieß Sordell am Abhang uns verweilen.
Gold, feines Silber und des Coccums Frucht,
Bleiweiß und Indiens Blau in hellster Reine,
Smaragd, zerbrochen kaum — in dieser Bucht,
Bei dieses Grases, dieser Blumen Scheine,
Schwänd' ihrer Farben ganzer Glanz dahin,
Wie seinem Größern unterliegt das Kleine.
Nicht war Natur allein hier Malerin,
Mit tausend wunderbar gemischten Düften
Ergötzte sie auch des Geruches Sinn.
Salve Regina tönt es in den Lüften
Von Seelen auf dem blumenreichen Beet,
Versteckt hier innen zwischen Felsenklüften,
Bevor die Sonne ganz zur Rüste geht.

Die hier zuletzt aufgeführten Seelen macht Goethe zum Geister-Kreis schwebend bewegt, anmutige kleine Gestalten.

Zu dem Worte Dämmerung füge ich noch hinzu: Fegf. 8, 1 ff.

Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
Am Tag, da er verließ die teuren Seinen;
Die Liebesleid dem neuen Pilgrim bringt,
Wenn fernher klagend ob des Tags Erbleichen
Der Abendglocken Trauerlied erklingt ꝛc.

Ariel. (Gesang, von Aeolsharfen begleitet.) Der Gesang ist:

Te lucis ante — diese Worte brachten
Dann ihre Lippen vor, so fromm, so schön,
Daß sie mich meiner selbst vergessen machten.
Mit andachtsvollem lieblichen Getön
Stimmt ein der Chor zu reicher Wohllauts Fülle,
Den Blick emporgewandt zu Himmelshöh'n ꝛc.

In den Ariel verkleidet Goethe den Danteschen Cato Uticensis, welcher die Seelen der selig Entschlafenen, wenn sie auf dem Kahn von der Mündung des Tiber über das atlantische Meer an das Ufer des Fegefeuerberges durch den Engel gebracht sind, empfängt und mit Tau des Grases sie sich baden heißt und den Weg zeigt hinauf zur Porta Petri. Goethe verhüllt die geistliche Wahrheit in den beiden Reden des Ariel unter Bildern des Frühlingslebens und des Sonnenaufgangs, in den 4 Strophen des Chores unter der seligen Nachtruhe, besonders in der Serenade, Notturno, Matutino.

Ariel giebt das Thema zum 2. Teil des Faust an mit dem Schlußwort seiner Trimeter: „Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!" nachdem er die Danteschen Seelen herbeigerufen:

Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

In der Reveille des Chors deutet Goethe, daß alles allegorisch zu fassen sei und die Bedeutung des Schlafes das Wichtigste ist für das Verständnis des Ganzen. „Schlaf ist Schale, wirf sie fort!"

Ich lenke noch die Aufmerksamkeit auf die Trimeter, die gespickt sind mit Danteschen „großen Erinnerungen".

„Die ihr dies Haupt umschwebt in luft'gem Kreise"
(im Danteschen Fegefeuer, fast ähnlich dem Paradiese, umschweben die Geister den Dante in der Luft mit Liebe.)
„Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus."

Hier giebt Goethe seine Auffassung über die Bedeutung vom Danteschen Inferno und Purgatorio, nämlich Dante beschreibt im Inferno das Wesen der Buße und im Purgatorio das Wesen des heiligenden Glaubens.

„Badet ihn im Tau aus Lethes Flut!" Die Lethe fließt bei Dante nicht in der Hölle, sondern hoch oben auf der Höhe des Fegefeuerberges, und Goethe bezeichnet mit dem Tau und der Lethe die Anfangs- und die Endstation auf der Reise Dantes: Fegf. 1. und 31. Gesang.

Die Lethe bedeutet bei Dante nicht das Vergessen bei den Griechen, sondern die christliche Sündenvergebung.

„Vier sind die Pausen nächtger Weile." Am südlichen Himmel beleuchtet den Fegefeuerberg ein Viergestirn bei Dante, und die 4 Sterne werden zu den 4 Kardinaltugenden, die mit dem Verlust des Paradieses und dem Stande der Unschuld für die von Menschen bewohnte Erde untergegangen sind, also bei uns nicht mehr scheinen.

Die Ouverture schließt mit einem Monolog des Faust in Terzinen, in dem Versmaß der Danteschen Komödie, und zwar in drei Abschnitten. Im ersten Abschnitt freut sich der zu neuem Leben erwachende Faust

„Ein Paradies wird um mich her die Runde;"

im zweiten meditiert er über Dantes Fegefeuer:

„Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb, ist's Haß? die glühend uns umwinden ꝛc."

Im dritten geht er in die Hölle, ohne sie zu nennen, und sagt:

„Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken"

Hierzu muß man die Schilderung in der Hölle 17 und 18 kennen, wo der Pyriphlegethon vom Marmordamme sich hinabstürzt in die Schreckensgründe.

Aber aus Dantes Hölle schwebt Goethes Genius bis zum Schluß des Paradieses:

Allein wie herrlich diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!

Ich behandle später noch diese Dantesche Partie von der santissima trinita.

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben,
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben."

Nach meiner Meinung beschreibt nun Goethe sein äußeres Leben in der dramatischen Handlung der 4 Akte, wie er im 3 Akte, der Helena, seine Bedeutung als Dichter in der deutschen Litteratur gezeichnet hat. Sein inneres geistiges Leben aber, besonders seine innere Veränderung durch Dante, stellt er dar in dem Mummenschanze, in dem Gange zu den Müttern, in der kassischen Walpurgisnacht, und in dem Ende vom Ende.

Ehe ich über diese Einzelnheiten handle, stelle ich meine Ermittelungen über die Personen im 2. Teil des Faust zusammen.

Homunkulus sagt beim Ausbruch zum dreifach merkwürdigen Geisterschritt:

„Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen:
Der Lappen wird auch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen;
Ich leuchte vor.“

Hiernach ist Faust und Mephisto, Goethe und sein böses Ich, eins; ein Kleid und eine Person. Homunkulus leuchtet als Führer voran. Goethe kennt die Schwäche seiner Psychologie, die nicht hinanreicht an die biblische Psychologie, nach welcher ein alter Mensch und ein neuer Mensch, Fleisch und Geist, in dem Christen verbunden sind und mit einander streiten. Er sucht die Ergänzung im Homunkulus, der auch in Laboratorium sofort die Vetterschaft mit Mephisto ausspricht. Wäre kein böses Prinzip, keine Sünde im Menschen, so brauchte kein neuer Mensch geboren zu werden aus Wasser und Geist. Der Gegensatz zwischen dem Homunkulus, dem Jungfernsohn, dem hermaphroditischen Menschlein, der sein Entstehen erst sucht, und dem bösen Mephisto ist der:

Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Der Homunkulus riecht nach Wagners alten Pergamenten, nach Dantes Komödie, nach dem Samen des göttlichen Worts. Jac. 1,18. Auch der gewöhnliche Bibelleser versteht seine Worte in der Phiole:

„Ich schwebe so von Stelle zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn,
Voll Ungeduld, mein Glas entzwei zu schlagen.“

Zu diesen 3 Personen tritt im 1. Akt zu Mephisto der Astrolog hinzu. Ihre Zusammengehörigkeit deutet das Gemurmel:

„Zwei Schelme sinds — Verstehn sich schon,
Narr und Phantast — so nah dem Thron —
Ein mattgesungen — alt Gedicht —
Der Thor bläst ein — der Weise spricht.“

Das alte Gedicht ist Dantes göttliche Komödie, eine Dichtung so phantasiereich, wie kein zweites; der Astrolog ist Dante, dankbar nennt ihn Goethe den Weisen. Astrolog ist er wegen seiner großen Bekanntschaft mit allen Kreisen (cf. die Karte, 9 Kreise in der Hölle, 9 im Purgatorio, 9 Himmel im Paradiese, Kreise in der Himmelsrose, 3 Kreise als Bilder der Dreieinigkeit), und Goethe läßt ihn nach dem ptolemäischen System, nach welchem Dante die ersten 7 Himmel im Paradiese geordnet hat, seinen alchemistischen Unsinn produzieren. Ach, Dante ärgert wohl alle Leser mit seiner exakten Astronomie; und dann kommt er wieder mit seinem Viergestirn und schließt alle 3 Teile seiner Komödie mit dem Worte „Sterne“. Später hilft der Astrolog bei dem Schauspiel: „Der Raub der Helena“, denn Goethe hat Personen und Schauplatz aus Dantes Hölle entnommen.

Im 2. Akte nennt Goethe seinen Dante Thales, einen der 7 Weisen Griechenlands, der außer als Vertreter der ionischen Naturphilosophie auch als Geometer berühmt ist.

Par. 33, 134 ff.: Wie eifrig strebend, aber nie gestillt,
Der Geometer forscht, den Kreis zu messen,
Und nie den Grundsatz findet, der ihm gilt.

Aber wichtiger ist die Naturphilosophie. Der Gegner des neptunistischen Thales-Dante-Goethe ist der plutonistische Anaxagoras, der seinen Plutonismus wohl nur dem dankt, daß Goethe diesen prachtvollen Namen dieses ionischen Naturphilosophen in der Hölle 4, 136 findet. —

„Was sagt mein Thales?“ — Was ist Thales auch für ein Mann?

Proteus sagt zu ihm:

„So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach.
Denn unter bleichen Geisterscharen
Seh' ich dich schon seit vielen hundert Jahren."

Goethe erklärt dankbar den Dante für einen wackern Mann, der mit seinen Geisterscharen in der Komödie immer noch nach 600 Jahren in der Litteratur seinen Platz behauptet. Thales nennt er ihn, weil der Berg des Purgatoriums aus dem atlantischen Ozean hervorragt, und weil Goethe in der Walpurgisnacht mit den Gedanken des Fegefeuers spielt, und mit der heiligen Taufe, dem Wasser des Lebens und dem Bade der Wiedergeburt, sich beschäftigt. Goethe hat aus dem Triumphzuge der Beatrice auf lustiger Bergeshöhe eine Wasserpartie für die Galatea geschaffen. Da findet Thales und Proteus und Nereus ihren Platz.

Im letzten Akte nennt Goethe den Dante Pater Seraphicus. Von allen Engeln und Seraphim und Cherubim nach der Hierarchie des Dionysius Areopagita hat Dante in Parad. 28 gesungen, und andere himmlische seraphische Klänge haben den greisen Goethe zu einem dankbaren Sohne gemacht. Dafür nimmt der seraphische Vater die seligen Knaben „in sich", und wie er sie in seine Hölle geführt:

„Schaut euch diese Gegend an!
Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abgestürzt,
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt."

Diese Beschreibung der Hölle versetzt uns auf den Marmordamm, wo der Phlegethon sich gräßlich hinabstürzt; aber die Knaben bitten:

„Doch zu düster ist der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort."

Da sagt Pater Seraph.:

„Steigt hinan zu höh'rem Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wo nach Gottes reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt &c."

Endlich kreisen die Knaben um den höchsten Gipfel, d. i. die höchste Region des Fegefeuerberges, von der ich noch viel reden muß.

Es ist eigentümlich, daß Goethe fast nur von Hölle und Fegefeuer handelt; denn vom Paradiese überspringt er 30 Gesänge, wie er sich ausdrückt, mit Siebenmeilenstiefeln. Denn gleicherweise, als Mephisto dem Kaiser (1. Akt) nach dem Mummenschanz seine Position in der Hölle beschrieben und ihm dann Hoffnung gemacht hat auf königliche Herrlichkeit auch im Wasser, im Purgatorium, wie im Höllen-Feuer, daß die Thetis dem zweiten Peleus Hand und Mund reichen wird; wie er ihm nun den Sitz auch auf des Olymps Revier vorspiegeln will, da ruft der Kaiser:

„Die luft'gen Räume, die erlass' ich dir;
Noch früh genug besteigt man jene Räume."

Das Paradiso Dantes ist für Goethe hiernach eine unnahbare Majestät, sodaß ich nur die Glorie von oben rechts, den Dr. Marianus und den Chor der seligen Knaben sicher aus dem Paradiso bestimmen und herleiten kann. — Doch eine andere Serie von Personen will ich zunächst erörtern und gehe von hinten nach vornen. Die 3 Patres haben eine innere Dantesche Verwandtschaft; ich habe längere Zeit geschwankt, ob sie nicht sein sollten die 3 Männer aus der Himmelsrose, welche die Scheidewand bilden zwischen den Seligen des Alten und des Neuen Testaments: Par. 32, 34. Franz, Benedict und Augustin, da auf den Franziscus v. Assisi die Worte des Pater

Ecstaticus fast passen, und Augustinus könnte gelten für den Pater Profundus. Doch nach obigem Beweise ist Benedict nicht Pater Seraphicus, sondern Dante; und so suche ich die beiden andern Patres nicht aus dem Paradiso, sondern aus dem Purgatorio. Ecstaticus ist der Pater, der ἐκ, aus dem Stazio des Dante gemacht ist, und wird der Publ. Papinius Statius, geb. zu Neapel 61 p. Ch. n., der Verfasser einer Thebais und einer Achilleis nach der Weise Virgils, nicht geahnt haben, daß er in solcher Gestalt in die Neuzeit verpflanzt werden sollte. Denn schon Dante, der diesen Statius zu einem potenzierten Virgil gebildet, weiß merkwürdige Dinge von ihm zu berichten, daß er nicht wie Virgil aus Glaubensmangel und als Ungetaufter ungeschickt gewesen zum Eingang in die christlichen Geheimnisse, sondern im Vollbesitz aller Tugenden Virgils die Taufe heimlich empfangen, daß er aber in der Christenverfolgung seinen Glauben nicht bekannt und darum 400 Jahre gebüßet, und daß er fernere 500 Jahre im Fegefeuer gebüßet, weil er seinen Reichtum vergeudet, und daß er unter einem Wonneschauer des ganzen Berges zur vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes gekommen, grade als Virgil und Dante auf dem fünften Simse angelangt waren. Dieser Statius hat ungemeine Verwandtschaft mit dem Homunkulus. Im 2. Akte scheint ihn Goethe Proteus zu nennen. Denn die Geschichte des Statius ist schön; Proteus sagt:

„So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher, desto respektabler."

Und wenn Thales fragt: Wo bist du, Proteus? so antwortet derselbe bauchrednerisch: Hier! und hier! Ganz gegen alle Ordnung der Danteschen Figuren spielt Stazio eine Hauptrolle in vielen Gesängen. Und ist Proteus-Delphin ein Helfersmann für den entstehenwollenden Homunkulus, so dürfte Nereus als alter Meergott mit dem Pater Profundus sich identifizieren. Dieser ist die Mathilde des Dante: die allegorische Figur für die biblische Theologie oder für das heilige Predigtamt.

Fgf. 28, 40 ff.: „Ein einsam wandelnd Weib, das wunderbar
Im Gehen sang, aufsammelnd Blüt um Blüte,
Womit vor ihr bemalt der Boden war.
„O Schöne, die du, zeigt sich das Gemüte,
Wie's pflegt, im Aeußern, mich zu glauben zwingst,
Daß an der Liebe Strahl dein Herz entglühte,
O käme Lust dir, daß du näher gingst,"
Ich sprach's zu ihr, den Fuß zum Bache lenkend,
„Daß ich verstehen könnte, was du singst.
Dich seh' ich jetzt, Proserpinens gedenkend,
Des Orts auch, wo die Mutter sie verlor,
Und sie den Lenz, sich in die Nacht versenkend."
Und wie die Tänzerin, die kaum empor
Die Sohlen hebt, mit engen Schritten gleitend,
Ein zartes Füßlein kaum dem andern vor:
So sah ich sie, durch bunte Blumen schreitend,
Jungfräulich bodenwärts den Blick gewandt,
Und Ehrbarkeit und Würde sie begleitend,
So daß ich bald den Wunsch befriedigt fand,
Indem ich, wie sie näher hergezogen,
Den Sinn des süßen Liedes wohl verstand.
Sobald sie dort war, wo des Flusses Wogen
Den grünen Rasen am Gestad besprühn,
Erhob sie hold der Wimpern schöne Bogen.
Nicht mocht', als Amor, übermäßig kühn,
Die Mutter wund mit seinem Pfeile machte,
In solcher Lust Cytherens Auge glühn.
Am rechten Ufer stand sie dort und lachte
Und pflückte Blumen von der Wiese Saum,
Die ohne Saat hervor die Höhe brachte."

Man verzeihe dem Verfasser dieses Citat! Wie süß ist das Studium der Theologie! Dante und Goethe müssen sich ihr ergeben, denn der Schluß am Fegef. 28 lautet:

„Hier sproß die Menschheit ohne Schuld und Leid,
Hier jede Frucht in ew'gem Frühlingsleben,
Hier schmeckst du noch des Nektars Lieblichkeit."
Und als sie noch mir solches kundgegeben,
Kehrt' ich mich um und sah ein Lächeln hier
Bei diesem Schluß der Dichter Mund umschweben.
Dann aber wandt' ich wieder mich zu ihr. —

Sie spricht zu ihm: „Drum frage nur, und ich befriedige dich". Und sie deutet ihm die Geheimnisse der beiden Ströme Lethe und Eunoë, die in dem irdischen Paradiese dem Menschen schaffen Vergebung der Sünden und neues Frühlingsleben. Jedenfalls spricht bei Goethe der P. Profundus von der allmächtigen Liebe Gottes, wie Mattildo 28, 88 ff. —

Fgf. 32, 28. giebt mir die Richtigkeit meiner Darlegung:

Die sieben Frauen rechts und links, bewegte
Der Greif die heil'ge Last mit stiller Macht,
So daß an ihm sich keine Feder regte.
28. Ich, Statius, sie, die mich zur Furt gebracht,
Wir leiteten dem Rade nach die Schritte,
Das umgeschwenkt den kleinern Bogen macht.

Zu diesen 2×3 Personen geselle ich im Mummenschanze den Abgemagerten; es ist die avaritia und der Geiz, doch hat Dante sich so in diese Gedanken versenkt, daß ich nicht zweifele, daß Goethe aus omo den homunculus gebildet hat. Die verschwenderischen Prasser und Schwelger werden im Fegefeuer durch strenges Fasten so mager, daß durch das Hervortreten der beiden Augenhöhlen mit den entfleischten Nasen der homo bloß omo wird:

Fgf. 23, 22 ff.: Die Augen tief und hohl und nachtumgraut
Erschienen sie, die Hagern, die Erblaßten,
Die Knochen alle sichtbar durch die Haut.
So mager, glaub' ich, war nach langem Fasten,
So ausgetrocknet nicht Erisichthon,
Als nun sein eigen Fleisch die Zähn' erfaßten.
Sie gleichen jenen, dacht' ich, da sie flohn,
Die einst Jerusalem verloren haben,
Wo selbst die Mutter fraß den eignen Sohn.
Tief war das Aug' in seinem Rund vergraben,
Das einem Ringe sonder Gemme glich,
Und Nas' und rings die Knochen scharf erhaben.
Daß eines Apfels Duft so jämmerlich
Zurichten könn' und Duft von einer Quelle,
Begier erzeugend, wer wohl dächt' es sich?

Die sittliche Bedeutung der Abmagerung deutet Forese Fegef. 23, 61:

Vom ew'gen Rath, so sprach Foreses Seele,
Sinkt eine Kraft, die Bach und Baum durchdringt,
Durch die ich hier mich abgemagert quäle.
Sie ist's, die jeden, der hier weinend singt,
Zur Heiligkeit vom wüsten Schwelgerleben,
Durch Hunger und durch Durst zurückebringt.
Der Duft, den jene Früchte von sich geben,
Der Quell auch, der sie netzt, entflammt der Brust
Nach Speis' und Trank ein nie gestilltes Streben.
So oft im Kreis wir dorthin ziehn gemußt,
Wird immer diese Pein in uns erneuert —
Ich sage: Pein, und sollte sagen: Lust,
Weil nach dem Baum uns jener Drang befeuert
Der Christum froh dahin zum Kreuz gebracht,
Wo uns'rer Schmach sein teures Blut gesteuert.

Derselbe Forese macht auch auf die künstlerische Bedeutung aufmerksam. Fgf. 24, 55:

Die Schlinge, Bruder, sprach er, seh' ich klar,
Die von dem neuen süßen Stil gehalten
Mich diesseits hat, Guitton' und den Notar.
Ich seh', ihr lasset nur die Liebe walten,
Und eure Feder folgt, wie sie gebeut.
Wir aber ließen sie nicht also schalten.
Wer, Beifall suchend, keck sie überbeut,
Giebt Schwulst statt des, was euch Natur verliehn.

Es dreht sich bei Goethe immer um den Homunkulus, um das Verständnis dieses seltsamen Wesens; man hat ihn auch zu suchen unter dem „Knaben" im Mummenschanz, auch steckt er unter dem Chor der seligen Knaben am Ende; denn er freut sich bei Dante zu finden die Bambini battizati, die Mitternachtsgeborenen und für die Welt Verlorenen. Zur Deutung erinnere ich an das Wort des Herrn: So ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Und selbst wenn Anaxagoras mit Seismos (Erdbeben) und Meteorstein sich verstärkt, um den Neptunismus zu überwinden, so handelt es sich doch auch dann bloß um die Frage: wie ist der Fegefeuerberg entstanden, den Goethe zuletzt kurz Olymp nennt. Thales hat ihn doch aus dem Wasser geschaffen, aber Mephisto, der Vetter des Homunkulus, weiß es Akt 4 doch besser: Ohne Sünde keine Wiedergeburt, ohne Hölle kein Olymp.

Mit dem Homunkulus ist bei Goethe verwachsen der Glaube an den transszendenten Gott. Dieser Glaube ist kein Produkt der Natur, des immanenten Gottes, sondern die Liebe Gottes, die sich in Christo geoffenbart hat, hat durch Dante sein Herz ergriffen. Dante malt gleichsam diese Liebe Gottes in der Beatrice mit Farben, wie sie wohl nie ein Mensch gebraucht hat, und Goethe kann das Bild nicht vergessen, sondern er macht drei Ansätze, sich das Bild zu fixieren.

Zuerst sagt der Herold:

Denn was jetzt kommt, ist nicht von eures Gleichen.
Ihr seht, wie sich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnisvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinen Stäbchen lenkt sie ihn genau;
Die andre droben stehend, herrlich-hehr,
Umgiebt ein Glanz, der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehen edle Frauen 2c.

Und die Klugheit bezeichnet die Frau auf dem Elefanten als eine Göttin:

„Rings umgiebt sie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten."

Zum Vergleich notiere ich etwas von der Beschreibung des Wagens der Beatrice. Fgfr. 29, 116:

Nicht solchen Wagen zum Triumph beschied
Rom dem Augustus, noch dem Afrikaner;
Ja, arm erschiene dem, der diesen sieht,
Sols Wagen, der, entrückt aus seinen Bahnen,
Verbrannt ward auf der Erde frommes Flehn
Durch Zeus gerechten Rathschluß, wie wir ahnen.
Man sah im Kreis drei Frauen sich tanzend drehn 2c.

Einen zweiten Versuch macht Goethe in der Walpurgisnacht mit der Galatea, die Kürze der Rede der Galatea ahmt nach Fgfr. 33, 10—12:

Ueber ein Kleines sollt ihr nicht mich sehn,
Und wiederum, ihr Schwestern, meine Lieben,
Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehn.

Sie sprachs und stellte vor sich alle Sieben,
Und hinter sich, durch ihren Wink allein,
Die Frau, mich und den Weisen, der geblieben.

cf. die Karte. Die Frau ist Mathilde-Nereus-Theologie, P. Profundus. Er: Dante, Thales, Renatus, P. Seraphicus der Weise, Statius, getaufter Virgil, καλος κάγαθος. Pat. Ecstatikus — Proteus.

Man vergleiche Abschnitt: Walpurgisnacht.

Den 3. Ansatz macht Goethe Akt 4: „Hochgebirg-Olymp." Purgator. „Starke zackige Felsen-Gipfel. Eine Wolke zieht herbei, lehnt sich an, senkt sich auf eine vorstehende Platte herab. Sie teilt sich. Faust tritt hervor." Prosaische Bezeichnung dieser Situation ist: Goethe hat sich durch Dantes Hölle und Fegefeuer durchgearbeitet; wie eine Wolke zieht alles vorbei. Was ist hangen geblieben? Die unsägliche Schönheit der Beatrice,

Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich seh's Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen ꝛc.

Und dazu dann die jugendliche Liebe Dantes:

Als jugenderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnets mir,
Den schnellempfundnen, ersten kaum verstandnen Blick,
Der festgehalten überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort." —

Hiernach sind alle Schwierigkeiten, den Faust zu verstehen, geschwunden, wenn nur vollkommene Einigkeit vorhanden wäre, was die Dantesche Beatrice ist. Ich glaube mit Goethe zu stimmen, und verweise auf 2 Vorträge, die am Schlusse beigefügt sind, weil sie mir geeignet scheinen, in den Dante einzuführen und über die Komödie mehr zu bieten, als eine vage Vorstellung, als ob sie sei eine Art Minnelied oder hirnverbrannte Phantastereien.

Ich glaube noch über die Person des Kaisers und des Erzbischofs, Erzkanzlers, Geistlichen, einige Bemerkungen machen zu müssen. Das Verhältnis Dantes im Jahre 1300 zu Kaiser und Papst soll uns entgegentreten im modernen Kleide, wie Goethe 1824—1831 sich zu Staat und Kirche gestellt hat. Der kühle Goethe hatte zu seiner Zeit keinen Kaiser in Deutschland; die Züge seines namenlosen Kaisers sind entlehnt aus dem Danteschen Kaiserideal Heinrich VII. Einen Papst kennt der protestantische Goethe bloß einmal als „Vater Papst"; die Kirchenidee des Mittelalters von einer im Papste sich zusammenspitzenden sichtbaren Kirche ist ihm ein Nichts, vollkommen interesselos für die Vorgänge in seinem Seelenleben. Den Erzbischof ꝛc. läßt er als Geistlichen, als Seelsorger den Kaiser warnen vor dem Mephisto, sodann aber bringt er zwei von Dante scharf gezeichnete Merkmale der päpstlichen Kirche zum Ausdruck, nämlich im 1. Akt die Geistesschärfe, mit welcher die Kirche alles ihr nicht Zusagende als ketzerisch gebrandmarkt hat.

„Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen ꝛc." Ist hier bloß das Mephistophelische gemeint? oder auch das Protestantische? oder das Ausleben des preußischen Staates durch Geistesbildung, durch Ausbau und Pflege der Naturwissenschaften? Sodann im 4. Akte dokumentiert der Erzkanzler die widerliche Begehrlichkeit der päpstlichen Kirche nach irdischen Gütern, wie Dante sie von der römischen Wölfin herleitet, die einst im Romulus und Remus durch ihre Milch die räuberische Unersättlichkeit, und bis auf die Gegenwart die völlig unbegründeten Ansprüche Roms auf Weltherrschaft erzeuget hat. Der heißblütige Italiener kommt bei diesen Gedanken in Gluthitze und schleudert seine Blitze gegen Päpste und Kardinäle, gegen die Verweltlichung der Klöster

und der Geistlichkeit, gegen die Sittenlosigkeit in Florenz und in der ganzen Christenheit, und fordert leidenschaftlich die Predigt des reinen Wortes von Christo. Um dieser Piken willen, wie Goethe sie gegen Eckermann nennt, erhebt der Liberalismus wohl den Dante auf den Schild, und andere halten ihn für einen Vorläufer der Reformation. Beides mit Unrecht; Goethe folgt schön den positiven Spuren des großen Mannes.

Goethes Stellung zur evangelischen Kirche durchzieht das Ganze; der Gegensatz von Glauben und Unglauben ist durchgekämpft. Er verkleidet sich als Herold im Mummenschanz; die Sirenen singen in der Walpurgisnacht seine Gedanken als verklärte Meeresfrauen, und zum Schluß tönt in dem Epolog die große Lehre der Reformation hindurch: die Bambini battizati, die reuigen Sünderinnen, besonders die für unsern Geschmack schreckliche Maria Aegyptiaca, deren Tag auf den Todestag Dantes fällt (14. Septbr.), die Bekehrung in der letzten Stunde, alles zeugt: Der Mensch wird selig allein durch den Glauben, ohne Verdienst, aus Gnaden. Ich weise bloß auf eine Stelle:

Die Helden des Altertums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn sie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren
(Wiederholt als Allgesang)
Wenn sie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Hier bekennt sich Goethe nach der großen Kardinalstelle für die christliche, besonders für die evangelische Lebensanschauung, (Röm. 3, 23, welche Stelle Dante nach seiner scholastischen Theologie nie angewendet hat), zu der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen, er erkennt an das sittliche Verderben auch der Edelsten; und in der Gegenüberstellung: „Wir! ihr! die Kabiren," befreit von allem Pantheismus, bekennt er sich zum Glauben an den transszendenten Gott, kurz zum Apostolikum.

Goethes Stellung zum Schriftprinzip, wie er sie durch Dante eingenommen, zeigt sich in der massenhaften Citation von Bibelsprüchen, besonders Akt 4 und 5; aber prüft man, so sind sie noch meist Mittel für Moral und Geschichte, sie kommen mir vor wie einzelne Fetzen vom großen Purpurmantel der heiligen Schrift, während Dante, der mit seinen tiefen Augen in die Unergründlichkeit des göttlichen Wortes sich versenkt, den Mantel mit königlich freier Leichtigkeit und mit seraphischer Glut und Reinigkeit trägt.

Ich komme zuletzt noch zu der Person des Kaisers; es ist Heinrich VII., der erste, der nach dem Interregnum, der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit nach Italien kam, wie der Herold sagt:

„Denkt nicht, ihr seid in deutschen Grenzen;
Der Herr auf seinen Römerzügen
Hat die hohen Alpen überstiegen ꝛc."

Auch Florentinerinnen beginnen als Gärtnerinnen den Mummenschanz, da Dantes Vaterland Florenz ist. Die Schrecken des Faustrechts werden vorgeführt. Auch in der im 4. Akt beschriebenen Schlacht ist das Mittelgebirge das Scheidegebirge von Italien und Deutschland, die Alpen. Ganz deutlich erinnert der Schatzmeister an die Danteschen Zeitverhältnisse:

Die Ghibellinen und die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn;

grade wie Mephisto Akt 4:

Als Guelfen und als Ghibellinen
Erneuen rasch den ewgen Streit ꝛc.

Aber der kühle Goethe als Realpolitiker opponiert dem idealistischen Dante, der in dem Heinrich VII. den Heiland Italiens zu finden gehofft hat; er läßt den Kaiser jung, fast knabenhaft sein, der sich lieber amüsieren als regieren will; der sich erst

ermannt, als ein Gegenkaiser sich erhebt, aber in der Schlacht, wie es kritisch wird, geht er wieder miserabel in sein Zelt; der Kaiser Goethes ist nicht eingedenk des Danteschen Wortes: Diligite justitiam, qui regitis terram, an welches der Kanzler ihn Akt 1 erinnert,

„Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen,"

sondern gewissenlos heimst er ein die mephistophelischen Hülfsleistungen beim Geldmachen und in der Schlacht als vollendete Thatsachen. Wie nun aber der Kaiser mit Faust konfundiert wird, das finde ich nicht im Dante begründet. Aber Goethe weist treulich auf seine Quelle, wenn zuletzt die Kaiseridee in ihrer Herrlichkeit durch die Vision dargestellt wird:

Faust: Mich däucht, Er will ein Zeichen senden.
Gieb Acht, es deutet sich sogleich.
Kaiser: Ein Adler schwebt in Himmelshöhen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohn ꝛc.

Ohne Dante ist die Verbindung von Adler und Greif fast unerklärlich, aber Dantes Aquila imperiale erweckt große Erinnerungen. Par. 6 hat Kaiser Justinian, die Geschichte des Adlers erzählt, wie er von Troja nach Rom, von Rom nach Konstantinopel, und zu Karl dem Großen geflogen, ein Adler,

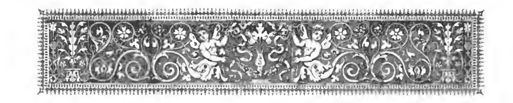
„Der wohl schon stärkerm Leuen
Das Vließ abzog mit seiner Klauen Paar."

Par. 18—20: Der Augapfel dieses Adlers ist König David, und als Brauen umher stehen Trajan, Hiskias, Constantin, Wilhelm v. Sizilien und Ripheus der Trojaner.

Der Gegner dieses Adlers ist der Greif, bei Dante die Allegorie für Christus. Goethe trifft bei seiner Vision nicht ganz den Sinn Dantes, wenn er den Greifen als Symbol der antikaiserlichen Macht gewählt und alle Feinde der gottgeordneten Obrigkeit in ihm zu konzentrieren den Mut hat; aber welche ungeheure Schwierigkeiten hat Goethe auch überwunden bei der Verarbeitung folgender Stelle: Par. 18, 106.

Als jed' an ihrer Stelle war, verlor
Sich das Gewühl — da trat in Flammenzügen
Der Kopf und Hals von einem Adler vor.
Der dorten malt, weiß selbst sich zu genügen;
Er, ungeleitet, lenkt des Künstlers Hand,
Damit der Form sich die Gebilde fügen.
Die sel'ge Schar, die dort zufrieden stand,
Das M bekrönend mit dem Lilienkranze,
Vollendete das Bild jetzt, leicht gewandt.
So sah ich, schöner Stern, der Himmel pflanze
In uns die Keime der Gerechtigkeit,
Der Himmel, den du schmückst mit deinem Glanze.
Zum Geist, der Kraft dir und Bewegung leiht,
Fleh' ich, nach jenem Rauche hinzuschauen,
Der deinen Strahl verdunkelt und entweiht.
Sein Zorn mach' einmal noch dem Volke Grauen,
Das in dem Tempel schachert und verkehrt,
Den er aus Wundern ließ und Martern bauen.
O Himmels-Kriegerschar, dort hell verklärt,
Bitte für die, so noch der Leib umschlossen,
Die schlechtes Beispiel falsche Wege lehrt.
Einst kriegte man mit Schwertern und Geschossen,
Doch jetzt, das Brot wegnehmend dort und hie,
Das unser frommer Vater nie verschlossen.
Du, der du schreibst, um auszustreichen, sieh:
Für jenen Weinberg, welchen du verdorben,
Starb Paul und Petrus, doch noch leben sie.
Du aber denkst: Hab ich nur den erworben,
Der in die Einsamkeit der Wüst entrann,
Und der zum Lohn für einen Tanz gestorben,
(d. h. Florene, Gold-Gulden mit dem Bilde
Johannes des Täufers)
Was kümmern Paulus mich und Petrus dann?

(Schluß folgt.)



Wie der Seppel drei Gulden verdiente.

Von

E. Bremer.

(Nachdruck verboten.)

Der Seppel war ein kreuzbraver Bursch. Freilich, wenn er seinen Zorn kriegte, war er schon bös' und raufen konnte er, wie einer im Dorf. Aber heute dachte er an so etwas nicht. Das Glück strahlte ja nur so aus seinen blauen Augen, denn er hatte ganz unerwartet drei Gulden verdient, und das war für den Seppel viel Geld. Wie wird das Moidele sich freuen, war sein Gedanke, das treue, herzige Moidele, denn eigentlich war es ihm um das Geld doch nur ihretwegen. Ihr gab er alles und sie that ihr Erspartes dazu, das sie als Zimmerin bei dem Bärenwirt erübrigte, und war genug beisammen, dann sollte geheiratet werden. Wäre es heuer nur nicht so regnerisch und kämen mehr Fremde in den Ort, dann hätten sie es zum Herbst erreicht, aber Tag für Tag dasselbe Wetter, die Gäste blieben aus und der schöne Verdienst auch.

Nun saß der Seppel aber doch auf dem Kutscherbock, eine Herrschaft für seinen Herrn fahrend. Als er mit derselben den Fahrpreis besprach, hatte er aus Versehen die Taxe des nahen teuren Badeorts aus der Tasche gezogen und so drei Gulden mehr genannt, als er nach seiner eigenen fordern durfte. Nun — man ließ sich darauf ein, er hatte es ja nicht mit Absicht gethan und die drei Gulden waren am Abend sein, denn seinem Herrn brauchte er sie doch nicht abzuliefern, der wußte ja nichts davon. So fuhr er denn seelenvergnügt in die Welt hinaus, und waren Häuser in der Nähe, dann brauste der Wagen nur so dahin, daß die Leute ihm lachend nachschauten. „Der tolle Seppel", sagten sie. Auch manches Dirndl lugte nach ihm aus, aber vergebens, er hatte ja sein Moidele, und das pflegte zu sagen: „Du, nach den Weibsleuten schaust du mir nimmer, s'kommt nichts dabei heraus." Da hatte sie ja auch recht, wie sie denn immer recht hatte, und er hütete seine Augen.

Plötzlich mußte er lachen. Vor ihm fuhr wahrhaftig der lange Peter, der mit seinen zwei Kleppern nicht so rasch vorwärts kam, wie er, der Seppel, mit seinem einen Braunen. Aber, was half es, er mußte doch hinter ihm bleiben, sonst gab es ein fürchterliches Zanken, und er war ja so friedfertig, der Seppel.

Da — ganz unerwartet strauchelte sein Pferd; es wäre auch gestürzt, wenn er es nicht mit großer Kraft emporgerissen hätte; und das geschah ihm grade an einer Stelle, die ihm so lieb und vertraut war, wie keine andere weit und breit. Rechts

unten schimmerte der See grün und klar, links stieg die mit Lärchen bewachsene Bergwand fast senkrecht zum Himmel auf, und davor stand still und ernst ein Christusbild. Darunter hatte ihm sein Moidele einst das Jawort gegeben, und sie hatten sich bei dem Herrn, der im Bilde auf sie herabschaute, gelobt, treu auf einander zu warten und immer brav und ehrlich zu bleiben, wie lange es auch dauern möge. Was hatte das Tier nun grade hier zu straucheln?

Der Seppel vergaß ganz, daß er eine Herrschaft fuhr. „Rabenbrat'l, niederträchtiges!" rief er, und hieb auf den Braunen ein, dann knallte er mit der Peitsche, bis der Peter wich, und sanfte an ihm vorüber, immer auf den Gaul, den nichtsnutzigen, faulen, einhauend. Endlich wurde er ruhig. Natürlich, eigentlich trug der lange Peter die Schuld an dem Unfall, war der vorn, mußte das Tier ja nachlässig werden — und der Seppel sprang vom Bock, der Weg stieg an, er wollte seinen Braunen schonen. Er ging auch nach vorn, rieb ihm den Staub von den Knieen und freute sich, daß sie so unversehrt waren, denn eigentlich hatte er das Vieh ja so lieb, wie seinen besten Freund und er klopfte es, bis es ganz vergnügt die Mähne schüttelte; es kannte seinen Herrn und den schnellen Zorn wohl.

Als der erste Halteplatz erreicht war, kriegte das Tier noch so ein Extrafutter und sollte recht lange ruhen, denn es hatte doch gar so sehr laufen müssen. Nach einiger Zeit kam der lange Peter, und da geschah ein Merkwürdiges. Der Seppel ging zu ihm, bat ihm ab, was er ihm angethan und meinte nur zu seiner Entschuldigung, das Pferd könne so gar langsam nicht gehen, dann strauchle es leicht. Als er wieder auf dem Bock saß, wollte ihm aber doch so leicht und froh nicht werden, wie sonst, wenn er sich mit jemand ausgesöhnt. Es saß ihm schier wie ein Wurm im Herzen und ließ ihm nimmer Ruh. Dein Brauner ist dir wieder gut und der Peter auch, sprach eine leise Stimme da drinnen, aber wie steht es mit dem andern, dem du dich damals in Liebe und Treue empfohlen hast und der dir ins Herz sieht, auch heute, und weiß, wie die Sache mit den drei Gulden steht, wenn es sonst auch niemand weiß.

Er mußte wieder abspringen, es war hier oben so eng, unten ging es sicher besser. Aber nein, es blieb dasselbe und der Seppel merkte es, der Bock trug die Schuld nicht, er selbst trug sie und sie ließ ihn nicht. So setzte er sich wieder auf, ließ den Braunen laufen, was er laufen konnte und dachte: was machen denn der Herrschaft drei Gulden aus, dir sind sie aber viel.

Die Herrschaft nun, und das war schlimm, war nicht so stolz und auch nicht so dumm, wie die meisten Fremden. Sie sprach gut und freundlich mit dem Seppel und wußte auch, daß ein Berg zwei Seiten hat und daß man wieder hinunter muß, wenn man hinaufgegangen ist. Das wußten sie lange nicht alle, die vornehmen Leute, und konnten Fragen thun, zum Erbarmen. Dann fielen sie schier in Verzückung, wenn sie umherblickten, und war doch nichts anderes zu sehen, als was der liebe Herrgott eben geschaffen hatte und wie es wohl überall ausschaute. Leuchtete ein Schneefeld in der Sonne, daß einem das Sehen verging, fanden sie das himmlisch, kam aber eine fette Kuh gelaufen, so ein Prachtviecherl, daß einem das Herz im Leiben lachen mußte, dann rannten sie davon, als sei es der leibhaftige Böse in eigner Person. Und nun erst die Weibsleut', wenn die auf die Berge stiegen. Na, er wußte es von seinem Bruder, dem Führerbartel, das war ein Schreien und Lamentieren, ein Ziehen und Zerren und ein Verwundern, wenn sie oben keinen Bärenwirt fanden und im Heu schlafen mußten. Aber waren sie glücklich unten, dann gab es ein Rühmen und Erzählen von ihrem Heldentum, daß es zum Lachen war. So dachte der Seppel über die Fremden hin und her und ihm wurde ordentlich wohl dabei.

Als das Ziel erreicht war und die große Mittagspause gemacht wurde, strömten von allen Seiten Freunde und Bekannte zusammen, auch der lange Peter kam und es gab ein Scherzen und Zutrinken und ein Vergnügen ohne Ende. Aber dann ging es auf den Heimweg.

Die Glocken verklangen, Nebel stiegen auf aus den Thälern und die Felskuppen leuchteten glührot im Abendschein. Dann standen sie plötzlich wieder blaß und starr da, als wären sie gestorben und eisiger Wind ging durch die Bäume. Der Seppel fuhr schneller, ihn fror. Dort über der weißen Spitze winkte schon der erste Stern und bald flimmerten und funkelten die Himmelslichter überall und schauten auf die kirchenstille Erde herab. Nur das ferne Rauschen der Bäche, das Rollen der Räder, das Klappen der Hufen, sonst kein Laut weit und breit. Dem Seppel wurde es ganz feierlich, aber er freute sich nicht daran wie sonst wohl, es drückte ihm schier das Herz ab und und er hätte gar gern einen Schrei hinausgeschickt zu den Bergen, oder mit der Peitsche geknallt, daß es von allen Seiten wiederklang. Aber er durfte nicht, er mußte zwingen, und so hörte er, wie die Dame hinter ihm zu dem freundlichen Herrn sagte, es sei doch ein Schönes, daß die Leute hier im Land so fromm seien — der Seppel sah an seinem Peitschenstock in die Höhe und ließ die Schnur um denselben laufen — daß sie so treu und ehrlich, keine Lüge und keinen Betrug kennten — und sausend fiel die Peitsche auf den Rücken des Braunen.

Was hatte sie gesagt? Betrug? Es war doch kein Betrug mit den drei Gulden? Dann dachte der Seppel an morgen. Da war Sonntag und er sollte im Frühgottesdienst vom Chore singen. Er wußte nicht wie es kam, aber ihm stand plötzlich ein Wort des alten Pfarrers vor der Seele, der gesagt hatte: „Sorgt mir dafür, daß ihr ein reines Gewissen habt, ihr Sänger, sonst klingt auch das Lied nicht rein."

Der Seppel war nicht dumm, er wußte wohl, wie das gemeint war und daß ein reines Gewissen allein es nicht macht, aber es wollte ihm doch nicht aus dem Sinn. — Der Mond war heraufgestiegen und da glitzerte auch schon der grüne See in der Tiefe und die silbernen Strahlen tanzten darüber hin in fröhlichem Spiel, daß die Herrschaft sich nicht genug freuen konnte. Aber der Seppel sah nichts davon. Er mußte nach der andern Seite schauen, wo das Christusbild so weiß in den dunklen Bäumen stand und mußte auch das Pferd hüten, daß es nur nicht strauchle; es war eben eine gefährliche Stelle.

Noch eine kleine Weile fuhr er so dahin, dann hielt der Wagen und der Herr griff in die Tasche, den Kutscher abzulohnen.

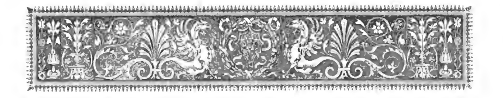
„Wie viel sagten Sie doch?" fragte er.

„Acht Gulden!" der Seppel stieß es nur so hervor und es klang fast wie ein Jauchzen.

„Ich meinte, es seien elf Gulden gewesen," war die Entgegnung.

„Nach der fremden Taxe schon, aber unsere sagt halt acht Gulden," beharrte der Seppel.

Der Herr sah ihm prüfend ins Gesicht, dann gab er ihm das Geld und ging davon, aber im Scheine der Laterne sah der Bursche es deutlich, es waren doch elf Gulden! Und am andern Morgen sagten die Leute in der Kirche: „So schön hat der Seppel sein Lebtag noch nicht gesungen."



Monatsschau.

Politik.

Der Reichstag ist in die Osterferien gegangen, nachdem er zwei volle Wochen der Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter gewidmet hatte. Bei dieser Beratung sind nun einerseits eine ganze Reihe von Paragraphen nach den Kommissionsbeschlüssen angenommen worden und zwar auch solche Bestimmungen, bei denen die wichtigsten Prinzipienfragen zur Entscheidung standen. Andererseits hat sich aber ein gewisser, bei näherer Bekanntschaft mit dem Gesetze stetig gewachsener Gegensatz auch unter den Regierungsparteien teils entwickelt, teils ist eine schon früher im geheimen vorhanden gewesene Abgeneigtheit mancher Abgeordneter offener an das Tageslicht getreten und nachhaltiger verfochten worden, als man früher annehmen konnte. Und so dürfte heute im Grunde kein Mensch zu sagen im stande sein, was schließlich aus der ganzen Vorlage noch werden wird.

Es hatten sich zu Beginn des Monats Gerüchte verbreitet, daß auch der Reichskanzler zu denen gehöre, die auf das Zustandekommen des Gesetzes keinen sonderlichen Wert legten. Dieser irrigen Annahme ist Fürst Bismarck auf das allerentschiedenste entgegengetreten; er hat erklärt, daß er die ganze Versicherungsgesetzgebung als sein eigenstes Werk ansehe — was in dem Sinne ja ohne Zweifel richtig ist, daß ohne ihn der Widerstand des Manchestertums niemals so schnell hätte überwunden werden können — und daß er weit entfernt sei, die Vorlage fallen zu lassen. Anders steht es mit denen, welche ihm auf den Wegen der Kaiserlichen Botschaft bis hierher folgten. Sie sind teilweise unter die Opposition gegangen. Freilich richtet sich ihr Widerspruch nicht gegen die Vorlage im Prinzip, sondern nur gegen einzelne Bestimmungen derselben; und die schärfsten Opponenten sind auch nicht die Nationalliberalen, die sich mehr aus Gründen der Wahltaktik, als aus dem Zuge ihres Herzens mit Sozialreform befassen, sondern vielmehr die agrarischen Großgrundbesitzer der nordischen Tiefebene, die einesteils befürchten, daß der letzte noch erhaltene Rest patriarchalischer Zustände über den Haufen geworfen werden könnte, und welche andererseits besorgen, daß ein Verwaltungsapparat geschaffen wird, dessen Nutzen für die ländliche Arbeiterbevölkerung in gar keinem Verhältnis steht zu den Umständen und Kosten, die er verursacht. Diesen Bedenken hat besonders Graf Mirbach in einer viel bemerkten Rede Ausdruck gegeben und auch nachträglich in der Presse seine Ideen gegen die Anfechtungen der Gegner umständlich verteidigt.

Ob freilich Graf Mirbach bei seinem Vorstoß lediglich motu proprio die Interessen der Landwirtschaft vertritt, oder ob er, der stets über die Intentionen der Regierung sehr wohl unterrichtet zu sein pflegt, im Einverständnis mit maßgebenden Personen die Berufsgenossenschaften wieder in das Gesetz zu bringen sucht, die von Preußen gewünscht, von den Bundesstaaten des unitarischen Reichsversicherungsamts wegen abgelehnt wurden, muß dahingestellt bleiben. Denkbar ist es wohl, daß der Versuch gemacht werden soll, mit Hilfe von Reichstagsbeschlüssen den Bundesrat für Pläne geneigt zu machen, die diesem früher als bedenklich erschienen sind.

Ohne Zweifel bietet die Regelung der Praxis auf diesem völlig unangebauten Gebiet der Altersversicherung sehr bedeutende Schwierigkeiten, da die Interessen der verschiedenen Landesteile und Berufsarten mannigfach kollidieren. Die Verschiedenheit zeigt sich z. B. darin, daß die von Graf Mirbach gefürchteten Bestimmungen im Königreich und schon in der Provinz Sachsen mit Freuden begrüßt werden. Und es wäre ja sicherlich schön, wenn vermieden werden könnte, die verschiedenen Verhältnisse in Ost und West, in Landwirtschaft und Industrie nach einer Schablone zu behandeln. Es ist das aber unseres Erachtens genau so unmöglich, wie die Rettung der patriarchalischen Zustände, oder wie etwa die Ersetzung des allgemeinen direkten Wahlrechts durch ein anderes besseres System. Es ist ja — was das Wahlrecht betrifft — ganz unbestreitbar, daß gewisse Elemente unserer Bevölkerung vorläufig total unreif sind, dasselbe in angemessener Weise zu gebrauchen. Aber ebenso unmöglich ist es, eine Grenze zu ziehen, wo die Reife der Wähler anfängt und wo sie aufhört. Will man überhaupt Wahlen, so sind schließlich noch die allgemeinen direkten die besten. Aehnlich liegt es mit dieser Versicherung. Will man sie überhaupt, so muß man's auch als Folge der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge in den Kauf nehmen, daß die groß gedachte Versicherungs-Gesetzgebung hier und da eine erhebliche Erstverschlechterung bringen wird. Das muß eben überwunden werden. Im ganzen und großen wird sich schließlich doch zeigen, daß diese Gesetzgebung uns der höchsten politischen Aufgabe der Gegenwart näher bringt, der Aufgabe, den vierten Stand am modernen Staat zu interessieren, den er einstweilen, nicht ganz mit Unrecht, für eine Domäne der besitzenden Klassen erklärt. Nur wenn den vierten Stand sein materielles Interesse mit der Erhaltung des Staates verbindet, wird er sich abhalten lassen, denselben in Scherben zu schlagen. Von diesem Gesichtspunkt aus sehen wir auch als eine der wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes den Reichszuschuß an; und wenn Herr Windthorst jeden für einen Sozialdemokraten erklärt, der demselben zustimme, so ist das für uns nur ein Beweis, daß Windthorst mit allen Fasern seines Wesens in der liberalen Weltanschauung steht, und daß ihm jedes Verständnis abgeht für die neue Gestaltung der Dinge, der wir auf größeren oder geringeren Umwegen unabweisbar entgegengehen.

In den ersten Tagen des kommenden Monats wird der Reichstag nun wieder zusammentreten und die Beratung der Vorlage fortsetzen. Man kann nur wünschen, daß wenigstens irgend etwas, wäre es zunächst auch noch so unvollkommen, zustande kommen möchte. Wenn nach allen den unendlichen Beratungen und Verheißungen der kreißende Berg nichts anderes gebären sollte, als wohlwollende Reden, so würde die Ablehnung jedenfalls Wasser auf die Mühle der Sozialdemokraten und für die kommende Wahlbewegung das Zeichen sein, in welchem sie glänzende Siege erfechten können.

Ueber die Verlängerung des Sozialistengesetzes oder Ersatz desselben durch gemeinrechtliche Bestimmungen ist es wieder still geworden. Es heißt, die Regierung wolle erst dann Vorschläge machen, wenn das Invalidengesetz zur Verabschiedung gelangt sei. Für die parlamentarischen Aussichten der Vorlage dürfte das doch wohl unwesentlich sein. Es bleibt stets die mißliche Alternative, daß man entweder das Odium eines nach politischen Parteirücksichten begrenzten Ausnahmegesetzes auf sich ladet, oder daß man das gemeine Recht derart verschärft, daß unter Umständen auch den „bürgerlichen" Parteien das Messer an die Kehle gesetzt werden kann. Die Sorge vor letzterer Mög-

lichkeit findet sich vielfach auch auf konservativer Seite. Man fürchtet, daß, wie die Offiziösen schon wiederholt auch die kirchlich und politisch gemäßigtesten christlich konservativen Leute unter die Reichsfeinde verwiesen haben, weil sie eine eigene Ansicht hatten, so auch Staatsanwälte und Gerichte sich bereit finden würden, auf Grund von Kautschuk-Paragraphen namentlich die Presse der Konservativen zu schädigen und zu verurteilen.

Wir unsererseits halten diese Sorge für übertrieben. Der Prozeß Geffcken hat gezeigt, daß wir in Deutschland doch noch Richter haben, die (wie man auch sonst über ihren Urteilsspruch denken möge) jedenfalls der Unabhängigkeit nach oben hin nicht ermangelt haben. An sich geben wir zu, daß auch im Recht nicht „allen das gleiche", sondern „jedem das seine" zukomme, aber dies auch zugegeben, bleibt es unter allen Umständen odiös, wenn die Kategorieen nach dem politischen Parteiprogramm hergestellt werden. Die sozialistische Theorie ist an und für sich nicht besser und nicht schlechter als die liberale. Das Verwerfliche ist nicht der Wunsch, die Gemeinwirtschaft auf Kosten der Einzelwirtschaft auszudehnen, sondern die Mittel, welche man vorschlägt, und die Art, wie man sie vorschlägt, um die sozialistischen Zukunftspläne zu verwirklichen. Aber Mittel und Art sind beim Freisinn oft um keinen Deut besser, als bei den Sozialisten.

Beweis dafür ist die Berliner „Volkszeitung", deren Schicksal sich vor kurzem entschieden hat. Wir haben im vorigen Bericht die Beschlagnahme und das Verbot derselben gemeldet. Das Resultat ihres Appells an die Reichskommission ist die völlige Freisprechung und Freigebung. Das Erkenntnis führt aus, daß zwar in der „Volkszeitung" vielfach sozialistische Bestrebungen zutage getreten seien, welche gegebenen Falles sehr wohl die Anwendung des Sozialistengesetzes zugelassen haben würden. Gerade in der konfiszirten Nummer finde sich indessen wohl ein sehr ungehöriger Artikel, aber nichts, was auf Grund des Sozialistengesetzes geahndet werden könnte. Selbstredend ist nun der ganze Prozeß nur eine Reklame für die „Volkszeitung" gewesen, die denn auch nicht verfehlt, sich denselben gründlich zu nutze zu machen.

Wir verstehen nicht, warum der Staat dauernd wehrlos bleiben soll gegen solche Blätter, die nur Schaden anrichten und gewerbsmäßig nach jeder Richtung hin an die schlechten Leidenschaften der Menge appellieren.

Weichen wir aber hier in unseren Ansichten von denen vieler Parteigenossen ab, so ist das noch vielmehr der Fall hinsichtlich der Politik, welche die Regierung offenbar wieder bei den kommenden Wahlen in Berlin und vermutlich auch auswärts zu befolgen die Absicht hat. Das Kartell hat leider seine Rolle noch nicht ausgespielt, sondern es sollen die Versuche fortgesetzt werden, unter Ausschluß der sogenannten extremen Elemente eine geldkonservative Mittelpartei zu schaffen, die auch Semiten und kirchlich Liberalen ihre Pforten öffnet, wenn sie nur „staatserhaltend" sind. Daß dies beabsichtigt wird, geht deutlich hervor aus dem Schicksal, welches nunmehr den Hofprediger Stöcker ereilt hat. Daß gegen den verdienten Mann wieder seit längerer Zeit Minen gelegt wurden, haben wir berichtet. Seine Gegner hofften endlich bei einer Polemik, in die er mit dem Berliner Pastor Witte geraten war, einsetzen zu können und den unbequemen und unabhängigen Mann zu Fall zu bringen. Sie glaubten sich bereits am Ziel, nachdem sie glücklich die Sache vor den Oberkirchenrat gezerrt hatten. Aber schließlich hat dieselbe einen nahezu entgegengesetzten Verlauf genommen. Eine leichte Rüge, welche Stöcker erteilt wurde wegen öffentlicher Erklärungen gegen einen Amtsbruder, ist der Rede umsoweniger wert, als Witte einen direkten Verweis bekam. Dagegen ist Stöcker gegenüber der Oberkirchenrat materiell auf die Streitsache garnicht eingegangen, hat vielmehr ausdrücklich erklärt, daß hierzu kein Anlaß vorliege. Und der Kaiser hat durch sein Erscheinen in Stöckers Predigt am Charfreitage ausdrücklich bekundet, daß er von sittlichen Anschuldigungen gegen seinen Hofprediger nichts wissen will.

Wenn Stöcker jetzt trotzdem, ohne Zweifel auf Wünsche hin, die für ihn maßgebend sind, sich wenn nicht von der Politik, doch von der Agitation zurückzieht, so

sind die letzten Gründe dieses Vorganges rein politische. Er thut nur, was den Konservativen in Berlin schon seit geraumer Zeit unvermeidlich erschienen ist. Die Berliner Bewegung kann den Kampf mit dem offiziösen Kartell auf der einen, dem Freisinn und der Sozialdemokratie auf der anderen Seite auf die Dauer nicht führen; dabei geht sie in die Brüche. Eine Entschließung mußte also gefaßt werden. Sie ist im Sinne des Waffenstillstands ausgefallen. Hier liegt der wahre Grund der Krisis. Es soll dem Kartell freie Bahn gelassen werden, damit es zeigen kann, was es zeigen zu können vorgiebt; Stöcker will dem nicht im Wege sein; er zieht sich zurück. Stöckers Freunde erklären jetzt gleichfalls, daß sie sich an der kommenden Wahlbewegung nicht beteiligen werden. Wie viele von ihnen diesen Schwur und wie lange sie ihn halten werden, muß dahingestellt bleiben. An Versuchungen, denselben zu brechen, wird es nicht fehlen, namentlich wenn von mittelparteilicher Seite die patriotische Pflicht, doch nicht der Linken das Terrain widerstandslos zu überlassen, ins Gefecht geführt werden wird. Zu wünschen wäre die größte Reserve. Enthielten sich die wirklich Konservativen der Wahl, um im vollsten Umfange die Probe zu machen, ob durch Ausschluß der „Extremen" die Gemäßigten zu vermehren, ob durch Abweisung der Antisemiten die Semiten zu gewinnen sind, so wäre das ein im höchsten Grade interessantes Experiment. Wir fürchten aber, daß dazu der „Berliner Bewegung" das Rückgrat fehlt. Es wird vermutlich gehen, wie es immer gegangen ist, und nur die ohnehin siegreiche Sozialdemokratie noch einigen neuen Zuwachs bekommen.

* * *

Zu der am 29. April zusammentretenden **Samoa-Konferenz** sind die Vertreter der beteiligten Nationen in Berlin eingetroffen. Die Dauer der Konferenz wird acht bis vierzehn Tage betragen. Als Basis für die Verhandlungen ist allgemein der Satz anerkannt, daß keine der beteiligten drei Mächte eine prävalierende Stellung auf den Inseln beansprucht, es sich also nur darum handelt, durch gemeinsame Maßregeln geordnete Zustände daselbst unter einer einheimischen, hinlängliche Autorität besitzenden Regierung herzustellen. Die deutsche Regierung hat noch einmal durch ein Weißbuch, welches nach allen Richtungen den Konsul Knappe desavouiert, ihre Mißbilligung vorgekommener Uebergriffe ausgesprochen, und vor allem haben auch die Amerikaner eingelenkt. In welcher Weise die neue einheimische Regierung gedacht wird, darüber sind Andeutungen an die Oeffentlichkeit bisher nicht gedrungen.

* * *

In den **Niederlanden** ist nunmehr zur Einsetzung einer *Regentschaft* geschritten worden. In der Sitzung der Generalstaaten (Kammern) vom 2. April verlas der Premierminister Mackay einen Bericht der Königlichen Leibärzte vom 19. März, worin gesagt wird, daß das chronische Leiden des Königs demselben nicht erlaube, sich mit den Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen. Wissenschaft und Erfahrung gestatteten nicht, eine baldige Veränderung in dem Zustande des Königs anzunehmen; ob derselbe überhaupt wieder soweit hergestellt werden könne, um die Regierung weiterzuführen, sei nicht absolut festzustellen. Die Kammern beschlossen darauf hin am folgenden Tage die Einsetzung einer Regentschaft; für die Zwischenzeit hat, dem niederländischen Gesetz gemäß, der Staatsrat die Ausübung der Königlichen Gewalt übernommen. Damit war denn auch der Augenblick für die Einsetzung einer Regentschaft in *Luxemburg* eingetreten, zu deren Uebernahme der Herzog von Nassau, durch Erbfolge berechtigt, bereits früher alle Vorbereitungen getroffen hatte. Der Herzog hat nun unter großer Teilnahme der Bevölkerung seinen Einzug gehalten, und dieser Akt sich unter Umständen vollzogen, welche der staatsrechtlichen Korrektheit in keinem Punkte ermangelten, für das deutsche Nationalgefühl aber nichts weniger als schmeichelhaft gewesen sind.

Die Franzosen schwebten seit lange in großer Sorge, daß die Uebernahme der Regierung des nahen Grenzlandes durch einen deutschen Fürsten einen Fortschritt des

Deutschtums nach Westen bedeuten könnte. Diese Sorge ist gehoben; sie haben sich inzwischen vollkommen beruhigt, und mit Recht. Wie die Pickelhaube des Herzogs sich nicht als der gefürchtete preußische Helm, sondern als altes nassauisches Inventarstück enthüllt hat, so hat auch die Anwendung der französischen Sprache im offiziellen Verkehr das letzte Bedenken zerstreut. Man kann ja gewiß vom Herzog nach den Erfahrungen, die er gemacht, keine sonderliche Begeisterung für das neue Deutschland erwarten. Um so unverständlicher ist, welches Interesse gewisse offiziöse Federn haben konnten, gegenteilige Ansichten zu verbreiten. Die Herren, welche zeitweise rosenfarbene Berichte abfaßten, sind übrigens nunmehr völlig verstummt; und nachdem einer von ihnen sogar eine Tracht Prügel bekommen hat, wird sich kaum noch jemand die Mühe geben, Land und Leute in Luxemburg als begeisterte Freunde Deutschlands zu schildern.

* * *

In **Oesterreich** hat ein Streik der Wiener Pferdebahnkutscher ungeahnte Dimensionen angenommen. Der Streik an sich ist nicht merkwürdig. Denn die rücksichtsloseste Ausbeutung des Personals durch die Gesellschaft ist eine so bekannte Thatsache, daß niemand sich darüber wundert. Bemerkenswert aber ist, daß sofort der ganze Ausstand einen antisemitischen Charakter angenommen hat — erfreulicher Beweis, daß im Volke die Erkenntnis zunimmt, wo seine Freunde und wo seine Feinde und Ausbeuter zu finden sind.

* * *

In **England** hat die konservative Regierungspartei eine ganze Reihe von Abbröckelungen erfahren. An mehreren Orten sind Gladstonianer an Stelle der bisherigen konservativen Vertreter gewählt worden, dagegen ist in Birmingham an Stelle des verstorbenen John Bright dessen Sohn, der gleichfalls den liberalen Unionisten angehört, gewählt worden. Indessen scheint Lord Salisbury seiner Sache und seiner Stellung nach immer recht sicher zu sein. Wenigstens hat er erklärt, daß er an Konzessionen, die Irland gemacht werden könnten, nicht denke, obschon die Zahl der Agrarverbrechen auf der grünen Insel bisher nicht merklich im Abnehmen begriffen ist.

* * *

Unsere getreuen Nachbarn in **Frankreich** sind zu allen Zeiten gute Geschäftsleute gewesen; sie treiben zwar auch gerne etwas unruhige Politik. Aber wenn sie eine Weltausstellung eröffnen wollen, so geht ihnen doch das Geschäft weit über die Politik. Und so kommt es, daß die Regierung sich ernstlich ermannt und eine „noch nicht dagewesene" Energie entfaltet hat, um dem Lande wenigstens für den Sommer vor dem Boulangismus Ruhe zu schaffen und daß Boulanger sich beeilt hat, zu erklären, er werde die Ausstellung respektieren und erst im Herbst den Waffenstillstand wieder brechen. Einstweilen ist also Ruhe. Die Maßregeln gegen den unruhigen Abenteurer waren ernst genug. Da man ihn mit den bestehenden Gesetzen nicht wohl fassen konnte, so beschritt man den neuerdings so beliebten und keineswegs mehr ungewöhnlichen Weg der Ausnahmegesetzgebung. Der Senat, den die Mehrheit der Liberalen längst abschaffen will, ist als Staatsgerichtshof für politische Verbrechen constituiert worden und hat auch wirklich begonnen, sich mit dem Aktenmaterial über die Patriotenliga und ihren Schutzgeist zu befassen. Ob wirklich die Absicht bestanden hat, Boulanger zu verhaften, muß dahingestellt bleiben. Genug, daß dieser an die Absicht geglaubt. Der Boden hat ihm unter den Füßen gebrannt und er es für ratsam erachtet, zunächst nach Brüssel und dann weiter nach England zu fliehen, da die belgische Regierung eine Verlängerung seines Aufenthaltes um so weniger wünschte, als er in der Hauptstadt des Nachbarlandes keineswegs der politischen Thätigkeit entsagt, sondern mit einem ganzen Generalstab von Abenteurern eine äußerst regsame Agitation entwickelt hat. Für den Augenblick muß er nun stillschweigen, oder wenigstens die Oeffentlichkeit in Ruhe lassen. Aber bei den kommenden Wahlen werden die Würfel über sein Schicksal fallen. Gelingt es

ihm dann, eine Art Plebiszit zu gunsten seiner Person und Diktatur zuwege zu bringen, so ist nicht abzusehen, warum nicht das gegenwärtige Exil in England ein ähnliches Ende nehmen könnte, wie das vormalige Napoleons III.

* * *

Italien hofft von einem politischen Glücksfall — dem Tode des Negus von Abessynien — Nutzen zu ziehen. Wenigstens wünscht Crispi dies, der freilich darüber in Differenz mit seinen Kollegen geraten ist, besonders mit dem Kriegsminister. Aber er hat es doch durchgesetzt, daß die beabsichtigten großen Manöver ausfallen, wodurch $1^1/_2$ Millionen erspart und für das Vorgehen in Afrika verfügbar werden. Die Regierung denkt nun im geeigneten Augenblicke Keren und einige andere wichtige Punkte Abessyniens zu besetzen. Es scheint, daß dies in Uebereinstimmung mit dem König Menelik von Schoa geschieht, der auf die Neguskrone spekuliert und sich zu dem Ende um die Unterstützung Italiens bewirbt. Der Afrikareisende Traversi, der augenblicklich in Rom weilt, soll in diesem Sinne im Auftrage Meneliks verhandeln. — Für Deutsch-Ost-Afrika ist ein Anwachsen des italienischen Einflusses in Abessynien nur dringend zu wünschen.

* * *

Im **Orient** hat sich allem Anschein nach die Lage der Balkan-Staaten zu Gunsten von Rußland verschoben, und eben darum vielleicht auch in der Richtung des Krieges. Zwar deuten auch gewisse Zeichen darauf hin, daß Selbstbewußtsein und Nationalgefühl in den kleinen Staaten nicht unbedeutend ist, aber der „Rubel auf Reisen“ und die russischen Wühlereien thun doch das ihre, um keinerlei Stetigkeit der Entwickelung aufkommen zu lassen, sondern die politische Unruhe in Permanenz zu halten. Sittliche Begriffe fehlen den Völkern in ihrer überwiegenden Mehrheit und selbst die einflußreichsten Leute versteigern sich und ihren Einfluß an den Meistbietenden. Besonders in Serbien vollzieht sich jetzt ein bedenklicher Umschwung. König Milan hat zwar erklärt, daß seine Frau ein „Ungeheuer“ sein würde, wenn sie nach Belgrad zurückkehrte, aber diese Schmeichelei scheint nur das Heimweh der Königin gesteigert zu haben. Sie selbst sowohl wie der vertriebene Metropolit Michael werden demnächst in der Hauptstadt ihren Wohnsitz aufschlagen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie sich dort mit anderen Dingen beschäftigen werden, als mit panslavistischer Propaganda.

Fortdauernde Unruhe giebt es auch in Rumänien, wo ein Kabinet das andere ablöst und keins den rechten Mut findet, die russischen Agitatoren, die starken Hinterhalt im Lande haben, dahin zu schicken, woher sie gekommen sind. Wohl hat man nunmehr die Thronfolge des Prinzen Ferdinand von Hohenzollern amtlich verkündet, der laut Erlaß des Königs den Titel: „Prinz von Rumänien“ und „Königliche Hoheit“ führen wird — und die Sache ist ohne Einspruch abgegangen — auch wendet man Geld für Grenzfestungen gegen Rußland auf. Wird aber nicht größere Energie wider die Agitatoren entwickelt, so wird man auch der Wirren so bald nicht Herr werden.

Statt des kirchlichen ein

hymnologischer Bericht

über das letzte Jahrzehnt hymnologischer Arbeit in der deutschen evangelischen Kirche

von Pfarrer Nelle in Hamm i. W.

(Schluß.)

Gehen wir nun dazu über, an einer Anzahl der wichtigeren Lieder unserer Kirche zu zeigen, wie mannigfach und belangreich die in letzter Zeit gemachten hymnologischen Forschungen sind; wenn wir dabei in einzelnen Ausnahmefällen auch Lieder aufführen, welche schon vor mehr als zehn Jahren eine Richtigstellung betreffs Ursprung und erstem Erscheinen erfahren haben, so thun wir es, um hierdurch Gelegenheit zu geben, bis

heut sich fortschleppende Irrtümer zu berichtigen. Wir führen die Lieder in der Zeitfolge ihrer Entstehung auf. Auf Vollständigkeit macht das Verzeichnis keinen Anspruch: es bringt nur Proben und berücksichtigt nur wichtigere Lieder.

Beginnen wir mit der Erwähnung einiger vorreformatorischer Strophen. Dem Ruhme und der Bedeutung Luthers als Kirchenliederdichter, ja als Vater des deutschen Kirchengesanges, und seiner Zeitgenossen geschieht nicht der geringste Eintrag, wenn fortan in den Gesangbüchern bezeugt wird, daß die erste Strophe z. B. der Lieder:

Nun bitten wir den heiligen Geist	im 12.	Jahrh.,	
Christ ist erstanden	„ 13.	„	(1410 als Siegeslied),
Gelobet seist du Jesus Christ	„ 14.	„	(handschriftlich um 1370),
Mitten wir im Leben sind	„ 15.	„	
Gott der Vater wohn' uns bei	„ 15.	„	
Christe der du bist Tag und Licht	„ 15.	„	
Komm heiliger Geist, Herre Gott	„ 15.	„	
Christ fuhr gen Himmel	1516		

nachweisbar ist. Denn was Luther aus den Wurzeln jener Strophen „Mitten wir im Leben sind", „Nun bitten wir den heiligen Geist", „Gelobet seist Du Jesus Christ" als Stamm und Krone hat hervorwachsen lassen, das war eben nur auf dem Boden der Reformation und hier nur einem Manne wie Luther möglich.

Schon 1523 dichtete Luther einzelne Lieder, wie „Nun freut euch lieben Christen gemein", „Aus tiefer Not schrei ich zu dir". Gleichwohl bleibt die Bezeichnung des Jahres 1524 als des „Liederjahres" der Reformationszeit richtig; am Schlusse dieses Jahres waren 24 Lieder Luthers vorhanden; in diesem Jahre begann das Erscheinen deutscher Gemeinde-Gesangbücher.

Das „Lutherlied" Ein feste Burg ist betreffs der Entstehung sowohl des Textes als der Melodie bis heute Gegenstand wiederholter Arbeiten gewesen. Kann für die Entstehung des Liedes im Jahre 1530 heute niemand mehr eintreten wollen, so sind desto mehr Vermutungen über seine Entstehung vor 1529 aufgetaucht. D. Achelis hat sich für eine alte Nachricht, das Lied sei 1524 gedichtet, entschieden, D. Linke setzt es aus inneren Gründen ins Jahr 1525; für die Hypothese Dr. K. F. Th. Schneiders, wonach das Lied dem Jahre 1527 zugewiesen wird, ist der bekannte Lutherforscher Knaake eingetreten. Dr. Biltz setzt das Lied ins Jahr 1528, in die Zeit der Packschen Händel. Im Jahre 1529 endlich findet sich das Lied in zwei Gesangbüchern, einem (noch nicht wieder aufgefundenen) Wittenberger und einem Augsburger. Daß das Lied längere Zeit nach seiner Entstehung ungedruckt geblieben sei, ist höchst unwahrscheinlich, und so möchten wir, da es für jedes frühere Vorhandensein an bibliographischen und sonstigen sicheren Zeugnissen fehlt, die Zeit des Speierschen Reichstages 1529 (mit Fischer) als die wahrscheinlichste Zeit der Entstehung festhalten.

Für die Melodie hat der katholische Hymnologe Bäumker so viele Anklänge im römischen Missale aufgespürt, daß darnach Luthern die Verfasserschaft abzusprechen sei. Diese mühselige Arbeit ist ausführlich widerlegt worden z. B. in E. Naumanns Geschichte der Musik, in den Bl. f. Hymnologie und sonst. Der Angriff aber richtet unseres Erachtens sich selbst; kann man doch alle Melodien, auch die Themen der Bachschen und Beethovenschen Schöpfungen, in Stückchen zerschneiden, die sich früher schon einzeln in der musikalischen Litteratur vorfinden, und besteht Goethes Faust doch schließlich auch nur aus 25 Buchstaben!

1525. N. Hovesch's (Decius) Lied: Allein Gott in der Höh sei Ehr findet sich zuerst in niederdeutscher Fassung, und zwar schon in dem 1525 in Rostock gedruckten Gesangbuche, welches von D. Bachmann 1877 wieder entdeckt und als von Joachim Slüter, dem Reformator Rostocks, herausgegeben nachgewiesen worden ist (D. J. Bachmann, Geschichte des evang. Kirchengesangs in Mecklenburg, Rostock 1881).

In diesem „Slüterbuche“ ist das älteste der zahlreichen niederdeutschen Gesangbücher wieder aufgefunden.

Hilf Gott daß mir gelinge. Dieses reformatorische Lied vom Worte Gottes wurde seither auf Grund einer Notiz von c. 1700 dem bekannten Blutzeugen Heinrich von Zütphen († 1524 zu Heide in Dithmarschen) zugeschrieben. Iken weiset in seinem „Heinrich von Zütphen“ (Halle, Niemeyer, 1886), das Grundlose dieser Behauptung nach. Das Lied gehört einem Heinrich Müller an — daß Heinrich von Zütphen aber Müller geheißen, dafür bietet sich nicht der geringste Anhalt dar. — Der älteste Fundort des Liedes ist das zweite Slütersche Gesangbuch, Rostock 1531. Hier steht es niederdeutsch; die ursprüngliche Fassung aber muß hochdeutsch gewesen sein.

O Herre Gott dein göttlich Wort. Dieses herrliche Lied vom Worte Gottes, das sich zuerst Erfurt, 1527 findet, ist, wie J. Bachmann überzeugend nachgewiesen hat, von Anarch Herrn zu Wildenfels („A. H. Z. W.“ lauten die Buchstaben, mit denen das Lied unterzeichnet ist) verfaßt, dem 1539 zu Altenburg gestorbenen treuen ritterlichen Diener des Kurfürsten Johann von Sachsen (Bl. f. Hymnol. 1883, S. 79, 80; 1887, S. 11).

Mag ich Unglück nicht widerstan. Die bisher bekannten ältesten Drucke dieses irrtümlich der Königin Maria von Ungarn zugeschriebenen Liedes sind um 1526 entstanden, der zweitälteste zu Nürnberg.

Warum betrübst du dich mein Herz. Dieses ohne Grund dem Hans Sachs zugeschriebene Lied findet sich in alten Nürnberger Drucken ohne Jahreszahl, mit Zusatzstrophen Frankfurt a. d. O. 1569, niederdeutsch Hamburg 1565.

Wies Gott gefällt so gfällt mirs auch. Auch dieses Kreuz- und Trostliedes Verfasser ist unbekannt. Weder der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, noch Ambrosius Blarer (wie Wackernagel will) scheint der Dichter zu sein. Es findet sich zuerst Nürnberg 1551.

Was mein Gott will das gscheh allzeit. Daß dieses in Nürnberg um 1554 gedruckte Lied von Albrecht dem jüngeren, Markgrafen zu Brandenburg-Culmbach gedichtet sei, läßt sich durchaus nicht erweisen.

O Welt ich muß dich lassen. Das berühmte Sterbelied findet sich in einem zu Nürnberg um 1555 gefertigten Einzeldruck. Die Verfasserschaft Johann Hesses ist nicht nachweisbar.

Das alte Jahr vergangen ist. Bei diesem Liede ist nicht nur Tapps, sondern auch Steuerleins Name als des Dichters zu tilgen; das Lied findet sich als sechsstrophiges zuerst Erfurt 1588 (Bl. f. Hymn. 1883, S. 156); Strophe 1 und 2 als achtzeiliges Lied schon 1568 (Bl. f. H. 1887, S. 142).

Heut triumphieret Gottes Sohn. Der Dichter dieses zu Eisleben 1592 gedruckten Liedes ist wahrscheinlich Kaspar Stolshagius.

In dir ist Freude. Dieses wohl zumeist um seiner unvergleichlich herrlichen Gastoldischen Melodie willen neuerdings so weit verbreitete Lied findet sich Erfurt 1598. Daß Lindemann es gedichtet habe, ist dort nicht gesagt und überhaupt nicht nachweisbar.

Ach Gott und Herr. Das Dunkel, welches über der Entstehung dieses Liedes ruht, ist beleuchtet, doch nicht aufgehellt in D. Linkes Aufsatze Bl. f. Hymn. 1887, S. 82, 98. Man wird vorläufig M. Rutilius als Verfasser der 1604 handschriftlich vorliegenden ersten 6 Strophen noch ansehen können; Str. 7, 8 finden sich 1616; Str. 9, 10 zuerst 1627. Oder ob Joh. Groß der Verfasser des ganzen Liedes ist?

Es ist ein Ros entsprungen. Ros, nicht Reis lauten die alten Lesarten; Reis ist auch, was die Anschauung angeht, nicht evangelischer als Ros, trotz Jesaia 11, 1; 53, 2. Denn warum es unevangelisch wäre, sei es Maria, sei es das Jesuskindlein als Rose zu besingen, ist nicht zu ersehen. Der älteste Druck des katholischen Marienliedes in 23 Strophen findet sich im Speierischen Gesangbuch von 1600.

Doch nimmt Wackernagel (Kirchenlied II 1153) an, es sei im Trierischen, Speierischen und Mainzischen, während des 16. Jahrhunderts und früher verbreitet gewesen. — In einem evangelischen Liederwerke kommt das Lied zuerst 1609 vor; in Michael Prätorius Musae Sioniae finden sich Strophe 1 und 2 in unserer jetzigen Fassung; Strophe 3 bis 5 unserer jetzigen Fassung erst im Berliner Liederschatze, 2. Auflage (1840).

Christus der ist mein Leben. Der älteste und beste Text dieses Sterbeliedes eines unbekannten Dichters (S. Graff, der oft als der Dichter genannt wird, ist 1603 geboren!) findet sich im Vulpinsschen Gesangbuch, Jena 1609; das Lied wird schon von Herberger 1608 erwähnt.

Freu dich sehr o meine Seele ist wie das vorhergehende Lied von einem „großen Unbekannten" gedichtet. Demantius druckt es 1620 in seinen Begräbnisliedern ab und bemerkt, es sei schon einige Jahre vorher in der Gemeinde üblich gewesen. S. Graff (geb. 1603) kann nicht der Verfasser sein, auch Valerius Herberger ist als solcher nicht nachzuweisen.

Auf meinen lieben Gott. Das Lied findet sich, wie Christus der ist mein Leben, ohne Verfassernamen im Vulpiusschen Gesangbuch, Jena 1609. S. Weingärtners Name scheint ihm nur durch Verwechslung später beigefügt zu sein und ist bis auf weiteres zu streichen. Ob der Prorector des lutherischen gymnasium academicum zu Dortmund, Friedrich Beurhaus († 1609), wie Curtze sagt, das Lied gedichtet hat?

O Ewigkeit o Ewigkeit. Dieses von Gervinus so hochgepriesene Ewigkeitslied findet sich zuerst in einem katholischen Gesangbuche, Köln, Brachel, 1623, anonym.

Nun danket alle Gott. In seinem in Verbindung mit H. Rembe herausgegebenen trefflichen Rinkart-Werke (Gotha, Perthes, 1886) weiset D. Linke nach, daß dieses Lied 1630 handschriftlich vorhanden gewesen, und auch wohl 1630 (zum Jubiläum der Augsburgischen Konfession?) gedichtet worden sei. Es steht im Anhang zum „Jesus-Herzbüchlein" Rinkarts, unter den Tischliedern als Gratias „nach dem Essen". Auch das andere bekannte Loblied

Hallelujah Lob Preis und Ehr, ist nach Linke (Bl. f. Hymn. 1886, Juni) auf M. Rinkart zurückzuführen. In dessen „Brautmesse" vom Jahre 1642 findet sich ein aus zwei Liedern zusammengefügtes Brautlied, aus welchem mit einigen Aenderungen die vier Strophen des genannten Lobliedes entnommen sind. Vielleicht ist es Bartholomäus Crasselius, der diese vier Strophen des Gelegenheitsgedichtes zum Kirchenliede zusammengestellt hat; der Dichter des Liedes ist er also keinesfalls.

In Christi Wunden schlaf ich ein. Das berühmte, meist Paul Eber zugeschriebene Sterbelied ist nicht vor dem Jahre 1638 nachweisbar; nichts deutet auf Paul Eber als Verfasser. Die fälschlich Zinzendorf zugeschriebene bekannte Form der Strophe dieses Liedes: Christi Blut und Gerechtigkeit findet sich schon 1663 in einer Leichenpredigt (Bl. f. Hymn. 1887, S. 14).

Dich bitt ich traues Jesulein. Gotha 1651. Ob Bartholomäus Helder der Dichter ist, ist zweifelhaft.

Alle Menschen müssen sterben. Auch dieses berühmte Lied vom Sterben gehört, wie „Christus der ist mein Leben" und „Freu dich sehr o meine Seele" einem unbekannten Dichter an. Das Lied ist zuerst gedruckt Leipzig 1652. In diesem Einzeldruck schreibt sich der Kirchen-Musiker Rosenmüller nicht allein die Melodie, sondern auch die Dichtung ausdrücklich zu. Wenn demgegenüber alte Hymnologen wie Wetzel, dennoch an der Autorschaft des Albinus festgehalten haben, so muß eben bis zur Auffindung weiterer Zeugnisse jeder der beiden Namen mit einem Fragezeichen versehen werden. — Anders steht es mit dem Sterbeliede

Wer weiß wie nahe mir mein Ende. Trotzdem Superintendent Pfefferkorn sich das Lied aufs hartnäckigste zuschreibt, muß als erwiesen angesehen werden, daß Aemilie Juliane Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt es gedichtet hat. Es erschien zuerst im Anhange des Rudolstädter Gesangbuches von 1688.

Jesus meine Zuversicht. Berlin 1653. Wir können nicht anders, als uns der immer allgemeinere Zustimmung findenden Auffassung anschließen, daß das Lied nicht von der Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette von Brandenburg, gedichtet sei. Soweit Zeugnisse darüber vorliegen, war sie des Deutschen nicht genügend mächtig, um ein solches Johann Heermanns und Paul Gerhardts würdiges Meisterstück deutscher Lyrik zu schaffen. Zudem hat vor 1769 niemand daran gedacht, die Worte des Verlegers Runge in der Vorrede zu seinem 1653 erschienenen Gesangbuche, worin er das Lied „Jesus meine Zuversicht" und andere „der Kurfürstin eigene Lieder" nennt, so zu verstehen, als sei sie damit als Dichterin dieser Lieder bezeichnet. Alle Sammlungen bis 1769 (Schöber) geben das Lied ohne Dichternamen; vielfach giebt man sich seit 1653 Mühe, den Verfasser des so gesegneten Liedes zu ermitteln: niemand gedenkt dabei vor 1769 der Kurfürstin. „Eigene Lieder" hervorragender Persönlichkeiten wurden nicht selten diejenigen genannt, welche als ihre Lieblingslieder, oder als eigens für sie gedichtete Lieder bekannt waren. In diesem Sinne wird auch die Rungesche Bezeichnung zu nehmen sein. — Dasselbe gilt von dem Liede:

Ich will von meiner Missethat. Berlin 1653.

Herr Jesu Christ dich zu uns wend. Gotha 1651 (oder schon 1638?). Die Behauptung, Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, habe das Lied gedichtet, steht auf fast ebenso schwachen Füßen, als die der Urheberschaft von „Jesus meine Zuversicht" durch Luise Henriette von Brandenburg. „Im „Liederfreund, Altdorf 1676", wird der Herzog zuerst als Verfasser genannt. Die 1710 sich findende Sage, der Herzog sei durch den Anblick eines Kruzifixes zur Abfassung des Liedes veranlaßt worden, entbehrt des inneren Haltes; nichts im Inhalte des Liedes weiset darauf hin.

Des Lebens kurze Zeit. Dieses Sterbelied ist nicht von S. Dach, sondern von seinem Freunde, dem Brandenburgischen Regierungsrat in Königsberg, R. Roberthin († 1648). Es steht im Königsberger Gesangbuch von 1650.

Man lobt dich in der Stille. Seit 1697 erscheinen als besonderes Lied dieses Anfangs die Strophen 4 bis 6 des Liedes von Johann Rist: Ich will den Herren loben (1654).

O heiliger Geist o heiliger Gott. Es ist zweifelhaft, ob Johann Niedling als Verfasser dieses um 1655 zuerst sich findenden Pfingstliedes bezeichnet werden dürfe.

Ach wie nichtig ach wie flüchtig. Das von Michael Franck gedichtete und Coburg 1657 veröffentlichte Lied findet sich auch schon in Hammerschmieds „Buß-, Fest- und Dankliedern, Zittau 1658".

Komm o komm du Geist des Lebens. Heinrich Held ist der Dichter dieses 1664 zuerst veröffentlichten Liedes.

O du Liebe meiner Liebe. Dieses neuerdings ganz allgemein aufgenommene Jesuslied gehört der frommen Schlesierin Elisabeth von Senitz (geb. 1629, gest. 1679) an, einer Zeitgenossin und Geistesverwandten ihres Landsmannes Johann Scheffler.

Der am Kreuz ist meine Liebe. Dieses 1668 erschienene Passionslied ist Ahasverus Fritsch zuzuschreiben.

Ists oder ist mein Geist entzückt. Ahasverus Fritschs erhabenes Himmelslied, dessen Strophe: „Wie herrlich ist die neue Welt" dem hochseligen Kaiser Wilhelm so teuer war, findet sich in des Dichters Schrift „Himmelsüße Jesuslieder" 1668.

Die lieblichen Blicke, die Jesus mir giebet. Früher fälschlich dem Halleschen Dichter Dr. Richter zugeschrieben, findet das Lied sich vielmehr schon 1677. Der Verfasser ist unbekannt.

Alles ist an Gottes Segen. Der Dichter dieses früher nur spärlich verbreiteten köstlichen Liedes von der Ergebung in Gottes Willen ist unbekannt; der älteste bekannte Fundort das Saubertsche Gesangbuch, Nürnberg 1676.

Schönster Herr Jesu. Nicht früher als im Jahre 1677, wo es in Münster gedruckt ward, ist dies katholische geistliche Volkslied (von welchem man häufig lesen

kann, es gehöre der vorreformatorischen Zeit, ja dem 12. Jahrhundert an!), nachweisbar. Seine Melodie in F-dur findet sich erst 1841.

1680. Das ist das Jahr des ersten Erscheinens sämtlicher Lieder Joachim Neanders (geb. 1650, gest. 1680), wie Iken, und Karl Krafft, der hochverdiente Kirchen- und Kirchenlieder-Geschichtsforscher des Rheinlandes, nachgewiesen haben.

Bedenke Mensch das Ende. Der Dichter dieses Braunschweig 1686 erschienenen Liedes ist S. Liscow.

Zeuch uns nach dir. Als Verfasser ist Friedrich Funcke nachgewiesen. 1686.

Erleucht mich Herr mein Licht. Diese Perle reformierter Liederdichtung stammt von Undereyks Schüler E. W. Buchfelder. Das Lied findet sich Halle 1695.

Der Glaub ist eine Zuversicht. Die älteste Quelle dieses Liedes ist das bergisch-lutherische Gesangbuch: „Singende und klingende Berge" (Mülheim a. Rh.) 1698.

Heiligster Jesu Heilgungsquelle. Die größere Wahrscheinlichkeit, das Lied des niederländischen Mystikers Lodensteyn „Heylge Jesu, hemelsch Vorbeeld" in diese deutsche Form umgegossen zu haben, hat G. Arnold für sich und nicht B. Crasselius. Es findet sich zuerst Leipzig 1700.

Ach was sind wir ohne Jesum. Die Angabe, P. Lackmann sei der Verfasser, ist unbegründet. Aeltester Fundort: Das Freylinghausensche Gesangbuch von 1704.

Ein Christ ein tapfrer Kriegesheld. Dieses Lied eines unbekannten Dichters ist in dem von Porst besorgten, bis heute vielgebrauchten und reichgesegneten Gesangbuche Berlin 1709 zuerst gedruckt.

Ei wie so selig schläfst du. Im Jahre 1712 zuerst gedruckt, kann dieses Sterbelied nicht von Zinzendorf sein.

Hosianna Davids Sohn, der in seines Vaters Namen. Dieses prächtige Adventslied J. J. Rambachs, nicht mit dem B. Schmolckschen zu verwechseln, ist zuerst Jena 1727 veröffentlicht.

Auch über den Ursprung mehrerer „geistlicher Volkslieder" hat man neuerdings Aufschluß erhalten. Wir führen einige derselben an, weil sie hie und da in Gesangbüchern Aufnahme gefunden haben:

Großer Gott wir loben dich. Die älteste bekannte Quelle dieses katholischen Lobliedes sind die „Katechetischen Gesänge für die Jugend", Wien 1779. Die Melodie ist von Peter Ritter (1792).

Wenn mit grimmgem Unverstand. (Nach dem Sturme fahren wir.) Man kann nicht anders, als dieses 1816 von Johannes Falk veröffentlichte Lied diesem zuschreiben; die Melodie ist 1807 aufgezeichnet worden.

O du fröhliche. Dieses „Allerdreifeiertagslied" Falks stammt gleichfalls aus dem Jahre 1816. Die Melodie findet sich 1803.

Immer muß ich wieder lesen. Dieses köstliche Jesuslied hat Luise Hensel 1815 in Berlin gedichtet, das Abendlied:

Müde bin ich geh zur Ruh im Herbst 1816, — beide also vor ihrem 1818 erfolgten Uebertritte zur römischen Kirche.

Stille Nacht. Kein Weihnachtslied wird heute an Volkstümlichkeit von diesem übertroffen. Die Dichtung (1818) ist von Joseph Mohr, katholischem Geistlichen († 1848), die Melodie (1818) von dem katholischen Organisten Franz Gruber († 1863).

Tochter Zion freue dich. Herbei o ihr Gläubigen. Diese beiden jetzt allgemein verbreiteten Adventsgesänge sollen von dem späteren Münchener Oberkonsistorialrat Heinrich Ranke gedichtet worden sein, welcher die Weisen (den Chor aus Judas Makkabäus von Händel, und „das von J. Fr. Reichardt wieder aufgefundene" Adeste fideles) im Hause K. von Raumers in Nürnberg, des Schwiegersohnes Reichardts, habe kennen lernen. (So Strebel, Ein musikalisches Pfarrhaus, S. 22 f.) Dieser Angabe steht jedoch entgegen, daß Raumer erst 1823 nach Nürnberg gekommen ist, während

nach L. Erk „Tochter Zion" schon vor 1821, „Herbei o ihr" schon vor 1820 gedruckt sich findet.

Harre meine Seele. Das Lied ist von dem Kaufmann Joh. Friedr. Räder in Elberfeld, 1845, die Singweise von C. Malan in Genf, von Räder umgebildet.

So nimm denn meine Hände. Das Lied ist von der 1825 in Mitau geborenen Julie von Hausmann, die Melodie von Fr. Silcher (1842).

Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh. Von Jürgens (aus „Zeiten der Erquickung", II. 1833).

Früh am Morgen Jesus gehet. Von Stip, dem Herausgeber des „Unverfälschten Liedersegens" (1851).

Wir enthalten uns weiterer Proben. Aber die angeführten reichen auch aus, um nachzuweisen, welchen bedeutenden Ertrag die hymnologische Forschung der letzten Zeit aufzuweisen hat. Wie hat dieselbe Wandel geschafft betreffs so mancher irriger Angaben, die sich noch in der neuesten Auflage (1866—1876) des achtbändigen Kochschen, übrigens anerkannt wertvollen, Werkes über das Kirchenlied finden!

Freilich wird dem Leser vorstehenden Verzeichnisses nicht entgangen sein, daß es sich in vielen Fällen darum handelte, die Zugehörigkeit eines Liedes zu einem gefeierten Namen als unsicher oder als gänzlich unbegründet hinzustellen; vor allem sind den fürstlichen Persönlichkeiten die Lieder, die ihnen früher als ihre dichterischen Erzeugnisse zugeschrieben wurden, fast ausnahmslos durch die neuere hymnologische Forschung aberkannt worden. Aber wenn auch fortan eine größere Anzahl von Liedern statt mit einem berühmten Namen nur mit einer Jahreszahl im Gesangbuche stehen wird, so ist das Ergebnis solcher Untersuchungen dennoch kein negatives. Denn je mehr es gelingt, den Liedern in die Zeit ihres Entstehens hinein nachzugehen, desto mehr wird das Lied seine Zeit, und wiederum die Zeit das betreffende Lied beleuchten. Und das ist die höchste Aufgabe der Hymnologie, die Geschichte des Kirchenliedes als Spiegel der Kirchengeschichte, vor allem der Geschichte des christlichen Lebens, aufzufassen und darzustellen. Das ist eine auch für die Gemeinde fruchtbarere und segensvollere Arbeit, als die Fortpflanzung der zahllosen Legenden über die Entstehung und Wirkung so mancher Lieder, welche neben einer allerdings nicht geringen Zahl beglaubigter Erzählungen über den Segen der Kirchenlieder bis in unsere Zeit ganze Bände füllen.

So möchte es denn auch endlich als hoch an der Zeit erkannt werden, die Sagen aus P. Gerhardts Leben über die Entstehung der Lieder „Befiehl du deine Wege" und „Ist Gott für mich so trete" (beide Lieder sind 1656, vor dem Ausbruch der Konfessionsstreitigkeiten in Berlin, als P. Gerhardt noch in Mittenwalde stand, gedruckt erschienen, können also mit dem Großen Kurfürsten und einer „Verbannung" des Dichters nichts zu thun haben) zum schweigen zu bringen und — trotz Schmidt von Lübecks ansprechender Dichtung über ersteres Lied — auch aus den Schullesebüchern schwinden zu lassen. Ebenso die unbegründete Sage über die Entstehung von Neumarks „Wer nur den lieben Gott läßt walten", die von J. F. Kind dichterisch bearbeitet worden ist. Wir haben so viel geschichtliche Zeugnisse über den Segen der Kirchenlieder, und können auch der Gemeinde den inneren Zusammenhang der Lieder des Reformationszeitalters, der Notzeit des dreißigjährigen Krieges, der Erweckungszeit des Pietismus mit den betreffenden Zeitereignissen so schlagend klarlegen, daß wir des Aufputzes der Kirchenliedgeschichte durch solche Erdichtungen einer schwächlichen Zeit wahrlich nicht bedürfen. Wir begrüßen die Ergebnisse der hymnologischen Forschung der Gegenwart als bahnbrechend für eine geschichtlich treuere, und darum auch für Erkenntnis und Erbauung der Gemeinde förderlichere Behandlung des Kirchenliedes in Kirche, Schule und Seelsorge.

Ein wesentlicher Fortschritt unserer neuesten Zeit ist es ferner, daß auf nicht wenigen Hochschulen eigens Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges gehalten werden. Die Einrichtung derselben gehört zumeist wohl dem letzten Jahrzehnt an. Man erkennt allerwärts immermehr die hohe Wichtigkeit dieses

Zweiges der praktischen Theologie; hat man doch auch in der That nirgends so wie im Kirchenliede die Möglichkeit und Gelegenheit, das Gemeindeleben der Gegenwart mit der Geschichte der Vergangenheit unserer Kirche in lebendiger Beziehung zu erhalten.

Von den bedeutenderen litterarischen Erscheinungen des letzten Jahrzehnts haben wir mehrere schon gelegentlich erwähnt. Alle Einzelschriften aufzuführen ist unmöglich. Zu Fischers und Linkes Schriften und Aufsätzen seien hier nur noch genannt: D. Joh. Bachmann, Geschichte des evang. Kirchengesanges in Mecklenburg. Rostock 1881 — eine musterhaft gründliche Forschung. Seminarlehrer W. Bode, Quellennachweis z. Hannov. GB., Hannover 1881, — durch Sorgfalt ausgezeichnet. D. Dibelius in Dresden. Zur Geschichte der lutherischen Gesangbücher Sachsens, Leipzig, Barth, 1882. — Derselbe: Nik. Selnekker, ebenda 1888. Nicht als Gemeindegesangbuch in Aufnahme gekommen, aber für die Schaffung der seit seinem Erscheinen entstandenen und entstehenden Gemeindegesangbücher ohne Zweifel von bedeutendem Einflusse ist Fischers Neubearbeitung des Bunsenschen Gesang- und Gebetbuches von 1832 (Gotha, Perthes, 1881), eine vorzügliche Auswahl von 690 der besten Lieder unserer Kirche.

Für die Beurteilung der Liederdichtung des Pietismus von einschneidender Bedeutung ist Ritschls Geschichte des Pietismus (Bonn 1880. 1884. 1886). Man könnte das Werk, soweit es auf Hymnologisches eingeht, als eine gegensätzliche Ergänzung zu Kochs Geschichte des Kirchenliedes, welche ja die pietistische Liederdichtung mit Vorliebe behandelt, bezeichnen. Den herben Urteilen über einzelne hervorragende Lieder J. Heermanns und Paul Gerhardts wird man nicht zustimmen, ebensowenig der Auffassung des Pietismus im ganzen, immerhin wird man zugestehen müssen, daß durch das Werk für die Geschichte der Kirchenliederdichtung vom Ende des 16. Jahrhunderts an neue und wesentliche Gesichtspunkte eröffnet worden sind.

Für die Melodienkunde des evangelischen Kirchenliedes ist das letzte Jahrzehnt gleichfalls nicht unfruchtbar gewesen. Was die hymnologische Forschung dieser vor der früheren Periode auszeichnet, die gleichmäßige, objektivere Berücksichtigung aller Zeitalter, das ist als ein Vorzug auch der Melodienforschung unserer Zeit anzuerkennen. Gerade wie Wackernagel beschränkten seine Zeitgenossen K. von Winterfeld, Freiherr von Tucher, Layriz u. a. Forscher des Kirchengesanges sich mit Vorliebe auf das 16. Jahrhundert. Schon in den Schöpfungen der musikalischen Zeitgenossen Paul Gerhardts sah man den Verfall der Melodie und des Tonsatzes hereinbrechen, der im Zeitalter des Pietismus sich vollendet habe. Unserer Zeit ist es vorbehalten gewesen, bei voller Würdigung der unvergleichlichen Schöpfungen des 16. Jahrhunderts doch auch dem gerecht zu werden, was spätere Zeitalter auf dem Gebiete der Melodie und der Setzkunst geleistet haben. Ein herrliches Zeugnis hierfür bietet das Melodienbuch des bedeutendsten Kenners unseres evangelischen Kirchengesanges, Seminarlehrer Zahn in Altorf: Psalter und Harfe für das deutsche Haus. Ein evangelischer Liederschatz. (560 Melodien. — Gütersloh. Bertelsmann, 1886). Unter diesem anspruchslosen Titel bietet der Verfasser die Ergebnisse seiner Forschungen und damit eine wesentliche Bereicherung unserer Melodienkunde, ein Buch, das sich dem täglichen Hausgebrauche darbietet und doch zugleich wie keines vor ihm einen Ueberblick über den gesamten Melodienreichtum der evangelischen Kirche aller Zeiten ermöglicht. Da tritt uns leuchtend entgegen, welche herrlichen Weisen das Zeitalter des Pietismus — neben manchem schwächlichen — hervorgebracht. Eine Melodie, wie: „Macht hoch die Thür, die Thor' macht weit," welche uns im Jahre 1704 zuerst begegnet; „Lobe den Herren, o meine Seele" (1714), „O daß ich tausend Zungen hätte," welche mit vielen anderen kraftvollen Melodieen im Jahre 1738, also in der Zeit des alternden Pietismus, zuerst erscheint: geben sie nicht den Beweis, daß auch in dieser Zeit manche Singweise geschaffen worden ist, welche von der Süßlichkeit und Weichlichkeit des Arienstils nicht im mindesten angekränkelt ist? Aber auch der Spätherbst der Aufklärungszeit hat manche köstliche Blüte und Frucht heiligen Gesanges gezeitigt. Diese Zeit hat nicht nur ihre Gellert

auf kirchenmusikalischem Gebiet (in Philipp Emanuel Bach, Doles u. a.), sondern auch ihren Matthias Claudius. Nur mit ihm weiß ich unter den gleichzeitigen Dichtern den innigen schlichten Chr. Gregor, den „Assaph der Brüdergemeinde," zu vergleichen, dessen Weise zu dem Liede: „Er ist mein Himmel, meine Wonne" (oder zu Susanne von Klettenbergs Liede: „Mich überfällt ein sanft Vergnügen") von wunderbar inniger Zartheit ist. Sie wird neuerdings zu Rückerts Adventsliede „Dein König kommt in niedern Hüllen" gesungen (Zahn, Psalter und Harfe, No. 13); wie herrlich ist Gregor auch der kühne Wurf gelungen, auf das Versmaß von „Wie schön leuchtet der Morgenstern" eine neue Melodie zu schaffen (1784, Zahn No. 126)!

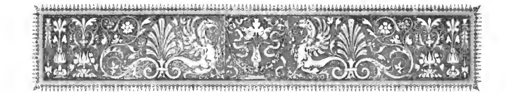
Zu den zahlreichen neuen Gesangbüchern sind auch neue „Choralbücher" erschienen oder in Arbeit. Im allgemeinen haben sie die Melodieen nicht in den ursprünglichen Rhythmen aufgenommen. Der Satz aber schließt sich doch mehr, als das früher der Fall war, in harmonischer Beziehung an den ursprünglichen Charakter der Melodie an, so daß z. B. nicht mehr, wie in Rinks und Hesses Schule, der Charakter der alten Kirchentonarten gänzlich verwischt zu werden pflegt. — Der deutsche Kirchengesangverein hat 1887 die wichtige und schwierige Arbeit in die Hand genommen, betreffs einer Anzahl Kernlieder eine völlige Uebereinstimmung der Melodieenlesarten in allen deutschen Provinzial- und Landeskirchen herbeizuführen. Wenn dieses Ziel erreicht sein wird, wird man mit besonderer Energie darauf dringen müssen, die gewöhnliche Ausgabe jedes Gesangbuches mit Noten zu versehen, und durch möglichste Gleichstellung im Preise mit den Ausgaben ohne Noten die Anschaffung der Bücher mit Noten zu erleichtern.

Soeben beginnt in der Verlagshandlung von Bertelsmann in Gütersloh, welche neben der liturgischen Zeitschrift „Siona" manch treffliches kirchenmusikalische Werk herausgegeben hat, eine Sammlung von Kirchenmelodieen zu erscheinen, welche den monumentalen hymnologischen Werken Wackernagels, v. Winterfelds, v. Tuchers ebenbürtig an die Seite zu treten berufen sein wird: Joh. Zahns „Melodieen der deutschen evangelischen Kirchenlieder aus den Quellen geschöpft und mitgeteilt". Möchte das (auf 40 Lieferungen zu 2 Mark berechnete) Unternehmen reichliche Förderung finden!

Werfen wir endlich noch auf die katholischen Arbeiten auf dem Gebiete deutscher Hymnologie einen flüchtigen Blick. Nachdem Kaplan W. Bäumker (in Niederkrüchten, R.-B. Aachen) im Jahre 1883 das Werk K. S. Meisters „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts" durch einen zweiten Band vollendet hatte, hat derselbe 1886 auch den ersten Band als neue selbständige Arbeit herausgegeben. Das gründliche Buch, welches auch der evangelischen Kirchenliederdichtung gerecht zu werden bestrebt ist, bringt nach Linkes Zählung 1311 Melodieen, allerdings nicht (wie v. Winterfelds und v. Tuchers Sammlungen) in vierstimmigem Satze. In den liederkundlichen Beigaben wird jedes Lied nicht nur hinsichtlich seiner Weise, sondern auch seines Textes untersucht. Ueberall wertvoll ist die Geschichte der Einführung des deutschen Kirchenliedes in den katholischen Gottesdienst. Der Eindruck, den die Beschäftigung mit dem bedeutsamen Werke auf den evangelischen Hymnologen macht, ist vor allem dieser: in wie reichlichem Maße hat doch die katholische Kirche unsere evangelische Liederdichtung sich angeeignet! Deß sind die katholischen Gesangbücher Zeugen, von dem Veheschen (1537) bis zu dem Rheinfelsischen (1666) und Münsterschen (1677) und zu den „Christlichen Gesängen (1811)" des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid. Es ist wohlthuend, daß Bäumker das so rückhaltlos anerkennt. Sodann bekommt man aus dem Bäumkerschen Werke doch auch den Eindruck, daß der deutsche heilige Gesang in der katholischen Kirche vielmehr als bei uns den Charakter des „geistlichen Volksliedes" im Unterschiede vom Kirchenliede beibehalten habe. Natürlich, denn er bildet doch immer nur einen Nebenbestandteil im katholischen Gottesdienste; der Gregorianische Gesang bleibt die Hauptsache. Und so hat denn auch die Liederdichtung dort nie einen solchen freien gewaltigen Aufschwung

genommen, wie bei uns. An schöpferischen Persönlichkeiten, wie unsere Luther, J. Heermann, P. Gerhardt, Dr. Richter, Zinzendorf, Tersteegen fehlt es dort durchaus; man müßte denn auf Johann Scheffler hinweisen, der aber doch der evangelischen Kirche so gut wie der katholischen angehört, auch wenn seine Lieder erst nach seinem Uebertritte zum Katholizismus gedichtet sein sollten. — Auch der um die deutsche und lateinische hymnologische Forschung verdiente katholische Gelehrte Guido Maria Dreves spricht sich (in der Schrift „Ein Wort zur Gesangbuchfrage", Freiburg 1884) für Beibehaltung evangelischer Lieder in katholischen Gesangbüchern aus. — Hymnologische Untersuchungen enthält auch das katholische „Kirchenmusikalische Jahrbuch" von Haberl (Regensburg, XII. Jahrgang 1887).

Wir dürfen hoffen, daß dieser Abriß der hymnologischen Thätigkeit des letzten Jahrzehnts wenigstens den Eindruck hervorbringen werde, daß die Arbeit auf allen Gebieten frisch gefördert wird und sowohl für das kirchliche Gesangbuchs- und Gesangesleben, wie für das christliche Leben überhaupt reichliche Früchte trägt. Niemanden, der sich als Glied der evangelischen Kirche ihres unvergleichlich reichen und tiefen Liederschatzes freut, wird es reuen, einen Blick auf die Kleinarbeit geworfen zu haben, welche nötig ist, den Schatz stets neu zu heben und unverfälscht zu wahren. Möchten alle Kreise, welche die edle Münze unserer heiligen Lieder in der Gemeinde in stetem Umlauf zu erhalten berufen sind, vor allem also die Geistlichen, Lehrer, Organisten, Vorsteher von Kirchenchören, aber auch alle gebildeten Gemeindeglieder, welchen die Erziehung und Erbauung der Ihrigen am Herzen liegt, den Bestrebungen begeisterter und mühsamer hymnologischer Forschung eine erhöhte Teilnahme zuwenden! Das christliche Leben in Gottesdienst, Schule und Haus würde steten unmittelbaren Gewinn davon haben.



Die „Autorschaft“.

Plauderei

von

F. v. Salpius.

In dem deutschen Litteraturkalender für 1888 befürwortete dessen Herausgeber Kürschner, daß im Verzeichnis der Schriftsteller und Schriftstellerinnen fast 4000 Persönlichkeiten dem bereits im Vorjahre auf 12000 sich belaufenden Stamme zugewachsen; er schließe aus untrüglichen Anzeichen, daß die Zunahme ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Hierzu stimmt, daß unzählige so gut wie unbekannte, zum mindesten wenig gekannte Autoren im „Litterarischen Deutschland“ für ihr Geld Aufnahme gesucht und gefunden haben. Mit Recht gab ein Kritikus neuerlich in einem norddeutschen Wochenblatte seinem Erstaunen über manche dortige biographische Mitteilungen Ausdruck. Da entdecken wir einen Herrn H., der sich bescheidet, „ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben“, ohne daß uns eine derselben bezeichnet wird. Da berichtet ein Herr mit dem nämlichen Anfangsbuchstaben des Namens, er sei in früher Jugend von einer für Poesie und Kunst begeisterten Mutter in das Reich der Musen geleitet worden, habe in seinen Knabenjahren schon die Freude gehabt, daß die Tagesblätter seiner Vaterstadt (die uns nicht verraten wird) unter einem Pseudonym kleinere Gedichte, Rätselaufgaben von ihm zum Abdruck brachten. Da gesteht ein dritter H., daß er „leider bei Begründung eines eigenen Geschäfts sein mühsam Erspartes wieder einbüßte; das hinderte ihn aber nicht, weiter zu dichten und zu singen“. Da versichert W. R., daß er fest auf dem Pegasus saß und wußte ihn trefflich zu lenken“. Da beteuert ein Rechtsanwalt St. in einer eigentümlichen Selbstkritik, daß seine Gedichte und sein Buch „Auf Flügeln des Gesanges“ seine tiefste Eigenart wiedergeben und daß er seine „Thüringer Waldmärchen“ für mehr als einen Versuch halte, während Herr W. in Zürich uns naiver Weise verrät, daß in seinen „Lieder eines Suchenden“ betitelten Gedichten „der ideale Flug bisweilen die Klarheit verhülle“.

Aus Vorstehendem erkennt man, welche große Rolle gegenwärtig die „Autorschaft“ spielt, um hier einen Ausdruck anzuwenden, den ein christlicher Philosoph, der „Magus aus Norden“, gern gebrauchte. Man erhält den Eindruck, daß die in weiten Kreisen bekannte Autorschaft von vielen jüngeren Federhelden als Strebeziel betrachtet wird und zwar mehr aus persönlichem Ehrgeiz, denn aus sachlichem. Mit Recht bemerkt der Urheber der „Philosophie des Unbewußten“: Es gebe ja so manches in der Welt, wonach die Menschen sich sehnen und dessen Schattenseiten sie erst kennen lernen, wenn sie es erreicht haben; aber der Ruhm sei unter allen diesen Prellereien die schlimmste, weil seine Schattenseiten am wenigsten bekannt und beachtet seien. Unter solchen Verhältnissen erscheint es nicht unziemlich, einige namhafte Männer der Feder aus der „guten alten Zeit“ über den Reiz eines edleren, sachlichen Strebens nach „Autorschaft“, verschiedene neuere Litteratoren über die letztere als eine Quelle des Leids, auch wohl einen Weltweisen über der Berühmtheit Gefahren für den inneren Menschen als Zeugen in Verhör zu nehmen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts stattete der „am meisten litterarische König“, Friedrich II., an Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, Bericht über das Vorschreiten der von ihm begonnenen Geschichte seiner Zeit ab: Er schreibe, streiche, feile an seinem Werk nach besten Kräften. „Ein sehr mühevolles Geschäft, dies das Schriftstellern, und mitunter möchte ich

ebenso gern Krieg führen; aber mit wie viel Vergnügen — wie es errungene Siege nie geben würden — wird man für seine Mühen entschädigt." Der zu Friedrichs Zeit in Königsberg lebende „Magus aus Norden", Hamann, spricht von der Autorschaft bald als einer geistigen Schwangerschaft, bald als einer Glückssache. In ersterer Hinsicht schreibt er einem Freunde gelegentlich: „Materie hängt von Umständen ab und Form von Schäfer-Augenblicken, die ebensowenig in meiner Gewalt sind"; die Schäferstunde wolle nicht kommen, klagt er in einem späteren Briefe. In der anderen Hinsicht macht er dem Philosophen Jacobi, der Unzufriedenheit über die Aufnahme einer seiner eigenen Schriften an den Tag gelegt, bemerklich: „Wer nicht die Kunst, zu verspielen, versteht, muß sich an kein Glücksspiel wagen, und mit der Autorschaft geht es ebenso." Aehnliche Anschauungen finden sich bei bekannten älteren französischen Autoren. Ein solcher überhaupt wird von dem geistvollen Verfasser des „Figaro" für einen Wagehals erklärt: Qui dit auteur, dit oseur, „Wer schriftstellert, gleicht dem Spieler", heißt es in einem Tocqueville'schen an eine Dame gerichteten Schreiben. So lange dieser Glück habe, sei das Spiel die denkbar reizendste Beschäftigung. Habe er keine rechte Chance des Erfolgs mehr, so sei es die schlechteste Hantierung, die ein anständiger Mensch treiben könne. Es komme dem Briefschreiber so vor, als ob er in der Jugend das Nämliche von der Liebe sagen hörte, aber er erlaube sich solchen Vergleich nicht mehr.

Die Autoren werden auf seine Weise von dem uns sonst keineswegs sympathischen Frankfurter Weltweisen Schopenhauer eingeteilt in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. Die ersteren liefern, führt er aus, die momentanen Knalleffekte: man schaue auf, rufe „Siehe da!" und auf immer seien sie verschwunden. Die zweiten hätten als Irr- und Wandelsterne viel mehr Bestand: sie glänzen, obschon blaß, vermöge ihrer Nähe oft heller als die Fixsterne, würden von „Nichtkennern" mit diesen verwechselt. Inzwischen müßten auch sie ihren Platz bald räumen, hätten zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre. „Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. Die dritten allein sind unwandelbar, stehen fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit, wie zur anderen, indem sie ihr Ansehen nicht durch die Veränderung unseres Standpunktes ändern". Unter der hier berührten Berühmtheit pflegen die als Fixsterne anzusehenden Autoren am meisten zu leiden; indes bringt dieselbe auch denen der beiden anderen Arten mancherlei Beschwernisse und Bekümmernisse.

Der „große Heide" Goethe war zufolge der erquicklichen „Erinnerungen eines alten Mannes" in späteren Jahren von der bewundernden Zudringlichkeit schöngeistiger Damen belästigt und gequält, war gewöhnlich von „großer Cortège" umgeben. Als während der Befreiungskriege die verbündeten Herrscher in Dresden einrückten, fand der Dichter sich, um den Einzug zu sehen, bei Frau v. Kügelgen ein, wurde hier indes bald von einer seiner Verehrerinnen ermittelt und hatte Not, ihr wieder zu entschlüpfen. Ein Poet, dessen zu Düsseldorf in Aussicht genommene Verewigung in Stein oder Erz neuerdings viel Staub aufgewirbelt, ward am Abende seines Lebens in Paris seitens vieler zugereister Landsleute als eine Art Sehenswürdigkeit betrachtet. Höchst lästig waren dort für Heinrich Heine die zahlreichen litterarischen Touristen, die sich in seine Häuslichkeit eindrängten, um durch seine Unterhaltung, durch Beschreibung seiner Persönlichkeit, seiner Wohnung &c. Stoff zu feuilletonistischen Genrebildern zu erhaschen, deren Indiskretionen ihm unaufhörlichen Aerger bereiteten. „Nicht selten", wird uns in der Strodtmannschen Biographie des Dichters berichtet, „geriethen sich die Herren über die geringfügigsten Lappalien — ob das Ameublement von Heines Zimmern luxuriös oder dürftig, ob er mit diesem oder jenem seiner Landsleute befreundet oder verfeindet sei — gegenseitig in die Haare, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob Herr Eduard Beurmann, Herr Adalbert v. Bornstedt oder Herr Ludwig Wihl der Wahrheit eine Nase gedreht, und beschuldigten ihn der unmännlichsten Feigheit, wenn er von diesen Fraubasereien selbstverständlich keine Notiz nahm." Als Börne sich 1828 in Berlin aufhielt, verstand er es im Gegensatz zu seinem Widersacher Heine, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er schildert von dort aus einer Freundin brieflich auf launige Weise, wie er in einer litterarischen Gesellschaft anfänglich als berühmter Autor mit einem Sturm von Komplimenten überschwemmt, demnächst aber dadurch sehr gelangweilt wurde, daß man ihn eine Anzahl Gedichte eines unbekannten Dichterlings ohne irgendwelche Beurteilung derselben anhören ließ. In der Folge klagt er über Heimsuchungen durch „allerhand junge Doktoren, Buchhändler und andere"; „Dichter bringen mir", schreibt er, „Tragödien im Manuskripte, daß mir die Haare zu Berge stehen; wenn ich sie gar erst lese, werden sie mir ausfallen."

Viel schlimmer erging es dem seinerzeit berühmten Reisenden Gerstäcker, dessen belletristische Schriften in älteren Leihbibliothek-Katalogen eine halbe Seite einnehmen. In einem einst von der Gartenlaube gebrachten Artikel jammerte er: sein Schicksal sei gewesen, daß er eine leider sehr große Anzahl von Briefen bekam, die sämtlich ohne Ausnahme mit der Phrase beginnen: „Entschuldigen Sie, wenn ein gänzlich Unbekannter &c." Es seien das jedesmal (oft sehr lange, ausführliche) Schriftstücke, die zuerst die Lebensgeschichte des Betreffenden erzählen, dann die Versicherung enthalten, daß derselbe sich vor keiner Arbeit scheue, und zuletzt um einen kurzen Ueberblick der Verhältnisse sämtlicher Weltteile, wie um Nennung eines bestimmten Punkts bitten, wohin der Auswanderungslustige sich wohl wenden könne, um eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu finden. Gar nicht selten werde sogar von ihm verlangt, ihm eine solche möglicherweise nachzuweisen, oder ihnen doch wenigstens Empfehlungen nach Amerika oder Australien mitzugeben. „Ich lebe nur von dem, was ich mit der Feder verdiene, und wollte ich nur die Hälfte jener Briefe beantworten, so müßte ich die Schrift-

stellerei vollkommen aufgeben, mir ein paar Sekretäre halten und meine Zeit ausschließlich auf diese Korrespondenzen verwenden, aber das kann ich nicht" — ein trauriges Zeichen für die Unfähigkeit vieler Angehörigen des „Volks von Denkern", sich in die Lage eines hart arbeitenden Berufsschriftstellers hineinzuversetzen. Eine andere Klasse von Europamüden seien solche, die unglücklicherweise in der Nähe wohnen und den vielgereisten Mann in seinem eigenen Landhäuschen überfallen. Oft treibe sie auch nicht einmal ein fester Entschluß, sondern ein unbestimmter Drang, der alten Welt den Rücken zu kehren; sie wollen zuvörderst Erkundigung einziehen und sich dann erst entscheiden — oder vielleicht auch nicht. Daß sie ihm dabei mitten in die Arbeit hineingeraten und ihm einen ganzen Vormittag verderben, wird von ihnen nicht gefühlt. Wie der gute Mann, der sich einmal zu ihm hinsetzte und ihm mit der größten Gemütlichkeit sagte: „Bitte, erzählen Sie mir einmal jetzt etwas über Amerika, ich habe gerade Zeit" — so hätten sie immer Zeit und er müsse dafür büßen. Schließlich schildert Gerstäcker auf ergötzliche Weise den Besuch eines Buchbinders, welcher ihn fragt, ob er nicht in Amerika eine gute Stelle für einen Buchbinder wüßte, ihm eine eines solchen noch ermangelnde Stadt bezeichnen könnte.

Wenn E. v. Hartmann — in „Soziale Probleme" insbesondere im Kapitel „Die epidemische Ruhmsucht unserer Zeit" — des „Berühmten" Leiden in der Geselligkeit in Betracht zieht, so hat er anscheinend vornehmlich die litterarische Berühmtheit im Sinne. Von den bescheidenen, zurückhaltenden, feinfühligen, in sich befriedigten Naturen werde er gescheut, gemieden, von den unbescheidenen, zudringlichen, eitlen Menschen, die gern mit berühmten Bekanntschaften prahlen, werde er aufgesucht. Die bescheidenen und feinfühligeren seien bei zufälliger Berührung mit dem Berühmten meist doppelt zurückhaltend und still aus Furcht, nicht geistreich und bedeutend genug zu erscheinen; von den anderen werde er mit verständnislosen Fragen und Bemerkungen geplagt, durch welche sie ihr ungewöhnliches Interesse und Verständnis für die fragliche Spezialität zu bekunden glauben. In Gesellschaft wie in der Sommerfrische werde der Berühmte, wenn er nicht selbst ein Eitelkeitsnarr ist, bald nur noch den einen Wunsch haben, sich vor dem erkältenden und isolierenden Nimbus des Ruhms durch Inkognito zu retten: aber dieses Mittel sei selten anwendbar und jedenfalls helfe es nicht gegen die Belästigungen zu Hause.

Vorstehender Satz wird hinsichtlich der Sommerfrische illustrirt durch die betrüblichen Erfahrungen eines verstorbenen Berliner Feuilletonisten, des aus Westpreußen gebürtigen Ernst Kossak, welcher hauptstädtischer Wochen-Chronist für verschiedene Provinzialzeitungen, u. a. für die Kölnische Zeitung, war. „Die hiesigen drei Zeitungen", schreibt er 1857 aus Wiesbaden seiner Gattin, „haben mich unter den angekommenen distinguierten Fremden mit drei russischen Fürsten, dem Fürsten Pückler-Muskau und einem Pariser Schriftsteller namentlich angeführt, und ich unglücklicher Mensch kann mich des zudringlichen Packs gar nicht erwehren. Litteraten, Sänger, Schauspieler, Künstler, Musiker, männliche und weibliche, dringen fortwährend mit den lächerlichsten Gesuchen, sie in den Zeitungen zu protegieren, auf mich ein und quälen mich mit ekelerregenden Schmeichelreden und Lobhudeleien. Mein größtes Glück ist, wenn ich gegen Abend mich unbemerkt zur Stadt hinausschleichen und den Wald gewinnen kann, aber ich werde meistens vorher aufgegriffen und ein Fähnlein von Kerlen zieht hinter mir her. Wenn es nicht der Gesundheit wegen nötig wäre, auszuhalten, wahrhaftig, ich hätte ein paar Buch Papier zusammengerafft und stiege auf irgend einen hohen Berg, wo ich keine Menschheit zu sehen bekomme. Morgen werde ich mit der Birch (der Schauspieldichterin Charlotte Birch-Pfeifer), die auch der Menschen überdrüssig ist, ein paar Meilen in die Berge fahren und Kaffee trinken."

In der Folge fingen die Quälereien, welchen er durch Besuche selbstsüchtiger Fremder ausgesetzt war, nachgerade an, unerträglich zu werden. „Ich kann dir aufrichtig sagen", beteuert er seiner Frau, „daß ich mich nach dem Ende der Badekur sehne. Der Ruhm, wenn er mit Geld geharnischt ist, läßt sich leicht ertragen, aber der unfruchtbare deutsche Ruhm ohne diese Waffe ist für einen armen kränklichen Mann schwerer als ein Mühlstein. Ich bin nicht mehr imstande, mich vor den Menschen zu schützen. Leute aus allen Gegenden Deutschlands kommen zu mir und stören mich. Gestern empfing ich Vormittags sechs Besuche, so daß ich — ein brunnentrinkender und diese schweren Bäder gebrauchender Mann — Nachmittags dritthalb Stunden arbeiten mußte. Erst gegen 6 Uhr abends kam ich aus der glühend heißen Stadt-Atmosphäre. Hätte ich, wie es sich für einen Mann von meinem Ansehen ziemte und wie es in anderen Ländern ist, wo man das Talent auch bezahlt, einen Sekretär und einen Bedienten, so wäre ich imstande, mich zu schützen; in dieser kleinen offenen Hotelstube muß ich aushalten."

Wir wissen, daß angesehene Autoren bereits im Altertum und im Mittelalter verehrt wurden, daß diese Verehrung aber bei mangelnder Druckkunst sich auf einen verhältnismäßig kleinen Teil ihrer Volksgenossen beschränkte. Der fragliche Kultus wurde durch jene Kunst natürlich sehr begünstigt, fand seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit steigender Ausbildung des Schrifttums, insbesondere der Presse, in immer weiteren Kreisen Eingang, nahm indes erst nach dem Aufkommen des Feuilletons, vornehmlich der — bei Heine berührten — Beplauderung der persönlichen Verhältnisse namhafter Schriftsteller, mit Erleichterung und Zunahme der Verkehrsmittel einen bedenklichen Charakter an.

Erschien es für Dickens als öffentlichen Vorleser seiner Schriften in den nordamerikanischen Freistaaten anfangs süß, in den volkreichen Städten sehr gefeiert zu werden, so überzeugte er sich doch bald, wie ermüdend das war. Zuvörderst mußte er einen Sekretär annehmen, denn er hatte eine Korrespondenz wie ein Minister, und so viele Aufforderungen, zu kommen, wie ein beliebter

Arzt. Dann war er genötigt, sich seinen Reiseplan haarscharf vorzuzeichnen, endlich jede andere Einladung zu öffentlichem Auftreten zurückzuweisen. Er hatte weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Wenn er sich zu später Stunde dem Schlummer hingeben wollte, wurde er von seiner Beliebtheit bis in die Nähe seines Lagers verfolgt, durch die ihm dargebrachten Abendmusiken gestört. Am Tage war es noch schwerer für ihn. Er konnte nichts von dem thun, was er thun wollte, nichts sehen von dem, was er sehen wollte. Ging er aus, so folgte ihm die Menge, blieb er zuhause, so strömten die Besucher herzu, wie zu einem Jahrmarkte.

Von einem berühmten lyrischen Dichter meinen die meisten zum großen Lesepublikum gehörigen Leute nach den Erfahrungen des russischen Poeten Puschkin, daß er nur zu ihrem Nutzen und Vergnügen da sei. Kaum sei er vom Lande zurückgekommen, so frage der erste Begegnende ihn: „Haben Sie nicht etwas neues mitgebracht?" Denke er an die Zerrüttung seiner Geschäfte oder an die Krankheit eines ihm lieben Bekannten, sogleich folge auf ein triviales Lächeln der triviale Ausruf: „Gewiß dichten Sie etwas?" Sei er verliebt, so kaufe seine Schöne ein Album und warte schon auf eine Elegie. Komme er zu einem ihm fast unbekannten Menschen, um über nützliche Dinge zu sprechen: sogleich rufe dieser sein Söhnchen herbei und lasse es einige Verse des Dichters hersagen, und der Kleine bewirte letzteren mit dessen verstümmelten Versen.

„Der Ruhm eine Quelle der Mühen und Leiden, die Dunkelheit eine Quelle des Glücks" — dieser Ausspruch eines alten Gottesmannes scheint für Männer der Feder mehr noch wie für andere zu gelten. Eines Individuums „Autorschaft" ist meist nicht nur für dieses selbst eine Quelle des Leids, sondern auch für seine Angehörigen. Wir lassen den ganz oder zeitweilig erfolglosen Autor, welcher sich wegen Ablehnung seiner Manuskripte seitens einer Verlagshandlung oder der Schriftleitung eines Blattes gegenüber den Seinigen sehr verstimmt zeigt, hier beiseite, halten uns lediglich an den erfolgreichen. Die wenigsten Köpfe, bemerkt E. v. Hartmann mit Recht, vertragen den Weihrauchduft des Ruhms, ohne davon umnebelt zu werden und das Gleichgewicht vernünftiger Selbstbeurteilung zu verlieren. Die liebenswürdige Bescheidenheit schwinde und mache einer dünkelvollen Eitelkeit Platz; wo aber schon vorher Eitelkeit bestand, liege die Gefahr des Ueberschnappens nahe. Der Mensch werde empfindlich, wo ihm die Anerkennung vorenthalten bleibt, auf welche er durch seinen Ruhm ein Recht erworben zu haben wähnt, er werde anspruchsvoll und poche auf den schuldigen Tribut von Huldigungen. „Seiner gewöhnlichen Umgebung von Familie und Freunden glaubt er sich nun enthoben und entrückt in eine höhere Sphäre des Daseins; indem er sich ihnen gegenüber ein höheres und besseres Menschenwesen dünkt, wird der vorher Fügsame besserwisserisch und herrschsüchtig und dadurch unliebenswürdig". So würden nicht nur Sitten und Manieren, sondern selbst Gemüt und Charakter verdorben und die intimsten Beziehungen vergiftet.

Mögen vorstehende Betrachtungen dazu dienen, daß unsere Männer der Feder, vor allen unsere dilettierenden „Plauderer", Novellen- und Romanschreiber, auch Verseschmiede die vom Apostel Paulus an die Galater gerichtete Mahnung mehr als bislang beherzigen: „Jeder prüfe sein eigenes Thun und dann soll er seinen Ruhm für sich haben und nicht dem andern gegenüber."

Neue Schriften.

1. Politik.

— Resultate der Einschätzungen zur Einkommensteuer in Hessen, Sachsen und Hamburg in Bezug auf die Entwickelung des Mittelstandes von Dr. Adolf Heil. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.)

Die Quintessenz dieser Arbeit ist unseres Erachtens die, daß sich aus den mitgeteilten Resultaten der Steuereinschätzungen in den genannten Staaten weder etwas für noch gegen die Behauptung der Abnahme des Mittelstandes folgern läßt. Beweiskräftiges Material ist nicht vorhanden, denn die Einkommensteuergesetze sind alle jüngeren Datums und noch dazu mehrfach revidiert und modifiziert. Nur dann würden die Resultate der Steuereinschätzung für die bestrittene Frage einige Beweiskraft haben, wenn eine längere Periode, mindestens ein Menschenalter, geprüft werden könnte. Verfasser empfindet diesen Mangel auch selbst und wagt es daher auch nicht, bestimmte Schlußfolgerungen aus seinen Ermittelungen zu ziehen, obwohl aus seiner Einleitung zu entnehmen ist, daß er auf Seite derjenigen steht, die den schädlichen Einfluß unserer modernen wirtschaftlichen Gesetzgebung auf die Entwickelung des Mittelstandes zu leugnen wünschen. — Ganz unrichtig ist seine Behauptung, „daß der Lohn selbst der geringsten industriellen Arbeiter höher ist, als der Verdienst des armen Bauernstandes," wenigstens, wenn das Wort „Bauer" in seiner gewöhnlichen Bedeutung verstanden wird. tz.

2. Kirche.

— Die Inspiration der heiligen Schrift und ihre Bestreiter. Eine biblisch-dogmengeschicht-

liche Studie von W. Rohnert, Pastor in Waldenburg (Schlesien). (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1889. 3 Mk., geb. 3,80 Mk.

Dies, Dr. Kliefoth zu seinem 80. Geburtstag gewidmete Werk kommt höchst zeitgemäß.

Es muß als ein durchaus verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, eine Uebersicht über die Lage zu geben, in welcher sich eine der wichtigsten, oder besser die wichtigste Frage der evangelischen Kirche überhaupt befindet. Denn man wird nicht bezweifeln wollen, daß alles davon abhängt, was wir über die Inspiration, also die Beglaubigung der Quelle unserer religiösen Erkenntnis zu denken haben.

Konstantin von Tischendorf schrieb auf seine Arbeit von 1880 über die Zeit der Abfassung unserer Evangelien: „Röm. 1, 22. Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren worden!" Und in der That, betrachten wir, wie in diesem Jahrhundert die heil. Schrift zum Tummelplatz leichtfertiger und schadenfroher Ausleger wurde, so würden wir uns wundern müssen, daß das in die Welt hineingerufene Wort noch Glauben findet, wüßten wir nicht, daß immer neu die Männer vor der Thür mit Blindheit geschlagen werden, beide, klein und groß, daß sie müde werden und die Thür nicht finden können. Denn die Thür der Schrifterkenntnis wird und muß immer grade so enge, grade so schmal und grade so verborgen sein, wie der Weg, der zum ewigen Leben führt.

Indem Rohnert also das Lehrstück von der Eingebung, der Inspiration, der heil. Schrift uns vorhält, redet er damit weite Kreise an, zeigt in einem der vornehmsten Punkte den fast allgemeinen Verfall alter Lehrzucht und Lehreinheit, und richtet Herzen, die um die edelsten Güter sorgen, auf einen Glaubenssatz, welchen in Deutschland wieder einmal in die Mitte zu stellen, es hohe Zeit ist.

Er thut dies in populärer Weise, denn die lateinischen und griechischen Zitate sind in Klammern gelegt, ohne den Text zu unterbrechen. Und er thut es so, daß er zuerst die Aussage der heil. Schrift über ihre Entstehung uns vorführt, den Artikel der Inspiration durch das Selbstzeugnis der Schrift neu gewinnt, sodann diesen Lehrpunkt in seiner Geschichte, in seinem Werden innerhalb der alten Kirche und durch die Reformation hindurch darstellt. Wir erhalten eine klare, durch die Dogmatiker auch lutherischer Konfession, wie sie uns umgeben, meist verdunkelte Einsicht in die wirkliche Stellung Luthers zu dieser Frage. Wir haben ferner eine durchaus klare Anschauung von der Stellung unserer großen alten Dogmatiker, namentlich Johann Gerhards und Quenstedts. Das Gesamturteil der evangelisch-lutherischen Kirche kann, so ergiebt es sich, in den Kanon zusammengefaßt werden: „Vom heil. Geiste empfingen die biblischen Schriftsteller sowohl den Impuls zum Schreiben, als auch das, was sie schreiben sollten, und zwar nach Inhalt wie nach Form."

Die Bedeutung der Schrift Rohnerts liegt darin, Geschichte des Lehrbegriffs zu sein. Dagegen tritt die Apologetik im Ganzen sparsam auf.

Weist Rohnert die Analogie des Gottmenschlichen für die Schrift zurück, so beraubte er sich damit unseres Erachtens eines apologetischen Mittels, welches schon Hamann mit Glück benutzte. Es bedarf nur dessen dazu, daß man das Verhältnis der beiden Naturen des HErrn nicht nestorianisch faßt. Dann aber war auch das Mittel gegeben, zu zeigen, daß von einem Doketismus, wie Grau (S. 270) meint, nicht die Rede sei.

Ebensowenig geht die Schrift auf die große Frage der Vokalisation des Textes, des Alters und der Brauchbarkeit der außermasoretischen Hilfsmittel genügend ein. Wir erfahren nicht deutlich, wie der Verfasser selbst zur Unfehlbarkeit der Masoreten von Tiberias, zur Theorie der mündlichen Ueberlieferung ihrer grammatisch-kritischen Bemerkungen, wie er zum Alter der Punktation, zur Art der Zitationen im N. T. sich stellt. Und es würden einige Widerlegungen Neuerer, wenn auch nur unter dem Text, willkommen gewesen sein.

Zahn sagt in seiner „Geschichte des neutestamentlichen Kanons" 1889: In der ganzen Kirche herrschte die Ueberzeugung, „daß das N. T. seit unvordenklichen Zeiten den Dienst leistete, welchen es zu ihrer Zeit leistete". Nun, dies sagen wir auch vom Alten Testament, also der ganzen Schrift. Kein Joh. Morinus und kein Lud. Capellus wird die Autorität des hebräischen Bibeltextes nachhaltig wankend machen. Dennoch hätten wir ein genaueres Eingehen auf jene Fragen gewünscht.

Dagegen erhalten wir hinsichtlich des psychologischen Vorgangs der Inspiration einige höchst wertvolle Andeutungen, welche mit Vorteil ausgeführt werden könnten.

Dahin rechnen wir jene auf S. 46, wo Verf. sagt, das „Diktieren" des heil. Geistes sei nicht ein mechanisches Vorsprechen zum mechanischen Nachschreiben, und dann fortfährt: „Ist doch die höchste Gebundenheit des Menschen an Gott zugleich seine höchste Freiheit." Daraus ergiebt sich ihm dann, daß „der menschliche Geist in seiner besonderen Eigenthümlichkeit sich frei bewegen konnte" und doch Medium war. (Auch später S. 100, 101.) Hierher gehört ferner die Bemerkung, daß „die menschliche Individualität in der inspirirten Rede noch viel schärfer hervortritt, als in der nicht inspirirten". Denn Gott zerstört nicht, sondern er erhebt die Individualität.

Blicken wir zurück, so ist, was wir das wirkliche Verdienst des Buchs nennen müssen, die Darstellung des Lehrpunkts durch die Dogmengeschichte hindurch, oder das deutliche Bild dessen, was man von Justinus Martyr und Irenäus bis zu Kahnis, Frank und Dorner über Art und Grad der Eingebung der heil. Schrift dachte. Und so ist denn auch dies sein Verdienst und seine Bedeutung, uns auf die Wahlstatt am Abend einer Schlacht zu führen, welche die neuere Dogmatik des protestantischen Deutschlands, trunken von „Wissenschaftlichkeit", auf diesem Punkt und in diesem Lehrstück gegen griechische wie römische Kirche verloren hat, und uns eine Trümmerwelt dort zu zeigen, wo einst geschlossene Massen unter entschlossenen Führern ruhmreichere Fahnen trugen.

Die Knechtsgestalt des Erlösers und der ganzen Schrift, die von ihm nur redet, ist dem Unglauben eine Thorheit. Uns ist es eine anbetungswürdige Thatsache, daß gebrechliche Gefäße von der ewigen Weisheit gewählt sind, daß diese Weisheit mit zerbrochenen Werkzeugen arbeitet, und daß sie im Kleid der Knechte zu den unter die Sünde Geknechteten tritt.

So freuen wir uns denn, in dieser Schrift den Zeitgenossen das hohe Bild jener tiefen Ehrfurcht vor Augen geführt zu sehen, in welcher unsere Väter, in welcher von jeher die ganze Kirche, Morgenland wie Abendland, zur heil. Schrift emporschaute, aus welcher, wie der selige Rudelbach sagte, „als aus einem göttlichen Ganzen gezeigt wird, daß der HErr stets sich Zeugnis gegeben, daß der Geist sich nimmer widersprochen, und daß im kleinsten wie im größten dieselbe göttliche Oekonomie sich spiegelt".

Br. R.

(Anm. d. Red. Die Redaktion kennt das besprochene Buch nicht, möchte aber glauben, daß die Herren Verfasser und Rezensent einen anderen Standpunkt vertreten, als welcher in den kirchlichen Berichten dieser Zeitschrift zum Ausdruck gekommen ist.)

— Geschichte der christlichen Ethik. Erste Hälfte: Bis zur Reformation. Von Dr. Chr. E. Luthardt. (Leipzig, Dörffling & Franke.)

Aus demselben Verlage von demselben Verfasser: Zur Ethik. Ueber verschiedene ethische Themata.

Es geht ein Zug zur Ethik durch die Zeit. Wenn man für die Predigt das Verlangen stellt: Mehr Ethik! muß natürlich auch die theologische Wissenschaft diesen Weg gehen. So finden wir einen Theologen wie Luthardt inmitten der ethischen Arbeit. Schon die apologetischen Vorträge hatten auch die Moral des Christentums behandelt. Dann folgte eine Reihe von Einzelarbeiten, darunter auch eine Geschichte der antiken Ethik. Zu diesen gehören auch die Betrachtungen und Abhandlungen über verschiedene ethische Themata, wie über das Gewissen, über die Würdigung des Berufs, über das sittliche Ideal, über den römisch-katholischen Vollkommenheitsbegriff und andere, Aufsätze, die früher hie und da veröffentlicht waren und die hier nun zusammengefaßt erscheinen. Nun liefert uns der Verfasser eine Geschichte der vorreformatorischen Ethik. Die Geschichte der Ethik hat in letzter Zeit eine mehrfache Bearbeitung gefunden. Ich erinnere an Bestmann, Gaß, Ziegler, an die Arbeiten von Uhlhorn, Reuter. Ueberall der gleiche Zug zur Ethik. Daß auch Luthardt diesem Zuge folgt, soll uns um so mehr freuen, wenn wir hoffen dürfen, daß die Geschichte der Ethik nur eine Vorarbeit ist für die Darstellung der Ethik selbst, die wir aus diesen Händen besonders dankbar entgegennehmen würden; sie sind wie wenige für eine solche Arbeit besonders berufen und geeignet. Obwohl Luthardt die antike Ethik in einem eigenen Werk behandelt hat, läßt er doch noch wieder einen kurzen Abriß hier folgen. Das Buch gewinnt dadurch an Vollständigkeit. Und die Voraussetzung, daß nicht alle Leser jene Schrift besitzen, trifft gewiß zu. Ohnehin greift die christliche Moral, zumal der römischen Kirche, vielfach auf die antike zurück. Sonst ist ja die eigentliche Vorgeschichte für die christliche Ethik in der alttestamentlichen Moral enthalten. Angesichts der heutigen Tages zur Mode gewordenen Anpreisung des Buddhismus sah sich der Verfasser veranlaßt, einen eigenen Abschnitt über die Moral desselben einzuschieben; er hat freilich nicht anders gekonnt, als diesen falschen Ruhm zerstören. Die alttestamentliche Moral empfängt ihren unterscheidenden Charakter aus dem Gottesbewußtsein; der Gottesbegriff Israels ist durchaus ethisch, und das Gesetz ist die Offenbarung des wahren Gottes. Erst nach dem Exil entwickelt sich der Geist des Partikularismus und Nomismus, das Pharisäertum kommt zur Ausgestaltung, daneben essenischer Asketismus, aber auch hellenischer Universalismus. Nun tritt Christus ein, die thatsächliche Verwirklichung der Gottesgemeinschaft in Person und Werk, und damit die Herstellung des objektiven Gnadenverhältnisses Gottes zu den Menschen, welches die notwendige Voraussetzung für das entsprechende Verhältnis und Verhalten der Menschen bildet. Dieses beruht im Glauben. Die neue Ordnung der Dinge aber ist das Reich Gottes. Die apostolische Verkündigung, welche die evangelische ausnimmt, ist teils eine judenchristliche, teils eine heidenchristliche. Am Ende dieser Verkündigung steht die Johanneische als Forderung der in der neuen Gottesgemeinschaft begründeten Gebundenheit der Liebe. Nun folgt die Ethik der alten Kirche, zunächst der nachapostolischen Zeit, die ihre älteste Formulierung in der Lehre der zwölf Apostel mit ihren zwei Wegen hat. Die Darstellung der Moral der morgenländischen Kirche führt zu dem Urteil, daß dieselbe, statt in der sittlichen Natur des Glaubens, in der mystischen Stimmung und Denkweise ihre Begründung gesucht habe und so zu einer Hochstellung der Askese und des Mönchtums gelangt sei, gegen welche die Betonung der sittlichen Pflichten des berufsmäßigen und thätigen Lebens in der Welt um so weniger durchschlagen konnte, als ihr Semipelagianismus diese Kirche von vornherein auf das eigene Thun verwies und somit auch die Unterscheidung zwischen gewöhnlichem und außergewöhnlichem Thun immer nahe legte. Die Kirche des Abendlandes wurde voran eine Gesetzesanstalt. Die äußere gesetzliche Regelung der christlichen Sitte wäre an sich unbedenklich gewesen, wenn der Unterschied derselben von der inneren Welt der eigentlichen Sittlichkeit der Gesinnung und die Reinheit der sittlichen Beweggründe im Bewußtsein bewahrt worden wären, aber die Notwendigkeit, die in die Kirche übergegangenen heidnischen Massen in äußere Zucht zu nehmen, sowie die pädagogische Aufgabe an den germanischen Völkerschaften brachten die Gefahr mit sich, den Gesetzescharakter, wie er ohnedies aus der Verschiebung der richtigen Grundlagen erwuchs, zu steigern. Das ist denn auch der Charakter der römischen Kirche geblieben. Das Mittelalter setzte die Veräußerlichung und Vergesetzlichung der früheren Zeit ebenso fort wie die

Einwirkung der nichtchristlichen antiken Motive. Das sittliche Ideal blieb auch für die Mystik das Mönchtum und die Askese der Entsinnlichung. Die kirchliche Behandlung der Moral vollzog sich teils in den kanonischen Rechtsbestimmungen und Beichtanweisungen, theils in den Sentenzensammlungen und in der scholastischen Moral. Den Höhepunkt bildet Thomas von Aquino, der ja noch jetzt der eigentliche Morallehrer für den römischen Katholizismus ist. Aber die ethische Stimmung des sinkenden Mittelalters endet in einem Zwiespalt: hier eine weltliche Sittlichkeit, deren Berechtigung doch vom kirchlichen Gesichtspunkte aus zweifelhaft erschien, dort eine höhere religiöse oder kirchliche Sittlichkeit, die als vorzüglicher galt, aber doch nicht allgemein durchgeführt werden kann. Man darf sich nicht wundern, wenn verschiedene Reformversuche auftreten, die Hilfe bringen möchten; aber sie sind vergeblich, weil sie noch nicht an dem Punkte einsetzen, von dem einst die Verierung ausgegangen war. Ich bekenne gern, dem Verfasser mit großem Dank und lebendigem Interesse auf seinem Wege gefolgt zu sein. Ist er doch nicht nur ein sicherer Führer mit fester Hand. Bei einem Luthardtschen Werke braucht man die schöne klare Darstellung, den weiten freien Blick, die geistvolle Erfassung und Durchschau nicht erst zu erwähnen, man weiß nicht anders, als daß es so sein muß. Ich kann nur einen Wunsch aussprechen, es möge dem Verfasser noch die Gnade gegeben werden, den zweiten Teil ebenso geistesfrisch zu vollenden, wie den ersten, und uns die Freude, uns auch noch an demselben erquicken zu dürfen. D.

— **Briefe des seligen Johannes Goßner** an eine leidende Freundin. Nach den Originalen dargeboten von deren Enkelin. (Berlin 1888. Buchhandlung der Goßnerschen Mission.) 36 S. 60 Pf.

Die Briefe dieser zwei Bogen stammen aus den Jahren 1826 bis 1833. Sie enthalten ein Stück Kirchengeschichte. Im Juli 1826 haben die Leipziger den teueren Gottesmann, der sich doch aus der römischen Kirche zu den Evangelischen geflüchtet hatte, „der Konventikel wegen" vertrieben. — Erbauungsstunden trotz den offiziellen Pfaffen des Unglaubens! Welches Verbrechen! Und doch hatte der Konventikel-Prediger Goßner in Berlin oft lauter Generäle, Obersten und Majors zu seinen Zuhörern. In Pommern bei den christlichen Edelleuten v. Below, v. Thadden, v. Höfel, v. Sydow ging es aus einer frommen Versammlung in die andere. Aber noch im Jahre 1830 wurden von einem Landrat Polizeidiener geschickt, weil es ruchbar geworden, daß Goßner dem armen von seinen Hirten im Stich gelassenen Volk an der Ostsee das nie gehörte Evangelium predigen wolle. — Daneben giebt Goßner von 1827 an Bericht über die vielen Schwierigkeiten, welche sich ihm Jahre lang in den Weg legten, ehe er der Nachfolger Jänikes in Berlin wurde. Selbst das wurde gegen ihn geltend gemacht, daß er römischer Katholik *gewesen*. Und diesen armseligsten aller Gegengründe haben die von dem Schwiegersohn Jänikes aufgehetzten alten Böhmen aufs Tapet gebracht. — Der Preis dieser Goßner-Briefe ist mit 60 Pfennigen nicht gerade gering gegriffen. Wer aber diese 60 Pfennige ausgiebt, thut nicht blos sich einen Dienst, sondern der gesegneten Goßnerschen Mission. O. K.

— **Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort!** Neue Sammlung von Casualreden. Herausgegeben von Dr. Ludwig Eduard Suppe, Archidiakonus zu St. Thomä in Leipzig. 1. Heft: Taufreden und Bescherungsreden. (Leipzig, Theodor Rother.) 1888. 80 S. 8°. 1 Mk.

Den 1882 erschienenen und damals sehr beifällig aufgenommenen beiden Abteilungen Casualreden läßt der Verfasser jetzt weitere Hefte folgen. Unser Heft enthält in erster Reihe 20 Taufreden. Wir sind kein Freund der freien Rede bei Taufen. Wir verstehen sehr wohl, warum die ältere evang. Kirche wohl Predigten über die Taufe, aber bei der Taufe nur die sog. Taufvermahnung hatte, und halten dafür, wenn irgendwo sollte der Pastor sich bei der Taufe liturgisch fassen und beschränken lassen. Was soll er denn endlich reden bei den so zahlreichen Taufen? Statt der liturgischen Ermahnung tritt zumeist ein Leisten eigener Fabrik ein und der Geistliche merkt es schließlich gar nicht mehr, daß die Gemeindeglieder seine Taufrede schon im voraus auswendig wissen. Kannten wir doch einen alten Rationalisten, der jedesmal dem Kindlein zu dreierlei Glück wünschte: daß es geboren, als Mensch geboren, und von solchen Eltern geboren sei. Das ist Mißbrauch der Zunge und des Amtes. Wie glaubensfest und ernst reden dagegen die luth. Agenden von der Taufe, und wie fest prägen sich die Pflichten den Eltern und Pathen aus den gewohnten liturgischen Worten ein. Wo nun einmal die Taufrede eingebürgert ist, und des Pfarrers Kredit bei den Familien damit gleichsam verbunden ist: da kann er aus der vorliegenden Sammlung lernen, wie ohne Entleerung des Sakramentbegriffes und doch mit Eingehen auf die besonderen Familienverhältnisse in schöner Sprache zu reden ist. Mit großer Freude haben wir die Bescherungsreden (7, alle in einem Rettungshause gehalten) durchgelesen. Sie bleiben nicht bei der äußeren Form der Bescherung, sondern gehen ernst ein auf das Ablegen des alten Menschen auch bei Kindern. Freilich ist das in einem Rettungshause besonders am Orte; aber ist nicht die ganze Kirche mit aller ihrer Jugend eine Rettungsanstalt; und soll da nicht neben dem Geschenk des Christkindchens auch seine Forderung stehen? Gott gebe solchen Ernst der Rede an Weihnachten überall, wo öffentliche Bescherungen stattfinden.

— Mit einer Missionsfrage in der christlichen Heimat beschäftigt sich D. G. Warneck: **Kirchenmission oder freie Mission?** Eine Antwort auf die Frage: In wieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar? Vortrag auf der sächsischen Provinzial-Missions-Konferenz. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1888. 31 S. 50 Pf.

Es ist schon eine Reihe von Jahren, daß Schreiber dieser Zeilen dem ersten Versuch, die innere Mission zum Organ der landeskirchlichen Verwaltung zu machen, entgegentrat. Jetzt geht der Zug durch manche Kreise, die äußere Mission der organisierten Landeskirche einfach zu unterstellen. Mit Recht tritt dem Warneck entgegen. Er zeigt die Schwierigkeiten, welche dem entgegenstehen, die vielen Geld- und Zeit-Opfer, die es kosten werde, und daß diese Maßregel schließlich die Verkümmerung des Missionswesens herbeiführen werde. Wie ungerecht sei es doch, wenn man jetzt, nachdem das kleine Häuflein der Gläubigen die Mission in die Höhe gebracht, jetzt die Landeskirche komme, Anstalten an sich ziehe, um sie vielleicht bei liberalem Regierungswechsel zu Grunde zu richten. Dagegen schlägt er vor, wie dies in Leipzig und Barmen schon der Fall ist: der Generalversammlung, zu welcher auch Vertreter der kirchlichen Organe (des Kirchenregiments, der Provinzial- und General-Synode) mit vollem Stimmrecht zuzuziehen seien, begrenzte Rechte in Bezug auf die Missionsleitung zu geben und ihr einen Disziplinarhof wählen zu lassen, welcher nach bestimmter Disziplinarordnung über Entlassung von Missionaren zu entscheiden habe und dergl. Auch weist er darauf hin, daß den Konsistorien und Synoden das Recht zuzugestehen sei, besondere Berichterstattung über die Entwickelung der in ihren Gebieten sich befindlichen Missionen zu fordern, um so auf dem Laufenden zu bleiben. So werde der Mission der richtige kirchliche Charakter trotz ihrer Freiheit gewahrt verbleiben. Freie Mission und amtlich organisierte Kirche sollen sich gegenseitig Vertrauen schenken und in die Hände arbeiten und eine jede der anderen dienen mit der Gabe, die sie empfangen hat. Nehmen unsere kirchlichen Verhältnisse, wie wir zu Gott hoffen, eine gesunde Entwickelung auf Grund des alten apostolischen Evangeliums, da Jesus Christus der gekreuzigte und auferstandene Gottessohn der ewige Eckstein ist, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß auch das Verhältnis der freien Mission zur amtlich organisierten Kirche ein intimes bleiben und ein immer intimeres werden wird.

A. F.

— **Melotemata ecclesiastica**, zwar nicht alamodische, aber verhoffentlich nützliche Betrachtung, angestellt von **Veracius Rusticus**. (Frankfurt a. M. bei Joh. Alt.) 109 S.

Dieses vom Verleger im Geschmack des 16. oder 17. Jahrhunderts nobel ausgestattete Büchlein könnte, wenn es nicht zu nüchtern lautete, auf deutsch „Kirchliche Satiren" heißen. Es ist in altmodisch angehauchten Knittelversen verfaßt und hat einen originellen, angenehm grobianischen Ton, ganz geeignet, um den Wahrheiten, die es sagen will, offene Ohren zu schaffen. Diese Wahrheiten gelten allerlei Verquickungen weltlich-äußerlichen Wesens mit kirchlichen oder christlichen Tendenzen, die heutzutage aus mißverstandener guter Meinung hervorgehen. Der Verfasser streitet in seinen sechs Kapiteln gegen das Begehren nach weltlichen Ehren für die Kirche und ihre Diener; gegen die Verbesserung alter Kirchenlieder aus Rücksichten der Bildung und Aesthetik; gegen Lutherfest- und anderes Spiel; christliche Vergnügungen, Festabende u. s. w., wo Unterhaltung mit Erbauung vermengt wird; gegen die neuchristliche Schöngeisterei, besonders die weibliche, mit ihren verliebten Bekehrungsgeschichten; gegen den Festschwindel moderner Generalvisitationen; gegen die Predigt als Kunstwerk und den Menschenkultus mit Modepredigern. Gegenüber allen diesen Verirrungen weist der Verfasser mit großem Ernst auf den Kern und die Wahrheit der Sache, darum es sich für die Kirche Christi allein zu handeln hat. Alles, was er sagt, ist gesund und treffend, alles verdient, daß die Leute, denen es gilt, sich es merken, um desto sicherer den rechten christlichen und evangelischen Takt beobachten zu lernen; dennoch ließe sich fast jeder seiner Reden eine Gegenrede entgegensetzen, die nicht minder Recht hätte. Der Verfasser hat es nicht im Auge — sagen wir, er braucht es für seinen Zweck nicht im Auge zu haben —, daß die Kirche durch Gottes Fügung schon 300 Jahre nach ihrer Gründung etwas anderes geworden ist, als sie ursprünglich war, nämlich Erzieherin ganzer Völker zu christlicher Gesittung. Die wirkliche Bekehrung der Seelen zu Gott bleibt immer ihr eigentlicher Zweck, und die Verkündigung des Wortes das Mittel, das durch die Kraft des Geistes in Wirkung tritt; aber es gilt doch, zu einer möglichst umfassenden Wirkung die günstigsten Bedingungen zu schaffen, und das ist Frage der Pädagogik. Es fragt sich, wie man die immer nachwachsende Masse der noch unbekehrten Getauften in möglichstem Umfang dem Evangelium zugänglich machen, dem Einflusse der Heilsanstalt unterwerfen kann; und da kommen eben mehr oder weniger alle die Wege in Frage, vor denen der Verfasser warnt. Beispielsweise, um an dem ersten Thema stehen zu bleiben, ist es für das Verhalten der Menge zur Kirche und dem kirchlichen Amte von größter Wichtigkeit, ob sie den Eindruck hat, daß Kirche und kirchliches Amt von der weltlichen Obrigkeit geehrt, also für etwas bedeutendes und wertvolles gehalten werden; denn die Obrigkeit, der man sich ohne Wahl und Willen unterworfen fühlt, ist für alle eine Autorität, deren Grenzen zu erkennen nur die Sache weniger, schon innerlich befreiter Geister. Oder: Vergnügen ist ein allgemeiner Gegenstand des Triebes, das wahre christliche Vergnügen in Gott nur Sache der wahrhaft Gläubigen; wie wichtig also für das Verhalten der Menge zum Christentum, wenn sie Vergnügen an kirchlichen Veranstaltungen oder solchen, die mit christlichen Ideen erfüllt sind, empfinden lernt; denn sie wird dadurch in eine Nähe gebracht, aus welcher der Kern der Sache eine größere Möglichkeit erhält, auf sie zu wirken. Hat nicht der Verfasser selbst, der doch zu Geistlichen und zu Leuten der inneren Mission redet, eine vergnügliche Form gewählt, um ihnen Wahrheiten zu sagen? In jener ganzen Pädagogik einer Volkskirche ist uns die Erbweisheit des Katholizismus, verbunden mit seiner Organisation und äußeren Machtstellung, weit überlegen. Wir haben dafür die Wahrheit;

aber sind denn das ausschließende Gegensätze? Sich auf die pädagogischen Mittel zu verlassen, wäre verhängnisvoll; sich auf die Macht der Wahrheit allein zu verlassen, ist nicht klug. Eine Stimme, wie die des Verfassers könnte schaden, wenn man sein Ohr ganz von ihr erfüllen ließe; aber mit der rechten Kritik aufgefaßt, kann sie vor Verirrungen warnen, deren Gefahr für uns Evangelische freilich niemals größer war, als in unserem so ganz in äußerliches Trachten hingegebenen Zeitalter.

3. Geschichte.

— **Luise, Königin von Preußen.** Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia, unter Mitwirkung von W. Wagner selbstständig bearbeitet von Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau. Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck. (Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau.) 460 S. 7,50 Mk.

Ueber die eigentliche Bedeutung ihres Werkes, das seinen Hauptwert mehr dem Gegenstand der Behandlung, als dieser selbst verdankt, scheinen die Herausgeber sich in starkem Irrtume zu befinden, wenn sie in dem Vorworte meinen: Wie die englische Ausgabe den zwei Biographien deutscher Geistesgrößen, nämlich der Göthebiographie von Lewes und der Schillerbiographie von Carlyle würdig an die Seite gestellt worden ist, so glauben die deutschen Herausgeber, dies für die vorliegende Ausgabe in noch weit höherem Maße in Anspruch nehmen zu können. Gegen dieses „in noch weit höherem Maße", das eine ganz unberechtigte Ueberschätzung verrät, muß eine besonnene Kritik entschieden Verwahrung einlegen. Sind doch die genannten Biographien in ihrer Art anerkannte Meisterwerke, während vorliegende Arbeit höchstens auf die Bezeichnung eines ausführlichen, gewissenhaften, ziemlich populär abgefaßten Sammelwerks Anspruch machen kann.

Vor allem leidet die Darstellung an überflüssiger, oft lästiger Breite. Für welche Leser sind die weitschweifigen, seitenlangen Exkurse über Voltaire, Friedrich den Großen, Napoleon, den Herzog von Enghien, Stein, Blücher, Gneisenau, Arndt u. a. m. berechnet? Zu welchem Zwecke sind die Festgedichte, die französischen Lobhudeleien und gar der Judenschmus beim Einzuge der Königin mitgeteilt? Weshalb die breite Darstellung der Krönung Leopolds II., die doch jeder Leser aus Göthes Beschreibung hinlänglich kennt? Warum wird so oft Longfellows Urteil und das von englischen Schriftstellern in einem „selbständig bearbeiteten" deutschen Buche über die deutscheste Frau herangezogen?

Der Stil der Arbeit läßt auch manches zu wünschen übrig. So wird von Voltaires Bemühungen gesprochen, die Pfaffen und Mönche, die in früherer Zeit den Strom der Geschichte mit thörichten Ueberlieferungen trübten, aus dem Sattel zu heben. Haben Pfaffen und Mönche zu Pferd den Strom getrübt? Göthes gesunder Menschenverstand scheint nach S. 57 im Gegensatz zu demjenigen seiner Mutter erheblichen Zweifeln zu unterliegen. Es heißt: „In Frau Rat Göthes Gemüt herrschte ein glücklicheres Gleichgewicht, als in dem ihres Sohnes; war ihr Herz auch voll der lebhaftesten Gefühle, so besaß sie doch eine herrliche Gabe Gottes — gesunden Menschenverstand." An der Bergstraße sucht der Fahrweg „die unüberwindlichen Hindernisse" zu umgehen. Was kann damit gemeint sein? Felsenmeer oder Melibokus? Auf dem Wolfsbrunnen wird zu den Zeiten der Königin Luise den Gästen neben Schwarzbrot Pumpernickel verabreicht. Darnach scheint er für süddeutsches Gewächs zu gelten. Geradezu philiströs ist es, wenn der Darmstädter Herrengarten bezeichnet wird als „zwar sauber, doch nicht mit feinem Geschmack unterhalten; denn man läßt die wilden Blumen in ihrer vollen Ueppigkeit und reichen Mannigfaltigkeit wuchern". Es wäre gewiß in feinerem Geschmacke, wenn man die wilden Blumen beschnitte und nur eine Sorte derselben kultivierte. Vom Odenwald bietet S. 44 eine anschauliche Beschreibung. Er ist „ein Ueberrest des Hercynischen Waldes, der die Natur noch in ihrer wildesten Schönheit zeigt. Der Altertumsforscher findet dort noch ringförmige, verwitterte Steinwälle und andere Denkmäler heidnischen Gottesdienstes und barbarischen Lebens. Auch das Mittelalter schmückte den Odenwald mit seinen romantischen Sagen, die noch an den Waldüberresten, den unzugänglichen Felsen, tiefen Schluchten und eisgrauen Ruinen haften." „Die saubersten Bauernhäuser scheinen sich darin zu gefallen, schief und quer zu stehen." Auch im Norden scheint aber nicht alles so zu sein, wie es sein müßte. „Das große Königsberger Schloß gleicht weder dem romantischen Heidelberger Schloß, noch dem prunkvollen Hradschin." Dem Eskurial soll es auch ebensowenig ähnlich sehen, wie dem Schloß in Friedberg. Von dem jungen Ehepaare wird vollständig ernsthaft versichert, daß es ihm „nicht eingefallen sei, nur von Nectar und Ambrosia zu leben". Was hätte das aber auch gegeben, wenn's ihm eingefallen wäre! S. 341 wird von dem Hause Rothschild gesagt, daß es etwas anziehendes habe, „ein vom Glück begünstigtes und mächtiges Geschlecht bis auf einen höchst ehrenvollen Ursprung zurück zu verfolgen und zu sehen, daß der Grundstein des Hauses in der Wahrheit und Billigkeit gelegt wurde." Unseres Erachtens wäre es gerade so anziehend, aber gewiß viel schwieriger, den umgekehrten Weg einzuschlagen und dieses „vom Glück begünstigte" Geschlecht von seinem billigen Ursprung bis zu einer höchst ehrenhaften Nachkommenschaft zu verfolgen. Wie sagte doch Heine, als Rothschild die Reinheit der Seine an ihrer Quelle mit dem Schmutze verglich, den sie an Paris vorbeischwemmt? „Ihr Herr Großvater soll auch noch ein sehr ehrlicher Mann gewesen sein." Und dabei war doch damals schon die Schmutzerei auf der Londoner Börse nach der Schlacht bei Waterloo vorgekommen, abgesehen von allem anderen. Aber das macht all nichts, wenn man Rothschild heißt. Bewunderer findet man da immer, selbst in einem Buche über die Königin Luise.

Trotz dieser mannigfachen Ausstellungen ist an-

zuerkennen, daß dieses neueste Werk über die edelste Frau mit gebührender Wärme und Ueberzeugungstreue in bester Absicht geschrieben ist. Es liest sich nicht langweilig und wird besonders für jugendliche Leser oder Frauen von Vorteil sein, da es durchaus geeignet ist, edle Begeisterung für seine Heldin zu wecken und das Nationalgefühl zu stärken. Aber mit Lewes' und gar mit Carlyles Werk würden es die Herausgeber zu ihrem eigenen Vorteil besser nicht verglichen haben.

Die Ausstattung des Buchs ist vorzüglich, so daß es sich auch um deswillen als Geschenkwerk empfiehlt.

— Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und Hannibal Fischer von Dr. F. A. Fischer in Straßburg i. E. (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz und Comp.)

Im 2. Bande seines Werkes: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" beschäftigt sich Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha sehr eingehend mit dem „Flottenfischer", d. h. mit dem großh. oldenburgischen Staatsrat und späteren fürstlich lippeschen Kabinettsminister Hannibal Fischer, dem Verkäufer der deutschen Flotte. Hannibal Fischer ist nach dem herzoglichen Autor „einer der vielen Typen, welche die wütende Reaktionsflut der fünfziger Jahre an die Oberfläche der Begebenheiten spülte". Uebel müßte es allerdings um die Männer der Reaktion bestellt gewesen sein, wenn ihrer viele dem Bilde gleichen, das hier gezeichnet wird, vorausgesetzt, daß der herzogliche Autor seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen, immer sine ira et studio und immer wahrheitsgetreu zu schreiben, nachgekommen ist. Dies steht jetzt zur Frage.

Hannibal Fischer wird dargestellt als ein Mann, von dem es zweifelhaft ist, „ob man ihn zu den ersten und eigentlichen Fanatikern der Reaktion zu zählen habe". Vielmehr habe dieser „alte leidenschaftliche und tolldreiste Anwalt jeder anrüchigen politischen Sache bis zu einem gewissen Grade den Eindruck eines diabolus rotae beim heiligen Stuhl, der sein Geschäft als eine Art von Sport betreibe", gemacht. Aus seiner Stellung in Oldenburg sei er entfernt, weil er das die Ehre der Nation schädigende Kommissorium des Bundestags zum Verkauf der Flotte ohne Erlaubnis seiner Regierung übernommen habe. Seine dem Fürsten von Lippe koburgischerseits „aktenmäßig bewiesene Lügenhaftigkeit" habe zu seiner sofortigen Entlassung als Kabinettsminister geführt. Kein deutscher Fürst habe ihn deswegen wieder in seinen Dienst genommen. Die „Folgen der öffentlichen Verachtung, mit welcher das deutsche Volk ihn bestraft habe, seien nicht spurlos an seinem harten Gewissen vorübergegangen". Als bezeichnend hierfür schließt der Herzog seine Charakteristik dieses Typus der Reaktion mit folgender Geschichte: „Der fast ganz vereinsamte Mann hielt sich in seinem Umgang meist an Reisende, die ihn nicht kannten. In einem Gasthause in München schien er sich eines Abends in einer Gesellschaft von fremden Damen und Herren außerordentlich wohl zu befinden. Er war sehr glücklich und aufgeräumt, man wünschte sich zu erkennen zu geben, die Karten zu wechseln. Aber der sonderbare kleine Mann mit gewaltiger Habichtsnase, kahlem Kopf und rotem glatten Gesicht schrak zusammen und verweigerte die Auskunft über seine Person. Als man dies unschicklich und auffallend finden wollte, erhob er sich theatralisch und klagte, daß ein Fluch auf seinem Haupte ruhe und die Deutschen nur dann freundlich mit ihm verkehrten, wenn er seinen Namen verschweige; dann ergriff er seinen Hut, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und indem er sagte: „Nun denn, ich bin der Flottenfischer", verließ er eilig das Lokal."

Doch dem Vater ist in dem Sohn ein Rächer erstanden. In seiner Flugschrift weist derselbe überzeugend nach, daß die herzogliche Darstellung zum großen Teil die Thatsachen entstellt, durchweg dieselben aber zu gunsten des fürstlichen Autors, der mit Fischer manchen scharfen Konflikt gehabt, tendenziös färbt. Fischer ist nicht wegen Ungehorsams aus dem oldenburgischen Staatsdienst entlassen, wie man nach der herzoglichen Darstellung annehmen muß, sondern er war infolge der Ereignisse von 1848 auf Wartegeld gestellt und, als er das Kommissorium des Bundestages übernahm, schon seit über 4 Jahren nicht mehr amtlich thätig gewesen. Allerdings hatte ihm die oldenburgische Regierung die Annahme dieses Kommissoriums verboten, welchem Befehl Fischer sich sofort gefügt hatte, demnächst aber unter gleichzeitiger Pensionierung wieder erlaubt. Charakteristischer und wichtiger für die Beurteilung, welcher Wert „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" als Geschichtsquelle beizulegen ist, ist die durch den Sohn Fischer erfolgte Richtigstellung der nach dem Herzog wegen „Lügenhaftigkeit" erfolgten Dienstentlassung seines Vaters aus dem von ihm bekleideten Amt als Kabinettsminister des Fürsten von Lippe. Hannibal Fischer hatte als Anwalt die Rechte der gothaischen Ritterschaft, die sich durch ihren Herzog vergewaltigt fühlte, in Beschwerdeschriften beim Bundestag vertreten. Wegen sehr scharfer gegen den Herzog in Vertretung der Rechte seiner Auftraggeber gebrauchten Ausdrücke hatte er einen Verweis vom Bundestag erhalten. Damit schien die Sache abgethan. Es war aber nicht so. Nachdem Fischer inzwischen Minister des Fürsten von Lippe geworden war, beteiligte er sich 1855 auf Veranlassung eines nahen, am Koburger Gymnasium als Lehrer angestellten Verwandten an der Feier des 250jährigen Bestehens dieser Anstalt. Nach dem Festmahl wurde der 71jährige Minister eines deutschen Bundesfürsten noch im Frack und mit allen seinen Orden durch einen koburgischen Gerichtsbeamten wegen Majestätsbeleidigung verhaftet und in ein Gefängnis geführt, wo er nicht einmal ein Bett vorfand, so daß der alte Mann die Nacht auf der bloßen Diele hätte zubringen müssen, wenn ihm nicht seine Verwandten gegen Mitternacht ein Bett verschafft hätten. Später wurde der Minister gegen eine Kaution von 800 Thlrn. der Haft entlassen. In seinem Prozeß erzielte er demnächst in letzter Instanz ein freisprechendes Urteil. Seine Verhaftung war nicht, wie man nach der Darstellung des Herzogs annehmen muß, auf Initiative der

koburgischen Gerichtsbeamten erfolgt, sondern auf grund einer „auf höchsten Befehl“ von dem Herzoglich sächsischen Staatsministerium an das Justizkollegium ergangenen Verfügung, also direkt vom Herzog selbst veranlaßt.

Selbstverständlich mußte der Minister über diesen Vorfall an seinen Souverän berichten und hat er, wenn man der Erzählung des Herzogs Glauben schenken will, in diesem Bericht seinen Fürsten derartig belogen, daß dieser ihn sofort wegen Lügenhaftigkeit „absetzte“, sobald er über den wahren Sachverhalt von dem Herzog aufgeklärt war. Daß diese fürstliche Darstellung aber fast ganz dem Reich der Phantasie angehört, ergiebt sich klar und deutlich aus dem vom Sohn publizierten, an seinen Vater nach erfolgter Entlassung gerichteten Schreiben des Fürsten: „Von Ungnade ist durchaus keine Rede, auch liegt weder Verleumdung noch Beschuldigung gegen Sie vor — es soll nur ein Wechsel der Person stattfinden, der mir aus höheren Rücksichten bei den gespannten Verhältnissen im Lande und bei Ihrem vorgerückten Alter notwendig erschien.“

Daß der Sohn über die das Andenken seines Vaters herabwürdigende Schilderung des Herzogs tief entrüstet ist und dem offenen Ausdruck giebt, ist selbstverständlich. Daß Hannibal Fischer sehr exzentrisch gewesen und viele Sonderbarkeiten gehabt, giebt auch der Sohn zu. Den Meisten wird Hannibal Fischer, der seit 20 Jahren tot ist, heute eine unbekannte Persönlichkeit sein, der der Herzog wohl die Grabesruhe hätte gönnen können. Wenn er es nicht gethan hat, so ist es wohl einmal deswegen geschehen, um das eigene Verhalten erneut vor der Welt zu rechtfertigen, und sodann, um den ihm verhaßten Reaktionären, als deren Typus er Fischer hinstellt, einen gehörigen Hieb zu versetzen. Um so besser ist es aber auch, daß gerade bei dieser Gelegenheit an einem Einzelfall, der als solcher kein großes Interesse heute bietet, unwiderleglich nachgewiesen ist, wie sehr in „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ die Geschichte gefälscht wird, Thatsachen tendenziös gruppiert oder weggelassen werden. Die kleine Fischersche Broschüre zur Rechtfertigung seines Vaters wird bald ganz vergessen sein. Das dickbändige fürstliche Werk wird auf die Nachwelt kommen. Hoffentlich werden künftige Geschichtsschreiber nicht vergessen, daß dasselbe in favorem Herzogs Ernst geschrieben und als Geschichtsquelle trotz des vielen Interessanten, was es bietet, nur mit Vorsicht benutzt werden kann.

4. Biographisches.

— **Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette von Bissing.** Mit einem Bilde. (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, Besserſche Buchhandlung.) 1889. 457 S. 7 Mk.

Wie jede Bereicherung unserer Kenntnis der Weimarer Zeit für weite Kreise von hohem Interesse, so muß in ganz hervorragendem Maße eine Biographie wie die vorstehende, deren Lektüre schon an und für sich ein hoher Genuß ist, überall freudigster Aufnahme begegnen.

Freiherr Karl von Imhoff, einem alten Nürnberger Geschlechte entstammend, war als Offizier in englischen Diensten nach Indien gegangen und hatte seine Frau, eine Französin, unter dem Schutze seines Freundes Warren Hastings, Generalgouverneurs von Bengalen, zurückgelassen. Leidenschaftliche Neigung der schönen Frau zu Hastings veranlaßte Scheidung der Ehe. Imhoff heiratete bald darauf die jüngste Schwester der Frau von Stein, eine Hofdame in Gotha, von der Göthe — höchst charakteristisch — zu seiner Freundin sagte: „Deine Schwester ist ein liebes Geschöpf, wie ich eines für mich haben möchte und dann nichts weiter geliebt.“ — Imhoffs Sohn erster Ehe wurde, da Hastings' Ehe kinderlos blieb, von diesem später adoptiert und starb hochbetagt als englischer General. Amalie von Imhoff entstammte der zweiten Ehe. — Von bedeutendem Interesse ist ein Brief, den Karl von Imhoff noch vor Amaliens Geburt an seine damals in Weimar weilende Frau schreibt, weil darin Frau von Steins Verhältnis zu Göthe von wohlunterrichteter Seite eine merkwürdige Beurteilung findet. „Mir träumte vor ein paar Tagen, daß Göthe dir den Hof mache und du ihm dein Bild gabst, was ich gemalt, du verbotest ihm, es mir zu sagen, weil ich schon eiferſüchtig sei. — So ein Traum ist kein Spaß bei meiner Anlage und in meiner Einsamkeit. Ich weiß aber, daß es nur ein Traum war und für deine Frau Schwester wünsche ich, daß es nur ein Traum gewesen und sie im Wachen steht.“ — Eine hochbedeutsame Frau war die Großmutter, die verwittwete Frau von Schardt. Als sie eines Tages auf dem Platze ihrer Tochter, der Frau von Stein, einen Zettel Göthes fand, der jene berühmte Strophe enthielt: „Der du von dem Himmel bist — süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust“, schrieb die glaubensstarke Frau als Kritik das Bibelwort darunter: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt.“ Auf die dringende Bitte der Frau von Stein, ihr nach dem Tode ein Zeichen ihres Fortlebens zu geben, antwortete sie mit den auch in anderen ähnlichen Fällen treffenden Worten: „Ihr habt Mose und die Propheten.“ Ueberaus merkwürdig ist auch ihre im vierzigsten Lebensjahre geschriebene „Feierliche Uebergebung an Gott“, von welcher die Herausgeberin mit vollem Rechte sagt, daß sie eher aus der Lutherzeit zu stammen scheine, als aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Amalie, von ihren Freunden „die Sappho am Hofe“ genannt, lebte als Hofdame. Ihre hervorragenden Talente in Malerei, Musik und Dichtkunst gewannen ihr viele Bewunderer, unter anderen auch Friedrich Gentz, der ihr einen Antrag machte. Ihre poetischen Versuche nahm Schiller unter seinen besonderen Schutz. Sie verlobte sich mit einem schwedischen Offizier, der sich durch eigene Kraft aus ärmlichsten Verhältnissen herausgearbeitet hatte, so daß er allmählich zu den höchsten Ehrenstellen emporstieg. Einer nach Konstantinopel geschickten Gesandtschaft beigegeben, arbeitete er für den Sultan artilleristische Abhandlungen zu gunsten der Bildung des türkischen Heeres aus.

Mit Homer in der Hand durchforschte der ehemalige Unteroffizier die Ebene von Troja. Heyne in Göttingen veröffentlichte von ihm archäologische Abhandlungen. Ebenso stand er mit Gall, Voß und anderen Gelehrten in anregender Verbindung. In einem Briefe an seine Braut, die in Deutschland zurückgeblieben war, bis seine Stellung in Schweden so weit geordnet schien, daß er ein Heim gründen konnte, erzählt er in ergreifender Weise seine früheren Lebensschicksale. Er schildert, wie er, vom Donner der Geschütze begrüßt, an der Spitze seines Regimentes in Gothenburg einzieht und bei einem Kupferschmied, wo ihm einst mancher Häring und manche Kartoffel aus Erbarmen geschenkt worden war, in dankbarer Erinnerung diese Leckerbissen wiederum genießt, denen zur Feier des Tages noch Pfannkuchen hinzugefügt war. Nach Schweden übersiedelt, dessen Natur und Gesellschaft Amalie anziehend schildert und woselbst sie wichtige Verbindungen anknüpft, nötigt sie ihr Gesundheitszustand bald, mit ihren Kindern nach Deutschland zurückzukehren, während Helvig zurückbleibt, bis er, durch Intriguen und Mißgeschick aller Art genötigt, drei Jahre später ebenfalls sein Vaterland verläßt. Mittlerweile hat Amalie, oft nur auf den Betrag ihrer Arbeiten angewiesen, in Heidelberg im Umgange mit Voß, den Brüdern Boisserée, Welcker, Brentano, Arnim, Cornelius eine ihre Fähigkeiten im höchsten Grade fördernde Zeit verbracht, die nur getrübt wurde durch den Verlust eines geliebten Kindes und die Trennung von ihrem Manne. Helvig, durch Zurücksetzung, finanzielle Ungeschicklichkeit, selbstquälerisches Wesen verbittert, findet auch in Deutschland später nicht die gewünschte Anerkennung.

Amalie kehrt nach Schweden zurück, ordnet die dortigen Verhältnisse, zieht mit Helvig, der in preußische Dienste tritt, nach Berlin, wo sie im Kreise der bedeutendsten Persönlichkeiten, wie Hufeland, Fouqué, Schleiermacher, Savigny, Bettina, Gneisenau lebt. Helvig geht nach Engers, um daselbst Versuche anzustellen, neue Kanonenrohre, deren Anfertigung in Bronze die vorhandenen Mittel der Kriegsverwaltung überstieg, vermittelst des im nahen Sayn vorhandenen Eisens herzustellen. Den Sommer brachte Amalie mit ihren Kindern ebenfalls in Engers zu, kehrte aber bald nach Berlin zurück, um an ihrer Uebersetzung des Frithiof weiterzuarbeiten, die zu ihrer Freude Göthes Beifall findet. Auf einer Badereise nach Salzbrunn begriffen, erhält sie die Nachricht von der unerwarteten Verabschiedung ihres Mannes. Amaliens Gesundheit findet nicht die nötige Stärkung; die von der Mutter ererbte Schwindsucht führte 1831 in ihrem 56. Lebensjahre zu tödlichem Ausgange.

Was den poetischen Wert der Dichtungen Amaliens angeht, die natürlich im Weimarer Fahrwasser segeln, so wäre es bedenklich, nach den nur gelegentlich mitgeteilten Proben, zum teil Gratulationsschreiben und ähnlichen Gelegenheitsgedichten, darüber ein Urteil fällen zu wollen. Als Hauptwerke erscheinen die genannte Uebersetzung und die unter Schillers Auspizien erschienenen Schwestern von Lesbos. Wie tief poetisch jedoch Amalie angelegt war, zeigen gelegentliche Bemerkungen in ihren Briefen. So spielt sie einmal die Rolle der Iphigenie und wird darauf drei Wochen ernstlich krank, da ein Kirschlorbeerkranz auf ihre reizbare Kopfhaut die gefährlichste Wirkung gehabt hatte. „Vielleicht“, sagte sie sinnig, „sollte ich mir die giftige Wirkung des Lorbeerkranzes bildlich als eine Vorbedeutung erklären, daß dieser blühende Schmuck der schmerzlichen Wunden so viele giebt, als er Blätter trägt.“ Ihre Ahnung hat sie nicht betrogen. — Die Schilderung des nordischen Winters S. 232 ff. ist wahrhaft dichterisch. Für ihre Zeit wohlthuend berühren ihre vernünftigen pädagogischen Grundsätze. „Vror lasse ich par principe freies Spiel; eine Sicherheit, die auf die physische und moralische Verkrüppelung gebaut ist, kann keine solche genannt werden. Wir müssen und wollen ihn in Gottes Hände geben, damit er nicht in der Menschen Hände verderbe. Die Rute steckt auch hier hinter dem Spiegel und bleibt nicht immer an dieser verborgenen Stelle, sondern dringt auch in andere Verborgenheiten ein.“ — Zum Schlusse sei noch eine hübsche Anekdote über Göthe und die Staël mitgeteilt, die Amalie an Helvig berichtet. „Göthe war ebenso gespannt, ihre Bekanntschaft zu machen, als sie die seinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: „Es war eine interessante Stunde, ich bin nicht zu Worte gekommen, sie spricht gut, aber viel, sehr viel.“ Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe, auch sie bekannte, nicht zu Wort gekommen zu sein. „Wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu“, soll sie geseufzt haben. Wer sprach? Wer schwieg?“

Nach den mitgeteilten Proben wird man es begreiflich finden, wenn wir nicht anstehen, das Werk Henriette von Bissings, einer Kusine der Tochter Amaliens, für eine der gehaltvollsten biographischen Publikationen der neueren Zeit zu erklären. Wir können sie als Lektüre jedem dringend empfehlen, der die Kenntnis einer ungewöhnlich beanlagten, edlen Natur und ihres Strebens der Beschäftigung mit schaler Tageslektüre vorzieht.

— Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohn Brix Förster. Mit einem Bilde. (Berlin, Wilh. Hertz.) VII und 225 S. 4 Mk.

Ein vortreffliches Buch, ein Buch für die deutsche Familie! Der Herausgeber hat nach dem Tode seines Vaters, des bekannten Kunsthistorikers Ernst Förster, die Briefe seiner Mutter zum erstenmale gelesen. Aus den alten verstaubten Blättern — Emma Förster, geboren 1802, ist 1853 gestorben — strahlte ihm leuchtend und wärmend entgegen: „eine Seele, überströmend von Liebe, ein Geist voll tiefgehender Beobachtungsgabe und ein erfrischender Humor, der die Freude schafft und durch Freude bezaubert“. Denselben Eindruck erhält der Leser dieser originellen, bald ernsten, öfter heiteren, immer liebreichen und geist-

erfüllten Briefe. Die Tochter Jean Pauls war eine echt süddeutsche Natur, rasch, unmittelbar, frisch. In ihrer Jugend steht sie dem christlichen Glauben und der Kirche so gegenüber, daß man ihren Gedanken den Einfluß des Rationalismus abfühlt, aber der lebendige Verkehr mit Thiersch, Schaden, Puchta, Schubert hat der aufrichtigen Frau die Augen mehr und mehr für die ewigen Güter geöffnet. — Der Herausgeber hat durch Anmerkungen und Zwischenbemerkungen den biographischen Teil vervollständigt. S. 139 ist ihm ein Irrtum untergelaufen. Der Vater der verwitweten Königin Marie von Baiern, Prinz Wilhelm von Preußen, war nicht der Vetter, sondern der Oheim Kaiser Wilhelms I. — Möchte diese Lebensgeschichte in Briefen überall in der deutschen Familie, insbesondere bei den deutschen Frauen, die wärmste Aufnahme finden. Eine solche Aufnahme verdient das Buch im vollsten Maße.

O. K.

— Josephine Butler. Ein Lebensbild von W. T. Stead. (Kassel, Verlag von Ernst Röttger.) Pr. 0,60 Mk. 64 S.

Das kurze Lebensbild einer Frau, welche ihre ganze Kraft an ein spezielles dunkles Gebiet der inneren Mission gesetzt hat. „Als Frau Butler im Sommer 1864 von einer dreiwöchentlichen Reise heimkehrte, erwartete sie im Korridor ihres Hauses in Cheltenham ihre Tochter zur Begrüßung. Sie hatte mehrere Söhne, aber nur diese einzige Tochter, mit Namen Evangeline, der Liebling des ganzen Hauses. Voll fröhlichen Lebens, einer fast ungestümen Lebhaftigkeit, flatterte das Kind einige Jahre in Haus und Garten umher, ein Bild der Freude und des Glückes. Als Evangeline der Mutter Stimme hörte, eilte sie aus ihrem Zimmer, voll Sehnsucht, sie zu umarmen. Sie stand oben an der Treppe, bog sich über die Ballustrade, verlor das Gleichgewicht und fiel hinunter. Man hörte einen markerschütternden Schrei und im nächsten Moment lag das Kind zerschmettert und sterbend zu den Füßen seiner Eltern. — Es war ein hohes Treppenhaus, der Marmorboden hart und kalt. Das liebliche Wesen mit goldlockigem Haar, festlich gekleidet zum Empfang der Mutter, wurde in ihr Zimmer getragen, wo es bewußtlos mit dem Tode ringend lag. Es war hoffnungslos verloren. Stundenlang lag sie in Krämpfen, erst gegen zwei Uhr morgens machte ein sanfter Tod ihrem Leiden ein Ende — dann war alles still. Dieses war der Ruf an Josephine Butler, welcher sie zuerst zur Arbeit trieb, er erging an eine Frau, welche von Kindheit an vorbereitet war auf die Mission, die ihrer wartete."

Was Frau Butler nun geleistet hat an vielgeschäftiger Wirksamkeit im Kampf gegen die Regulierung des Lasters ist in der That bewundernswert. Sie hat Hunderte von Versammlungen, Tausende von Petitionen und Millionen von Unterschriften zusammengebracht, um gegen das vermeintliche Unheil zu stürmen, welches ihrer Ansicht nach durch die staatliche Behandlung der Prostitution erwächst. Und in dem Sinne, daß es wünschenswert ist, wenn das Gewissen der Einzelnen und der Völker nach Seite der Sittlichkeit im engeren Sinne geschärft wird, können wir nur wünschen, daß das Büchlein viele Leser finden möge. Auf der anderen Seite muß freilich gesagt werden, daß es nicht möglich ist, mit besonnenem Urteil allen Einseitigkeiten dieser Bewegung zuzustimmen. Gerade wie die Temperenzler in England gegen Bier und Branntwein, d. h. gegen das tote Getränk wüten, während doch nur der Mißbrauch zu bekämpfen ist, den die lebendigen Menschen damit treiben, ebenso wird hier gegen gewisse ärztliche Untersuchungen gestürmt, während doch die Polizei garnicht umhin kann, gegen unverbesserliche auch in dieser Weise vorzugehen. Daß solche Untersuchung die moralisch tiefst gesunkenen noch unmoralischer machen sollte, ist eine völlig unerweisliche Behauptung. Verwerflich erscheint die ärztliche Untersuchung nur dann, wenn sie zum Ausgangspunkt von Konzessionen gemacht wird. Von diesen Ausstellungen abgesehen, ist der Eifer Josephine Butlers vorbildlich; derselbe kann manchen tief beschämen, der vielleicht prinzipiell korrekter steht, aber die Dinge gehen läßt nach der alten Weise: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

5. Litteratur.

— Göthes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. 1. Lieferung. (Leipzig, F. W. v. Biedermann.) 80 S.

Der Anfang eines großen, auf sieben Bände veranschlagten Werkes, in welchem chronologisch alle authentisch überlieferten Aeußerungen Göthes — selbstverständlich mit Ausschluß der in Göthes Schriften enthaltenen — auf grund langjähriger Studien zusammengetragen sind. Jedem Bande wird ein Inhaltsverzeichnis und ein Quellennachweis, dem ganzen Werke aber ein ausführliches Personen- und Sachregister beigegeben werden. Handgreiflich erfundene Erzählungen von Begegnungen mit Göthe, wie sie in sechs verschiedenen Jahrgängen der für die litterarische Genügsamkeit und Harmlosigkeit berechneten „Gartenlaube" erschienen sind, bleiben ausgeschlossen, ebenso Bettinens phantastische Erzählungen und die unbeglaubigten, des Irrtums und der Täuschung dringend verdächtigen Nachrichten mancher anderer. Unter dem Ausdruck „Gespräche" werden auch einzelne von Göthe überlieferte Aeußerungen verstanden. Ganz unbedeutendes hat der Herausgeber als Ballast angesehen und weggelassen. — Das vorliegende Heft enthält 56 Nummern. Welcher Fleiß dazu gehört hat, diese 56 Nummern auszuziehen, läßt sich aus dem Quellennachweis auf den zwei letzten Seiten des Umschlags erkennen. — Wer Göthe nur aus seinen Werken kennt, also weder aus seinen Briefen, noch aus seinen Gesprächen, der kann in ihm respektvoll nur den genialen Mann erkennen. In seinen Briefen und noch mehr in seinen Gesprächen tritt uns der große Dichter menschlich näher. Gleich in der ersten Nummer wird mitgeteilt, daß der Student Göthe seinem Lehrer in der Kupferstechkunst, Johann Michael Stock in Leipzig, auf dessen Frage, in was er seine Töchter solle unterrichten

lassen, die Antwort gegeben habe: „In nichts anderem, als in der Wirtschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das beste sein." Wenn man vorher erfahren hat, daß Stock in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, so kann man diesen Rat nur gutheißen. — Die in Nr. 5, 6 und 7 mitgeteilten, von Jung-Stilling überlieferten Aeußerungen des jungen Goethe aus seiner Straßburger Zeit sind zwar aus Stillings Leben längst bekannt, aber in ihrer Zusammenstellung machen sie in erhöhtem Maße einen wohlthuenden Eindruck. Der Eindruck anderer Stücke ist der entgegengesetzte, z. B. Nr. 26, a. Ich kann nur sagen, daß der Graf Friedrich Leopold von Stolberg seinen Jugendfreund gerecht beurteilt hat. — Möchte das fleißige Sammelwerk Biedermanns die warme Aufnahme finden, welche es reichlich verdient. O. K.

6. Poesie.

— Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. 5. Band, 3. und 4. Heft. S. 195 bis 378. 3 Hefte 4 Mk. (Dresden, L. Ehlermann.)

Das Dezemberheft ist mit dem Bilde Otto Gildemeisters geziert. Ein Aufsatz von Arthur Fitger, dem bekannten Maler und Dichter, weist auf die Verdienste Gildemeisters als Uebersetzer von Byron, Shakespeare, Ariost und Dante hin. Mit vollem Recht spricht Fitger von G.'s Meisterschaft im Uebersetzen. Die in diesem Heft abgedruckte, von G. übersetzte Satire Ariosts bringt den Beweis für das Fitgersche Lob. — Das Januarheft bringt das Bild Göthes nach dem 1822 von Heinrich Kolbe aus Düsseldorf in Weimar gemalten Original. Von diesem Bilde hat Deinhardstein in seinen 1831 herausgekommenen, längst verschollenen, vom Herausgeber in der Berliner Königl. Bibliothek aufgetriebenen „Skizzen einer Reise u. s. w." gesagt, daß der Dichter „ganz getroffen" sei. Der Herausgeber Franzos ist aber auf dieses Reisebuch aufmerksam geworden durch eine Reihe von steifen, förmlichen Geschäftsbriefen, welche die alte Weimarer Exzellenz 1830 an Deinhardstein gerichtet hat. Die Art und Weise, wie Franzos den charakterlosen Wiener Litteraten, Theatermann und Dichter gekennzeichnet hat, verdient um ihres gerechten und billigen Sinnes willen alle Anerkennung. — Niemand kann besser über das sich selbst genügende Dichten kümmerlich begabter Poeten urteilen, als Franzos. Er hat mit den versifizierten Gedanken von Dilettanten beiderlei Geschlechts fortwährend seine große Not. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn er einmal die ganze Sammlung eines modernen Dichterlings unter die Feder nimmt. Dies geschieht in der litterarischen Notiz über „den Dichter der Gegenwart" von Gustav Eckers aus Riga. Armer Eckers, wie ist Franzos mit dir umgesprungen! — Die erzählende Poesie ist in den vorliegenden Heften durch die Novellen „Zu spät" von Otto Roquette und „Ich oder du" von Marie von Olfers, sowie durch die „wahrhaftige Dorfgeschichte aus Schwaben" Jörg und Hans Katzwadel von Ilse Frapan vertreten. Ich gebe der vortrefflich nach dem Leben erzählten, an den Eindruck von markigen, festen Holzschnitten erinnernden Dorfgeschichte den Vorzug vor den beiden an sich vortrefflich erzählten, aber an allerlei Unwahrscheinlichkeiten oder richtiger an ungenügend begründeten Wahrscheinlichkeiten leidenden Novellen.

Die dramatische Dichtung hat Paul Heyse mit dem Volksschauspiel „Weltuntergang" geliefert. P. Heyse gehört mit B. Auerbach, A. Daudet und anderen zu den Dichtern, welche immer wieder den Versuch machen, von dem ihnen zugewiesenen Felde der epischen Dichtung auf das ihnen verschlossene Gebiet des Dramas hinüberzugehen. Der Heysesche „Weltuntergang" liest sich um seiner trefflichen Verse willen ganz gut, von der Bühne wird er, nach den bisherigen Erfahrungen zu urteilen, bald für immer verschwinden. Es wird zu viel erzählt, zu viel geredet. „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls!" hat seinerzeit Platen den lyrischen Dichtern zugerufen, um ihnen den fehlenden Erfolg zu erklären. Derselbe Zuruf gilt auch den Epikern. Heyse könnte sich jetzt einmal Ruhe gönnen. Er hat genug gedichtet in allen Fächern der Poesie. — Die Rezensionen der beiden Hefte haben, wie sonst, O. Hartung, H. Lambel und der Herausgeber geschrieben, unbestechliche Richter. O. K.

— Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten von Martin Greif. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) 1889. 138 S.

Konradin, unbestritten eine der tragischsten Gestalten der deutschen Geschichte, zu dessen härtestem Geschicke es gehört, daß er fast alljährlich noch nach seinem Tode einige dramatische Hinrichtungen über sich ergehen lassen muß, feiert dafür hier in Martin Greifs Dichtung eine wahrhaft poetische Auferstehung. Gewandte, formvollendete Darstellung, scharfe Charakteristik, geschicktes Herausgreifen der entscheidendsten Momente, schöne, oft ergreifende Sprache sichern den Erfolg dieses Dramas, das keinen Leser unbefriedigt lassen und auch auf der Bühne seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Auf einige kleine Einzelheiten, die bei einer zweiten Auflage vielleicht Berücksichtigung finden könnten, möchten wir die Aufmerksamkeit des Dichters lenken. S. 7 erscheint Barbara in diesem Augenblicke zu sehr als Statistin. Man erwartet nicht, daß sie stumm abgeht. Ein Ausdruck des Dankes und des Erstaunens wäre wohl angebracht. S. 28 fragt man sich, wie die Gesandten hinter der Szene den durch den schönen Schiffergesang nicht hinlänglich motivierten Wechsel des Entschlusses von seiten Konradins vernehmen. Im zweiten Akte ist die Begrüßung Konrads von Antiochien etwas zu knapp ausgefallen, zumal im Gegensatz zu der durch Kuß vollzogenen Verabschiedung. Ebenso erscheint der Wandel der Gesinnung bei Violante, auch wenn man das blitzartig wirkende Wesen der Liebe in Betracht zieht, von dem auf der Bühne allerdings ein etwas ausgedehnterer Gebrauch gemacht wird, wie im

Leben, immer noch zu rasch. So findet sie seine Beredsamkeit hinreißend, obwohl er erst sehr geringe Proben davon ihr gegenüber gegeben hat. — Eine etwas ungewöhnliche Stellung S. 48 „der ja bin ich" wäre leicht zu ändern. Seltsam erscheint die Betonung von Latwerg auf der ersten Silbe. Im Personenverzeichnis und S. 30 stünde besser sein für dessen, das sich auf Verona bezieht.

Diese kleinen Ausstellungen, die nur das Interesse bezeugen mögen, das wir an Greifs Dichtung genommen haben, vermögen nicht im geringsten den Eindruck des ganzen Werkes, als eines der besten Trauerspiele, die uns die neueste Zeit gebracht hat, zu schmälern.

Das Trauerspiel ist Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten Luitpold gewidmet.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen von Franz Rzehák (Leipzig, Kommissionsverlag von Fr. Schneider.) 1888. 179 S.

Eine solch unbeabsichtigte Humoreske, wie die vorliegende angeblich historische Erzählung enthält, ist uns lange nicht vor Augen gekommen. In seinem Vorwort versichert der Verfasser, daß er nur einer eisernen Geduld das Gelingen der schwierig erschienenen Aufgabe verdanke. So groß seine Geduld auch gewesen sein mag, größer als diejenige, die er seinen Lesern zumutet, kann sie unmöglich gewesen sein. Wie es aber mit dem Gelingen aussieht, wird ein kurzer Auszug aus dem ersten Kapitel am besten zeigen.

Im Herbst des Jahres 1115 „durfte das Obst noch nicht halbwegs Anspruch auf die Qualifikation machen, gepflückt zu werden". Aber „an Heinrich V. schien sich der Fluch des Himmels auszusprechen". Sein Hoftraumdeuter prophezeit ein freudiges Ereignis. Infolge dessen „vertauscht der Kaiser die ihn anfänglich beherrschende düstere, so recht mit der Natur harmonierende Stimmung gegen eine gemäßigtere". Das dauert jedoch nicht lange, denn im Hofe hält ein gepanzerter Kriegsmann zu Roß und trifft eben „über Hals und Kopf" Anstalten, zu Boden zu steigen. Heinrich folgt unruhigen Blicks jeder Bewegung des auf so seltsame Weise absteigenden Kriegers und trinkt sich darauf „seelischen Mut" aus einem Becher, den er aus einer steinernen Amphora füllt. In jovialer Stimmung sorgt er auch für den Boten, der ihm eine Unglücksnachricht überbracht hat, „denn der Ritt hat jedenfalls in seinen Magen ein gewaltiges Loch gerissen". Sowie er aber wieder allein ist, beginnt in jähem Gefühlswechsel Heinrich „bitterlich zu weinen, schlägt mit geballten Händen sein Gesicht wund und zerrauft in wahnsinniger Weise sein Haar". Kein Wunder, daß er nach diesem Wutanfall durch den stets bereiten Henker dem Hoftraumdeuter den Kopf abschlagen läßt.

Dieser Auszug genügt, um sich von der Vorstellungsweise und der dichterischen Kraft des Verfassers ein Bild zu machen. Seine stilistischen Schönheiten sind damit jedoch noch lange nicht gekennzeichnet. Wie reizend weiß er z. B. die Koburger Frauenwelt zu schildern: „Reine germanische Rasse, Augen blau, Haar semmelblond, Füße und Hände klein, Wuchs schlank — lauter zündende Funken!" Bei solcher Schönheit versteht man — oder vielmehr versteht es auch nicht —, wie ein junger Mann seinen Genossen fragt: „Denkst du vielleicht, das Mädchen hätte auf mein Herz einen ungleich tieferen Eindruck wie bei dir gemacht?" Die Mädchen freuen sich auf die Kirmes, „ein Fest, welches in seiner Ursprünglichkeit das dem germanischen Gotte Thorr geweihte Herbstfest vorstellte", sie gehen ihrem älternlichen Hause zu, wobei eine von ihnen die Befürchtung ausspricht, einer der jungen Leute, der sie ganz eigenartig angesehen habe, aber dabei kein Wort gesagt hatte, habe sie damit „beschrien". Als Gegengift offenbar wird ihr angeboten, „alsdann zuvor nach der Mühle zu gehen und ein Töpfchen Rahm zu trinken." Groß und klein, alt und jung und was halbwegs die Beine rühren konnte (Hunde?), rückt zum Feste aus, denn „so eine schwere Masse von Zerstreuungen" war den guten Koburgern noch nie geboten worden. All dieser Unsinn befindet sich auf den ersten zwanzig Seiten des Buches. Von den unaufgeschnittenen übrigen Seiten seien nur noch zwei andere Stellen angeführt, die allein vollständig genügen würden, das Werk zu kennzeichnen. S. 152 heißt es: „Der schneidige Temperaturwechsel ultimo Januar brachte in die Raubritterfehde eine Wendung zum Guten." Infolge eines Schwertstichs stellt sich S. 105 bei Prieborn Fieber ein, „verbunden mit Unruhe, Schlaflosigkeit und Krämpfen. Dem Grade des Fiebers entsprechend war die Entzündung, der sich trockener Grund und geschwollener Umfang der Wunde zugesellte."

Doch genug des grausamen Spiels! Herr Rzehák würde gut thun, wenn er seine Kenntnisse der deutschen Schriftsprache zu Beschäftigungen verwenden wollte, denen er eher gewachsen ist, wie z. B. zum Anfertigen von Listen oder Adressen, zum Kopieren von Akten oder zum Führen von Handelsbüchern. Er wird daran mehr Freude erleben als am Schriftstellern, mit dem er schon schlimme Erfahrungen gemacht haben muß. Denn er erklärt stolz in seinem Vorworte: „Auf eine Polemik, welche Prieborn etwa anregen sollte, werde ich mich — das erkläre ich zugleich für dieses, wie für jedes andere Mal — unter keinen Umständen einlassen. Er ahnt also doch etwas! Das Motto des Prieborn lautet: Virum bonum esse maxima laus est. Als Mensch mag ja der Verfasser recht gut sein, aber als Schriftsteller ist er gefährlich wie Schinderhannes. Sein Werk, an das er sich selbstverständlich alle Rechte vorbehält und das er „in den Schoß der parteilosen Gunst des Publikums legt", ist mit seinem Bildnis geziert. Herr Rzehák macht einen recht freundlichen Eindruck.

— Hoch oben. Novellen von J. Dery. (Stuttgart 1888. A. Bonz & Komp.) 167 S.

Zwei Novellen, von denen die erste, im dritten

Bande der Franzos'schen „Deutschen Dichtung" veröffentlicht, früher entstanden ist, als die zweite, welche s. Z. in irgend einem Wiener Blatt Aufnahme gefunden hat. „Variatio delectat" ist eine Skizze, „Meine Braut" eine abgerundete Novelle. Die Verfasserin, eine junge Wienerin, ist ganz unzweifelhaft ein hervorragendes Talent. Sie kennt die vornehme Gesellschaft Wiens sehr gut, sie hat dieses mit Paris fast auf einer Linie stehende Stück Welt als tüchtige Realistin sorgfältig studirt und ihren nach dem Leben entstandenen Dichtungen in einer überaus knappen, gedrungenen Sprache eine Form gegeben, welche wesentlich dazu beiträgt, den Leser von Anfang bis zu Ende in der richtigen Spannung zu lassen. Die Skizze und die Novelle ruhen ganz auf dem modernen Boden des Pessimismus, doch endet die Novelle mit der Rückkehr zur Ehe, während sonst Ehebruch das Thema ist, um welches sich alles dreht. Die Verdorbenheit, die Schlechtigkeit der vornehmen Gesellschaft weiß die Verfasserin in so klaren, bestimmten Umrissen zu zeichnen, daß man beim Lesen immer wieder daran denken muß, in welch entsetzlichen Abgrund ganz Europa vor kurzem gesehen hat, als die sehr vornehme Novelle in Meierling bei Wien zu Ende ging. Die Verfasserin reißt der Sünde, dem Laster unbarmherzig die Maske ab, sie hat aber dem Geiste, der stets verneint, alles in Frage stellt, keine Schranke kennt, zu Tod und Verderben führt, nichts Positives, nichts Ethisches in lebendigen, dem Leben entnommenen Gestalten gegenüberzustellen. Ihre Dichtungen machen deshalb den Eindruck von Kriminal-Novellen. Bei diesen muß der Leser das Rechte, Gesunde, Tüchtige zwischen den Zeilen lesen, also von sich aus dazuthun. Es ist genau so wie bei A. Daudet. Die Parallele zwischen Spielhagen und Dery liegt auf der Hand. Hoffentlich schreibt J. Dery künftighin nicht ausschließlich gegen den Adel. Ich denke, die Bürgerlichen in Wien geben auch Stoff zu Schattenbildern. Daß nur gereifte Leser die vorliegenden Novellen zu würdigen wissen, daß man sie also dem jungen Volk nicht in die Hände geben soll, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. O. K.

— Die Tochter des Bildhauers. Von Eglanton Thorne. Autorisierte Uebersetzung von „Ida Nicolari" von Marie Morgenstern. (Stuttgart 1888. J. F. Steinkopf.) 306 S. 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Eine gediegene Erzählung aus dem Englischen. Es sind nicht viele Personen, welche das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, aber alle Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Aufrichtiger Deismus, der zum Christentum führt. Gläubiges Christentum, das sich im Leben bewährt. Aeußerliches, lediglich formal-kirchliches Bekenntnis, das in der Zeit der Anfechtung zu schanden wird. Und endlich ordinärer Krämergeist, dem Geld und Zinsen die Höhe des Daseins ausmachen. Das sind so ziemlich, neben der üblichen Liebesgeschichte, welche aber in diesem Buche mehr Dornen als Rosen zeigt, die Hauptgedanken, um die sich die schlichte, klare, gesunde Erzählung dreht. Solche Bücher kann man jedermann in die Hand geben, ohne irgend welche Einschränkung! O. K.

8. Verschiedenes.

— Kaiser Wilhelm II. In seinem Werden und bisherigen Wirken geschildert für Jung und Alt von Dr. Otto Kuntzemüller. (Frankfurt a. O. und Leipzig. Verlag von Hermann Oesterwitz.) 1889. 320 S.

Wie häufig kann es begegnen, daß man über irgend ein Datum, irgend eine Thatsache aus dem Leben unseres Kaisers Belehrung wünscht. Da bietet sich vorgenanntes Schriftchen als anspruchsloser Ratgeber dar. In zusammenhängender Darstellung erfährt man daraus so ziemlich alles, was über das Leben Kaiser Wilhelms bis jetzt in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Hinzpeter, Graf Douglas sind, in Verbindung mit den Berichten der bestinformirten Tagesblätter und der illustrierten Zeitungen geschickt benutzt und zu einem Ganzen verarbeitet, das bis zur Romfahrt des Kaisers fortgeführt ist. Besonderen Wert verleiht der genaue Abdruck der verschiedenen Erlasse des Kaisers, sowie der an ihn gerichteten Adressen.

Leidlich gute Lichtdrucke, die das Bildnis des Kaisers, seiner Gemahlin und der ältesten zwei Prinzen" geben, dienen dem Büchlein zur Zierde.

— Zur Duellfrage von Alexander von Oetingen. (Dorpat, Verlag E. J. Carow, Universitätsbuchhandlung.)

Ueber die an der Dorpater Universität brennende Duellfrage hat Verfasser im März vorigen Jahres Vorträge gehalten. Diese Vorträge sind jetzt in Broschürenform weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Verfasser giebt zunächst eine geschichtliche Entwickelung: der Zweikampf im vorchristlichen Altertum, der biblische und urchristliche Ehrbegriff, mittelalterliche Vorgeschichte des Duells und die moderne Entwickelung des Ehrenzweikampfs. Hieran schließt sich der zweite Teil: Die prinzipielle Beleuchtung des Duells. Die Gründe für die angebliche Berechtigung und Notwendigkeit des Duells werden geprüft und miteinander abgewogen. Die Unzulässigkeit des Duells wird theoretisch nachgewiesen und die Schuld der verschiedenen Gesellschaftsklassen an dem trotzdem fortwuchernden Uebel untersucht. Endlich werden Vorschläge zur Ueberwindung des Duells gemacht.

Scheinen diese Darlegungen auch sehr weitschichtig angelegt zu sein und alle Momente, die in der Duellfrage in Betracht kommen, in Erwägung zu ziehen, so ist dies thatsächlich doch nicht der Fall. Im prinzipiellen Teil wird wesentlich nur das Studentenduell, wie es an der Dorpater Universität gang und gäbe ist, erörtert, Erörterungen, die allerdings auf die deutschen Universitätsverhältnisse auch teilweise zutreffen. Nur ist bei uns in Deutschland die Duellfrage nicht an den Universitäten zu lösen, wie dies in Dorpat wohl der Fall sein mag. Der Kernpunkt der Duellfrage liegt bei uns nicht in den Studenten-Paukereien oder auch Duellen, sondern in dem Offiziersduell und in dem weiteren Umstande,

daß jeder gesunde, gebildete und ehrenhafte Deutsche entweder einem aktiven Offizierkorps oder einem Landwehr- und Reserve-Offizierkorps angehört. So lange jeder Offizier auf Spruch des Ehrengerichts zum Duell verpflichtet ist, eine Weigerung die Ausstoßung aus dem Offizierkorps und eine moralische Tötung des Betreffenden zur Folge hat, so lange mag in Deutschland noch so viel gegen das Duell geschrieben werden, wie man will, es wird nicht aus der Welt geschafft werden. Uebrigens wollen wir hier zur Richtigstellung bemerken, daß es kein preußisches Staatsgesetz giebt, welches den Offizieren in gewissen Fällen das Duell zur Pflicht macht. Gemeint ist Seite 46 vermutlich die von S. M. dem Kaiser Wilhelm I. als Kriegsherr erlassene Allerhöchste Kabinettsordre betreffend das ehrengerichtliche Verfahren. Dieselbe ist selbstverständlich kein Staatsgesetz. Gesetzlich ist das Duell verboten, ehrengerichtlich wird es leider in gewissen Fällen zur Pflicht gemacht. tz.

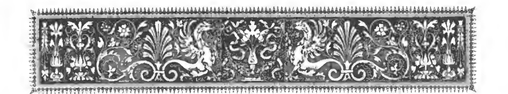
— Turmbuch. Turmformen aller Stile und Länder. Gesammelt und gezeichnet von Konrad Sutter. Mit einem Vorwort von Dr. Friedrich Schneider. (Berlin, Ernst Wasmuth, Architektur-Buchhandlung.) 1889. Lieferung 3 bis 8.

Das jetzt vollendet vorliegende Werk enthält nicht weniger als 259 Turmformen. Welche Mannigfaltigkeit zwischen dem ersten, die Türme des Wormser Domes zeigenden Blatt und dem die letzte Stelle der geographisch-geschichtlichen Uebersicht einnehmenden Porzellanturm in Nanking. — Ein Blick genügt, um den Reichtum und den Ernst der Turmbauten in christlichen Ländern gegenüber der Phantasterei heidnischer Nationen zu erkennen. Die Türme der Dome von Mainz, Köln, Wien, Freiburg, Straßburg, Antwerpen, die Wehrtürme von Basel, Köln, Rotenburg a. d. T., Andernach, Oberwesel, die Türme französischer Schlösser, wie z. B. Chambord, Chateaubriant, die an die Herrschaft der Mauren erinnernden spanischen Türme, die wenig schönen Kirchtürme Londons, die in der Vervielfältigung nicht ganz geratenen Türme der berühmtesten englischen Kathedralen, die Türmchen von Rathäusern, Villen, Wohnhäusern — schon aus dieser Aufzählung läßt sich abnehmen, daß wir es mit einer reichen Sammlung zu thun haben. — Die Sutterschen Zeichnungen habe ich einem befreundeten höheren Baubeamten, der selbst ein fleißiger, flotter Zeichner und Sammler ist, zur Augenweide vorgelegt. Wie entzückt hat sich dieser kompetente Beurteiler über das Turmbuch geäußert! Diese Aeußerungen würde ich gern hier wiedergeben, aber die lobenden Worte waren von so mancherlei Geberden, Ausrufen der Verwunderung, kurzen, rasch wiederholten Tönen des Erstaunens begleitet, daß sich die wörtliche Wiedergabe der Kritik ohne die nicht auf dem Papier wiederzugebenden begleitenden Umstände so arm ausnehmen würde, wie das Lob, welches nach Abspielung eines Musikstückes in hergebrachten Formen laut wird — zur Qual der Wissenden und nicht zur Freude der Künstler. O. K.

— Vom papiernen Stil. Von Otto Schröder. (Berlin 1889. Walter & Apolant.) 93 S.

Drei Aufsätze eines Germanisten, von welchen zwei bereits in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht worden sind. Der erste Aufsatz „Der große Papierne" stellt der gesprochenen, lebendigen und nach beiden sich richtenden Litteratursprache die papierne Sprache, die gemachte, leblose, verdorbene Sprache gegenüber. Dem guten gesunden Deutsch steht das durch den Einfluß der Juden entstandene, immer schlechter werdende Zeitungsdeutsch gegenüber. Merkwürdigerweise hat der Verf. auf diesen Einfluß nicht hingewiesen, während er doch das ebenfalls leblose, verdorbene Kanzleideutsch ins richtige Licht stellt. — Der zweite Aufsatz befaßt sich mit dem in seinem Wert heruntergekommenen Wort „Derselbe", auch hier kommt der Verf. auf den papiernen Stil zurück. „Dieser Mensch redet wie ein Buch" ist ein krankes Lob. Umgekehrt sei die Losung: „Dies Buch redet wie ein Mensch". — Der dritte Aufsatz „Wörter und Worte" handelt im wesentlichen von dem Hiatus bei einzelnen Klassikern. — Allgemeines Interesse kann nur der erste Aufsatz in Anspruch nehmen, doch sind auch in den beiden anderen manche treffende Bemerkungen enthalten. O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Alte und neue Schuld.

Novelle

von

M. Römanek.

Kapitel I.

Er hatte seine Rede an sie vollendet. In sich überstürzenden Worten voll heißer Leidenschaft hatte er gesprochen, und jeder Nerv an ihm zitterte vor Erregung und Spannung. Nun stand er vor ihr, etwas herabgebeugt, um besser in ihre gesenkten Augen zu sehen, deren lange, dunkle Wimpern fest auf den weichen Wangen ruhten. Sein jugendschönes Antlitz mit der hohen Stirn, dem krausen, dunkelblonden Haar darüber und den blitzenden Augen sah blaß aus, und die schlanken Hände drückten sich bebend auf ihre Finger, die zusammengefaßt in ihrem Schoße lagen.

Sie saß im Garten unter blühenden Sträuchern, deren biegsame Ranken sich um ihre Schultern schlangen; denn es war knospender, klingender Frühling. Rings um sie her lagen duftende Mairosen, Rosen hingen in dem blonden, welligen Haar; den angefangenen Kranz hatte sie zur Erde gleiten lassen, als er die Sprache begonnen, die sie zum ersten Mal in ihrem Leben hörte, und die ihr eine brennende Glut in die Wangen getrieben. Bis dahin hatte er ihr die Rosen gereicht; nun war das vergessen; er wollte eine schönere Rose brechen, eine Rose, die für ihn allein nur blühen sollte; was ging ihn da ein ganzes Meer von köstlichen Blumen an? Ihr vor kurzem so fröhliches Lachen war verstummt; der kleine rote Mund hatte die Sprache verloren, die unbefangenen Kinderaugen sahen nicht mehr auf.

Aber er wollte die Antwort erzwingen.

„Eva, liebe, liebe Eva, sprechen Sie doch! Es ist ja nicht möglich, daß Sie mich ohne die Hoffnung gehen lassen, daß, was ich Ihnen sagte, in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden hat. Eva, können Sie diese unerträgliche Minute noch verlängern?"

Nun hob sie endlich langsam die Augenlider empor und sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an.

„Was soll ich nur sagen, Tassilo? Es kam so überraschend; ich dachte gar nicht, nein, wirklich gar nicht daran."

„Aber jetzt müssen Sie daran denken, Eva," rief er dringend, „es kann doch nicht so schwer sein, zu antworten; es kann doch nicht so schwer sein, zu sagen: ‚Ich liebe

dich!‘ Weiter fordere ich ja nichts, und an diesen drei kleinen Worten hängt für mich mein Glück, mein Leben, mein Alles."

„Aber ich liebe Sie ja nicht, Tassilo, wie könnte ich eine Unwahrheit sagen?" versetzte sie stockend, „ich kann doch nicht —"

Allein plötzlich hielt sie inne; denn mit einem heftigen Ruck löste er seine Hände von den ihren, richtete sich auf und sah starr auf sie nieder. Sein Gesicht war furchtbar bleich geworden.

„Sie lieben mich nicht," wiederholte er langsam, „ja, das ist etwas anderes, etwas ganz anderes —, daran hatte ich nicht gedacht."

Es wurde einen Augenblick ganz still. Niemand war im Garten außer diesen zwei Menschenkindern, und zwischen ihnen hatte sich eben eine weite Kluft geöffnet; die konnte niemand überbrücken, und darum mußten sie verstummen. Eva blickte zu ihm auf. Er sah so verändert aus, und sie fürchtete sich.

„Tassilo," bat sie schüchtern. Er antwortete nicht und schien sie gar nicht zu hören. „Tassilo," wiederholte sie, „ich möchte, Sie hätten das nicht gesagt, und wir könnten wieder Rosen binden wie vorhin."

Er sah sie mit traurigem Ausdruck an.

„Das ist vorbei, Eva, Sie wissen nicht, was Liebe ist, wenn sie glauben, man könne schweigen, wo das Herz nur immer das Eine spricht, nur das Eine."

„Konnten Sie denn nicht eine andere lieben, als gerade mich, Tassilo?" rief sie flehend.

Er schüttelte das Haupt: „Nur Sie, nur Sie, immer Sie, so lange ich denken kann. Ach, Eva, unsere schöne Jugendzeit! Wie haben wir zusammen gespielt, gelacht, gesungen, all mein Denken, Reden und Thun, es galt ja immer Ihnen! Wenn Sie am Instrumente saßen und ich meiner Geige die Töne entlockte, die Ihnen oft die Thränen in die Augen trieben. da waren Sie es, die mich zur Begeisterung entflammten und einen Künstler aus mir machten. Das ist nun alles zu Ende."

Eva sah schnell auf: „Nein, Tassilo, das darf nicht sein," sagte sie fest, „meinen Sie, der wahre Genius hinge an schwachen Frauenherzen? Zeigen Sie, daß Sie ein Mann, daß Sie der Gottesgabe wert sind, die in Sie gelegt ist, arbeiten Sie, schaffen Sie etwas Großes, und wenn einstmals Ihr Name rühmend vor meinem Ohre genannt wird, wenn ich ihm in der Künstlerwelt begegne, dann will ich mit stolzer Freude Ihrer und dieses Augenblicks gedenken und sprechen: ‚Er war es wert; eine getäuschte Hoffnung machte ihn nicht schwach, sondern sie entfaltete die reichen Gaben in ihm zur schönsten, kräftigsten Blüte.‘"

Er stand geradegerichtet vor ihr und blickte auf sie nieder; es zuckte in seinem Gesichte und arbeitete gewaltig. Als sie geendet, flammten seine Augen auf, und um den Mund zeigte sich ein Zug von Energie, den man früher dort vermißt hatte.

„Eva, wer gab Ihnen diese Worte ein, Worte, wie ich sie nie von Ihnen vernommen," sagte er; „es liegt goldene Wahrheit darin, und so wahr ich hier stehe, ich will sie nicht vergessen. Leben Sie wohl, Eva, ich will arbeiten, streben, und Sie sollen von mir hören."

Er beugte sich rasch zu ihr, drückte einen Kuß auf ihre Finger, und dann hörte sie seine Schritte eilend sich entfernen. Sie neigte den Kopf auf den Steintisch vor ihr und blieb lange so sitzen. Dachte sie an Tassilo? Nein, aber an seine bittern Worte: „Sie wissen nicht, was Liebe ist," und wenn sie sich befragte, ob das wahr sei, so wanderten ihre Gedanken zu einem Abend — es war nicht lange her — da saß sie am Fenster in der Bibliothek; die Arbeit ruhte auf ihrem Schoß; es war zu dunkel geworden zum Nähen. Am Tische saß der Vater und neben ihm ein anderer Mann, nicht jung, nicht schön, nicht von beredten Worten wie Tassilo, vielmehr war er wortkarg, in seinem schwarzen Haar zeigten sich ein paar weiße Silberfäden, die Züge waren scharf vortretend und kräftig, auf der breiten, massiven Stirn zeigte sich zwischen den

starken, zusammenreichenden Augenbrauen eine Falte von solchem Ernst, daß sie bald Schwermut, bald Zorn bedeuten mochte und man sich hätte fürchten können. Solch einen Mann sollte ein junges Ding von 17 Jahren lieben, einen Mann von 39, einen wortkargen, gelehrten Professor? Undenkbar! das meinte alle Welt, und Eva glaubte auch, daß ihre Freundschaft für ihn, ihre Neigung, seine Nähe zu suchen, seiner Unterhaltung zu lauschen, ihr Wunsch, einen Blick, einen Händedruck von ihm zu erhalten, nichts sei, als die Verehrung für einen älteren Freund. Sie war ganz unbefangen bis zu eben jenem Abend. Der Vater hatte das Zimmer verlassen, um ein Buch zu holen, und Professor Döringen trat zu ihr an das Fenster. Er fragte sie nach ihren Beschäftigungen, nach ihren Büchern, ihrer Musik, er sagte ihr, daß er großen Genuß von dieser edlen Kunst habe, wenn er selber auch nicht ausübend sei. Ob er denn zuhöre, wenn musiziert werde, hatte sie erstaunt gefragt, er schaue dann meist so zerstreut drein, daß sie geglaubt, sein Geist weile in ganz anderen Regionen. „Wenn Sie spielen oder singen, so höre ich jeden Ton," war die Erwiderung gewesen. Dabei hatte er sie unter den buschigen Brauen hervor so eigentümlich angesehen, daß sie plötzlich wie mit Blut übergossen dagesessen und Wort und Blick ihr bis ins innerste Herz nachgezittert hatten. Dann kam der Vater zurück, und sie war auf ihr Zimmer gestürzt, hatte sich vor ihrem Bette niedergekniet und so, den Kopf in den Kissen geborgen, den lauten Schlag des Herzens zu beruhigen gesucht.

Es schien ihr so unmöglich, dies Gefühl, was sie zugleich fröhlich und traurig machte, und doch war es da, und doch blieb es. Sie lächelte fast, als sie jetzt den Kopf von dem Steintisch erhob und auf die Rosen in ihrem Schoß blickte. Armer Tassilo! Sie hatten sie vorhin zusammen gepflückt wie so manches Mal, nun lagen sie da, alle die süßen jungen Rosen, betrübt und welkend, ebenso wie über dies Stück glücklicher Jugendzeit nun eine plötzliche Dürre gekommen war. Es war doch schade, daß Tassilo Warbeck traurig fortgehen und sie, Eva Dannberg, traurig zurückbleiben mußte; denn ein Mann wie Professor Döringen konnte ja nie ein unbedeutendes kleines Mädchen lieben.

Sie seufzte, sammelte langsam die Rosen vom Boden auf und ging damit in das Haus. Nur den angefangenen Kranz ließ sie liegen; niemand kümmerte sich weiter um ihn; die Zeit, die Stürme, der Regen rissen daran und verwehten und vernichteten ihn, ein Abbild des gemeinsamen, unvollendeten Jugendlebens Tassilos und Evas.

Im Vorzimmer trat ihr der Vater entgegen: „Da bist du endlich, Eva, warst du im Garten?"

„Ja, Vater, suchtest du mich?"

„Ich habe mit dir in meinem Zimmer zu sprechen."

Sie folgte ihm dahin. Auf dem Tische lag ein Brief; der Vater nahm ihn von da, entfaltete ihn und strich mehrmals unruhig mit der Hand über den weißen Bogen, auf dem nur wenige Worte standen. Dabei sah er forschend und fragend nach der Tochter hin. Sie wollte ihm helfen.

„Was steht in dem Briefe, lieber Vater? Hat er etwas mit mir zu thun?"

„Ja, Eva, Professor Döringen hält bei mir um deine Hand an."

Eva blickte ihren Vater starr an. Sie verstand ihn noch nicht.

„Hier, lies selbst."

Sie sah mechanisch in das weiße Blatt. Da stand: „Verehrter Freund. Es wird Sie nicht wundern, wenn ich Ihre Tochter Eva liebgewonnen habe und Sie bitte, mir dieselbe zur Frau zu geben. Ist Ihnen mein Antrag nicht entgegen, so erweisen Sie mir die Gefälligkeit, Fräulein Eva diesen meinen Wunsch mitzuteilen und mir ihre Antwort zu übermitteln. Ihr ergebener Elbert Döringen."

„Es wird mich keinen Augenblick überraschen, wenn du diesen Antrag ausschlägst, mein Kind," fuhr Professor Dannberg fort; „obgleich Döringen ein geistvoller, gelehrter Mann von höchst ehrenwertem und gediegenem Charakter ist und er dir zugleich eine

glänzende, äußere Lage bieten kann, so ist er doch mehr als zwanzig Jahre älter wie du, hat nichts in seinem Aeußeren, was ein junges Mädchen bestechen könnte, bewies dir auch nie sonderliche Aufmerksamkeiten, kurz, ich rede dir nicht zu; du hast vollkommene Freiheit zu entscheiden, wie du willst."

Eva hörte den Vater ruhig bis zu Ende an; das Körbchen mit den Rosen hielt sie noch immer in beiden Händen und sah regungslos darauf hin. Aber allmählich ergoß sich über das feine Gesicht ein Schimmer wie eines unendlichen Glücks, und als der Professor schwieg, da hatten die Lippen auch den Ausdruck gefunden, der ihnen bis dahin fehlte. Sie hob ein paar strahlende Kinderaugen zu dem erwartungsvollen Gesichte des Vaters empor: „Lieber Vater, wenn du nichts dagegen hast, so schreibe dem Professor Döringen mein Jawort, denn ich liebe ihn."

II.

Die schmucklosen Verlobungskarten mit den beiden einfachen Namen darauf erregten förmliches Aufsehen in der Universitätsstadt Jena; einmal war Professor Dannberg in weiten Kreisen bekannt und beliebt, und dann waren seine Tochter und Professor Döringen zwei in jeder Hinsicht so verschiedene Persönlichkeiten, daß es mehrere Tage währte, bis der Sturm über das Unerhörte wenigstens oberflächlich sich gelegt hatte, bis das stets neu variierte Thema: „Was sagen Sie zu der eigentümlichen Verlobung?" endlich auch anderem Gesprächsstoffe Platz machte. Es war unbegreiflich, wie der gereifte, bedeutende Mann Gefallen finden konnte an dem unbedeutenden, lachenden Kinde, das man in munterem Scherze mit dem jungen Tassilo Warbeck zu sehen gewohnt war. Und was konnte *sie* an dem so viel älteren Manne anziehen? Man warf sogar die Frage auf, ob der Geldpunkt nicht etwa für sie eine Rolle gespielt habe? Die Idee mußte aber zurückgewiesen werden; sie paßte zu wenig für Evas kindlichen, anspruchslosen Sinn, kurz, die Verlobung blieb wie so viele ein offenes Fragezeichen für die teilnehmende Welt.

Eva und Professor Döringen waren ein Brautpaar. Eva, das glückliche, heitere Sonnenkind zeigte eine übersprudelnde Fröhlichkeit; ihre lachenden Augen, ihr tanzender Schritt waren Ekberts Freude, der mit ernstem, befriedigtem Lächeln ihren Bewegungen folgte. Die verdächtige Falte zwischen den Augenbrauen verschwand zuweilen, wenn er sie beobachtete, die für ihn allein noch zu strahlen schien und ihn mit der zartesten Liebe umgab.

„Darf ich denn wirklich noch einmal ganz glücklich werden?" dachte er; als ich jung war, verscherzte ich das Glück; soll es mir jetzt, im Sommer meines Lebens, in größerem, vollkommenerem Glanze aufgehen?"

Eva konnte die Falte auf der Stirn nicht leiden und strich oft mit den kleinen Händen beschwichtigend darüber hin. „Warum ist sie da?" fragte sie; „sie giebt Dir fast ein finsteres Ansehen, Ekbert; weißt Du, daß ich mich früher davor fürchtete?"

„Das kann ich mir denken," sagte er ruhig; „thust du es jetzt nicht mehr?"

„Nein, ich bin ja deine Braut," sagte sie stolz.

Er nickte zufrieden und sah ihr ernst in die Augen: „Meinst du, daß die Falte umsonst auf meiner Stirn ist, Eva? Weißt du, was sie bedeutet?"

Sie sah etwas befangen aus. „Nun, bei anderen Menschen sagt man dann, sie seien jähzornig," entgegnete sie zögernd, „aber bei dir" —

„Ich bin sehr jähzornig, Eva."

Sie schwieg und beschäftigte sich mit ihrer Arbeit; aber die Finger bebten etwas, die die Stickerei hielten. Er ergriff plötzlich ihre beiden Hände und zog sie ganz nahe zu sich: „Wird meine kleine Eva einen jähzornigen Mann weniger lieb haben?" fragte er mit unterdrückter Stimme.

„Nein,“ entgegnete sie rasch, „es giebt nichts in der Welt, was meine Liebe zu dir verringern könnte.“

Er sprang auf und schritt mehrere Male im Zimmer auf und nieder; sein Gesicht war bleich geworden, eine gewaltige Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Evas Augen folgten ihm ängstlich, und als endlich die Veränderung in seinen Zügen wieder dem gewöhnlichen Ausdruck gewichen war, stand sie auf, schlang ihren Arm in seinen und ging mit ihm hin und her.

„Bist du jetzt noch heftig?“ fragte sie leise.

„In meiner Jugend war ich der Sklave meines Jähzorns, jetzt hoffe ich ihn zu meinem Sklaven gemacht zu haben,“ sagte er zwischen den Zähnen; „Dein süßes Gesicht und meine Liebe zu Dir wird es mir leicht machen, ihn zu bezwingen.“

Es machte sie sehr glücklich, ihn das sagen zu hören; er sprach es so selten aus, daß sie ihm wert sei. Was er vom Jähzorn redete, glaubte sie nicht; er übertrieb; ihr Ekbert durfte keine so böse Eigenschaft besitzen. In ihren Augen war er vollkommen, und sie wies jeden Gedanken, der einen Schatten auf ihn werfen konnte, zurück.

Manchmal dachte sie an Tassilo. Sie hatte Ekbert von ihm erzählt und er bedauerte ihn von Herzen; „doch geht mein Mitleid nicht so weit, daß ich ihn an meiner Stelle sehen möchte,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Wohin ist er nur gezogen?“

„Jedenfalls in eine größere Stadt, wo er seine Studien mit mehr Nutzen verfolgen kann,“ versetzte Ekbert, „Jena war längst nicht mehr für ihn ausreichend; ihn hielt ja hier auch nur Deine kleine Gestalt.“

„Und daß ich es nie gemerkt habe!“

„Meine kleine Eva war zu harmlos. Ihr musiziertet, ihr scherztet, ihr necktet. Gab es etwas vorzutragen, so war er Dir dabei notwendig, ohne daß Deine Ansprüche tiefer lagen, und das täuschte ihn.“

„Du hast uns gut beobachtet, Ekbert, wenn du stumm und zerstreut in deiner Ecke saßest oder ein gelehrtes Gespräch mit den alten Herren führtest.“

„Freilich, und allein auf meine so gemachten Beobachtungen hin konnte ich meine Anfrage zu gründen wagen.“

„Dein Brief an den Vater, Ekbert, ließ viel zu wünschen übrig; er klang eigentlich, als wäre es dir ebenso lieb, wenn ich nein sagte. Von Liebe war kaum die Rede.“

„Du scheinst ihn doch richtig aufgefaßt zu haben,“ sagte er ruhig.

„Ja, weil ich so bin. Du kannst glauben, Lieschen Meyer wäre empört darüber gewesen,“ versicherte sie eifrig.

„Das mag sein. An Lieschen Meyer hätte ich auch niemals einen Antrag gerichtet; er war für dich bestimmt, und es scheint, ich habe mich nicht geirrt, wenn ich bei dir auf ein richtiges Verständnis rechnete.“

Sie küßte seine Hand. „Es war übergenug,“ sagte sie leise, „ich hätte nie für möglich gehalten, daß ich einmal so glücklich werden könnte.“

Oft war er ihr ein Rätsel, und einmal, als sie zusammen spazieren gingen, war etwas Sonderbares vorgefallen. Ekbert hatte seine Braut einen Augenblick allein gelassen, um einen Waldweg zu verfolgen und zu erforschen, ob er für sie passierbar sei. Eva war in Gedanken verloren stehen geblieben. Plötzlich sah sie dicht vor sich Ekberts Gestalt auftauchen, stieß einen Schrei aus, wich zurück, und zwar so hastig, daß sie gegen den vorstehenden Ast einer Linde stieß. In demselben Moment war Ekbert an ihrer Seite, er zog sie gewaltsam von dem Baume zurück und sah ihr verstört in das Gesicht. Seine Wangen waren aschfarben geworden; seine Lippen brachten nur einen gurgelnden Laut hervor.

„Ekbert, Ekbert, was fehlt dir?“ rief sie entsetzt.

„Hast du dich verletzt, Eva?“ stieß er heiser hervor.

„Nein, nein, ich war thöricht; du kamst so plötzlich um die Biegung und ich erschrak ein wenig. Es war dumm, lieber Ekbert, ich ahnte nicht, daß du dich ängstigen würdest."

Er ließ endlich ihren Kopf los: „Das mußt du nie wieder thun, Eva, es war fürchterlich," sagte er noch immer tonlos, „du darfst nicht so erschrecken."

Sie beruhigte ihn mit ihrem fröhlichen Lachen; aber die Farbe kehrte erst nach langer Zeit in seine Wangen zurück, und noch oft grübelte sie über Ekberts sonderbares Erschrecken, ohne es sich erklären zu können.

Der kurze Brautstand flog rasch dahin. Professor Döringen war eine Professur an der Universität Leipzig angetragen worden, und er nahm sie an, eigentlich gegen den Wunsch seines Schwiegervaters, der seine Tochter gerne in der Nähe behalten wollte. Auch die Braut war nicht einverstanden. Sie wünschte den guten Jenaern zu zeigen, welche passende Ehe sie mit dem „alten Gelehrten" führen, wie sie sich beide das Leben angenehm machen würden, um so alle Zweifel über den Erfolg dieser „riskanten Verbindung" glänzend zu zerschlagen. Aber ihr Bräutigam ließ sich nicht dreinreden und bewies in so klaren, kurzen Worten, daß er diesen ehrenvollen Ruf nicht ohne die dringendsten Gründe ausschlagen dürfe, daß sie sich ihrer kindischen Wünsche schämte und jeden ferneren Widerstand aufgab.

Am Tage vor der Hochzeit saßen sie im Garten auf demselben Flecke, wo Tassilo vor einigen Monaten von Eva Abschied genommen hatte. Von dem angefangenen Kranze war jede Spur verloren, auch Monatsrosen gab es nicht, statt dessen war der ganze kleine Garten von fast betäubendem Rosenduft durchweht; denn jetzt standen die Königinnen ihres Geschlechtes in voller Blüte, und ein solch farbenprächtiger Reichtum war darin verstreut, als sei das Gebiet der Blumen nur aus ihnen zusammengesetzt.

Wieder lagen Rosen in Evas Haar, rechte königliche Rosen! Rosen lagen in ihrem Schoß; wieder wanden ihre Hände Kränze; sie sollten die Schwestern am morgenden Tage schmücken. Ekbert lehnte neben ihr an einem Baume. Er sprach wenig und reichte ihr nicht die Blüten hin. Seine Augen folgten nur unablässig den Bewegungen der kleinen geschickten Finger, und immer mehr glättete sich die Falte auf der Stirn, immer heller leuchtete sein Gesicht auf, und Eva beobachtete das mit heimlichem Entzücken.

„Heute ist der letzte Tag," sagte er endlich abgebrochen.

„Kannst du es schon gar nicht mehr aushalten?" fragte sie neckend.

„Nicht sehr gut. Diese Monate waren schön, aber sie dünkten mich eine Ewigkeit."

„Du bist ein sonderbarer Mann, Ekbert," sagte Eva plötzlich, ließ die Rosen sinken und betrachtete ihn mit einem Blicke, als gälte es, dieser Sonderbarkeit auf den Grund zu kommen.

„Ich dachte, du wüßtest das lange, meine kleine Eva."

„Ja, das sagst du so einfach, weil du es gewohnt bist, daß man dir dies vorwirft; aber du weißt noch nicht, warum ich es eben sagte."

„Warum sagtest du es denn?"

„Liegt dir wirklich daran, es zu wissen?"

„Ich glaube nicht so viel, als dir daran liegt, es zu sagen," entgegnete er lächelnd.

Sie lachte fröhlich. „Du kennst mich doch schon besser, als ich dachte, wenn es auch nicht aussieht, als bemühtest du dich, in mein Inneres einzudringen, und darauf eben bezieht sich das „sonderbar" von vorhin: du bist nämlich gar nicht wie die meisten Verlobten."

„Du meinst, nicht so jung und hübsch?"

„Ach! Dein Alter und deine Häßlichkeit sind mir gerade recht," sagte sie ärgerlich; „aber du bekümmerst dich vor anderen Menschen so wenig um mich, du bist nicht aufmerksam, machst mir keine kleinen Geschenke" —

„So wie Lieschen Meyers Bräutigam?" warf er ernsthaft ein.

Sie ließ sich gar nicht stören. „Du sprichst nicht viel, du sagst mir keine angenehmen Dinge“ —

„Keine angenehmen Dinge?“ erkundigte er sich.

„Nun ja, du weißt doch, eine Zärtlichkeit, eine Schmeichelei, auch innige Blicke und dergleichen fehlen ganz.“

„Das ist ja eine lange Liste von Sonderbarkeiten,“ bemerkte Ekbert.

„Du hättest einmal hören sollen, was Tassilo damals alles sagte,“ fuhr sie fort.

„Das war wohl schön?“

„Es war der Lage angemessen,“ entgegnete sie mit Würde.

„Und du wünschest nun, daß ich in der elften Stunde noch anfange, das Versäumte nachzuholen?“

„Welche Idee, Ekbert, wie würdest du dich dabei ausnehmen!“

„Du hast recht, es würde eine Karrikatur aus mir machen,“ erwiderte er gelassen, „aber weshalb sagtest du dies alles?“

„Nur als Erklärung der gewissen Sonderbarkeit, lieber Ekbert; du mußt doch zugeben, daß die Normalmenschen anders sind wie du.“

„Und was soll ich mir nun für eine Nutzanwendung aus dieser langen Rede entnehmen, meine kleine Eva?“

„Daß du der allerbeste Mensch von der Welt bist, und daß ich dich keinen Deut anders möchte, als du bist, du geliebter, sonderbarer Mann,“ rief Eva aufspringend und die Arme um seinen Hals werfend.

Er drückte sie sanft von sich und sah sie nachdenklich an. Es lag wieder ein so eigenes Gemisch von Angst, Zärtlichkeit und Trauer in seinen Augen: „Eva, Eva, sage mir, ob du auch ganz sicher bist, daß ich dich liebe, auch wenn ich es dir nicht so oft sage wie die andern.“

„Ganz sicher, Ekbert,“ erwiderte sie mit ihrem vertrauensvollen Kinderblick, der ihm stets das Blut rascher und heißer zum Herzen sandte.

„Und du, Eva, du würdest mich lieb behalten, was auch kommen möchte, was du auch erfahren würdest?“

„Unter allen Umständen, Ekbert.“

Er riß sie mit einer Heftigkeit an sich, wie sie es nicht von ihm gewohnt war. „Ich müßte es ihr sagen, ich sollte es aussprechen,“ murmelte er schweratmend, „ich müßte es, ehe sie ganz mein ist, und ich will es.“

Sie sah unruhig in sein erregtes Gesicht. „Erzähle mir, was dich quält,“ bat sie, „bin ich dir nicht gegeben, Freud und Leid mit dir zu tragen?“

„Es ist eine lange, kurze Geschichte, kleine Eva.“

„Laß sie mich hören.“

„Eva, Ekbert, wo seid ihr? Ihr müßt schnell hereinkommen; es sind Gäste da,“ hörte man von ferne Evas Schwestern rufen, und gleich darauf wurden ihre Gestalten im Garten sichtbar.

„Der Augenblick ist vorüber; es hat nicht sein sollen,“ sagte Ekbert, seine Braut loslassend; „denken wir nicht mehr daran.“

„Aber wann, Ekbert, wann wirst du mir sagen, was dich oft finster und traurig macht?“

„Wenn ich dich als mein Weib in unsere neue Heimat einführe, Eva! An dem Tage sollst du alles wissen; dann werde ich dir die dunkelste Stelle meiner Vergangenheit aufdecken.“

III.

Die Wohnung Professor Döringens war zum Empfange des neuvermählten Paares bereit; sie lag außerhalb der Stadt Leipzig in der Gegend des Rosenthales inmitten eines großen, blühenden Blumengartens. Freilich war es Herbst geworden

und die Blätter fingen an zu dunkeln; aber das Obst hing schwer und reich hernieder, und das Glashaus, welches sich an die Südwand lehnte, war mit den schönsten Gewächsen gefüllt. Helles Gaslicht erleuchtete das ganze Haus, mit Blumen und Kränzen war es festlich geschmückt, und die lange Reihe der Zimmer mit der schönen, eleganten Einrichtung nahm sich prächtig darin aus.

Das Dienstpersonal stand wartend im Hausflur, und eben fuhr der Reisewagen donnernd vor der Steintreppe auf; der Diener flog hinunter, öffnete den Schlag, und leicht und elastisch sprang der Professor herab. Dann wandte er sich schnell zurück, hob seine ihm folgende Gemahlin heraus, umschlang sie fest mit beiden Armen und trug sie über die Treppe in die Halle. Dort setzte er seine leichte Last nieder.

„Willkommen daheim, meine kleine Eva," sprach er mit tiefer, bewegter Stimme, „möge mit dir das Glück einziehen und sich niemals daraus vertreiben lassen."

Sie nickte fröhlich, bot den Leuten, die sich um ihre neue Herrin drängten, herzlich die Hand und ließ sich dann von ihrem Gatten durch die Räume führen, in welchen alles von Behaglichkeit und Geschmack zeugte.

„O du guter Ekbert, wie wunderschön ist es hier, wie verwöhnst du deine Frau mit all den hübschen Dingen, die an jedem Ort dem Auge entgegentreten. So hatte ich es mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt; es ist wirklich viel, viel zu schön für mich."

Sie fing wieder an, umherzugehen; hier und da nahm sie einen Gegenstand in die Hand, besah und befühlte ihn, und die Ausdrücke der Bewunderung flossen ungemessen von den lebhaften Lippen. Er folgte ihr langsamer und duldete etwas schweigsam die eingehende Besichtigung. „Es ist zu schön, Ekbert," wiederholte sie immer wieder, „ich freue mich auf das gemütliche Leben in unserm behaglichen Heim. Wie wollen wir zusammen lesen und plaudern und musizieren! Dazu besorge ich den Haushalt, du deine Studenten — die Tage werden uns verfließen wie ein einziger Sommertag. Müssen wir viele Besuche machen, Ekbert?"

„Eine ganze Menge."

„Nun, das kann auch hübsch werden," sagte Eva nach einigem Besinnen; „wenn wir ausgegangen sind, oder Gäste gehabt haben, dann wird uns nachher desto wohler zu zweien in unsern vier Wänden. Sind angenehme Familien hier? Du kennst ja schon die meisten?"

„Ich glaube, einige werden dir gefallen."

Der Diener meldete, daß angerichtet sei, und sie begaben sich in das Speisezimmer, wo eine reichgedeckte Tafel ihrer wartete. Neben Evas Platz stand ein Tischchen, auf dem das Wasser in der silbernen Maschine lustig brodelte, und sie begab sich mit Eifer daran, den Thee zu bereiten.

„Es ist doch reizend, endlich am eignen Tische zu sitzen," sagte sie vergnügt, „wenn man, wie wir, sechs Wochen lang immer table d'hôte gegessen hat, ist das ein wirklicher Genuß."

„Weiter ist dir von unserer Reise nichts in Erinnerung geblieben, Eva?"

„Ach, Ekbert, es waren die schönsten Wochen meines Lebens! Die hohen Berge, die klaren Seen, und jeder Tag sonnig und ungetrübt von einem Ende bis zum andern."

„Ja, es war eine schöne Zeit," sagte Ekbert nachdenklich. Er blieb wortkarg und zerstreut, und wenn Eva nicht so überströmend froh gewesen wäre, hätte sie bemerkt, daß er anders war als die ganzen Wochen, die sie am Gardasee zugebracht hatten. Da schien er ausgetauscht, so jugendlich heiter, so voller Laune und witziger Einfälle, ja, Eva erfuhr sogar in einem gewissen Grade die Verwöhnung anderer eben verheirateter junger Frauen, und wenn es auch immer bei so wenig augenfälligen Aufmerksamkeiten blieb, daß sie und der Professor zu Evas Kränkung meistens für Vater und Tochter angesehen wurden, so that auch dies wenige bereits ihrer Froueneitelkeit wohl. Sie war stolz, daß ihre Nähe, ihre Liebe so vorteilhaft auf ihn wirkten, sah sie

doch auch tiefer als alle anderen Augen und gewahrte, daß sein kranker Geist mehr und mehr gesundete, daß die Schwermutsfalte sich glättete, daß der beständige Ernst einer ruhigen Heiterkeit wich und die finstern Momente immer seltener wurden. In ihrer freudigen Stimmung merkte sie heute nicht, daß er allmählich in sein früheres Schweigen versank und die Speisen, die er auf seinen Teller that, kaum berührte.

Endlich war die Mahlzeit beendet. Sie zogen sich in den kleinen lauschigen Erker zurück, welcher mit besonderer Vorliebe für Eva eingerichtet worden war: blaßrosa Tapeten bedeckten die Wände, ein Rosenteppich durchzog das Gemach und eine rote Ampel erhellte es matt. Die Thüren nach dem Blumenzimmer standen offen und seine Düfte zogen herein.

„Wie schön, wie wunderbar schön," sagte Eva träumerisch, als sie sich auf einem Kanapee niedergelassen hatten, so daß ihre Blicke gerade in das dämmernde Grün fielen, aus welchem hier und da eine rote und weiße Blüte hervorfunkelte. Auf Ekberts Gesicht zeigte sich eine große Entschlossenheit.

„Jetzt, Eva, ist der Augenblick gekommen, wo ich die Thür zu der dunkelsten Begebenheit in meinem Leben vor dir aufthue," sagte er mit fester Stimme.

Eva fuhr zusammen. Sie hatte im Rausche des Glückes ganz das Gespräch mit Ekbert vergessen am Tage vor der Hochzeit. Sollte nun etwas Schreckliches kommen und sich wie ein Alp auf all ihr Glück legen? Aber nein, nein, was hatte sie zu fürchten? Nichts, was Ekbert gethan hatte, konnte Unrecht sein, konnte ihre Liebe zu ihm stören.

Sie schmiegte sich fester an ihn: „Ich höre, lieber Ekbert," und er begann:

„Ich bin auch einmal jung gewesen; das ist nun achtzehn Jahre her und mehr als die Hälfte meiner Lebenszeit. Ich war ein wilder, lebhafter Bursche, voller Lebenslust und Thatendurst; ich war auch liebenswürdig und daher gern gesehen bei jedermann. Aber ich hatte einen schweren, gefährlichen Fehler, den Jähzorn, und was noch gefährlicher war, ich hatte mich nie ernstlich bemüht, ihn zu bezwingen. Da lernte ich ein Mädchen kennen, und bald war mein bewegliches, leicht entzündbares Herz von heißer Liebesglut für sie erfüllt. Hörst du zu, meine kleine Eva?" Denn er konnte sie nicht sehen, weil er sie mit seinen Armen umfaßt hielt und ihr Kopf an seiner Brust ruhte.

„Ich höre, Ekbert."

„Ich war dem Vater und der ganzen Familie des Mädchens nicht zuwider, wir verlobten uns trotz unserer beiderseitigen großen Jugend, und die Verlobung wurde mit Jubel und großen Festlichkeiten gefeiert. Ich lebte in einem Rausche des Glückes, und nichts störte unsere Harmonie. Magda war gut und sanft; wir wurden prächtig mit einander fertig. Aber ihre Gesundheit war leicht angegriffen und ihr Gemüt so schreckhaft, daß ich ihr oft lachend versicherte, sie sei gewiß deshalb an einen so wilden Mann geraten, damit sie sich die Aengstlichkeit abgewöhne; aber sie bat mich entschieden, nicht den Versuch zu machen, ihr stärkere Nerven anzuschaffen; es könne zum Bösen ausschlagen. Nun, das lag nicht im Geringsten in meiner Absicht; so wie sie war, gefiel sie mir eben. Ich muß nun aber zu dem Tage kommen, der — nun, du wirst es ja sehen. Hörst du auch, Eva?"

„Alles, Ekbert."

„Wir gingen im Parke, dort, wo an einer Stelle drei gewaltige Linden ihre Aeste in einander verzweigen; wir sprachen von unserer baldigen Hochzeit, und ich sagte, daß sie meiner Meinung nach sehr gut schon im nächsten Monat stattfinden könnte. Magda entgegnete, daß die Eltern das wohl nicht zugeben würden; sie sei so jung, und wir müßten jedenfalls noch ein halbes Jahr warten. Ich erwiderte entschieden, daß daraus auf keinen Fall etwas werden könne; es stehe einer früheren Hochzeit durchaus nichts im Wege, und ich würde meinen Wunsch durchsetzen.

„Das wirst du gewiß nicht, lieber Ekbert, wenn du dadurch den Wünschen der

Eltern entgegen bist," sagte Magda; „so lange ich in ihrem Hause bin, haben sie über ihre Tochter zu verfügen."

„Da irrst du gewaltig," rief ich heftig, „du bist meine Braut und wirst mir gehorchen."

„Ich werde meinen Eltern gehorchen," entgegnete sie sanft.

„Deinen Eltern und nicht mir?" rief ich, nun schon kaum Herr meiner selbst, „das wagst du auszusprechen? Hier gilt nur zweierlei: Willst du deinen Eltern folgen oder mir?"

Sie antwortete nicht, während das zarte Gesicht noch farbloser wurde.

Ihr Schweigen brachte mich ganz außer mir. Ich riß meinen Arm aus ihrem und trat mit geballten Fäusten ein paar Schritte von ihr fort. Mein Gesicht muß wohl einen entsetzlich entstellten Ausdruck getragen haben; denn ich sah eine große Angst ihre Züge überziehen, und sie wich hastig zurück. Dabei stieß ihr Kopf seitwärts an den Ast einer der drei hinter ihr stehenden Linden, und sie sank sogleich lautlos zusammen.

„Mein Zorn war sofort verraucht — ach, er war nie von langer Dauer — mit einem wilden Schrei stürzte ich auf sie zu, ich hob sie vom Boden auf und eilte mit ihr davon. Du hörst doch immer, Eva?"

„Immer, Ekbert."

„Wir waren nicht weit vom Hause entfernt; ich hatte es schnell mit meiner leichten Last erreicht und sie auf ihr Lager niedergelegt, wo sie bald von der Sorge ihrer Eltern umgeben war. Sie blutete aus einer Wunde an der Schläfe; dem herbeigerufenen Arzte gelang es, sie ins Leben zurückzurufen, doch gab er wenig Hoffnung für ihr Leben; bei einem so zarten Körper wie der ihrige sei alles zu fürchten. Ich stand an ihrem Lager und hörte schweigend mein Todesurteil mit an. Ich küßte Magda auf die marmorblasse Stirn, ihr Mund lächelte mir zu, und ihre Augen leuchteten mir mit der alten Liebe entgegen. Ich sah das mit zerrissenem Herzen; dann bat ich den Vater um eine Unterredung. Ich sagte ihm alles; vielleicht machte ich meine Schuld größer als sie war; ich wollte sie in keiner Weise beschönigen, und das Urteil erfolgte sogleich: ‚Die Verlobung ist null und nichtig; nie sollen Sie meine Tochter wiedersehen; ob Magda lebt oder stirbt, zwischen Ihnen beiden ist es aus für alle Ewigkeit. Verlassen Sie mein Haus, und möge Ihr Name nie mehr an mein Ohr klingen.‘

„Ich ging. Ich änderte meinen Namen; da ich in der Welt allein stand, war das leicht; an Verwandten besaß ich nur einen Onkel, um welchen ich mich nie gekümmert hatte; aber ich hielt mich immer in der Nähe von Magdas Wohnort auf. Ich mußte Nachrichten von ihr haben, und dem Willen ist nichts unmöglich; ich erhielt sie. Nach einem Jahr war Magda gestorben, und ich hatte sie getötet. Ich sah ihren Sarg hinaustragen und folgte dem Zuge; niemand beachtete mich, und doch war ich der erste Leidtragende.

„Von nun an floh ich jenen Ort. Es dauerte lange, bis ich mich aus meiner Verstörtheit aufraffte; denn es ist unerträglich schwer, die indirekte Schuld an dem Hingange eines geliebten Menschen Lebensjahre und wieder Jahre und immer wieder Jahre mit sich herumzutragen, und wenn nicht Magdas letzter vergebender Blick gewesen wäre, ich hätte verzweifeln müssen. Endlich vermochte ich um mich zu sehen. Ich stürzte mich mit rastlosem Eifer in die Studien, die ich früher nur nebensächlich behandelte; denn meine Mittel hatten mir die Trägheit erlaubt, und in so kurzer Zeit holte ich meine älteren Genossen ein, daß ich ein Wunder in den Augen der Professoren bin. Du hast alles gehört, meine kleine Eva?

„Das ist die Geschichte meiner verlornen Jugend. Seitdem trage ich die Silberfäden im Haar, und seitdem bin ich der finstere, wortkarge Mann, als welchen alle Welt mich kennt. Mitten in meine Dunkelheit hinein leuchtetest dann du, Eva; das Glück kam noch einmal an meine Schwelle; aber ich dachte nicht, daß es eintreten dürfe, und es dauerte lange, bis ich begriff, daß es doch geschehen könnte, daß du den

beschwerten Mann, der das Leben nur noch als Pflicht betrachtete, lieben und sein Dasein mit ihm teilen wolltest. Da fing ich wieder an zu hoffen. Der dunkle Fleck der Vergangenheit trat in den Hintergrund, du fülltest ganz meine Seele, und ich drängte alles zurück, was dein helles Bild trüben mußte. Nur daß etwas in mir sprach, ich sei es schuldig, dir alles zu sagen. Als wir damals an meiner Mitteilung gehindert wurden, gelobte ich mir, uns sechs wolkenlose Wochen zu gönnen, dann aber keinen Tag mehr zu schweigen. So ist es geschehen."

Er drückte sie auf den Sitz zurück, stand auf und ging in das anliegende Zimmer. Sie blieb wie betäubt auf ihrem Platz; denken konnte sie nicht, sie lauschte seinen festen, regelmäßigen Schritten und zählte mechanisch die Male, die ihn bei seinem Auf- und Niederschreiten an ihre Thür brachten. Endlich trat er ein und blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen.

„Und nun sprich ein Wort, Eva," sagte er befehlend.

„Ich weiß nicht — ich bin verwirrt —" stotterte sie, und ihre Farbe kam und ging.

„Nur das eine muß ich hören: Liebst du mich jetzt weniger als früher?"

„Nein, nein," rief sie und preßte ihre Hände fest zusammen, „niemals weniger, Ekbert, nur immer mehr; es giebt ja für mich keinen als nur du."

Es glitt ein Zug von unendlicher Weichheit über sein Gesicht, der dasselbe seltsam verschönte. Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie: „Mehr brauche ich heute nicht," sagte er in gänzlich verändertem Tone, „wir wollen nun schlafen gehen, meine kleine Eva, und niemals seit 18 Jahren ging ich mit einem so leichten Herzen zur Ruhe, als an diesem ersten Abend in unserem neuen Heim."

IV.

Die Gäste, die zu Ehren Professor Döringens und seiner Gemahlin bei dem Präsidenten von Anstedt zusammenkamen, waren fast vollzählig versammelt; nur das neuvermählte Paar selber fehlte noch. Das schadete jedoch nicht; denn desto freieren Spielraum hatten die Zungen, über diese interessanten Personen ihre Bemerkungen auszutauschen. Die meisten der Anwesenden kannten sie bereits; denn sie hatten überall ihre Besuche gemacht, sie waren erwidert worden und die Einladungen hatten begonnen.

„Was für ein süßes kleines Geschöpf die junge Professorin ist," sagte die Frau des Prorektors, „es liegt so viel Anziehendes, ich möchte sagen Rätselhaftes, in ihrem Gesicht, besonders wenn sie ruhig dasitzt."

„Ach, ich liebe das nicht so sehr an ihr," rief ein junges Mädchen, „sie hat dann gleich einen so verlornen, schmerzlichen Ausdruck, der gar nicht zu dem jungen Kindergesichte paßt. Ich finde, die heitere Lebhaftigkeit, die man meist an ihr wahrnimmt, steht ihr besser."

„Warum sollte sie aber auch nicht fröhlich sein?" fragte klagend ein älteres Fräulein, die vierzig Sommer an sich hatte vorüberziehen sehen, ohne daß ein Männerherz die Tiefen ihres Gemütes erkannt hätte, „sie hat Ursache, glücklich zu sein: sie besitzt einen würdigen, gehaltvollen Gatten, gute Gesundheit, und hat alles, was sie bedarf, in Ueberfluß. Und wie wird sie außerdem verwöhnt, wie werden ihr Blumen gestreut, wohin sie tritt!"

„Sie meinen natürlich nur geistig, mein gnädiges Fräulein?" erkundigte sich harmlos lächelnd ein Regierungsrat.

„Nicht so ganz, Herr von Raden, da Sie selber ihr erst gestern im Theater ein großes Bouquet verehrten," versetzte das Fräulein spitz; denn der Regierungsrat war ein Jugendverehrer Fräulein von Dachmanns gewesen, als noch die Lockenreihen auf ihrem Haupte weniger dicht, aber desto natürlicher waren, und sie zur Abendtoilette keiner Schminke, sondern nur ihrer angeborenen Farben bedurfte, um sich zu schmücken.

Sie hatte jetzt die Gewohnheit angenommen, ihm die Nichtachtung ihrer Reize und die Kränkung, ihre Busenfreundin zu seiner Gemahlin erkoren zu haben, durch kleine Sticheleien zu vergelten.

„Ich finde übrigens die junge Frau, so reizend sie ist, im Vertrauen gesagt, ein wenig kokett," flüsterte eine junge Professorin ihrer Nachbarin, der Professorin Engel, zu.

„Ich habe das auch äußern hören, aber noch keine eigenen Beobachtungen gemacht," entgegnete diese ruhig.

„Jetzt erführe ich aber gar zu gerne das Urteil der Damen über den Gemahl dieses interessanten Wesens," rief händereibend der joviale Gatte der Professorin Engel.

„O, der — der ist gewiß ein Haustyrann —, er sieht finster aus wie ein Wüterich — er ist viel zu alt für ein so reizendes junges Geschöpf," riefen ein Leutnant, ein Privatdozent und ein Referendar nacheinander. „Manche sagen, er sei ein Blaubart," fügte ein Student geheimnisvoll hinzu.

Professor Engel lachte herzlich: „Nur gut, daß man bei dieser grauenvollen Beschreibung ein gutes Teil der Phantasie dieser lebhaften jungen Leute zu gut schreiben darf. Mir erscheinen die Vielbesprochenen recht vergnügt und lebenslustig; bald hier, bald da trifft man sie."

„Das ist es eben," versetzte Fräulein von Dachmann eifrig, „nach so kurzer Zeit der Ehe können sie schon das Alleinsein nicht vertragen; das ist immer höchst verdächtig, und lebenslustig —" sie seufzte beziehungsvoll — „er macht keinen lebenslustigen Eindruck."

„Wir wollen uns doch nicht beunruhigen, lieben Freunde," sagte die milde Präsidentin; sie hatte an diesem Gespräche gar nicht teilgenommen, nur ihre klugen grauen Augen waren forschend von einem der Sprechenden zu dem andern gewandert; „ich habe die Meinung, daß jene beiden Menschen edle, warmherzige Naturen sind, die das Rechte wollen."

„Und solchen hilft unser Herrgott immer zurecht," fügte der Präsident hinzu. Er nickte zu seiner Gemahlin hinüber und reichte ihr verstohlen die Hand. Sie hatten eine lange, glückliche Ehe mit einander geführt; aber sie hatten auch erfahren müssen, daß selbst der Weg der Liebe nicht immer ein dornenloser ist.

„Herr und Frau Professor Döringen," rief der anmeldende Diener und riß die Flügelthüren auf. Die Unterhaltung verstummte plötzlich, die Köpfe flogen auseinander und kehrten sich erwartungsvoll nach dem Eingange. Professor Döringen trat ein; sein festes Auge überflog die Versammlung; die Lippen lagen eigentümlich dicht übereinander und das höfliche Lächeln, welches er seinem Gesichte für den Gesellschaftsabend aufgezwungen, paßte nicht recht zu seiner finstern Stirn. An seinem Arme hing Eva. Sie trug eine Toilette von blaßrosa Seide, die überall mit Rosenknospen besäet war; blendend weiß sahen Hals und Arme aus duftigen Spitzen hervor, und darüber erhob sich das zierliche Köpfchen mit dem schönen, goldblonden Haar. Aber der süße Kinderausdruck war aus den Augen verschwunden und hatte einem unerklärlichen Gemisch von Starrheit, Uebermut und Schmerz Platz gemacht.

Der Präsident und seine Gemahlin traten ihnen bewillkommnend entgegen. Eva war bald von einem Schwarm junger Herren umgeben, die sie um einen Tanz baten. Ihre Karte war rasch gefüllt, und mit neckenden Worten wies sie diesen oder jenen, der sie noch um eine Extratour bat, zurück:

„Extratouren habe ich eigentlich abgeschafft, seit ich verheiratet bin," sagte sie scherzend; „das hört für eine Frau auf." Ihre hellen Augen leuchteten in Jugendlust und Fröhlichkeit, ihr Mund floß über in witzigen Entgegnungen auf die Bemerkungen der Herren, und als es zum Tanze ging, da schien ihre ganze Seele bei der Sache, als habe sie nie etwas Schöneres gekannt, als sich schwebend im Kreise zu drehen. Alle waren entzückt von ihrer Schönheit, ihrem liebenswürdigen Frohsinn, ihrem leichten, anmutigen Tanze. Auch ihres Mannes Blicke folgten nachdenklich der zierlichen kleinen

Gestalt, während er in der geöffneten Flügelthür stand, welche den Saal mit dem daranstoßenden Herrenzimmer verband.

„Nun, Professor, Sie tanzen nicht?" redete ihn der Präsident an, „wollen Sie nicht mit der Jugend fröhlich sein?"

„Ich tanze nicht, Herr Präsident."

„Was, Sie hätten nie diese edle Kunst geübt?"

„Seit achtzehn Jahren setzte ich keinen Fuß zum Tanze an."

„Was Sie sagen! Nun mir kann es nur lieb sein; da wird mir vielleicht das Vergnügen Ihrer Unterhaltung, oder ziehen Sie vor, hier zu bleiben, und Ihrer reizenden kleinen Frau beim Tanze zuzusehen? Ich kann mir denken, daß es ihr mehr Freude macht, wenn Ihre Augen, Herr Professor, ihr folgen."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Präsident."

Sie begaben sich in das Nebenzimmer und ließen sich in einem gemütlichen Etablissement von Rauchtischen und Sesseln nieder.

„Sie haben sich in Ihrer Frau Gemahlin eine wahre Perle zugeeignet; ich gratuliere Ihnen," bemerkte der alte Herr freundlich.

„Sie sind sehr gütig, Herr Präsident."

„Ich habe — nehmen Sie mir die Bemerkung nicht übel, lieber Professor — gar nicht das Vorurteil der meisten Menschen gegen große Altersunterschiede von Eheleuten; ein älterer Mann zumal kann einer sehr jungen Frau vermöge seiner Einsicht und Erfahrungen einen stärkeren Schutz bieten als ein junger Fant, der eben erst die Nase in die Welt steckt."

„Darin liegt viel Wahres, Herr Präsident."

„Und die Frauen lieben das auch. Sie mögen am liebsten einen Mann, der ihnen so hoch imponiert, daß sie sich den Hals darnach ausrecken müssen. Und womit imponiert man mehr als mit dem Alter, wenn man es richtig anzufangen weiß? Natürlich geht das auch nur bis zu einer gewissen Grenze; man muß sie nicht immer kommandieren, sie nicht immer zurechtweisen wollen; man muß noch jung mit ihnen sein können."

„Wenn man nun dazu aber zu alt ist?"

„Hören Sie, Professor, Sie spielen doch nicht auf Ihren eigenen Fall an, Sie, ein gewissermaßen noch junger Mensch in den schönsten Jahren?"

„Ich spiele auf gar nichts an, Herr Präsident."

„Mit dem ist nichts anzufangen, und ich forschte doch aus so guter Absicht, hätte ihm so gerne einen Rat aus der Praxis gegeben," dachte der gutmütige Präsident, „beginnen wir ein anderes Thema." Sie sprachen nun über die politischen Verhältnisse; dabei war der Professor weniger wortkarg, und der Präsident fand immer größeres Wohlgefallen an ihm. Nach einiger Zeit verstummte die Musik im Saale und Ekbert erhob sich.

„Nun, wohin?" Wollen Sie Ihrer Frau imponieren gehen?"

„Ich muß sie vom Tanze zurückhalten, sie hat schon zu lange daran teilgenommen," war die Antwort, und Döringen ging hinaus. Sein Blick flog über die ruhenden Paare. Auf einem Divan saß Eva neben ihrem Tänzer, einem schönen, jungen Assessor, dessen Kopf eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe hatte, worauf er nicht wenig stolz war. Er sprach lebhaft auf sie ein; aber Eva schien nur zerstreut zuzuhören, ja, fast ungeduldig schlug sie mit der kleinen Fußspitze auf den Boden. Ihre Augen suchten umher; es kam ihm vor, als ob sie auch auf ihn träfen, aber da wandte sie sich auch schon mit großer Lebhaftigkeit an den Assessor, ihre Augen glänzten, der rote Mund erging sich in lachender Gegenrede. Ihr Mann trat bis dicht zu ihr heran und berührte leicht ihre Schulter. Da erst brach sie ab und wandte sich fragend zurück.

„Hast du bis jetzt getanzt, Eva?"

„Die gnädige Frau war keinen Augenblick frei," versicherte ihr Tänzer.

„Und bist du auch zum nächsten Tanze engagiert?“

„Gewiß, ich habe jeden besetzt; willst du meine Karte sehen?“

„Das ist nicht nötig; du darfst aber jetzt nicht mehr tanzen.“

„O Herr Professor, welche Grausamkeit, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ riefen die Stimmen mehrerer junger Herren, die sich um Eva drängten.

„Es ist der Kottillon, Ekbert,“ sagte Eva etwas unsicher.

„Ja, der Kottillon, und was soll aus diesem werden, wenn uns die Hauptperson fehlt?“ sagte pathetisch der Assessor mit dem Goethekopf; „soll denn dieser Tanz seines schönsten Glanzes entbehren?“

„Wenn derselbe von meiner Frau abhängt, so werden Sie allerdings darauf verzichten müssen, meine Herren,“ versetzte Döringen kühl; „denn sie wird dem Kottillon nicht beiwohnen können. Du weißt, Eva, daß du schon drei Tage hintereinander bis zur späten Nachtstunde tanztest, und du versprachst mir deshalb, heute früher mit mir aufzubrechen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Eva aufstehend, „entschuldigen Sie, Herr Assessor, daß ich Ihnen zu voreilig diesen Tanz gab; ich hoffe, es ein ander Mal gutmachen zu können.“

Die Herren sprachen das lebhafteste Bedauern aus, und es war aufrichtig gemeint; denn eine so beliebte Tänzerin wie Eva entbehrte man ungern. Ihr Mann reichte ihr den Arm und führte sie zu der Präsidentin.

„Du siehst heiß aus, setze dich hierher, bis du dich abgekühlt hast.“ Sie gehorchte, während er ihren Shawl nahm und sie hineinhüllte.

„Sehen Sie, das lobe ich mir an einem guten Ehemann,“ sagte die freundliche Präsidentin, „zu viel Tanzen ist schädlich, und er hatte ganz recht, Sie fortzuholen. Ich bin Ihnen auch gar nicht böse, daß Sie nach Hause wollen. Sie haben tiefe Schatten unter den Augen und sehen todmüde aus. Sie können das viele Ausgehen nicht ertragen und müßten häufiger ablehnen, und wenn ich Ihnen sage, meine liebe kleine Frau Professor, daß es mir lieber gewesen wäre, Sie hätten auch meine Einladung nicht angenommen, so werden Sie mich nicht mißverstehen.“

Eva sah der guten, wohlmeinenden Dame in die klugen Augen; am liebsten wäre sie ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: „Sie haben recht, Sie haben recht; was liegt mir im Grunde denn an all der Thorheit?“ Sie küßte ihr aber nur die Hand und verabschiedete sich. Schweigend saßen sie und ihr Mann im Wagen nebeneinander. Rasselnd rollten die Räder über das Pflaster, die Laternen flogen an ihnen vorüber, bis sie draußen auf der minder geräuschvollen Chaussee ankamen.

„Bist Du angegriffen, Eva?“

„Nein, gar nicht,“ entgegnete sie hastig.

„Ich glaube doch,“ versetzte er freundlich, „es wird zu viel; wollen wir nicht lieber morgen einmal zu Hause bleiben?“

„Ach nein, nein, Ekbert, bitte nicht, ich freue mich ja schon lange auf das Konzert mit der schönen Musik.“

„Du weißt, daß ich es dir von Herzen gönne, Eva, aber des Ausgehens und der späten Nächte ist zu viel, und ich habe über deine Gesundheit zu wachen,“ antwortete er ernst.

„Wenn du nicht willst, so muß ich natürlich zu Hause bleiben,“ sagte sie mit erstickter Stimme, „aber du könntest doch hin; du darfst dich auf keinen Fall von mir zurückhalten lassen, versprich mir, daß du wenigstens gehen willst,“ bat sie immer dringender.

Er griff nach ihrer Hand und nahm sie fest zwischen seine beiden: „Fürchtest du dich denn so sehr, mit mir allein zu sein?“ fragte er mit unterdrückter Bewegung, „sollen wir nicht einen Abend für uns allein haben in unserm eigenen Heim, einen

Abend, wie wir ihn uns früher ausmalten und ihn herbeiwünschten? Meine kleine Eva, was ist zwischen uns gekommen?"

„Nichts, nichts, Ekbert," rief sie, aber sie zog leise ihre Hand fort.

„Soll ich glauben, daß es nicht die Wahrheit war, die du mir an jenem Abend sagtest, nachdem ich dir meine Geschichte erzählt hatte?" fragte er.

„Es war die Wahrheit, Ekbert, nichts als die lauterste Wahrheit!"

„Weiter."

„Ich kann nicht weiter, ich kann nicht darüber sprechen," rief sie angstvoll, „laß uns doch von anderen Dingen reden, Ekbert! Das Leben ist so schön, ich bin jung und fröhlich, warum soll ich es nicht genießen? Warum sollen wir uns in unser Haus verschließen? Es ist nicht freundlich von dir, Ekbert, mir diese kleinen Zerstreuungen zu wehren."

„Es ist gut, Eva; gehe in das Konzert, oder wohin du sonst magst. Ich hindere dich nicht, noch sollst du von mir jemals wieder einen Vorwurf hören über ein Zuviel," sagte er kalt, „du sollst leben, wie du magst und thun, was dir Freude gewährt."

Schweigend wurde der Rest des Weges zurückgelegt; Eva hatte sich tief in die Polster gedrückt. Als der Wagen hielt, stieg Ekbert heraus und half ihr dann gleichfalls aussteigen. Im Flur wartete ihr Mädchen, um ihr beim Ablegen behülflich zu sein.

„Bleibst Du noch unten?" fragte Eva schüchtern; denn sie hörte, daß Ekbert dem Diener befahl, die Lampe in seinem Studierzimmer anzuzünden.

„Ja, ich habe noch zu arbeiten."

Eva ließ sich auskleiden. Aber als sie in ihrem Bette lag, als die Dunkelheit sie einschloß, da weinte sie, weinte zum Herzbrechen, und die weißen Kissen unter dem Haupte wurden naß von ihren Thränen.

V.

Die Wochen zogen in regelmäßigem Kreislauf vorüber. Professor Döringen war sehr beschäftigt, denn außer seiner akademischen Thätigkeit arbeitete er noch an verschiedenen Zeitschriften. An der Universität war er ebenso beliebt, wie er es in Jena gewesen war. Die Studenten fühlten sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen, sein Zuhörerkreis mehrte sich zusehens, und wer ihn unter der lernenden Jugend sitzen sah, wo das Band seiner kargen Zunge gelöst schien, wo seine Rede zündend wie der Funken und gewaltig gleich dem Gewittergrollen daherfuhr, wo die durchdringenden Augen unter den buschigen Brauen hervor bis in das innerste Mark der lauschenden Jünglinge sich senkten, der mußte gestehen, daß er hier in seinem Lebenselemente sei. In diesen Stunden fühlte er sich befriedigt.

Warum ließ ich mir nicht daran genügen? dachte er oft, wenn er in seinem Studierzimmer vor der Arbeit saß und die Feder nicht weiter wandern mochte über das Papier, bis sie endlich unbemerkt den achtlosen Fingern entfiel. Wie durfte ich noch ein Liebesglück zu finden hoffen, ich, ein schuldbeladener Mann? Mein Vergehen verfolgt mich und läßt mich nicht los. Ich hätte allein leiden müssen; wie konnte ich sie, das sorglose, lachende Kind in mein dunkles Verhängnis ziehen? Sie war zu jung, viel zu jung, um eine so schwere Bürde mit mir tragen zu können; ich hätte ihr noch nichts sagen sollen und warten bis auf spätere Zeit.

Es quälte ihn, nicht zu wissen, welcher Teil seiner Geschichte sie besonders erschüttert habe! War es, daß er schon einmal geliebt hatte? War es seine entsetzliche Heftigkeit? Das mußte es sein! Sprachen doch ihre großen Kinderaugen oft eine so unerklärliche Angst aus, wenn sie auf ihm ruhten, eine solche Angst, daß er es oft nicht ertragen konnte, sie nicht stürmisch an sein Herz zu nehmen. Aber er fühlte bestimmt, daß ihnen damit nicht geholfen sei; was zwischen sie getreten war, lag tiefer,

und mit leiser, vorsichtiger Hand wollte er diese Furcht aus ihrer Seele reißen; es mußte, mußte ja gelingen, nur gehörte Geduld dazu. Daran soll es nicht fehlen, dachte er kräftig, ich bin kein Schwächling, der die Hoffnung fortwirft und seinen Nacken unter das Auferlegte beugt. Laßt nur Zeit vergehen, und meine kleine Eva soll noch lernen, freudig und vertrauensvoll ihre Hand in die ihres Gatten zu legen.

Er strich energisch das Haar aus der markigen Stirn und trat an das Fenster. Gerade trat Eva aus dem Hause; ihre zierliche kleine Gestalt war in das schöne Zobelpelzwerk gehüllt, das er ihr geschenkt hatte. Leicht und anmutig schritt sie über die frisch gefallene Schneedecke; die zurückgelassenen Spuren ihrer kleinen Füße konnte er deutlich von oben wahrnehmen. Sie geht zur Professorin Engel, dachte er, es freut mich, daß sie mit der älteren und verständigen Frau Freundschaft geschlossen hat; und wie die Kinder an ihr hängen! Sogar auf der Straße laufen sie ihr nach. Selbst die Kleinen unter den Menschen fühlen, daß sie einen Schatz von Liebe im Herzen trägt; sollte er sich nicht auch für mich noch einmal aufthun dürfen? Es fiel ihm ein, er könne ihr nachgehen und sie von Engels abholen; es wurde jetzt früh dunkel, und sie wollten heute Abend noch in einen Vortrag. Er klingelte.

„Wann hat die gnädige Frau das Abholen bestellt?“ fragte er den Diener.

„Zu fünf Uhr, Herr Professor.“

„Sie können zu Hause bleiben, Karl, ich werde selbst hingehen.“

„Zu Befehl, Herr Professor.“

Döringen wollte weiter arbeiten, aber die Gedanken waren überall gehemmt; er blickte auf die Uhr, er sah der vorrückenden Dämmerung zu, dann schrieb er eine Zeile; aber immer trat ein zierliches Köpfchen im weichen Zobel steckend zwischen den Kiel und den weißen Bogen, bis er die Feder endlich ungeduldig fortwarf und aufsprang: „Ich kann auch einen Spaziergang machen und dann bei Engels vorgehen,“ murmelte er und befand sich bald darauf auf der Landstraße. Der kalte Gang that ihm gut; er erfrischte seine matten Lebensgeister, und mit dem Schlage fünf kam er in der Salomonstraße bei Engels an.

Schon im Vorzimmer hörte er lauten Kinderjubel, fröhliches Lachen und Gesang aus der Eßstube schallen. Er wehrte dem Mädchen, das ihn anmeldete und trat leise ein. Das war allerdings ein hübsches Bild: Die ganze beträchtliche Engelschaar war hintereinander aufgereiht in solcher Weise, daß eins das andere am Schürzenbande hielt. So marschierten sie taktmäßig um den Eßtisch herum; dabei sangen sie ein Liedchen vom Winter und dem ersten Schnee, und an gewissen Stellen desselben, wo die einzelnen Namen der Kleinen eingewebt waren, rückten sie gegen den Ofen vor. Dort stand die Professorin; sie nahm von der heißen Platte einen schönen, großen, braunen Bratapfel und reichte ihn dem betreffenden Kinde hin, worauf der Umgang fortgesetzt wurde.

Am Pianino saß Eva und begleitete den Gesang. Aber Fritzchen, genannt „der Dicke“, konnte nicht mitkommen; er war ja auch erst drei Jahre alt und stolperte beständig über seine eigenen Beine; schließlich machte Fritzchen, aufs Höchste aufgebracht darüber, daß seine Geschwister sich weigerten, ihn ins Schlepptau zu nehmen, weil er ihnen zu schwer zu ziehen sei, eine letzte zornige Kraftanstrengung, rannte hinter Bärbel, die den Schluß des Zuges bildete, her und stürzte sich mit solcher Gewalt auf ihr Schürzenband resp. ihren Rücken, daß er heftig zur Seite kugelte, mit dem Kopfe schallend auf den teppichlosen Fußboden schlug und seine Schwester mit sich niederriß.

Wildes Geschrei und Thränen. Eva sprang auf, die Professorin eilte vom Ofen herbei, aber ehe die eine oder die andere zur Stelle war, schwang ein kräftiger Arm den zeternden Jungen empor, setzte ihn auf eine Schulter, und das Büblein machte einen beschleunigten Ritt durch das Zimmer. Er war so erstaunt über die Veränderung seiner Lage, daß er gänzlich zu schreien vergaß und seinen Erretter von seiner erhöhten

Position mit offenem Munde anstarrte. Auch Bärbel verstummte, und es trat plötzlich Stille ein.

„Wo kommen Sie denn in aller Welt her, lieber Professor?“ rief Frau Engel, auf Döringen zutretend, „ich habe nichts von Ihrem Hereinkommen bemerkt. Sie fuhren ja wie ein leibhaftiger Schutzengel zwischen meine Engelein.“

„Engel tragen keine Bärte,“ bemerkte Fritz von oben.

„Ich kam, meine Frau abzuholen,“ versetzte Ekbert; „Eva, wollen wir gehen?“

„Ist es schon so spät? Wie schnell die Zeit vergangen ist,“ sagte Eva erglühend. Sie dachte daran, daß Ekbert sie schon eine Weile beobachtet haben müsse.

„Ja, hier herrschte eine große Fröhlichkeit,“ versetzte er; „was wird denn nur für ein Gedenktag gefeiert? Ich habe mir vergeblich den Kopf darüber zerbrochen.“

„Weißt du denn das nicht, Onkel Professor?“ rief Bärbel; „es ist ja Bratäpfelfest, weil endlich, endlich Schnee gefallen ist.“

„Ja, und dabei giebt es immer Bratäpfel,“ belehrte Fritz von oben. „Du kannst auch einen bekommen.“

„Es ist eine alte deutsche Sitte,“ behauptete Suschen, die schon einige Jahre einen bildenden Schulunterricht genoß.

„Nu laß mich aber runter, Onkel Professor, ich komme hier oben sonst gar nicht zum Essen,“ rief Fritz und schlug zur deutlicheren Erläuterung seines Begehrens mit den Hacken auf die Brust des Professors. Dieser enthob ihn darauf schleunigst seines erhöhten Sitzes, und Fritzchen brachte ihm aus Dankbarkeit den verheißenen Bratapfel. Dann aber schaukelte er zu Eva. „Ich will auf deinem Schoße sitzen.“ Sie war bald von der ganzen Kinderschar umringt und ging heiter auf ihre Einfälle ein.

„Sie glauben nicht, was meine Kleinen für eine Zuneigung zu Ihrer Frau gefaßt haben,“ sagte Frau Engel zu Döringen, als sie sah, wie seine ernsten Augen mit eigentümlichem Ausdruck an der Gruppe hingen; „sie versteht gar zu hübsch, mit ihnen umzugehen und sich ihren kindlichen Ideen anzupassen. Sie ist ja auch noch so jung.“

„Sie ist sehr jung,“ sagte Ekbert.

„Ich meine, es thut immer gut, in diesem Alter mit Kindern zu verkehren,“ fuhr die Professorin fort, „das erhält den Geist frisch, besonders wenn man so ausnahmsweise früh dazu gekommen ist, den Hausstand zu führen, die honneurs machen und eine gewisse Würde zur Schau tragen zu müssen.“

„Hat Eva Ihnen das gesagt?“

„Nicht doch, es ist so meine bescheidene Meinung; glauben Sie, daß ich Unrecht habe?“

„Ich glaube, daß Sie Recht haben, Frau Professor.“

Eva hatte sich indessen von den Kindern losgemacht und trat zu den Sprechenden: „Wenn du willst, Ekbert, so werde ich mich fertig machen; es war sehr freundlich von dir, mich abzuholen.“

„Aber Sie wollen doch nicht im Ernste fort? Nein, das leide ich nicht,“ rief die lebhafte Professorin; „ein so seltenes Vergnügen, Sie einmal gemütlich im kleinen Kreise bei uns zu sehen, darf man sich nicht entgehen lassen; mein Mann würde es mir nie verzeihen.“

„Wir wollten noch in Professor Ahorns Vortrag gehen.“

„Lassen Sie ihn vortragen; wir tragen uns selber vor, und Ihre liebe Frau singt uns ein Lied; das wird uns größeren Genuß bereiten, ohne übrigens unserem gelehrten Archäologen zu nahe treten zu wollen.“

„Was meinst du, Eva, geben wir den Vortrag auf?“

„Ich bleibe lieber hier,“ erwiderte sie schnell und fügte dann hinzu: „Wenn du es zufrieden bist.“

„Sicherlich; ich nahm die Billets nur, weil dir so viel daran lag.“

Eva errötete wieder und wandte den Kopf ab.

„Das ist ein lobenswerter Entschluß,“ sagte die Professorin erfreut, „Präsident

Anstedts hatten sich auch zum Thee angemeldet; da sind wir so recht angenehm unter uns. Ich will nur gleich meinem Manne berichten, daß Sie da sind. Sagt gute Nacht, ihr Kleinzeug, und kommt mit mir."

„Laß doch die Kinder öfter zu dir kommen, Eva, wenn es dir Freude macht," sagte Ekbert, sobald sie allein waren.

„Ich dachte, ihr wildes Wesen wäre dir unangenehm; darum mochte ich dich nicht darum bitten."

Er trommelte ein wenig erregt mit den Fingern auf den Tisch; aber seine Erwiderung klang freundlich: „Du weißt, daß du völlige Freiheit hast, zu thun, was du willst. Meine kleine Eva wird doch nicht eine Fremde in ihrem eigenen Hause sein wollen?"

Es wurde ihr ganz heiß am Herzen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich an seine Brust werfen; aber eine unbegreifliche Scheu hielt sie davon zurück. Professor Engel trat nun mit seiner Frau herein, Anstedts folgten ihnen, und die kleine Gesellschaft versammelte sich um den Theetisch. Eva saß neben dem Präsidenten. Sie war sehr schweigsam, allein in ihrem Kopfe kreisten die Gedanken, immer dieselben quälenden Gedanken, die Tag aus, Tag ein und manche Nacht hindurch ihr armes Hirn zermarterten mit dem beständig ungeschlossenen Fragering: Warum ist es nicht mehr wie früher? Warum entfremdet sich ihm mein Herz? Warum suche ich meine Unruhe mit lauten Zerstreuungen zu betäuben und fliehe das Alleinsein mit dem Manne, den ich mit aller Kraft meiner Seele liebe? Das ist seit dem Abende geschehen, wo der Schatten jener toten Magda zwischen uns trat, der engelgleichen Magda, und doch kennt mein Herz keinen Hauch von Eifersucht für die Liebe, die ihr Ekbert einmal schenkte; er liebt ja jetzt mich, und darum muß es einmal besser werden! Der Gedanke tötet mich, daß wir so — so ein langes Leben mit einander zubringen sollen! Wie konnte denn plötzlich alles so traurig werden? Wäre ich nicht so jung, wäre ich nur nicht so jung, dann könnte ich es wohl begreifen.

„Was war es eigentlich für ein Vortrag, den Sie heute Abend hören wollten?" weckte der Präsident Eva aus ihrer Zerstreutheit.

„Das Thema ist: ‚Das Ideal'", antwortete sie.

„Ja, und ich habe der jungen Frau gesagt, daß wir uns darüber eben so gut selber einen Vortrag halten können," erklärte die Professorin Engel, „meinen Sie nicht, daß sich darüber reden ließe, Herr Präsident?"

„Allerdings ein interessanter Gegenstand und schwer zu erschöpfen. Wie würden denn Sie das Ideal in aller Kürze definieren, Herr Professor?" wandte er sich an Engel.

„Es ist die verkörperte Vorstellung von etwas vollkommen Wahrem, Gutem und Schönem," sagte dieser.

„Mit andern Worten, das Ideal ist die in die Erscheinung getretene Idee von etwas Vollkommenem," fügte Döringen hinzu.

„Es ist ein schönes Ding um die Ideale," sagte der Präsident, „in der Jugend sind wir besonders empfänglich dafür, wir schaffen sie mit Hilfe der Phantasie, wir umgeben sie mit Fleisch und Bein, d. h. wir umkleiden mit ihnen einen wirklichen Körper und möchten die Welt damit füllen."

„Es giebt nur nicht viele Menschen, die einem Ideale ähnlich sähen," meinte die Präsidentin.

„Nein, in Wahrheit giebt es in der That unter den Menschen kein Ideal in des Wortes reinster Bedeutung," erwiderte ihr Gatte; „kein Geschöpf ist vollkommen fehlerlos, und unser menschliches Ideal wird sich immer auf den Ausspruch des Gelehrten Bouterweck beschränken müssen: Die Vollkommenheit eines Menschen besteht nicht darin, daß er keine Fehler habe, sondern daß er sich ihrer entledige. Aber die Phantasie trägt eine absonderliche Brille. Mit dieser sieht der Mensch das Ideal oft den wunderlichsten Gestalten aufgedrückt, und wenn es auch einige unter ihnen wert sind, mit idealsehenden

Augen angeblickt zu werden, so geht das eben oft zu weit: da soll kein Flecken oder Makel sein vom Scheitel bis zur Zehe."

„Die sind aber noch recht jung, die in ihren Anforderungen so weit gehen, lieber Mann, und ihre Zahl ist beschränkt."

„Sie ist nicht so klein, wie du denkst; unter jungen Leuten, besonders bei jungen Mädchen, findet sich der Fall häufig, daß sie einem Menschen ihr Phantasie-Ideal aufdrücken und sie um keinen Preis einen Tadel an ihm sehen können."

„Wenn nun aber der Tag kommt, wo die Binde von ihren Augen genommen wird?" fragte Ekbert.

„Das wird ein Schlag in das zertrümmerte Ideal desjenigen, der thörichter und gänzlich ungerechtfertigter Weise einen unvollkommenen Sterblichen in einen vollkommenen umwandeln wollte, und der Mensch, welcher seiner eigensinnigen Phantasie dienen mußte, wird den Irrtum entgelten müssen."

Die Unterhaltung schwirrte weiter; aber Eva hörte nichts mehr davon. Nun wußte sie, was sie getroffen hatte: sie hatte sich ein Ideal gebildet, daran war mit rauher Hand getastet worden. Das Bild der Vollkommenheit eines Menschen, das in ihrem Herzen gestanden, war nicht mehr fehlerlos; er, welcher ihr wie ein Held ohne Makel erschienen war, zu dem sie wie zu einem höheren Wesen hinaufgesehen hatte, er war herabgestiegen von seiner Höhe, und dieser Enttäuschung war sie nicht gewachsen. Darum zog sie sich von ihm zurück, darum krampfte sich ihr Herz zusammen vor Traurigkeit über das Verlorne, und unstillbare Thränen feuchteten in dieser Nacht wiederum ihr Kissen.

Von jetzt an war sie nicht mehr heiter wie sonst in der Gesellschaft. Eine große Abgespanntheit zeigte sich in ihrem Wesen, und nur zuweilen raffte sie sich zu einer fast fieberhaften Lebendigkeit empor. Wer sie selten sah, bemerkte nicht diesen Wechsel; aber Ekberts beobachtende Blicke folgten ihr; er sah dem zu mit zusammengebissenen Zähnen und zornigen, liebeheißen Augen. Es war unerträglich, geduldig zu sein und zu warten. Aber er hatte es gelobt, und er wollte es halten. Nur bedünkte ihn zuweilen, als vermöchte er, was in ihm tobte, nicht lange mehr zurückzuhalten, und dann erfaßte ihn eine namenlose Angst. War er nicht mehr Herr seines Willens? Welche Thorheit! „Ich w i l l aushalten, und ich werde endlich siegen."

Eva war seiner Aufforderung gefolgt und hatte die Engelein zu sich kommen lassen. Es gehörte zum größesten Entzücken der kleinen Schar, in ihren schönen Räumen nach Belieben schalten und walten zu können, wenngleich ihrer Freiheit doch gewisse Grenzen gezogen wurden. Auch heute hörte Ekbert ihr Jubeln in Evas Zimmern, während er in seiner Studierstube saß. Das helle Lachen, die jeweiligen Freudenrufe, das laute Zählen ließ auf Versteckspiel schließen. Er lauschte angestrengt, um auch Evas Lachen zu vernehmen, aber er konnte es nicht hören.

Plötzlich schien das Spiel zu Ende, Stühle wurden gerückt, und dem Lärmen folgte eine verhältnismäßige Stille. Ekbert erhob sich neugierig. Er hätte gerne gewußt, was sich vorne begab; aber er wagte nicht einzutreten, aus Furcht zu unterbrechen. Da kam ihm ein Einfall: Er ging zum Hause hinaus, tappte sich durch den Garten bis zur Thüre des Glashauses, öffnete sie und schloß sie dann ohne Geräusch hinter sich. Nun befand er sich unter den grünen Gewächsen. Wie er gedacht, war Eva mit den Kindern im Boudoir, und bei der kleinen Unruhe, die dort noch herrschte, konnte er bis zu der Bank herangehen, die unter Palmen dicht am Eingange zu den Wohnräumen stand, so daß er zwischen den schützenden Gewächsen hindurch einen Einblick in das Zimmer gewann.

Da saß Eva mit Fritzchen auf dem Schoß, Bärbel auf einem Taburet zu ihren Füßen, Suschen, Heinrich, Anna dicht um sie herum.

„So, nun sind wir fertig, Tante Eva; wie gemütlich das ist. Nun könntest du eine Geschichte erzählen," bat Suschen.

„Ach ja, ach ja, eine Geschichte," rief es von allen Seiten. „Dabei schläft es sich so gut," behauptete Fritz.

„Ja, schlafe du nur, dann störst du uns wenigstens nicht," sagte Anna.

„Bitte, Tante Eva, willst du?" schmeichelte Bärbel.

„Eine Geschichte? Heute? wiederholte Eva langsam und hielt ihre Hand an die Stirn. Sie sah blaß und angegriffen aus; „nun gut, ich will euch eine Geschichte erzählen."

„Ein Märchen?"

„Ja, ein Märchen."

„Ei, das ist schön; da fange nur gleich an; ist es lang?"

„Nein, kurz. — In alten, alten Zeiten lebte einmal ein kleines Mädchen. Sie hatte ein fröhliches sorgloses Gemüt, war immer vergnügt und kannte keine Unzufriedenheit. Nur war in ihr ein sonderbar sehnsüchtiges Gefühl, als ob es doch noch etwas gäbe, was schöner sei als Befriedigung. Sie konnte diesem Gefühl keinen Namen geben; aber es kam ab und zu über sie, und dann wurde ihr allemal das Herz so weit, daß sie tief Atem holen mußte. Da kam eines Tages ein Knabe zu ihr, der spielte mit ihr und fragte sie, ob er immer bei ihr bleiben solle.

Sie sah ihn sich genauer an, und da bemerkte sie, daß er ganz von einem Glorienscheine umgeben war; der machte seine Züge so strahlend, so schön, so vollkommen, daß das kleine Mädchen die Augen nicht von ihm wenden konnte, und je länger sie ihn ansah, desto heller wurde der Glorienschein, so daß sie sich gar nicht satt sehen konnte und alle die unerfüllte Sehnsucht aus ihrem Herzen schwand. Da blieb ihr gar nichts mehr zu wünschen übrig und darum nahm sie den Vorschlag des Knaben an, und er blieb bei ihr.

Nun begann eine wunderschöne Zeit von solchem Glück, wie es das kleine Mädchen nie gekannt hatte. Der Knabe spielte den ganzen Tag mit ihr, und wenn er auch nicht ausgelassen fröhlich war wie sie, so gefiel ihr das gerade, und sein Glorienschein wurde immer heller. Aber da, eines Tages war der Glorienschein plötzlich verschwunden und nichts mehr von ihm zu sehen. Sie suchte ihn mit angstvollem Auge, sie hoffte jeden Morgen, daß er wiederkommen werde; aber er kam nicht, er blieb verloren, ganz verloren.

Da ergriff das kleine Mädchen tiefste Verzweiflung, denn der Glorienschein hatte ja ihr Glück und ihre Wonne ausgemacht. Sie konnte ohne ihn nicht mehr leben, so hatte sie sich an ihn gewöhnt, und sie fing an zu trauern und zu welken. Alle ihre Heiterkeit starb dahin, ihr Lebensmut war gebrochen. Sie fragte ihre Freunde: ‚Wißt ihr nicht, wo der Glorienschein hingegangen ist?' ‚Ach der,' — antworteten sie, ‚den haben wir nie gesehen.' ‚Aber er war doch da?' ‚Ja, vielleicht in ganz alten Zeiten, aber jetzt schon lange nicht mehr; wir wissen nichts von dem Glorienschein.' Da fragte das kleine Mädchen nicht mehr; sie schwieg und welkte und wünschte die frühere Sehnsucht zurück, die ihr doch Befriedigung gebracht hatte und konnte sie doch nicht erhalten. Und so hatte sie beides mit einander verloren."

Eva schwieg.

„Ist es schon aus, Tante Eva?" fragte Anna enttäuscht.

„Ja, es ist aus."

Das ist aber ein trauriges Ende; ich mag nicht gerne, wenn Märchen so aufhören. Könntest du nicht noch ein Stückchen hinzudichten, Tante Eva?"

„Nein, das kann ich nicht; es giebt nichts mehr hinter diesem Ende."

„Doch, die Geschichte geht noch weiter, Tante Eva kennt den Schluß nicht," sagte Ekbert mit kräftiger Stimme und trat aus dem Glashause in das Zimmer. „Wißt ihr nicht, daß alle Märchen sich enden: Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch?"

„O Onkel Professor, warst du da drinnen? Hast du zugehört?"

„Ja, ich habe euer Märchen gehört, und nun will ich euch das Ende erzählen."

„Wie schön, wie schön," jubelte die Engelschar und zog den Professor mit in den Kreis. Eva sagte nichts, als sie ihn so plötzlich unter der Portiere erscheinen sah. Sie machte ihm neben sich Platz und sah nach der Uhr.

„Ich will indessen für die Kinder Abendbrot bestellen; sie müssen gleich fort," sagte sie.

„Das kannst du später; meine Geschichte ist ganz kurz," sagte Ekbert und zog sie mit festem Drucke auf den Sitz nieder, von dem sie sich schon halb erhoben hatte. Sie gehorchte, stützte den Arm auf die Seitenlehne des Sofas und beschattete die Augen mit der Hand.

„Der Knabe konnte es gar nicht begreifen, warum das kleine Mädchen verändert war," hob Ekbert an, „er hatte sie herzlich lieb und wollte sie gerne nicht anders als froh und glücklich sehen. ‚Wie kannst du dein Glück von einem Glorienscheine abhängig machen?' fragte er sie oft. ‚Er fehlt mir bei dir, ich sah dich sonst nie ohne ihn,' antwortete sie. ‚Aber er war nie da, du hast es ja von den Freunden gehört. Siehst du nicht, daß du dich in einer Täuschung befandest?' ‚Das mag wohl sein, aber jetzt bin ich noch viel mehr enttäuscht, weil ich ihn erst sah und ihn nun vermissen muß,' entgegnete sie.

Der Knabe war sehr traurig und wußte gar nicht, was er beginnen sollte. Er ging zu der Fee Hoffnung und zu der Fee Geduld, die ihm auch beide ihre Hülfe zusagten; aber ihr Beistand reichte nicht aus. Da machte er noch einen letzten Versuch: er ging zu der Fee Wahrheit und bat sie um Rat, und die kam mit ihm zu dem kleinen Mädchen. Sie sagte ihr, daß es Unrecht von ihr gewesen sei, einen Glorienschein zu sehen, wo keiner war; sie sagte ihr, daß kein Mensch auf Erden einen solchen besitze, denn er sei gar nicht sichtbar und von dieser Welt; nur im Himmel gäbe es Strahlenkronen. Aber darauf komme es auch gar nicht an: das Glück liege nicht in einem sichtbaren Glorienscheine, sondern in dem ernsten Bemühen, ihn zu erlangen, und wo das zweie mit einander thäten, da entspringe von Tag zu Tag mehr Glück und Zufriedenheit.

Da horchte das kleine Mädchen auf und dachte nach und überlegte, und es wurde ihr klar, daß die Fee Recht habe, und daß das Leben reich und herrlich vor ihr liege. Nun wurde das kleine Mädchen froh, ja, froher noch als früher und lebte von da ab ein schönes, zufriedenes Dasein mit ihrem Spielkameraden. Sie trennten sich niemals mehr, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch."

„Ja, nun ist es hübsch," sagte Heinrich, „das ist ein richtiges Märchenende. Ich dachte gar nicht, daß du Märchen erzählen könntest, Onkel Professor."

„Ich wußte es auch nicht," sagte Ekbert aufstehend.

An diesem Abende gingen Döringens nicht aus. Sie saßen sich am Tische gegenüber, und er las vor. Es war schwer zu wissen, wer von ihnen zerstreuter lauschte, der Lesende, oder die Zuhörende.

Als sie zu Bette gehen wollten und Eva ein Licht angezündet hatte, nahm Ekbert es ihr plötzlich aus der Hand und stellte es auf den Tisch. Dann ergriff er ihre beiden Hände und fragte: „Eva, hat dir mein Märchenende gefallen? Bist du damit einverstanden?"

Sie sah nicht auf; sonst hätte sie den drohenden Groll eines herannahenden Gewitters auf seiner Stirn lesen müssen; die Stimme erhob sich kaum über dem Flüsterton.

Sie schüttelte den Kopf. Der starke Mann bebte so gewaltig, daß ihre Hände in den seinigen flogen, ja, die Erschütterung sich ihrem ganzen Körper mitteilte und sie wider Willen aufsehen mußte. Er öffnete ein paar Mal die Lippen — nur ein zischender Laut drang hervor, so groß war die Austrengung, die Stimme ruhig zu machen. Die Zornesfalte war tief, wie sie sie nie gesehen; der Atem kam und ging in heiserem Pfeifen. Dann wars vorbei, die Züge glätteten sich, ihre Hände fielen, befreit von dem schmerzhaften Drucke, schlaff herunter, und Ekbert verließ das Zimmer, ohne ihr gute Nacht gewünscht zu haben.

(Schluß folgt.)



Dantes göttliche Komödie

als Quelle vom 2. Teil des Goetheschen Faust.

Von

Bernh. Gräfe.

Teil 3.

Goethes Lebensbild.

„Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Im hohen Greisenalter zeichnet vor Gottes Angesicht Goethe selbst sein äußeres und sein inneres Leben. Ich biete zuerst ein Bild seines amtlichen Lebens besonders nach allen Stellen, wo Dante nur nebensächlich die Quelle ist; ich biete es als Hypothese, gefunden nach meinem hermeneutischen Grundsatz, daß alles, was klar und leichtverständlich ist, von Goethe, dem Vater der Tragödie, alles Dunkle und der Erklärung Bedürfende von Dante, der Mutter, herrührt.

A.

Ich gehe über den 3. Akt hinweg, in welchem Goethe seine Lebensaufgabe als Dichter darstellt, und es ist selbstverständlich, daß dichterische Fantasie seine Stellung als Minister, als Freund des Großherzogs von Weimar gezeichnet hat. Im 1. Akte hat er als Finanzminister die preußischen Finanzpläne geprüft und sein Staunen über die ungeheure Beliebtheit der Tresorscheine dargelegt; als Gegenbild dient im Mummenschanze der Reichtum der Poesie. Im 2. Teile des 1. Akts schildert er seine Leiden und Freuden als Theaterintendant, wie ihm bei der Citation und Repräsentation der Parisse und der Helenen seine ideale Begeisterung für die Kunst gelohnt wird mit gemeiner Sinnlichkeit bis in die obersten Schichten hinein.

Im 2. Akte betrachtet Goethe sein Dominat auf dem geistigen Gebiete; dazu führt er vor den philosophischen Baccalaureus, seinen stockgelehrten chymistischen Wagner, den religiösen Homunculus, den neptunistischen Thales und in allen Personen stellt er sich selbst dar. Auf solch ein Lebensbild folgt würdig die klassische Walpurgisnacht.

Im 4. Akte läßt er sich zuerst vom Mephisto die ihm nicht zusagenden Zweige der innern Verwaltung und Polizei vorführen, und stellt sich darauf als einen miserabeln Kriegsminister dar, aber im 5. Akte dokumentiert er seine hohe Freude an der Landeskultur, er ist als Faust ein Beförderer von Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Seine Blößen als Kriegsheld verhüllt er mit drei Kleinodien aus seinem Dante, und mit Bescheidenheit und Demut sucht er das leitende Motiv für die beiden letzten Akte in seiner Hölle; sein Thatendrang ist Poesie. Denn als Faust von Arkadien im 3. Akte unter dem Monde, d. i. dem Himmel des Mondes im Paradiso, hingeflogen, da hat seine Aufmerksamkeit gefesselt der Marmordamm im Inferno:

Hölle 15, 1 ff.

Wir gehen nun auf hartem Rand zusammen,
Und Dampf des Bachs, der drüber nebelt, schützt
Das Wasser und die Dämme vor den Flammen.
So wie sein Land der Flandrer unterstützt,
Bang vor der Springflut Ansturz, die vom Baue
Des festen Damms rückprallend schäumt und spritzt;
Wie längs der Brenta Schloß und Dorf und Aue
Der Paduaner sorglich wohl verwahrt,
Bevor der Chiarentana Frost erlaue:
So war der Damm auch hier von gleicher Art,
Nur daß in minder hohen dicken Massen
Vom Meister dieser Bau errichtet ward.

Das Land also, in dem Faust seinen Damm gebaut, sein Schloß und Dorf und Aue gehabt, liegt zwischen Padua und Flandern, und seine Nachbarn sind die phrygischen Alten, Philemon und Baucis. Der Graben, den Faust zur Entwässerung eines Sumpfes noch graben läßt, ist der 2. Teil des Faust, bei dessen Vollendung er sagt:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn." —
Exegi monumentum aere perennius — Horat.

Einen Graben vermißt der Danteleser auf dem Marmordamme zwischen den faulen Wassern des blutigen Styx und dem sich in die Schreckensgründe (Malebolge) hinabstürzenden feurigen Pyriphlegethon, welcher im Stande der Sünde den Beginn der Buße allegorisieren sollte. Goethes Sehnsucht ist die Befreiung seiner Dichtungen, seiner gewonnenen, dem Meere abgerungenen Länder, von den verpestenden Dünsten des pantheistischen Sumpfes. Was wäre Goethe für das deutsche Volk, ja für die ganze Welt, wenn er den Frieden besungen hätte, den Philemon und Baucis hatten in gastlicher Hütte, im Schatten der Linden, wo abendlich das Glöcklein lockt zum Loben und Danken! Was wäre er, wenn er gliche dem heiligen Bernhard! Par. 32, 100 ff.

„O Heil'ger, du, den Lieb' herniederzieht,
Der du für mich dem süßen Ort entronnen,
Wo ew'ge Vorsicht dir den Sitz beschied;
Wer ist der Engel, der mit solchen Wonnen
Im Blick Marias mit den seinen ruht
Und scheint an ihr in Liebe sich zu sonnen?"
So wandt' ich mich zu ihm mit heiterm Mut.

So zieht denn Goethe, der Erblindete, den Graben wenigstens für sein Volk, für seine Verehrer:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!

Es scheint mir vergönnt zu sein, eine schöne, große Lösung dieses Problems der Faustauslegung zu bieten, wenn ich aus Par. 31, 79 ff. hersetze:

O Herrliche (Beatrix), du, meiner Hoffnung Leben,
Du, der's zu meinem Heile nicht gegraut,
Dich in den Schlund der Hölle zu begeben,
Dir dank ich alles, was ich dort geschaut,
Wohin du mich durch Macht und Güte brachtest,
Und deine Gnad' und Stärke preis' ich laut.

Die du zum Freien mich, den Sklaven, machtest,
Mir halfst auf jedem Weg, in jeder Art,
Die du zu diesem Zweck geeignet dachtest:
Hilf, daß, was du geschenkt, mein Herz bewahrt,
Damit sich dir die Seele dort geselle,
Die Seele, die gesund durch dich nur ward."
So betet' ich — und sie, von ferner Stelle,
Sie lächelte, wie's schien, und sah mich an,
Dann schaute sie zurück zur ew'gen Quelle.

Die drei Kleinodien des Kriegsministers heißen Undinen, drei Gewaltige und der Nekromant von Norcia, wie Goethe offenherzig von seinen Truppen berichtet:

Gar manch Gespenst hat sich darein geputzt
Das Mittelalter lebhaft aufgestutzt.
Welch Teufelchen auch drinne steckt,
Für diesmal macht es doch Effekt.

Der leichtest Erklärbare ist der Nekromant von Norcia, der Sabiner. Aus dem faustischen Wort Nigromant, Schwarzkünstler, ist Nekromant, Totenbeschwörer, gebildet, und Norcia ist entstanden aus Nursia. Benedict von Nursia in Umbrien ist Stifter des Benedictinerordens und Gründer der für die gelehrte Welt hochberühmten Benedictinerabtei auf dem Monte-Cassino. Hier war ein berüchtigter Apollotempel und ein Schlupfwinkel alles heidnischen Aberglaubens. So faßt Goethe den heidnischen Greuel, den Benedict mit dem Christentum verbannt, zusammen im Nekromant. „Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei."

Par. 22, 37:

Des Berges Höh', an dessen Abhang heute
Cassino liegt, war einst Versammlungsort
Für viel Betrüger und betrogne Leute.
Der erste nannt' ich dessen Namen dort,
Der jene Wahrheit, die uns hoch erhoben,
Der Erde bracht' in seinem heiligen Wort.
Und solche Gnade glänzt' auf mich von oben,
Daß ich das Land umher vom Dienst befreit,
Der mit verruchtem Trug die Welt umwoben rc.

Zu den drei Gewaltigen citiere ich aus Faust:

Ihr einziger Trieb ist, Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Denn im Kristall und seiner ewigen Schweignis
Erblicken sie der Oberwelt Ereignis.

Die drei Gewaltigen, Raufbold, Habebald und Haltefest, mephistophelische Helfershelfer im Kriege, später Piraten und Mordbrenner des reichgewordenen Faust, stammen aus Hölle 21, 96—104:

Fest drängt ich mich an meinen Führer da
Und hielt den Blick gespannt auf ihre Mienen,
Aus denen ich nichts Gutes mir ersah.
Und diese Rede hört' ich zwischen ihnen:
„Den Haken ihm ins Kreuz? Was meinst du? sprich!"
Der andre: „Ja, du magst ihn nur bedienen!"
Doch jener Geist, der mit dem Meister sich
Besprochen, wandte schleunig sich zurücke
Und rief: „Still, Raufbold! ruhig halte dich!" rc.

Hier findet sich nicht bloß der Name Raufbold, sondern wohl auch dem Sinne nach die beiden andern; dahinter kommt noch eine andre Schar von zehn Teufeln unter der Aufführung von Straubebart, welche in einem durch Gottes Kunst gekochten See von Pech die Gauner plagen. Aber Goethen heimelt der Raufbold an und die liebgewonnene Dreizahl, und verbindet sich mit dem Raubebald beim Propheten Jesaias:

Raubebald, Eilebeute (Jes. 8), und so tritt zu den drei Gewaltigen die Marketenderin Eilebeute.

Die drei Gewaltigen vergleicht Goethe durch Citation von 2. Sam. 23, 8 trotz ihrer teuflischen Schandthaten mit den drei Gewaltigen des Königs Davids und ehrt sie als Diener der göttlichen Gerechtigkeit. Die hebräischen Namen der Helden Davids, Jasabeam, Eleasar und Samma haben grade so viel Verwandtschaft mit den Goetheschen Namen wie die drei Gewaltigen unsers Kaisers, Bismarck, Moltke und Roon, die unserm Könige zu einem Kaisertrunk in Versailles verhalfen, gleichwie jene dem David, da er lüstern war nach einem Trunke aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor.

In der verzweifelten Schlacht halfen dem Mephisto noch die herbeigerufenen Undinen. Auf Goethen hat zur Fortbildung seiner Faustidee einen überwältigenden Eindruck gemacht: Fegef. 5, 88—129. Buonkonte, ein Ghibelline, fiel in der Schlacht vom Campaldino und blieb unbeerdigt. Seine Frau Johanna soll für ihn beten. Seine Bekehrung in der letzten Stunde bezeichnet sein letztes Wort: Maria! und das Kreuz, das er mit seinen Armen schlägt. Der Teufel kriegt darum auch nicht seine Seele, wie auch nicht die des Faust, und mit den Wasserwogen, den Undinen, kann der Teufel kaum das Kreuz der Arme vom Leichnam auflösen.

In Monteseltro hat mich Guid' erzeugt;
Auch wenn Johannen noch mein Schicksal rührte,
Nicht ging ich mehr mit diesen hier gebeugt. —
„Welche Gewaltthat, welch Verhängnis führte,"
So sprach ich, „dich so weit vom Cambaldin,
Daß niemand noch bis jetzt dein Grab erspürte?"
O, sprach er drauf, am Fuß des Casentin
Strömt vor der Archion, ein Fluß, entsprungen
Beim Kloster oberhalb des Apennin.
Bis dorthin, wo sein Namenslaut verklungen,
Floh ich, den Hals durchbohrt, zu Fuße fort;
Und blutleer schon, von Todesfrost durchdrungen
Verlor ich dorten Augenlicht und Wort,
Um in Marias Namen dort zu enden,
Und fiel und ließ die leere Hülle dort.
Da fühlt' ich mich in eines Engels Händen,
Doch schreiend fuhr ein Teufel auch herzu:
„Wie, du vom Himmel willst mir den entwenden?
Wahr ist's, was ewig ist, erbeutest du
Nur durch ein Thränlein, das ihn mir entzogen;
Doch gönn' ich nun dem andern keine Ruh.
Du weißt, wenn feuchten Dunst emporgesogen
Die Sonne hat, so stürzt er, wenn ihn dann
Die Kälte faßt, zurück in Regenwogen.
Zum Willen nun, der stets nur Böses sann,
Fügt' er Verstand, und Rauch und Sturm erregt
Die Kraft in ihm, die sie erregen kann.
Als drauf der Tag erloschen war, belegte
Er Pratomagnos Thal mit schwarzem Duft,
Der vom Gebirg sich drohend herbewegte.
Zu Fluten wurde nun die schwang're Luft,
Zum Strombett rann, was von den Regengüssen
Der Grund nicht trank, hervor aus Thal und Kluft.
Der Archion, gleich andern großen Flüssen
Ergoß zum Königsstrom den Sturmeslauf,
Dem Fels und Baum zertrümmert weichen müssen.
Wie nun den starren Leib, nicht weit herauf
Von seiner Mündung, jene Flut gefunden,
Da löste sie das Kreuz am Busen auf,
Das ich gemacht, da Schmerz mich überwunden,
Und wirbelte zum Strom die träge Last.
Dort liegt sie nun im Grund, vom Schlamm umwunden

B.

Alles Uebrige, worüber ich noch wenig gehandelt, bezieht sich auf das Bild des innern Lebens, und soll die große Veränderung beschreiben, welche durch Dante in Goethe hervorgebracht ist.

Im 1. Akte finden sich drei Partieen über diese Sinnesänderung:

a) der Mummenschanz, die Valetfeier von der pantheistischen Lebensanschauung;
b) der Gang zu den Müttern, die Wiedergeburt in abstracto, und
c) die Explosion, des Dichters Reue.

Im 2. Akte wird in der klassischen Walpurgisnacht die Entstehung des neuen Menschen, die Wiedergeburt, gefeiert, und zwar wie Goethe nicht durch Chiron, die Wissenschaft, und die verwandte Manto, die Poesie, sondern durch Christum allein, den Greisen und die Galatea, zum neuen Leben gelangt ist, bis hin zur Lobpreisung des Wassers der heiligen Taufe.

Im Epilog wird a) das Gnadenmittel des göttlichen Worts gepriesen und b) die selige Hoffnung des Wiedergeborenen gezeichnet in der Glorie von rechts.

Ich halte für meine Aufgabe, nicht das Was? dieser Exposition zu verteidigen, sondern durch Fingerzeige über das Wie?, über die Entlehnung aus Dante, das Urteil der Sachverständigen zu beeinflussen.

1 a.

Der Mummenschanz ist geschrieben als ein geistiges Ballet. Die beiden points de vue sind die Figuren aus Dantes Hölle: Plutus und Pan. Das Ganze ist ein Fastnachtsscherz, wie die Komödie eine österliche Reise des Dante ist vom grünen Donnerstage bis zum Ostertage des Jahres 1300. Die Aufmerksamkeit auf den Gott des Reichtums regt Dante Hölle 7, 1 an:

> Aleph, Pape Satan, Pape Satan!
> Erhob, rauh kluchzend, Plutus seine Stimme.
> Und er, der alles wohl verstand, begann:
> Getrost, nicht fürchte dich vor seinem Grimme,
> Durch alle seine Macht wirds nicht verwehrt,
> Daß ich mit dir den Felsen niederklimme.
> Und dann, zu dem geschwollnen Mund gekehrt,
> Rief er: Wolf, schweige, du Vermaledeiter!
> Von deiner Wut sei in dir selbst verzehrt!

Im 7. Gesange werden die zwei Arten der Plutusknechte, der Geizigen und der Verschwender, mit ihren Plagen gezeichnet und die Frage wird brillant beantwortet:

> Wer ist Fortuna doch, die, wie ich hörte,
> In ihren Klau'n der Erde Güter hält?

Aus dem Schlusse dieser Antwort entlehnt Goethe den Wagen von seinem Plutus, auf welchen er vorn postiert den Knaben, den Wagenlenker, die verschwenderische Poesie, hinten den Abgemagerten, den Geiz, zu welchem ganz richtig der erwähnte Dantesche Wolf gedeutet ist. Ich verweise auf meine Bemerkungen über die Personen in Bezug auf den Knaben und den Abgemagerten.

> So macht sie, von Notwendigkeit gejagt,
> Aus Reichen Arme, dann aus Armen Reiche.
> Sie ists, die ihr ans Kreuz oft wüthend schlagt,
> Von der ihr oft, wenn ihr, anstatt zu schmollen,
> Sie loben solltet, fälschlich Böses sagt.
> Doch sie, die Sel'ge, hört nicht euer Grollen;
> In andrer Erstgeschaffnen Seligkeit
> Läßt sie, nichts achtend, ihre Sphäre rollen.

Den Pan entlehnt Goethe aus Fegef. 32, 64 ff.

Könnt ich euch malen, wie mit süßem Klang
Von Pan und Syrinx einst Merkur den Späher,
Den Unbarmherz'gen, zum Entschlummern zwang,
So zeigt' ich, wie nach einem Urbild, eher,
Wie jener Sang in Schlummer mich gebracht,
Doch das Entschlummern sing' ein bessrer Seher.
Ich springe bis zur Zeit, da ich erwacht,
Da mir ein Glanz zerriß den dunklen Schleier
Und eine Stimme rief: Steh auf, hab Acht! rc.

Goethe versucht die von Dante gestellte Aufgabe in der Verbrennung des Bartes des großen Pan zu lösen und der Herold soll das Protokoll über das Ereignis abfassen. Was kann dem Plutus greulicher sein, als wenn Goethe zum Herrn sich bekehrt, der seine Bergpredigt beginnt: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

Pan ist das All; die pantheistische Weltanschauung hat Goethes Augen abgehalten, die Herrlichkeit des Herrn zu sehen. So hat Merkurius den Argus eingeschläfert. Prachtvoll singen die Nymphen im Chor den lieblichen Naturtraum des Pantheismus, aber Goethe schickt eine Deputation von Gnomen an den Pan:

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.
Dies vermagst du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Ich lasse das Protokoll folgen:

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle sacht heran;
Sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
Dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
Und finster steht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Glut und Sud,
Der große Pan steht wohlgemut,
Freut sich des wundersamen Dings,
Und Perlenschaum sprüht rechts und links.
Wie mag er solchem Wesen traun?
Er bückt sich tief hinein zu schaun, —
Nun aber fällt der Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl sein?

Und nun verbrennt der Bart, und ich hör' aller Orten schrein:

„Der Kaiser" leidet solche Pein.

Wie aber kommt Goethe auf diese Verbrennung des Barts als eine allegorische Handlung der Entsagung auf den Spinozismus, der als ein Kaiser ihn beherrscht hat? Die Antwort kann wohl nur Dante geben im Fegef. 31, 64 ff. Er steht vor der Beatrix im irdischen Paradiese und soll die Thorheit seiner Verirrung, seiner Weltliebe, bekennen.

Gleichwie ein Knabe schweigend niedersieht,
Wenn Vorwurf und Bewußtsein ihn verstören,
Und Reue sein Gesicht zur Erde zieht.
So stand ich dort. Betrübt dich schon das Hören,
Sie sprach's, so sei emporgewandt dein Bart;
Das Schauen wird noch deinen Schmerz vermehren.
In ihrem Widerstande minder hart
Läßt ihrem Grund die Eiche sich entreißen,
Wenn sie von Nordsturms Macht durchschüttelt ward,

Als ich das Kinn erhob, da sie's geheißen.
Auch fühlt' ich, da sie Bart für Antlitz sprach,
Des Wortes Gift an meinem Herzen reißen.
Das Antlitz hob ich zögernd und gemach,
Und sieh, die schönen englischen Gestalten,
Sie ließen jetzt im Blumenstreuen nach.
Mein Blick, kaum fähig noch, ein Bild zu halten,
Erschaute sie, dem Greisen zugewandt,
In dem, dem einen, zwei Naturen walten.

Bei Dante war der Bart nicht der Pantheismus, aber Goethe will ihn ablegen und kommt zur Anbetung Christi, wahrer Gott und wahrer Mensch.

Um behältlich meine Faustauslegung zu machen, biete ich die erste und die letzte Seite von der Verhandlung d. d. Weimar, den 14. September 1831;

betr. das greulichste Attentat gegen Plutus, die Verbrennung des Bartes vom großen Pan.

Cognosce te ipsum.

Was ist der Mensch (Sphinx), daß du sein gedenkest,
Und des Menschen Kind, daß du dich seiner also annimmst?
Dante. Psalm 8, 5.

Subscripserunt: Faust I a. Mephistopheles I b.
Renatus Knabe, Astrolog und abgemagerter Wagenlenker des Plutus II a.
Moribundus Pan, Baccalaureus II b.
Crescens Homunculus Thales, III a.
Anaxagoras Wagner III b.
Perfektus Knabe für sich und für die seligen Knaben IV a, auch für Gretchen Pönitens.
Lucifer, durch Rosen erkrankt, vertreten durch einen Engel, IV b.
Vivant I, II, III, IVa! Pereant I, II, III, IV b!
Christus (Greif) ist mein Leben, Sterben mein Gewinn.

Die Identität aller genannten Personen mit seinem eignen Ich bezeuget

Wolfgang v. Goethe, Herold.

1 b.

Der Gang zu den Müttern wird vorbereitet in der finstern Galerie, d. i. im Inferno Dantes. Im 2. Gesang erzählt Virgil, wie Beatrix ihn zur Rettung Dantes gesendet; als Goethe sich bis zum Schluß des Paradiso hindurchgearbeitet, und die harmonische Gliederung des riesigen Dichtwerks durchschaut hat, da macht er sich an diese wohl bis jetzt unerklärte Scene, für welche ich meine Karte empfehle.

Meph.: Ungern entdeck' ich höheres Geheimnis. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust: Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich.

Der Danteleser achtet vielleicht wenig auf die Bedeutung des 2. Gesangs der Hölle, aus dem ich einige für Goethe wichtige Stellen notiere.

Virgil: Mich, nicht in Höll' und Himmel aufgenommen,
Rief eine Frau, so selig und so schön,
Daß ihr Geheiß mir wert war und willkommen;
Mit Augen, gleich dem Licht an Himmelshöhn,
Begann sie gegen mich gelind und leise,
Und jeder Laut war englisches Getön.

Beatrix über Dante:

Mein Freund, doch nicht der Freund des Glückes, irrt
In Wildnis dort, weil Wahn im Weg ihn störte,
So daß er sich gewandt, von Furcht bethört. —

Drei heilige Himmelsfrauen bemühen sich voll Güte um Dante:

Virgil: Ein edles Weib im Himmel sieht mit Trauern
Das Hindernis, zu dem ich dich gesandt,
Drum kann der harte Spruch nicht länger dauern.

(d. i. Maria = gratia perficiens = Abbild Gottes, des Vaters.)

Sie flehte, zu Lucien hingewandt:

(d. i. gratia illuminans = Abglanz Gottes des heil. Geistes.)

Dein Treuer braucht dich jetzt im harten Streite,
Darum empfehl' ich ihn in deine Hand.
Lucia, die sich ganz dem Mitleid weihte,
Bewegte sich zum Orte, wo ich war,

(d. i. Beatrix = gratia salvificans = Abbild des Sohnes Gottes.)

In Ruhe sitzend an der Rahel Seite.
Sie sprach: Beatrix, Gottes Preis fürwahr!
Hilfst du ihm nicht, ihm, der aus großer Liebe
Für dich entrann aus der gemeinen Schar? ꝛc.

Wollte ich nun die Himmelsrose, den Sitz dieser drei Frauen, beschreiben, so müßte ich 29—32 Gesang des Paradiso hersetzen; nur einige Stellen:

Beatrix: Par. 30, 38 ff.

Du bist
Gelangt zum Himmel nun von reinem Lichte,
Von geist'gem Licht, das nur ein Lieben ist,
Ein Lieben jenes Guts, des ewig wahren,
Voll Lust, mit der kein andres Glück sich mißt.

Ueber Beatrix: Par. 31, 70.

Im Widerschein und ihr die Krone baun.
Vom Raum, aus dem die höchsten Donner hallen ꝛc.

Den Charakter des poetischen Christentums bei Dante, Goethe, aber auch Salomo zeichne Par. 31, 132:

Und Schönheit lachte bei dem Klang der Lieder
Und bei dem Spiel und strahlt in Seligkeit
Aus aller andern Sel'gen Augen wieder.

Par. 32, 85: Maria, mater gloriosa,
Jetzt schau ins Antlitz, das dem Antlitz Christi
Am meisten gleicht, und deine Kraft erhöh'n
Wird seine Klarheit zu dem Anschau'n Christi
Lust strahlt aus dem Gesicht, so klar und schön ꝛc.

Par. 32, 136: Und gegenüber sitzt dem ersten Ahn (Adam)
Lucia, die die Herrin dir gesendet ꝛc.

Hier findet Goethe auch den Schlüssel für Faust, den Schlüssel, der schon Fegef. 9 jeden Leser von Empfindung berührt hat.

Par. 32, 124: Sieh rechts der heil'gen Kirche Vater dort (Petrus),
Dem dieser Blume Schlüssel übergeben
Auf Erden hat der Heiland, unser Hort.

Wenn ich nun noch erinnere nach der Karte des Pater Seraphicus, daß man zuerst „versinkt“ bis zum dreiköpfigen Teufel oder Dis in der Hölle, und dann daß man im Fegefeuer vom Mittelpunkte der Erde „steigt“ und endlich durch alle Himmel fliegt bis zur Himmelsrose, so sollte nach diesen Bemerkungen der Gang zu den Müttern im Faust wohl lesbar sein.

1c. Explosion. Des Dichters Reue.

Am Ende des 1. Aktes ruft Dante, der Astrolog: Was thust du? Fauste! Fauste! — Weh uns, wehe! Nu! im Nu. Explosion ꝛc. ꝛc.

Am Anfang des 2. Aktes findet Mephisto noch den niedergeschmetterten Faust:

> Hier lieg', Unseliger! verführt
> Zu schwergelöstem Liebesbande!
> Wen Helena paralysirt,
> Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

Dieser Uebergang vom 1. zum 2. Akt ist eine unvergleichlich ingeniöse Nachahmung des Uebergangs vom 5. zum 6. Gesange in der Hölle Dantes. Hölle 6, 1—3. Dante:

> Als ich erwacht' und mir Erinn'rung kam
> Des Mitleids um die Zwei, das so mich quälte,
> Daß mir der Jammer die Besinnung nahm ꝛc.

Dantes Gastfreund von Ravenna Guido da Polenta hat seine schöne Tochter Franciska an einen häßlichen Grafen Malatesta verheiratet; dessen schöner Bruder Paul liest der jungen Schwägerin die Dichtung von Lanzelot und Genievra vor. Da kommts zum ersten Kuß. Der erzürnte Gatte ersticht sein Weib und seinen Bruder. So ist der Dichter der Novelle der größte Sünder, der Galeotto, der Kuppler und Verführer, und Dante und Goethe gedenken reumütig nach ihrer Bekehrung alles dessen, was sie mit ihren Werken für Unheil angerichtet haben mögen. Hölle 5, 73 ff. Dante zu Virgil:

> Mit diesen Zwein, die sich zusammen halten,
> Die, wie es scheint, so leicht im Sturme sind,
> Möcht' ich, o Dichter, gern mich unterhalten.
> Und er darauf: Gieb Achtung, wenn der Wind
> Sie näher führt, dann bei der Liebe flehe,
> Die beide führt, da kommen sie geschwind.
> Kaum waren sie geweht in unsre Nähe,
> Als ich begann: Gequälte Geister, weilt,
> Wenns Niemand wehrt, und sagt uns euer Wehe.
> Gleichwie ein Taubenpaar die Lüfte teilt,
> Wenns mit weit ausgespreizten steten Schwingen
> Zum süßen Nest herab voll Sehnsucht eilt:
> So sah ich sie dem Schwarme sich entringen
> Bewegt vom Ruf der heißen Ungeduld,
> Und durch den Sturm zu uns sich niederschwingen.
> „Du, der du uns besuchst voll Güt' und Huld
> In purpurschwarzer Nacht, uns, die die Erde
> Vordem mit Blut getüncht durch unsre Schuld,
> Gern bäten wir, daß Fried und Ruh dir werde,
> Wär' uns der Fürst des Weltenalls geneigt;
> Denn dich erbarmt der seltsamen Beschwerde ꝛc.

V. 100:

> Die Liebe, die in edles Herz sich senkt,
> Sie war's, die diesen Freund für mich entzückte,
> Für Schönheit, jetzt in Schmerzensflut ertränkt.
> Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
> Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
> Daß, wie du siehst, kein Leid ihn unterdrückte.
> Die Liebe hat uns in ein Grab gesandt —
> Kaina harret des, der uns erschlagen.
> (Land in der Hölle für Mörder.)

V. 111:

> Weh, sprach ich, welche Glut, die sie durchzückt,
> Welch süßes Sinnen, liebliches Begehren
> Hat sie in dieses Qualenland entrückt? ꝛc.

V. 127: Wir lasen einst, weils beiden Kurzweil machte
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.
Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb unsre Blick' und macht uns oft erblassen;
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang.
Als in ersehnten Augenblicks Erfassen
Ein Kuß ereilt' ein Lächeln ohne Wehr,
Da that auch er's, der nie mich wird verlassen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er. —
Galeotto war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.
Der eine Schatten sprach's, der andre faßte
Sich kaum vor Weinen, und mir schwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

2. Die klassische Walpurgisnacht.

Wenn ich es wage, mich als Führer zur Besteigung dieser, wohl noch nie bis zum Gipfel erstiegenen Jungfrau in dem Alpengebirge der deutschen Dichtung anzubieten, so fordere ich keine besondere Gelehrsamkeit, sondern außer hellen Augen, das klassische Altertum und das biblische Christentum zu verstehen, nur gute Nerven, um bei der frischen Bergluft nicht schwindlig zu werden. Aber lohnend ist die Anstrengung; man lernt Goethes Feier der christlichen Wiedergeburt, wie der neue Mensch in ihm entstanden ist nicht durch Wissenschaft und Poesie, sondern durch Christum, vermittelt durch Dante.

Ich mache zunächst auf die drei oder vier Gebirgsformationen aufmerksam. Hineingesprengt ist der heterogene Mephistopheles, dazu gehören die Lamien, die Nachtgespenster mit der Empuse und ganz unten die drei unschönen Phorkyaden. Bei seiner Vetternreise vom Brocken nach dem Danteschen Parnaß findet Mephistopheles in der Empuse, dem hinkenden Einfuß, das Eselsköpfchen aus Shakespeares Sommernachtstraum, aus welcher schon in der Ouverture die Elfen unter Ariel figurieren, und zuletzt kommt Quince, wo auf die Frage des Faust:

Was seh' ich dort, was Waffen trägt?
Hast du das Bergvolk aufgeregt?

Mephisto antwortet:

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quintessenz;

d. i. der allem Schönen hohnsprechende Zimmermann Peter Quitte als Folie für die Schönheit-strahlende Elfenkönigin Titania. Nicht günstiger redet er von den kopfverdrehenden Lamien, den Urbildern, welche seine schaffende Dichterphantasie Tag und Nacht beschäftigt haben; er hat in ihnen finden müssen einen dürren Besen, einen Thyrsusstab mit Pinienkopf oder einen berstenden Bovist. Goethe zieht nun die Konsequenzen, wohin der Sohn des Chaos gelangen muß, zu den häßlichen Göttinnen der öden Nacht, den Phorkyaden. Analog schon hat im Mummenschanze der leiblich- und geistig-häßliche Thersites bei Homer, dem Musen-getränkten Sänger des Schönen, gleiche Rolle gespielt, aber als durch des Herolds Schlag eine Otter und eine Fledermaus herauskommen, hat Goethe sein Urteil abgegeben:

„Da möcht' ich nicht der dritte sein."

Goethe will von seinem Mephisto los. Denn seine Freude hat er am Danteschen Vorgebirge.

Dasselbe tritt schon offen zu Tage in dem Mummenschanze, wo unvermittelt Stücke aus dem Walpurgissacke in das Ballet eingefügt sind. Die kuppelnde Mutter selbst scheint aus Hölle 18, 133 ff. zu fließen:

> Die Hure Thais ist's, jetzt so abscheulich.
> Fragt einst ihr Buhl': Steh ich in Gunst bei dir?
> Versetzte sie: Ei ganz erstaunlich! Freilich!
> Doch sei gesättigt unsre Schaulust hier.

Die Freude an seinem Dante besingt das Lied des Trunkenen:

> Und so trink ich! Trinke, trinke!
> Stoßet an ihr! Tinke, tinke!

Er ist freilich dadurch geworden ein misanthropischer Satyriker;

> Wißt ihr, was mich Poeten
> Erst recht erfreuen sollte?
> Dürft ich singen und reden,
> Was niemand hören wollte.

Er kann seine Dichtart nicht einfügen; er nennt sich Nacht- und Grabdichter, weil er wie ein Vampyr frisches Blut aus Dante gesogen.

Die Parzen stammen aus der Hölle: Atropos: Hölle 33, 126:

> Denn Ptolemäa hat den Vorzug eben,
> Daß oft die Seele stürzt in dies Gebiet,
> Eh' ihr den Anstoß Atropos gegeben.

Klotho aus Hölle 21, 27 und Lachesis angedeutet V. 25 ff.

Ebenso die Furien Alekto, Megaera und Tisiphone aus Hölle 9, 37:

> Zur linken Seite sieh Megaera ragen,
> Inmitten ist Tisiphone zu schaun
> Und rechts Alekto in Geheul und Klagen.

Vom Herold unterbrochen folgt: Furcht, Hoffnung und Klugheit, auch in dieser Aufeinanderfolge, Fegef. 31, 10—63. Durch den Zusammenhang dieser Stelle ist klar, daß der Elefant mit der Viktorie die Komödie mit der Beatrix ist.

So will ich auch die Grauwacke des vielgeliebten Urgebirges in der Walpurgisnacht bezeichnen. Erichtho, nach Ovid Her. XV, 139 eine thessalische Hexe. Goethe sagt zu Eckermann am 21. Februar 1831: Ein guter Kenner des Altertums wird bei dem Worte thessalische Hexen sich auch Einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt. Hätte der schalkische Goethe gesagt: Hölle 9, 16—33: Ich freue mich über Dantes prächtige Fiktion, wie er die große Bekanntschaft seines Virgil mit allen Teilen seiner ausgedachten Hölle ganz simpel dadurch erklärt, daß Virgil schon einmal an der Hand der Erichtho die Hölle bereist hat vom Limbus bis zum Lande Judecca, vom 1. bis 9. Kreise derselben; wie viel Gelehrte hätten sich weniger geschämt! Dann sind auch Dantes die pharsalischen Felder; Hölle 25, 94 referiert Dante aus Lucans Pharsalia und Par. 6, 55—81 Caesars Geschichte:

> Nach Spanien lenkt' er dann den Siegerzug,
> Dann nach Durazz' und traf Pharsaliens Auen
> So, daß man Leid am heißen Nile trug.

Und Greif und Sphinx, Sirene, Chiron, Manto, Anaxagoras, Nymphen; das alles ist aus Dante. Es kann nun eine Tertiärformation unterschieden werden; Dantesche Dinge und Personen bekommen griechische Kleider; sehr ausgedehnt bedeckt Goethe die Danteschen Formen, welche aus dem Hohenliede Salomonis und aus der Apokalypse stammen, mit der Odyssee. Und ein schärferer Geologe kann noch Goethesche Berge unterscheiden, wo für ein gewöhnliches Auge blaue Nebel schweben. —

Der Schauplatz des Ganzen wird in 5 Scenen räumlich sehr verändert, hier die Pharsalischen Felder, welche durch die Niederlage des Pompejus an den Wechsel alles Irdischen und jeder Erdengröße erinnert, dann der Peneios, der Fluß der Dichter, dann der obere Peneios, dann das ägäische Meer, zuletzt Rhodus; aber bei alledem bleibt der Mond im Zenith.

Was ist doch wohl das Bleibende hier unter dem wechselnden Mond? Das menschliche Herz mit seiner Sehnsucht nach dem Ewigen. Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen sucht. Matth. 13, 45.

Wenn Peneios auffällig spricht:

> Rege dich, du Schilfgeflüster
> Hauche leise, Rohrgeschwister ꝛc.

so hat Goethe mit Lust gesogen an Fegef. 28, 1—20 ff.

> Begierig schon, zu spähn umher und innen
> Im göttlichen, lebend'gen, dichten Wald,
> Der sanft den Morgen milderte den Sinnen,
> Verließ ich das Gestad nun alsobald,
> Um langsam, langsam in das Feld zu treten
> Auf einem Grund, dem ringsum Duft entwallt.
> Von einem Lüftchen, einem sanften, steten,
> Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
> Nicht mehr, als ob mich Frühlingswind' umwehten.
> Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
> Sich ganz nach jener Seite hin zu neigen,
> Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.
> Doch nicht so heftig wühlt' er in den Zweigen,
> Daß es die Vöglein hindert', im Gesang
> Aus grünen Höhn all ihre Kunst zu zeigen:
> Nein, wie der Lüfte Hauch ins Dickicht drang,
> Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen,
> Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang.
> So klingt's, wenn Zweig' um Zweige sich bewegen
> Im Fichtenwald ꝛc.

V. 25: Da sich die Bahn durch einen Bach verschlossen.

Der Bach ist Lethe, der erdichtete Strom, durch welchen Vergebung der Sünden und Wiedergeburt allegorisch dargestellt wird. —

Erichtho, Chiron und Manto finden sich in der Hölle, und durch den Marmordamm zwischen dem 7. und 8. Kreise stürzt aus dem Styx brausend herab der Pyriphlegethon, der untere Peneios; Greifen und Sphinx und Sirene und Nymphen finden sich im Purgatorium, und zwischen dem 7. und 8. Simse des Berges strömt das Wasser, das sich spaltet in den Lethestrom und in den Eunoë: der obere Peneios. Das ägäische Meer, aus dem der Fegefeuerberg als Berg der Dichter, der Olymp, sich hoch erhebt, heißt bei Dante der atlantische Ocean, in welchem als Antipode von Jerusalem der wunderbare Berg sich gebildet hat, auf dem das Paradies einstmals gewesen, und auf dessen Spitze Dante schaut den Triumphzug seiner Beatrice, il triomfo del chiesa auf dem Paradiso terrestre. Nimmt man meine Karte zu Hilfe, so wird man wohl die Hypothese billigen, daß Rhodus ῥόδον sei, die Danteſche rosa celeste, und die Telchinen sind die heiligen Verfasser des Neuen Testaments, deren Segen in der Beruhigung und Befriedigung des Menschenherzens besungen wird:

> Wir haben den Dreizack Neptunen geschmiedet,
> Womit er die regesten Wellen begütet;

und deren Aufgabe die Zeichnung des Bildes Christi gewesen ist:

> Wir ersten, wir waren's, die Göttergewalt
> Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Darum zeige ich den Schluß mit ziemlicher Gewißheit:

So herrsche denn Eros, der alles begonnen!
So regiere der Vater unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe, die alle Dinge geschaffen.

Heil dem Meere! Heil den Wogen,
Von dem heiligen Feuer umzogen!
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
Heil dem seltnen Abenteuer!

Danksaget dem Vater, der uns wiedergeboren hat (in dem seltnen Abenteuer) aus Wasser und Geist, als wir getauft wurden Matth. 3, 11 auch mit Feuer und heilgem Geist, und hat uns im Lethestrom alle Sünde vergeben, und im Eunoë geheilet alle Gebrechen, wie Dante rühmt Fegef. 33 am Schluß:

Ich ging aus jener heil'gen Flut hervor
Wie neu erzeugt, von Leid und Schwäche ferne,
Gleich neuer Pflanz' in neuen Lenzes Flor,
Rein und bereit zum Flug ins Land der Sterne.

(Schluß folgt.)



Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume".)

(Fortsetzung.)

Die Gedichte, welche Mörike meiner Schwester begutachten sollte, waren folgende: Zuerst das aus dem Alt-Englischen von Geoffrey Chaucer, geb. 1328, † 1400:

An seinen leeren Geldbeutel.

Dir, meine Börse, klag' ich ganz allein,
Sonst niemand als nur meinem Schätzchen Dir!
Daß du so leicht bist, muß mir schmerzlich sein,
Denn schwerer wird dadurch das Leben mir!
Ich läge lieber in dem Todtenschrein,
D'rum ruf' ich: sei barmherzig gegen mich,
Und werde wieder schwer, sonst sterbe ich!

Erhöre mich noch heut, eh' es wird Nacht,
Daß ich vernehm den Klang so wonnereich,
Und seh' die Farbe wie der Sonne Pracht:
Das goldne Gelb, dem gar nichts Andres gleich.
Mein Leben bist Du, das mich fröhlich macht;
Du Königin des Trosts, erheitre mich,
Und werde wieder schwer, sonst sterbe ich!

O Börse, die mir Lebenslicht gebracht,
Du Retterin hier unten in der Welt,
Hilf mir aus dieser Stadt durch deine Macht,
Wo es — mein Schatz zu sein, Dir nicht gefällt,
Und man mich kahl zu scheeren ist bedacht.
Laß deine Güte bald erhören mich,
Und werde wieder schwer, sonst sterbe ich.

Aus der Schulzeit.

(John Greenleaf Whittier.)

Im Sonnenschein steht dort am Weg
Das Schulhaus stark verwittert.
Rings wachsen Brombeerstauden noch,
Ihr Laub im Winde zittert.

Des Lehrers stark verbrauchter Pult
Steht hier noch heut inmitten;
Der Boden schief, die Sitze schlecht,
Mit Namen eingeschnitten.

Dort Kohlenstriche an der Wand;
Die Schwelle zeigt, daß viele —
Wenn sie auch zögernd kamen her,
Doch stürmten fort zum Spiele.

Einst schien die Wintersonne hell —
Ach! es ist schon gar lange! —
Auf Fensterscheiben hier und Eis
Vor ihrem Untergange.

Sie streifte goldnes Lockenhaar,
Und Augen, braun, voll Bangen
Der Kleinen, die noch zögernd stand,
Als alle fortgegangen.

Denn vor ihr stand ein Knabe still,
Sie waren Spielgenossen.
Er zog die Mütze ins Gesicht,
Von Scham roth übergossen.

Mit ruhelosem Fuß er stieß
Den Schnee nach beiden Seiten;
Und rastlos ließ die Finger sie
Am Schürzchen niedergleiten.

Er fühlte, daß sie ihn liebkost,
Mußt' ihr ins Auge sehen,
Und hört die Stimme zittern leis,
Als wärs ein Schuldgestehen:

„Mich schmerzt, daß ich heut jenes Wort
Hab buchstabiert, und stehe
Nun über Dir;" — sie senkt den Blick —
„Weil ich Dich lieb hab', sehe!" —

Erinn'rung zeigt dem Greise noch
Das süße Bild des Kindes.
Schon vierzig Jahr auf ihrem Grab
Wächst Gras, ein Spiel des Windes.

In harter Schule lernt' er längst,
Daß Wen'ge sind geblieben,
Die klagen, daß sie höher stehn
Als er, weil sie ihn lieben!

Anrede von Robert Bruce an seine Truppen bei Bannockburn.

(Robert Burns.)

Schotten! die mit Wallace ihr geblutet,
Und mit Bruce den Feind oft überflutet,
Seid willkommen zu dem blut'gen Bette!
Seid willkommen auf der Siegesstätte!

Heute ist der Tag und jetzt die Stunde!
Seht die Schlachtenordnung in der Runde!
Seht die Macht des stolzen Eduard nahen,
Eduards Sklavenketten, euch zu fahen.

Wer von euch will ein Verräter werden?
Wer wünscht sich des Feiglings Grab auf Erden?
Oder gar am Sklavenjoch zu ziehen!
Memmen und Verräter sollen fliehen!

Wer für Schottlands König, Schottlands Rechte
Zieht der Freiheit Schwert, nur muthig fechte,
Steh' als Freier, und als Freier falle!
Caledonier! vorwärts mit mir alle!

Bei der Unterdrückung Schmerz und Leiden,
Bei der Söhne Knechtschaft! laßt beizeiten
Uns der Adern bestes Blut vergießen!
Daraus soll für Alle Freiheit sprießen.

Jagt die stolzen Räuber nur von dannen!
Mit den Feinden fallen die Tyrannen.
Freiheit wird in jedem Schlage liegen!
Vorwärts! laßt uns sterben oder siegen!

Hymne an die Nacht.

Von H. W. Longfellow.

Ich hörte rauschen das Gewand der Nacht
Durch ihren Marmorsaal;
Ein Licht umsäumt des dunklen Kleides Pracht,
Vom Himmel selbst ein Strahl.

Ich fühle ihrer Nähe Zaubermacht,
Wenn sie sich zu mir neigt,
Und sich die majestätisch stille Nacht
Wie die Geliebte zeigt.

Ich höre Töne, wie man seufzt und lacht
Sanft im Zusammenklang.
So hört man sie im Geisterhaus der Nacht,
Wie aller Dichter Sang.

Vom kühlen Born der Nachtluft schöpfte ich
Stets Ruhe für den Geist.
Als Quelle des beständ'gen Friedens sich
Die stille Nacht erweist.

O heil'ge Nacht! Du lehrst mich dulden gern
Gleich Andern schon vor mir.
Dein sanfter Finger hält die Sorgen fern,
Und Klagen schweigen hier.

O Frieden! Frieden! wie Orest ich bet',
O komm herab mit Macht!
Willkommen ist, die heiß ich mir ersleht,
Die schöne liebe Nacht.

Als die Gedichte Eduard Mörike vorgelegt und zurückgeschickt wurden, stand unter der „Hymne an die Nacht" von seiner Hand Folgendes: „Wäre des Drucks sehr wert, und ein willkommener Beitrag für jede belletristische Zeitschrift."

Die Bibel meiner Mutter.

(G. P. Morris.)

Dies Buch ist alles, was mir blieb!
Nur Thränen hat mein Schmerz.
Die Lippe bebt, die Pulse gehn,
Drück' ich es an mein Herz.
Es steht der Väter lange Reih'
In unserm Stammbuch hier;
Und sterbend gab der Mutter Hand
Noch diese Bibel mir.

Ach, ich gedenke Aller wohl,
Hier jeder Name steht;
Sie hatten einst am Herd gekniet
Des Abends beim Gebet;
Und sprachen dann von diesem Buch
Manch tief ergreifend Wort.
Wohl sind sie bei den Todten nun,
Doch leben hier sie fort.

Mein Vater las dies heil'ge Buch
Einst uns Geschwistern vor;
Die Mutter lauscht' dem Gotteswort
Und schaut so mild empor.
Ich seh ihr Engelsangesicht
Noch jetzt vor mir so klar,
Und wieder auch den kleinen Kreis,
Wie er zu Hause war. —

Du bist der treuste Menschenfreund,
Der je sich mir genaht.
Wenn alle falsch sind, bist du wahr,
Mein Führer und mein Rat.
Kein Schacht der Welt birgt solchen Schatz,
Wie dieses Buch erwirbt:
Es lehrt mich, wie ich leben soll,
Und wie man selig stirbt.

Im Winter 1866 im Monat Februar, den sie oft und gegen Viele als ihren Sterbemonat bezeichnete, ging unsere Tante Renate zur ewigen Ruhe ein, nach 14wöchigem harten Leidenskampfe, der nicht allein für die Sterbende, sondern auch für die Lebenden so angreifend war, daß ich nur von dem Leichenbegängnis heimkam, um mich auf das Krankenlager zu legen, und daß auch unsere liebe Mutter wochenlang körperlich und gemütlich so schwer leidend war, daß Emma auf ihren Wunsch hin um geistlichen Trost sich an Professor Beck wandte. Dieser antwortete am 5. Mai 1866, Mutter möge nie an seiner alten Freundes-Gesinnung für sie zweifeln, noch weniger aber auf ihrem Krankenlager daran, daß Gott die Liebe ist, und uns seinen eigenen Sohn gegeben hat, damit er uns aus unsern Sünden zur Seligkeit helfe, und dies nicht um unserer Werke willen, die wir gethan haben und noch thun, sondern nach seiner Barmherzigkeit, nach der er den Spruch gestellt hat: wer den Namen des Herrn anrufen wird, der wird selig werden. Das solle Mutter immer sich sagen und einprägen; sie dürfe es sich nicht dadurch umstoßen lassen, daß sie nicht leiste, was sie Gott schuldig sei, daß sie nicht Glauben und Liebe genug habe; es sei zwar ganz recht, daß sie dies einsehe, es dürfe und solle sie beugen und betrüben, aber nicht dahin dürfe es sie bringen, daß sie das Vertrauen zu Gottes Erbarmung wegwerfe und sich des Rechtes auf den von ihm geschenkten Heiland begebe. Sie maße sich kein ungebührliches Recht an ihn an, sondern es gebühre ihr, es sei durch göttliches Wort ihr zugesprochen, eben weil sie des Unglaubens und Kleinglaubens und der Lieblosigkeit sich anklage und darüber betrübt sei — das sei die Betrübnis, die nach der h. Schrift eine göttliche Betrübnis ist, nicht eine ungöttliche, eine seligmachende Reue, nicht eine verdammende, 2. Korinther 7, 9—10. Mutter gehöre damit in die Klasse derjenigen Menschen, die der Herr gerade nicht von sich stößt, nicht verurteilt, sondern tröstet. Solcher Betrübnis, unter welcher Mutter jetzt leide, werde kein wahrer Christ ganz in seinem Leben los — denn er müsse sich immer wieder Sünde, Mangel an Glauben, Verfehlungen gegen die Liebe, vorwerfen, und je heller sein Auge werde, je tiefer sehe er hinein in seine Schuld, aber das heißt eben: sich nicht in die Finsternis verbergen, sondern im Licht wandeln, und von demselben sich strafen lassen, und dafür steht das Wort Johannis 1, 7; 2, 2 geschrieben. Glauben halten, des Herrn Gebote halten, heiße nicht vollkommen sein, oder sich nicht dagegen verfehlen, sondern durch Nichts, auch durch Verfehlungen nicht, vom Glauben und den Geboten des Herrn sich wegtreiben lassen, und immer neu denselben nachjagen; Auge, Herz und Hand immer wieder darauf richten — das sei Uebung in der Gott-

seligkeit, und unterscheide den Treuen von dem Untreuen, den Gerechten von dem Ungerechten, obgleich beide sündige Menschen seien. So seien wir auch körperlich allesamt mit Unreinigkeit behaftete Menschen; aber es sei doch dabei ein Unterschied zwischen reinlichen und unreinlichen Leuten. Die ersten suchen selbst das Unreine an sich auf, suchen es wieder wegzubringen und soviel als möglich zu meiden, und das wiederholen sie fort und fort, ohne je fertig zu werden, aber auch ohne Mut und Geduld zu verlieren. Und bei der Uebung der Gottseligkeit dürfe man um so getroster sein, da Gott selber mit seines Sohnes Blut, Wort und Geist zur fortdauernden Reinigung uns verhelfe und denen, die in dieser Reinigung ausharren, die gewisse Verheißung gegeben habe, daß er sie einst vor seinem Angesicht darstellen werde heilig und unbefleckt, und mit einer Herrlichkeit bekleidet an Geist, Seele und Leib, in welcher sie sich freuen werden mit unaussprechlicher Freude. Das sei die große Hoffnung, und bis sie sich erfülle, hätten eben die, welche der Reinigung sich befleißigen und jagen dem Glauben nach, der Liebe, der Geduld u. s. w., das große Privilegium, daß ihre Sünden dabei ihnen nicht angerechnet, sondern immer wieder vergeben würden, daß sie unverzagt mit ruhiger Seele in der Gnade des Herrn ihren Weg fortwandelten und gewiß seien, daß sie zum Ziele kommen. Der das gute Werk angefangen habe, der wolle es auch vollenden, damit solle Mutter ihr müdes Herz immer wieder aufrichten und auch glauben, daß selbst ihr Krankenlager nur die Bestimmung habe, sie zu bereiten zu dem Sehen der Herrlichkeit Gottes. Und was unsere Mutter außerdem noch an Sorgen habe, möge sie vor den Herrn bringen, der sie selbst ermächtige durch sein Wort: „Sorget nichts, sondern alle eure Sorge werfet auf den Herrn!" . . . .

Unsere liebe Mutter erholte sich nach und nach wieder, aber mein Nervenleiden hatte so zugenommen, daß man es angezeigt fand, einen auswärtigen in diesem Zweige der Heilkunde berühmten süddeutschen Arzt zu Rate zu ziehen. Dieses geschah gerade vor dem Ausbruch des sechsundsechziger Krieges. Besagter Doktor war ein alter Achtundvierziger, der als Jüngling einst in flammendem Jugendfeuer für die liberale Sache in zündenden Worten kämpfte, so daß sein Vater (ebenfalls Arzt), wenn er bei seinen Krankenbesuchen einen Auflauf in den Straßen sah, dessen Mittelpunkt sein Sohn bildete, händeringend die Bewohner des Städtchens beschwor: „O glaubet doch mei'm Bub'n nix!" Manche Zuhörer glaubten aber doch dem Sohne bereitwilliger als dem Vater, und es wurde der Versuch gemacht, eine Freischaar zu bilden, welche Bemühung die Regierung vereitelte und den Anstifter zum Danke freies Logis auf einer Festung beziehen ließ. Sehr gedemütigt oder gar „bekehrt" verließ der Herr Doktor die Festung aber nicht! Mir trat er als eine ganz eigenartige Erscheinung entgegen; er schien in allen Gebieten des Wissens daheim zu sein, dichtete, modellierte, las viel und gab sich stets dabei doch das Ansehen, als liege er nur dem dolce far niente ob. Aber einen dunkeln Punkt, d. h. vielmehr einen „roten" fanden die meisten seiner Patienten an ihm heraus, und das war die Politik, welche er und seine Partei vertraten, und die zur Zeit des sechsundsechziger Krieges ausschließlich in Preußenhaß gipfelte! Da unlängst bei der Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. ein Sturm von Begeisterung durch ganz Süddeutschland und besonders Schwabens Hauptstadt brauste, und weltbekannt ist, daß die Schwaben (seit sie im siebziger Krieg ihr Blut mit den Preußen verkittet haben!) mit Leib und Seele zu Kaiser und Reich stehen, so komme ich hoffentlich in keinen falschen Verdacht, wenn ich diesen „Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit" auch ein paar andere Stimmungsbilder beifüge, die zu einem guten Gemälde gehören wie der Schatten zum Licht! Nach 22 Jahren werden keine Bedenken mehr darüber obwalten müssen, und es gestattet sein, kleine Beiträge zur Geschichte der damaligen Zeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, wie z. B. folgendes Urteil aus der Feder einer verstorbenen Frau, deren Mann zu seinen Lebzeiten als Offizier dem 8. Armeekorps angehörte. Diese Dame schrieb an mich am 16. Oktober 1866: „Vor dem Ausmarsch hat man bei uns den charmanten Schwabenstreich begangen, alle Krankenwagen und Munitionskästen beinahe

identisch bauen zu lassen. Selbst ein württb. Soldat konnte in einiger Entfernung den kleinen Unterschied nur schwer herausfinden. Daher ist wiederholt auf unsere Krankenwagen geschossen worden, weil die Preußen sie für verkappte Munitionswagen gehalten hatten. Die Preußen haben uns hier einigen Verstand zugetraut; sie thaten uns indessen das bitterste Unrecht in dieser ihrer Vermutung. Wir haben gar keinen Verstand." Das Volk dachte ähnlich und betrachtete als eine Art Symbolik (die von ihm mit spöttischer Heiterkeit begrüßt wurde!) den Zug gewaltiger Schlachtochsen, der stets an der Spitze des 8. Armeekorps marschierte, wenn dasselbe auszog, „Fühlung mit dem Feinde zu bekommen!" Doch nötigt mich die Wahrheit hier noch zu bekennen, daß die Unzufriedenheit mit der eigenen Heeresleitung damals bei vielen doch noch weit zurückblieb hinter ihrem Hasse gegen die siegreichen Preußen! So schrieb mir z. B. mein Doktor als Nachtrag zu einem Rezept im November 1866: „Sollen wir durchaus unsere Freiheiten verlieren, so ist mir lieber, wir bekommen Präfekten als Landräte, und ein rauchender Trümmerhaufen ist mir lieber und poetischer, als eine neue Kaserne!" . . . Und später nach dem Friedensschluß: „Ich war in Berlin, dieser kalten, bleichen, siegeskatzenjammerigen herzgeschnürten Stadt, muß aber der Wahrheit die Ehre geben, daß ich die Leute verständiger fand als das letzte Mal. Es giebt noch wie bei uns einige vollblut-preußische Erfolgsidioten, schwarzweiße Bedientenseelen und Krakehler, aber die Mehrzahl sieht jetzt doch ein, daß der Krieg ein frevelhafter Unsinn war, und auch Preußen nur Last und Jammer gebracht hat. — Wie früher in Oesterreich unter den Patrioten das Gefühl war: „Wir müssen Hiebe bekommen, daß wir zur Freiheit gelangen —" so ist ein Krieg mit Frankreich jetzt auch für Preußen und Deutschland erwünscht, und wir Süddeutsche sollten beten, daß die Franzosen gewinnen, und die Preußen bis zur Verzweiflung gedemütigt werden!" Doch auch patriotische Herzen, die von Preußen ihr Heil erhofften, waren damals noch entfernt keine „Bismarck"-Verehrer, und es erregte z. B. in unserem Städtchen keinerlei Mißbilligung, daß ein mutwilliger junger Doktor, der noch nicht lange den Studenten ausgezogen hatte, sich den schlechten Witz erlaubte, seine riesige gelbe Dogge mit einem wahrhaft schreckenerregenden Gebiß „Bismarck" zu rufen, zum Entzücken aller Gassenjungen, die, wenn die weibliche Schuljugend sittsam dahergetrippelt kam, sobald nur eine Hundsnase sichtbar wurde, das gellende Geschrei erhoben: „Der Bismarck kommt, der Bismarck kommt!" worauf ein jedes der Mädchen schon glaubte das gefürchtete Tier mit gewaltigen Sätzen einhertraben zu sehen, und alle mit Gekreisch auseinander stoben, um sich hinter offene Hausthüren zu retten vor dem „bösen Bismarck!" Von Herrn von Bismarck wußte man in unserem Erdenwinkel damals noch blutwenig und das falsch genug. So galt er bei uns z. B. für einen verbissenen sauertöpfischen Junggesellen und dickhäutigen Landjunker, und mein Doktor, der im Laufe des Winters selbst krank war, fügte einem Rezept für mich den frommen Wunsch hinzu: „Ich wollte, Bismarck hätte gegenwärtig meinen Husten und meine schlaflosen Nächte, einer solchen rindsledernen Natur thäte es gar nichts!" Auch in unserem Haus war die mythische Person, die man „Bismarck" nannte, so wenig beliebt, daß meine Schwester Emma (später vom siebziger Krieg an eine begeisterte Bismarck-Sängerin) mir am Weihnachten 1866 einen Arbeitskorb gab, den der Vers schmückte:

Hier steht ein großer Korb bereit,
Wenn Bismarck eine von uns freit,
Doch kommt er nicht — was möglich wär' —
Auf die Idee, so diene er
Als Maulkorb denen, die da schreien*),
Wie nötig uns die Kriege seien! — — —

Während des sechsundsechziger Krieges hatten wir unter der preußischen Einquartierung einen Soldaten mit wundgelaufenen Füßen, dem unsere mitleidige Mutter

*) Bezieht sich auf meinen Doktor und sein Verlangen nach einer französischen Invasion!

ein paar sogenannte „Schlappen" aufoktroyierte, welche zur Bequemlichkeit unserer Brüder im Gastschlafzimmer parat standen. Als „Christkindle" wünschte sie sich dann Ersatz, damit ihre Söhne die gewohnten Hausschuhe nicht entbehrten; Emma kam diesem Wunsche nach mit einem Gedichtchen, das später durch indiskrete Hände in viele Zeitungen, sogar überseeische, kam; es lautete:

Die Feldherrn unseres armen achten
Armeekorps kriegten Orden gar;
Wofür? Das steht noch zu betrachten,
Wenn's nicht für's Retirieren war;
Denn Keiner hatte aufzuweisen,
Was Du im Stillen ausgedacht:
Du hast den sieggewohnten Preußen
Zwei große „Schlappen" beigebracht!
— — — — — — — — — — —

Das große Kriegsjahr 70 auf 71 traf uns in Weinsberg, wohin meine Mutter nach dem Verkauf unseres alten Hauses (wodurch die Bande der Heimat gelockert waren) unserem ältesten Bruder Hermann nachzog: weil sie den Wunsch hegte, bei ihrem Sterben wenigstens die Gegenwart und den Trost eines ihrer geistlichen Söhne zu haben. — Im Juli 1870 hatte unser Bruder Hermann im Sinn, mit seiner Frau ein Seebad zu gebrauchen, und fuhr in die nahe Handelsstadt H., um sich, wie er uns im Vorbeigehen am Hause herauf zurief, einen Reisekoffer zu holen. Wir wohnten so nahe am Bahnhof, daß es mir leicht möglich war, meinen Bruder bei seiner Rückkehr abzupassen; da ihn aber kein Gepäckträger mit neuem Koffer begleitete, öffnete ich das Fenster und rief ihm zu: „Du bringst ja erst keinen Koffer!" „‚Dagegen etwas anderes, das ich euch gleich mitteilen werde'", gab er mir zur Antwort, und der hohe Ernst seines Gesichtes fiel mir dabei auf. Gespannt wartete ich, bis er gleich darauf in das Zimmer trat; und auf meine eilige Frage: „Nun, was bringst du denn mit," welcher Ausruf wie ein Echo von Mund zu Mund bei uns ging. „‚Eine Kriegserklärung'", gab er mit unterdrückter Bewegung und todbleichem Gesicht zur Antwort. Es war der 15. Juli 1870, der denkwürdige Tag, an dem ein französischer Minister (ich erinnere mich nicht gleich, war es Ollivier oder Gramont) lächelnd, die Hände in der Hosentasche, in der französischen Kammer die Kriegserklärung an Deutschland aussprach! Der Telegraph hatte die Nachricht in alle Welt verbreitet, und so war sie auch nach H. gedrungen und am dortigen Bahnhof angeschlagen. Mit dieser Nachricht — die alle Reisegedanken verdrängte — war mein Bruder zu uns gekommen. Ich war nach seiner Mitteilung die erste, die zu Wort kam, indem ich die merkwürdige Losung der Brüdergemeinde für diesen Tag jetzt laut meiner Mutter, meinem Bruder und meiner noch lebenden Schwester Emma vorlas, dieselbe lautete: „Ich bin Gott, der Gott deiner Väter; fürchte dich nicht. Ich will mit dir ziehen." (1. Buch Mose 46, 3 u. 4.) Darüber fiel mir plötzlich mein Erlebnis auf dem Gottesacker meiner Vaterstadt ein, aber noch war mir die Bedeutung des Erntewagens, der Kanone und des Weinstocks nicht klar, und ich beschwor meinen Bruder, mir eine Lösung der rätselhaften Bilder zu finden. Dieser, ein alter Burschenschaftler (der einst mit Festungshaft und Verbannung von der Universität seine deutsche Gesinnung gebüßt hatte), blickte erregt auf mich und sagte nach kurzer Pause: „Wenn wir Deutsche jetzt zusammenhalten und zusammen nach Frankreich ziehen, dann deute ich die Bilder so: daß die deutsche Kanone dort zwischen Ernte und Weinlese ihr blutiges aber siegreiches Werk thut und uns damit das langersehnte starke einige Deutschland schafft." . . . .

Im Januar 1872 erkrankte unsere l. Mutter zum Tode; zu gleicher Zeit hatte ich einen Anfall von Diphtheritis, der mich an das Bett fesselte, das aber im Schlafzimmer meiner Mutter stand und zwar so, daß ich diese gerade vor den Augen hatte. In einer Nacht, da mich die Schmerzen nicht schlafen ließen, bemerkte ich gegen Mitternacht, daß meine Mutter freudig überrascht auf und um sich schaute, und dann wieder-

holt vor sich hinsagte: „Ja, wer war denn das?“ Meine Schwester hörte und sah beides auch, und wir fragten sie darum und Mutter antwortete: „Ja, habt ihr die Erscheinung denn nicht gesehen, die gerade bei mir war und mir sagte: nur geduldig auszuharren, es dauere nicht mehr lange, dann habe ich überwunden?“ .....

Ein andermal, als meine Schwester, die uns pflegte, etwas eingeschlafen war, und ich im Fieber teilnahmlos dalag, fanden wir gegen Morgen, als meine Schwester erwachte und das Fieber von mir gewichen war, beide unsere liebe Mutter sehr erregt, und mit glänzenden Augen erzählte sie uns: „Denkt euch, heute Nacht waren vier schöne Jünglinge bei mir und sagten mir, ich käme jetzt bald zu ihnen, und behaupteten: ich sei ihre Mutter.“ „Das waren gewiß deine vier verstorbenen Knaben,“ versicherten wir sie. „Nein,“ sagte Mutter, „jene waren Kinder, als sie starben, und diese vorhin waren junge Männer.“ Still für sich nachdenkend, fügte sie aber nach einer Pause hinzu: „In der Ewigkeit kann wohl auch ein Wachstum stattfinden? und alle vier schienen mir so lieb und so vertraut.“ In der vorletzten Nacht ehe unsere Mutter starb, hielt ich es nicht mehr in meinem Bette aus, sondern setzte mich an ihres und hielt eine ihrer Hände, während meine Schwester Emma zu Häupten des Bettes stand, mit ihrem Arme das Kopfkissen der Kranken stützend. Unsere Mutter lag mit geschlossenen Augen, sprach aber halblaut und erregt vor sich hin, und beide verstanden wir deutlich, daß sie sagte: „Ich werde recht allein draußen auf dem fremden Kirchhof liegen,“ aber wie sich selbst Trost zusprechend, fügte sie nach einer Pause das Psalmwort hinzu: „Die Erde ist überall des Herrn!“ Plötzlich wurde sie ganz ruhig, und Aug und Ohr schienen einer unsichtbaren Botschaft zu lauschen, von der wir Schwestern nichts vernahmen. Ich erinnere mich nun nicht mehr, sprach ich es laut: „Mutter, was siehst, was hörst du?“ aber Emma sah es auch, wie sie meine Hand fest packend, sich daran aufzurichten suchte und sich bemühte, ihren Kopf dem meinigen zu nähern und mir dann zuflüsterte: „Hermann stirbt auch und kommt zu mir in das Grab!“ Da unser Bruder unwohl gewesen war, und kurze Zeit dadurch am Ausgehen verhindert wurde, so glaubten wir, die Kranke habe dies in der Erinnerung, und es verdüstere ihre Phantasien; Emma sagte deshalb beruhigend: „Hermann ist wieder ganz gesund und war abends noch da und hat mit dir gebetet.“ Nun versuchte die Kranke, mit ihrem Kopfe eine Wendung gegen meine Schwester zu machen, faßte auch meine andere Hand und bemühte sich, etwas mehr sich zu erheben, und sagte jetzt noch lauter und nachdrücklicher als das erstemal: „Denkt an mich, Hermann stirbt auch bald und kommt neben mich in das Grab.“ — Erschöpft sank der Kopf der Kranken hierauf wieder in die Kissen zurück, und mit geschlossenen Augen lag sie dann bis zum Sterben, halblaut zuweilen etwas vor sich hinmurmelnd, und nur einmal verstanden wir ihr Seufzen: „Ach, wie so lange dauert es!“ Am 23. Januar hatte sie vollendet. —

Der 25. war ihr Begräbnistag, und an demselben Tage wurde auch ein Mann aus der Gemeinde beerdigt, und als der Totengräber unserer l. Mutter Grab neben dem des Mannes (mit dem er eine Reihe begonnen hatte) graben wollte, stürzte die Zwischenwand (infolge des vom Regen durchweichten Bodens) ein, und er sah sich veranlaßt, mit unserer Mutter Grab abermals eine neue Reihe im Kirchhof zu beginnen, so daß dasselbe für unsere täglichen Besuche recht geschickt an den Weg zu liegen kam. Der treue Hausfreund Professor J. T. Beck schrieb an Emma, welche ihm die Todesnachricht mitteilte: Unsere Mutter sei bereitet gewesen für die Ruhe des Volkes Gottes — ihr sei die Erlösung zu gönnen. Wir dürften uns sagen: unserer Mutter ist es nun wohl — alles Leid liegt hinter ihr. Das ersetze uns den Verlust des warmen Mutter-Genusses freilich nicht, aber es erleichterte ihn, denken zu dürfen: was uns Verlust ist, ist unserer Mutter zum Gewinn geworden. Und auch uns solle und werde der Verlust einen Gewinn bringen, wie schon vielfache Erfahrung auf das Sprichwort geführt habe: „Es ist kein Unglück so groß, es hat ein Glück in seinem Schoß.“ Wir hätten von unserer Mutter eine Hinterlassenschaft, ein stärkendes Beispiel, wie man im

Festhalten an Gott und an seinem Wort, im Schöpfen aus seiner, in unserem Herrn sich darbietenden Gnade Leiden und Anfechtungen mit Stillehalten und Kämpfen überwindet, und wie Gott nicht mehr auflege, als wir tragen können: 1. Korinth. 10, 13., wie dem Gerechten das Licht immer wieder aufgehe und Freude dem frommen Herzen. Gerade den unter den Menschen verlassen Stehenden biete sich Gott am nächsten an mit allen seinen Verheißungen. „Ich will euch nicht verlassen, noch versäumen," mit seiner selbst die Mutterliebe übertreffenden Vaterliebe: Jesaia 49, 14—15, und mit seiner Seel' erquickenden Heilandsliebe: Matth. 11, 28. Wir sollten also nur nützen die Heimsuchungszeit, wo im Herzen so manches, das uns vom Ernst für das Eine Notwendige abzieht, zum Schweigen gebracht ist, und das Herz wie ein von der Pfluges-Schärfe aufgerissener Boden, am besten zubereitet ist, den göttlichen Samen des ewigen Lebens in die Tiefe aufzunehmen, und ihn darin auszuzeitigen. Leiden und Anfechtung lehre nicht nur auf das Wort merken, sie lehren es auch verstehen und die Kraft aus ihm ziehen; wenn Trübsal da ist, suche man Gott nicht nur ernster als vorher, man finde auch immer mehr, immer Herrlicheres und Lieblicheres in ihm, und empfange von ihm thatsächlich die Erfüllung seiner Verheißung: Matth. 7, 7. . . . . .

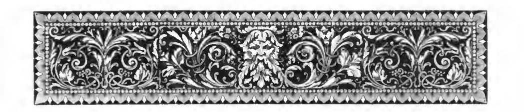
Unsere l. Mutter hatte mir im Leben, so weit ich zurückdenken konnte, immer den Eindruck gemacht, in kindlichem, aber wahrhaft felsenfestem Glauben zu stehen allen Heilswahrheiten gegenüber. Umsomehr befremdete es mich, daß auf ihrem Sterbebett oft bange Fragen an sie herantraten, die sie schwer ängstigten. Nach ihrem Tode war es deshalb nur natürlich, daß ich viel in Gedanken mich damit beschäftigte: ob der Verstorbenen Zweifel nun alle gelöst seien und sie vollkommen Frieden gefunden habe. Besonders eines Nachts lag ich abwechselnd betend und weinend und der Verstorbenen sehnsuchtsvoll gedenkend auf meinem Bett, halb angekleidet, denn ich war so ruhelos, daß ich mich gerne zuweilen erhob und hin und her ging. Da (ich könnte das Apostelwort anführen: „war ich in dem Leibe, oder war ich außer dem Leibe," d. h. war ich wachend oder träumend — ich weiß es nicht) ging mit einemmale die Thüre auf, und ich sah die Verstorbene eintreten, schattenhaft aber augenblicklich gut erkennbar. Mit einem leisen Aufschrei stand ich auf den Füßen, eilte auf die teure Gestalt zu und wollte sie in meine Arme schließen, doch diese streckte wie abwehrend die Hände gegen mich. Betreten stammelte ich: „Mutter, bist du es denn nicht wirklich?" Wie ein Hauch kam es an meine Ohren: „Ja, ich bin es, und ich durfte dieses einemal kommen, um dich zu beruhigen und dir zu sagen, daß es mir gut, ganz gut geht." „So bist du bei Gott!" sagte ich freudig. Da zog etwas gleich einem wehmütigen Lächeln — über meinen irdischen Unverstand — über die Züge der Verstorbenen, und dann sagte sie feierlich: „Kind, kein Geist kann, so wie er hinüber in die Ewigkeit kommt, die Gegenwart des heiligen Gottes ertragen." Tief betrübt antwortete ich: „So bist du wohl auch nicht bei unserer Bertha?" Da ging es wie ein freudiges Aufleuchten über das Gesicht meiner lieben verstorbenen Mutter und sie sagte: „Ja, bei Bertha bin ich, und ihre Freude war groß, als ich kam, und wir sind beide an einem guten Ort, an den ich jetzt zurückkehre!" und damit schritt sie der Thüre zu. Ich eilte ihr nach und bat dringend: „Mutter, l. Mutter, kann ich dir nichts zuliebe thun?" Da kam es wie ein Hauch an mein Ohr: „Ja, wenn du mit mir betest," und dann setzte sie mir noch auseinander, was ich nicht wörtlich hersetzen kann, da ich mir nur noch den ungefähren Sinn erinnere, nämlich: Mit dem Sterben und der Trennung vom Körper sei alle natürliche Kraft der Seele hinweggenommen, und dieselbe stehe ganz nackt und hilflos im Gericht ihrer Sünden! Schon die Hände falten und die Kniee beugen zu können — wie die Lebenden — dünke ihr jetzt Erleichterung und zugleich Erhebung zu Gott! Da kniete ich mich hin, faltete meine Hände — und ob ich wachend oder im Traume damals zu Gott schrie — vermag ich nicht zu sagen! Als ich zuletzt erschöpft innehielt, sah mich die Verstorbene dankbar an und hauchte: „Das hat mir wohlgethan!" machte dann mit den Händen eine segnende Bewegung gegen mich und war verschwunden.

Die Worte der sel. Mutter hinterließen einen tiefen Eindruck bei mir, und das Gewicht derselben vermehrte sich noch, als uns Professor Beck bei einem Besuch im Oktober 1872 die sechste Sammlung seiner Predigten schenkte, und ich in der Rede vom 21. Sonntag nach Trinitatis Becks Ansicht über den Zustand nach dem Tode beinahe wörtlich im Einklang mit den Mitteilungen meiner Mutter fand! . . . . .

Drei Monate waren nach dem Sterben der Seligen dahingegangen; die mit dem ältesten Manne in der Gemeinde begonnene Grabreihe hatte einen Toten nach dem andern aufgenommen, und als wir Schwestern uns einmal zufällig mit unserem Bruder Hermann an dem Grabe unserer Mutter zusammenfanden, bemerkte Emma, daß jetzt nur noch ein Platz für ein Grab frei sei, dann fange man die Reihe neben Mutter an. „Wer wohl neben sie zu liegen kommt?“ sagte Hermann. Da ging es mir wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, und plötzlich erinnerte ich mich wieder des Ausspruches unserer Mutter auf ihrem Totenbett hinsichtlich unseres Bruders (von dem dieser aber nichts wußte!), und zugleich sah ich es meiner Schwester an, daß sie auch der Prophezeiung der Sterbenden gedachte, und vereint baten wir jetzt Hermann angelegentlich: er möge doch gleich Schritte thun, das Grab an der Mutter Seite anzukaufen. Befremdet sagte dieser: „Hoffentlich wird keine von euch in der nächsten Zeit sterben wollen?“ „Auf unser ‚Wollen‘ kommt es hier nicht an, sondern wem es von uns Gott bestimmt hat; und sei dies früher oder später, so ist es jedem von uns gewiß ein freundlicher Gedanke, neben unserem Mütterlein im Todesschlaf zu liegen,“ entgegnete ich bewegt, fürchtete dabei aber, mein Bruder könne mir meine Gedanken vom Gesicht ablesen. Dieser schob meine große Erregung aber nur auf den Wunsch, in den Besitz des Grabes (neben unserer Mutter) zu kommen, und sagte bereitwillig: „Gut, ich werde die nötigen Schritte auf dem Rathause thun.“ Mich hatte aber die Erinnerung an unserer Mutter Voraussagung so tief erschüttert, daß ich meine Thränen nicht zurückhalten und lange nicht stillen konnte. Hermann begleitete uns heim und ließ nicht nach, in mich zu dringen, ihm doch anzuvertrauen, was mich so offenbar bedrücke! In meiner Not schob ich nun etwas anderes vor, das mir auch das Gemüt belastete und meine Gedanken sehr in Anspruch nahm, d. h. meine Betrübnis darüber, wegen meiner Kränklichkeit keine feste bindende Stellung als Lehrerin oder Gesellschafterin (wie mir eine angetragen worden war), annehmen, und aus eigener Kraft für meinen Unterhalt sorgen zu können! Zu meinem Erstaunen tröstete mich mein Bruder und meinte lächelnd: er wisse einen Beruf für mich, dem ich auch bei leidendem Körper obliegen könne, und als ich hoch aufschaute, setzte er mir auseinander, er habe schon oft bemerkt, daß ich zu erzählen verstehe, ich solle dies auch mit der Feder versuchen, er sei überzeugt, es gelinge mir. Diese Worte, die mein ältester Bruder bei seinem letzten Besuch bei uns zu mir sprach, wurden eine Art „Vermächtnis“ für mich, dem ich mich in der Folge bestrebte nachzuleben. Am darauf folgenden Sonntag nach dieser Unterredung erkältete sich Hermann in seinem Berufe bei Gelegenheit einer kalten Maimorgen-Fahrt zu einer Investitur im Mainhardter Walde, ging trotzdem aber noch die ganze Woche seinen Schulvisitationen nach, bis eine heftige Unterleibs-Entzündung nach nur eintägigem Krankenlager ihn in den Sarg legte, und er — ohne jedes Dazuthun durch einen Grabkauf — ganz der Reihe nach neben seine Mutter begraben wurde, wie diese es im Tode noch vorausgesagt hatte! — — Unsere Gräber fesselten uns an die Nachbarschaft von W. (selbst als unsere Schwägerin bald nach unseres Bruders Tod nach C. zog, woselbst sie ein eigenes Haus besaß) und so entschloß sich meine Schwester Emma den Kampf mit dem Leben im benachbarten H. aufzunehmen und sich dort als Privatlehrerin der englischen Sprache niederzulassen. Mein eigenes Leben in den nächsten zehn Jahren kann ich nur mit dem Sprichwort charakterisieren: „Die ganze Woche krank und am Sonntag doch keine Leiche!“ wie man bei uns von solch' „unnützen Brotessern“ sagt, die zu kränklich sind, um sich „das Salz in der Suppe“ zu verdienen, an denen aber das Wort wahr wird: „Der Socher überlebt den Pocher!“ Da sich

eine Reihe von Jahren mein Dasein nur in unsern vier Wänden abspielte, so kann ich nichts Erzählenswertes davon mitteilen, als einiges aus meinem Traumleben. Mit meiner Jugendfreundin C. v. Diemar war ich auch nach ihrer Verheiratung in Verbindung geblieben, und hatte den innigsten Anteil genommen an dem Tode ihrer Mutter und ihrer Brüder Ernst (durch die Folgen eines tollen Wettrittes!) und Georg, vom Fieber aufgerieben, das er sich auf seinem „aus seinen Ersparnissen angekauften Fürstentum“ in Central-Amerika geholt hatte. Kurz nach meines Bruders Tod erkrankte meine Freundin Line an einem bedenklichen Leiden, das den Tod sicher voraussehen ließ, wenn es ihn auch gleich in ungewisse Ferne oder Nähe rückte. Da träumte mir eine Reihe von Tagen hindurch, ich sehe meine Freundin zu Bette liegen, und dieselbe winke mir, doch zu ihr zu kommen, und in einer Nacht hörte ich sie sogar deutlich die Worte sagen: „Ich möchte dich nur noch einmal sehen und sprechen!“ Selbst leidend, wie gesagt, wagte ich aber nicht — auf einen Traum hin — meiner l. Schwester den Vorschlag zu machen, mich nach U. rufen zu lassen, doch war mein Geburtstag in Sicht, und als „Geburtstagsgeschenk“ wollte ich mir Emmas Einwilligung ausbitten, aber der 1. des Monats, an welchem das Reischen von mir auf den 21. geplant war, brachte ganz unvermutet Lina's Todesnachricht. Ein anderer vorahnender Traum ereignete sich im Dezember 1873. Auf den Tod unserer Mutter und unseres Bruders bot Mrs. H. (eine Lady, bei deren Töchtern Emma 6 Jahre als Erzieherin gewesen) meiner Schwester an, ganz und für immer zu ihr zu kommen. Aus Rücksicht für mich lehnte Emma es ab, empfand es aber schmerzlich, daß die Dame ihr nicht mehr schrieb und stellte manchmal die Zumutung an mich, doch zu träumen, wie es Mrs. H. ergehe! Anfang Dezember träumte mir nun wirklich etwas, das auf die englische Dame Bezug hatte: ich sah ihren Sohn traurig an einem langen Tisch sitzen und auf schwarz geränderles Papier schreiben; viele fertige Briefe lagen auf dem Tisch, und einer war an Emma überschrieben, und da bei den meisten Briefen Andenken lagen, nahm ich den an meine Schwester in die Hand und spürte, daß es kein leerer Brief war. Bald darauf traf derselbe Brief, den ich im Traum gesehen hatte, bei uns ein mit einem Legat von 25 Lstr., welches die sterbende Mrs. H. Emma vermacht hatte. —

(Fortsetzung folgt.)



1789—1889.

In Paris ist im verflossenen Monat die Weltausstellung von 1889 eröffnet worden, deren ausgesprochener Zweck es ist, eine Jubelfeier zur Verherrlichung der „großen Revolution“ von 1789 zu sein.

Das Fest legt die Frage nahe, ob die Franzosen wirklich Ursache haben, zu jubeln über das, was sich vor 100 Jahren ereignet, ob wirklich die Folgen der revolutionären Ereignisse, die in der Hinrichtung des Königs gipfelten, für Frankreich und die Welt so segensreiche gewesen sind, daß Grund vorhanden ist, jetzt in pomphaften Feiern und prunkenden Reden die politische Umwälzung zu verherrlichen.

Ein Blick auf die Geschichte Frankreichs in den abgelaufenen hundert Jahren giebt die zutreffende Antwort. Diese Geschichte ist eine fortwährende Verkettung von Revolution und Gegenrevolution, von Bürgerkriegen und äußeren Kriegen, von Verschwörungen und Staatsstreichen. Despotische Abenteurer haben mehrmals dem geknechteten Volk ihren Fuß auf den Nacken gesetzt, haben hunderttausende seiner Söhne den eigenen ehrgeizigen Plänen geopfert, haben sein Vermögen milliardenweise im Kriegsspiel verthan, haben Provinzen verloren, die freilich unrechtmäßig genug erworben waren. Und eben jetzt klopft wieder ein Abenteurer von vollendeter Gewissenlosigkeit an die Pforte und hat alle Aussicht, in nicht zu ferner Zeit sein Ziel zu erreichen, und dem Börsenkonsortium, das ihn als Spekulationsobjekt auf den „Thron“ setzen will, die aufgewandten Millionen mit Zinseszins aus dem Staatssäckel zurückzuzahlen.

Das Unheil der Vergangenheit und die Wirren der Gegenwart legen demnach die Schlußfolgerung nahe, daß so gut wie nichts ein Recht giebt, die Revolution von 1789 als Quelle wertvoller Errungenschaften zu feiern. Und doch wäre das falsch. Die Revolution hat in gewissem Sinne positiv befreiend gewirkt. Sie hat Mißstände beseitigt, die schwer genug gewogen haben müssen, daß sie die politischen mit 1789 begonnenen Wirren hervorrufen konnten. Und die Revolution hat negativ und mittelbar für alle Zeiten gewirkt, indem sie den Machthabern, die nur Rechte kannten, ihre Pflichten in eindringlicher Lektion vorhielt. Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit sind, recht verstanden, christliche Ideen, die jedes Gemeinwesen verwirklichen und hochhalten soll. Das ancien régime hatte vergessen, dieselben im Staatsleben auszuprägen. Da kam die Revolution — das Gericht über die Machthaber — und hielt ihnen zur Erinnerung an das vergessene Bild das Zerrbild vor, zeigte ihnen in der Blutarbeit der Guillotine, die Hunderttausende schuldig und unschuldig hinmähte, wie Gleichheit und

Brüderlichkeit nicht verstanden werden dürfen, wenn sie für Volk und Vaterland Segen bringen sollen.

Wir geben nachstehend zwei Aufsätze aus verschiedener Feder, welche die angedeuteten Wirkungen der Revolution von beiden Seiten her beleuchten, ein Bild der Vergangenheit, die 1789 beseitigt wurde, und ein Bild der Gegenwart, die das Jahr 1889 mit seinen thatsächlichen Errungenschaften an den Wünschen und Hoffnungen mißt, die vor hundert Jahren die Welt erfüllten.

Frankreich vor der Revolution.

Von F. Neumann.

I.

Während Paris und ganz Frankreich sich rüsten, die hundertjährige Gedächtnisfeier der „großen Revolution" zu begehen, wendet sich das Interesse von neuem und in erhöhtem Maße den Zuständen des Landes zu, die im vorigen Jahrhundert schließlich jene Katastrophe herbeiführten.

Den dunkelsten Punkt im Bilde des vorrevolutionären Frankreich bilden unstreitig die Verhältnisse der Landbevölkerung. Nach H. von Sybel waren von den 25 Millionen Einwohnern, die Frankreich 1789 zählte, — neuere Berechnungen, so die von H. Taine, ergeben eine Gesamtbevölkerung von 26 Millionen — ungefähr 21 Millionen mit dem Ackerbau beschäftigt, und die Landwirtschaft nahm von den 51 Millionen Hektaren der gesamten Bodenfläche des Reichs 35 Millionen in Anspruch. Hiervon fielen ungefähr zwei Dritteile auf den großen Grundbesitz der Kirchen und Klöster, des Adels und der Finanziers, während ein Dritteil dieser gewaltigen Bodenfläche von der großen Masse der kleinen Eigentümer bewirtschaftet wurde. Das französische Erbrecht begünstigte die Teilung des Bodens und die Zersplitterung der Güter war, wie Turgot, der große Reformer und Minister Ludwig XVI. bezeugt, eine so große, daß ein Besitztum, welches eben für eine Familie ausreichte, nicht selten unter fünf oder sechs Kinder geteilt wurde. „Die Güter," so lautet ein amtlicher Intendanturbericht, „werden in gleichmäßiger und beunruhigender Weise zersplittert, die Aecker werden ins Unendliche geteilt und die Stücke weiter geteilt."

„Ich habe," so erzählt der englische Landwirt Arthur Young, der in den letzten Jahren vor der Revolution und während derselben fast ganz Frankreich durchwandert hat, „ich habe häufig Besitzungen von zehn Ruten mit einem Fruchtbaume gesehen, man sollte mit einem gesetzlichen Teilungsverbote dazwischen treten." Wir finden in dem vorrevolutionären Frankreich großen herrschaftlichen Grundbesitz und daneben unendlich zahlreichen Kleinbetrieb, dagegen fehlt ein ländlicher Mittelstand fast gänzlich; es fehlt eben so der wohlhabende Bauer, wie, wenigstens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein gut situierter Landadel kaum noch vorhanden ist.

Die Lage nun jener Kleinbesitzer war, wie A. Young auf Grund seiner mehrjährigen, sorgfältigen wie sachkundigen Beobachtungen mitteilt, in Flandern, Elsaß, Béarn und der nördlichen Bretagne eine gute, in den übrigen Provinzen dagegen und vor allem in Lothringen und der Champagne eine überaus traurige. Schon während des ganzen 18. Jahrhunderts herrschte unter diesen kleinen Landwirten, die einen so großen Teil der Gesamtbevölkerung bildeten, ein geradezu unglaubliches Elend. Viele tausende von ihnen gingen durch Hunger und Krankheiten zu Grunde. — Die im Jahre 1698 an den Herzog von Burgund gerichteten Denkschriften der Intendanten besagen, daß schon damals viele Bezirke ein Sechstel, Viertel, Drittel und selbst die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren hatten. Diese betrug für ganz Frankreich um jene Zeit noch 19 Millionen, verringerte sich aber bis 1715 stetig, so daß Frankreich unter der

„Regentschaft“ nicht mehr als 16 bis 17 Millionen Einwohner hatte. Von da an trat zwar keine Abnahme mehr ein, aber die Zahl nahm während der nächsten 40 Jahre auch nicht zu. (Vgl. H. Taine, les origines de la France contemporaine, I, 342. ꝛc.)

„Das Volk führt kein menschliches Leben mehr,“ so beteuert ein Fenelon, „es ist ein Zigeunerleben und endlich wirds zu spät sein!“ Massillon, Bischof von Clermont-Ferrand, berichtet 1740 an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend, es fehlt an Betten und Möbeln, die meisten entbehren das halbe Jahr hindurch sogar das Gersten- und Haferbrot, das sonst ihre einzige Nahrung bildet, weil sie es sich absparen müssen, um die Steuern zu bezahlen. Diese wurden mit unerbittlicher Strenge eingetrieben; man nahm den Leuten ihre Kleider, ihren letzten Getreidesack, ihre Thürklinken weg.“ Die Tagelöhner flüchteten vielfach in die kleinen Städte, die Einwohnerzahl nahm auf dem Lande zusehends ab, ganze Dörfer waren entvölkert, die Häuser verfallen. — Bis zum Ende des alten Regimes hin gab es kaum ein Jahr, in dem nicht größere oder kleinere Landschaften von schwerer Hungersnot heimgesucht wurden, und die Geschichte Frankreichs während des ganzen 18. Jahrhunderts ist voll von Berichten über immer wiederkehrende Brotrevolten fast aus allen Teilen des Reiches. — Der Bauer scheint in dem vorrevolutionären Frankreich fast als der Paria der Gesellschaft, als der schutzlose und rechtlose, dagestanden zu haben, dem aufgeladen wird, was niemand zu tragen Lust hatte. „Man weiß, daß die Taille,“ so bezeugt A. de Tocqueville, „seit zwei Jahrhunderten fast nur auf Kosten der Bauern verzehnfacht worden war.“

Unter Ludwig XVI. mildert sich das Regierungssystem merklich. Die philosophische Doktrin weckt und verbreitet den Geist der Menschenliebe, der Milde und Schonung. Insbesondere ist's ja Turgot, der große Reformer, dessen Ansehen und Einfluß humanere Prinzipien in der Verwaltung zur Geltung bringen. Aber dennoch blieb die Lage der Landbevölkerung eine überaus drückende, ja in manchen Teilen des Reiches eine geradezu unerträgliche.

Die Landbevölkerung stand auf einer überaus niedrigen Stufe, war stumpfsinnig, in Schmutz und Elend verkommen. Vor allem litt sie schwer unter der geradezu erdrückenden Menge der auf ihr lastenden Abgaben und Frohndienste jeder Art. Nur so wird's begreiflich, wie in einem von der Natur so gesegneten Lande wie Frankreich eine derartige allgemeine Not hat herrschen können. Auf derselbigen niedrigen Stufe wie die Bevölkerung steht eben auch die Landwirtschaft. „Diese,“ so äußert A. Young noch 1798, „stehe auf dem Standpunkte des 10. Jahrhunderts.“ Er schildert das landwirtschaftliche Gerät, Pflüge, Eggen und Fuhrwerk als äußerst primitiv, die Landwege als entsetzlich und den Verkehr oft geradezu unmöglich machend. In vielen Bezirken fehlte es nicht selten an Saatkorn, an arbeitsrüstigen Menschen zur Bestellung des Ackers; die Bevölkerung war entmutigt und oft fast verzweifelt. — Nach Quesnay, dem Begründer des physiokratischen Systems, blieb um 1750 ein Viertel des pflugfähigen Bodens, nach A. Young um 1790 mehr als 9 Millionen Hektare überhaupt unbebaut und wüst liegen. — Binnenzölle und Mautschranken bestanden in Frankreich in unerhörtem Maße; Abgaben jeder Art erschwerten den Handel mit Getreide und anderen landwirtschaftlichen Rohprodukten unendlich. Wie sehr insbesondere auch die Ueberlastung der Landwirtschaft mit Steuern zur Vernachlässigung der Kultur geführt und den Ackerbau niedergedrückt hatte, zeigte der Erfolg des königlichen Edikts von 1766, welches zum ersten Mal die wieder urbar gemachten Felder auf 15 Jahre von der „Taille“ befreite, denn schon in den nächsten 3 Jahren wurden in 28 Provinzen 400 000 Morgen brach liegenden Landes wieder urbar gemacht.

Die Lage der unteren Volksschichten in den Städten war unzweifelhaft eine bessere. Die Regierung Ludwig XIV. und Ludwig XV. scheint unter dem „Volke,“ dem ihre Fürsorge gilt, fast ausschließlich die Bewohner der Städte zu verstehen, die

doch noch nicht ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachten. Durch Ausfuhrverbote des Getreides und die schon erwähnten Binnenzölle drückte das herrschende Merkantilsystem die Landwirtschaft nieder. Man beabsichtigte in erster Linie, den städtischen Arbeitern billiges Brot zu verschaffen; thatsächlich schuf man die unnatürlichsten Verhältnisse, denn bei der großen Verschiedenheit des Bodens gab es nun nicht selten lokale Hungersnot neben dem Ueberfluß. — Colbert bringt die Industrie durch Schutzzölle und Einführung schwedischer und italienischer Arbeiter mächtig empor. Im 18. Jahrhundert nahmen Handel und Gewerbe einen erstaunlichen Aufschwung. Die französische Ausfuhr, die im Jahre 1720 nur 6 Millionen betrug, stieg bis 1748 auf 192, 1755 auf 257 und belief sich 1788 bereits auf 354 Millionen. „Ich halte Bordeaux," so erklärt A. Young, „für reicher und dessen Handel für bedeutender als irgend eine Stadt Englands mit ihrem Handel, ausgenommen London." Insbesondere Paris hatte ein Monopol auf alle für das elegante, feine Weltleben notwendigen Artikel und versah ganz Europa damit. So bot sich denn in den großen Handelsplätzen für den Handwerker und Arbeiter unzweifelhaft Arbeit genug. Der Verdienst dagegen blieb gering im Verhältnis zu den Preisen der Lebensmittel. Nach den Untersuchungen H. v. Sybels, auf Grund der Berichte Tolosans, erhielt der Arbeiter vor der Revolution durchschnittlich fast um die Hälfte weniger Brot für seinen Lohn als heutigen Tages und war das Verhältnis bei den übrigen Nahrungsmitteln ähnlich, bei den Kleiderstoffen aber noch ungünstiger.

Ferner lastete auf dem Handwerk der seit Ludwig XIV. durch das Edikt von 1673 mit voller Strenge durchgeführte Zunftzwang. Durch die ewige Finanznot des Staates gedrängt, nötigte man alle Zünfte, Bestätigungsbriefe gegen bares Geld zu kaufen und zwang alle Handwerker, die noch keine Korporation bildeten, sich zu einer solchen zusammenzuschließen. Ja um mehr Geld zu machen, stempelte man im Laufe der Zeit die geringfügigsten Erwerbszweige zu zunftmäßigen Handwerken um und teilte das einzelne Handwerk in mehrere Zünfte. „Nun gab es Ebenisten neben den Schreinern, Trödler neben den Schneidern, Pastetenhändler neben den Bäckern; die Obstweiber wie die Blumenmädchen bildeten geschlossene mit Statuten versehene Innungen. In den Zünften der Näherinnen und Stickerinnen, Putzmacherinnen konnten nur Männer das Musterrecht erwerben." Jede Zunft bildete einen kleinen geschlossenen Kreis und es entstanden jene den Fortschritten der Gewerbe so nachteiligen „Monopole der Arbeit," die, wie Alexis de Tocqueville in seinem „l'ancien régime et la révolution" bezeugt, „unsere Väter so sehr empört haben." Der zünftige Handwerker vererbte der Regel nach sein Geschäft auf den Sohn oder Schwiegersohn, und dem fleißigsten und geschicktesten Arbeiter war es nicht möglich, in den geweihten Kreis der maîtrises und jurandes einzudringen, wenn er nichts hatte, als den Anspruch seiner Tüchtigkeit. Erst im Jahre 1776 gelingt es Turgot, die Zünfte zu sprengen. Aber schon nach den 20 Monaten seiner großartigen reformatorischen Thätigkeit mußte er ja dem Ansturm der Privilegierten weichen und die Zünfte wurden wieder hergestellt. Nach L. Häusser (Geschichte der franz. Revolution) hat es in Paris 80 000 zunftlose Handwerker gegeben — bei einer Einwohnerzahl von etwa 650 000 Seelen — die ihr Gewerbe verbotenerweise betrieben: „Sie wohnten in den Faubourgs St. Marceau et St. Antoine und waren nachher das gefährlichste Material für die Revolution, denn sie sochten für ihr Leben."

Noch in anderer Beziehung war die Lage derer, die nichts haben als ihre Hände und ihr Handwerkszeug, eine gedrückte. Das Recht der Besetzung der kommunalen Aemter, deren Träger früher aus der freien Wahl der Zünfte und Quartiere hervorgingen, war schon seit Heinrich VI. und mehr noch seit Ludwig XIV. den Städten genommen und sodann wieder verkauft worden, um dem stets erschöpften Schatze neue Mittel zuzuführen. Die Verwaltung der Städte geriet dadurch in der Regel in die Hand einer kleineren Coterie, die durch Verdoppelung der Steuern sich für ihre zu Gunsten der Städte an den Fiskus geleisteten Vorschüsse schadlos zu halten wußte. Der

Fiskus aber kommt mit immer neuen Ansprüchen: „Siebenmal in 80 Jahren hat der König den Städten das Recht, ihre Verwaltungsbeamten selbst zu ernennen, genommen und wieder verkauft." So werden die hohen Steuern, ursprünglich provisorische zur Schuldentilgung, notgedrungen dauernde. Jene Lotterien aber verstehen es, wie später von Turgot lebhaft beklagt wird, fast überall, die öffentlichen Lasten möglichst auf die unteren Volksschichten abzuwälzen, was noch des Näheren darzulegen sein wird.

Nach A. Youngs mehrgenannten Reiseberichten war die schmutzige Verkommenheit, über die so sehr geklagt wird und die ihn, den Engländer, immer wieder in Erstaunen setzt, keineswegs auf die Dörfer beschränkt; auch in mehr als einer Provinzialstadt hatte er darunter zu leiden und besonders in den Gasthäusern der großen Flecken, wo er einzukehren gezwungen ist. Zu Clermont Ferrand giebt es „Straßen, die an Farbe, Schmutz und Gestank nur mit Einschnitten in Misthaufen zu vergleichen sind;" „das Hotel zu Aubenas wäre ein Fegefeuer für Schweine." „Einer englischen Phantasie," so schreibt Young, „ist es unmöglich, sich die Tiere, die uns im Hotel zum roten Hut zu Souillac bedienten, vorzustellen; die höflichen Gäste nannten sie Frauen, in Wahrheit waren sie wandelnde Misthaufen. In ganz Frankreich würde man vergeblich sauber aussehende Hotelbedienstete suchen." — Als charakteristisches Symptom für die Verhältnisse Frankreichs hebt Young dann noch besonders hervor den grellen Gegensatz zwischen dieser schmutzigen Armseligkeit und Verkommenheit und dem unmittelbar daneben stehenden hocheleganten, prunkenden Luxus — ein Zug des Bildes, in dem sich die ungesunden sozialen Zustände des Landes handgreiflich ausdrücken. Zwischen Paris und Versailles setzt sich die doppelte Reihe kommender und gehender Wagen und hocheleganter Karossen, mit den für „rasende Fahrt" besonders gezüchteten Pferden, fünf Meilen lang vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen fort und gleich daneben sind die Straßen öde, ja kaum passierbar. „In Nantes existiert ein Theater, das doppelt so groß und fünfmal prachtvoller ist, als das von Drury Lane. Mit einem Male springt man von der Bettelei in die Verschwendung. Das Land (Dorf) ist verlassen und wenn es irgend ein Edelmann bewohnt, hat derselbe gewiß ein miserables Loch inne, um hier das Geld zu ersparen, das er später in der Hauptstadt hinauswirft." Diese unnatürlichen sozialen Verhältnisse finden sogar einen ziffermäßigen und statistischen Ausdruck. Bekanntlich hat J. von Liebig behauptet, der Seifeverbrauch eines Volkes sei ein Gradmesser für dessen Kultur. In dem vorrevolutionären Frankreich scheint wenig Seife, dagegen enorm viel Puder gebraucht worden zu sein, denn etwa um 1770 brachte — wie H. v. Sybel berichtet — die Fabrikation der Seife 18 Millionen, die des Puders 24 Millionen jährlichen Ertrag. Schneidender läßt sich das Verhältnis des vornehmen Luxus und der unreinlichen Dürftigkeit der Volksmassen nicht ausdrücken.

II.

In der Physiognomie der alten französischen Monarchie tritt keine zweite Linie so charakteristisch hervor wie das Verhältnis der Privilegierten zum „dritten Stande", und kein zweites Moment der Geschichte des Landes hat so sehr dazu mitgewirkt, der Revolution die Wege zu bahnen und derselben ihre Gestalt zu geben. In diesem Augenblick interessiert uns nur die eine Seite dieses Verhältnisses, nämlich die wirtschaftlich-finanzielle — nicht die soziale — wie enge beide auch verknüpft sein mögen.

Vordem übte der hohe Adel Frankreichs auf seinen weite Latifundien umfassenden Besitzungen eine fast souveräne Lehnsherrlichkeit. Der centralisierende Absolutismus Ludwig XIV. beraubte ihn eines großen Teils dieser herrschaftlichen Vorrechte; die Königsgewalt sog alle andere Gewalt im Lande auf, aus den früheren Feudalherren wurde jene Salonaristokratie," die in Versailles um den Thron sich sammelnd, in der

Huld des fast vergötterten Königs ihre höchste Ehre suchte; die früheren „Nebenkönige“ sind nur noch die Schleppenträger des großen Königs. Trotz alledem aber war genug von deren alten Privilegien übrig geblieben, um die Existenz ihrer Lehnsleute zu verbittern, ja fast in Frage zu stellen. Man nahm den „Seigneurs“ ihre frühere Macht, man lockte sie in den Strudel des Hoflebens hinein, man entband sie der Pflichten des Schutzes und der Fürsorge für die Bevölkerung, in deren Mitte und für die sie früher gelebt hatten; man raubte ihnen damit die nutzbringende Stellung, die sie früher im Organismus des Volkslebens eingenommen hatten; sie hörten auf, „öffentliche Männer“ zu sein. Eins aber ließ man ihnen völlig ungeschmälert, ihre pekuniären Vorrechte.

Die hohen und einträglichen Aemter im Staate und in der Armee, sowie die kirchlichen Pfründen waren und blieben bis 1789 hin durchgehends der Aristokratie vorbehalten. — Im übrigen waren die Vorrechte, welche die Privilegierten genossen, in dem großen Reiche mit seinen verschiedenen Provinzen, nach der bunten Mannigfaltigkeit der Tradition und Geschichte der einzelnen Landschaften, ohne Zweifel unendlich verschiedenartige. Im Jahre 1724 zählte man in Frankreich noch 1200 Arten von Abgaben; Ludwig XV. hob viele auf, aber es blieben deren noch entsetzlich viele übrig, von denen wir hier nur die am meisten verbreiteten nennen. Selbstverständlich ist es vor allem die Landbevölkerung, die auch hier zu leiden hat. Der Bauer war in Frankreich allezeit „der Maulesel, dem alle Lasten aufgelegt wurden;“ ja augenscheinlich haben wir in der geradezu erdrückenden Masse der Steuern, Abgaben und Dienstleistungen eine der Hauptursachen des früher geschilderten Elends der so zahlreichen kleinen Landwirte zu erkennen. Der Lehns- und Gerichtsherr, entweder dem hohen oder niederen Adel, dem Pfründenklerus oder der im 18. Jahrhundert mächtig emporgekommenen bürgerlichen Noblesse angehörig, erhob den Grundzins, den Erbzins, den Zehnten, auch außerdem nicht selten noch besondere Weinanteile bis zu einem Viertel der ganzen Lese; er übte das Bannrecht der Weinlese und den Weinbann d. h. er ließ früher lesen und 30—40 Tage früher verkaufen, oder er besaß die ausschließliche Mühlengerechtigkeit und das Monopol des Schlachthauses oder er erhob Brücken-, Wege- und Fährenzoll oder Abgaben von allen zu Markt gebrachten Lebensmitteln oder Ohmgelder von den Getränken. Mit dem für den Bauer so überaus drückenden Jagdrechte genoß der „Seigneur“ das der Fischerei und des Taubenhauses, welches letztere speziell als Abzeichen des Adels galt; er behauptete nicht selten selbst das Recht der Viehweide auf den Äckern seiner Hörigen. Ihm gehörten die Quellen, die Brunnen, die Teiche, ja das Regenwasser der Landstraßen. Der Gutsherr übte die niedere Gerichtsbarkeit oder verkaufte und verpachtete diese und in der entsetzlichen Rechtspflege, die sich durchgehends bei dieser verkauften Justiz in den ländlichen Distrikten entwickelte, steckte nicht das kleinste Stück der mannigfaltigen Not des französischen Bauers. Dieser hatte entweder persönlich oder mit seinem Gespann eine Reihe der verschiedenartigsten Dienste zu leisten, bis zu der Pflicht hin, die Froschteiche auf dem Gutshofe nachts zu peitschen, damit der Schlaf des „Seigneurs“ nicht gestört werde. — Die Edelleute waren befreit von der Pflicht der Miliz, zu der nur die untersten Volksklassen herangezogen wurden, sodann von der „königlichen Frohne,“ die wiederum vor allem den Bauer traf, der bei allen öffentlichen Arbeiten, Straßenbau, Kasernenbau, Heerestransporten seine Dienste unentgeltlich zu leisten hatte.

Aus der Masse aller dieser Vorrechte ragt eins hoch hervor und hat auf die Entwickelung der Zustände von 1789 einen verhängnisvollen Einfluß geübt: das Privilegium der Steuerfreiheit. Die beiden ersten Stände waren von der drückendsten aller Steuern frei, nämlich von der in Frankreich uralten königlichen Auflage, „la taille“ genannt, und zwar waren sie nicht nur von der persönlichen Taille befreit, sondern ebenso von derjenigen für all ihren kolossalen Grundbesitz, sofern sie ihn selbst bewirtschafteten oder von ihren Verwaltern bewirtschaften ließen. Was diese Befreiung bedeutete, erhellt alsbald, wenn wir uns die Zahl der privilegierten Personen und vor allem die Verteilung der Vermögenswerte in dem damaligen Frankreich einigermaßen vergegenwärtigen.

Um 1789 gab es in Frankreich etwa 25000—30000 adlige Familien, von welchen etwa 1000 dem hohen Hofadel, die übrigen dem Landadel angehörten. So ergiebt sich, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, für die Aristokraten eine Zahl von 125000—150000 Personen. — Die Weltgeistlichkeit des damaligen Frankreich wird auf 70000 geschätzt, die Zahl der Pfarreien betrug 38000. Die Ordensgeistlichkeit umfaßte etwa 60000 Glieder, nämlich 23000 Mönche in 2500 Klöstern und 37000 Nonnen in 1500 Klöstern; der gesamte geistliche Stand zählte also annähernd vielleicht 130000 Personen und die beiden ersten Stände umfaßten eine Gesamtziffer von rund 250000—280000. „Auf jede Quadratmeile Landes“ — so erläutert H. Taine diese Zahlen noch näher — „und auf je tausend Einwohner entfiel eine adlige Familie mit ihrem wetterfahngekrönten Schlosse, und die Klöster standen in Zwischenräumen von nur sechs oder sieben Meilen nebeneinander.“ — „Vom Boden gehörte ein Fünftel der Krone und den Gemeinden, ein Fünftel dem dritten Stande, das dritte den Landbewohnern, das vierte dem Adel, das letzte dem Klerus. Die Privilegierten besitzen also die Hälfte des Landes und unzweifelhaft die weitaus reichere und fruchtbarere. — Was speziell den Klerus angeht, so waren unter den 131 Bischöfen und Erzbischöfen und den 700 Pfründen-Aebten, den in Summa etwa 1000 kirchlichen Würdenträgern nicht wenige, die sich eines fürstlichen Einkommens und einer in jeder Beziehung großherrlichen Stellung erfreuten; die Skala des Einkommens der Prälaten steigt bis zu achtmalhunderttausend Francs auf — nach damaligen Geldwerten, nach den heutigen also mindestens bis zum doppelten Betrage. Das gesamte Vermögen der „toten Hand“ wird für 1789 auf Grund der von Talleyrand, Bouille, Treilhard u. a. angestellten Berechnungen nach damaligen Werten auf annähernd vier Milliarden Francs geschätzt und einschließlich der Erträgnisse des „Zehntens und gelegentlicher Schenkungen und Sammlungen“ auf eine Jahresrente von mindestens 200 Millionen. — Ueber das Gesamtvermögen des Adels scheinen bestimmte Schätzungen nicht vorzuliegen, doch nimmt man wohl mit Recht an, daß auch hier „kolossale Reichtümer“ vorhanden waren. Allerdings verarmte der alte französische Adel zum weitaus größten Teil im Laufe des 18. Jahrhunderts, und zwar sowohl wegen des verschwenderisch üppigen Hoflebens und der durch das Residieren der Seigneurs in Versailles bedingten schlechten Bewirtschaftung der Güter, als namentlich auch durch die infolge des herrschenden Merkantilsystems gedrückte Lage der Landwirtschaft überhaupt; wie sehr dies letztere mitgewirkt haben muß, zeigt sich am augenfälligsten darin, daß auch der seinen Grund und Boden selbst bewirtschaftende Landadel schon etwa von 1750 ab mehr und mehr in gedrückte Verhältnisse, ja vielfach, trotz aller Privilegien, in wirkliche Armut und Not hinein gerät. Der Grundbesitz geht weit überwiegend in die Hände des reich gewordenen Bürgerstandes über, aber dieser tritt eben damit auch als ein neuer Adel in die Privilegien seiner Vorbesitzer ein.

Was bei solchen Vermögensverhältnissen die Befreiung der beiden ersten Stände von der hauptsächlichsten Staatssteuer für das Land bedeutete, ist nur zu klar. Dazu kommt, daß ja bekanntlich die chronische Krankheit der alten französischen Monarchie, der sie schließlich auch erliegen sollte, der trostlose Zustand der Staatsfinanzen war und immer mehr wurde. Die ganze innere Politik der drei letzten Könige steht unter dem schweren Druck dieser nie überwundenen finanziellen Not; genug, es handelt sich stets um neue Steuern! Schon seit 1614 waren die allgemeinen Reichsstände, auf welchen vordem neben dem Klerus und Adel der dritte Stand eine gewichtvolle Stimme geführt hatte, nicht mehr berufen worden. König und Hof legten nun also Steuern auf nach eigenem Gutdünken und wirtschafteten mit dem Gute des Landes ohne jede öffentliche Kontrolle. Die ganze Situation hätte offenbar dazu hindrängen sollen, die unvermeidlichen Mehrbelastungen den ungleich reicheren und so mannigfach bevorrechteten beiden ersten Ständen aufzulegen und den in seinen unteren Schichten, d. h. in der Mehrzahl der Bevölkerung vielfach gedrückten oder gar ums Leben ringenden „dritten Stand“ zu

schonen. Insbesondere mußte dazu noch der Umstand nachdrücklich auffordern, daß die früheren Leistungen und Pflichten der Aristokratie für die Bevölkerung, welchen alle jene Privilegien offenbar ihre Entstehung verdankten, das frühere patriarchalische Regiment der Lehnsherrn über ihre Hörigen, durch die Entwickelung der absoluten und centralisierten Monarchie Ludwig XIV., wie schon erwähnt wurde, auf den Staat übergegangen waren. Aber der althergebrachten königlichen Politik getreu bleibend, fährt man fort und zwar bis zum Ende des alten Regimes hin, Adel und Klerus zu schonen und den „dritten Stand" mehr und mehr zu besteuern. Es wird auf diese Weise die Kluft zwischen beiden Teilen der Nation immer größer, denn auf der einen Seite steigert sich das Privilegium, auf der andern häuft sich die Belastung.

Der Ertrag der ausschließlich vom dritten Stand getragenen „Taille" belief sich 1715 auf 66 Millionen, 1759 auf 93 Millionen, 1789 auf 110 Millionen nach damaligen Geldwerten! Diese Summen aber, welche der Staatsschatz wirklich einnahm, repräsentierten nur einen Bruchteil der von den Steuerzahlern aufgebrachten Millionen. Unter Ludwig XIV. berechnete man, daß die Einbringung von 30 Millionen Steuern dem Publikum einen Schaden von 80 Millionen verursache. Viele Millionen verschwinden in den Taschen der zum Sprichwort gewordenen „Generalsteuerpächter" und ihrer Unterbeamten. Das fast zahllose Beamtenkorps ist in allen seinen Graden ein durch und durch korrumpiertes, und neben der maßlosen Verschwendung des Hofes ist hier unzweifelhaft die vornehmlichste Quelle der ewigen finanziellen Kalamitäten zu suchen. — Während nun aber im Laufe des 18. Jahrhunderts die Steuersumme fortwährend wuchs, schrumpfte die Zahl der leistungsfähigen Steuerzahler innerhalb des „dritten Standes" mehr und mehr zusammen. Die zu Tausenden an reich gewordene bürgerliche Notable verkauften Adelsbriefe, die sich stets mehrenden öffentlichen Aemter, die fast ausnahmslos käuflich waren, gewährten durchgehends Steuerprivilegien. — Genug, es bleibt schließlich und in der Hauptsache der mittlere und kleinere Bürgerstand, die Handwerker und Tagelöhner und vor allem der kleine Landwirt als die eigentlich steuerzahlende Volksmasse übrig. In welche Lage infolge dessen die letztere Klasse geriet, möge ein Beispiel veranschaulichen. „Im Herzogtum Francien besitzt ein „der Taille" unterliegender Dorfbewohner 30 Morgen Erde, die er selbst bebaut und die ihm 200 Fr. einbringen, sowie das Häuschen, das er bewohnt, dessen Mietwert sich auf 40 Fr. beläuft. Dieser Mann bezahlt an wirklicher persönlicher und gewerblicher „Taille" 35 Fr. 14 S., an Zwanzigstelsteuer 24 Fr. 14 S., an Nebensteuern, die mit der „Taille" zusammenhängen, 17 Fr. 17 S., an Kopfsteuer 21 Fr. 8 S., zusammen 99 Fr. 13 S., wozu noch 5 Fr. Frohnsteuer kommen. Der Mann hat also fast die Hälfte seines Einkommens wieder abzugeben." Gegen das Ende der Zeit Ludwig XV. bezieht „der König allein beiläufig so viel vom Grundbesitz, wie die Eigentümer selbst." „Wenn man die hauptsächlichsten Steuerbezirke zusammennimmt," so berechnet H. Taine, „wird man finden, daß die direkten Steuern dem Taillepflichtigen von je hundert Fr. reinen Einkommens dreiundfünfzig Fr. verschlangen, also fünfmal soviel als heute" (1875).

Nach dem Gesetze waren die Privilegierten allerdings verpflichtet, andere Steuern, die übrigens ebenso auf dem Taillepflichtigen lasteten, zu tragen, nämlich die Kopfsteuer und die fünfprocentige Einkommensteuer. Aber „man war gegen Personen von hohem Rang unendlich zuvorkommend," man behandelte, wie Turgot und Necker bezeugen, die Privilegierten mit solcher Nachsicht, „selbst wenn sie im Rückstande waren, daß infolge dessen ihre Kopfsteuer und Einkommensteuer oft sehr lange nicht gezahlt wurden, oft sogar gänzlich uneinbringlich rückständig wurden und diese Steuern im Ganzen auf einen unendlich bescheidenen Betrag herabsanken." Kurz, je höher einer stand und je reicher und einflußreicher einer war, desto leichter wurde es ihm, sich der Steuern zu erwehren. Ein Marquis oder Graf oder Intendant mit 40000 Fr. Rente sollte nach dem Tarif von 1695 an Kopfsteuer 1700—2500 Fr. bezahlen, zahlte aber in Wirk-

lichkeit vielleicht etwa 400 Fr. Im Herzogtum Francien entrichtete der Taillepflichtige von einem Einkommen von 240 Fr. 21 Fr. 8 S., der Adlige nur 3 Fr. und der Intendant selbst erklärt, daß er die Adligen nur mit dem achtzigsten Teil ihres Einkommens besteuert; der Intendant des Orléanais begnügt sich sogar mit einem Hundertstel, wogegen der Taillepflichtige ein Elftel seines Einkommens an Kopfsteuer zu entrichten hat. H. Taine stellt aus den Budgets der Provinzial-Versammlungen die Kopfsteuersumme für 7 Bezirke zusammen, darnach entfallen hier alles in allem auf die „arme Gruppe 11 636 000, auf die reiche 1 450 000 Fr., so daß die reiche achtmal weniger zahlt als sie sollte." — Der Klerus insbesondere unterlag nicht der Einschätzung durch andere, leistete vielmehr nur „freiwillige Geschenke," über die er als Korporation mit dem Könige direkt verhandelte.

Außerordentlich drückend waren auch die indirekten oder Verzehrungssteuern. Die Weinsteuern und die Salzsteuer spielten unter diesen eine furchtbare Rolle. Sie waren an den Meistbietenden verpachtet und dem Steuerpflichtigen gegenüber waren diese Pächter „keine Verwalter, sondern Ausbeuter, die ihn gekauft hatten und buchstäblich auspreßten." Der Weinproduzent ist nach allen Berichten der bedauernswerteste von allen kleinen Landwirten. A. Young bezeugt, daß die Ausdrücke „Weinbauer" und „Elend" gleichbedeutend waren, vornehmlich infolge der endlosen Lasten, welche die Weinproduktion und noch mehr der Transport und Weinhandel zu tragen hatten. — Die Gesetze über die Salzsteuer sehen sich an wie ein vielmaschiges Netz, das den Steuerpflichtigen einschnürt. Zu ihrer Charakteristik genügt das eine, daß nach dem Geständnis eines Oberkontrolleurs die Salzsteuer „alljährlich etwa 4000 häusliche Pfändungen, 3400 Verhaftungen, 500 Verurteilungen zu Peitschenhieben, zur Verbannung und zu den Galeeren nach sich zog."

Neben den fiskalischen Steuern standen diejenigen, welche die einzelnen Städte auf Getreide, Mehl, Eier, Fische, Zucker, Kerzen, Unschlitt, Heu, Stroh, Reisig, Brennholz, ja fast alle notwendigen Lebensbedürfnisse erhoben. Selbstverständlich fällt auch hier der eigentliche Druck nach unten hin!

Alle diese Steuern wurden mit erbarmungsloser Härte eingetrieben. „Während der Hungersnot von 1784 sah man mit Schrecken, wie die Einnehmer den Familienvätern den zur Stillung des Hungers ihrer Kinder bestimmten Erlös aus dem Verkauf ihrer Möbel streitig machten." Man denke an die Erpressungen, Betrügereien und Roheiten, gewissenloser Exekutoren, denen insbesondere der Bauer schutzlos preisgegeben ist! Wie der Jude des Mittelalters, so vergräbt der französische Bauer im 18. Jahrhundert sein letztes Kleinod, um es vor Willkür und Gewaltthat zu sichern.

Das ganze Steuersystem ist augenscheinlich von dem aller Gerechtigkeit widerstreitenden Prinzip beherrscht, nicht den zu belasten, der es am besten tragen kann, sondern den, der sich der Last am wenigsten zu erwehren weiß. Müßiggang und Verschwendung sind fast steuerfrei, während die ums Leben ringende Arbeit schwer besteuert wird. „In Paris wurde der Aschenmann, der Sammler von Glasscherben, der Eisentrödler, der Hausierer mit alten Kleidern, der Straßenkehrer unerbittlich zu den Steuern herangeholt, während der die Straßen in seiner Karosse durcheilende Graf oder Herzog von deren Druck nur wenig erfuhr. Der durch sein „Tableau de Paris" bekannte Mercier kannte einen Arbeiter, der vier kleine Kinder hatte, im sechsten Stockwerk wohnte und mit seiner Familie in einem als Alkoven hergerichteten Kamine schlief. „Eines Tages," so erzählt er, „trat ich bei ihm ein. Die Thür hatte nur eine Klinke, das Zimmer enthielt nichts als die vier leeren Wände und eine Bank. Der Mann kam halb krank aus seinem Kamin heraus und sagte, er habe gefürchtet, der Exekutionssoldat sei da."

Etwa von den siebziger Jahren an wird namentlich durch Rousseau's tiefdringende Wirksamkeit ein völlig neuer Geist der Humanität und der barmherzigen helfenden Menschenliebe geweckt, der sich dann durch Turgot's und anderer Einfluß auch in der

amtlichen Administration fühlbar macht. Unter Ludwig XVI. streift die Monarchie ihre despotischen Formen ab, das ganze Regierungssystem wird ungleich menschlicher und milder. Der sein Volk aufrichtig liebende König, der Adel, die Geistlichen, die Klöster, ja alle Stände vereinigen sich, um die Not und das Elend der unteren Volksklassen zu lindern; auf allen Provinzial-Versammlungen erheben sich Stimmen für eine gerechtere Verteilung der öffentlichen Lasten, und nicht wenige Privilegierte zeigen sich bereit, dafür Opfer zu bringen. Kaum je zuvor — so wird allseitig bezeugt — haben sich so viele Glieder der französischen Aristokratie ihrer Stellung so würdig gezeigt, wie am Vorabend der schweren Schläge, die sie in erster Linie treffen sollten.

Trotz alledem aber blieb besonders die Lage der ärmeren Landbevölkerung eine fast unerträgliche. „Majestät," sagte der Bischof von Nancy am 4. Mai 1789 zu Versailles bei der feierlichen Eröffnung der allgemeinen Reichsstände von der Kanzel herab, „das Volk, das Sie beherrschen, hat unzweideutige Proben seiner Geduld gegeben. Es ist ein Volk von Märtyrern, denen das Leben nur gegeben zu werden scheint, damit sie noch länger leiden."

Was Wunder, daß nicht nur bei den Bewohnern der Städte, sondern fast mehr noch bei der Landbevölkerung Frankreichs die endlich auch zu ihr hinabdringenden Schlagworte der Revolution von der angeborenen „Gleichheit" und „Freiheit" aller Menschen einen nur zu wohl bereiteten Boden finden. Sie begrüßt die Lehren des Umsturzes als eine Botschaft der Erlösung!

Die französische Revolution in ihren Wirkungen auf die Gegenwart.

Von Rudolf Stratz.

Wer heute, rückwärts blickend, die Geschichte Frankreichs während der letzten hundert Jahre an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, wird einen seltsamen Eindruck erhalten. Alle jene Grundsätze der Gesetzlichkeit, Ordnung und Stätigkeit, die wir als die unentbehrlichen Voraussetzungen eines gesunden Staatslebens betrachten, sind aus dem Dasein unserer Nachbarn jenseits der Mosel geschwunden. Es ist das Bild des Chaos, welches das Frankreich der Jahre 1789 bis 1889 uns fast ununterbrochen bietet; in wildem Durcheinander drängen sich Revolutionen und Gegenrevolutionen, Bürgerkriege, Kämpfe mit den Nachbarstaaten, Verschwörungen, Staatsstreiche, und man geht nicht zu weit mit der Behauptung, daß in Paris innerhalb des letzten Jahrhunderts sämtliche überhaupt mögliche Staatsformen zur Herrschaft gelangt sind.

Das altfeudale Frankreich, wie es im ersten Vierteljahr von 1789 noch bestand, war das, was man gemeinhin ein absolutistisch regiertes Land nennt. Ludwig XVI. war Selbstherrscher, wenn auch nicht in dem Sinne, daß thatsächlich nichts im Lande seinem Willen sich widersetzt hätte. Die in sich geschlossene Organisation des katholischen Klerus war eine Macht, mit welcher die Krone sehr zu rechnen hatte, die sogenannten Parlamente, die 15 obersten Gerichtshöfe des Landes, erkannten eine Verordnung des Herrschers erst dann als gültig an, wenn sie dieselbe in ihre Akten eingetragen, und gerieten, namentlich das Pariser Parlament, oft genug mit der Regierung in offenen Streit. Selbst das Heer war nicht dem Kriegsherrn unbedingt verpflichtet, da ein großer Teil der Offizierstellen nicht vom Könige unmittelbar, sondern von den Regimentsinhabern, inländischen oder fremden Großen verliehen wurde.

Nichtsdestoweniger war es erst den am 5. Mai 1789 zusammenberufenen Ständen beschieden, die eigentliche Selbstherrschaft Ludwig XVI. zu zerstören, indem sie sich als die Vertretung des souveränen Volkes gegenüber der Krone und dem zu dieser haltenden

Adel und hohen Klerus betrachteten, und die schwache Regierung durch verschiedene drohende Austritte, wie den bekannten Schwur im Ballhaus, die Antwort Mirabeaus an den Marquis de Brézé u. a. veranlaßten, diese Auffassung als berechtigt anzuerkennen. Damit war der Weg der „konstitutionellen" Regierung beschritten, dieser eigentümlichen Erscheinung des 19. Jahrhunderts, dessen Sein und Wesen die Halbheit ist. So entstand die Verfassung vom Jahre 1791, ein Zwitterding, welches unter dem unaufhörlich fortschreitenden Drange der Revolution überhaupt nie zum Leben gekommen ist.

Schon das nächste Jahr brachte den entscheidenden Umschwung. Am 20. September 1792 rief in seiner ersten Sitzung der Nationalkonvent mitten unter den Gräueln der Septembermorde, dem über die Grenzen Frankreichs hereinbrechenden Weltkriege, die Republik aus. In der stümperhaften Verfassung von 1793 hat die einzige und unteilbare Republik denn auch eine formelle Grundlage gefunden, in Wirklichkeit aber war ihre Regierung nichts anderes als das, was die Alten mit dem Worte Ochlokratia, Pöbelherrschaft, bezeichnen. Eine Handvoll Fanatiker, Abenteurer und geldgieriger Glücksjäger herrschten in blutiger Tyrannei über ein Land, das, von dem Sturme der Revolution fortgerissen, sich fast widerstandslos ihnen unterordnete. Bis zum Frühjahr 1793 bestand noch in Gestalt des Konvents eine vom Volke erwählte und bestätigte Obrigkeit — von da ab jedoch wandelte sich nach dem Sturze der Gironde die Nationalversammlung zu einem Werkzeuge des Wohlfahrt-Ausschusses um, in dem wiederum die äußerste Schreckenspartei, Robespierre, St. Just und Genossen allmählich durch Vernichtung der Dantonistischen und Hebertistischen Revolutionsgruppen zu einer so schrankenlosen und zügellosen Diktatur gelangen, wie sie wohl nie ein legitimer Fürst ausgeübt.

Mit dem 10. Thermidor 1794, dem Todestage Robespierres und seiner Anhänger, war die Kraft der Schreckensherrschaft gebrochen, nachdem die Revolution mit der Vernichtung ihrer sämtlichen Führer und Urheber ihren Kreislauf vollendet. Der Konvent gelangte wieder zur thatsächlichen Regierung und suchte in erbitterten Kämpfen gegen Royalisten und Jakobiner die gemäßigte Republik zu erhalten. Allein der Schwerpunkt der Ereignisse lag jetzt nicht mehr in Paris, sondern in den Lagern der siegreichen Generale. Mochte auch in der Hauptstadt das Direktorium mit der ausübenden Gewalt betraut werden, die brutale Kraft, welche man so oft in dieser sturmbewegten Zeit als einzigen Rechtstitel anerkannt, ruhte in den Händen des Generals Bonaparte, und führte ihn über das Konsulat zum Kaiserthron empor.

Mit dem Sturze Napoleons schließt im Jahre 1815 die eigentliche und unmittelbare Bewegung der französischen Revolution und es beginnt, bezeichnend genug für die Unfähigkeit der Völker, sich durch die Weltgeschichte belehren zu lassen, genau das gleiche Spiel von neuem. Wiederum herrscht, wenn auch dem Zuge der Zeit gemäß eingeschränkt, der Legitimismus auf dem Throne Frankreichs, wiederum beginnen die revolutionär Gesinnten ihre wühlende und untergrabende Thätigkeit, wiederum stürzt in der Juliwoche des Jahres 1830 die Macht der Bourbons zusammen.

Allerdings that jetzt die Erinnerung an das Schreckensjahr 1793 seine Wirkung. Man ging nicht mehr so überstürzt mit der Gründung der Republik vor wie ehemals, sondern begnügt sich für das erste mit dem konstitutionellen Regimente Louis Philipps, dem berühmten Bürgerkönigtum. Daß diese schwankende, halbe, planlose, mit einem Worte echt liberale Schöpfung sich volle 18 Jahre halten konnte, ist im wesentlichen der fuchsartigen Gewandtheit zuzuschreiben, mit welcher der Sohn Philipp Egalités zwischen den Parteien hindurch zu schlüpfen und sie gegen einander auszuspielen verstand. Allein ein solcher Zersetzungsprozeß läßt sich wohl aufhalten, aber nicht völlig verhindern. Am Abend des 24. Februar 1848 folgt Louis Philipp seinen legitimistischen Vettern nach, die Republik wird zum zweiten Male verkündet. Und ebenso wie einige fünfzig Jahre zuvor beginnt wiederum die Zerfleischung der republikanischen Parteien unter-

einander. Das Erbe der gräuelvollen Junischlacht, in der die „blaue“ Republik ihren Pyrrhussieg über die „rote“ erfochten, tritt der kleine Neffe des großen Oheims an, er macht, wie jener am 18. Brumaire, am 2. Dezember seinen Staatsstreich und besteigt als zweiter Kaiser den Thron Frankreichs, bis auch an ihm die Weltgeschichte durch die dies irae von Sedan ihr Weltgericht vollzieht.

Und so sind wir bei der dritten Republik, der gegenwärtigen Staatsform Frankreichs angelangt. Sie besteht seit 18 Jahren, einer längeren Zeit, als wohl die meisten zur Zeit ihrer Gründung angenommen haben, allein sie hält sich nicht durch eigene Kraft, sondern durch die völlige Erschöpfung und Machtlosigkeit der in einem hundertjährigen wechselseitigen Kampfe geschwächten Parteien. In dem Zeitraum von 1789 bis 1889 hat Frankreich einen König und eine Königin (Ludwig XVI. und Marie Antoinette) ermordet und deren Sohn, den Dauphin, der seit dem Tode des Vaters als Ludwig XVII. rechtmäßiger König, im Kerker umkommen lassen. Zwei Könige (Karl X. und Louis Philipp), sowie zwei Kaiser (Napoleon I. zweimal und Napoleon III.) wurden vertrieben, dreimal, 1792, 1848 und 1870 die Republik ausgerufen, und zweimal durch Staatsstreiche wieder gestürzt. Blutige Bürgerkriege in der Vendee, der Bretagne, dem südlichen Frankreich haben zur Zeit der ersten Revolution das Land verheert, mörderische Klassenkämpfe im Juni 1848 und Mai 1871 in Paris getobt. Ohne der sonstigen Vorkommnisse in der inneren Politik, Sturz des Direktoriums, Verjagung der Volksvertreter, gewaltsame Abdankung der beiden bisherigen Präsidenten der dritten Republik, zu gedenken, sei erwähnt, daß Frankreich in diesem Zeitraum fünfmal Kriege gegen Preußen (von 1792 ab Revolutionskämpfe in der Champagne und am Rhein, 1806 bis 1807, 1813—1814, 1815 und 1870), wiederholte Kriege gegen das alte deutsche Reich bis zu dessen Zertrümmerung, vier Feldzüge gegen das jetzige Oesterreich (1809, 1813—1814, 1815, 1859), lange Seekämpfe mit England (mit Unterbrechungen von 1789—1815), sechs Kriege gegen Rußland, außerdem Kämpfe gegen Spanien, Portugal, die Schweiz, die italienischen Staaten, Belgien, Holland, Algier, Tunis, Mexiko, China, Tonkin, Madagaskar, Egypten, Syrien u. s. w. unternommen hat, so daß man mit Recht die blutige Geschichte unseres Jahrhunderts, soweit sie nicht die Einigungskämpfe Deutschlands und Italiens betrifft, durchaus französischer Streitsucht und Eroberungslust zuschreiben muß.

Ein Staat aber, der so viele und schwere innere wie äußere Erschütterungen in der für die Entwickelung eines Volkes kurzen Spanne eines Jahrhunderts erlitten, trägt den Keim des Unterganges bereits in sich. Jeder einzelne Umsturz im Staate ist mit der Niederwerfung und Unterdrückung einer oder mehrerer Parteien verbunden, die alsdann in der neuen Ordnung der Dinge ein unter allen Umständen feindselig gesinntes Element bilden. Je mehr derartige Revolutionen ein Land erlebt, desto größer und gefährlicher werden die Rückstände der besiegten Richtungen und so konnte es durch die wechselvollen Geschicke Frankreichs geschehen, daß nunmehr der dritten Republik Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Jakobiner, Sozialisten, Kommunisten, Possibilisten, Klerikale und andere mehr nach dem Leben trachten. Wer es dann wie Boulanger versteht, alle diese heterogenen Elemente in einem Hexenkessel zusammenzubrauen, kann wohl sein Ziel, die gerade am Ruder befindliche Regierung zu stürzen, erreichen; eine dauernde und feste Ordnung der Dinge aber wieder herzustellen, dürfte für ihn wie für jeden andern ein vergebliches Unternehmen gegen die Schar der stets Mißvergnügten sein.

So hat die erste Revolution die politischen Verhältnisse Frankreichs in heillosester Weise verwirrt. Wenn nichtsdestoweniger die Franzosen sich aber jetzt anschicken, in Festlichkeiten aller Art das Andenken des Beginnes ihrer staatlichen Zerfahrenheit zu feiern, so schreiben sie alle diejenigen Fortschritte der Kultur, der Kunst und Wissenschaft, des Handels, der Technik u. s. w., welche ihr Land sich seitdem zu eigen gemacht, der glorreichen That des 14. Juli 1789 zu. Sie vergessen dabei völlig, daß andere Länder, die die erste Revolution nicht mitgemacht, mit ihnen auf gleicher Stufe stehen,

daß Staaten wie England, an welchem selbst die europäische Bewegung von 1848 und 1849 fast spurlos vorübergegangen, sie in den meisten Beziehungen überflügeln. Der Kriegsruhm, den mit Hülfe der entfesselten Revolutionskräfte der erste Napoleon sich erworben, ist unter seinem Neffen zu Schanden geworden, die angebliche Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit klingt wie Hohn im Zeitalter des feindseligen Ringens zwischen Bourgeoisie und viertem Stande. An wahrhaft genialen Geistern hat Frankreich seit 1789 nichts hervorzubringen vermocht. Seine Litteratur ist verflacht und versumpft, und wenn ihre Erzeugnisse trotzdem den Weltmarkt beherrschen, so ist dies eben ein Armutszeugnis für die anderen Völker — uns Deutsche dabei nicht zu vergessen. Selbst die Verteilung des französischen Grund und Bodens hat sich nach den Berechnungen v. Sybels nur um ein Drittel zu Gunsten der kleinen Besitzer seit 1789 verschoben, die finanziellen Verhältnisse der dritten Republik sind kaum günstiger als die unter der Monarchie Ludwig XVI., die immerhin noch als Rückhalt die ungeheuren, in der Revolution sinnlos verschleuderten Güter des Klerus besaß; der Haß der einzelnen Klassen gegen einander kann 1789 nicht größer gewesen sein als jetzt, die Haltung des unglücklichen Herrschers und seiner Berater nicht schwankender als die der Strohmänner, die heutzutage als Präsidenten der Republik den Spielball der einzelnen Parteien bilden. Gute Sitte und vornehmer Ton, in welchem das ancien régime unerreicht dastand, ist völlig geschwunden und hat im öffentlichen Leben einer erschreckenden Flegelhaftigkeit Platz gemacht, die meist gepriesene Gastfreundschaft äußerst sich jetzt in Deutschenhetze und Spionensuche, und der geistige Gesichtskreis des Volkes hat sich derart verengt, daß ihm für viele Dinge das Verständnis überhaupt abhanden gekommen ist.

Mit einem Worte: die eigentliche Revolution und ihre Folgen haben Frankreich in vielen Beziehungen Schaden gebracht, und die Fortschritte, die es seitdem gemacht, sind nicht sowohl dem gewaltsamen Umsturze und Aufruhr, als jener friedlichen und fruchtbaren Geistesarbeit zu danken, in denen unser Jahrhundert so Großes geleistet.

Wenn man trotzdem in Frankreich und anderen Ländern die große Masse stets auf die Revolution als auf den Ausgangspunkt alles des Guten blicken sieht, was seitdem sich ereignet und entstanden, so muß dies auf den ersten Blick befremden, und doch hat die Sache ihre natürliche Erklärung. Die Zustände, in denen Frankreich seit 1789, Deutschland, Oesterreich u. s. w. seit 1848 leben, sind nichts anderes als ein Zwitter zwischen Republik und Monarchie. Die erste französische Revolution wollte die Republik, keine Plutokratie, wie sie heute der Staat des Herrn Sadi Carnot darstellt, sondern jene Republik der Gleichheit, die Robespierre und St. Just als Ziel vorschwebte. Sie vermochte dies Ziel nicht auf die Dauer zu erreichen, allein auch die eigentliche Monarchie ging geschwächt aus diesem Kampfe heraus, und aus der Verbindung beider entstand die konstitutionelle Regierung, in welcher der Herrscher zwar von Gottes Gnaden regiert, aber die Zustimmung der Masse bezw. ihres Sprachrohrs, der Volksvertretung, einzuholen hat, oder auch das Volk souverän das Staatsleben bestimmt und doch wieder einem einzelnen Menschen Gehorsam leistet, Ehrerbietung und Unterthänigkeit entgegenbringt, in welcher nicht mehr ein bestimmmtes Prinzip, sondern die Persönlichkeit des einzelnen Monarchen, eines hervorragenden Parteiführers die Wage bald auf die Seite der Republik, bald der Monarchie sich neigen läßt.

Es wäre, wenn auch bis zu einem gewissen Grade das monarchistische Gefühl dem Menschen angeboren ist, ungerecht, eine Staatsform nur deswegen zu verdammen, weil sie dieses Grundsatzes entbehrt. Die Eidgenossenschaft, die Vereinigten Staaten zeigen uns auch in der Gegenwart lebendige Republiken, deren Verfassungsleben klar und fest begrenzt ist. Eben in diesem Punkte aber hat die französische Revolution ihre unheilvolle Wirkung zunächst auf ihr eigenes Land, dann durch Vermittelung der Napoleonischen Feldzüge und namentlich der Jahre 1848/49 auf Deutschland hervorgerufen. Sie hat, indem sie die Grundsätze des Legitimismus und der Republik, der Unterordnung und der Selbstbestimmung zusammenstoßen und sich vermischen ließ, eine

geistige Strömung erzeugt, die nicht gehorchen will und nicht befehlen kann, die das Halbe und Unbestimmte zum Grundsatze erhebt und in dem Vermeiden jedes klaren Denkens, bestimmten Wollens, festen Handelns die höchste menschliche Weisheit erblickt.

Dieser Liberalismus in des Wortes weitester Bedeutung feiert mit der französischen Revolution gleichzeitig seinen hundertjährigen Geburtstag. Sein geistiger Vater, das erste Haupt der liberalen Staatsweisheit ist der Marquis von Lafayette gewesen, der unselige Berater und Vormund Ludwig XVI., der nach den Worten eines Historikers mit prunkender Gutmütigkeit die Zerstörung aussäete und in verblendeter Kurzsichtigkeit den Boden ebnete, auf welchem der blutige Umsturz seine Orgien feiern sollte. Mit der Gironde, deren Führer Verginaud im Konvent in glänzender Rede gegen die Ermordung des Staatsoberhauptes sprach und dann selbst seine Stimme für den Tod Ludwig XVI. abgab, zeitigte der Liberalismus der ersten Revolution seine vollste und letzte Blüte. Das Ungeheuer der Anarchie, das er gewissermaßen schäkernd losgekettet, brach los und verschlang seinen eigenen Befreier.

Ganz ebenso trägt der Liberalismus das Seine zum zweiten Sturz der legitimen Monarchie im Jahre 1830 bei. Der Held des Tages, die eigentliche Verkörperung des ganzen Systems, ist jetzt Herr Thiers. Das Bürgerkönigtum war so recht nach dem Herzen dieser Partei. Ein König, der mit dem Regenschirm unter dem Arm durch die Straßen schlendert, eine aller überflüssigen Skrupel baare Kammer, feile Minister, eine lahme Politik, das war die „wahrhaft konstitutionelle" Regierung Louis Philipps.

In der Februar-Revolution ist der Liberalismus in Gestalt des Dichters Lamartine zu Fleische geworden. Er reißt in der oft mit vollkommener Unfähigkeit gepaarten Sucht sich überall einzumengen, sofort die Herrschaft an sich, verspricht dem vierten Stande im Februar das „Recht auf Arbeit," kartätscht ihn zu Tausenden nieder, als er im Juni auf diesem Rechte besteht, und endet wiederum unter der Fuchtel des kecken Abenteurers Louis Napoleon. Und welche Rolle spielt der Liberalismus jetzt in Frankreich? Er herrscht — aber wie? Die Namen Wilson, Caffarel, Andlau, Limousin sprechen ganze Bücher und es wird nicht lange dauern, so tritt ein Glücksjäger, gegen den selbst Napoleon III. ein Held an Gaben und Verdiensten ist, das Erbe seiner Unfähigkeit an. Wie überhaupt nichts Halbes in der Welt lange Bestand haben kann, so hat auch der Liberalismus noch jedesmal, wenn er zur Herrschaft gekommen war, unter dem Schwerte eines erfolgreichen Generals, eines waghalsigen Intriguanten geendet, allein das hindert ihn nicht, immer wieder auf das Neue seine Unfähigkeit auf Kosten des Landes zu erproben.

Aus Frankreich aber ist diese seltene Waare zu uns importiert worden. Nicht zur Zeit der ersten französischen Revolution selbst — damals hatte man östlich vom Rhein noch keinen Sinn für dergleichen — wohl aber in der Folgezeit. Die Paulskirche zu Frankfurt a. M. ist im Jahre 1848 die Wiege unserer „liberalen" Reformen geworden. Hier haben 119 deutsche Professoren freisinnige Weltgeschichte zum Spott und Gelächter des Auslands gemacht, und von hier aus hat der Liberalismus seinen Siegeszug durch alle deutschen Staaten angetreten. Auch daß unser Reich nicht durch Schützenfeste und Bankettreden, sondern mit Blut und Eisen zusammengeschmiedet worden ist, hat wenig Eindruck auf ihn gemacht. Der ganze Zug der Zeit ist „liberal," d. h. eben unentschlossen, opportunistisch, charakterlos geworden — das ist die Wirkung, welche die französische Revolution auf uns ausgeübt hat.

Immerhin ist der Liberalismus ein abstrakter Begriff und schwer in allen seinen Daseinsbethätigungen festzustellen. Allein man kann dieselbe Sache auch in anderer, in konkreterer Weise aussprechen. Die französische Revolution hat die Macht des monarchischen Prinzipes gebrochen und an seine Stelle die Plutokratie, die Herrschaft des Geldes gesetzt.

Der „tiers état", der im Jahre 1789 sich als den Vertreter des französischen Volkes hinstellte, ist heutzutage die Bourgeoisie. Sie hat die Früchte aus den Um-

wälzungen gepflückt, welche die Wende unseres Jahrhunderts begleiteten. Sie betrachtete sich als „das Volk", vernichtete die beiden oberen Stände und fand diese Anwendung der fraternité und égalité recht angenehm. Und eben diese Bourgeoisie ist die Trägerin und Hüterin des Liberalismus — mit ihrer „satten Tugend" und „zahlungsfähigen Moral", ihrer „Aufklärung" und ihrem „Freisinn". Sie hat es verstanden, die nahezu ausschlaggebende Stellung in dem heutigen öffentlichen Leben zu gewinnen. Man liest gerade jetzt bewegliche Schilderungen, wie schrecklich es in dem altfeudalen Frankreich hergegangen. Gewiß waren dort die Verhältnisse faul und vermorscht, allein was will dies alles gegen das Verhältnis sagen, welches im Zeitalter der Bourgeoisie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht? Die tiefe Gleichgültigkeit, mit welcher der liberale Fabrikherr auf das Los seiner Untergebenen sieht, die Brutalität, mit welcher er sie ausnutzt und preisgiebt, wenn sie unbrauchbar geworden, der cynische Egoismus unserer industriellen Zeit wäre in jenem alten Frankreich nicht möglich gewesen, wo selbst ein an sich so hartherziger Mann wie der alte Graf Mirabeau, der Vater des Volkstribunen, einen großen Teil seines Vermögens bei den Versuchen, seinen Leuten billiges Brot zu verschaffen, zusetzte, wo die Bauern der Vendee und anderer Bezirke mit den Waffen für ihre Grundherren eintraten und in einer einzigen begeisterten Augustnacht Adel und Klerus ihre gesamten Vorrechte einmütig dem Volke opferten. Der Liberalismus kennt solche Anwandlungen nicht. Er sucht zwar nach Kräften den Staat, die Regierung, das Heer, überhaupt alles Feste und Geordnete zu untergraben, allein wenn einmal irgend etwas seine Ruhe und Behaglichkeit stört, ist es doch sein erstes, zur Polizei zu schicken. Mit welcher Freude haben nicht 1848 auch in Deutschland die „gut", d. h. liberal gesinnten Bürger, da die Wogen des Aufstandes über ihnen zusammenschlugen, das Einschreiten der „vertierten Soldateska" in Frankfurt, Dresden, Baden und Wien begrüßt.

Der Kapitalismus, der aus der Umwälzung der alten Staatsordnung seinen Ursprung gefunden, ist seinerseits eng mit der Judenfrage verbunden. Dem Geldsack ist der Siegespreis von 1789 zugefallen, und da der Jude eben den Geldsack in Händen hat, so ist das auserwählte Volk der thatsächliche und lachende Erbe der Revolution. Wer Drumonts Werke kennt, weiß, daß Frankreich bereits völlig den Semiten zu eigen gehört. Wir schwerfälligen Deutschen sind erst 1848 dem glorreichen Beispiel der Franzosen, die Juden als Staatsbürger anzuerkennen, gefolgt und die Folgen brauchen wir nicht erst zu schildern. Ein Blick auf unsere Presse, auf unsere politischen Verhältnisse, auf Börse, Handel und Verkehr, auf die ganze Frivolität und Flachheit der Zeit zeigt genug. Allerdings gehörten auch die großen Erfindungen des Jahrhunderts, die Entstehung von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen dazu, um dem Großkapitalismus die Möglichkeit einer solchen Entwickelung zu geben, wie er sie sich jetzt errungen, allein der ganze Geist der Bourgeoisie, der zersetzende jüdische Einfluß ist nichts anderes als ein Ergebnis der französischen Revolution.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Folgerung, so erhalten wir den Schluß, daß die französische Revolution das Schlimmste in ihren Wirkungen geworden ist, was der Einzelne wie das Volk überhaupt sich verschaffen kann, eine halbe That. Sie hat die alten, seit vielen Jahrhunderten eingewurzelten Anschauungen und Ueberlieferungen nicht zu zerstören vermocht, allein sie hat dieselben verwaschen, verflacht, und aus ihnen jenes haltlose Zwitterding geschaffen, das man den modernen Liberalismus nennt. Und eben in dieser Halbheit, die auf die Dauer nirgends sich zu halten vermag, liegt der Keim immer neuer Umwälzungen. Die Geschichte des französischen Volkes in dem letzten Jahrhundert zeigt es mit erschreckender Deutlichkeit, wohin der Versuch führen muß, zwei völlig verschiedene Weltanschauungen im Völkerleben zu vereinen, und allen Staaten, in denen der Liberalismus sich breit macht, stehen weitere Revolutionen bevor. Auch da, wo, wie in Deutschland, ein kraftvolles Herrscherhaus, eine starke Regierung, ein pflichtbewußtes Heer und eine in weiten Kreisen patriotische und loyale Bevölkerung

einen starken Damm gegen das Andrängen verschwommener liberaler Begriffe bilden, droht diese Gefahr. Denn mit der Herrschaft des Geldes, der unzertrennlichen Begleiterin der wahrhaft konstitutionellen Gesinnung, nimmt die rücksichtslose Ausbeutung der arbeitenden Klassen durch die Bourgeoisie in einer Weise überhand, daß schon jetzt sich immer drohender aus dem Sumpfe des Liberalismus das rote Gespenst der sozialen Revolution erhebt.

Den echten Liberalismus — es giebt in Deutschland Konservative, die sich liberal nennen — kümmert das nicht. Sein Grundsatz ist: Nach uns die Sintflut! zu allen Zeiten gewesen, und er weiß, daß, so lange es nur unentschlossene und schwache Geister auf der Erde giebt, seine Fahne Anhänger finden wird. Wohl aber ist es die Pflicht aller noch nicht von solcher Weltanschauung Angesteckten, der verderblichen Strömung der Zeit entgegenzutreten. Wir können die französische Revolution nicht ungeschehen machen, und es wäre ein kurzsichtiges Beginnen, den ungeheuren Einfluß ableugnen zu wollen, den ihre Folgen auf das gesamte kirchliche, politische, militärische und soziale Leben der Gegenwart ausüben. Die französische Revolution ist noch lange nicht abgeschlossen — wir leben mitten in ihr! Dieselben Elemente, die vor hundert Jahren die Schreckensherrschaft heraufbeschworen, hausen auch in den Tiefen unserer heutigen Gesellschaft, dieselben liberalen Männer, die damals in freisinniger Weltanschauung die Revolution genährt und groß gezogen, leben und wirken in unseren heutigen Parlamenten. Dieselbe Gleichgültigkeit gegen Not und Elend des Volkes, die 1793 ihre blutige Vergeltung fand, beherrscht auch heutzutage unser gesamtes Bürgertum und einen leider nur zu großen Teil der höheren Stände.

Wir können die französische Revolution nicht ungeschehen machen, — aber wir können ihre Folgen bekämpfen. Und das geschieht nicht durch Versenken in die Gräuel jener weit hinter uns liegenden Zeit, sondern durch rücksichtslose Aufdeckung des liberalen Treibens unserer Tage, durch den Streit gegen Liberalismus, Judentum und Kapitalherrschaft.



Die deutsche Kolonisation in Rußland und die Russen.

Unter den verschiedenen Gründen des Deutschenhasses in Rußland steht die erfolgreiche und an Ausdehnung mit jedem Jahre wachsende Kolonisation der Deutschen im russischen Reiche unbedingt in der ersten Reihe, ja, es läßt sich behaupten, daß ohne den von der russischen Presse und in allen nationalrussischen Kreisen schon unzählige Mal besprochenen „Drang nach dem Osten", der gegenwärtig bis in die untersten Schichten des russischen Volkes reichende Haß gegen alles Deutsche, entweder gar nicht, — wenigstens bei den Massen — oder nur in den oberen Schichten des russischen Volkes vorhanden wäre; jedenfalls hätte derselbe ohne diese Kolonisation niemals eine Ausdehnung und Schärfe wie gegenwärtig erreichen können.

In der deutschen Presse ist die deutsche Kolonisation in Rußland unseres Wissens noch niemals ausführlich besprochen worden, denn wenn von diesem Gegenstand dort die Rede war, so handelte es sich stets nur um die älteren und größeren der deutschen Kolonien, oder um diejenigen Kolonisten, die in größeren und geschlossenen Plätzen zusammen wohnten, wogegen die gegenwärtig weit wichtigere Einzel-Kolonisation im ganzen Lande seit Aufhebung der Leibeigenschaft so gut wie gar keine Beachtung gefunden hat oder nur oberflächlich behandelt wurde.

Um die Deutschen in den älteren Kolonien, die möglicher Weise 100—200 deutsche Meilen von ihm entfernt wohnten, hätte sich der russische Bauer herzlich wenig gekümmert, aber diejenigen, die nach Einführung der Bauernfreiheit entweder als Käufer oder Pächter und Verwalter von Gütern oder auch als Gewerbetreibende zu ihm in alle Dörfer und kleinen Städte kamen, konnte er nicht übersehen, da er mit diesen von jetzt ab häufig genug in tagtägliche und nicht immer besonders angenehme Berührung kam. — So lange der russische Bauer mit einem Deutschen nicht persönlich verkehren mußte, konnte er bei seiner geringen Bildung und Gleichgültigkeit gegen alle politischen Ereignisse auch keinen eigentlichen Haß gegen einen solchen hegen, aber diese Gesinnung mußte sich mit dem Tage ändern, wo ihm der Deutsche überall hindernd in den Weg trat; wenn er z. B. den herrschaftlichen Grundbesitz — Wald, Wiese, Feld und alles, was dort überhaupt nur wuchs — nicht mehr in der gewohnten Weise benutzen, oder als Arbeiter nicht mehr unkontrolliert bummeln und faullenzen konnte; und daß sich die schon hieraus

hervorgehende Abneigung nicht mit dem Emporkommen der Deutschen und dem Verschlechtern der Lage der Russen verminderte, bedarf kaum einer Auseinandersetzung, da das gleiche unter gleichen Verhältnissen wohl überall der Fall sein dürfte. Tausend mal mag man den Haß und Neid als eine häßliche Eigenschaft bezeichnen, so wird doch nichts an der Thatsache geändert, daß derselbe in den Massen gegen jeden Emporkommenden vorhanden ist, und derselbe wird um so stärker sein, je weniger sich für die eigene Lebensweise haltbare Entschuldigungsgründe finden lassen oder sich dem Betreffenden in sittlicher Beziehung irgend etwas anhängen und nachsagen läßt.

Von der Vermehrung des deutschen Elements in Rußland hat trotz der offiziellen statistischen Angaben der russischen Regierung über die Einwanderung von Ausländern nur ein äußerst geringer Teil des deutschen Volkes eine wirkliche Vorstellung, aber verschiedene Maßregeln der russischen Regierung, die in Deutschland so unangenehm berührten, werden schon verständlich, wenn wir, abgesehen von anderen Fragen, auf die wir weiter unten zurückkommen, bloß die Zahl und errungene Stellung der seit dem Krimkriege nach Rußland eingewanderten Deutschen etwas näher ins Auge fassen.

Zieht man die Zahl derjenigen, die Rußland verließen, von den Eingewanderten ab, so ergiebt sich die folgende Einwanderung von Angehörigen der verschiedenen deutschen Staaten, wobei jedoch die Oesterreicher vollkommen unberücksichtigt bleiben.

Jahre.	Personen.
1856—1860	72,540
1861—1865	130,030
1866—1870	141,035
1871—1875	162,525
1876—1880	165,090
1881—1885	234,280
Summa	905,500.

Die Zahl der nach Rußland übergesiedelten Deutschen ist also — besonders seit Aufhebung der Leibeigenschaft — in fortwährender Zunahme begriffen. Betrug dieselbe z. B. in den ersten fünf Jahren nach dem Krimkriege im jährlichen Durchschnitt 14,508 Personen, so haben wir im Jahre 1885 deren bereits 65,433, ja, wenn wir wollen, sogar gegen 100,000, da die weitaus größere Mehrzahl der im gleichen Jahre eingewanderten 44,759 Oesterreicher gleichfalls aus Deutschen besteht. Rechnen wir überhaupt die eingewanderten Deutsch-Oesterreicher zu den Angehörigen des deutschen Reiches, so hat sich die Anzahl der in Rußland vorhandenen Deutschen innerhalb der genannten Zeit um weit über eine Million Personen bloß durch Einwanderung, ohne deren natürlichen Zuwachs, vermehrt.

Bei der Größe und natürlichen Beschaffenheit des russischen Reiches, sowie dessen schwacher Bevölkerung, hätte eine Einwanderung von ca. 1½ Millionen Deutscher im Verlaufe von 30 Jahren unter amerikanischen Verhältnissen noch herzlich wenig zu sagen gehabt, dieselbe würde dann vollkommen unbemerkt vorüber gegangen sein; was dieser Einwanderung aber, neben der außerordentlich starken Vermehrung der schon früher vorhandenen deutschen Kolonisten eine so hohe Bedeutung verleiht, das ist die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Eingewanderten über die Russen, die um so schärfer hervortreten mußte, als die Masse der innerhalb der genannten Zeit Uebergesiedelten thatsächlich aus intelligenten und unternehmenden Köpfen bestand, die sich gleichzeitig im Besitz ganz bedeutender Geldmittel befanden, wogegen die russische Volkswirtschaft in derselben Periode der vollständigen Auflösung entgegenging, wodurch es jenen sehr leicht wurde und wird, eine materielle und gesellschaftliche Stellung zu erreichen, die zu erlangen für die Masse des russischen Volkes vollkommen unmöglich ist. Wie und

wodurch dies aber möglich wurde, läßt sich nur bei einem Zurückgehen auf frühere Zeiten erkennen.

Auf welcher Stufe der Thätigkeit und Kultur sich das russische Volk in früheren Zeiten befunden hat, läßt sich noch heute sehr deutlich übersehen. Wir treten demselben in keiner Weise zu nahe, wenn wir sagen, daß es sich in der Hauptsache, d. h. wirtschaftlich, wenigstens in der Masse, noch genau auf derselben Stelle wie vor tausend Jahren befindet. Abgesehen von einigen modernen Kleidern und Lumpen und verschiedenen anderen aber nicht gerade sehr löblichen Dingen, die sie bei ihrem Aufenthalt in den Städten und Fabriken kennen lernten, wohnt, lebt und wirtschaftet der russische Bauer — und mit ihm die Masse der kleinen Besitzer — heute gerade noch so wie vor Jahrhunderten. Ein rechter Trieb um wirklich vorwärts und auf gleiche Stufe mit den so verhaßten Deutschen zu kommen, also eben so unabhängig und selbständig wie diese zu werden, ist fast nirgends vorhanden, woran sie übrigens durch ihre ganze Erziehung und Ansicht vom gesammten Leben gehindert werden. Da die letztere der Bequemlichkeit und dem gewohnten Schlendrian die denkbar größten Konzessionen macht, so ist dieselbe auch selbstverständlich die allein richtige und geheiligte, wodurch aber auch jede Aussicht geschwunden ist, daß ohne gewaltige Umwälzungen die Thätigkeit des Volkes und seine wirtschaftlichen Zustände jemals dahin kommen werden, wovon die Slawophilen so häufig reden und ununterbrochen träumen. — Einem Westeuropäer mit 300 Arbeitstagen im Jahr, der die Entwicklung der Dinge in Rußland seit langem vor Augen hat, ist es überhaupt vollkommen unerklärlich, auf welche Weise die Masse des russischen Volkes mit ihren 200 Feiertagen und ihren knapp 150 Arbeitstagen, wo von einer wirklichen Benutzung der Zeit und Mittel gleichfalls noch keine Rede ist, eigentlich auf den Stand der Westeuropäer gebracht werden sollen. Daß dies ohne eine radikale Aenderung der ganzen Denk- und Lebensweise des Volkes nicht möglich ist, dürfte selbst vielen fanatischen Russen bereits klar geworden sein, aber gerade die Erkenntnis: welches gewaltige Uebergewicht die gewohnte Denk- und Lebensweise den Deutschen verleiht, dürfte bei diesen der Grund sein, daß sie jene am liebsten noch heute von der Erde vertilgen oder wenigstens bis auf die letzte Spur in Rußland beseitigen möchten.

Die Schlaffheit und Unbeweglichkeit des russischen Volkslebens, besonders in seinem wirtschaftlichen Teil, ist auch der Grund gewesen, weshalb schon die Vorgänger von Peter dem Großen, trotz der allgemeinen Abneigung gegen alles Fremde, deutsche Handwerker und Lehrer beriefen, worauf dann Peter mit seinen gewaltigen Reformen folgte, aber auch bei diesem beschränkte sich die deutsche Kolonisation fast nur auf die Städte, bis schließlich Katharina II. den Anfang auf dem flachen Lande mit derselben machte, womit besonders unter Alexander I. weiter vorgegangen wurde.

Daß diese seit Katharina II. von der russischen Regierung gegründeten, gegenwärtig äußerst zahlreichen und häufig sehr großen und reichen Kolonien mit ihren Töchtergemeinden, durch die Kultivirung unendlicher, früher vollkommen leerer und ertragloser Strecken, besonders in den südrussischen Steppen, sowie durch die Einführung aller nur denkbaren Gewerbe und eines schwunghaften Handels, dem russischen „Staate" außerordentlichen Nutzen gebracht haben, kann nur durch offenes Leugnen und Fälschung der Wahrheit beseitigt werden; handelt es sich aber um die Frage, welchen Nutzen das russische „Volk" aus der deutschen Kolonisation gezogen hat, so müssen wir ohne weiteres zugestehen, daß die Voraussetzung der russischen Regierung, das Beispiel der Deutschen werde genügen, um die Russen zur Nachahmung und schließlich zur gleichen Thätigkeit und Lebensweise wie jene zu bringen, eine so irrige gewesen ist, als dies überhaupt nur möglich war. Mit Ausnahme einer verhältnismäßig sehr kleinen Anzahl russischer Grundbesitzer ist die mehr als ein Jahrhundert dauernde Arbeit der deutschen Kolonisten an den Ackerbau treibenden Russen vollkommen spurlos vorüber gegangen, und wenn jemals der Beweis geliefert wurde, daß sowohl einzelne wie ganze Völker

wohl sehr leicht zu einem bequemeren Leben übergehen, aber ohne äußeren Zwang nur sehr schwer oder besser gar nicht, selbst dann nicht, wenn der Untergang bereits vor der Thür stehen sollte, zu einem Leben voll gleichmäßiger Anstrengung und Thätigkeit zu bringen sind, so liegt derselbe hier vollständig vor. Tausende und aber Tausende haben sich schon über den Unterschied zwischen den deutschen Kolonien und den russischen Dörfern gewundert, und in der That ist derselbe größtenteils auch so auffallend, daß sich selbst mit russischen Verhältnissen Vertraute schon häufig gefragt haben, aus welchem Grunde die beiden Nationen so verschiedene Wege gehen. Wenn wir z. B. nur die Wohnungen und Gehöfte der beiden nehmen, so haben wir genau die gleiche Erscheinung vor uns wie beim Neste der Schwalbe und des Sperlings. Ebenso wie der letztere bis zum Ende seiner Existenz neben der ersteren wohnen kann, ohne jemals dahin zu kommen, sich ein gleiches Nest wie diese zu bauen, so möchte man auch glauben, daß die deutschen und russischen Bauern noch Jahrtausende nebeneinander wohnen können, ohne daß es den letzteren nur einfallen wird, blos hierin dem Beispiele ihrer unmittelbaren Nachbarn zu folgen. Der deutsche Kolonist baut sich noch heute ein geschlossenes Gehöft wie in seiner früheren Heimat, das ihm die ganze Wirtschaft ebenso erleichtert, wie es ihn bei geschlossenem Thore vor Diebstahl sichert. Mag dasselbe nun reiner Holzbau oder wie in den waldlosen Steppen fundamentaler Ziegelbau sein, wir finden den kleinen Garten vor dem Hause, mit Bäumen und im Sommer mit Blumen besetzt, ebenso in den nördlichen wie in den südlichsten Gouvernements, aber fast keine Spur von diesem ist bei dem russischen Bauer zu finden. Ein russisches Gehöft — gleichviel ob dasjenige der Bauern oder der Masse der Gutsbesitzer — macht genau denselben Eindruck, als ob die Besitzer ihre ganzen Gebäude in die Hand genommen und in die Luft geworfen hätten und diese dann dort stehen geblieben wären, wo sie gerade niederfielen. Ohne eine Spur von Symmetrie oder Zusammenhang oder nur die geringste Rücksicht auf den Wirtschaftsbetrieb, steht auf einem weiten Raum eins der zahllosen kleinen Budchen hinter und neben dem andern, so daß es oft sehr schwer wird, sich in dem vollständig offenen Durcheinander aller nur möglichen Gebäude und Gebäudchen zurecht zu finden, aber trotzdem, daß diese Bauart eine mindestens viermal so teure wie diejenige der deutschen ist, bleibt der Russe unverändert bei seinem gewohnten Stiefel stehen, und am allerwenigsten wird es ihm einfallen, dem Deutschen seinen Garten und seine Anpflanzungen nachzumachen. Gegen die letzteren scheint der Russe überhaupt einen unbesiegbaren Widerwillen zu besitzen, wogegen er das Niederschlagen vorhandener Wälder, besonders wenn sich Geld dadurch machen läßt, in einer Weise versteht, daß ihn hierin kein anderes Volk übertreffen kann, obgleich er bei seiner Sucht zum Niederhauen auch wieder die zahllosen Büsche und verkrüppelten Stämme auf seinen Feldern und Wiesen ganz ungeschoren läßt, und so lange um dieselben herum pflügt, bis sich ein tiefer Graben gebildet hat, worauf ihn das dort stehende Wasser sehr häufig zwingt, den ganzen Acker wieder liegen und verwachsen zu lassen.

Daß die deutsche Kolonisation unter den bestehenden Verhältnissen die Masse der Russen nicht zu einer Aenderung ihrer gewohnten Lebensweise bringen würde, hätte sich bei einigem Nachdenken übrigens selbst dann sehr leicht voraussehen lassen, wenn man alle tiefer liegenden Gründe, u. a. die verschiedene Jahrhunderte dauernde Erziehung der beiden Völker u. s. w. vollständig unbeachtet gelassen hätte. Bestand z. B. die Absicht, durch das Beispiel der deutschen Kolonisten die russischen Arbeiter und Bauern auf die gleiche Stufe der Thätigkeit und jährlichen Arbeitsleistung wie diejenige der ersteren zu bringen, so mußte für die letzteren hierzu überhaupt wohl die nötige Möglichkeit vorhanden sein. Allerdings hat das russische Jahr ebenso wie das deutsche 365 Tage, wir haben aber schon früher darauf verwiesen, daß die ungeheure Masse der russischen Bauern und Arbeiter zu den ca. 120 offiziellen Feiertagen der russischen Kirche, deren noch so viele hinzugefügt hat, daß deren mindestens 200 geworden sind und ihnen demnach nur ca. 150 Arbeitstage im Jahre übrig bleiben. Es ist über-

flüssig auseinanderzusetzen, was die Folgen von diesem sind; da aber dieser jedem wirtschaftlichen Fortschritt im Wege liegende Stein zugleich nicht angerührt werden soll und darf, so bleibt auch das Uebergewicht der vorhandenen Deutschen schon aus diesem Grunde vollkommen bestehen, und da man sich desselben doch auf irgend eine Weise zu erwehren sucht, so werden wir auch noch ganz merkwürdige Maßregeln gegen diese zu erleben haben.

Welche Stellung die Deutschen, besonders der Adel aus den Ostseeprovinzen, im russischen Staatsdienste bis vor einigen Jahren inne gehabt haben, brauchen wir nicht besonders zu erwähnen, da dies genügend bekannt ist; nur auf einiges weniger Bekannte, worin sich die wirtschaftliche Ueberlegenheit der Westeuropäer und Deutschen von Anfang an sehr deutlich zeigte, was deshalb aber auch den Russen häufig genug Veranlassung gegeben hat, ihrem Aerger hierüber Luft zu machen, möchten wir noch ausdrücklich verweisen.

Noch heute wird bei allen passenden Gelegenheiten in nationalrussischen Kreisen darüber räsonniert, daß sich die größten Grundstücke und Häuser im Centrum von Petersburg, z. B. längs dem weltbekannten Newsky-Prospekt, der ersten Straße der Residenz und ganz Rußlands, fast samt und sonders in den Händen von Ausländern, und hier wieder vorzugsweise in den Händen der Deutschen befinden. „Wie war es möglich" — wird gewöhnlich gefragt — „daß sich diese Fremden der allerwertvollsten Plätze in der ganzen Stadt und noch dazu in solchem Umfang, zu ihren Kirchen und Häusern bemächtigen durften?" Den Leuten, die so fragen, geht es aber mit diesem ganz genau so wie denjenigen, die schon seit zwanzig Jahren sowohl in der russischen Presse wie unter der Volksmasse fortwährend fragen: „Von woher nehmen diese Deutschen eigentlich das Geld zum Ankauf so riesiger Landstrecken? — Fast alle Güter, die nur zum Verkauf kommen, nehmen sie den armen Russen vor der Nase weg. — Die Sache geht entschieden nicht mit rechten Dingen zu; hier steckt unbedingt eine mächtige Person dahinter, die ihnen das nötige Geld vorstreckt, um uns Arglose von unserem eigenen Besitz zu vertreiben." — Doch davon später — mit dem Grundbesitz auf den wertvollsten Stellen, speziell dem Newsky-Prospekt in Petersburg, hat es folgende Bewandnis.

Als Petersburg gegründet wurde, mußte natürlich ebenso wie in Moskau, — wo sie nach ihrer Einwanderung in den ersten Jahrhunderten gleichfalls nur in einem besonderen Viertel (der „njemezkaja Sloboda") wohnen durften, wo sich auch Peter der Große nach Ansicht der altrussischen Partei alle seine gottlosen Ansichten und Pläne angeeignet haben soll — dafür gesorgt werden, daß wenigstens der Hauptteil der neuen Residenz nicht von den westeuropäischen Heiden verunreinigt wurde, derselbe sollte ausschließlich für die Russen reserviert werden. Infolge dessen wurden also den Fremden außerhalb der Stadtgrenze, die damals von der Newa und dem Moika-Arm derselben, von dessen Ausfluß aus der Newa bis zu seiner Mündung an der See gebildet wurde, Plätze zum Anbauen und zwar längs dem heutigen Newsky-Prospekt angewiesen. Die Sache kam aber anders als beabsichtigt war. Die vor die Stadt verwiesenen Ausländer eröffneten auf ihren Bauplätzen außer ihren Kirchen und Schulen zugleich noch Häuser und Magazine mit Waaren, wie sie von den damaligen Russen fast kein einziger noch gesehen hatte, und das Ende von der Geschichte war, daß sich hier der gesamte Handel mit allen Produkten der westeuropäischen Kultur konzentrierte und der Newsky-Prospekt mit den ausländischen Kirchen und Häusern der Kern wurde, um den sich sämtliche bedeutende Straßen der Stadt kristallisierten, aber keine einzige derselben ist bis heute im Stande gewesen, mit jenem zu konkurrieren. — Wer den Newsky-Prospekt eigentlich zu dem gemacht hat, was er gegenwärtig ist, davon weiß die Masse der lebenden Russen nichts, und sie wollen es auch nicht wissen, und ebenso verhält es sich mit der übrigen deutschen Kolonisation.

Vor einigen Jahren besuchte z. B. der Verfasser zusammen mit einer Gesellschaft

gebildeter Russen eine der deutschen Kolonieen in der Umgegend von Petersburg. Beim Durchgehen der dazu gehörigen Flur sagte plötzlich ein Philologe zu den anderen: „Seht nur, welche Flächen von Getreide u. s. w. und wie steht dies alles hier. — Wie viele Russen, die jetzt Hunger leiden, könnten hier ganz prächtig leben, wenn dieses Land nicht in den Händen der Deutschen wäre!" —

Der Zufall wollte, daß wir kaum noch 50 Schritte von der Flurgrenze eines mächtigen russischen Dorfes entfernt waren, als dies gesagt wurde; ich fragte deshalb auf die meilenweite Fläche der Russen zeigend, wo der weitaus größere Teil unter Strauch, Sumpf oder in zahllosen Parzellen vollständig liegen gelassen war und das vorhandene Getreide kaum die Aussaat wieder geben würde: „Weshalb sind diese Felder nicht in dem gleichen Zustande? Hindert deren Besitzer etwa Jemand, das Gleiche von denselben wie die Kolonisten zu ernten, oder weshalb werden die rund um die Kolonistenfelder liegenden endlosen Flächen vollständig unbenutzt liegen gelassen?" — Eine Antwort hierauf wurde zwar nicht gegeben, ich hatte es mit der Gesellschaft aber ganz gründlich verdorben.

Von einer genauen Beschreibung aller größeren deutschen Kolonieen Rußlands, die der Verfasser mit wenig Ausnahmen aus eigener Anschauung kennt, kann hier natürlich keine Rede sein, das Folgende wird sich daher nur mit den bekanntesten und bedeutendsten derselben beschäftigen, wobei wir mit denjenigen in der Umgegend von Petersburg beginnen wollen.

Rund um die Stadt herum, in größerer oder geringerer Entfernung liegend, aber keine weiter als 21 Werst oder 3 deutsche Meilen entfernt, nehmen wir zuerst die am rechten Ufer der Newa liegende größte dieser Kolonieen Neusaratoff, oder nach den ursprünglichen 60 Wirten auch „die Sechziger Kolonie" genannt, mit gegenwärtig ca. 130 Höfen, worauf Schretna Rogattka, Friedenthal, Ober- und Niederischora, die beiden Pargola, Strelna, Peterhof und Oranienbaum folgt, von denen dann noch die Töchterkolonieen Alexandrowsk, Ossina, Janina, Grafschdanka u. s. w. stammen, wozu dann noch eine Unzahl von Einzelbesitzungen kommen. Alle Stammkolonieen auf dieser Stelle bestehen aus ganzen oder halben Höfen, oder solchen mit 35 oder 17½ Dessjalinen (à 4,28 Morgen preußisch) gleich ca. 150 oder 75 Morgen nutzbarem Acker. Wald und Weide sind gemeinschaftlich. Weiter als bis zu einem halben Hof, der stets auf den ältesten Sohn überging, durfte in den Stammkolonieen bis jetzt nicht geteilt werden, doch haben die Töchtergemeinden und Einzelbesitzer, zum größten Schaden der Kolonisten selbst, die gleichmäßige Verteilung unter die Söhne angenommen.

Der Nähe der Stadt entsprechend, die ihnen auch den weitaus größeren Teil von dem nötigen Dünger liefert, beschäftigen sich alle diese Kolonisten fast nur mit dem Anbau von angesäeten Gräsern zu Heu, Futter für die eigenen Viehstände, und zum Verkauf Hafer (Roggen nur zum eigenen Bedarf) und Kartoffeln, die in Hunderttausenden von Centnern nach Petersburg verkauft werden. — Die materielle Lage fast aller ist eine sehr gute, da dieselben zuerst ohne Ausnahme ihre Wohnungen im Sommer zu sehr hohen Preisen (100—500 Rubel) als Landwohnung an die Städter vermieten, und alle Produkte sehr hoch abgesetzt werden können, aber gerade der leichte Verdienst und die demoralisierende Nähe der großen Stadt macht sich auch hier bei vielen bemerklich, obgleich sich alle Kolonieen die Branntweinschänken — diesen Ruin aller Russen — bis jetzt noch fern zu halten wußten. Bei größerer Sparsamkeit hätten dieselben einen weit größeren Grundbesitz ankaufen können, als dies wirklich der Fall ist, doch mag hier auch der Mangel an zuverlässigen Arbeitern mit bestimmend gewesen sein, wozu dann noch die Bodenbeschaffenheit in der ganzen Umgegend von Petersburg tritt. — Trotz dieser einzelnen zutage tretenden Schwächen verdienen aber doch gerade diese Kolonisten die höchste Anerkennung, da sie ihre Felder ohne Ausnahme nur dem sumpfigen Walde in der Umgegend von Petersburg abgerungen haben, daß sie überhaupt

alles was sie haben und sind, nur ihrer mehr als hundert Jahre dauernden Arbeit verdanken.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu den wirklich musterhaft kanalisierten, regulierten und bearbeiteten Feldern dieser Kolonieen bildet u. a. die drei Meilen lange Strecke von Petersburg bis Zarsk-Shelo, der bekannten Sommerresidenz der russischen Kaiser. Nikolaus I., der sich häufig genug über diese fast durchgehends wüst liegende und vernachlässigte Fläche mit ihren Sümpfen und Büschen, zwischen denen noch einzelne verkrüppelte, des Abhauens nicht werte Bäume standen, geärgert hatte, befahl plötzlich, daß zu beiden Seiten der Eisenbahn Landhäuser gebaut und kultiviert werden sollten. Was der Selbstherrscher befohlen hatte, mußte natürlich geschehen, aber nach seinem Tode begannen auch die entstandenen Villen wieder zu verfallen, und heute befindet sich die genannte Fläche mit Ausnahme derjenigen Stellen, deren sich inzwischen die Kolonisten bemächtigt haben, wieder in demselben Zustande wie früher; blos noch etwa zehn jämmerliche Ruinen, die auf die Abfuhr des vorhandenen Materials warten, sind von der wie zu Potemkins Zeiten plötzlich hervor gezauberten Dekoration der Zarsk-Sheloer Eisenbahn noch übrig geblieben. — Wozu übrigens auch sich mit der Bearbeitung des undankbaren Bodens herumquälen, wenn man in der daneben liegenden Stadt ein Leben ohne besondere Anstrengung führen kann! Die Väter haben schon immer so gelebt und demnach werden auch die Kinder bis in alle Ewigkeit so leben, ein Grund zum Aendern des Lebens ist also nicht vorhanden, wenigstens angeblich nicht. — Mögen die Deutschen und die lutherischen Finnen, die den ersteren mehr oder weniger gefolgt sind und folgen, sich doch mit dem Pflügen und Düngerfahren quälen; es ist ihnen schon oft genug gesagt worden: „daß die Russen im Reiche doch zahlreicher sind wie sie, und sich, wenn dies einmal nötig werden sollte, noch auf ihre Faust verlassen können, wobei den Deutschen dann all ihr Wissen und all ihre größere Klugheit nichts helfen soll." Und darauf mag man sich gefaßt machen, daß dies keine bloßen Redensarten bleiben werden, wenn es einmal zum Rassenkampfe zwischen den Deutschen und Russen kommen sollte.

Ganz besondere Beachtung verdienen unter den zahlreichen deutschen Kolonisten im Norden Rußlands drei Brüder Haefner bei Nowgorod, die vor ca. 40 Jahren mit ihrem Vater aus Baden erst eingewandert sind und sich gegenüber der deutschen Nikolai-Kolonie am linken Ufer des Wolchow angesiedelt haben, da von diesen der schlagendste Beleg dafür geliefert wurde, was sich in Rußland selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, ausschließlich mit Fleiß und Intelligenz blos mit der Landwirtschaft noch erreichen läßt.

Fast ohne alle Mittel begannen dieselben ihre Arbeiten auf einer von der Krone gepachteten Fläche, die weder Wald noch Feld oder Wiese war; auf einer jener Strecken von niedrigem Buschland, von dem wir in Rußland noch Tausende von Quadratmeilen im gleichen Zustande finden, wo aber unermeßliche Kapitalien nur auf ihre Hebung warten. Es sind dies die mehr ebenen Niederungen der Flußthäler mit fruchtbarem Boden, deren Urbarmachung zwar äußerst lohnend ist, aber erst außerordentliche Anstrengung bei der Beseitigung der vorhandenen Klötze und Wurzeln, dem Ziehen der nötigen Gräben u. s. w. verlangt, und die der russische Bauer bei seiner Bequemlichkeit und gedankenlosen Wirtschaft daher auch wie glühendes Eisen unberührt liegen läßt. Blos als Viehweide und zum Beschaffen des nötigen Brennholzes, wenn er keine besseren Holzbestände in der Nähe finden kann, benutzt er dieselben, da seiner Meinung nach jeder ein Narr und verlorener Mensch ist, der andere Stellen Land als die trockenen Abhänge der vorhandenen Hügel bearbeitet, um Getreidefelder herzustellen. Bei seiner Wirtschaft und seinem Bildungsstande hat der russische Bauer hierin gleichfalls recht, aber die Gebrüder Haefner wußten was sie thaten, als sie die Bearbeitung gerade dieser Strecken vornahmen, und unbekümmert um den Hohn und Haß der umwohnenden russischen Bauern, die sich in ihrer Weide durch die drei Brüder beeinträchtigt sahen, gingen sie ruhig weiter, um schließlich Resultate zu erzielen, welche die ganze Gegend,

ja sogar die übrigen deutschen Kolonisten in Erstaunen setzten. Von welcher Art die schließlich geernteten Früchte waren, zeigt nichts besser, als daß einer der Brüder bereits vor Jahren außer 50—60 schweren Arbeitspferden und den hierzu gehörigen Rindviehständen ca. 2000 Morgen eigenen Acker unter dem Pfluge hatte, daß dieselben hier überhaupt regelmäßig Ernten erzielten, die in Nordrußland vollkommen unerhört waren. So verkaufte u. a. Christoph Haefner anfangs September 1886, um nur Raum für die neue Ernte zu schaffen, für 16000 Rubel selbst gebauten Hafer, wobei er mit dem betreffenden Händler noch einen Kontrakt über die Lieferung eigener Kartoffeln im Betrage von 30000 Rubel abschloß. Unter solchen Verhältnissen wird es auch nicht überraschen, daß sich diese Brüder bereits vor ca. 10 Jahren ihre eigene Kirche und Schule bauten, ihren eigenen Geistlichen, einen eigenen Lehrer nebst einer Lehrerin für die weiblichen Schüler hielten, und Hunderte von Arbeitern Jahr aus und Jahr ein beschäftigten.

So sehr sich nun auch jeder über solche Kolonisation freuen sollte, so haben derartige Erfolge doch noch niemals eine andere Wirkung gehabt, als daß die Masse diese Personen mit dem tödlichsten Haß verfolgt, und hier hätte nur haarbreit gefehlt, so hätte man die drei Brüder nach Ablauf der ersten zwölf Pachtjahre, wo sie die Früchte ihrer unendlichen Arbeit und Mühe endlich zu ernten begannen, von Haus und Hof und der urbar gemachten Fläche vertrieben, um sich nun selbst in den Besitz des fertigen Nestes zu setzen. Blos der Intervention einer sehr hochstehenden und von Geburt deutschen Person, der die Sache von einem vernünftig denkenden deutschen Beamten — der auch nur zufällig in die Gegend gekommen war und davon gehört hatte — vorgestellt wurde, war es zu danken, daß den Brüdern das Land unter günstigen Bedingungen verkauft wurde. — Von demselben Schlage, wie der beste Teil unserer deutschen Bauern überhaupt, einfach, arbeitsam, sparsam, nüchtern, solid, religiös und ehrlich im höchsten Grad, sind dieselben neben einer ganzen Reihe anderer Kolonisten ein Muster in jeder Beziehung für die russischen Bauern dieser Gegend; aber obgleich es diese tagtäglich vor Augen haben, daß die Deutschen nur Ländereien bearbeiten, die jeder Russe wegen der Anstrengung wie das Feuer fürchtet, wo dieselben lieber verhungern würden, wenn ihnen diese Grundstücke mit der Bedingung übergeben würden, dieselben zu kultivieren, daß Hunderte von Russen ihr sicheres Brot bei diesen Kolonisten fortwährend finden, so trösten sich dieselben doch immer damit: daß die Zeit schon noch kommen werde, wo man diesen Deutschen, die nur russisches Brot essen und sich die Taschen blos mit russischem Eigentum füllen sollen, — das Handwerk für immer legen würde. — Nicht um ein Atom würde die Lage der Russen leichter werden, wenn man die Deutschen auch samt und sonders aus dem Lande vertreiben sollte; es giebt aber bekanntlich Dinge, gegen die jeder Kampf vergeblich ist.

Ist es den Russen nicht möglich, den deutschen Kolonisten im Norden des Reiches den Vorwurf zu machen: daß sie von ihnen nichts hätten lernen können, da ihre Wirtschafts- und Lebensweise auch keine bessere als die ihrige sei, — so ist dieser Vorwurf in gewisser Beziehung in reichem Maße begründet, sobald wir nach dem Süden, und zwar zu den zahlreichsten und größten der älteren deutschen Kolonien ganz Rußlands, zu denjenigen an der unteren Wolga gehen.

Ueber diese Kolonien ist in früheren Jahren sowohl von Deutschen wie von Russen schon viel geschrieben worden, das Merkwürdigste dabei ist aber immer gewesen, daß es keiner von diesen für nötig gehalten hat, die Zustände gerade in diesen Kolonieen auf das genaueste zu untersuchen, da durch dieselben eine der wichtigsten Fragen aller Zeiten, besonders der Gegenwart, ihre Beantwortung für immer gefunden hat. Bestochen durch die glänzende Außenseite der Stammkolonieen an der Wolga, hielt man es für unnötig, beim Besuche derselben auch einmal nach dem Revers der Medaille zu fragen. Die Deutschen, die dorthin kamen, glaubten, daß alles in diesen Kolonieen so sein müsse, als was sie beim oberflächlichen Betrachten gesehen und bei ihrer Bewirtung vielleicht

auch genossen hatten, während den Russen das Gesehene genügte, um die Welt in zahllosen Artikeln darauf aufmerksam zu machen, welche wunderbaren Resultate sich mit einer Besitzform wie dem russischen Gemeindebesitz, den die Masse dieser Kolonisten zu ihrem Unglück angenommen hat, — erreichen lassen. — Ohne nur jemals darnach zu fragen, ob auch nur eine Spur von Wahrheit in ihren Behauptungen liege, da ihnen schon die oberflächliche Untersuchung gezeigt haben würde, daß die Entwickelung dieser Kolonieen eine vielleicht beispiellose geworden wäre, wenn sie sich jene kommunistische Besitzform ferngehalten hätten, wurden dieselben viele Jahrzehnte hindurch als unwiderlegbarer Beweis dafür hingestellt, daß Rußland in seinem Gemeindebesitz das Mittel gefunden habe, um alle westeuropäischen Länder gewissermaßen im Handumdrehen zu übertrumpfen. Nicht früher wurde es unterlassen, diesen alten Paradegaul der Slawophilen der gespannt wartenden Welt vorzureiten, als bis ihnen unwiderlegbar bewiesen wurde, daß das Gegenteil ihrer Behauptungen allein richtig war, daß diese Kolonieen nicht infolge des alleinseligmachenden Gemeindebesitzes, sondern trotz dieser Fessel und dieses Steines an den Füßen so weit gekommen sind, wie sie sich befinden, und eben dieser Frage wegen wird man entschuldigen, wenn wir etwas ausführlicher werden.

Die besprochenen Kolonieen liegen zu beiden Seiten der Wolga, in den Gouvernements Sharatoff und Shamara, deren Grenze der Fluß bildet. Der weitaus größere Teil von ihnen liegt im letzteren Gouvernement oder auf dem Ostufer, der sogenannten Wiesenseite, die vollständig eben und flach — teilweise bis 1000 Fuß — tiefer wie das rechte Ufer liegt; und hier beginnen sie im Norden, gegenüber der auf dem rechten Wolgaufer liegenden Stadt Wolsk, oder südlich von der Mündung des großen Irgis, mit der großen Kolonie Schaffhaußen, worauf sie längs der Flußkante fast ohne Unterbrechung ca. 30 deutsche Meilen lang und ziemlich dicht zusammenliegend bis zur Mündung des Flusses Jeruslan, gegenüber der gleichfalls am rechten Wolgaufer liegenden Kreisstadt Kamyschin laufen. Diejenigen auf dem hohen und hügeligen rechten Ufer der Wolga, der sogenannten Bergseite, liegen dagegen nur südlich von Sharatoff, zwischen diesem und dem eben genannten Kamyschin, wogegen die Kreisstadt Wolsk, der gegenüber sich die erste Kolonie auf dem Ostufer der Wolga befindet, noch 15 deutsche Meilen oder ca. 100 Werst nördlich von Sharatoff entfernt liegt. Die letztere Gouvernementsstadt ist überhaupt so ziemlich die Mitte der Wolgakolonieen, wenn diese auf der Ostseite des Flusses auch viel weiter in das Land hinein reichen wie diejenigen auf dem rechten Ufer oder der Bergseite.

Die ungeheuren Gebiete auf der Ostseite der unteren Wolga oder der Wiesenseite, die nichts weiter als ein plötzlich trocken gelegter Meeresboden sind, waren bis zur Besiedelung durch die Deutschen unbestrittener Besitz der nomadisierenden und räuberischen Kirgisen, die bis dahin jede versuchte Ansiedlung zerstörten, — einigemal auch Deutsche, die sich in der Steppe zu weit vorgewagt hatten — bis sie schließlich doch das Feld für immer räumen mußten. Der Gedanke lag nahe genug: diese endlosen Flächen des wunderbarsten Bodens längs der größten Wasserstraße Europas mit festen Ansiedlungen zu besetzen, die nur einiger Anstrengung bedurften, um zu hoher Blüte zu gelangen, und diesen Gedanken suchte Katharina II. unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung dadurch zu verwirklichen, daß sie durch ihr Manifest vom 22. Juli 1762 deutsche Kolonisten nach Rußland berief.

Der erste Versuch, die deutsche Kultur in die damals noch zu Asien gehörenden Wolgasteppen zu verpflanzen, fiel jedoch keineswegs ermutigend aus, da der weitaus größere Teil der hier eingewanderten 23,000 Deutschen aus nichts weniger als den besten Elementen des deutschen Volkes bestand. — Trotz aller Unterstützung und Hilfe der russischen Regierung, die mehr als fünf Millionen Rubel — damals eine ungeheure Summe — für die betreffenden Kolonieen verausgabt hat, und trotz des ihnen im Uebermaß zugeteilten wunderbaren Bodens wollte die Mehrzahl wieder zurück, als sie sahen,

daß sie wirklich arbeiten sollten. Keine Vorstellungen vermochten sie zum Bleiben zu bringen, so daß die russische Regierung schließlich Gewaltmaßregeln ergriff und sie mit Kosaken in die verlassenen Kolonieen zurücktreiben ließ. Noch heute heißt in der Nähe der größten aller Wolgakolonieen, Katharinenstadt, eine Wolgainsel, auf der viele der Eingewanderten bei ihrem begonnenen Rückzug erschlagen wurden, die Mordinsel; unter den gegenwärtig Lebenden dieser Kolonisten giebt es aber nur wenige noch, die die damalige Handlungsweise ihrer Voreltern begreifen können. Grund zu wirklicher Beschwerde und Klage hätte, genau genommen, kein einziger der Eingewanderten oder ihrer Nachkommen gehabt, wenn die Masse von ihnen nicht durch die erstaunliche Fruchtbarkeit des überwiesenen Landes und die Annahme des russischen Gemeindebesitzes sehr bald erschlafft und demoralisiert worden wäre.

Daß es den Eingewanderten in keiner Weise schlecht gegangen ist, beweist wohl nichts deutlicher, als daß sich die eingewanderten 23,000 ohne weiteren Zuzug von außen bis zur Gegenwart auf mehr als 300,000 vermehrt haben, eine Vermehrung, der im westlichen Europa nichts Gleiches entgegengestellt werden kann, die sich nur durch das hier fortwährend vorhandene Uebermaß von Existenzmitteln erklären läßt. — Land oder Grund und Boden, diese erste Bedingung der Existenz für jede Ackerbau treibende Bevölkerung, war hier im Uebermaß und von einer Güte vorhanden, daß selbst die liederlichste Bearbeitung die kolossalsten Ernten erzielte, und da sich dies gleichzeitig keiner zu kaufen brauchte, weil er eben so wie die russischen Bauern seinen nötigen Anteil zugemessen bekam, sobald er sich verheiratete, so war auch kein Hindernis vorhanden, das letztere zu thun, sobald die jungen Kolonisten überhaupt nur mannbar waren. — Diese frühen Heiraten, die übrigens auch den Russen eigentümlich sind, bei denen aber die zahlreichen Geburten wieder durch die mehr als doppelt so große Sterblichkeit wie bei den Deutschen, zu ungunsten der orthodoxen Bevölkerung ausgeglichen werden, sind bei den deutschen Kolonisten Rußlands überhaupt so gebräuchlich geworden, daß 20 Jahre alte Burschen und 18jährige Mädchen schon als alte gelten, wenn sie noch nicht verheiratet sind. Neben den vorhandenen Existenzmitteln bestimmte hier übrigens auch noch der Mangel an Arbeitern zu den frühen Heiraten, da jeder Wirt zuerst in seinen Kindern und Enkeln so bald als möglich Gehilfen zu erhalten und seinen Besitz gleichzeitig zu vergrößern wünschte, was sich hier in der leichtesten Weise machte, weil, wie schon gesagt, jeder junge Kolonist bei seiner Verheiratung einen Anteil vom Gemeindelande zugemessen erhielt. Anderwärts, besonders in den westeuropäischen Ländern, sind viele Kinder von jeher für die Eltern eine schwere Last gewesen, während sie unter den russischen Verhältnissen, oder vielmehr bei dem bestehenden Gemeindebesitz, das Mittel Jahrhunderte hindurch gewesen sind, das Besitztum und den Wohlstand der Eltern — wenn sie richtigen Gebrauch davon zu machen verstanden — ohne deren Mühe und Anstrengung zu vermehren. — Und hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Vermehrung und Verbreitung schon dieser Kolonisten, die den Russen schon so häufig Veranlassung zu unangenehmen Betrachtungen gegeben hat.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß ohne die Annahme des demoralisierenden Gemeindebesitzes, der bei den Deutschen jedes Vorwärtsstreben ebenso vernichtete und vernichten mußte, wie er dasselbe bei den russischen Bauern vernichtet hat, weil sich Keiner wegen der eigenen und Zukunft seiner Kinder besondere Sorge zu machen brauchte — die Entwickelung der betreffenden Kolonieen eine total andere und unbedingt großartige geworden wäre; daß dieselben in ihrer Gesamtheit mindestens auf die gleiche Stufe der Bildung und Wohlhabenheit gekommen sein würden, auf der sich die Kolonisten in der Krim und am Dniepr oder der Molotschna oder auch alle diejenigen in den Wolgakolonieen befinden, die sich unabhängig von der Gemeinde machten und entweder als Landwirte oder Gewerbetreibende vollkommen selbständige Geschäfte betrieben. Bloß die letzteren haben es dort zu etwas gebracht, denn alle hervorragenden Gebäude und industriellen Etablissements, überhaupt alle selbständigen Geschäfte

in den Wolgakolonieen gehören „ohne Ausnahme“ nur der eben erwähnten Klasse, wogegen die ganze im Schlendrian des Gemeindebesitzes lebende Masse materiell, und trotz aller Anstrengungen der Kirche und Schule auch intellektuell und sittlich mehr oder weniger so weit herunter gekommen ist, daß sich wenige in Deutschland eine Vorstellung davon machen können.

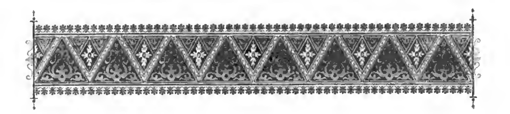
Von einer geregelten Feldwirtschaft, von der so viele fabelten, die diese Kolonieen besuchten, die es aber für überflüssig hielten, außer den kleinen Tabaksplantagen um die Häuser und Kolonieen herum, auch einmal deren eigentliche Felder oder Wirtschaften genauer zu besehen, ist bei den Wolgakolonisten überhaupt niemals die Rede gewesen, und konnte unter den bestehenden Verhältnissen auch keine Rede sein. Erstens war eine solche bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Masse des zuerst zugeteilten Landes vollkommen überflüssig, da dasselbe viele Jahrzehnte hindurch bei der erbärmlichsten Bearbeitung das 20—50fache Korn der Aussaat gab, und nötigenfalls 20 Jahre wieder als Weide ruhen konnte, wenn es eine oder einige Ernten getragen hatte, weiter war dieselbe bei der Lage der Kolonieen und deren Feldern unmöglich, da die ersteren an der Wolga standen und sich die zweiten in einem verhältnismäßig schmalen Streif oft 5—7 deutsche Meilen weit in die Steppe zogen oder auch durch einen Zwischenraum von vielleicht ebenso vielen Meilen von den Wohnplätzen vollständig getrennt und entfernt lagen, und drittens wußte schon keines der Kinder der zuerst Eingewanderten etwas mehr von einer Landwirtschaft in Deutschland, die noch dazu vor 125 Jahren gleichfalls noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand. Diese Kolonisten haben überhaupt niemals etwas anderes betrieben und gekannt, als die rücksichtsloseste Raubwirtschaft, wie sie im ganzen Süden oder gewissermaßen in ganz Rußland allgemein gebräuchlich ist, bei der so lange gesäet und geerntet wird, als der Boden überhaupt noch etwas giebt, worauf dann weiter gezogen wird oder gezogen werden soll, und wenn dies nicht mehr geht, so ist auch der Skandal fertig, da sich alle an diese Raubwirtschaft Gewöhnten dem Einführen einer anderen Wirtschaftsweise wirklich fanatisch widersetzen, wovon besonders in den Wolgakolonieen alle ein Lied singen können, die die Masse zur Annahme von Privatbesitz oder zur Aufgabe des ruinierenden Gemeindebesitzes zu bringen suchten. Und solcher waren dort schon seit 50 Jahren nicht wenige, da alle selbständig wirtschaftenden Wirte oder alle Wohlhabenden fortwährend für die im Gemeindebesitz herunter gekommene Masse eintreten mußten, sobald diese in der Tinte saßen, und dies war fast alle 2—3 Jahre einmal der Fall. Dem Haufen gefiel aber das sorgenlose Leben mit dem immer neu zugeteilten frischen Lande, wo geheiratet und ein Haufen Kinder in die Welt gesetzt werden konnte, ohne daß es nötig war nach deren Zukunft zu fragen, wo so lange gebummelt und getrunken werden konnte, als sich überhaupt nur noch ein Korn Weizen im Speicher befand, worauf dann auf „Gemeinderechnung“ Geld zum Brot geborgt werden mußte, dermaßen, daß sie sich nach nutzlosem Widerstande gegen die Versuche der übrigen, den alten Schlendrian zu beseitigen, zu Zehntausenden entschlossen, in Amerika oder anderwärts in Rußland, das geträumte Paradies zu suchen, was sie aber weder an der Wolga noch irgendwo anders gefunden haben.

Die Fehler der russischen Bauern: deren Unordnung und Trunksucht, ihre Faulheit und Sorglosigkeit, konnte man früher noch auf Rechnung von ihrer Unfreiheit u. s. w. stellen; welche Antwort vermochte aber ein Verteidiger des kommunistischen Gemeindebesitzes auf die Frage zu geben, worauf bei den im Gemeindebesitz lebenden Wolgakolonisten die ganz genau wie bei den Russen vorhandenen Laster und Schwächen eigentlich gestellt werden sollten? — Keiner von diesen ist imstande gewesen, eine Antwort zu geben, wie er sie am liebsten gegeben hätte, denn hier war seit einem Jahrhundert alles vorhanden, was dem russischen Bauer allein helfen sollte, Freiheit und Schule, Grundbesitz im Uebermaß und eine Religion, welche ihnen 300 Arbeitstage im Jahre erlaubte, und trotzdem dieses jämmerliche Resultat. Hätte es überhaupt noch

eines Beweises bedurft, daß die Träumereien der Slawophilen und Sozialisten: das Heil der ganzen Welt ruhe nur in einer Besitzform wie derjenigen bei den russischen Bauern, bei denen übrigens der so gepriesene Gemeindebesitz jetzt gleichfalls in den letzten Zügen liegt, — daß diese bei ihrer Verwirklichung ein Unglück wären, wie es die westeuropäische Welt noch niemals betroffen hätte, so ist dieser Beweis durch den Entwickelungsgang der Kolonisten an der Wolga so vollständig erbracht, wie er nicht vollkommener gedacht werden kann. Man kann nur sagen: daß der kommunistische Gemeindebesitz die Masse — gleichviel von welcher Nationalität — schließlich so weit herunterbringt, daß ihr ohne äußeren Zwang durch kein Mittel mehr zu helfen ist, und gerade deshalb, daß in den deutschen Wolgakolonieen der riesige Kontrast zwischen den durch selbständige und unabhängige Wirtschaft Emporgekommenen, und der durch den Gemeindebesitz verbummelten Masse, die sich jedem wirklichen Fortschritt auf das Entschiedenste in den Weg stellte — wie nirgends zutage tritt, gerade deshalb verdienen diese Kolonieen weit mehr Beachtung als irgend andere im russischen Reiche. — Gelernt haben übrigens die Slawophilen aus den hier zutage tretenden Thatsachen nicht das Geringste. Als es nicht mehr ging, diese Kolonieen als Steckenpferd vorzureiten, wurde von der russischen Presse in zahlreichen Artikeln gefragt, was dieselben Rußland dann eigentlich genutzt hätten u. s. w. — Daß die im russischen Gemeindebesitz Lebenden in diesen Kolonieen außer dem Benutzen der überwiesenen Ländereien wirtschaftlich nichts weiter geleistet haben, ist allerdings richtig, aber wessen Schuld ist dies gewesen? Die deutschen Bauern kannten vor 125 Jahren keinen kommunistischen Grundbesitz mehr, und wenn die hierher Uebergesiedelten infolge russischer Anregung und russischen Beispiels zum größeren Teil zurückgingen, so mußte man denjenigen der dortigen Kolonisten, welche das Ganze zusammenhielten und schließlich doch so weit brachten, wo es sich heute befindet, um so dankbarer sein, aber hiervon durfte natürlich niemals die Rede sein.

Was die Kolonien an der Wolga bei einer Gemeindeverfassung und Besitzform wie diejenige der übrigen Kolonisten im russischen Reiche hätten werden können, läßt sich am besten daran erkennen, daß sie trotz dem Gemeindebesitz doch so weit gekommen sind, daß nicht allein ihr Weizen einer der bedeutendsten Exportartikel der baltischen Häfen, besonders von Petersburg, geworden ist, sondern auch in allen nordrussischen Städten — wenigstens so weit dieselben mit dem Gebiete der Wolga in Verbindung stehen — fast ausschließlich Mehl von Kolonistenweizen konsumiert wird. Schwerlich dürfte in Petersburg und Moskau oder den dazwischen liegenden Städten und denjenigen bis zum Kaspischen Meere eine einzige Mehlhandlung zu finden sein, wo die Mehrzahl der vorhandenen Säcke nicht deutsche Namen trägt, und dies schon beweist die Rührigkeit jener selbständigen Kolonisten, ganz abgesehen von ihrem riesigen Grundbesitz, der nach Hunderten von deutschen Quadratmeilen zählt. Besitzen doch einzelne von diesen selbständigen Kolonistenfamilien an der Wolga 12—15 Quadratmeilen eigenen Grundbesitz, der bei den heutigen Preisen des Grund und Bodens ein mächtiges Vermögen repräsentiert. Aber trotz aller Schwächen hat selbst die durch den bequemen Gemeindebesitz in diesen Kolonien herbeigeführte Vermehrung der Bevölkerung in gewisser Beziehung auch wieder ihr Gutes gehabt, von den Russen wird es allerdings als ein großes Uebel betrachtet.

Da der gewaltige Nachwuchs in der Heimat nicht mehr in der gewohnten Weise neues Land zugemessen bekommen konnte, so siedelten, wie schon erwähnt, zehntausend von ihnen in andere Gegenden des weiten Reiches über; und der Hauptteil von diesen wandte sich nach den noch vollständig leeren, aber fabelhaft fruchtbaren Steppen am nördlichen Kaukasus, der erst kurz vorher vollständig unterworfen worden war. — Wo wir vor 20 Jahren dort noch keinen einzigen deutschen Kolonisten trafen, begegnen wir heute deren vielen tausenden, und bei dem ununterbrochenen Zuzug von außen, sowie der fortdauernden Vermehrung ist leicht vorauszusehen, wie es ohne deren gewaltsame Vernichtung dort bereits nach fünfzig Jahren aussehen wird. (Schluß folgt.)



Die Goßfelder Kirmes.

(Fortsetzung der Erinnerungen „Vor sechzig Jahren.“)

Beim Einzelhüten auf den abgeräumten Aeckern läßt sie sich so grundmäßig bedenken, die schöne, die rand- und bandlose Zeit. Verspricht die Herbstsonne nicht ihr Bestes? „De baut immer de Kermes hale, ehr Jonge,“ meint Herme der Schäfer.

Ahnungsvolles Regen. Unter der Gemeindelinde im Unterdorf häufiger denn sonst auf den Steinbänken sitzend die „gestandenen“ Männer. Häufiger noch denn sonst schauen die Weiber über die „gebrochenen“ Hausthüren, auf ein Wörtchen mit der „Nachbarsche“ lauernd. Die Bursche — verhüte der Himmel, daß das auf verderbliche Parteiung deutet — treten abends, truppweise gesondert, auf der Lahnbrücke zusammen. Die, die nehmen's schwer ernst. Alles gruppiert sich, flüstert und berät Dinge, die kein Drittes zu wissen braucht.

Was die Dirnen anlangt, die sieht man wunderselten. Nur spät abends — was kümmern die sich um die Bursche auf der Brücke da unten! — ziehen sie, zu vier und vier sich führend, durch das Oberdorf. Leiser süßer Weise singen sie ein altes Lied. Ich wundere mich, warum nun gerade so ein trauriges?

Daß man über Tag die Mädchen jetzt selten sieht, finde nicht auffallend. In diesen bedrängten Zeitläuften sitzen und kauern sie beisammen auf der Kammer, Schwestern und Kamerädinnen, vor den geöffneten bunten Laden, ratschlagen, seufzen, necken sich, neiden sich, messen und probieren. Es fehlt doch an Diesem und Jenem.

Alleweile die Mütter merkwürdig gut. Heute melken sie; sie sind's, die das Futter vom Felde holen, schwerste Traglasten, Vorrat dem lieben Vieh auf die Kirmestage, und die Väter, auch die kargsten — ach, wie karg der rechte Bauer, und muß es sein! — lösen mit krauser Stirn und brummend, aber sie lösen die Riemen ihrer schafledernen Strippbeutel, und Schneiderhannesens Kathrinchen, als Meerwunder von Geschmack und billigem Einkauf geschätzt, wird mit gezählten Geldern und ungezählten Bestellungen noch einmal und noch einmal in die Stadt geschickt.

Boten unterwegs, die auf den andern Dörfern seßhafte „Freundschaft“ — will auf Bauerndeutsch sagen: alle Verwandte und Verschwägerte — geziemend einzuladen. Nur ein Mal im Jahr, wechselseitig, zur Kirmes pflegt sie sich zu besuchen und zu bewirten, die Freundschaft.

Rechtzeitig vor allem, ja rechtzeitiger noch, soll der Müller das Kuchenmehl schaffen.

Für was sonst so und so viel schwerste Weizengarben vom jungen Volk fast heimlich ausgeklöppelt? Der weiß sich seines Lebens keinen Rat, der Müller. Tag und Nacht sitzen ihm die Mahlgäste auf dem Hals.

In vollster Thätigkeit, ungewohnter, gleichermaßen der Judenmetzger, ungewohnter, sag' ich, denn frisches Fleisch, ein spärliches, gelangt auf des Bauers Tisch, auch des wohlhabendsten, sonst nur an den hohen Kirchenfesten. Ordinäre Sonntage — man hat denn doch auch geschlachtet — werden mit diesbezüglichem: Speck oder Dörrfleisch „knappemang" geehrt. Auf der Kirmes? Ja, mein Lieber, das ist ganz ein ander Werk!

Am Dorfbrunnen leidenschaftliches Scheuern gesamten Haus- und Küchengeräts. Zur Kirmes muß alles glitzern und glänzen wie ein Spiegel. Porzellan noch unbekannt, Zinngeschirr selten, aus den reichsten Häusern nur, Prunk mehr als Brauch, von den Grauköpfen als verschwenderische Neuerung bekopfschüttelt: ist euch die irdene Schüssel, der Holzteller, für Gottes Gabe nicht gut genug?

Dort walten die Großmütter und die s. g. „Nochledigen." Halbwüchsige zur Hand. Unverstummendes Herüber und Hinüber. Gegenstand der Unterhaltung selbstverständlich. Viel, viel Abfälliges über die letzten Kirmesen, Achselzucken in betreff derjenigen im Hungerjahr, dem sechszehner, wo's gar keine gegeben hatte. Billiges, nicht viel, mit manch tiefatmigem: „Ach du mei gülles*) Herrgöttche!" über jene stillen in den Kriegsjahren: böse Jahre, böse Jahre! sind doch allein aus „dem Rußland" sechszehn Söhne, Brüder und Schätze ins Dörflein nicht zurückgekehrt. Eitel Schönes und Liebes hingegen über die Kirmesen „zu üse a'm sei Zitt." Zwischendurch für die Halbwüchsigen, so, wann's gut geht, über's Jahr oder über zwei zum Tanz geführt werden, manch bedeutsamer Blick, manch lehrhaftes Wort, manch „abscheuliches Exempel."

Und die Halbwüchsigen? Die schweigen und denken ihr Teil.

Ein Rätsel die großen Jungen, sind aus der Schule und doch keine Bursche, kriegen noch kein Kirmesgeld, überall im Wege; wenn einer sich mausig macht, etwa unter die Tänzer drängt: hinausgeschmissen! Scheinbar also die unbeteiligtsten, sind sie es, die vom Freudenvorschmack der Anderen berauscht, Betzel schwingend, unsugend durchs Dorf jagen, verfrüht die Kirmes einzujauchzen. Mitunter, ja wahrhaftig, wollen die Schlingel schon die Mädchen necken.

Lebst du noch, o Betzel, zu Nutz und Zier chattischer Jugend, der unreiferen — du vor sechszig Jahren noch einzige Kopfbedeckung? Im übrigen der mitteleuropäischen weißen Schlaf- und Zipfelmütze täuschend ähnlich, warst du weiß und blau gestreift — in die Quere — sinnig im breitesten weißen Streifen ein blaues Taubenpärchen eingewebt. Männern nur und richtigen Burschen kam der weitschattende, der ehrwürdige Dreispitz zu. Mit diesem, ich fürchte, ich fürchte, o Betzel, bist auch du vom Plane verschwunden. Und wo bist du hingekommen blausammtne mit Flimmern und Goldlitzen ausgenähte Pelzmütze, die du an Kirmes- und Sonntagsnachmittagen der stolzesten Burschen Häupter schmücktest?

Euch am wenigsten vergeß ich, ihr kleinen Weibchen so von ungefähr vier bis acht Jahren. Ihr hattet keine Kirmessorgen wie die Großen insgemein und insgeheim! Schon letzten Sonntag habt ihr euch zwischen der Kirchhofsmauer und Sandmeiers ein sauberes Plätzchen gesucht, da faßt ihr euch so zierlich und trippelt und schwenkt die vielen kurzen, dicken oberhessischen Röckchen, und guckt so sittsam hinab auf die neuen Schnallenschuhe, akkurat wie die großen Mädchen, denen ihr in Landestracht und Kopfzier gleicht wie ein Ei dem andern — wie das Taubenei dem Gänseei — und zwitschert euch eine Musik dazu. Kommt aber Eins, steckt so ein „Pernersjung" nur den Kopf über die Mauer — wie die Lämmer, unter die der Schäferhund fährt, auseinander!

Doch die Frau, wo bleibt unsere Hauptperson? Hat am Tage vor Kirmes mehr zu thun, als mir Rede zu stehen. Ihr die Pflichten, den andern das Pläsir: passiert

*) Goldenes, güldenes.

auch in Goßfelden. Und so in meinem Vortrage gehemmt — o, er floß so sanft dahin — gleich lüstert's mich nach ein und andrem unpassenden Zwischenstück. Ist mein Genie so. Vor wem mich genieren? Wächst auf meinem Grund und Boden, was ich da schreibe, zum Privatbedarf, wie der Stiefelwichser Greif schwur, nicht bei, sondern von seinem Barte. Gut anderthalb Fuß lang, flammenrot, bis an die Augen gepflanzt, stachelig, philhellenischen Duftes, hatte er denselben von Marathon oder so woher mitgebracht, unser tapferer Klephte. In jener glatten Epoche: Lineal vom Mundwinkel zum Ohrzipfel, nur oberhalb der also gebildeten Linie ein schamhaft, womöglich halbmondförmiges Backenbärtchen nachgelassen — höchst unmenschlich! Zur Begründung des bezüglichen Bartverbotes hatte die Marburger Polizei dem Greif das öffentliche Wohl vorgeheuchelt, welches unter allen Umständen nicht gestatte, durch derartigen unverhofft entsetzenden Anblick die normale Bildung in Kürze zu erwartender neuer Unterthaninnen Sr. Königlichen Hoheit in Frage zu stellen.

In akademischen Kreisen wußte man's besser: nichts als Karlsbader Beschlüsse! So mußte dann, als der „rote Greif" auf seinem Rechtsboden stehen blieb — dem besitzlichen sowohl, als dinglichen auf die Erzeugnisse seines Gesichtsfeldes — jener Bart gewaltsam fallen. Man sprach von Papierscheeren, von Heckenscheeren sprach man.

Heute umwallt der Vollbart Thron und Altar! Diese Karlsbader Beschlüsse haben in meine Knabenjahre geragt.

Kommt dieser Polizeikommissarius Kuies, schon auswendig die ehrfurchtgebietendste Person meines Vaterlandes, vor das Pfarrhaus geritten, zwei Gendarmen im Schlepptau. Mit Pathos kündet er unserem Alten, der freilich eine Reihe Schreiben und „Protokollauszüge" in fraglichem Betreff unbefolgt, ja unbeantwortet gelassen — o, es gab schon damals renitente Pastöre im Hessischen! — daß die dahiesige Privatturnanstalt nunmehro augenblicklich beseitigt werden solle.

„Ei du allmächtiger Gott, da steht sie ja!"

Und in ihrer Sünden Blüte fallen Reck und Barren.

Wir armen Jungen! Vordersamst muß man sich mit Ballspiel, Häckel die Geis, Kesseltreiben, Klettern nach erlaubten und unerlaubten Baumfrüchten, einschließlich Raben- und Habichtsnester, und so brodlosen Künsten mehr kümmerlich behelfen.

Da fällt mir auf's Herz, daß ich garnicht die Karlsbader Beschlüsse, sondern Kulturhistorisches über das hessische Holzhaus und dessen Küche hatte einkapseln wollen. Mich lockte die geründete quergeteilte Hausthüre. Urgermanisch, romanisch, Renaissance?

Ich sah sie schon, eine unübersehbare Flucht einschlagender Kapseln öffnete sich, die erste, die zweite, die dritte.

„Die vierte noch? — Erstarre Blick! — Wie? Streckt der Zug sich bis zum jüngsten Tag hinaus?

Noch eine? Noch die siebente?" — — —

Hand ab! Mein Gewissen rührt sich, mein stilistisches. Ihr lauft mir so wie so nicht fort, ihr Zwischenstücke, ihr Einschiebselungen!

Ich nehme den Faden auf. Donnerstag Nachmittag. Hier hebt die Peripetie an.

Gewählt in stürmischer Burschenversammlung die Platzknechte, schon zu meiner Zeit zum Aerger der Alten mehr Kirmesbursche geheißen. Ihrer vier — nicht wie die Mainzer einst von ihren österreichischen Offizieren annahmen, schichtig, erst einer von „Odel," dann einer von „Dolent" und so fort, nein, Beides vereinigende Söhne von Pferdebauern, nicht auf den Kopf gefallene.

Jedem nach Anlage sein besonder Amt. Obrigkeitlichen Ansehens walten sie jeglicher Ordnung, hier in Gemeinschaft, dort einzeln. Man gehorsamt ohne Umstände.

Der erste und oberste hat das Tanzwesen unter sich. Bretzel und Kringel in Unmasse besorgt der zweite, der dritte Bier und Branntwein. Das Bier unbedingt vom Bopp, der Branntwein vom Schäfer, genannt Baumläufer, auch Guadalquivir und Dickkopf.

Kaum des lateinischen Alphabetes mächtig, habe ich in der Barfüßer Gasse zu Marburg über das goldene „Robert Schaefer seelige Witwe“ ob seiner Thüre gegrübelt. Der kleine dicke Herr Schäfer mit seinem roten vergnügten Gesicht und Suwarowstiefeln, eine seelige Wittwe? Unergründliches Mysterium.

Der vierte Kirmesbursch das ist der geriebenste, kauft beim Bersch in der Wettergasse die auszuspielenden Tücher.

Sämtliche Anschaffungen auf Treu und Glauben der eine Art offener Handelsgesellschaft bildenden vier Jünglinge.

Zusammen die viere wieder nach Marburg, da die Musikanten abzuholen. In Aufregung alle Jungen ihnen jetzt entgegen, hinauf bis an's „Kreuz.“ Da, es muß punkt fünf Uhr sein, vom Weißenstein her Trompetenstöße und Klarinettenquiken. Legales Jauchzen der führenden Kirmesbursche. Zusammentreffen, stürmischer Empfang. Es bildet sich ein Kreis, Bursche und Musik in der Mitte. Tusch!

Der Oberkirmesbursch springt auf den Stein und winkt Stille.

„Ehr Jonge, seid'r all do?“

und die Jonge mit angestrengtestem Geschrei:

Jo, Jo, Jo, Jo!

Die Musik fällt ein: Kirmesanfang!

Unter Aufspielen eines lustigen Marsches wälzt sich jetzt der Zug hinab, voran die Jungen im Lauf — zuerst will jeder die frohe Botschaft bringen — dann mit der Musik die Kirmesbursche, unter verwegenen Tanzsprüngen jeder seine Schnapsflasche schwingend.

Zuerst zum Pfarrhaus. Herr und Frau Pastor empfangen auf der obersten Stufe der Haustreppe. Die werte Sippe vor ihnen, wie die Orgelpfeifen. Wir Zöglinge — dies Wort kannten wir nicht, und das Wort „Eleven“ haben wir erst von der regierenden Fürstin Mutter von Solms-Lich, Durchlaucht, gelernt. Am Ort waren wir die „Pernersjungen,“ sonst in In- und Ausland die Goßfelder Jungen — wir Zöglinge also links und rechts geordnet, mahnen an den Doppelchor der griechischen Tragödie.

Wie war das mit den „Eleven?“ Ganz recht, der Pastor hatte uns — ich will die Wahl haben, war's 1822 oder 1823 — nach Lich in die Wetterau geführt. Leuchtende Sterne ihr an meinem Gedächtnishimmel, ihr Goßfelder Heuschreckenwanderzüge! Diesmal beim Kammerrat Colonius eingefallen. Im Park begegnen uns Ihro Durchlaucht, und knüpfen mit unserem Alten eine längere pädagogische Konversation an. Soll eine ganz ausgezeichnete Frau gewesen sein. Zwischendurch betrachten sich Höchstdieselben herablassend unsere in respektvoller Ferne harrende Schaar.

„Gott wolle Ihrem munteren Eleven dort sein scharfes Auge erhalten,“ unterbricht sich huldvoll lächelnd die hohe Frau, mit dem merkwürdig langen Sonnenschirm auf Bruder Julius deutend, welcher sich in ungezwungenster Haltung mit dem Eichkätzchen im Laubdach über uns zu schaffen macht.

„Dürfte ich Durchlaucht um Mitteilung der ganz besonderen Veranlassung dieses gnädigsten Wunsches bitten?“ wagt der Alte zu fragen.

„Welch' wundervoll kleines Näschen der liebe Kleine hat. Würde er kurzsichtig, keine Brille ja bliebe darauf sitzen!“

Mit dieser hochfürstlichen Sorge hat mein Vater den armen Julius hart geneckt. Die Thatsache selbst kann ich nicht bezeugen. An mein und der Gefährten Ohr war undeutlich nur was von „muntere Eleven“ gedrungen, und als uns insgesamt betreffende „junge Löwen“ mißverstanden worden, was uns angenehm berührte. —

Während nun die Musikanten einen Choral anstimmen, setzt der Oberkirmesbursch seine „Badalje“ an den Hals und trinkt dem Herrn und der Frau Pfarrer und so fort jedem Mitglied der Familie bis zum Nesthäkchen eins zu. Jedes thut Bescheid oder thut so. Der Chor, wie gewöhnlich, geht leer aus.

Hiernächst nehmen Kirmesbursche und Umstand vom Alten eine überaus kräftige, vor- und rückwärts schauende Vermahnung zu allseits manierlichem und friedfertigem Verhalten in Empfang.

Unter heftigem Vivat auf den Herrn Pfarrer und das Pfarrhaus setzt sich der stark angewachsene Haufe wieder in Bewegung — vor alle „ordentlichen" Häuser des Dorfs. Jedem „Ordentlichen", d. h. Pferdebauer — ich erkenne schmerzlich, mit wie wenig Tropfen demokratischen Oels unsere Bauern gesalbt waren — wird aufgespielt, die „Badalje" gereicht und zunächst an die jungen Männer und Frauen die Aufforderung zur morgigen Tanzlustbarkeit gerichtet.

Letztgedachter Bevölkerungsschicht dient wesentlich der Kirmesfreitag. Samstags erst und Sonntags die Gäste von draußen. Diese beiden Tage dem jungen Volke. Freitag mehr für innere Angelegenheiten. Heute zum Beispiel ziehen die Kirmesbursche, bunte seidne Tücher um die Hüte gewunden, mit großem Gefolge und Musik abermals im Dorf herum, von Haus zu Haus, mächtige Stücke Kreide in der Hand. Setzen Lotterielose ab. Dem großen, prachtvollen, die Grenzen des Wunsches überfliegenden Halstuche gilt's, das über dem Wipfel der Gemeindelinde flattert, ungefähr wie folgt:

„O Wimpel, Spiel der lauen Luft,
O buntes Gaukelband in blauer Luft,
Wie magst du dich in zarter Schwingung kräuseln,
Wann neckisch schmeichlerische Hauche säuseln!
Denn bald im Steigen, bald im Fallen,
Jetzt flatternd hier, jetzt flutend dort,
Und unermüdlich fort,
Ziehst du dahin im launenhaften Wallen.*)

Das Los zwei Hessen-Albus, eine „Mise" gleich 6 Kr. 3 Hllr. Rheinisch, 1/16 Reichsthaler.

Der Geschäftsvereinfachung wegen wird sich beim Losevertrieb streng an die Zahlenfolge gehalten. Nichts Papierenes, die zugeteilten laufenden Nummern an die Stubenthüre gekreidet.

Ziehung gleich. Am Steintisch unter der Linde in amtlicher Haltung Schultheiß und Gemeindemänner. Es gilt einer Gemeindesache.

Mit Pfählen und Stricken ist um Baum, Tisch, Gemeindemänner und Kirmesbursche ein Kreis gezogen. Außerhalb die Losinhaber, das Dorf.

Vom herkömmlichen dürren Ast hängt die Lunte an einem Faden.

Der Schultheiß winkt. Jetzt die Lunte angezündet, und mit gleichen gemessenen Schritten umwandelt der Spießmann die innere Runde, mit Betonung von Nr. 1 an die genommenen Lose abzählend. Nach dem Aussprechen jeder Nummer klopft er mit dem Stiel seiner Hellebarde an den nächsten Pfahl. Umgang und Abzählen so oft wiederholt, bis unter wachsender Stille und Spannung die trägglimmende Lunte den Faden durchgebrannt hat und zu Boden fällt. Die vor diesem ausschlaggebenden Ereignis zuletzt aufgerufene Nummer hat gewonnen. Jubel und Lärm. Alle Welt weiß gleich den Glücklichen. Kein Zweifel, kein Streit, habe nicht bemerkt, daß zur Führung erforderlichen Urkundenbeweises eine Haus- oder Stubenthüre „produziert" worden wäre.

Hat vor vielen, vielen Jahren der alte Görres in den Historisch-Politischen Blättern den Sirenen, Lotto, Lotterie und Lotterieanlehen mit Flammenschrift heimgeleuchtet — mir hatte er gut predigen. Hatte im Glücksspiel meine Erfahrungen. Allerdings, dem Goßfelder Spielteufel mich in die Arme werfen — dazu fehlte Kapital. Taschengeld der damaligen Knabenwelt kein laufender Etatsposten, auch uns Brüdern regelmäßig kein Extraordinarium an Kirmesgeld bewilligt. So mußte ich sie fahren lassen, die Hoffnung, mit jenem Tuche, nachdem ich es gewonnen haben würde, mein Schwesterchen

*) Juffuf und Navisse von F. M. Hessemer.

Marie zu beglücken. Keimblättchen du des Schwarzguckens! Verzichten, das Wärmste im Herzen kalt stellen, hab's früh erlebt. Daß indessen die Tische, an welchen die Kirmesbursche oben erwähnte um die Hüte gewundene Tücher und Haufen Bretzel und Kringel auswürfeln ließen, den See meiner Resignation besonders aufgewühlt hätten, wüßte mich nicht zu erinnern.

Nicht so zu Warzebach. „Warzebach schwebt oben!" Warzebach, die Idylle des Wollenbergs bezw. des Wollengebirges.

Zum Beispiel: kein Exekutant durfte es betreten. Ich würdigte das. Hatte schon einmal gesehen, wie so ein verschossener Rotkragen weinenden Leuten ihr Schweinchen wegführte. Prozeß? Kam nicht vor. Drohte so was, die Freundschaft, die Alten, die Gemeinde hielten ihn fern mit gutem Wort, gutem Rat, guter That. Nur kein Advokat, nur kein Rotkragen! Nimmer ein Warzebächer — hatten freilich mitunter dreischürige Wiesen — mit der Steuer, der Kontribution, sprich „Condriwizzichon" im Rückstand. Ihre Fruchtgefälle stets rechtzeitig in marktreiner Beschaffenheit zum herrschaftlichen Fruchtboden nach Wetter geliefert.

Nicht allein fried- und hilfreich, gut situiert und treu dem alten Brauche, auch strategisch unsere Warzebächer.

Als auf der jetzt vergessenen alten, vom Mittelrhein hinter Marburg her über Goßfelden führenden Straße die französische Hauptarmee im siebenjährigen Krieg auf Kassel vordringen wollte, haben sich tapfere Hessen-Kasselsche im Dickicht des Wollenbergfußes in ein Hinterhältchen gelegt. Der französischen Avantgarde, die an nichts Böses dachte, prächtig in die Flanke gefallen! Die Franzosen kriegen das zerstreute Laufen. Zurück zur Lahn, nach Goßfelden! Einzige Ausnahme der Kriegskassenesel. Als das Schießen angeht, hat sich der mit seinen zwei Tönnchen Liliengoldstücke sacht in die Büsche geschlagen. Abends in Warzebach eingetroffen.

Sofort und mit Geschrei von den Weibern kriegsgefangen erklärt. Bursche und Männer giebts kaum, stehen alle unter landgräflicher Fahne im Felde. Schleunig versammeln sich die Alten und Krüppel. Hätten als Menschen die Tönnchen gern selbst behalten, als Patrioten sie „gerner" dem General ihrer Landsleute zugestellt — allein sie erwogen, daß die große französische Armee gleich in der Nacht oder andern Tags das kleine hessische Streifkorps, wenn's noch da wäre, werfen und rücksichtlich des Esels am Dörfchen ein entsetzliches Strafgericht halten würden. Dieses erwägend, beschloß die Versammlung trotz des Heulens der Weiber, Esel mit Inhalt noch selbigen Abend dem französischen Hauptquartier in Goßfelden zuzustellen.

So geschehen, Warzebach gerettet.

Ich verwahre mich gegen den Einwurf, daß ich mir da schon wieder eine ungehörige Einschaltung verstattet. Da steht doch alles im gehörigsten Zusammenhang: Kirmes, Glücksspiel, der alte Görres, der Esel und meine Erfahrungen, wie sich gleich zeigen wird.

In Goßfelden nicht gewürfelt, in Warzebach that ich's, denn die Mutter hatte mir und meinem Brüderchen je einen Dreibätzner geschenkt.

Wie lieblich, wenn die Bauernjungen, selbst die kleinen Mädchen von einer auswärtigen Kirmes heimkehrend, Ketten von Bretzeln und Kringeln am Hals und an den durchgesteckten Armen nach Hause brachten! Von deren innerem Werte gar nicht zu reden.

Also in Warzebach, wohin wir gezogen, auf daß wir dasige hochberühmte Kirmes gesehen hätten, kühn ans Werk. Vom Freund Christian, dem begabtesten von uns — ist leider kein Wyttenbach oder Creuzer geworden, wie das sein Vater begehrte — vom geldpunktlich sehr wohl veranlagten Christian also geschwind ein Bänkchen aufgelegt. Wie sie hinüber und herüber fliegen unter den rasselnden Würfeln, diese Bretzeln, diese Kringel, meine Kreuzer! Bald, o bald ich kahl gerupft wie ein Spatz. Kuriert auf Lebenszeit! Seliger Dreibätzner!

Besser schon gefiel mir das Warzebacher Tanzen unter Gottes freiem Himmel. Dort, denke ich, noch ein Stück des alten deutschen Reigens gesehen.

Die Bursche fassen sich an den Händen, und in Linie, singend und im Rhythmus ihrer Weise tänzelnd, kommen sie den sanften Wiesenhang herab. In gleicher Ordnung, mit Wechselgesang, ihnen entgegen die Mädchen. Die beiden Reihen kommen sich nahe, nicken sich zu, wenden sich, schlingen sich, immer singend, bald die Bursche, bald die Mädchen, vielleicht auch beide Teile zusammen, und ich weiß nicht, wie's kommt — auf einmal sind die Mädchen oben am Wiesenabhang und die Bursche unten. So wiederholt sich das artige Spiel, bis plötzlich Horn und Klarinette samt Brummbaß von der nahen Linde her einfallen, jeder Bursche sein Mädchen packt, und nun unter ungezählten: „Warzebach schwebt oben!" der Rasen gestampft wird, als ob da nie wieder Gras wachsen solle.

Vom Goßfelder Tanzvergnügen habe ich wenig zu melden; erinnere mich vorzugsweise der bekanntlichen Trompete, die aus dem oberen Fensterflügel des niederen Tanzbodens starrend, unermüdlich ins Dorf hinein schmetterte. Der Saal gedrängt voll. Qualmende Luft dringt durch die offene Thüre bis auf die Straße. Nur drehen um ihre Achse den zusammengepreßten Paaren möglich. Taktmäßig ein Fuß nach dem andern gehoben und geräuschvoll niedergesetzt. Tief ernste Gesichter. Ich sehe, wie während der saueren Arbeit ein Mädchem seinem Tänzer mit der Schürze den Schweiß von der Stirne trocknet. Zwischendurch jauchzen die Bursche und stoßen Freudentöne aus, die in keinem Lexikon stehen. Die Weibsbilder neigen die Köpfe, schweigen und sehen unter sich. Mit geringen Unterbrechungen geht das Tag und Nacht so fort.

Doch dazu stecken wir nicht die Köpfe in die Thüre, wir beschaulichen Eleven! Zum Solo sind wir gekommen. In der Tanzpause hat eben ein beträchtlicher Teil der Gäste, besonders die Weibsleute, den Raum verlassen.

Jetzt bezahlt ein kühner Jüngling sein Solo. In der Mitte des freigewordenen Raumes stehend, giebt er die Weise an. Die Spielleute lachen und nicken, und von ihnen begleitet singt er nun unter erstaunlichen Sprüngen ein Minnelied — oder war's, wie ein kurhessischer Volksliedermann mir einst verraten wollte, was richtig Schnaderhüpferles? Fing an: „Ich sein meim Vater sein jüngster Joung." Der Rest vom Gelächtersturm der an den Wänden des Saals bis auf die Straße sich drängenden Mannsleute verschlungen.

Nicht leicht zu sagen, was wir Peruersjungen sonst auf der Kirmes trieben. Frühmorgens Schule. Sonntags, wie Sonntags vorher ernst bewegliche Predigt in übervoller Kirche. Bei Tisch Wein. Es kamen Professoren zugereist und allerlei Volk. Von Marburg und Wetter junge Mädchen, die sich auf ein Tänzchen gespitzt. Nichts da! Aber zum Kaffee weltberühmt der Wickelkuchen der Frau Pfarrer. Dann unter Anführung von uns Jungen Umgang im festlich geschmückten, buntbewegten Dorf, ausgedehnt in die romantische „Lache," von deren ungeheurer Ueberfüllung mit Nachtigallen in jedem Frühjahr wir unseren Schönen nicht Rühmens genug zu machen wissen — auch mißlingende Gesellschaftsspiele füllen den Nachmittag. Wir Jungen müssen zu ungeschickt, oder die Lieblichen zu sinnverwirrend gewesen sein, oder auch zu großartig mütterlich, und das war ärgerlich. Edelgesinnt indessen, und uns als Wirte fühlend, präsentiren wir ihnen nach der Heimkehr gehäufte Teller vom Kern der süßen Haselnuß.

Was ist das? Rote Köpfe, zornig verwirrte Beschämung, stotterndes Leugnen, Ziehen von Nußknackern aus den Hosentaschen, weinerliche Berufung auf klassische Zeugen!

Eben als unsere Holden mit Blick und Wort uns zu lohnen anhuben, zahlreiche Kerne in ihren Rosenmäulchen verschwinden lassend, fängt dieser unselige Schüler Lavoisiers, der Geheimdehofrat Wurzer von Marburg, uns großmächtig zu rühmen an.

„Brav gemacht, schön, recht schön. Sehr gute Erziehung, liebe Frau Pfarrer. Man kann mit der Galanterie gar nicht früh genug anfangen. Ihr, meine hochzuver-

ehrenden Herrn, fangt sie bei den Zähnen an. Wie viel Stück an so einem Teller voll ausgebissen? He? Zeigt einmal her."

Wir hatten gewaltigen Respekt vor dem grauköpfigen Professor, bedauerten indessen zur Stunde aufrichtig, daß er nicht guillotiniert worden war. Unter dem Robespierre nämlich ist er schon zum Tod verurteilt gewesen und das Köpfen ging damals fix in Paris, und daß er von der damaligen Alteration seinen Graukopf gekriegt, das war stadtkundig und das gönnten wir ihm.

Eine Reihe Episoden im Wurzer'schen Betreff hier unterdrückt. Es geht ihnen wie ihren Schwestern, die „gebückt in sich und unbekannt", sowie ungepflückt, an meinem bisherigen Wege stehen geblieben sind. Wartet nur, balde!

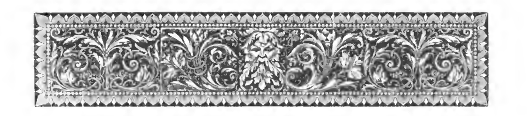
Jede halb und halb gerade gewachsene Geschichte muß Exposition, Peripetie und Katastrophe haben. Die zwei ersten Stücke wären zur Not da. Höchste Zeit zur dritten zu schreiten. Woher aber eine Katastrophe nehmen und nicht stehlen? Mit der Rache am Geheimde Hofrat war's nichts. Dieser große Chemikus lachte so dröhnend über seinen Spaß und dessen Wirkung auf uns und unsre Holden, welchen die Nußkerne gefährlich im Halse stecken geblieben waren, wie dem bewußten Hinkelchen im Märchen — dann lachte die ganze Gesellschaft, zuletzt wir selber.

Aber auch sonst weit und breit keine Schandthat, kein Mord und Todschlag, nicht einmal eine Verlobung, die sich aus Gott sei Dank fehlendem Liebeströdel hätte herausschälen lassen, mithin auch keine Seele, die sich etwa an gebrochenem Herzen aufhängen könnte. Was jetzt anfangen, um zu dem gar nicht mehr zu umgehenden Schlusse zu gelangen?

Nicht einmal einen finanziellen Krach finde verzeichnet. Mit Hilfe des Gemeinderechners hat am Montag Morgen unter den Kirmesburschen Abrechnung stattgefunden. Unkosten gedeckt, ein kleiner Ueberschuß. Hurrah, ein grammeliches!

Leichten Herzens und in nachlässiger Gewandung, mit blassen verlebten Gesichtern, auf welchen die Geschichte der letzten drei Tage und Nächte deutlicher verzeichnet steht, als auf gegenwärtigen Blättern — ich muß doch noch geschwind mein Zartgefühl loben: habe ich einen einzigen Betrunkenen vorgestellt, wenn auch nur von ferne in einer Episode? Oder habe ich den Weibern in die „Dippen" geguckt, was sie auf die Kirmes gekocht haben, als Rindfleisch mit „Merg"*), Speck mit Sauerkraut, Hirsebrei u. s. w. Habe ich gar das Kapitel aufgeschlagen, vor welchem die Großmütter und „die Nochledigen" unsere „Halbwüchsigen" in der Exposition gewarnt? — kurz, die stark verbrauchten Kirmesbursche sammeln sich mit einer kleinen Schar Gleichgestimmter zum letzten Mal um die Musikanten, die kaum noch die Wegsteuer haben. Stiller Zug zur Pfingstweide. Da ein Grab geschaufelt. Die Kirmes ist tot. Wird in Gestalt einer Schnapsflasche eingesargt. Die Musik quält eine sehr betrübte Hymne. Der treue Oberkirmesbursch hält die Trauerrede. Man kann sie nur nicht gut verstehen. Der Redner hat im Dienst seine Stimme verloren.

*) Meerrettig.



Verschiedenes.

Entgegnung.

Auf die Entgegnung des Dr. A. Nottrott, Goßner'schen Missionars, bezüglich des Abschneidens des Zopfes der Kolhs im Märzheft 1889 S. 320 bemerken wir, daß für uns der ästhetische Anstoß nicht vorhanden ist. Da heißt es „Ländlich sittlich", und wenn der wilde Afrikaner sein Fleisch mit Kuhdünger beschmiert, um es appetitlicher zu machen, so sagen wir: Schatz, wir waschen es wieder. Dagegen acceptieren wir den Anstoß, daß der Kolhs den Zopf im Namen und zu „Ehren eines bösen Geistes stehen läßt." Das wäre in Nottrotts Schrift s. v. „heidnischer Zopf" S. 191 — deutlich anzugeben. Wir fragen, ob das in den Worten geschehen ist: „Darauf, daß sie (die Jesuiten) den Männern gestatten, wieder einen Zopf zu tragen, und den Frauen, Schmuck anzulegen, wollen wir keinen großen Wert legen, obgleich es besser wäre, sie thäten es nicht. Denn der Zopf dient nicht gerade zur Reinlichkeit und Wohlanständigkeit, und die oft massenhaften Perlschnüre und Messingringe hindern, abgesehen davon, daß sie teilweise als Zaubermittel angesehen werden, entschieden bei der Arbeit. Auch halten wir dafür, daß ein äußeres Zeichen, durch welches sich Christen von Heiden unterscheiden, nützlich und auch von heilsamem Einfluß auf das Verhalten der ersteren ist. Bekanntlich gestatten aber auch andere evangelische Missionen, z. B. die Leipziger, den indischen Christen das Tragen von Zopf und Schmuck, ja reden ziemlich fanatisch gegen diejenigen, welche das nicht thun." Den mir zugedachten Zopf nehme ich gern entgegen: leider ist er noch nicht in meinen Händen. —

A. F.

* * *

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Maiheft, Seite 531, wird behauptet, Herr Stöcker habe nur eine „leichte" Rüge vom Oberkirchenrat erhalten. Diese **vollständig unwahre** Behauptung müßte in der „Allgem. konserv. Monatsschrift" in hohem Grade auffallen, wenn sich dieselbe nicht schon bei anderen Gelegenheiten ebenfalls Unwahrheiten hätte zu Schulden kommen lassen. Diese Zeilen erhalten Sie nur, damit Sie die Quitung jetzt schon in Händen haben.

Dresden, 3. Mai 1889. Hochachtungsvoll

Frhr. v. Fechenbach-Laudenbach.

Als Beweis für seine Behauptung, daß die Rüge, welche Hofprediger Stöcker erhalten, nicht leicht, sondern schwer gewesen, schickt Herr v. F. uns eine Nummer der „Augsburger Postzeitung“ mit, in welcher ein ganz tendenziös lügenhafter Bericht abgedruckt ist, den wir mehrere Tage vorher bereits im „Berliner Tageblatt“ gelesen hatten.

Wir können nur bedauern, daß ein Mann von ehemals so guten Absichten, wie Herr von Fechenbach, sich successive bei allen Parteien durch anmaßendes und absprechendes Wesen unmöglich gemacht hat und nun Heldenthaten zu verrichten glaubt, wenn er den Redaktionen, die es ihm nicht recht machen, beleidigende Postkarten zufertigt. Herr v. F. sollte lieber die Kritik aufgeben — davon haben wir grade genug in Deutschland — und seine schätzenswerte Kraft darauf verwenden, die Redaktion einer Zeitung oder Zeitschrift selbst zu übernehmen und positiv bauend thätig werden. Seine Ansichten könnte er dann ja hinreichend an den Mann bringen und die Probe aufs Exempel machen, ob wirklich politische Klugheit und Charakterfestigkeit nur da zu finden sind, wo man rücksichtslos auf alles schilt, was einem nicht recht ist.

* * *

Randbemerkungen

zu Th. Webers Artikel „Für die Apologeten des positiven Christentums.“

Von Fr. M. A. Hölscher.

Im Augustheft der Allgemeinen konservativen Monatsschrift hat Th. Weber in Breslau mit spezieller Bezugnahme auf meine vor kurzem bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschienene Schrift: „Die naturwissenschaftliche Weltansicht in Beziehung auf Religion und Staat, Erwerb und Ehe“ einen Artikel erscheinen lassen, worin er die Art, wie ich für die Weltanschauung des positiven Christentums eintrete, „wunderlich“ findet, weil ich bei meinem Kampfe wider den Materialismus ausdrücklich auf jede sonstige Voraussetzung verzichte, als nur die der Allnatur, zu der ich alles unleugbar in der Welt Vorhandene rechne. Weil dieser von mir eingeschlagene Weg des christlichen Monismus oder Naturalismus von der herkömmlichen Heerstraße der Apologeten so sehr abweicht, so ist Weber zuerst der Gedanke gekommen, ob nicht vielleicht ein Schalk in mir stecke, bis der Fortgang der Lektüre ihn vollkommen überzeugt hat, daß es mir mit der Verteidigung der religiös-christlichen Weltansicht ein wahrhafter Ernst ist. Trotzdem fühlt er sich gedrungen, zu erklären, daß dieser mein christlicher Monismus den Grundbedingungen einer christlichen Weltansicht widerstreite. Statt das aber aus den Urkunden des Christentums zu erhärten, giebt Weber zur Orientierung der Apologeten dasjenige an, was nach seiner Ansicht die Grundlage jeder christlichen Welt- und Lebensansicht ist. Er erklärt diese Grundlage zu finden in der kirchlich formulierten Lehre vom dreipersönlichen Gott. Wie der Vater sich den Sohn entgegensetzt und den Zusammenschluß mit demselben wiederfindet in dem heiligen Geist, so besteht auch in der Schöpfung gemäß dem ursprünglichen Schöpfungsgedanken Gottes der Gegensatz von Geist und Natur, der ebenfalls seine Aufhebung, seinen Gleichsatz findet in dem geistleiblichen Wesen des Menschen.

Aus diesen Grundgedanken Webers erhellt, daß ihm der Dualismus, der Gegensatz zwischen Geist und Natur um deßwillen dem Christentum wesentlich zu sein scheint, weil nur dann, wenn man ihn annimmt, jene Correspondenz der nicht-göttlichen Schöpfung mit dem dreipersönlichen (antithetischen) Wesen des Schöpfers vorhanden zu sein scheint. Daher muß mein Monismus von der Schwelle des christlichen Tempels abgewiesen werden. Daß das indes kein philosophischer oder logischer Beweis ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Alles, was Weber anführt, besagt im Grunde nur, daß nach

seiner Meinung durch meinen Monismus die Cirkel gestört werden, zwischen denen er das Gebäude seiner christlichen Weltansicht eingefugt hat. Aber auch diese letztere Meinung Webers ist nicht einmal richtig. Wie sehr er irrt, wenn er meinen Monismus seinen Voraussetzungen widerstreitend findet, beweist schon allein der Umstand, daß die eigenen Annahmen Webers, mit logischer Konsequenz durchgeführt, ihn selbst unrettbar meinem Monismus in die Arme führen. Denn soll einmal jene Weber'sche Korrespondenz des transscendenten Göttlichen und des kreatürlichen Nicht-Göttlichen gelten, warum dann auf halbem Wege stehen bleiben, warum diese Correspondenz nicht vollständig durchführen? Weber selbst sagt uns ja, daß zwischen Vater und Sohn trotz ihrer Gegenübersetzung „vollkommenste Wesensidentität" besteht. Daraus folgt bei logischer Durchführung obiger Correspondenz, daß ebensalls im Gebiet des kreatürlichen Lebens zwischen den beiden geschöpflichen Gegensätzen — Geist und Natur — die vollkommenste Wesensidentität stattfindet, indem sie zwar verschiedenartige Potenzen sind, dennoch aber in gleicher Weise zu dem einen Ganzen der Allnatur gehören. — Dem entsprechend lehrt auch die Erfahrung, daß der Mensch gleich allen anderen Naturwesen auf dem Boden der Natur erwächst, weßwegen der Apostel auch sagt: „Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch." — Man bedenke ferner: Wie könnte der Apostel verkünden, daß bei der Wiederkunft des Herrn die Seinen „verwandelt werden," und daß das Verwesliche anziehen soll das Unverwesliche (1. Kor. 15, 1. Theß. 4), und wie könnte die Schrift die Verwandlung der alten Welt in einen neuen Himmel und eine neue Erde lehren, wenn Weber (S. 842 a. a. O.) recht darin hätte, daß es „zwischen den erwähnten Schöpfungsgliedern keinen Uebergang aus dem Einen ins Andere" giebt, — wenn das Geistige und das Natürliche durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden wären und nicht in dem Verhältnis wesentlicher Verwandtschaft zu einander ständen? Aus dem Allem erhellt, wie unrecht Weber hat, meinen christlichen Monismus als dem Wesen des Christentums widerstreitend zu bezeichnen, indem nicht nur die Schrift meinem Standpunkt durchaus günstig ist, sondern auch das kirchlich formulierte Dogma von der transscendenten Trinität, welches Weber das letzte Fundament einer christlichen Weltansicht sein läßt, meinen Monismus nicht nur nicht ausschließt, sondern sogar (in Gemäßheit der Weber'schen Theorie) als logische Consequenz geradezu fordert.

Hierzu kommt ein Anderes, was den Weber'schen Angriff auf meinen Monismus ebensalls als durchaus unberechtigt erscheinen läßt. Es ist nämlich eine allgemein anerkannte Thatsache, daß man einem Gegner niemals mit wissenschaftlichen Gründen beikommen kann, wenn man ihn nicht aufsucht auf dem Boden, auf welchem er selbst steht. Wer wird denn vom dritten Stockwerk aus noch einen Gegner schlagen, der parterre sich befindet!! Ist nun dieser Boden meiner Gegner etwa das kirchlich formulierte Dogma von der Dreieinigkeit Gottes? Es leuchtet ein, daß den Materialisten und Atheisten, mit denen ich in meiner Schrift verhandle, Nichts in der Welt fremder und unverständlicher ist, als ein solches Dogma von überweltlichen Geheimnissen, deren Ergründung und Verständnis dem menschlichen Erkenntnisvermögen gänzlich entrückt ist. Wenn ich statt dessen mich auf den Boden der Allnatur gestellt habe, so ist mir die Möglichkeit gegeben, die christliche Weltansicht gänzlich voraussetzungslos zu verteidigen mit Gründen und Beweisen, die ausschließlich aus den Gesetzen der Allnatur und der allgemeinen Menschenvernunft entnommen sind, weßwegen sie von jedem vernünftigen Menschen entweder anerkannt oder aber als unrichtig nachgewiesen werden müssen. Auch stehe ich damit, daß ich rückhaltlos den Boden der Gegner betrete, im Bereich der christlichen Welt durchaus nicht allein. Der erste und größte Verkündiger und Apologet des Christentums hat bereits gesagt, daß er den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, daß er Jedermann Allerlei geworden sei. Aus den Schriften desselben Mannes läßt sich aber auch ersehen, welches nach seinem Dafürhalten die wesentlichste Grundlage jeder christlichen Weltansicht ist. Nirgends bezeichnet er als solche ein formuliertes Dogma über das unergründliche Geheimnis des ewigen Wesens Gottes. Dagegen

schreibt er an einer Stelle (1. Kor. 2): „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas **wüßte** unter euch, ohne allein Jesus Christus den Gekreuzigten.“ Das, und nichts Anderes, ist das eigentliche Fundament jeder christlichen Welt- und Lebensansicht. Wer auf diesem Fundamente steht, besitzt wirklich eine solche, und hat zugleich die volle christliche **Freiheit**, seine ächt christliche Weltansicht je nach Umständen vom Boden des philosophischen Dualismus oder des Monismus aus zu verteidigen.

Doch Weber begnügt sich nicht damit, nur des Monismus halber mich zu tadeln. Er sagt weiter (S. 841 a. a. O.): „Es ist nach christlicher Anschauung grundfalsch und grundverkehrt, wenn Hölscher a. a. O. S. 58 behauptet, daß „die bei der Schöpfung und Entstehung der Welt leitende und zielbestimmende Idee, also die Idee und damit auch das Wesen des Weltschöpfers selbst, verhältnißmäßig am deutlichsten im Menschen zur Erscheinung komme.“ Wenn Weber in diesem Satze „Pantheismus, Identificierung der Welt oder eines Teiles der Welt (des Menschen) mit Gott dem Wesen nach,“ also einen „der radikalsten Irrtümer“ wittert, so hat er es an der nötigen Aufmerksamkeit auf die von mir gebrauchten Ausdrücke fehlen lassen. Ich habe nicht gesagt, daß das Wesen des Weltschöpfers, oder dieser selbst, im Menschen ist, sondern daß mit seiner Idee auch sein Wesen im Menschen verhältnismäßig am deutlichsten zur Erscheinung komme.“ — Nach der Lehre des Christentums ist Gott — Geist. Jeder Geist aber manifestiert sich selbst oder sein Wesen in seinen Ideen, also auch in den seinen Ideen gemäß ausgeführten Werken. Deßwegen sagt auch der Apostel Paulus (Röm. 1): Daß „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wahrgenommen und ersehen wird aus seinen Werken, seit der Schöpfung der Welt.“ Nun bedarf es gar nicht vielen Nachdenkens, um zu erkennen, daß Gottes unsichtbares Wesen niemals aus seinen Werken ersehen werden könnte, wenn es nicht in diesen Werken irgendwie zur Erscheinung käme. Beanstandet Weber aber dies, daß ich behaupte: Das Wesen Gottes komme „verhältnismäßig am deutlichsten im **Menschen** zur Erscheinung,“ so ist das ebenfalls in unanfechtbarer Weise als christliche Wahrheit bezeugt, indem derselbe Apostel Paulus nur vom Menschen (Apostelgesch. 17) behauptet, daß er „göttlichen Geschlechts“ sei, wodurch ein annähernd ähnliches Verhältnis zwischen Gott und Mensch, wie zwischen einem Stammvater und seinen Nachkommen statuiert wird. Darum heißt es auch schon im Anfang: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Ich könnte noch manches Andere anführen. Doch das Bisherige wird genügen, um den Nachweis zu liefern, wie sehr Weber betreffs dessen, was der christlichen Welt- und Lebensansicht gemäß ist, irrt, wenn er jene meine Worte als „nach christlicher Anschauung grundfalsch und grundverkehrt“ bezeichnet.

Wie durchaus unberechtigt, und in meiner Schrift selbst in keiner Weise begründet es ist, wenn Weber den christlichen Charakter derselben bemängelt, erhellt schließlich noch aus mir vorliegenden Urteilen von Männern, deren Urteilsfähigkeit in dieser Beziehung und deren positiv-christliche Geistesrichtung zweifellos feststeht. Beispielsweise schreibt der rühmlich bekannte Dr. H. Keck außer Anderem von meiner Schrift: „— — Aber nicht blos das, sondern auch die positive Leistung, der Nachweis, daß der Geist mit zu den geschaffenen Dingen gehört, also einen integrierenden Teil der Natur bildet, verdient den vollsten Beifall. Dazu ist (die) Darstellung so gefällig, daß jeder Gebildete sie mit Vergnügen lesen wird. — Bei der weiten Verbreitung der materiellen Weltanschauung, bei der Ueberhebung ihrer Vertreter, ist es ein verdienstvolles Unternehmen, ihre Trugschlüsse bloszulegen und die christliche Anschauung wieder in ihr volles Recht einzusetzen.“ — —

In ähnlicher Weise urteilt die deutsche evangelische Kirchenzeitung, wenn sie in ihrem Juliheft No. 7 schreibt: Es „unternimmt Hölscher — — den Naturalismus mit der Methode der Naturwissenschaft zu besiegen. Er vollführt das in überaus

treffender, überzeugender, geistvoller Weise" und „beweist haarscharf, immer vom Boden des Naturgesetzes aus, daß Nordau kein naturwissenschaftlicher Denker, sondern ein Stümper und Elender ist. Das Nordau'sche Buch ist weit verbreitet, so sollte man auch diese ausgezeichnete Widerlegung desselben in möglichst viele Hände bringen."

Schließlich gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß Weber, dessen Streben ich meine Hochachtung nicht versage, künftig dasjenige nicht mehr „wunderlich" finde, was die altgewohnte Heerstraße verläßt, um auf einem neuen Wege, sei es auch der des christlichen Monismus, den Feind zu erreichen und in dem großen Kampfe zwischen Glauben und Unglauben dem hohen Ziele näher zu kommen. —

* * *

Ein bajuvarischer „Freund unseres Blattes" sendet folgende liebenswürdige Epistel:

Bewahrheitet hat sich wiederum der Ausspruch: „Lüge und Verleumdung sind das Vermächtniß der Reformation", in einem Artikel Ihrer Monatsschrift über die ostafrik. Mission und Kolonisation. Die lutherische Confession, gleichbedeutend mit „Confession der Lüge und Verleumdung", kann eben nur durch Lüge und Verdrehung ihr Dasein fristen und ist wohl die elendeste und demoralisierendste aller Bekenntnisse der Erde, sie ist von dem sinnlichen rohen lügnerischen Luther gestiftet und wird Lügnerin bleiben, die absehbare Zeit ihres Bestehens.

Die luther. Pfaffen können ihr Volk über die kathol. Kirche nur täuschen und belügen, sie sagen es wohlweislich nicht, daß in allen Ländern, wo beiderlei Missionäre wirken, die katholischen Missionäre 1000 zum Christentum bekehrt haben, bis lutherische Missionäre 50 dazu gebracht haben.

Wer anderer hält das Christentum aufrecht als der Papst, als der Katholizismus?! Fällt dieser — so fällt das Christentum.

Ihr Glaubensgenosse „Lavater" hat dieses auch öffentlich ausgesprochen und geschrieben. Der Störenfried des kirchl. und politischen Friedens ist Niemand anders als das anmaßende, verleumderisch lügnerische Luthertum; besteht dann die kathol. Kirche auf ihr Recht, so wird diese von den lutherischen Lügnern als Störerin hingestellt.

Es ist einerseits sehr bedauerlich, daß der katholische Klerus sich soviel Schmähungen gefallen läßt und diese luther. Lügner nicht zurechtweist in Wort und Schrift, allein derselbe wird sich denken, unserer Kirche kann das Geschimpfe der Lügner und Geschichtsverdreher nicht schaden und bleiben ruhig!

Einer der lange in protestant. Gegend
Preußens lebte und das schändl. Gebahren der
luther. Pfaffen durchschaute.

Wenn der katholische Klerus das Schimpfen wirklich verschmäht und ruhig bleibt, so haben wir es hier offenbar mit einem in der Wolle gefärbten Laien zu thun.



Monatsschau.

Politik.

Der Reichstag ist nach Abschluß seiner Ferien um Anfang Mai wieder zusammengetreten und nach kurzer Tagung gegen Ende des Monats geschlossen worden.

Die Session ist kurz gewesen. Aber sie hat gleichwohl als Ergebnis ein Gesetz geliefert, das an Wichtigkeit und weittragender Bedeutung allen anderen voransteht, die in den letzten Jahren zur Verabschiedung gekommen sind: das Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetz für Arbeiter. Mit freilich nur kleiner Mehrheit ist es angenommen worden, aber die Thatsache der Annahme bleibt stehen und sie wird ihre Wirkung äußern noch in fernster Zukunft.

Wir haben uns über die Tragweite dieses Gesetzes und über unsern Wunsch, dasselbe angenommen zu sehen, schon so häufig geäußert, daß wir uns heute auf einen kurzen Ausdruck unserer Genugthuung beschränken können. Gewiß sind die Einwände, die gegen einzelne Bestimmungen des Entwurfs erhoben werden, aller Beachtung wert, und es wird ebenso gewiß nach den Erfahrungen der Praxis im Laufe der Zeit an manche Paragraphen die bessernde Hand gelegt werden müssen. Aber das Gesetz will nicht nach kleinen, sondern nach großen Gesichtspunkten beurteilt sein. Die Hauptsache bleibt, daß überhaupt eine Veranstaltung dieser Art begonnen wird, die dem Arbeiter für die Tage des Alters und der Erwerbsunfähigkeit ein, wenn auch vorläufig nur bescheidenes, doch sicheres Brot gewährleistet. Und von eben so hoher Bedeutung ist das andere Moment, daß ein erster großartiger Versuch nun wirklich gemacht wird, in dem bisher oft so ungleichen Kampf zwischen Kapital und Arbeit das ganze Gewicht des Staates zu gunsten der Arbeit in die Wagschale zu werfen. Den Sozialdemokraten ist nunmehr jeder Grund genommen zu der Behauptung, daß der Staat der Gegenwart ausschließlich im Interesse der besitzenden Klassen arbeite. Es wird hier in Gestalt des Reichszuschusses der Staatskasse sofort eine Leistung von vorläufig 50 Millionen als einfache Zuwendung an die Arbeiter aufgebürdet und außerdem den Arbeitgebern durch die Pflicht, zu einem bedeutenden Bruchteile den Versicherungsbeitrag ihrer Arbeiter zu tragen, ein Opfer auferlegt, welches von vielen nicht ohne erhebliche Schwierigkeit getragen werden dürfte.

Daß das Gesetz trotz dieser intensiven Fürsorge für die Arbeiter von den Vertretern der Sozialdemokratie, die ja eine eigentliche Arbeiterpartei sein will, bis auf den letzten Augenblick energisch bekämpft worden ist, darf gleichwohl nicht Wunder nehmen.

Wenn Fürst **Bismarck** in seiner letzten durchschlagenden Rede hervorgehoben hat, daß es den Herren Bebel, Liebknecht und Genossen um nichts anderes zu thun sei als darum, Unzufriedenheit und Haß zu erregen, und die Meinung vertreten hat, daß mit einer allmäligen Befriedigung der berechtigten Wünsche der Arbeiter diesen Herren garnicht gedient sein würde, weil dann die Möglichkeit, zu agitieren und von der Agitation zu leben, aufhören würde — so ist das alles ja schon so oft ausgesprochen worden, daß es nichts auffallendes hat, um so weniger als die Richtigkeit der Sätze häufig auch von solchen nicht bezweifelt wird, die keinen Widerspruch erheben. Eigentümlich und auffallend ist aber, daß, während von den Sozialdemokraten bisher die Berechtigung des Vorwurfs bestritten wurde, sie wüßten nicht, was sie wollten, Herr **Bebel** die Korrektheit eines solchen Standpunkts jetzt auch grundsätzlich entschieden verteidigte. Er erklärte „kaltlächelnd," die Erregung von Unzufriedenheit sei allerdings sein Geschäft; aus der Unzufriedenheit gehe aller menschlicher Fortschritt hervor. Was die Sozialdemokraten an Stelle der gegenwärtigen Staatsordnung setzen wollten, gehe keinen Menschen etwas an. Er müsse zugeben, daß seine Partei über die positiv von ihr zu erstrebenden Ziele völlig uneinig sei.

Das Geständnis ist wertvoll. Es legt nahe das bekannte Wort des alten Oxenstjerna: „Du glaubst nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird" für die Gegenwart dahin umzukehren: „Du glaubst nicht, mein Sohn, wie wenig Verstand dazu gehört, den Regierenden Opposition zu machen."

Daß von heute auf morgen dies unglaubliche Bekenntnis zum reinen Demagogentum, zur politischen Propaganda für unbekannte Ziele, den Sozialdemokraten schaden könnte, ist leider nicht zu erwarten. Dazu ist die Partei zu alt und zu fest gefügt. Wohl aber ist zu hoffen, daß die Macht der Thatsachen im Laufe der Zeit ihre beredte Sprache dennoch reden und wenigstens denen, die sehen **wollen**, den Unterschied zeigen wird zwischen einer wohlwollenden Reform-Politik einerseits, die das Erreichbare wirklich giebt und andererseits dem Mundheldentum der Volksbeglücker, die garnicht daran denken, ihre unablässigen Versprechungen jemals zu erfüllen.

Ist aber der Abschluß der Versicherungsgesetzgebung ein erfreuliches Ereignis, so ist es nicht erfreulich, wenn einzelne Stimmen mit ihr die ganze Sozialreform für abgeschlossen ansehen. Nach zwei Richtungen bedarf diese unseres Erachtens der nachdrücklichen Ausgestaltung: einmal durch die vielbesprochene **Arbeiterschutzgesetzgebung**, welche womöglich sofort international durchzuführen wäre, und andererseits durch Fortsetzung der **Verstaatlichung** solcher Produktionsgebiete, welche ein großes öffentliches Interesse befriedigen. Vor allen Dingen müßte unseres Erachtens der Staat den gesamten **Kohlenbergbau** in eigene Verwaltung übernehmen. Die Schäden des Privatbetriebes sind bekannt genug; rücksichtsloser Raubbau, unvorsichtiger Betrieb, dem es auf Menschenleben nicht ankommt, wenn nur Geld verdient wird, Gefährdung unzähliger Industrieen, Abhängigmachung des ganzen Verkehrswesens von dem Gutdünken beliebiger Aktiengesellschaften u. a. m.

Von den unhaltbaren und traurigen Zuständen, welche das kapitalistische System gerade auf diesem Gebiete zeitigt, hat der abgelaufene Monat drastische Beispiele geliefert, beziehentlich an das erinnert, was längst allgemein bekannt war.

Angeregt durch den wirtschaftlichen Aufschwung auf allen Arbeits- und Erwerbsgebieten, der wie gewöhnlich mit Börsenschwindel, Gründungsfieber und unsinniger Kurstreiberei verbunden ist, nehmen überall die Arbeiter, wie es in ihrem berechtigten Interesse liegt, den Augenblick wahr, um Lohnerhöhungen durchzusetzen oder auch Verringerung der Arbeitszeit zu erzwingen. Auch die Bergleute haben es ihren meist unpersönlichen Arbeitgebern gegenüber ebenso gemacht und zunächst in Westfalen einen Streik ins Werk gesetzt, dessen vornehmstes Absehen die Wahrung der sogenannten achtstündigen Schicht war.

Der Streik ist merkwürdig genug verlaufen, wie bisher noch keiner vor ihm. Ließ schon die Planlosigkeit des Beginnens (ohne Abrede auch nur mit den anderen **deutschen**

Kohlenrevieren) darauf schließen, daß die Sozialdemokraten die Hand, zunächst wenigstens, nicht im Spiele hatten, so bestätigte sich dies im weiteren Verlauf der Dinge dadurch, daß eine Deputation der Bergleute sich nach Berlin begab und den Kaiser gewissermaßen selbst zum Schiedsrichter anrief. Die Grubenbesitzer konnten daraufhin nichts anderes thun, als sich gleichfalls an den Monarchen wenden, und so kam sehr bald ein Ausgleich zustande, mit dem beide Teile sich zufrieden erklärten. Leider scheint dann das Abkommen von den Grubenbesitzern nicht immer so gehalten zu sein, wie es hätte geschehen müssen, und in dem Augenblick, da wir schreiben, ist immer noch nicht mit Sicherheit abzusehen, ob der Friede dauernd werden oder der Krieg von Neuem ausbrechen wird. Wie dem auch sei — das Wichtige an der Sache ist weniger die Frage, wie in dem vorliegenden Einzelfall der Ausgleich gefunden wird, sondern die Erwägung, ob man es wirklich von dem Belieben einiger Aktiengesellschaften abhängig machen darf, daß die ganze Industrie und das ganze Verkehrswesen des deutschen Reiches eines Tages zum Stillstand kommt, nur deshalb, weil Schichtlohn und Dividende im Mißverhältnis stehen.

Wir möchten es fast für einen providenziellen Fingerzeig halten, daß in der Stunde, wo die Versicherungsgesetze unter Dach gebracht sind, ein Streik von der weittragendsten Bedeutung die Notwendigkeit nahe legt, sobald als möglich auf die Verstaatlichung des ganzen Kohlenbergbaues zu sinnen.

Geht es aber auf wirtschaftlichem Gebiete lebhaft und aufgeregt her, so ist es um so stiller in der Politik. Das Parteiwesen ruht fast ganz. Nur in der konservativen Fraktion ist ein Abkommen getroffen worden, dessen Zweck es ist, die vielen unliebsamen Streitigkeiten, welche durch die bisherige Haltung der „Konservativen Korrespondenz" hervorgerufen wurden, endlich zum Schweigen zu bringen. Je nach der redaktionellen Chiffre sollen die Artikel als parteiamtlich oder nicht bezeichnet werden. Im übrigen ist die bisherige kriegerische Leitung dieselbe geblieben, und wir fürchten daher auch auf Grund der neuesten Nummern, daß im wesentlichen alles beim alten bleiben wird. Die Natur des Preßgewerbes bringt es mit sich, daß der Leiter eines Organs weitgehende diskretionäre Vollmachten haben muß. Ihn bureaukratisch zu gängeln, ist völlig unmöglich. Die entscheidende Frage wird immer die bleiben, ob der Redakteur Takt hat oder nicht. Daß die „Konservative Korrespondenz" es bisher verstanden hätte, sich in der ohne Zweifel schwierigen Lage, eine zwiespältige Partei zu vertreten, richtig und glücklich durch Scylla und Charybdis zu winden, haben wir noch niemals behaupten hören; und wir können daher für die Zukunft nur wünschen, daß die Sache diplomatischer angefangen werden möchte als bisher.

* * *

Der wichtigen Entscheidung auf dem Gebiete innerer Reformen reihen sich erfreuliche Erfolge der auswärtigen Politik an.

Zunächst ein Besuch des Königs Umberto von Italien in Berlin, der in glänzender Weise verlaufen ist. Berlin und seine Bevölkerung wissen in solchen Fällen genau, was sie zu thun haben. Durch Intelligenz und Uebung haben sie einen sicheren politischen Instinkt für die auswärtigen Beziehungen — deren Beurteilung wesentlich auf dem natürlichen Gebiet liegt — erworben, während sie bekanntlich in den inneren Dingen, wo Recht und Sittlichkeit in ganz anderer Weise in Frage kommen, mit gleicher Sicherheit falsch zu urteilen pflegen. Das Berliner Publikum weiß ganz genau, ob ein fürstlicher Gast heiß, kalt oder lau empfangen zu werden verdient, und danach richtet es seine Beifallskundgebungen ein. Der Empfang des Königs Umberto ist nun ein so warmer gewesen, wie er der aufrichtigen Zuneigung dieses Monarchen und seines Landes für das deutsche Reich gebührt. Verstimmt bei Seite gestanden hat nur ein Teil der Katholiken, aber auch hier waren die Ansichten geteilt; die Reichstagsmitglieder haben ihren Standpunkt gewahrt, aber übrigens mitgemacht; unversöhnlich getobt hat nur, wie immer, die Presse. Besonders die „Germania" hat dem königlichen Gaste einmal über das andere das bekannte Sündenregister, die Politik des „Roma intangibile", vorgehalten. Zum Glück für die

„Germania" bleibt, was sie schreibt oder nicht schreibt, in der großen Politik fast unbeachtet; und so hat sie den Gast und Verbündeten ungestraft insultieren dürfen. Für jedes andere größere Blatt würde eine solche Haltung ganz andere Folgen nach sich gezogen haben. Der Fall zeigt übrigens wieder deutlich, wie ein- für allemal da, wo zwischen nationalen und papalen Interessen dem deutschen Katholiken ein Konflikt erwächst, der Ultramontanismus die Motive seines Handelns ausschließlich von jenseits der Berge nimmt.

Auch dafür, daß neben der politischen Unversöhnlichkeit die kirchliche Unersättlichkeit nebenhergeht, hat, wie wir hier beiläufig einschalten, der abgelaufene Monat ein neues Beispiel geliefert. In Baiern, wo ein gut katholischer Fürst gegenwärtig das Scepter führt, droht gleichwohl ein neuer Kulturkampf auszubrechen. Der Anlaß dazu ist von Seiten der Kirche in ziemlich frivoler Weise gegeben worden — ein unmotiviertes Rundschreiben der Bischöfe fordert ihn geradezu heraus. Um so mehr muß man wünschen, daß der Prinz-Regent fest bleibt, wie es denn einstweilen den Anschein hat, daß er garnicht gewillt ist, nach irgend einer Richtung hin die eigenen und die Rechte des Staates verkürzen zu lassen.

Einen eigentümlichen Nachhall hat die Monarchen-Zusammenkunft in St. Petersburg gehabt, wo der Zar in einem seltsamen Toast den bei ihm zum Besuch weilenden Fürsten Nikita von Montenegro als den „einzigen treuen und zuverlässigen Bundesgenossen Rußlands" gefeiert hat. Der Trinkspruch könnte komisch scheinen, wenn er fast so klingt, als werde der kleine Fürst der schwarzen Berge mit seiner Gefolgschaft von einigen Räubern für die einzige Hoffnung des großen Rußland erklärt. Aber er ist ernster als dieser Anschein. Die Thatsache, daß er gehalten und amtlich verkündet ist, deutet darauf hin, daß der Weltfriede nicht auf so sicheren Füßen steht, als man wünschen möchte, und daß man die europäische Isolierung in St. Petersburg schmerzlich empfindet. In der That ist dieselbe vollständig. Mit den Abenteurern an der Seine will man im „heiligen" Rußland nichts gemein haben, die Balkanstaaten nehmen zwar die reisenden Rubel gern in Empfang, wahren aber übrigens ihre Autonomie; und wo sonst wäre ein Freund? — Inzwischen hält man sich, um doch etwas zu thun, an die baltischen Provinzen, und die Russifizierung wird dort mit einer Brutalität fortgesetzt, die aller Beschreibungen spottet.

Wie der Königsbesuch aus Italien und der Dreibund, dem er dient, dem Frieden gewidmet sind, so ist es auch die immer noch tagende Samoa-Konferenz gewesen, die ihre Verhandlungen freilich recht langsam fortführt. Hin und wieder verlautet wohl in den Blättern, die Dinge hätten guten Fortgang. Die lange Dauer der Verhandlungen ist indessen nicht gerade geeignet, diese Gerüchte zu bestätigen. Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind, bleiben offenbar sehr große, da — die Quadratur des Zirkels — eine Regierung geschaffen werden soll, die neutral und stark zu gleicher Zeit ist. Alle Stärke gehört aber einstweilen ausschließlich den beteiligten Großmächten an; jede einzelne derselben ist aber nicht unparteiisch, sondern parteiisch.

Erfolgreicher als bisher die Konferenz, ist auf dem Gebiet der Kolonialpolitik Hauptmann Wißmann, der neue Gouverneur von Ostafrika gewesen. Mit einem nachdrücklichen Schlage hat er das deutsche Ansehen an der Küste zur Geltung gebracht. Das Hauptquartier der aufständischen Araber, das der bekannte Räuberhauptmann Buschiri kommandierte, hat er nach gründlicher Vorbereitung des Angriffs erstürmt und einen entschiedenen, nicht unblutigen Sieg erfochten. Zu beklagen ist nur, daß Buschiri entwischt ist und daher imstande sein wird, den Guerillakrieg fortzusetzen. Aus Wißmanns Berichten an den Reichskanzler geht übrigens hervor, daß er die bedeutenderen Küstenorte sämtlich befestigt und so langsam aber sicher den Deutschen zurückzuerobern gedenkt, was sie leider verloren hatten. Die Lage macht nunmehr den Eindruck, als sei der rechte Augenblick, nach Ostafrika zu gehen, gekommen. Unternehmungslustige Leute sollten jetzt zugreifen, wo mit wenig Mitteln noch viel zu machen ist und möglicherweise

bald große Gewinne erzielt werden können, wenn durch Sicherstellung von Person und Eigentum der Boden für die Civilisation bereitet wird. — Dr. Peters scheint weniger glücklich und mit seiner Emin-Expedition auf überaus große Schwierigkeiten zu stoßen. Er ist bisher nicht aufgebrochen, und es bleibt wohl fraglich, ob er Geld und Mannschaft findet, um überhaupt noch aufbrechen zu können.

* * *

Die Luxemburger Frage hat einen vorläufigen Abschluß bekommen, der unerwartet und einerseits bedauerlich, aber andererseits auch nicht ohne eine gewisse Komik ist. Herzog Adolf von Nassau hat unter unliebsamen Auseinandersetzungen mit dem kranken Monarchen den Thron wieder räumen müssen, auf dem er eben mit einem nicht unerheblichen Aufwand von Feierlichkeit Platz genommen hatte.

Der König von Holland ist zwar nicht genesen, hat sich aber doch derart erholt, daß er selbst wieder die Regierung übernehmen und den vorzeitigen Nachfolger sehr entschieden auffordern konnte, das Feld zu räumen. Eine Schuld an dem ganzen Vorgang trifft naturgemäß nur die Aerzte, die der von ihnen vertretenen Wissenschaft, deren Ansprüche heutzutage bekanntlich nicht immer bescheidene sind, ganz besonders wenig Ehre gemacht haben.

* * *

Frankreich hat am 5. Mai seine Ausstellung zur Feier der Revolution von 1789 eröffnet. Mit mehr Charakter, als man im ganzen den modernen Monarchieen zutrauen sollte, hat sich doch erfreulicher Weise keine derselben auch nur durch Regierungsvertreter an der Eröffnung beteiligt. Von Monarchen persönlich werden im Lauf des Sommers nur Kalakaua und der Schah von Persien zum Besuch erscheinen, deren Besuch dem Legitimitätsprinzip ihrer Heimat nicht präjudizieren dürfte. — Im übrigen ruht auch in Paris die Politik, soweit sie nicht Finanzpolitik ist. Denn die Zinsen der über 30 Milliarden betragenden Staatsschuld müssen aufgebracht werden, trotz Eiffelturm und Ausstellung. Boulanger verhält sich ruhig. Nur hin und wieder sorgt ein kleiner Kammerskandal dafür, ihn nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen.

Kirche.

In einer Zeitschrift, welche seit Jahr und Tag in Leipzig erscheint, in der „Christlichen Welt“, hat Professor Kaftan-Berlin eine Artikelreihe über „Glaube und Dogma“ veröffentlicht. Die Artikel knüpfen an ein jüngst erschienenes Buch an, verfaßt von Superintendent Dreyer in Gotha, der, soviel wir wissen, Mitglied des Protestantenvereins ist. Sein Buch führt den Titel: „Undogmatisches Christentum, Betrachtungen eines deutschen Idealisten“; er vertritt darin die Forderung, welche der Titel ausspricht. Wir lasen zunächst die Kaftan'schen Artikel; aber sie machten uns wenig klüger. Sie sind derart weitschweifig, wortreich und unbestimmt, mit einer Hand nehmend, mit der anderen gebend, daß man sich am Schluß der Lektüre unwillkürlich fragt: was will eigentlich Professor Kaftan? Er will das alte Dogma stehen lassen und doch auch wieder beseitigen, und er will ein neues Dogma schaffen, das nach seinen eigenen Erklärungen in der Hauptsache schließlich doch auch nichts anderes enthalten kann, als das alte.

Da nun aber, wie gesagt, Kaftans Kritik sich als Rezension eines Buches darstellte, das wir auch anderweitig bereits mit relativer Anerkennung hatten nennen hören, so haben wir Einsicht in Dreyers „Undogmatisches Christentum“ genommen, und können nur bestätigen, daß die Form desselben eine blendende und dialektisch äußerst geschickte, die Kritik sogar in vieler Hinsicht bedeutend genannt werden kann.

Was will Dreyer?

Seine Absicht geht aus der „Einleitung“ hervor. Dieselbe lautet:

„Daß die Verfassung der evangelischen Kirche keine vollkommene ist und ihre gottesdienstlichen Einrichtungen der Besserung bedürfen, unterliegt keinem Zweifel. Der Grundschaden aber, unter welchem ihre Glieder leiden, ist viel tiefer zu suchen. Er ist dieser: In weit größerer Ausdehnung, als die Theologen es sich einzugestehen wagen, sind die Gemeinden dem dogmatischen Christentum entfremdet. Dennoch will unser Volk mit Entschiedenheit ein christliches Volk bleiben. Eine Möglichkeit aber, wie dem Christentum die ganze Fülle und Tiefe seines religiösen Gehaltes auch ohne das Dogma gewahrt bleiben kann, sieht es nicht.

Dieser Zwiespalt in dem heiligsten Gebiet der Seelen reibt viele edle Volkskräfte auf. Wer hier helfen kann, einen Ausweg zu finden, der darf nicht schweigen, oder er macht sich einer schweren Unterlassungssünde schuldig. Solchem Gerichte möchte der Verfasser durch die nachstehenden Betrachtungen entgehen. Auf dankbares Verständnis rechnet er vorläufig nur bei wenigen. Denn das heimlich um sich greifende Uebel wird von den meisten nicht erkannt, und die Versuche, zu seinem Sitz hindurch zu dringen, sind schmerzhaft. Sie stoßen deshalb auf heftigen Widerstand.

Die große Mehrzahl der Geistlichen vertritt heutzutage mit mehr oder weniger Entschiedenheit die Ansicht, daß das überlieferte Dogma die notwendige Form des Glaubens sei. Wer das erstere nicht annehme, der habe auch den letzteren nicht. Diesen tritt eine kräftige Minderzahl entgegen, welche die verpflichtende Geltung des Dogma bekämpft. Das Evangelium von der erlösenden Liebe Gottes in Christo wollen sie alle verkündigen, aber die einen behaupten, die anderen bestreiten, daß diese Verkündigung unlöslich mit dem Dogma verwachsen sei. Was nun bei diesen Streitigkeiten auf beiden Seiten gewöhnlich fehlt, das ist die psychologische Erkenntnis der Gründe, welche das hartnäckige Festhalten der Orthodoxen am Dogma veranlassen. Die Gegner verstehen einander nicht, sie verstehen auch häufig sich selbst nicht. Deshalb kommt der Streit zu keinem Ziel."

Verfasser will nun nach den Gründen suchen, warum immer noch so viele einer angeblich überwundenen Orthodoxie in die Arme getrieben werden; er will dann zeigen, worin der Konflikt der Orthodoxie mit den „unwiderleglichen" Ergebnissen der Wissenschaft besteht, und welche teils radikale, teils vermittelnde Versuche gemacht worden sind, den Konflikt zu lösen; endlich darlegen, wie der „deutsche Idealist" sich die Zukunft denkt.

In alle Einzelheiten dem Verfasser zu folgen, würde selbstredend den Raum dieses Berichts weit überschreiten, obschon es interessant genug wäre. Genug, daß der Verfasser die Unsterblichkeit der Orthodoxie in erster Linie auf die Thatsache zurückführt, daß religiöse Gewißheit ein Postulat des frommen Gemüts sei. Diese Gewißheit biete die Orthodoxie — objektiv in falscher Weise, aber doch subjektiv Gewißheit.

Zu diesem ersten Postulat der religiösen Gewißheit kommen andere hinzu, diejenigen der Autorität, der Pietät, des Mysteriums u. a. m. Alledem kommt die Orthodoxie viel bestimmter entgegen, als der kirchliche Liberalismus, der die Antwort auf eine Fülle von Fragen dahingestellt sein läßt.

Wir schalten hier zunächst ein, was Verf. unter Orthodoxie versteht: „Dieselbe", sagt er, „erkennt die moderne Weltanschauung (was ist das?) nicht an. Sie leugnet ihre Wahrheit und Berechtigung. Ueber das Verhältnis von Gott und Welt haben die Reformatoren des 16. Jahrhunderts das entscheidende Wort gesprochen. Die von ihnen ausgegangenen kirchlichen Bekenntnisschriften sind unantastbar, das Panier der Wahrheit für die fernsten Zeiten. Was diese Männer gelehrt, haben sie aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments als aus der wiederentdeckten Himmelsquelle geschöpft. So muß denn vor allem diese Quelle rein erhalten werden. Die Lehre der Schrift ist Wahrheit, buchstäbliche, unumstößliche, absolute Wahrheit. Was geschrieben steht, das gilt. Wer darf sich erkühnen, das Wort Gottes zu meistern? Alle menschliche Vernunft hat sich ihm zu unterwerfen. Der gesamten Schrift- und Kirchenlehre aber liegt die Vorstellung von einer himmlischen Welt über dieser irdischen zu Grunde, in welcher



Vorgänge höherer und doch ähnlicher Art sich abspielen wie auf Erden: ein innerhalb der Gottheit zwischen den verschiedenen Personen derselben gefaßter Ratschluß, ein Herabsteigen der einen dieser Personen auf die Erde, ein Hereinragen der höheren Welt in die niedere unter häufiger Durchbrechung des natürlichen Zusammenhanges der letzteren, ein ganz menschlich gedachter Verkehr der Gottheit mit den Menschen, ein Hinaufsteigen der Frommen nach dem Tode in jene höhere Welt. Aber auch aus dunklen Tiefen ragt die Welt des Bösen in das Erdenleben herein. Der Mensch ist zwischen beide gestellt. Von beiden Seiten wird um seine Seele gekämpft. Auch die Vorgänge in jener unteren Welt, ihre Bewohner und Zustände, werden nach Analogie des Irdischen geschildert. Durch den Opfertod des Sohnes Gottes, der die Sünden der Welt trug, hat der Himmel zwar die Hölle überwunden, aber für den einzelnen Menschen gilt es doch immer noch die große Entscheidung. Er ist mitwirkend und leidend in dem ungeheuren Drama, welches Himmel, Erde und Hölle umspannt, und wenn in der Vollendung einst der jetzige Zustand der Dinge aufgehört haben wird, ist je nach seinem Glauben oder Unglauben auf Erden sein Los für die Ewigkeit gefallen, unabänderlich, Seligkeit oder Verdammnis, Himmel oder Hölle."

Die Orthodoxie nach dieser Schilderung unterwirft Verf. dann sofort der folgenden Kritik: „Die Großartigkeit dieser ganzen Anschauung ist unbestreitbar. Der Scharfsinn und Tiefsinn, womit die orthodoxen Dogmatiker innerhalb des Rahmens dieser Anschauung das kirchliche Lehrsystem ausgebildet haben, verdient ungeteilte Bewunderung. Nur ist freilich ebenso unbestreitbar, daß die Gegenwart infolge der geistigen Errungenschaften der drei letzten Jahrhunderte, welche ihr gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen sind und an welchen jeder teilnimmt, ob er es will oder nicht, sich in jene ganze Weltanschauung schlechterdings nicht mehr zu finden vermag. Der moderne Mensch kann den reformatorischen Bekenntnisschriften, die er als ein Erzeugnis der großen historischen Bewegung jener Tage verstehen gelernt hat, keine absolute Geltung zugestehen. Er kann die Bibel, deren menschlichen Ursprung ganz nach Art aller übrigen litterarischen Erzeugnisse des Altertums die Wissenschaft unwiderleglich erwiesen hat, nicht als eine unmittelbare Kundgebung Gottes anerkennen. Er kann überhaupt die Vorstellung eines direkten, wunderhaften Eingreifens Gottes in den irdischen Weltlauf sich nicht aneignen. Sinnige mythische Erzählungen, deren geistigen Gehalt es zu ergründen gilt, sind ihm die Wunderberichte der Bibel, nicht aber Berichte von einem wirklichen Geschehen in der Sinnenwelt. Namentlich bildet die Einheit der ganzen Welt so sehr die Voraussetzung des gesamten Denkens der modernen Menschheit, daß ihr zwar ein Wirken des Geistes Gottes, der von innen heraus die Natur als sein Werkzeug benutzt, verständlich gemacht werden kann, nicht aber ein Wirken Gottes von oben herab aus einer anderen Welt, das in naturhafter Weise sich vollzieht, ohne doch an die Entwickelung und den Causalnexus des irdisch-natürlichen Geschehens gebunden zu sein."

Aus dieser Kritik leuchtet ein, daß Verf. seinerseits einen Standpunkt einnimmt, der von Orthodoxie allerdings recht weit entfernt ist. Gleichwohl schließt er seine Kapitelreihe über die verschiedenen Arten der Orthodoxie — darunter ist auch eins „die heuchlerische Orthodoxie" überschrieben, während das Gegenstück „der heuchlerische Liberalismus" leider fehlt — mit folgender Apostrophe an diejenigen, die „zugleich streng orthodox und streng religiös" sind:

„Euch aber gehört meine tiefste Sympathie, ihr Männer und Frauen, die ihr streng orthodox und streng religiös zugleich seid, denen beides unzertrennlich eins ist. Wie oft habe ich euer schroffes Verhalten als den Ausfluß eines liebeglühenden Herzens erkannt, und selbst euer Zorn gegen uns, die Ungläubigen, ist nur die Kehrseite der Liebe. Ihr seid Prediger in der Wüste, aber die Nähe des Messias giebt euch Mut. Ihr lehrt, was die Welt zum Spotte reizt, aber ihr duldet diesen Spott wie Jünger des Herrn. Für ihn, nicht für euch wollt ihr die Seelen der Menschen gewinnen, das macht euch zu allen Entbehrungen und zu allem Widerstande stark. Euch gehört meine

tiefste Sympathie, denn die Entschiedenheit hat mir von jeher das Herz abgewonnen. Die Hand möchte ich euch reichen, aber ihr schlagt nicht ein, sondern wendet mir den Rücken. Das muß um der Wahrheit willen ertragen werden, wie vieles. Aber ich sage euch, wir werden uns wiederfinden. Gerade weil unsere Wege völlig auseinandergehen, darum müssen sie sich wieder vereinen. Auch die geistige Welt ist nicht, wie ihr meint, eine Ebene: ihr dahin und wir dorthin, auf ewig auseinander; sondern auch sie hat Kugelgestalt, und die sich hier entschieden den Rücken kehren, werden sich am leichtesten wiederschauen von Angesicht zu Angesicht, wenn sie beide nur ausdauernd genug sind. Und dann wird euer Auge nicht mehr von Zorn leuchten, sondern nur noch von Liebe. Dann werden wir beiderseitig uns dessen bewußt sein, daß die Liebe zu demselben Erlöser in unserem Herzen geglüht hat, und daß wir aus demselben himmlischen Friedensquell geschöpft haben. Allein aus Gnaden durch den Glauben selig, ohne unser Werk und Verdienst: das war euer Siegespanier wie das unsere. Mit dem irdischen Wesen sind alle Dogmen dann untergegangen in den feurigen Kern der Liebesgemeinschaft mit dem Erlöser und durch ihn mit Gott. Euch waren sie auch hier schon von dieser innersten Glut durchleuchtet. Darum wolltet ihr keinen Strahl aus dem vollen Kranze missen. Uns aber standen sie vielfach im Wege, wenn wir sehnsuchtsvoll vordringen wollten, das Kleinod unserer Kirche zu ergreifen. Am seligen Ziele werden wir nur noch ein Lächeln haben über die verschiedenen Weltanschauungen, die auf dem Wege uns getrennt. Denn die Welt ist dann nicht mehr, und wir sind verbunden für immer in der Anschauung Gottes."

Gewiß — unser Wissen ist Stückwerk. Und wenn es sich nur um theoretische Weltanschauungen handelte, so ließe sich handeln. Aber nicht diese sind in Rede, sondern die uralte Frage: „Wie dünket euch um Christo?" Und wenn nun jeder einzelne Mensch die Erfahrung machen kann: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich", und eine bald zweitausendjährige Kirchengeschichte den Beweis liefert, daß die Frucht des Christentums, die werkthätige Nächstenliebe, sich immer nur da gefunden hat, wo nicht arianisches, sondern mehr oder weniger „dogmatisches" Christentum sich fand, so wird auch Herr Dreyer in dem Sinne, wie er es hofft, die Kirchengeschichte ganz gewiß nicht vorwärts schieben.

In anderem Sinne hat das Buch ohne Zweifel seine Bedeutung. Gleichzeitig mit demselben liegen vor uns eine Anzahl anderer Schriften.

Kirchliche Fragen der Gegenwart von Chr. Dietrich. (Kassel. Verl. Ernst Röttger.) S. 130.

Ueber das Wesen und die Aufgabe einer bibelgläubigen Theologie von Prof. D. Rob. Kübel. (Stuttgart 1889. Verlag v. J. F. Steinkopf). Preis 80 Pf. S. 68.

Diese Bücher gehören alle in eine Kategorie, weil sie sich alle im Wesentlichen mit dem Formalprinzip der evangelischen Kirche beschäftigen. Einzelne behandeln auch anderes, wie das Dietrich'sche Buch, aber das wichtigste Thema bleibt überall die Frage nach dem rechten Formalprinzip für die Kirchen der Reformation. In den genannten Schriften finden wir die äußerste Linke in dem Dreyer'schen Buch, die äußerste Rechte in dem Dietrich'schen und die besonnene Mitte in dem Kübel'schen vertreten.

Dietrich steht auf dem Boden der unbedingten Verbalinspiration. Nicht nur als Ganzes, sondern auch so ziemlich in allen einzelnen Angaben ist ihm die Bibel Gottes Wort und untrügliche Quelle aller Frömmigkeit und Erkenntnis. Dreyer würde ihn ohne Zweifel der Orthodoxie zuzählen. In Wahrheit neigt er, besonders in seinen Ansichten von der Kirche, die er wenig objektiv auffaßt, mehr dem Pietismus zu.

Ist sein ganzes Buch mehr praktisch gerichtet, beklagt er lebhaft den Tod so vieler Glieder der Kirche und entbehrt er Kräfte des Geistes, Wunder und Weissagung, so unterschätzt er andererseits, wie sehr die moderne Kritik an dem Verfall schuld ist. Oder

richtiger: er klagt, daß die jungen Theologen mit derselben befaßt werden, und zwischen den Zeilen ist zu lesen, daß er ihnen gern die volle Naivetät der Jugend erhalten möchte. So heißt es: „In welche innere Kämpfe die ‚wissenschaftliche Bibelkritik‘ manchen studierenden Jüngling hineintreibt, ist bekannt. ‚Ach‘, sagte mir einst ein solcher, ‚wenn ich die Bibel doch noch mit der Naivetät lesen könnte wie damals, als ich noch in Ihrer Bibelstunde saß!‘ Und ein Kandidat der Theologie, dem ich einige Stellen aus dem Evangelium Johannis gegen seine Zweifel anführen wollte, entgegnete: ‚Ich muß Ihnen leider sagen, daß solche Stellen aus dem Evangelium Johannis für mich keine Beweiskraft haben. Ich kann nicht glauben, daß Jesus das gesprochen hat, was ihm in diesem Evangelium in den Mund gelegt ist.‘“

So beklagenswert es an sich gewiß ist, wenn ein junger Theologe in den Zweifeln stecken bleibt, so wünschenswert ist es doch unseres Erachtens, daß er sie alle bis auf den letzten kennen lernt. Kann er später die Zweifel der Gebildeten in seiner Gemeinde nicht bannen, so wird er als Geistlicher diesen Schaden schwer genug empfinden.

Das freilich ist nötig, daß, wer den Schüler in die Kritik einführt, ihm auch den Ausweg zeigt und die haltbare Stellung. Eine solche finden wir in dem Kübel'schen Buch.

Kübel sagt, nachdem er kritische Anfechtungen des Buches Jesaja 40—66 angeführt: „Aber das Wichtigste ist die unbedingte Festhaltung der Gottes- und Wahrheitsautorität eines solchen Buchs nach seinem Gesamtinhalt und Geist, die religiös-ethische Beugung unter dasselbe. Dieser Punkt ist überhaupt, auch für unsere Stellung zu sonstigen modern-kritischen Fragen, namentlich auch betreffend die mosaischen Bücher, der entscheidende. Wie wir schon einmal in anderem Zusammenhang gesagt, so bitten wir auch in dieser Beziehung jeden, welcher etwa mit einem Vertreter solch moderner Ansichten, z. B. über den Pentateuch verhandelt, er möge doch denselben dazu nötigen, ihm auf die Frage unumwunden Antwort zu geben: wie stehst du zum Inhalt der betreffenden Schrift? glaubst du, mag's mit der Verfassersfrage im einzelnen und ganzen stehen wie es wolle, an die Wahrheit und göttliche Gültigkeit des darin uns Uebermittelten so, wie Jesus und die Apostel daran geglaubt haben? Wenn selbst Männer, wie Delitzsch (in seinen pentateuchkritischen Untersuchungen), der modernen Kritik sehr viel zugegeben haben, so vergesse man nicht, daß sie ihren Glauben an den gottgegebenen Inhalt und dessen Wahrheit nicht aufgegeben haben. Und das ist der tiefgehende, gewiß prinzipielle Unterschied zwischen ihnen und den eigentlichen Schülern der modernen Kritik, welche, mehr oder weniger, mit der Form, mit der litterarischen Anschauung vom Buch auf die Sache, die vom Neuen Testament und der ganzen Schar der Glaubigen „geglaubte“ Geschichte und Lehre des Alten Testaments als Wahrheit drangegeben haben. Da ist das Gegenteil von Schülerverhältnis zum Alten und in erster Linie zum Neuen Testament vorhanden. Und das, diese religiös-sittliche Position scheidet uns. Und niemand wird doch leugnen, daß diese unsere Position die unserer evangelischen Kirche ist.“

Einen vollen Gegensatz zu ihm bildet Dreyer. Was dieser will, haben wir oben angedeutet. Und wir denken, es erhellt schon aus dem Angeführten, daß, so groß auch vielfach der Schein der Klarheit und Folgerichtigkeit in seinen Ausführungen ist, diese Vorzüge sich bei näherem Zusehen doch eben nur als Schein erweisen. Gewiß. Pectus facit theologum. Und es hat ausgezeichnete Christen auf Grund sehr verschiedener Dogmatik gegeben. Aber die christliche Frömmigkeit und die christliche Erkenntnis, den Glauben als solchen und das System völlig trennen zu wollen, bleibt trotz alledem ein ungeheuerliches Beginnen. Sicherlich ist das Christentum nicht als System und nicht als Lehre in mittelbarer Weise, sondern in unmittelbarer Weise in der Person des Heilands in die Welt getreten; und die religiöse dieser Person geleistete Nachfolge ist das Christentum. Es ist nun aber doch ganz undenkbar, daß diese Nachfolge von irgend einem denkenden Menschen geleistet werden könnte, ohne daß er vorher die Frage gestellt: wer ist der, dem ich nachfolgen soll? Menschensohn oder Gottessohn? Ein Gestorbener oder der

Auferstandene? Welche Pflichten legt mir die Nachfolge auf? d. h. es erheben sich sofort **dogmatische** Fragen, welche teils auf geschichtlichem Gebiet, teils auf demjenigen der Lehre liegen. Was antwortet Dreyer? „Der liberale Pastor" — sagt er „befindet sich auf gleichem Niveau mit seiner Gemeinde. Er hat sich sein Leben lang mit der religiösen Frage beschäftigt und kann als der Kundige die Gemeinde belehren und auf den rechten Weg weisen, aber in sehr vielen Fällen kann er **nicht** sagen: das **ist so**, ist über allen Zweifel und alle Untersuchung erhaben, sondern nur: es ist nach **meiner** gewissenhaften Ueberzeugung so. Diese letztere Instanz ist dem Orthodoxen nur von untergeordneter Bedeutung, dem Liberalen ist sie die höchste Instanz. Er wird **mit** den Denkenden in der Gemeinde schwierige Fragen nochmals prüfen, Bedenken mit Gründen zu widerlegen suchen, und daraus kann sich ein sehr schöner Verkehr gemeinschaftlichen Ringens nach immer vollerer Wahrheitserkenntnis bilden, wie er in orthodoxer Atmosphäre niemals gedeihen kann."

Sehr schön bei Erwachsenen. Aber wie macht sich nun das „gemeinschaftliche Ringen nach immer vollerer Wahrheitserkenntnis" bei Kindern? Der skeptische Subjektivismus als höchste Instanz ist völlig unverwertbar für die Fortpflanzung des Christentums. Will man einem Kinde christlichen Glauben beibringen, so kann man doch nicht nur erbaulich und ethisch, sondern man muß auch dogmatisch verfahren. Der Zweifel wird niemals Begeisterung, wird keine Jesusliebe und darum auch keine Nächstenliebe wecken. Hier liegt der Schlüssel zur öden Unfruchtbarkeit des Protestantenvereins.

Merkwürdigerweise findet sich übrigens bei Dreyer trotz seiner Scheu vor Dogmen **Ein** Dogma als petitio principii vorweg genommen, das Dogma nämlich, daß Wunder unmöglich sind. Die moderne Naturforschung soll das bewiesen haben. Uns erscheint diese letztere Annahme merkwürdig. Was in aller Welt hat die neue Naturforschung über Wunder anderes festgestellt als die alte? Die Naturgesetze, denen sie widersprechen, kannte man schon im Altertum. Noch merkwürdiger aber verbindet Dreyer mit seiner grundsätzlichen Wunderleugnung die Behauptung, daß es ihm möglich sei, zu beten. Diese Behauptung ist uns geradezu unverständlich. Gebet ist unseres Erachtens nur denkbar, wo man an die Weltregierung Gottes glaubt und daran, daß diese Regierung eine ununterbrochene Kette von Entschließungen und Fügungen ist, die auch menschlicherseits beeinflußt werden können. Ob es sich dabei um sogenannte Vorsehungswunder oder um „Mirakel," wenn wir den Ausdruck gebrauchen sollen, handelt, ist prinzipiell gleichgültig. Wer betet, muß doch wenigstens an die Möglichkeit der Vorsehungs-Wunder glauben, und wer solche erlebt hat — und wo ist ein Christ, der noch keine erlebt hätte? — wird weiter schwerlich daran zweifeln, daß es Gott dem HErrn ein Kleines ist, auch sogenannte „Mirakel" zu thun, z. B. einem Kranken auch heute noch die Genesung zu schenken, entgegen allen Gesetzen der Natur, altbekannten sowohl wie neu entdeckten. Ist wirklich Gott der Gesetzgeber der Natur, warum sollte er nicht noch höhere Gesetze haben, deren Kenntnis er uns verborgen hat? Wie führen die Naturforscher den Beweis, daß es das Ganze der göttlichen Gesetzgebung ist, das unserer Beobachtung unterliegt?

Können wir also nicht an Dreyers Dogma und er nicht an das **unsere** glauben — auch nicht, soweit es sich um Sätze der stehenden und fallenden Kirche handelt — so wird es allerdings dabei bleiben, daß wir in die gebotene Hand nicht einschlagen, vielmehr in entgegengesetzter Richtung unsere Straße ziehen.

An die Kugelgestalt der geistigen Welt glauben wir freilich nicht. Was aus dem Einzelnen wird, steht in Gottes Hand. Daß aber objektiv liberale und positive Theologie die Gesamtheit zu gleichem Ziele führen könnten, halten wir für ausgeschlossen.

Vor uns liegt auch ein Vortrag, der das annimmt. Er führt den Titel:

Die Bedingungen friedlichen Zusammengehens der verschiedenen kirchlichen Richtungen. Vortrag, am 15. Januar 1889 im Hamburger Protestantenverein gehalten von Pastor **Johannes Cropp** Dr. (Hamburg, Paul Jenichen.) 1889.

Der Vortrag ist von wohlthuender Wärme und Versöhnlichkeit. Er konstatiert mit Recht die Thatsache, daß die Liberalen positiver geworden sind und die Positiven der Kritik Zugeständnisse machen. Wenn er aber schließt, daß nach dem Beispiel der Apostel Petrus und Paulus auch jetzt eine gegenseitige Anerkennung stattfinden soll, so unterschätzt er doch die Bedeutung dessen, was damals und was heute trennt.

Auch zwischen unserer und der liberalen Stellung zur Schrift ist eine Kluft befestigt, über welche keine Brücke hinüber führt. Sie läßt sich kurz in die Frage fassen, ob man als Schüler oder als Meister an das Heilige und Geistliche in der Bibel herantritt, ob man auch unter den weitgehendsten Zugeständnissen an die Kritik, unter Anerkennung der litterarischen und historischen Auffassung im Gegensatz zur mechanischen, die Bibel als die magna charta der Beziehungen Gottes zur Menschheit festhält, als Quelle einer in sich geschlossenen Weltanschauung, in deren Centrum Christus steht. Das Maß der Konzessionen, welche der Kritik gemacht werden, wird immer ein schwankendes sein. Nicht auf die Größe desselben kommt es uns an, sondern darauf, ob die Grenze überschritten ist, welche zwischen „positiver" und „negativer" Theologie besteht. Daß auch diese Grenze niemals durch formulierte Thesen mit Messerschärfe wird gezogen werden können, geben wir zu. Sie hat das mit allen anderen Grenzen im Reiche Gottes gemein. Und Gott der HErr hat es weislich so eingerichtet, daß niemals ein Mensch behaupten kann in äußeren Formen, in Tradition oder Bekenntnis oder Verfassung den heiligen Geist festgehalten zu haben, sondern daß jeder Christ und jede Kirche für immer sich legitimieren muß durch Geist und Kraft und durch Werke der Liebe.

Dreyer selbst ist Zeuge dafür, wie wenig Gewähr auch das klarste Bekenntnis giebt. Er braucht die traditionelle Terminologie der Kirche ununterbrochen in einem Sinn, den sie nicht hat; er spricht vom lebendigen Christus und er meint den toten. Aus alledem folgt aber unseres Erachtens nicht, daß man neue Dogmen machen soll, wie Kaftan, oder undogmatisch werden wie Dreyer. Christus regiert je und je seine Kirche selbst. Trauen wir ihm zu, daß Er ihr zu jeder Zeit zu dem richtigen Ausdruck ihres Glaubens verhelfen wird und sorgen dafür, daß sich diese seine Kirche ihren Lebensgesetzen gemäß selbständig bewegen kann, dann trägt sie ihr Korrektiv in sich selbst.

Ist's Gottes Werk, so wird's besteh'n,
Ist's Menschenwerk, wird's untergeh'n.

Und was von der Kirche gilt, gilt auch von der Schrift. Mögen immer neue Thatsachen über ihre Entstehung ermittelt, immer mehr Widersprüche gefunden, mögen im Alten Testament sagenhafte Abenteuerlichkeiten, im Neuen Testament die Einflüsse der griechischen Philosophie aufgedeckt werden — bleiben wird sie doch, was sie Tausenden durch die Jahrtausende hindurch gewesen, die Kraft im Leben, der Trost im Sterben. Verbum Dei manet in aeternum!



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Nachfolge Bismarcks. Von Ludwig Bamberger. Vierte Auflage. (Berlin, W. Rosenbaum und Hart.) 1889. 43 S. 0,80 M.

Ueber alle möglichen großen Tagesfragen erhalten wir — oder vielmehr ursprünglich die Leser der „Nation" (der auserwählten Nation?) — eine ziemlich planlose Aneinanderreihung von Betrachtungen, die sich naturgemäß alle um den Reichskanzler gruppieren und ausgehen von der Frage dieser Succession, wie sie durch den bekannten Artikel der Hamburger Nachrichten und seinen Abdruck in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Fluß gekommen ist. Daß dabei gleich von vornherein Herbert Bismarck in eine für ihn wenig schmeichelhaften Parallele gestellt ist mit William Pitt und ihm das Recht zugesprochen wird, die Leute, die ihm den Schabernack anthun ihn mit dem jüngeren Pitt zu vergleichen, „wegen jüngerer Bismarckbeleidigung zu verklagen, wenn er nicht, wie zu hoffen, vorzöge, wenigstens auch in diesem Stücke dem Vater nicht zu gleichen," ist nur eine zufällige Bosheit, wie sie Herrn Bamberger in seinem Schmerze darüber, daß „der jüngste Minister mehr Respekt einflößt als der tüchtigste Mann ohne Bestallung," gewiß nur gegen seinen Willen entschlüpft. Die sonstigen Schmerzen Herrn Bambergers, die Tagebuchgeschichte, Morier, der Welfenfonds, der „finstere Wahn vergangener Zeiten" (auf deutsch: Antisemitismus) finden alle in anmutiger Unordnung ihre sachgemäße Verwendung. Den größten Jammer aber preßt ihm die Thatsache aus, daß der Politik des Bürgertums in der modernen Welt überhaupt die schwierigste Aufgabe zugefallen ist und daß „der Grund zu einem festen Bollwerk selbständigen und selbstbewußten Bürgertums immer mehr untergraben wird." Wen denkt sich Herr Bamberger als naturgemäßen Führer dieses selbstbewußten Bürgertums? Doch nicht am Ende Leute, die einem ganz anderen Volke angehören? — In hohem Grade taktlos ist die Art, in welcher S. 8 und 9 der Gesundheitszustand Bismarcks besprochen wird, wenn auch Herr Bamberger erfreulicherweise zu dem Resultate kommt, das er geschmackvoll folgendermaßen zusammenfaßt: „Man kann getrost sagen, die Natur hat dem Kanzler 10 Points vorgegeben."

Als geistreicher Kopf der Partei verfehlt Herr Bamberger nicht, seine Arbeit reich mit imponierenden Citaten zu schmücken. Von Klassikern finden wir Thucydides, Seneca, Pascal, Bossuet, Sir Francis Bacon, Richelieu, Daniel Defoe und Commines citiert. Außerdem wird noch einer unserer besten Publizisten angeführt, den Herr Bamberger jedoch leider nicht das Recht hat, vor der Oeffentlichkeit zu nennen mit seinem Citat, und eine Prophezeiung Twestens erwähnt, wie es in Deutschland einst aussehen würde, wenn der damalige Graf Bismarck noch 10 Jahre lang das Regiment geführt hätte. Zum Bedauern des Lesers kann Herr Bamberger dieselbe nicht ausplaudern. Für eine Arbeit von vierzig Seiten macht sich eine solche Gelehrsamkeit und Fülle verborgenen Wissens gar nicht übel.

„Egoismus geht im Kampf ums Dasein über Verstand, ist vielmehr der Verstand selbst," sagt Herr Bamberger S. 19. Ein ausgezeichnetes Geständnis! Herr Bamberger und seine Parteigenossen, die meistens ein und demselben Volke, der „Nation" angehören, dem der Kampf ums Dasein bis jetzt recht gut bekommen ist, zeichneten sich von jeher durch diese Art „Verstand" aus. Trotzdem ist die kleine Schrift über die Nachfolge, trotz ihres gelehrten Anstrichs, gerade nicht übermäßig gescheidt geschrieben. Aber „sein bestes läßt man nicht drucken" steht S. 17 zu lesen. Das

stimmt! Denn was Herr Bamberger hier hat drucken lassen, gehört allerdings nicht zu seinem besten. Sch.-K.

2. Kirche.

— **Die hauptsächlichsten Unterscheidungslehren der evangelisch-lutherischen und römisch-katholischen Kirche.** Sieben Vorträge, gehalten von Dr. Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum, Dr. Th. Hoppe, Pastor zu Barkhausen, Wilhelm Walther, Pastor zu Cuxhaven, L. H. Ihmels, Pastor zu Detern, Stölting, Superintendent zu Diepholz, A. Crome, Pastor zu Müden. (Braunschweig, Hellmuth Wollermann.) 1888. 244 S. gr. 8°. 2 Mk. (Jeder Vortrag auch einzeln à 30 Pf., nur derjenige Walthers von der Beichte 60 Pf.)

Von den letzten Dingen. Vier Vorträge, gehalten in Hannover von Dr. Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum; Bodo Sievers, Superintendent in Gr. Berkel und Dr. Rudolf Steinmetz, Superintendent zu Göttingen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1888. 78 S. gr. 8°. 1,20 M.

Wenden sich erstere Vorträge direkt gegen Rom, so enthalten die letzteren ebenfalls ein reiches Maß Gegengift gegen römischen Irrtum und römische Selbstüberhebung. „Den Glauben zu stärken, zum Bewußtsein zu bringen, welche großen Güter unser Volk der Reformation dankt, das ist das Ziel, welches unsere Vorträge verfolgen, und der Erfolg, den wir denselben wünschen und erbitten, ist nicht der, daß Sie (die Hörer) dann in Selbstüberhebung auf unsere katholischen Brüder herabsehen, noch weniger gar Lieblosigkeit und Haß gegen sie, die doch auch Christen, auch Kinder unseres Volkes sind, im Herzen nähren, wohl aber, daß Sie der heiligen Pflicht sich bewußt werden, als Kinder der Reformation für diese einzustehen und kräftig mitzuarbeiten, ihre Güter unseren Kindern und Nachkommen, unserem ganzen lieben deutschen Volke als dem Volke der Reformation zu bewahren." (S. 26.) Zu diesem Zwecke wird im ersten Vortrage von Abt Uhlhorn der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus festgestellt. Treffend faßt derselbe die gegenwärtige Entwickelungsstufe der röm. Kirche in dem Satze zusammen: „Die Kirche ist zur päpstlichen Theokratie geworden." Was dies für den Protestantismus zu besagen hat? „Einheitlich geschlossen wie nie, den unfehlbaren Papst an der Spitze, von Bischöfen geleitet, die jeden früheren Selbständigkeitsgedanken der Einheit der Kirche zum Opfer gebracht haben und nur noch Vikare des Papstes sind und sein wollen, mit einem Klerus, der ganz in den ultramontanen Gedanken erzogen ist, ausgerüstet mit allen Mitteln, die in der Gegenwart Einfluß geben, reichen Geldmitteln, einer wohlorganisierten Presse von der größten Zeitung bis zum kleinsten Lokalblatt, einem Netze von Vereinen, die das ganze Volksleben umspannen, einer weitverzweigten, klug geleiteten, von großer Opferwilligkeit getragenen Liebesthätigkeit — erwartet die römische Kirche jetzt mit Sicherheit den langersehnten Sieg über den Protestantismus, sie glaubt ihn schon in Händen zu haben. „Das Konzil von Trient", so lautet ein Ausspruch des Kardinals Manning, „fixierte die Periode, nach der der Protestantismus aufhörte, sich auszubreiten, das vatikanische Konzil wird die Periode seines Todes bezeichnen." (S. 21.) Der Kampf wird aber entschieden werden nicht durch gelehrte Deduktionen und durch Streitschriften über die verschiedenen Dogmen, sondern durch thätigen, Frucht schaffenden, Liebe übenden Glauben." (S. 26.) Der Glaube kommt aus der Predigt. Die Predigt aus dem Worte Gottes. In den Gegensatz von Schrift und Tradition führt uns deshalb im II. Vortrag Pastor Hoppe ein, während der III. Vortrag nachweist, welcher tiefe Schriftverstand, welche Tiefen christlichen Lebens und Liebens dem Evangelium, der Rechtfertigung aus dem Glauben, entquellen. „In der That hängt an dem Verständnis der luth. Rechtfertigungslehre das Verständnis der Reformation (S. 61) und die evang. Kirche giebt sich selbst auf, trotz allem Renommieren mit Haß gegen Rom und Pochen auf Freiheit des Individuums, wenn sie das solo verbo, sola fide fallen läßt. Hier liegt aber auch unser Recht gegen Rom und unsere geistlichen Waffen — und die Waffen unserer Ritterschaft sollen solche allezeit bleiben — gegen römisches Kirchtum, so kräftig, einheitlich, imposant es auch auftreten mag: David besteht gegen Goliath mit jenen Steinchen; ist die Tasche davon leer, was nützt die Schleuder? Der imponierende römische Beichtstuhl, dessen Früchte uns im IV. Vortrag vorgeführt werden, muß an kirchlicher Erziehungskraft doch der unscheinbaren Beichte der luth. Kirche unterstehen, falls nicht letztere eines ihrer edelsten Erziehungs- und Heilmittel durch falschen Brauch und Veräußerlichung wirkungslos macht. In den Vorträgen „Messe und Abendmahl, Gebetsleben und Heiligenverehrung" wird vieles, was doch auch in der kath. Kirche nur als Mißbrauch auftreten kann, mitgeteilt. Unseres Erachtens ist es doch auch um eine Lehre eine bedenkliche Sache, die solche Mißbräuche, schon wie oft aufgedeckt seit Erasmi Colloquia, jetzt seit Jahrhunderten mit sich führt. Warum läßt dann die römische Kirche, in der doch Priester, Bischöfe, Papst absolut herrschen und vor dem feisten Pöbel sich nicht fürchten, niemals eine gründliche Reinigung eintreten? Der Nationalismus war auch eine Entartung der ev. Lehre, aber sobald der Glauben erwachte und man sich wieder auf die ev. Lehre besann, mußte er fliehen. Daß ein protest. Kirchenrat Schl. dem von der Weimarer Sturm- und Drang-Periode her bekannten, altgewordenen Grafen Görz, als dieser in schweren Gewissensängsten um den Trost der Absolution bat, antwortete: „Da gehen Sie in die kath. Kirche, bei uns muß jeder büßen, was er gesündigt hat", war eine entsetzliche Ausartung der ev. Lehre, die aber schwinden mußte, sobald die Gnade Christi in der ev. Kirche wieder jene Nebel vertrieben hatte. Aber wo ist in bezug auf die obengenannten röm. Bräuche eine durchgreifende Aenderung eingetreten? Als Schreiber dieses mit einem durchaus edel gearteten und fein wissenschaftlich gebildeten kath. Priester bekannt geworden und die

gemeinschaftlichen christlichen Fundamente aufgegraben hatte, kam die Rede auf Heiligenverehrung. Ich frug ihn: Wie kann in der kath. Kirche geduldet werden, daß auf dem großen Laurentiusfeste (10. August) am Rhein zum Schluß der Feier das Vieh, stundenweit herbeigetrieben, den Priestern vorgeführt und mit Weihwasser besprengt wird, damit es nicht erkranke? Wie konnte das unter den Augen eines so geistesmächtigen Bischofs, wie Kettler in Mainz unstreitig war, geschehen? (Als Schreiber dieses den Vorgang sah, hatte Kettler sogar die Festpredigt gehalten.) Antwort: Was wollen Sie? Die Kirche ist eine gute Mutter, sie will den Leuten, die zu arm sind, in eine Viehversicherung einzutreten, Beruhigung verschaffen. Und was ist das für eine Wohlthat für so einen Bauern, wenn er sein besprengtes Vieh heimtreibt, getrost, es ist jetzt wieder auf ein Jahr geborgen. O ja, für den Bauern, dessen Wahlspruch lautet, „Weibersterben kein Verderben — Viehesterben groß Verderben" — ist das vielleicht der größte Trost, den ihm seine Kirche bieten kann; aber ist denn niemand in den kirchlichen Kreisen Roms, der gegen eine solche Verwendung des Wortes:

„Ein Wahn, der sie beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf,
Die sie zu Boden drückt"

auf kirchlichem Gebiete Einspruch erhebt? Im letzten Vortrage: „Das sittliche Leben in der ev.-luth. und in der römisch-kath. Kirche", hätten wir gewünscht, daß weniger über die Sittenlehre der beiden Kirchen, jesuitische Moral und dergl. gesprochen, als die wirklich vorhandenen Verhältnisse innerhalb der beiden Gemeinschaften vorgeführt wurden. Der Vortrag würde alsdann auch nützlicher für uns Evangelische gewesen sein; freilich auch beschämend, indem er darauf hinwiese, welche Kraft zu Opfern die römische Kirche beweisen: im Kulturkampf, im Ordenswesen (gegenüber den ca. 7000 Diakonissen stehen nach Karl von Aloys, dem kath. Statistiker, 120,000 Schwestern der Liebe), in Schenkungen und Vermächtnissen (gegenüber den 1,219,633 Mk., welche in 1887/88 der ev. Kirche zufielen, stehen 2,628,366 Mk. für die kath. Kirche, wozu noch sehr wertvolle Geschenke in Natur kommen). Wahrlich, es ist Zeit, daß die ev. Kirche ihr Pfund aus dem Schweißtuch hut und wuchern läßt! — Auch die Vorträge über die letzten Dinge enthalten wertvolle Gedanken und werden hoffentlich das sonstige Schicksal solcher Vorträge, Eintagsfliegen zu sein, nicht teilen, wenn sie natürlich auch nicht in der Richtung einer strengen Schulgelehrsamkeit einhergehen. Allein gerade auf diesem Gebiete hätten wir nicht allein eine Auseinandersetzung mit römischen Irrlehren gewünscht, sondern auch mit den grundstürzenden Irrtümern des Materialismus. Er braucht nicht in den Studierstuben ausgesucht zu werden: er macht sich auf der Gasse breit. Hat doch jetzt wieder der bekannte Darmstädter Arzt J. Büchner alias Kraft- und Stoff-Büchner in einer Reihe von Aufsätzen das alte Lied „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot" gesungen, und der in unserer Litteratur hoch gepriesene Friedrich Spielhagen, in seinem Roman „der neue Pharao" das ewige Leben eine Hoffnung genannt, mit der nur Kinder sich täuschen können. Uhlhorns Vortrag über das Fegfeuer hat in der Kreuz-Zeitung einen Angriff erfahren: „Was er bekämpfe, lehre die kath. Kirche gar nicht." Er unterstelle letzterer die Lehre, daß durch die Absolution die ewigen Strafen in zeitliche „umgewandelt" würden, welche dann im Fegfeuer abgebüßt werden müßten, soweit sie nicht schon auf Erden erlitten worden seien. Diese unrichtige Angabe der Lehre vom Fegefeuer stammt aber keineswegs vom Abt Uhlhorn: sie kommt zuerst in Chemnitz Examen Tridentini Concilii, diesem grundgelehrten Werk, vor und ist durch dessen Uebersetzung von Pfarrer Nigrinus in Gießen 1576 („die ewige Strafen aber wird kraft der Schlüssel verwandelt in eine zeitliche oder vergängliche, welche ein jeglicher als eine Genugthuung für sich bezahlen müssen. Und dieweil viele für der bezahlten Strafe sterben, meinen sie die hinterstellige Strafe sein nach diesem im Fegefeuer, daß der Gerechtigkeit Gottes genug geschehe, mit bitterer Strafe zu bezahlen"). In der That aber sagt das Tridentinum Sess. VI., canon 30: reatum aeternae poenae deleri, ut nullus remaneat reatus poenae temporalis exsolvendae; lehrt also klar ein völliges Aufheben der ewigen Strafe. Zu vergleichen ist Sess. XIV. c. VIII: da wird durch das Schlüsselamt die zeitliche Genugthuung auferlegt, welche der Sünder zu leisten hat. Solche Genugthuung leisten auch nach Kap. IX die freiwillig aufgenommenen Leiden, mit welchen Gott uns heimsucht. Der Sinn ist also dieser, daß zwar die ewigen Strafen, die uns von Gott und seiner Gnade scheiden, vergeben sind; dagegen die zeitlichen Strafen, welche Gott nach seiner Gerechtigkeit mit der Sünde verbunden hat, noch abgebüßt werden müssen. Diese Büßung im Fegfeuer hindert nicht, daß der Christ im Gnadenstand bleibt: so wenig als Leiden dieser Zeit. In diesen Stücken sollte man sich evangelischerseits doch diese schriftwidrige Lehre klar machen, und nicht einem Manne wie Bellarmin Unvernünftiges zuschreiben. Wenn übrigens römischerseits gesagt wird, das Feuer, das im Fegfeuer die Seele quäle, sei nur bildlich zu nehmen: so widerspricht dem Bellarmin ausdrücklich. Er erklärt es als eine sehr annehmbare Meinung (sententia probabilissima), daß im Fegfeuer wirkliches Feuer (verum et proprium ignem) die Seelen quäle. Wie das sichtbare Feuer die unsichtbare Seele treffe, wisse man nicht; aber auch in diesem Leben leide ja die Seele mit dem Körper vereint. — Gerade gegenüber der Neigung, in weiten protestantischen Kreisen, besonders als Beruhigungsgrund bei dem Abscheiden von Angehörigen zweifelhaften Seelenzustandes, eine Art Fegfeuer zurecht zu machen, verdient diese Lehre von Zeit zu Zeit eine scharfe Beleuchtung. —

A. F.

— L'apôtre Jean et Le IVe Evangile. Etude de Critique et d'Histoire par Gédéon

Chastand, Pasteur. (Paris, Librairie Fischbacher.) 1888. 351 S. kl. 8°.

Sind gegenwärtig in dem Lande Renans die Werke ev. Theologie, insonderheit diejenige, welche sich mit Einleitung in das neue Testament beschäftigen, überhaupt selten, so ist es doppelt interessant und angenehm, hier dem Buche eines ev. Theologen zu begegnen, welches in einer eingehenden kritischen Geschichte die Frage der Entstehung des Evangeliums Johannis in einer den gläubigen Christen anziehenden Weise behandelt. Unangenehm berührt dabei die Unbefangenheit, mit welcher der französische Theologe der deutschen ev. Theologie den Vorzug einräumt, sowohl auf gläubiger, als auf kritischer Seite. Er selbst giebt den Gang seiner Untersuchung in folgenden Worten an: „Le plan de notre étude est le plan même que nous avons suivi dans nos recherches et qui nous a conduit à affirmer l'authenticité du IVe évangile. Après avoir exposé dans une introduction historique et critique, l'état actuel de la question johannique jusqu'à ces derniers mois, nous avons divisé notre travail en deux parties principales: les preuves externes et les preuves internes . . Par ces dernières nous avons essayé de résoudre, en les étudiant à part, les deux questions d'historicité et d'authenticité et ce n'est qu'après avoir prouvé que le IVe évangile était un livre historique que nous avons cherché à en découvrir l'auteur. Nous ne nous sommes occupé de l'apôtre Jean que dans le dernier chapitre qui sert de conclusion à notre étude, et ce n'est qu'après avoir renoncé à trouver à cet évangile un autre auteur que le disciple que Jésus aimait, que nous nous sommes cru en droit d'affirmer qu'il était bien l'oeuvre de l'apôtre Jean." Neben dem letzten Kapitel ist es nur der sog. Prolog (I, 1—14), welcher dem Verf. Bedenken erregt. Beide möchte er für das Werk eines Freundes oder Schülers des Apostels halten, der speziell im Prolog entweder sich gegen Corinth oder gegen gnostische Irrtümer wende, den paulinischen Lehrbegriff dem forschenden alexandrinisch-philosophischen Ausdruck zu nähern suche. Da fehlt dem gelehrten französischen Theologen, gerade wie unseren deutschen Kritikern das unbefangene Auge für ein Werk, das nicht ein „litterarisches Unternehmen," sondern eine Offenbarung des heil. Geistes ist. Für unsere Leser ist es nur von Interesse zu sehen, daß, nachdem der Sturm, den eine Pseudokritik gegen das vierte Evangelium, das Herz Jesu selbst, wie es Ernesti genannt hat, erreget, vorübergegangen, der Johanneische Charakter desselben je mehr und mehr wieder Anerkennung findet. Wie lange wird es dauern: so wird der für einen unwissenschaftlichen Menschen gelten, der nicht das Johanneische Evangelium für das ächteste aller Evangelien hält. Welches andere Buch der heil. Schrift wird alsdann an die Reihe kommen, von unseren theologischen Naturforschern ad majorem gloriam scientiae humanae verzupft zu werden.
A. F.

— Huhn, Aug. Ferd. (weil. Konsistorialrat und zweiter Pastor an St. Olei zu Reval), Nahet euch zu Gott, so nahet Er Sich zu Euch. Bereitung zum Tisch des HErrn in Buß-, Beicht- und Abendmahlspredigten und -Reden. 3. Aufl. (Reval 1889, Verlag von Franz Kluge.)

Mit großer Freude haben wir das abermalige Erscheinen dieser Predigten begrüßt! — Obwohl dieselben in engeren Kreisen schon längst keiner Empfehlung bedürfen, so haben sie dennoch außerhalb dieser meist nur geringen Absatz gefunden: Darum möchten diese Zeilen das Ihre dazu beitragen, denselben auch in manchen fernen Häusern und Hütten ein freundliches Plätzchen zu sichern. Denn, warm und herzlich, ernst und tief, verbinden diese in ihrer Art eigentümlich schönen Predigten würdige Form des Ausdrucks mit einer Herz und Gemüt ergreifenden Art der Rede! In ihrer glühenden JEsus-Liebe erinnern auch diese Predigten oft an Zinzendorf, dessen Richtung der Verewigte angehörte! Das Buch dürfte sich besonders als Vorbereitung zur Haus-Kommunion für leidende Christen empfehlen. C. v. K.

— Lenz, J. (Diakonus an St. Nikolai zu Reval), Sünde und Gnade! Zehn Predigten. (Reval 1889, Verlag von F. Kluge.)

Ein gutes Büchlein! Es sind, äußerer Umstände halber, nur wenige Blüten von kranker Hand zu einem Sträußchen gebunden. Wir können nur aufrichtig wünschen, daß ihr milder und sympathischer Duft auch außerhalb des kleinen, um den Autor gescharten Beichtkreises manchen lieben ev. Christenmenschen erfreuen und stärken möchte. Es sind schlichte Zeugnisse, nicht gewaltig, wie die Huhn'schen, dafür aber immer ob-, nie subjektiv. — Daher sind sie wohl geeignet, suchenden Seelen stärkende Speise auf dem Pilgerwege zu dieten!
C. v. K.

— Heise, Robert (weil. Pastor an St. Annen zu St. Petersburg), Zwölf Predigten. Mit Porträt in Lichtdruck. (St. Petersburg 1888, Verlag von Alex. Krug.)

Die letzten Predigten eines Mannes, der da wußte, was er von Gottes Gnaden war und was er in Seiner Kraft wollte! — Es sind uns nur sehr selten Predigten begegnet, die uns so angezogen und befriedigt hätten wie diese! — Am schönsten und ergreifendsten ist wohl die Predigt über Simeon und unsere, im Hinblick auf sein Ende triumphierende Pilger- und Heimfahrt. — Die folgenden, zum Schluß einer Synodal-Predigt gesprochenen Worte sind, in Bezug auf Leid und Streit unserer ev. Kirche, von hervorragender Bedeutung. Es heißt dort S. 99: „Verzage nicht, Mannschaft und Volk im gebrechlichen Schifflein! Sei getrost, du arme, geliebte luth. Kirche! Die Wellen gehen hoch und bedecken dich — der Wind ist zum Sturm geworden und wirft dich hin und her. Siehe auf deinen schlafenden JEsus! Er erlaubt es dir, Ihn zu wecken, wenn du es nicht länger aushalten kannst. Weine nicht, sondern harre auf Ihn! Klage nicht, sondern rede mit Ihm; widerstrebe nicht, sondern klammere dich an Ihn! Du kommst ans Land — mit gebrochenem Ruder und zerrissenem Segel, — aber, so wahr der HErr lebt, du kommst ans Land!" — Solche Zeugen reden fort, auch wenn ihr Mund schon längst geschlossen hat! — C. v. K.

3. Geschichte.

— Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel. Von F. O. Freiherrn v. Nordenflycht. Teil II: Die Ausführung. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) VII und 357 S. 4,50 Mk.

Für Herrn v. Nordenflychts Auffassung der Revolution dürfen wir auf die Besprechung des 1. Teils (Juniheft 1887 der A. K. M.) verweisen. Wir wüßten dem nichts hinzuzufügen. Das Buch erweitert und vertieft den Beweis der im 1. Teil aufgestellten Behauptungen. Eine Entwickelungsgeschichte der Revolution giebt es freilich nicht — und will es vielleicht nach dem obigen Spezialtitel nicht geben — es bietet nur mehr oder weniger zusammenhängende Aufsätze über die Grundkräfte und die bedeutendsten Aeußerungen derselben vom Standpunkte des royalistischen Politikers. Hätte kalte Ruhe des Urteils vernichtender gewirkt, so ist's doch begreiflich, daß einem königstreuen Manne das widerliche Treiben der Demagogen scharfe Urteile entlockt: „Die besten Gesetze der Revolution seien doch nur totgeborene Mondkälber gewesen." Der Stil ist auch sonst nicht hinreichend gefeilt; meist strotzend von Fremdwörtern, orakelt er dann mehrmals von der „Knopfform der Gleichheit," offenbar nur um das unschuldige und deutlichere „Schablone" zu vermeiden.

Verlangt der ästhetisch Gebildete Rundung und Stilvollendung, so will der Historiker Neues oder neuen Beweis für Altes. Dieser Forderung ist weniger genügt als der dritten einer im ganzen zutreffenden Beurteilung der Revolution. Aber eben doch nur im ganzen. Man wird nie ganz den quälenden Zweifel los: war es wirklich gerade so, ist's nicht Parteidarstellung? Wenn z. B. von Necker und Lafayette in einem Sinne geredet wird, der für sie weder Schwächlichkeit des Charakters noch des Urteils als Entschuldigung übrig läßt, sondern nur noch den Dolus als Erklärung. Wenn z. B. eine so starke Auslassung vorkommt, wie der Widerruf der Verfassung durch den fliehenden König, dann kann das jener auf Fragmente deutende Nebentitel des Buches doch nicht rechtfertigen. Hier gerade war die große Lehre anzuknüpfen, daß die Könige in Revolutionen nur dann verlassen sind, wenn sie sich selbst verlassen (Karl I., Ludwig XVI., F. Wilhelm IV. und die beiden österreich. Ferdinande 1618 und 1848 als Gegenstücke!) Möchte der Verf. in einer neuen Ausgabe, der wir gerne entgegensehen, einen Ueberblick unserer Quellen, vom Moniteur, von Girtanner und „Unserer Zeit" u. dgl. beigeben, und so durch Wägen und Richten der Urthatsachen sein Urteil stärken, damit jene Zweifel weichen. Besonders für die damalige Stimmung in Frankreich hätten die Zeitungen und Zeitschriften herangezogen werden sollen. Mit seiner ¼ Million Umstürzler von Profession geht Verf. über das von Taine gegebene, freilich sehr geringe Maß zu weit nach oben.

Alles in allem müssen wir uns herzlich freuen, daß der französischen Revolution, um deren widerliches Götzenbild sich Frankreich jetzt wieder einmal im Hexenreigen schwingt, hier kräftig gesagt wird, was sie wirklich war: eine Spottgeburt aus „Dreck und Feuer." Lg.

4. Länder- und Völkerkunde.

— Deutschlands Kolonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Nach den neuesten Quellen bearbeitet von Carl Frenzel. Mit vielen Abbildungen und einer Karte der deutschen Kolonien. (Hannover, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior.]) 1889. 102 S. 2,50 Mark.

Wie oft kommt ein eifriger Zeitungsleser heutzutage in die Lage, über die Völkerschaften, die Bedauung, das Klima unserer Kolonien oder sonst irgend eine dieselben berührende Frage sich Rats erholen zu müssen. Da dietet sich obiges Werk, dessen Verfasser leider vor Veröffentlichung seiner dankenswerten Arbeit durch den Tod seinem Berufe entrissen wurde, als sehr geeigneter Führer. Nach einer kurzen Einleitung über die deutsche Kolonisation im allgemeinen werden die Resultate der neuesten Forschungen nach den Berichten der besten Handbücher und Reisebeschreibungen sowie der großen Tagesblätter mitgeteilt, illustriert durch zahlreiche, meist sehr gute Abbildungen von Land und Volk. Die einzelnen Artikel sind recht lebendig geschrieben und in erwünschter Kürze. Bis zu der Aussendung Wißmanns sind die letzten Ereignisse bereits berücksichtigt.

Damit die verdienstvolle Arbeit ihren Wert für längere Zeit behalte, wird es nötig sein, daß ihr Herausgeber sie fortwährend weiterführe und vervollständige, weil kaum auf irgend einem andern Gebiete so sehr wie auf dem der Kolonisation beständiger Wechsel herrscht. Bei einer neuen Auflage wird der mittlerweilen vorliegende Bericht des Dr. Henrici über die zweite Togoexpedition ebenfalls zu benutzen sein.

Die dem sehr empfehlenswerten Buche, das sich auch als Geschenk für Knaben recht wohl eignet, angefügte Uebersichtskarte, der zur Vergleichung Deutschland in gleichem Maßstabe beigegeben ist, entspricht ihrem Zwecke vollständig. —

Sch.-K.

5. Naturwissenschaft.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. (Leipzig, Richard Freese.) 1889. Heft 1 und 2 à 1,50 M.

Der alte Vorwurf, die Gelehrten Deutschlands verständen nicht volkstümlich zu schreiben, ist längst nicht mehr aufrecht zu halten; Werke wie Treitschke's Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, Wilhelm Lübke's Grundriß der Kunstgeschichte, Wilhelm Scherer's Geschichte der deutschen Litteratur, A. E. Brehms Tierleben sind im vornehmsten Stile verfaßt und doch wirklich allgemein verständlich. Dem letztgenannten vielbändigen Werke reihen sich eine Anzahl ebenso vorzüglich geschriebener über Erdgeschichte, Pflanzenleben 2c. an — diese ganze Reihe ist auch ein Muster trefflicher Leistungen eines Verlags.

Wir greifen mit den eben erwähnten ganz willkürlich einige aus sehr vielen gut geschriebenen deutschen Büchern heraus — um eine nur einigermaßen erschöpfende Uebersicht der gut geschriebenen Werke, welche Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung weiteren Kreisen zuführen, geben zu können, müßten wir uns vom Herrn Herausgeber die Hälfte des vorliegenden Heftes zur Verfügung stellen lassen. Auf keinem Gebiete ist die Büchermacherei mehr im Schwange, als auf dem der Naturwissenschaften; auf keinem ist aber auch mehr von derjenigen Art geliefert worden, welche nicht zur Belehrung des Volkes, sondern zur Verbildung des Pöbels geschrieben erscheinen. Und nicht genug hatten gewisse Verleger mit dem inlands gesündigten — es mußten auch alle sinnverwandten englischen und französischen übersetzt und geliefert werden. Um so erfreulicher wirken die gut geschriebenen Werke — und ihrer sind so viele, daß wir des sinn- und sittenschädigenden Schundes entbehren könnten.

Einer der vielen deutschen Professoren, die sich ebenso gut auf Wissenschaft wie klare Darstellung verstehen, ist der Leipziger Zoologe William Marshall. Seine „Spaziergänge eines Naturforschers" müssen auch dem einseitigsten Stubenhocker Lust erwecken, durch Feld und Wald zu streifen; seine Abhandlung über „die Tiefsee, ihre Erforschung und ihre Bewohner" führt uns die ganze gewaltige Fülle der Ergebnisse vor, welche die Wissenschaft, unterstützt durch die Kriegsschiffe der verschiedenen Völker, in den letzten Jahrzehnten zu Tage gebracht. Was uns in ferner Jugendzeit die Märchentante von wunderbaren Herrlichkeiten dort unten erzählte, wird weit übertroffen von der Wirklichkeit. Wunderbar, geheimnisvoll, schön und abschreckend, herrlich und furchtbar mutet uns an, was wir hier lesen.

Jetzt erhalten wir schon wieder ein neues Werk von der gewandten Feder Marshalls. Es ist ein ganz eigenartiges Unternehmen. In einer Reihe von Heften will uns der sachkundige Forscher die wichtigsten Abteilungen des Tierreichs vorführen, und zwar zunächst die Papageien, Spechte, Ameisen, Kolibris, Strauße und die Schmarotzer in der Tierwelt. Wohl haben Verfasser und Verleger verdient, daß die Lesewelt unseres Vaterlandes ihrem Unternehmen mit Anteil d. h. kaufend und lesend entgegenkommt, denn ist die Ausstattung würdig, so ist der Inhalt noch wertvoller. Bisher wurde in den für weitere Kreise bestimmten naturgeschichtlichen Werken auf die Beschreibung der äußeren Gestalt das Hauptgewicht gelegt. Brehm haben wir den wichtigen Fortschritt zu danken, daß auch die Lebensweise eingehende Würdigung fand. Marshall wird diesen Richtungen auch durchaus gerecht; dazu aber wird noch eingehende Schilderung gegeben von dem Bau und der äußeren und inneren Gliederung der Tiere, welche bisher meistens zu karg wegkamen (nicht immer) denn Karl Vogt, so wenig wir an dem Politiker und Philosophen in ihm zu rühmen wissen, hat durch seine „zoologischen Briefe" doch viel geleistet; noch mehr und unserer Auffassung nach in gerechterer Weise Hermann Burmeister durch seine „Geschichte der Schöpfung," „geologischen Bilder zur Geschichte der Erde" und die „zoonomischen Briefe"). Auf den bisher erwähnten Gebieten, in welche Marshall seine Leser einführen will, hat er also doch einige Vorgänger; ganz neu aber wird den meisten des großen Kreises, welchen wir dem Werke wünschen, das Gebiet sein, auf welchem er selbst wissenschaftlich Hervorragendes geleistet hat: Die Tiergeographie — die Wissenschaft von der räumlichen Verbreitung der Tiere sowohl über die Fläche hin — vom Aequator zu den Polen —, als in die Höhe — vom Meeresgrunde bis zu den Spitzen der Gebirge. Welche Bedeutung M.'s Leistungen auf diesem Felde haben, spricht sich am klarsten in dem Anteil aus, den er am Zustandekommen desjenigen Werkes hat, welches zur Zeit die Ergebnisse aller derartigen Forschungen feststellt. In dem großen „Physikalischen Atlas von Berghaus", welcher noch im Erscheinen begriffen ist, ein Hauptstück der Leistungen geographischer Forschung, eine rühmliche That der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha, bildet ein „Atlas der Tierverbreitung" die 6. Abteilung. Von den 9 prachtvollen Karten hat W. Marshall 7 geliefert. Dieses Gebiet ist zwar schon lange behandelt; 1777 gab E. A. W. Zimmermann die erste Karte über Verbreitung der Säugetiere heraus und erkannte zuerst die eigenartige Besonderheit und Abgeschlossenheit der Tierwelt Australiens; ziemlich zur selben Zeit wies Buffon die Aehnlichkeit der Tierformen innerhalb der beiden Polarzonen nach; aber zu einer wissenschaftlich genauen, alle Gebiete des Tierreichs umfassenden Behandlung kam auch diese Wissenschaft erst in den vierziger Jahren in Deutschland durch Andreas Wagner. Welche überraschende Bedeutung für die Erforschung der Erde und ihrer Bewohner gerade dieses Wissensgebiet hat, erkennen wir aus den Marshall'schen Ausführungen; der Verleger hat dieselben trotz des niedrigen Preises der Hefte durch je eine vortrefflich ausgeführte Karte unterstützt. Hoffentlich finden diese nach Inhalt und Form schönen Arbeiten, an denen die Ausstattung auch zu rühmen ist, eine Anerkennung in weiten Kreisen, wie sie es so wohl verdienen. C. M. Ss.

6. Biographisches.

— Pfarrer Carl Wagner-Groben. Sein Leben und Wirken von Edmund Hahnemann. (Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung.) 1889. 183 S.

Eine Biographie, die in jeder Hinsicht empfohlen werden kann und die Niemand ohne Teilnahme lesen wird. Carl Wagner, ein geborener Württemberger, ist jahrelang Kellner gewesen, hat sich unter namenlosen Schwierigkeiten in den wenigen Freistunden, die sein Beruf ihm ließ, soweit fortgebildet, daß er nach mehrmaligem Mißerfolg endlich in das Baseler Missionshaus aufgenommen werden konnte. Sein sehnlicher Wunsch, unter den Heiden zu wirken, ist aber nicht erfüllt worden; er wurde zunächst nach Brasilien geschickt, um in der Provinz Santa Catharina deutsche Gemeinden zu sammeln. Sein zweiter Wirkungskreis war

dann die Stadt Lausanne in der Schweiz, wo er eine außerordentliche segensreiche Thätigkeit entfaltete, aber schließlich vor den Agitationen und Kabalen liberaler Kirchenfeinde das Feld räumen mußte. Er ging nach Edinburg, wo er wiederum im Fluge alle Herzen gewann, aber bald mitten aus der Arbeit und noch in guten Jahren durch den Tod abgerufen wurde. Wagner ist Verfasser einer ganzen Reihe von erbaulichen Schriften, die teilweise mehrmals aufgelegt einen großen Leserkreis gefunden haben. Sein erstes Buch: „Jakobs Pilgerleben" liegt in fünfter Auflage vor und ist in französische, schwedische, dänische und englische Sprache übersetzt. Es kann ebenso empfohlen werden wie die Biographie, die gerne noch ausführlicher hätte sein können, als sie gegenwärtig ist.

— **Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths von Gisberte Freiligrath.** (Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.) 1889. IV u. 208 S. 2,40 Mk., geb. 3,50 Mk.

Die Verf. ist die am 19. März 1826 geborene Stiefschwester Freiligraths. Mit anerkennenswerter Unbefangenheit wird das Leben des Dichters, soweit es in das Leben der Schwester hineinragt, beschrieben. Der Hauptinhalt des kleinen, anziehend geschriebenen Buches fällt in die Zeit der Verlobung des Dichters mit Karoline Schwollmann. Die Verf. steht als gerechte Richterin zwischen dem Bruder und der Schwester ihrer Mutter. Wenn man aus W. Buchners „Ferdinand Freiligrath" den Eindruck empfängt, daß der Dichter nicht ohne Schuld das Band gelöst hat, welches ihn von der Vereinigung mit Ida Melos abhielt, so wird dem Leser aus den vorliegenden „Beiträgen" klar, daß Freiligraths Fehler eigentlich nur darin bestand, ein von Anfang an unwahres Verhältnis aus Pflichtgefühl allzulange unterhalten zu haben. Freiligraths Vater verheiratete sich 1819 zum zweiten Male; die Schwester der zweiten Gattin war damals etwa 19 Jahre alt, während Ferdinand Freiligrath erst 9 Jahre zählte. Wenige Monate vor seinem im November 1829 erfolgten Tod hat der Vater des Dichters auf dem Kirchhof von Soest seiner Schwägerin das feierliche Versprechen abgenommen, daß sie Ferdinands Frau werden wolle! Beide haben sich nachmals als Verlobte angesehen. Zuerst kam der Braut der Gedanke, daß es besser für den viel jüngeren, sie „Tante" nennenden Ferdinand sei, wenn sie die Verbindung lösten, aber dahin gehende wiederholte Vorschläge Karolinens wurden von dem ehrenhaften Bräutigam entschieden zurückgewiesen. Erst als er mit der ebenfalls verlobten Ida Melos bekannt wurde und die Erfahrung machte, daß er irrtümlich aus einem warmen Freunde der laue Bräutigam Karolinens geworden sei und daß es sein größtes Lebensglück sein werde, wenn die warme Freundin Ida seine heißgeliebte Braut würde — Gedanken, welche ebenso die ferne Karoline erfüllten — kam es zum Bruch. Durch den Freiligrath nahe befreundeten Maler Schlickum gab Karoline dem Verlobten sein Wort zurück. Unbegreiflicherweise antwortete der Freigegebene länger als 2 Jahre keinem seiner Angehörigen mit einem Wort. Endlich am 9. November 1842 schrieb er von St. Goar aus einen reuigen, tief ergreifenden Brief an die „heißgeliebte, teure Mutter." Damit war der Verkehr mit der Familie wieder in Gang gebracht. Im nächsten Jahre fragt er die Geschwister, ob sie sich noch sein Gesicht vorstellen könnten. „Treibt Ihr beiden Mädchen denn auch noch Klavier? Ich denke: ja, und lege Euch drum ein Notenblatt mit einem wunderschönen Abendliede bei, das ich über alles lieb habe und dem ich schon manche stillbewegte, fromme Abendstunde verdanke. Wenn wir uns einmal wiedersehen, so hoff' ich, daß Ihr es mir vorsingen können werdet; die Melodie hat so was Rührendfrommes!" Die Verf. bemerkt hierzu: „Es war das damals viel gesungene kleine Liedchen: ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh.' — — „Ob meine Geschwister das Glück der Wiedervereinigung mit dem Bruder voll und ungetrübt empfanden, weiß ich nicht, setze es aber kaum voraus, da ich ihr Empfinden nach dem meinigen beurteilen zu dürfen glaube. Die Spuren, die Wirkungen solcher Jahre verwischen sich nicht so leicht; in den Jubel, ihn wieder zu haben, schoben sie sich wie ein unsichtbares Hemmnis, nahmen beim Schreiben an ihn mir die Harmlosigkeit, lähmten mir Hand und Gedanken, und so mögen es armselige, beengte, kleine Epistelchen gewesen sein, die ich den Briefen der anderen beifügte." —

Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen über das Leben Freiligraths in England. Dahin reiste die Verf. im Herbst 1854, um eine Stelle als Erzieherin anzutreten. So oft sie in dem Hause des Bruders weilte, wußte sie ihm durch ihr Klavierspiel frohe Stunden nach des Tages Last und Hitze zu bereiten. Hatte Gisberte F. doch bei Peter Cornelius in Soest und bei Liszt in Weimar reiche Anregung zur Uebung und zum Verständnis der Musik empfangen.

Den meisten Wert verleiht dem trefflichen kleinen Buch das, was aus Freiligraths Feder geflossen ist: einzelne Gedichte ernsten und heiteren Inhaltes und die zahlreichen Briefe an Karoline Schwollmann, an die Stiefmutter und die Geschwister.

O. K.

7. Poesie.

— **Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus von Willibald Beyschlag.** 2. Auflage. (Halle a. S., Verlag von Eugen Strien.) 1889. 61 S.

Weder auf dem kirchlichen noch auf dem kirchenpolitischen Gebiet sind wir Freunde oder Gesinnungsgenossen des Dichters dieses Märchens. Umsomehr freuen wir uns, über dasselbe eine freundliche und wohlwollende Kritik geben zu können. Das Märchen zeigt in den Schicksalen seines Helden Godofred den Gang so manchen Menschenlebens. Ein Jüngling zieht aus von der Heimat, er versucht es in der Minne, in Weisheit und Erkenntnis und durch die Macht Befriedigung zu finden, kehrt aber schließlich, nachdem er sie überall nicht gefunden, zur Heimat seiner Jugend und zum Kinderglauben zurück. —

Die Sprache ist anmutig und duftig und der Leser bleibt, gefesselt durch tiefe und schöne Gedanken, in einer gewissen Spannung bis zur befriedigenden Lösung am Schluß. — Ein kleiner Ausfall auf die römische Kirche gehört im Grunde nicht hinein, ist aber wohl bei Beyschlag unvermeidliche Zugabe.

— Das Lied von der Weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. (Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau.) 1889. 181 S. 1,80 Mk.

In Deutschland wird dieses „Idyll of the white Lotos" hoffentlich wenig Glück machen. Die Uebersetzung zwar ist nicht übel gelungen und liest sich recht fließend. Nur an wenigen Stellen wird man daran erinnert, daß man eine Uebertragung vor sich hat, so S. 43 und 46 „frei des Gemachs, frei des Raumes" oder S. 155 „Zu sinnen über, was ich gestern lernte" und einige Male sonst, z. B. S. 42, Z. 2. Aber das englische Original! Wir entsinnen uns kaum, je ein Buch in der Hand gehabt zu haben, daß wir — und wir können schon etwas vertragen — so oft verzweifelt zur Seite legten und doch immer wieder aufnahmen in der bestimmten Erwartung, es müßte doch endlich anders kommen. Eine fatale Lektüre! Nicht in gutem Sinne ermüdend, langweilig, einlullend, so daß man es mit beruhigtem Gewissen zur Einleitung eines Mittagsschläfchens empfehlen könnte, nein, erst allerdings langweilig, sehr langweilig, dann aber trotz aller Eintönigkeit aufregend, eine unruhige Narkose erzeugend, ähnlich dem hypnotischen Zustande, der auf S. 173 geschildert wird. Zum Teil mögen an dieser Betäubung die Düfte schuld sein, die auf fast jeder Seite des Buches wehen. Ein solcher Mißbrauch, wie er hier mit Wohlgerüchen getrieben wird, ist uns noch nicht vorgekommen. Es riecht wie in einem schlecht ventilierten Parfümeriegeschäft. Von einem sinnberauschenden Duft zum anderen wird man gequält, bis es einem geht, wie es S. 147 heißt:

> Ein starker, süßer Duft stieg mir zu Kopf;
> Mit Widerwillen wendet' ich mich weg.
> Zu spät! Er hatte schon sein Werk gethan;
> Zur Ohnmacht sank mein Hirn. —

Dabei kann sich der Leser kaum beschweren, denn dem Helden des Gedichts geht es nicht besser. Ein Hirtenknabe, der, in einem Tempel gefangen gehalten, unheimliche Gesichte sieht, sich darüber entsetzt, etwa ein dutzendmal oder öfter ohnmächtig wird, erschreckt aufwacht, wieder gestärkt wird, meist mit Oelkuchen und Milch, um diesen Wechsel, durch Priestertrug gezwungen, in erdrückendem Einerlei immer wieder über sich ergehen zu lassen, wird durch überirdische Erscheinungen der Lotosherrin, der Lotoskönigin — an die kein Mensch glaubt, außer dem Dichter — geläutert, fleckenlos „gereift für das vollkommne Leben." Der Schluß des ganzen lautet:

> „So leb' ich nun;
> Ich wechsle die Gestalt — und lebe wieder.
> Doch in der Zeitenalter stetem Wandel
> Kenn ich mich selbst."

Die Darstellung der einzelnen Vorgänge als solche ist recht anschaulich, aber das ganze Gedicht — unglaublich. Gewidmet ist das Werk „dem wirklichen Verfasser dieser Schrift, dem, der sie angegeben." Sollte das am Ende die „Lotosherrin" sein? S. 67 stehen die Verse:

> „Ein sonderbarer Einfall schien es mir
> Zum Lesen dieses Buch zurückzulassen;
> Und gähnend schlug ich's zu." —

Ich auch. — Sch.-K.

— Henrik Ibsen. Die Frau vom Meere. Schauspiel in fünf Akten. Deutsch von Julius Hoffory. (Einzige vom Verf. autorisierte deutsche Ausgabe. Nordische Bibliothek I. Berlin, 1889. S. Fischers Verlag.) 109 S. 1,50 Mark.

Das oft bewährte Ibsen'sche Kraftrezept erfährt in der „Frau vom Meere" eine ziemlich wässerige Zubereitung. Dieses vielbestaunte und oft nachgeahmte Rezept ist in der Regel folgendermaßen hergerichtet: einige zumeist durch ihre Wurmstichigkeit interessante Persönlichkeiten, von denen die eine schwindsüchtig ist, die andere hysterisch, die eine trinkt, die andere unglaublich roh ist, die eine bereits ein Verbrechen auf dem Gewissen hat, die andere am liebsten eins begehen würde, werden tüchtig durcheinandergerüttelt und gehen bei diesem Experiment vermöge ihrer geringen Widerstandsfähigkeit mit aufmunternder Sicherheit zugrunde. Der stärkste Stoß pflegt dabei in der Regel von der nachträglichen Enthüllung irgend eines Vergehens gegen die Moral, wodurch ein Familienleben ruiniert wird, auszugehen. Ueber dem Ganzen schwebt wie eine dunkle Wolke ein Erblichkeitshang zum Selbstmorde oder zum Verrücktwerden oder zu beidem. Außerdem wird noch als pikante Würze ein „Grauenvolles", ein „Entsetzliches", ein — trotz aller sonstigen Realistik — „Wunderbares" ausgegossen, das zwar von genannter dunkler Wolke etwas verhüllt wird, aber in der alten Schicksalstragödie nicht unheimlicher vorkommen kann.

In der „Frau vom Meere" leiden fast sämmtliche Personen an direktionsloser Liebe. Der Mann liebt seine erste Frau und den Cognac; die Frau vom Meere liebt den Meermann, ihren ersten Bräutigam, der, wie sie weiß, eine Mordthat auf dem Gewissen hat, und außerdem das Meer; der Meermann liebt die verheiratete Frau; der frühere Hauslehrer liebt auch eigentlich die Meerfrau, nimmt aber schließlich die eine Tochter; diese Tochter liebt einen Schwindsüchtigen, der ihr zwar seine Gefühle bereits gestanden hat, aber auch sich zugleich der anderen Tochter gegenüber bereit erklärt hat, sie zu nehmen. Diese Tochter, die ihre Rede mit „Gott straf' mich" bekräftigt, freut sich schon auf das hübsche schwarze Kleid, das sie als trauernde Braut tragen wird, wenn der Ehe- und Schwindsuchtskandidat unter der Erde ist. Eine nette Familie!

Die „Frau vom Meere" hat wenigstens das Gute, daß alles glücklich endet, da die Heldin durch eine „Kraft der Umwandlung", die in der ihr auferlegten Verantwortung der freien Wahl liegt, den fremden Mordgesellen nicht nimmt,

sondern bei ihrem Manne bleibt. Da dieser Mann Arzt ist, wird er gut thun, sie noch zur Nachkur und um sie allmählich von ihrem Meere abzugewöhnen, in eine systematische Kaltwasserbehandlung nehmen zu lassen, was ihm ebenfalls nichts schaden kann, da seine Nerven durch Spirituosen und häuslichen Kummer arg gelitten haben müssen. Doch ist das seine Sache.

Dem Leser, der von Ibsen, den man nun einmal kennen muß und der wenigstens fast stets interessant ist, noch nicht gelesen hat, empfehlen wir die Frau vom Meere nicht, schon aus dem Grunde, weil er sich für 1,50 M. ein vernünftigeres Buch, eventuell sieben bessere Sachen von Ibsen in der Reclam-Ausgabe à 20 Pf. kaufen kann. Wer etwas recht Krasses liebt, dem raten wir „die Gespenster“ an, wer mehr für etwas Langweiliges schwärmt, der muß „Brand“ lesen. (Diesem Urteil über „Brand“ stimmen wir doch nicht bei. Red.) „Nora“ ist für Freunde des Unwahrscheinlichen. „Die Wildente“ ist trotz ihres starken hautgouts für 20 Pf. entschieden am preiswürdigsten.

Den gedankenlosen Leser und vor allem den erklärlicherweise noch viel gedankenloseren Zuschauer vermögen zwar die nicht zu leugnenden Vorzüge der Ibsen'schen Darstellungskunst über viele seiner Schwächen wegzutäuschen, einer genaueren Betrachtung entziehen sich jedoch die zahlreichen und sehr schwerwiegenden Fehler nicht leicht. Verschiedene seiner realistischen Schrullen sind so hervorstechend, daß sie geradezu zur Nachahmung reizen und daher nichts leichter ist, als, wie es in den beiden folgenden Schriften mit sehr verschiedenem Erfolge geschieht, Ibsen zu parodieren. —

Die Frau von Mehreren. Psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Ehe-Schauspiel in 5 Abteilungen für Unheilbare 2c. von Rich. Schmidt-Cabanis. (Berlin, W. Hermann Lazarus.) 1889. 31 S. 0,60 Mark.

Schmidt-Cabanis, der so oft die Lacher auf seiner Seite hat, gießt hier in toller Laune eine reiche Fülle teils geistreichen, teils wohlfeilen Spotts über Ibsens unerquickliche Meerfamilie aus. Im „Brolohg“ legt der Direktor des Neuliezegehrsdorfer Burgtheaters, Herr August Riesemeischel, den Zweck seiner freien Bearbeitung in „eegenhändgen Vehrschen“ dar, von denen wir uns nicht versagen können, um seiner guten Reime willen den originellsten hier wiederzugeben.

Am liebsten freilich schmiß ich mich uf Ibsen,
Denn wenn uns eener rausreißt, is es där,
Da läßt sich iwerhaubt gar nich dran tipsen! —
Nu, wie ich noch so bruchse hin und här:
Da taucht — vor Wonne kennt'ch mich reen beschwibsen! —
An'n Hofdheater uf „die Frau vom Meer“ ....
Nu fin mer scheene 'raus, un den Verährern,
Der wahren Kunst gäb' ich „die Frau von Mehrer'n!“

Für sich allein gelesen, würde diese Frau, die von vornherein auf die Frage, wie es ihr geht, mit Recht antwortet: „Ich danke, ganz leidlich: ich bin verrückt“, ziemlich sinnlos erscheinen. Wer aber unmittelbar vorher sich über das Original geärgert hat, dem ist, solange er noch alle Reminiscenzen im Kopfe hat, die Lektüre dieser übermütigen Verspottung Ibsen'scher Thorheiten recht wohl anzuraten. Er wird das Gefühl moralischen Unbehagens auf diese Weise rascher los.

Daß überhaupt sich endlich eine starke Strömung gegen die Erfolge von Ibsens Poesie in der deutschen Kritik erhebt, ist ein gutes Zeichen für das wenigstens nicht auf die Dauer irrezuführende gesunde Urteil des Publikums. Nur muß diese Kritik selbst sich dadurch über die Fehler erheben, daß sie etwas neues, Selbständiges bietet, und darf sich nicht darauf beschränken, in matter Weise nur nachzuahmen, wie es im folgenden Drama geschieht.

Henrik Ipse. Der Frosch. Familiendrama in einem Akt. Deutsch von Otto Erich. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner.) 1889. 48 S. 1 M.

Wenn auch die Tendenz dieses Stückes zu loben ist, so kann man sich kaum etwas Trostloseres als den „Frosch“ denken. So lustig und unterhaltend Schmidt-Cabanis ist, so traurig und langweilig Herr Erich. Wohl hat er ein gutes Auge für die allerdings nur zu deutlich zutage tretenden schwachen Seiten Ibsens, die Geheimniskrämerei, das Manierierte, das Symbolisieren am unrechten Orte und in ausdringlicher Weise und anderes, die Art jedoch, in der er dieselben verhöhnt, ist oft so saft- und kraftlos, trotz zuweilen recht starker Ausdrücke, ist oft so frivol, das Ganze ist mit so faden Ausfällen gespickt, daß der Verfasser besser daran gethan hätte, seinen Frosch privatim zu kultivieren.

Wir schließen unser Urteil in die Worte seines Helden Meiners S. 26 zusammen: „Lassen wir den Unsinn!“ — Sch.-K.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Der Klatsch. Ein Roman aus der Gesellschaft. Von Theophil Zolling. (Leipzig, H. Haessel.) 1889. 472 S.

„Der Herr Reichskanzler hat das Wort.“ Damit beginnt das erste Kapitel, und im letzten Kapitel wohnt der Leser einer Audienz bei, welche der greise Kaiser Wilhelm einem Gouverneur aus Ostafrika erteilt. Ohne Zweifel ein gut gewählter Ein- und Ausgang. „Ein verbummelter Leutnant legt ein neues großes Reich dem Kaiser zu Füßen,“ das ist der Inhalt des Romans, insoweit derselbe das öffentliche Leben berührt. Wie zwei Schwestern zu Männern kommen, das ist der Roman im eigentlichen Sinn. — Der Verfasser hat seinen fesselnd geschriebenen, seine Bekanntschaft mit Paris und Pariser Romanciers verratenden Roman „aus der Gesellschaft“, d. i. aus der aristokratischen Gesellschaft genommen und passend „der Klatsch“ geheißen. Nicht als ob der Klatsch in der Aristokratie vorzugsweise zu Hause wäre! Der Klatsch ist überall zu Hause, in der vornehmen Gesellschaft, in der bürgerlichen Welt, in der Politik, in der Presse. Den Klatsch der Presse nennt der Verf. mit Recht „den verderblichsten von allen“ und als

Repräsentanten dieses Klatsches zeichnet er den nichtsnutzigen Chef-Redakteur Brenndike. In seinem Haus hat „der Klatsch sein Hauptquartier aufgeschlagen. Mit seiner großen, seinen Spürnase, seinen Argusaugen, den langen Eselsohren und leise tretenden Plattfüßen konnte man dort das tausendköpfige Ungeheuer sehen, wie es schnüffelte, lauerte und lauschte. Ihm war keine Wand zu dick, er hörte alles: er sah durch herabgelassene Rouleaux und die Gardinen des Alkovens und hob wie der Teufel Asmodi die Dächer ab, um in das Innere der Häuser zu sehen. Er war jedermann und niemand, überall und nirgend. Er wußte und erriet alles und sah auch, was noch gar nicht war, was erst geschehen mußte, oder sich niemals begeben würde. Mit zahllosen spitzen Zungen hallte er seine Lügenbotschaft durch die ganze Stadt und darüber hinaus; die Presse, tausend schnatternde Fraubasen und Millionen Enten waren ihm dienstbar. Er kannte alle Geschichten der ganzen Stadt und dichtete immerfort neue. Keine Unschuld war zu rein, keine Ehre zu hoch, er besudelte sie alle und bemächtigte sich der Personen und ihrer Geschicke. Die Weltstadt, die Millionenstadt, die Kapitale des mächtigsten Reichs der Erde gehörte ihm . . . Ja selbst an Thron und Altar rührt der Klatsch." — Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die an allen Ecken und Enden hervortretende und verschwindende Gestalt des Klatsch, sonst vornehm Medisance geheißen, welche in der Welt, also auch in der Welt des Salonromans eine so große Rolle spielt, einmal in ihrer abschreckenden Häßlichkeit festzuhalten und zu zeichnen. „Aus müßigem Gewäsch, aus nichtssagendem Lächeln, einer kleinen, harmlosen Bemerkung wächst in dem allgemeinen Hang zur Uebertreibung, der Lust an Pikanterie und Sensation und dem Talent zum Witze der Klatsch und Tratsch zum boshaften Wortspiel, zur vielsagenden, vieldeutigen Bemerkung, zur bewußten Bosheit, zur mörderischen Verleumdung, welche vernichtend auf die Unschuld niederfällt." Es sind die Sünden gegen das achte Gebot, die im dritten Kapitel des Briefes St. Jacobi gezeichneten Zungensünden, welche der Verf., wenn auch nicht zum spiritus rector seines Romans, so doch zu einem mitwirkenden Faktor gemacht hat. An die Bibel hat Zolling natürlich nicht gedacht. Das kann ein Schriftsteller, der für die große Welt schreibt, nicht wagen. Der Hauptfaktor seines Romans ist selbstverständlich die übliche Geschlechtsliebe. Held des Romans ist der Leutnant a. D. und Gouverneur von Upanja Wolfgang von Aldringen, der den Beinamen Wärwolf führt. Zolling hätte sein Buch auch „der Wärwolf" betiteln können, — daß W. Alexis s. Z. einen Wärwolf geschrieben hat, wäre kein Abhaltungsgrund gewesen — denn sein Bestreben, die beiden Schwestern Marie und Maximiliane von Ravenort zu verehelichen, läßt erkennen, daß er auf neuen Pfaden das alte Ziel zu erreichen sucht, nur sind diese Pfade so unwegsam und so irreführend, daß man diesen Teil des Romans für mißlungen halten muß. Eine Art Entführung ohne alle Begründung, eine gänzlich neue Manier, eine Liebeserklärung zu veranlassen durch Vorsprechen und Nachsprechen, die Verlobung mit der jüngeren Schwester, weil man eigentlich die ihr ähnliche ältere — und zu habende und zuletzt auch erhaltene — Schwester im Sinne hat, eine Verlobung unter Zuhilfenahme von Mitteln, die an der Widerspänstigen Zähmung erinnern, all das mag neu sein, aber es ist weder glaublich noch angenehm.

Zolling hat viel gesehen, viel beobachtet, nicht blos in Paris („Reise um die Pariser Welt" 2 Bände), sondern auch in Berlin. Er wird, wie jeder rechte Romandichter, die Originale zu seinen Bildern und Charakteren genau anzugeben wissen. Darum ist er nicht geblendet von Dingen, welche bei Tausenden den Hauptinhalt des Lebens ausmachen. Wie treffend schildert er die „stilvollen" Salons mit ihren Teppichen, Meßgewändern, Spitzen, Fellen, nachgemachten Waffen, „halb Trödelbude, halb Atelier, aber mit einem Stich ins Ewig-Weibliche." Mit welchem Hohn zeichnet er die „Abfütterung", welche mit dem „Sturmlauf der Herren zum Büffett" beginnt und mit einem Zustand schließt, als ob die Vandalen gehaust hätten. Mit welchem Hohn klassifiziert er die Kritik, welche ein Professor der Malerei den Teilnehmern am „Prinzessinnenkurs" angedeihen läßt. Er wurde in „aufsteigender Linie höflicher und lobpreisender, je höher die Geburt der Dame war. Den „Bons" sagte er die Fehler ohne viele Umschweife, artig aber verständlich; bei den Baronessen gebrauchte er schonende Formen, er deutete nur an; bei den Komtessen henchelte er Bewunderung; bei der Prinzessin aber fand er alles unübertrefflich, so daß es rätselhaft erschien, warum er dennoch mitten in seinen Lobeserhebungen das ganze Bild neu pinselte, so daß es sein fast ausschließliches Werk wurde." Der „encanaillierte" Salon der intriguanten „Frau Kammerherr" Irma v. Aldringen nahm nicht nur „Finanzbarone und Ritter vom Kurszettel" auf, „sondern auch gewöhnliche Börsenjobber und Spekulanten", die mit nicht ganz reinen Händen die Gründerzeit überdauert hatten, „Leute mit meist der Geographie entlehnten Namen", wie Zolling einen Grafen Trunn witzig sagen läßt. —

„Der Klatsch" Zollings wird fleißig gelesen werden, vorab in Berlin. Wenn er nur nicht zur reichlich fließenden Quelle neuen Klatsches wird!

O. K.

— Stahl und Stein. Erzählung von Gerhard von Amyntor (Dagobert v. Gerhardt). (Leipzig, Verlag von W. Friedrich.) 1889. 215 S. 3 Mark.

Die Heldin von Stahl und Stein ist eine sehr selbständige, altjüngferliche Russin, die in ihren Dächsel derart verliebt ist, daß sie ihn mit in ihr Bett nimmt, daß sie ihren Sonnenschirm auf dem Rücken eines Straßenjungen, der ihren Piff geworfen hatte, kurz und klein schlägt, weil sie ohne dieses Tier, das ihr „ein Erlöser aus Nacht und Verzweiflung" geworden, längst allen „Glauben an den Schöpfer und seine Geschöpfe" verloren hätte. Ihren Hausarzt verabschiedet sie, weil er ihr Verhältnis zu dem geliebten Vierfüßler nicht

zu fassen vermag und deshalb auch ihr eigenes Seelenleben ihm ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß. Der unglückliche Heilkünstler weiß nicht, ob er nicht „laut über diese verrückte alte Jungfer lachen soll." Einen Hauptvorzug der Tiere vor den Menschen erblickt die Russin darin, daß „das Tier wenigstens so weise ist, den Augenblick zu genießen, nur in der Gegenwart zu leben und jeden Gedanken an die Zukunft zu verbannen." — Dabei hat Wera aber doch ein gutes Herz. Ein Kind, das auf der Straße weinte, war stets ihres Beileids und ihrer tröstenden Ansprache sicher, trotzdem sie die Menschen sammt und sonders schlecht und erbärmlich nennt, weil ein naseweiser Bengel ihren „engbrüstig keuchenden Köter" verspottete, dem zulieb sie bei schlechtem Wetter stets eine Droschke zu nehmen pflegt, und weil sie die gezischelten Bemerkungen der Vorübergehenden ertragen mußte, als „Piff so unbefangen war, längere Zeit an einem Baume zu verweilen und das Wort: natürliche Dinge entwürdigen nicht — durch die That zu erhärten und sie genötig war, mit der Schnur in der Hand vor ihrem vierfüßigen Naturalisten stehen zu bleiben." Daher ist es auch, trotz ihrer Menschenliebe, nicht zu verwundern, daß sie in einen Kanal springt, in den ein kleiner Knabe und ihr Köter zusammen gefallen waren, den Hund rettet, und als die herbeieilende Menge sie ihres heldenmütigen Versuchs willen lobt, von dem man glaubt, daß er dem inzwischen geretteten Kinde gegolten habe, einem Herrn die verblüffende Versicherung erteilt: „Wegen jenes Schlingels hätte ich mir nicht die Schuhsohlen naß gemacht. Ich schwöre Ihnen, wenn Sie selbst und dieser Hund hier in Gefahr wären und ich könnte nur einen der Gefährdeten retten, ich würde meinem Hunde die Hand bieten und Sie unbedenklich zugrunde gehen lassen." — Man sieht, Fräulein Wera von Repin ist Stahl. Der Herr aber, dem sie diese tröstende und schmeichelhafte Versicherung erteilt, ist der Stein, Professor Wernhold. Er nimmt sich des zurückgelassenen unehelichen Kindes einer sterbenden Tänzerin an, die „als eines der ehrenhaftesten und tüchtigsten Mädchen galt, bis je ihre wohlgeformten Beine in die seidenen Trikots gezwängt hatte" und von demselben Manne hintergangen worden war, der einst Frl. Wera die Treue gebrochen hatte. Er sorgt mit ihr für Pflege und Erziehung dieses Kindes, dessen Glück zu fördern sie „bei der Unbegreiflichkeit des höchsten Wesens" geschworen hatte, und in gemeinsamer Angst um das tötlich erkrankte Kind finden sich beider Herzen, nachdem Wera sogar ihren seelenvollen Köter dieser Liebe zum Opfer zu bringen willens gewesen und geläutert aus der Prüfung ihrer Hundetreue hervorgegangen war. Bei der Verlobung befindet sich Wera, die im Laufe der Erzählung merklich jünger geworden ist, im Schlafrock „reizender als eine Königin im Krönungsstaat!" Denn „das ist etwas Apartes", sagt der Bräutigam, „das uns die Fabrikware der Natur (?) nicht nachmachen wird!"

Die Geschichte ist gut erzählt, das Erwachen der Liebe bei Stahl und Stein anmutig geschildert und das Buch, verschönert durch zahlreiche Schopenhauer'sche Citate, bietet eine ganz angenehme Zerstreuungslektüre. Mehr aber nicht, es sei denn für Hundefreunde. Man wundert sich, daß der Verfasser nichts Besseres zu „ersinnen" wußte, denn der Konflikt zwischen Menschen- und Hundeliebe ist doch — so viele alte Jungfern es auch giebt — gar schwach.

Gewidmet ist die Erzählung — Ihrer Majestät Augusta Victoria, „der Landesmutter, unsrer Kaiserin," wie es in den einleitenden Versen heißt, der der Verfasser das Urteil über sein Werk mit den Worten der einleitenden Verse überläßt:

„Du kennst, o hohe Frau, die Menschenherzen,
Da du die Kinder kennst; du wirst entscheiden,
Ob, was des Dichters Phantasie ersann,
Sich auch in Wahrheit so begeben kann." —

Es „kann" sich ja allerdings so begeben, aber in der Regel geht's etwas anders.

Sch.-K.

— Schuld und Sühne. Von E. Ward de Charrière. (Bonn, Verl. von Joh. Scherpens.) 223 Seiten.

Das vorliegende Buch heißt eigentlich mit französischem Titel „Une dette d'honneur." Es behandelt die Sünden gegen das 6. Gebot, beziehentlich die Schuld, welche junge Leute durch unsittlichen Lebenswandel auf sich laden und die Sühne, welche dergleichen Vergehungen in einem bestimmten Fall gefunden haben. Der Verfasser versetzt uns nach England in die Familie eines reichen Bierbrauers, dessen Tochter, jung, offenherzig und ernstgesinnt, mit einem jungen Manne verlobt ist, den sie für sittlich rein hält. Aber er ist es nicht; und aufgeklärt durch ein von ihm verführtes Mädchen über seine Vergangenheit bricht sie mit ihm, trotz der tiefgehenden Liebe, die ihr Herz erfüllt. Der Verfasser giebt uns die Lebensgeschichte dieses jungen Mannes. Derselbe wird, durch das Zusammenwirken von Ereignissen, die nicht ohne Geschick erzählt sind, an den Sarg seines Bruders geführt, der als Christ gestorben ist. Er bekehrt sich, ändert sein Leben und betrachtet es als eine Ehrenschuld, sein Dasein ganz und gar der Rettung verlorener Mädchen zu widmen. Es liegt auf der Hand, daß man das Buch um des Gegenstandes willen, den es behandelt, nicht auf jedem Tische liegen lassen kann; indes ist der sittliche und christliche Ernst, der aus demselben spricht, ein so hoher, daß es Jünglingen und jungen Männern nicht schaden kann, dasselbe zu lesen. Daß es ein Werk von litterarischem Wert sei, kann man nicht sagen. Ueber recht erhebliche Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten muß man nachsichtig hinweglesen. Zu wünschen wäre dann, was die Darstellungsweise betrifft, eine größere Objektivität. Die Thatsachen allein und die Personen sollen in einer Novelle sprechen, nicht der moralisierende Verfasser bezw. die Verfasserin. Das persönliche Christentum desselben oder derselben tritt oft aufdringlich in den Vordergrund; zudem ist dieses Christentum ein sehr stark englisch gesetzlich ge-

färbtes. Der Held des Buches wird zur Entscheidung getrieben in einer religiösen Versammlung zu Paris. „Tags darauf verließ er Paris als ein neuer Mensch." — Wenn es doch mit den „Bekehrungen" immer so schnell ginge! — Von einer Frau heißt es: „Hier lernte sie das Evangelium kennen und verspürte einen Zug in sich zum Heilande, dessen Blut die Sünden tilgt, ohne indessen den Versuch zu wagen, sich die ihrigen von ihm abnehmen zu lassen." — Das ist schon nicht mehr Methode, sondern Mechanik! — Ein anderes Mal stellt der Held sich selbst mit Christus derart zusammen, daß er erklärt: „Er und ich werden ein wachsames Auge auf das Kind haben." — Auch psychologische Unwahrscheinlichkeiten kommen vor und Uebertreibungen. Daß z. B. ein sonst sehr verständiger und tüchtiger Mann nach seiner Bekehrung erklärt, er könne kaum seinen Namen aussprechen, ohne in Verlegenheit zu geraten, weil er ihn vormals durch fleischliche Sünden befleckt, ist kaum zu glauben. Auch den Getränken gegenüber zeigt sich der englische Temperenzstandpunkt; ein Bierbrauer, der sich bekehrt, verkauft seine Brauerei. Daß er sich mit dem Erlöse des sündlichen Geschäftes bereichert, ist dem Verf. nicht anstößig. Es genügt, daß er das Bier nicht mehr selber braut. — Inzwischen sei wiederholt, daß wir trotz dieser Ausstellungen glauben, daß das Buch für junge Männer eine sehr nützliche Lektüre sein wird. Litterarisch angesehen steht es mindestens nicht unter dem Durchschnitt, ist spannend und unterhaltend, und moralisch angesehen, wird es auf jugendliche Gemüter nur guten Einfluß üben können.

— Kismet, Novellen von Jesko von Puttkamer. (Leipzig, Verlag von Julius Brehse.)

„Kismet der Liebe! So wunderbar beseligend und doch unheilvoll! Du ergreifst Mann und Weib. Der schwache Charakter wird dir erliegen und nur ein starker Wille vermag sich deiner Gewalt durch edle Thatkraft zu entziehen." So lautet das Motto, welches der Verfasser seiner Novellensammlung vorausgeschickt hat. Weder das Motto noch die Novellen haben uns einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Die Liebe erscheint dem Verfasser nur darum als ein blindes Verhängnis, weil er nur die sinnliche Liebe kennt. Daher gehen auch diejenigen seiner Helden und Heldinnen unter, deren Liebe sich zur blinden Leidenschaft gestaltet, die Befriedigung heischt, auch unter Durchbrechung aller von Gott und Menschen geordneten Schranken, und nur die überwinden ohne Schaden das Verhängnis, bei denen es sich nur um ein bloßes Verliebtsein handelt oder die rechtzeitig die üblen Folgen fürchten, auch ohne daß sie hierbei gerade große Charakterstärke an den Tag legen. Die edle Liebe zwischen Mann und Frau, die verzichten kann und muß, wenn die Pflicht es fordert und darum noch nicht den Weg der Verzweiflung geht, die kennt er nicht.

In der ersten Novelle verliebt sich ein junger, lebenslustiger deutscher Edelmann in eine spanische Tänzerin, die er auf der Bühne hat tanzen sehen, ohne je ein Wort mit ihr gesprochen zu haben. Ihr Verlobter, ein spanischer Tänzer, ersticht sie aus Eifersucht. Der Edelmann kehrt für immer gebrochen nach Deutschland zurück.

In „Pierrette" verliebt sich der Erzähler selbst in eine maskierte französische Sängerin, die er im Korso beim Fasching in Nizza einmal getroffen. Doch mit dem Fasching ist auch diese Leidenschaft ohne bleibende Nachteile vergangen. Die im Motto für erforderlich erachteten Faktoren des „starken Willens" und der „edlen Thatkraft" kommen nicht in Wirksamkeit.

Madonna della Turbia behandelt die beim ersten Sehen entstandene Liebe eines deutschen Malers zu einem Schenkmädchen, das er hoch oben in den Alpen gefunden und das sich demnächst als eine vornehme Florentinerin entpuppt. Er malt sie heimlich als Madonna. Sie will ihm aber nicht folgen: er verschmäht gleichzeitig die ihm aus freien Stücken entgegengetragene Liebe seiner Hauswirtstochter und verschwindet im Dunkel.

Heinrich Metellus, ein bürgerlicher deutscher Fabrikbesitzer, verliebt sich auf das Sterblichste auf einer Schweizerreise in eine stolze Tochter Altenglands, rettet sie von dem obligaten Sturz in den Abgrund und gewinnt damit endlich ihre Liebe. Doch sie hält nicht Stand. Ihr noch stolzerer Vater führt sie nach England zurück, sie vergißt ihren Lebensretter und heiratet einen Lord. Und Heinrich — tröstet sich auch.

Ebenso oberflächlich wie diese ersten sind die ferneren Novellen. An den Ritzblumen, der letzten, haben wir am wenigsten auszusetzen, umsomehr aber gegen das Titelbild derselben: ein Ring haltender Amor am Kreuz von Dornen umgeben. Das Kreuz, das heiligste Symbol der Christenheit, sollte doch nicht zu solchem Narreteiding mißbraucht werden. Auch diese Zeichnung zeugt von kranker Denkungsart, von einem Mangel an jedem gesunden Gefühl, selbst wenn man von der dadurch schwer verletzten christlichen Anschauung ganz absieht. Mangelhaft wie der Inhalt ist auch die Form der Novellen. Die erste Novelle beginnt sogleich mit dem geschmacklosen Vergleich: „Leicht und fröhlich wie Schaumwein versprüht das Leben so manches Menschen." An einer anderen Stelle „saugt die Seele das Licht, den göttlichen Funken, mit wahnwitziger Begierde ein." An einer dritten „saugt Karl begierig einen unter den halbgesenkten Lidern seiner Geliebten hervorbrechenden Strahl auf." Die Tänzerin „ruht wie ein duftiger Hauch auf dem Teppich" und trotzdem „hebt sie sich auf den Fußspitzen." An diesen und ähnlichen Unmöglichkeiten ist kein Mangel. Möge uns unser Kismet nicht bald wieder ähnliche Novellen auf unseren Rezensententisch legen!

— Der Bauernpfeifer. Wallfahrergeschichte aus dem 15. Jahrh. von Richard Weitbrecht. (Barmen, Verl. v. Hugo Klein.) 1887. 2,50 M. Geb. 3,50 M. 165 S.

Eine kirchengeschichtliche Novelle, deren Hintergrund das Zeitalter ist, welches der Reformation und den Bauernkriegen voranging. Es scheint, daß der Geschichte thatsächliche Vorgänge zugrunde liegen. In einem Dorfe des Tauberthales tritt

ein Bauernpfeifer als Prophet auf, findet ungeheuren Zulauf und großes Ansehen beim Volk. Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange, die kirchlichen und religiösen Wirren, welche er anrichtet, machen ihn bei dem Landesherrn jener Gegend, dem Bischof von Würzburg, mißliebig. Durch einen Handstreich wird er aufgehoben, nach Würzburg auf die Festung gebracht und schließlich verbrannt. Einige Liebeshändel sind in den Gang der geschichtlichen Ereignisse verflochten. Das Buch ist ganz geeignet für reifere Jugend; ist auch die Charakteristik keine hervorragende, so giebt es doch ein Bild der Zeit in manchen treffenden Zügen.

— Nudia. Erzählung von Richard Voß. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) 1889. 201 S. 3 Mark.

Eine Künstlernovelle im Geiste P. Heyse's, aber ohne dessen vortrefflichen Stil. Ein junger Düsseldorfer, Schüler Overbecks, gerät in das weltferne Felsennest Saranesco, wo er von der wunderschönen Nudia in die Wohnung ihrer armen Mutter geführt und von einem eifersüchtigen Mönch alsbald als die Schlange erkannt wird, welche in das Paradies eindringt. Nudia ist so zu sagen verlobt, der Düsseldorfer rät ihr dringend, den Argante zu heiraten, obschon er selbst eine so leidenschaftliche Liebe zu ihr im Herzen trägt, daß er gegen das an sich haltende Mädchen „einen wahren Haß" empfindet. Das ist bekanntlich in unserem vom Geiste der Naturwissenschaft beherrschten Jahrhundert der höchste Trumpf, den ein Romandichter ausspielt, daß er das Wasser brennen läßt. Nudia wird uns als eine Art Zigeunerin geschildert. Sie weiß nicht, daß sie bildschön ist, sie versteht auch nicht, was das ist, wenn ein junger Mann ein junges Mädchen liebt. Nur ganz allmählich kommt sie hinter beide Geheimnisse, und in ihr erwacht ebenfalls eine so leidenschaftliche Liebe, daß sie gegen die Verdächtigungen des Mönchs und ihrer eigenen Mutter nichts einwendet und im Geiste des P. Heyse bedauert, daß der Mönch sie nur mit Unrecht beschuldigen kann. Dessenungeachtet weist sie die Aufforderung, in Rom Modell zu werden, darum weit von sich, weil sie trotz ihrer Abgeschiedenheit recht wohl weiß, was es mit dem Modellstehen für eine Bewandnis hat. Nachdem der junge Düsseldorfer nach Rom zurückgekehrt ist, folgt sie ihm gleichwohl nach und dient ihm als Modell. Sie hat sich eingebildet, daß sie nicht aus Liebe nach Rom gegangen ist, daß sie den jungen Deutschen vielmehr wegen seines Rates, den Verlobten in Saranesco zu heiraten, geradezu gehaßt hat. Doch gestand sie dem Maler später, „daß sie ihn gehaßt hatte, weil sie ihn hatte lieben müssen." Von Argante erwartet sie, daß er eines Tages erscheinen und sie totstechen werde, der verlassene Verlobte begnügte sich aber mit dem Tode des Malers. Nudia erwarb sich dann bis zu ihrem frühen Tod ihren Unterhalt damit, daß sie auch anderen Malern als Modell diente. — Der Verf. ist offenbar in Italien gut bewandert, dagegen ist ihm das kirchliche Gebiet ein unbekanntes Land. Der Mönch nimmt S. 120 brevissima manu die Exkommunikation der lediglich verdächtigen Nudia in einer Weise vor, die dem halbwegs besonnenen Leser den Gedanken nahelegt: Richard Voß phantasiert in den Tag hinein Novellen zusammen, die allen Gesetzen des Lebens widersprechen. Der Verf. hat sich selbst einen „Pessimisten" genannt, dagegen läßt sich nichts einwenden. Dieses Selbstbekenntnis genügt aber, um bei seiner an und für sich geringen dichterischen Begabung den Lesern dieser Zeitschrift den Rat zu geben, die unerquicklichen R. Voß'schen Erzählungen ungelesen zu lassen. O. K.

— Alphonse Daudet. L'immortel. Moeurs parisiennes. (Paris, Alph. Lemerre.) 1888. 382 S. (49 Tausend.)

Der berühmte Romancier scheint die Höhe seines Ruhmes hinter sich zu haben, wenigstens machen die letzten Dichtungen Sappho, l'évangeliste und das vorliegende Buch den Eindruck, als ob die Künstlerhand zu erlahmen beginne. — Unter den „Unsterblichen" werden die meist auf sehr menschliche Weise zur Mitgliedschaft der französischen Akademie Beförderten von den jetonniers selbst im Ernst, vom Dichter im Hohn verstanden. Der Auvergnate Leonard Astier ist Historiker, er hat die Tochter des 98 Jahre alt werdenden Akademikers Rehu geheiratet, um sich den Weg zur „Unsterblichkeit" zu bahnen. In dieser Erwartung hat er sich nicht getäuscht. Die triste Ehe ist durch einen Sohn beglückt worden. Dieser Sohn straft das Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, in der allerentschiedensten Weise Lüge. Dem in alten Manuskripten und vergessenem Schrifttum lebenden Vater steht der Sohn als nüchterner Architekt in unversöhnlichem Gegensatz gegenüber. „Se lancer, brasser des affaires, beaucoup d'affaires, gagner de l'argent tout de suite, voilà ce qu'il ambitionnait, lui, et pas de palmes sur habit vert!" Fatal ist, daß der weit vom Stamm gefallene Sohn so viel Geld braucht und so große Schulden macht. Eines Tages gesteht er der Mutter, daß er 20 000 Fr. haben müsse, widrigenfalls er ruiniert sei. Was thun? Sie stiehlt ihrem „Unsterblichen" aus seinem großen, mit beträchtlichen Summen gesammelten Manuskripten-Schatz einige Briefe Karls V., für die sie von einem Antiquar sofort 20 000 Fr. erhält. Gewissensbisse empfindet Madame Astier nicht im mindesten. Es ist ihr zwar einigermaßen unangenehm, daß sie nach einiger Zeit den Diebstahl eingestehen muß. Als aber infolge des Weiterverkaufs jener Briefe durch einen Chemiker festgestellt wird, daß dieselben unecht, weil auf Papier des Jahres 1836 geschrieben sind, hat das entsetzliche Weib den Mut, den innerlich gebrochenen Mann zu verhöhnen und ihm den Rat zu geben, seine Koffer zu packen. Astier legt sich diesen Rat so aus, daß er am besten thue, in die Seine zu springen, ein Ausgang, wie er korrekter vom modernen Pessimismus nicht erdacht werden kann. —

Unter den Akademiesüchtigen nimmt um seiner Ergebenheit gegen Astier willen der Vicomte Abel de Freydet die erste Stelle ein, ein begüterter,

anständig denkender Landedelmann, der Verse macht und um seiner (jedenfalls geringen) Verse willen auf eine vakante Stelle in der Akademie hofft. Seinen Hoffnungen tritt die krank in der Heimat zurückbleibende Schwester und der in Paris mit ihm zusammentreffende Jugendfreund Védrine entgegen. Während aber jene allmählich zu der verkehrten Ansicht ihres Bruders bekehrt wird, bleibt dieser in seiner Nüchternheit sich stets gleich. Daudet hat überhaupt diesen Freund mit Frau und Kind dazu verwandt, um den durch und durch faulen „Pariser Sitten" die gesunde Lebenslust echten Familienlebens gegenüber zu stellen. Schade nur, daß er diese Lichtseite allzu skizzenhaft behandelt. Auch darin offenbart sich sein Pessimismus. Der junge Astier giebt S. 228 und 229 eine vernichtende Kritik der Pariser Frau — au fond, elle n'aime que la toilette — S. 230 folgt ein Lichtbild weiblicher Krankenpflege, aber die Farben dieses Bildes vermögen nichts gegen den Pessimismus. Es wäre übrigens thöricht, überall da, wo Daudet sich in scharfer Sprache ergeht, auf Pessimismus zu schließen. Wenn er von dem dem Leben entfremdeten, ein nutzloses Bücherleben führenden Historiker Astier auf die Geschichte selbst kommt und von dieser sagt: l'histoire — cette mémoire de l'humanité, soumise comme telle à toutes les maladies, lacunes, affaiblissements de la mémoire," so läßt sich dagegen nicht das Mindeste einwenden. Man kann über jedes Geschichtswerk schreiben „alle Menschen sind Lügner". Auch die urkundlichen Belege trügen. Die Geschichtsfälschung hat zu allen Zeiten geblüht, namentlich dann, wenn Männer unter dem Titel „große Männer" Geschichte gemacht, Thatsachen unterdrückt, umgestellt, Thatsachen erfunden, vergrößert haben. Und wie werden die Historiker getäuscht! Wie ist mit Leonard Astier die ganze französische Akademie getäuscht worden von einem nichtsnutzigen Buchbinder, der auf den Neid der akademischen Genossen spekulirt und die gefälschten Dokumente zu fabelhaften Preisen bei Autoritäten ersten Ranges an den Mann zu bringen wußte. — Man hat Daudet den Vorwurf gemacht, daß seine Romane mangelhaft komponiert seien. Dieser Vorwurf ist durchaus begründet und kann mit dem vorliegenden Buche am besten belegt werden. Die ganze Geschichte zerfällt in zwei lose aneinander geheftete Teile: die Geschichte des alten Astier, des Mannes der Wissenschaft, des membre de l'academie und die mit elenden Liebeshändeln verwobene Geschichte des jungen Astier, der zuletzt eine alte, reiche verwitwete Herzogin heiratet, eine Dame, die so alt ist, daß der Civilstandsbeamte nach dem Eintritt des merkwürdigen Paares und der Zeugen die Bemerkung macht: „Nous n'attendons plus que la mariée." O. K.

— **Beim Lichtspan von Emil Frommel.** (Barmen, Hugo Klein.) 116 S. 1,50 Mk.

Der liebenswürdige Erzähler hat hier eine Anzahl älterer Kalendergeschichten gesammelt. Sie heißen: Um Haus und Hof, Liebe um Liebe, Allerhand Hochzeitsgeschichten, Eine Doktorweisheit und von Allerhand Karten. Wie immer spricht vielfach ein freundlicher Humor aus dem Erzählten und vereinigt sich mit tiefem Ernst zu echt volkstümlicher Darstellung.

9. Verschiedenes.

— **Luthers Fortleben in Staat und Volk.** Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des evangelischen Bundes in Duisburg am 14. August 1888 von Dr. W. Oncken, Professor an der Universität in Gießen. (Berlin, H. Rauther.) 1889. 33 S. kl. 8°. 50 Pf.

In hohen Worten feiert der bekannte liberale Geschichtschreiber und begeisterte Verehrer des evangelischen Bundes Luther, der das Gewissen des deutschen Volkes erst geweckt habe, in dem jeder Blutstropfen deutsch gewesen sei durch und durch. So sehr uns sympathisch ist, wenn Luther sein Recht gegeben wird: manche Punkte des Vortrags sind uns doch sehr zweifelhaft. Luthers Thesen sollen nur „zweifelnde Fragen" gewesen sein. Wir sagen: im Gegenteil: in ihnen bricht der Grundcharakter seines Werkes: Die Begründung des ganzen christlichen Lebens auf die tiefinnerliche Buße (denn das Buße thun, welches den Nachdruck mehr auf das Thun lege, als auf die Veränderung des Gemütes, entspreche nicht der Schrift) (Br. an Staupitz Jen. I, 73) wie ein gewaltiger Bergstrom durch. Gerade in den Arbeiten, die Oncken als den Beginn der eigentlichen Reformation bezeichnet, die großen genialen Schriften von 1518 ff., erscheint Luther in dem Stadium, da er die auf ihn eindringenden fremden Ideen sich vom Herzen schreibt und überwindet Und hat Luther wirklich, wie Oncken von ihm rühmt, die Reform der Kirche durch den Staat verlangt, oder hat er mit einer Schneidigkeit, die ihn während der Kulturkampfzeit wohl ins Gefängnis gebracht hatte, die Scheidung von geistlichem und weltlichem Schwert gefordert? Man muß schon eine recht dicke Partei-Binde vor den Augen tragen, um Luther zum Schöpfer der Staatsomnipotenz auch in kirchlichen Dingen zu machen und daran anknüpfend auch einen Ausfall gegen die Ultramontanen zu machen, welche Kirchen- und Schulfreiheit forderten; aber damit die Auslieferung des Staates und der Schule an die römische Weltkirche erlangen wollten. Das umfaßt nahezu ein Drittel des Broschürchens. Prof. Oncken, der sich mit Recht über Lutherbilder, wie sie Aurifabers und Lauterbachs Tischreden oder Goethe im Götz (Br. Martin) liefern, entsetzt, bietet da doch auch eine Gestalt, von der es besser hieße: so redete ich, wenn ich (Oncken) Luther wäre. Daß Luther den Summepiskopat nur als Notstand zuließ, daß er den Begriff Staat in seiner heutigen Bedeutung noch nicht kannte, davon steht in dem Schriftchen nichts. Eingehendere Besprechung finden noch Luthers Reise nach Worms und Auftreten auf dem dortigen Reichstage. Auch nach dem Urteile Onckens, begründet durch die bezüglichen Forschungen Burkhardts, Köstlins, A. v. Dommers, haben die viel angefochtenen Schlußworte Luthers vor Kaiser und Reich gelautet: 1) Ich kann nicht anders; 2) Hier

stehe ich; 3) Gott helfe mir. Am Schlusse seines Vortrags spricht sich der Gießner Professor noch sehr lebhaft für die Lutherfestspiele in der Kirche, womöglich ausgeführt durch Studenten, aus.
A. F.

— Bilder christlichen Lebens von Carl Gehrts. Herausgegeben von Gustav Gerock. (Leipzig, C. T. Ameiangs Verlag.)

Die Gedichte in diesem Prachtwerk sind von bekannten Autoren, Julius Sturm, Rückert, Carl Gerock und anderen, die der Kritik nicht bedürfen. Der Inhalt teilt sich nach Glaube, Liebe und Hoffnung in drei zusammengehörige Gruppen, deren erste fünf, die beiden letzten je drei Bilder zeigen. Die Bilder, vortrefflich in Lichtdruck ausgeführt, geben meist ein Hauptbild, umrahmt von Arabesken und Vignetten, in denen teils kleinere Bilder sich zeigen, teils Allegorieen mit großer Feinheit und Gedankenreichtum sich angedeutet finden. Der Name Carl Gehrts bürgt überdies dafür, daß nur künstlerisch vollendetes geboten wird. Was freilich den Geist betrifft, der in den Bildern zum Ausdruck kommt, so ist es weit mehr der modern realistische, als der klassisch idealistische, den wir auf dem religiösen Gebiet doch nicht so vermissen mögen, wie er hier stellenweise vermißt wird. Der Geschmack ist ja aber in dieser Hinsicht verschieden. Wer Klassizismus und Idealismus will, wird mehr zu Plockhorst, Hofmann, Pfannschmidt greifen, wer den Realismus liebt, wird bei Carl Gehrts seine volle Rechnung finden.

Der Preis von 16 Mk. ist hoch für das Werk, indessen vielleicht nicht zu hoch, da es dem Geschmack der Zeit entgegen kommt

— Aendert eure Geselligkeit! Ein Mahnruf ins deutsche Volk hinein von Dr. A. Portig, Pastor in Bremen. (Bremen 1889, Verlag von G. A. v. Halem.) 32 S. 0,50 Mk.

Auf der Gothaer Versammlung des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke am 13. und 14. September hat der Verfasser seinen Gedanken über eine wünschenswerte Aenderung unseres heutigen Gesellschaftslebens Ausdruck verliehen und dieselben in vorliegender Schrift als Mahnruf an weite Kreise gerichtet. Kein Uebermaß der Geselligkeit, keine verfrühte, keine einseitige, keine zu materielle und keine zu späte Geselligkeit — das sind die Forderungen des Verfassers, denen man aus vollem Herzen zustimmen kann, und die er in gewandter Darstellung, ohne allzu ängstlich und pedantisch zu werden, in beherzigenswerter Weise vorbringt. Was er dabei, wohl im Hinblick auf die Veranlassung, bei der er redete, diese Mißstände besonders betonend, über Gesellschaftsvöllerei, Gesellschaftsalkoholismus sagt, ist vorzüglich treffend.

Gegen verschiedene Mißbräuche jedoch hat der Verfasser unseres Erachtens nicht energisch genug protestiert. So wenn er z. B. sagt: „Einen großen Nutzen dieser Kinderbälle kann ich nicht erblicken, und ich glaube, der Nachteil ist in vielen Fällen größer als der vermeintliche Nutzen." Das ist viel zu milde ausgedrückt, wenn auch der Verfasser zu dem Resultate kommt: „Ich kann ihnen (den Kinderbällen) eine berechtigte Stellung im Gebiete der Kinderlust nicht einräumen." S. 13 wagt der Verf. zu vermuten, daß ein Kind, nachdem es in Gesellschaft Wein oder Champagner getrunken und die Nacht um 12 oder 1 Uhr heimgefahren ist, am anderen Morgen in der Schule „doch vielleicht müde ist." Die neueste Blüte der Kindergeselligkeit, die Konfirmandinnentheegesellschaften (ein hübsches Wort!) werden nur mit der Frage „Wozu?" abgethan und es mag wohl richtig sein, wenn der Verf. glaubt, daß die jungen Mädchen dabei nicht von der Konfirmation und dem Unterricht im Lehrsaal sprechen, sondern nur eine neue Gelegenheit zu geselliger Zerstreuung darin finden. Für unseren Geschmack hätten diesem verschiedenartigen Unfug gegenüber die Worte der Zurückweisung weit kräftiger sein können.

Um überhaupt als „Mahnruf in's deutsche Volk hinein" gehört zu werden, dazu hätte doch die Stimme des Verf. etwas lauter erhoben werden und von einem allgemeineren Standpunkte aus ertönen müssen. Seine Bemerkungen sind doch wiederholt allzusehr auf die Verhältnisse in Bremen zugespitzt. Doch ist das vielleicht gerade für die meisten Leser der Broschüre ein Vorzug, über den wir deshalb nicht streiten wollen.

Wohin übrigens unsere Damengeselligkeit bald kommen wird und zum teil schon gekommen ist — Damenskatabende sind in vielen Städten bereits keine Seltenheit mehr — dafür erlauben wir uns dem Verf. eine von ihm übersehene Neuerung des Gesellschaftslebens vorzustellen. In No. 22 des letzten Jahrgangs von „Zur guten Stunde" wird der Einführung von Spielkursen für Damen das Wort geredet. Es heißt da: „In Amerika hat eine sehr vorzügliche Kartenspielerin Miß Wheelock eine Art Kursus zum Erlernen der hauptsächlichsten Spiele eingerichtet und schon über 200 Schülerinnen ausgebildet, von denen etliche nun wieder als Lehrerinnen des Kartenspiels in die Häuser gehen und Spielabende einrichten, bei denen die Sache ganz ernsthaft und systematisch betrieben wird. Die Einrichtung solcher Spiellektionen wäre auch für uns ganz angezeigt, denn vielfach bilden sich Damenspielkränzchen für einzelne Abende, wo die Herren durch Berufs- oder gesellschaftliche Pflichten allein in Anspruch genommen sind." — Das kann ja hübsch werden! Warum führt man die systematischen und ernsthaften Spiellektionen nicht in das Programm der höheren Töchterausbildung ein? Was will dagegen die „Stammtischlerei" heißen, von welcher der Verf. mit Recht, aber etwas seltsam, sagt: „Wie viel Verdienst wird da auf die Kneipe getragen und in den Leib gegossen!?" — Sch. K.

— Erklärungen der Tollheit. Von John Haslam. Aus dem Englischen. (Leipzig, Verl. Otto Wigand.) 1889. 59 S.

Wir haben dieses Buch eingefordert, weil wir in der Anzeige den Namen von John Haslam

fanden. Leider müssen wir sagen, daß das Buch im Grunde garnicht zu rezensieren ist. Es ist die Geschichte eines Verrückten zu Anfang dieses Jahrhunderts, welcher behauptet, daß er von gewissen schändlichen Leuten durch ein fabelhaftes Instrument, den „Luftwebestuhl", in einem gewissen geistigen Bann gehalten worden sei. Der Uebersetzer hat das tolle Ding als Spiritist übersetzt; er behauptet, daß es sich bei jener angeblichen Einwirkung durch den Luftwebestuhl lediglich um die sogenannte „Telepathie" handle, die ja jetzt bei den Hypnotisten eine so große Rolle spielt und sogar den König Milan von Serbien zur Thronentsagung veranlaßt haben soll. Uebrigens sind wir aus dem Buche nicht recht klug geworden und wir fürchten, daß es Andern nicht anders ergehen würde.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Die Stellung des Reiches zur sozialdemokratischen Partei. Schreiben eines nationalliberalen Reichstagsmitgliedes an den ehemaligen Redakteur der unterdrückten „Hamburger Rundschau" und Antwort des Letzteren. Herausgegeben von Hermann Grüning. (Hamburg, Verlag von Hermann Grüning.)

Die Gründung des Norddeutschen Bundes. Ein Beitrag zur Lehre von der Staatenschöpfung. Von Karl Binding. Sonderabdruck aus der Festgabe der Leipziger Juristen-Fakultät für B. Windscheid zum 22. Dezember 1888. (Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot.)

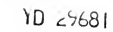
Die deutsche Genossenschaft von Rudolph Sohm. Sonderabdruck aus der Festgabe der Leipziger Juristen-Fakultät für B. Windscheid zum 22. Dezember 1888. (Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot.)

Zu den geltenden Verfassungs-Gesetzen der evangelischen deutschen Landeskirchen herausgegeben von Dr. Emil Friedberg, Professor an der Universität Leipzig, ist im Verlage von J. C. B. Mohr, Freiburg i. B., der erste Ergänzungsband erschienen. Derselbe enthält die seit Herausgabe des Hauptwerkes erlassenen Kirchengesetze und Verordnungen der folgenden Staaten oder Kirchengemeinschaften: des Königreiches Preußen, sowohl seiner alten, wie seiner neuen Provinzen, der Königreiche Baiern und Würtemberg, der Großherzogtümer Baden, Hessen, Oldenburg, Sachsen-Weimar-Eisenach, Herzogtum Anhalt, Fürstentum Reuß ä. L., der freien Städte Hamburg und Bremen, der evangelischen Kirche Oesterreichs augsb. und helv. Confession, der evangelischen Kirche Siebenbürgens A. B. . . Der Herausgeber hat die einzelnen Gesetze und Verordnungen mit kurzen, das Verständnis erleichternden einleitenden Bemerkungen oder Bemerkungen unter dem Text begleitet. Der Preis des Ergänzungsbandes beträgt 8 Mark.



Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.


Heilanstalt
Zwiefalten
Q
Con 6a


YD 29681

